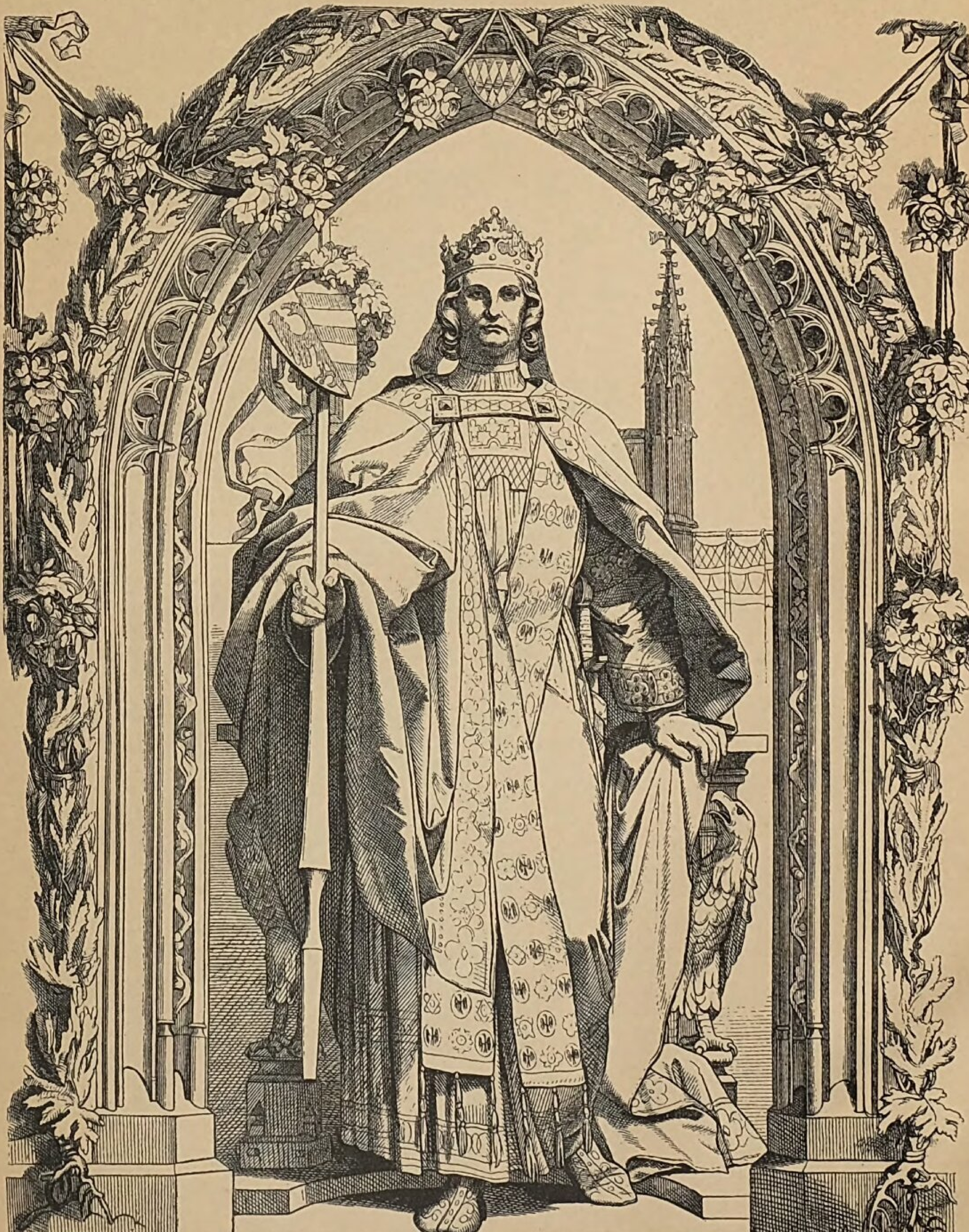


Ludwig der Bayer.

Illustrierte

Geschichte von Bayern

von

Mathieu Schwann.

Zweiter Band

(1125—1508).

Mit sämtlichen Bildern der Königl. Nationalgalerie in München in Holzschnitt und zahlreichen Original-Illustrationen von Emil Nietzsch Sohn.

Stuttgart
Süddeutsches Verlags-Institut.
(1891)

Druck des Süddeutschen Verlags-Instituts
in Stuttgart.

Die Grundlegung

des territorialen Einheitsstaates in Bayern

(1125—1508)

von

Mathieu Schwann.

Anmerkung des Zeichners. Die der ersten Hälfte des zweiten Bandes beigegebenen Textillustrationen haben die manessische Bilderhandschrift 1300, Tapeten und Teppiche aus dem 11. Jahrhundert, das Psalterium aureum, Siegel, Grabmäler und andere authentische Quellen zum Vorwurf.

Den besten Freunden

meinem Vater, Herrn Sanitätsrat Dr. Fr. J. Schwann

und

meinem Lehrer, Herrn Professor Dr. K. Th. Heigel

in treuer Liebe und Dankbarkeit gewidmet

vom Verfasser.

Vorwort und Einleitung.

Als ich vor ungefähr zwei Jahren den ersten Band schloß, that ich dies in einer einheitlicheren Stimmung wie jetzt, wo mir das gleiche Glück bei dem zweiten Bande beschieden ist. Und das liegt zum größten Teil an dem behandelten Stoffe selbst. Damals konnten wir mit großen Schritten das bayerische und deutsche Leben durcheilen, und im Kampfe der einander entgegenstehenden Gewalten ergriff uns selbst der Eifer und eine herzliche Teilnahme an den großen Erfolgen, wie ebenso an den Mißerfolgen, deren Schwere und Bedeutung wir aber erst im zweiten Bande vollauf zu ermessen vermochten. Hier überwogen die letzteren, und da der Geschichtschreiber nie aufhören kann und nie aufhören soll, Mensch zu sein, so wurde uns das Ringen der bayerischen Volkselemente gegen stärkere Mächte zu einem persönlichen, wir rangen mit und suchten die Knüppel zu beseitigen, welche uns bei jedem Schritte vorwärts zwischen die Füße geworfen wurden. Das aber ermüdet auf die Dauer. Dieser Kleinarbeit, welche wir zu verrichten gezwungen waren, hätten wir wohl einen größeren Reiz abgewinnen können, wenn es uns vergönnt gewesen wäre, dieselbe mehr kulturgeschichtlich zu beleben. Das Ziel ward auch stets im Auge behalten, allein es konnte von uns da doch keineswegs in der ausführlichen Weise vorgegangen werden, wie es zu jenem Zwecke notwendig gewesen wäre.

Ein zweiter Grund aber, der unsre Stimmung aus der Höhe einer ungebrochenen Zuversicht herabdrückte, war die nach und nach in uns aufdämmernde Einsicht, daß dem Werke der Leserkreis noch nicht zu teil werde, für welchen es bestimmt war. Und darüber beruhigte mich auch die Anerkennung nicht, welche dem ersten Bande in der bayerischen und nicht minder in der außerbayerischen Presse zu teil ward. Das allgemeine Interesse an der vaterländischen Geschichte ist in Bayern noch nicht erwacht, und wenn auch gerade in unserer Zeit die bedeutendsten Anstrengungen gemacht werden, dasselbe wieder zu erwecken, so durch das große Werk Riezlers, eine Arbeit, deren Schwere man auf jeder Seite herausfühlt, so durch die bayerische Bibliothek, deren schöne und kunstvolle Ausstattung allein genügen sollte, ihrem Bestehen und Gedeihen jene Anteilnahme zu sichern, auf die solche Werke eigentlich schon berechnet sind, so treten diesem Eifer auf der andern Seite doch Erscheinungen gegenüber, welche den Wert dieser Werke für die größere Allgemeinheit einstweilen noch als illusorisch erscheinen lassen. Und das hat seinen Grund einerseits in dem geschichtlichen Wachstum des bayerischen Geisteslebens selbst, andrerseits in dem Umstande, daß in unserem Geistesleben wieder einmal dem Streben nach Wahrheit das Streben nach tendenziösen Zwecken beigemischt zu werden beginnt. Wo derartige Vorworte geschrieben werden können, wie sie Schreiber dem ersten Band seiner bayerischen Geschichte voransetzt, wo man ein rein wissenschaftliches Werk, wie dasjenige Riezlers, einfach mit der Behauptung abthun zu können glaubt, es verfolge eine antikirchliche Tendenz, wo ein Werk lediglich dem Umstande sein Entstehen verdankt, daß der Verfasser eine Waffe im politischen Tageskampfe seinen Lesern zu schaffen bemüht ist, da ist von einer höheren geistigen Erfassung geschichtlicher Wahrheit, von einem unbedingten und rücksichtslosen Streben nach ihr keine Rede. Wer aber aus der Geschichte selbst gelernt hat, daß gerade diese reaktionäre Haltung stets das Schwergewicht abgegeben hat, welches eine frohe und jugendfrische Fortentwicklung in ihren ersten Anfängen lahm legte, wer erkannt hat, was die Entwicklung Bayerns in früheren Epochen niederhielt, wie hier das äußere Hängenbleiben an einer früheren Kulturstufe, derjenigen des Ackerbaus, auch das geistige Bauerntum im Gefolge hatte, dem möchte die Besorgnis erwachen, daß alle die mächtigen Anstrengungen der wittelsbachischen K ö n i g e, ihr Volk auf eine höhere Stufe der geistigen Entwicklung hinaufzuführen, doch nur einen sehr relativen Erfolg haben dürften. Wir verscheuchen diese Besorgnis, indem wir auf das mächtige Wachstum

Münchens schauen, das als wissenschaftliche und künstlerische Metropole des Landes mit seiner Entwicklung unfehlbar auf diejenige des ganzen Landes zurückwirken muß und zurückwirkt; wir verscheuchen sie, indem wir auf das kraftvolle Streben der bayerischen Kunst schauen, von der sich gerade jetzt der ein Bild zu machen vermag, der ihre Werke auf der internationalen Kunstausstellung in Berlin neben den Produkten andrer deutschen Länder zu sehen Gelegenheit hat und bemerkt, mit welch gesundem und starkem Können diese bayerische Entwicklung der andern voranleuchtet, wie sie die deutsche Kunst mit einem Inhalt und einer Technik erfüllt, wie wir es seit der Renaissancezeit nicht mehr erlebt haben; wir verscheuchen die Besorgnis, indem wir auf das bayerische Volk selbst hinweisen, dessen Mißtrauen gegen Fremdes schwindet, je mehr die wunderbare Natur des bayerischen Landes neben den Werken der Kunst die Fremden anlockt und so einen Verkehr nach Bayern hereinbringt, den gerade diese Natur in erster Linie einst vom Lande ferngehalten. Eine Herausarbeitung der Lebenshaltung aus dem Groben ist davon die nächste Folge, und wie sich dies namentlich an der Verschönerung der bayerischen Städte, an der Steigerung der praktischen und dabei doch bequemen Einrichtungen der vielbesuchten Land- und Kurorte zeigt, so tritt es andererseits in der regen Anteilnahme größerer Volksteile an den künstlerischen, sozialen und kulturellen Bestrebungen der Neuzeit offen zu Tage. Eine solche Anteilnahme kann und wird niemals eine beschränkte, gewissermaßen auf einzelne Gebiete lokalisierte bleiben, sie wird sich ausdehnen und Bedürfnisse schaffen, von denen man früher keine Ahnung hatte, und mit dieser Ausdehnung wird sie namentlich sich auch den wissenschaftlichen und litterarischen Bestrebungen zuwenden, sie wird auf die teilweise Verfahrenheit der bayerischen Presse heilend und bessernd zurückwirken und sie aus dem rein tendenziösen oder rein geschäftlichen Getriebe hinausheben zu einer höheren Auffassung ihrer Pflicht und Stellung, die sie befähigt, dem allgemein erwachenden Bedürfnis nach geistiger Nahrung und Bildung in immer umfassenderer Weise Rechnung zu tragen. Es wird uns im dritten und letzten Bande obliegen, namentlich auf diese Verhältnisse einen Blick zu werfen, wir werden da Beispiele anzuführen haben, an denen es klar wird, wie diese Umwandlung sich bereits hier und dort mit glücklichstem Erfolge zu vollziehen begonnen hat und immer weiter vollzieht, und mit diesem Ausblicke in unsere Gegenwart, in die Zeit, da die hohe geistige Einwirkung der jüngeren Wittelsbacher zu einem ersten Abschluß gekommen ist, wollen wir uns aus der Bieratmosphäre einzelner Volksschichten erheben in jene freie und wunderbare Luft, welche die bayerischen Berge und Wälder mit ihren Düften umfließt und einem großen und gesunden Teile des bayerischen Volkes Auge und Herz lebendig und frisch erhält, so daß uns die Sorge vor einem künftigen Mangel an gesunden Pionieren der geistigen und kulturellen Arbeit wie ein dunkler Traum verläßt, den die ersten Strahlen der Morgensonne verscheuchen. Die herrliche Natur des bayerischen Landes ist in erster Linie ein Gesundbrunnen für die nervös Erkrankten unseres ganzen deutschen Vaterlandes geworden; diesen von der Kultur Uebersättigten und Ueberarbeiteten hat sie sich mit ihrem ganzen unerschöpfbaren Reichtum erschlossen. Mögen sie die erlangte Gesundheit und Kraftfülle hinaustragen und sie in Wirkung setzen überall in deutschen Landen!

Und wer etwa auf die lebhafte Konkurrenz auf künstlerischem Gebiete hinweisen wollte, die eben im Norden sich bemerkbar macht, dem sagen wir, die Geschichte hat bereits das Thema festgestellt. Es heißt nicht „Berlin oder München", sondern „Berlin und München", und daß wir eine Kunst haben, die zwei und mehr deutsche Städte mit dem regsten Leben zu erfüllen vermag, soll jedem Deutschen eine Freude sein. „Berlin oder München" könnte es nur heißen, wenn letzteres freiwillig zurückträte, wenn die Anteilnahme der bayerischen Bevölkerung an dem Wachstum der Kunst zu weichen begänne und erschlaffte, wenn die Künstler gezwungen würden, für ihre Schöpfungen eine andere Markthalle aufzuschlagen und ihnen jener materielle und ethische Boden im bayerischen Volksleben selbst entzogen würde. Ist daran wohl zu denken? — Und wenn nicht daran zu denken ist, wenn es der Kunst gelingt, diesen Boden zu behaupten und immer ertragreicher und kräftiger zu gestalten, dann ist dieser Boden nicht nur der Kunst gewonnen, sondern eben wiederum aller geistigen und kulturellen Arbeit. „Lauter „Nudelmaier" giebt es denn doch auch bei uns nicht." So schrieb mir ein treuer Freund jüngsthin, als ich ihm über die Eindrücke, welche Berlin bei meinem ersten Besuche der Kaiserstadt auf mich machte, Bericht erstattet hatte. Und wer das Bayerland kennt, wer all das rege Leben und Treiben auf litterarischem, künstlerischem, wissenschaftlichem und sozialem Gebiete zu beobachten Gelegenheit hat, wird wohl zugestehen, daß das Nudelmaiertum nicht die Physiognomie dieses Lebens ist, daß dieses Erzeugnis des gebildeten Stumpfsinns nicht den Münchnern, nicht den Bayern allein oder auch nur vorzugsweise eigentümlich ist, sondern sich überall da vorfindet und von sich reden

macht, wo gegen eine ältere behäbige Gewohnheit der Kampf um eine neue und inhaltreichere Lebenshaltung entbrannt ist. Daß in München die Nudelmaieriaden erfunden wurden, zeigt, wie hier der Kampf erst recht entbrannt ist und weiter brennen wird, bis seine Wärme die Früchte gereift, die man von ihm erwartet, bis die ganze Familie Nudelmaier, der Satire entfliehend, sich zu jenem Grade wirklicher Bildung erhebt, die sie bei ihren komischen Sitzungen so gerne auszukramen Gelegenheit nimmt. Der Trieb ist da überall, und daß er befriedigt werde, hat Jungwittelsbach sich zur Aufgabe gestellt. Warten wir das Ende dieser Gegenbewegung ab und räumen wir ihr die Hindernisse möglichst aus dem Wege, welche die Stetigkeit ihres Ganges hemmen oder unterbrechen könnten!

Und wenn wir nun dem zweiten Bande eine kurze Einleitung voranschicken, so kommen wir damit einem Wunsche der Verlagshandlung entgegen, welche denjenigen, die sich für gewisse Epochen besonders interessieren, die Anschaffung der einzelnen Bände zu ermöglichen wünscht, zumal das Werk zu einem Umfang gediehen ist, der sich anfänglich nicht voraussehen ließ, aber doch notwendig war, wollten wir auf das Hauptmoment, den innern Zusammenhang der einzelnen Thatsachen, die natürliche Entwicklung derselben nach Möglichkeit und Können darzuthun, nicht verzichten. In dieser Beziehung waren eben die Vorarbeiten sehr gering und lückenhaft, es blieb fast alles zu thun, und wenn wir uns auch nicht schmeicheln, alles gethan zu haben, so ist doch einmal der Versuch eines Anfangs nach dieser Seite gemacht, von dem aus weiter gearbeitet werden kann, von dem aus auch jeder einzelne in seinem engeren Heimatsgebiete weiter zu arbeiten vermag, um so die großen Gesetze, nach denen sich die bayerische Entwicklung unserer Ansicht nach vollzog und vollziehen mußte, entweder im einzelnen zu bestätigen oder aber abzuändern und damit die Möglichkeit neuer und weiterer Gesichtspunkte zu gewinnen. Um nun dem zweiten Bande ein einigermaßen selbständiges Dasein zu geben, wiederholen wir in der Einleitung kurz die Hauptmomente der bisherigen Entwicklung, wie sie im ersten Bande verfolgt und dargethan wurden.

Im ersten Bande versuchten wir zunächst, uns mit dem Lande selbst bekannt zu machen, die Eigenschaften des Bodens zu schildern, auf dem das spätere Wachstum des bayerischen Volkes und Staates sich zu vollziehen hatte; wir gaben dann einen Bericht über das alte Bayerland und seine Bewohner und erkannten, wie die keltische Kultur sich zersetzte infolge der allzufrühen und allzuinnigen Berührung der keltischen Völker mit der ausgebildeten Kultur der Mittelmeerländer, wie diese Zersetzung weitergreift über die Grenzen des engeren keltischen Landes, über Gallien hinaus und alle jene Völkerschaften in Mitleidenschaft zog, die an der natürlichen Entwicklung des keltischen Mutterlandes einen Rückhalt und eine Stütze gefunden hatten. Dieses Zurücktreten des keltischen Elementes hatte sodann das unmittelbare Vordringen der Römer gegen Norden zur Folge. Aber in die Stelle der Kelten drängten von Norden und Osten her die Germanen. Ihr erster Versuch, in die Mittelmeerländer einzudringen, scheiterte, aber er nötigte das Römervolk andrerseits, auf den Schutz seiner Grenzen bedacht zu sein. Da standen dann zwei Elemente einander gegenüber, deren Nebeneinander nicht zu denken war. Der Kampf der Römer gegen die Germanen setzte ein, der Kampf einer hochentwickelten Kultur mit den jungen, unverbrauchten und unberührten Kräften der Natur. Die Römer drangen in die Alpenländer ein, deren teilweise Romanisierung gelang. Das romanische Element, das Element der Vermischung alter und junger Völkerreste, übernahm die Vermittlung, und so ward auch in den Alpenländern die Brücke geschlagen, über welche der Nachbarverkehr sich zu entwickeln vermochte. Erst diesem mehrhundertjährigen Verkehr verdankten die Germanen die Fähigkeit, Träger einer späteren Kultur zu werden. Schon Marbod hatte für seine Markomannen auf altkeltischem Boden in Bojenheim eine neue Heimat gesucht und gefunden. Das Eindringen der Kultur, eine Folge der Seßhaftigkeit, zu der die Germanen allmählich infolge der starken Einschnürung durch das Römervolk gezwungen wurden, zeigte sich zunächst in dem Uebergang der alten Wanderkultur zum Grundbesitz und der Erhebung der bisherigen militärischen Heerführer zu staatlichen Obergewalten. Diese Centralisation der germanischen Völkerschaften ging Hand in Hand mit einer Decentralisation des römischen Lebens. Während unter den deutschen Heerführern sich mehr und mehr die verwandten und benachbarten Stämme zu großen Gesamtgruppen zusammenschlossen, verlor das Römerheer den nationalen Boden. Fremde Elemente drangen ein, die Zersetzung des römischen Staates schritt in rascher Folge fort, während zugleich die neue Weltanschauung, wie sie von Christus vorbereitet worden war, sich mit den jüngeren Völkerelementen verband. Der Untergang Westroms ward zur Thatsache.

So hatten wir versucht, ein Bild Deutschlands im ersten Jahrhundert nach Christus zu geben und legten unsern Schilderungen die Berichte des Tacitus zu Grunde, wir schritten fort in die letzten Zeiten der Wanderung und wendeten dann den engeren Verhältnissen in Bayern und an der Donau unsere Aufmerksamkeit zu. Hierher war mit der alten römischen Kolonisation das Christentum gedrungen. Einen Apostel dieses Geistes der Menschenliebe lernten wir in dem hl. Severin kennen, dessen Wirken in die Zeit fiel, da an der Donau das Eindringen der germanischen Elemente, der Rugen, Alamannen und Thüringer sich vollzog, und der alten römischen Kultur ein Ende bereitete. Die Einwanderung von Ostgoten in Italien, die Eroberung der alten römischen Provinzen zugleich mit derjenigen des Mutterlandes ermöglichten erst den dauernden Uebergang der Donauländer in den Besitz der Germanen. Das Land war der germanischen Kultur gewonnen, und die Bayern tauchten auf. Ihr erstes Erscheinen, ihre Herkunft sind in Dunkel gehüllt, allein wohl kaum in größeres Dunkel, als die Herkunft der andern deutschen Völkerbünde. Dem Untergang der alten deutschen Völkergruppen, der Untermischung und Durchsetzung aller durch alle, einer Folge der Wanderung und der nach der Wanderung eintretenden Seßhaftigkeit, entstammten erst jene Völkergruppen, welche mit dem Boden auf dem der zurücktretende Strom sie zurückließ, zu einem Ganzen zusammenwuchsen und von der neuen Heimat ihren erdgeborenen Charakter empfingen.

Mit der Seßhaftigkeit ward der Krieger zum Bauern. Eine neue Ordnung setzte ein, in welcher die Kultur des Südens und Westens abermals eine Rolle zu spielen begann. Allein die Offensive gegen den Osten und Norden erhielt die Eigenart der germanischen Elemente, und so finden wir gegen Osten hin eine stete Mehrung deutsch-nationaler Besonderheit. Es läßt sich denken, daß alle kulturellen Errungenschaften hier weit später zur Geltung kamen, als im Westen, so namentlich behauptete die alte natürliche Religion und mit ihr die demokratische Opposition gegen die Monarchie hier ihre Stärke. Gegen Ende des fünften Jahrhunderts nun machte sich eine doppelte Bewegung bemerkbar: die katholische Kirche zog ihre Kräfte zusammen, sie erhob sich dem Arianertum gegenüber zu einer einheitlichen Macht; die fränkische Monarchie trat mit der gotischen Macht und dann mit den übrigen deutschen Stämmen in den Kampf um die Hegemonie. Der Untergang des Gotenvolkes beschleunigte das Emporkommen der Franken, welche jenes Ziel bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts erreichten. Aber mit der Aufhebung des bisherigen Gegengewichts kam auch der Verfall in das fränkische Reich. Sollte der im Westen wieder einsetzenden Romanisierung ein Ziel gesetzt werden, so konnte dies nur durch Verstärkung der Franken durch germanische Elemente geschehen. Die Franken schritten zur Unterwerfung der Germanen östlich des Rheins. In der Zeit dieses Kampfes traten die Bayern in die Geschichte ein. Ihr erstes Wachstum vollzog sich unter dem Druck zweier entgegenstehenden Gewalten, des Goten- und Arianertums, des fränkischen Reiches und der römischen Kirche. Ihr ferneres Wachstum vollzog sich ebenso unter dem Drucke der fränkischen Monarchie und der an die Stelle der Goten in Italien tretenden Langobarden und Halbarianer. Als eine jüngere Völkerschaft kennzeichnen sich die Bayern schon allein durch den Umstand, daß bei ihnen wie bei den Sachsen ein alter Adel die Führung hatte. Es ist dies jenes Volkselement, welches in sich selbst zu einer gewissen Reife und Stetigkeit gediehen ist und bei jüngeren Völkerschaften die Führung zu einer höheren Kulturstufe übernimmt. In dieser Kulturvermittlung besitzt der Adel seine natürliche Berechtigung. Diese jungen Völkerschaften des deutschen Ostens, vor allen Bayern und Sachsen, wurden nun jener im Westen überhand nehmenden romanischen Kultur gegenüber zu einem festen Bollwerk des deutschen Elements, und die Bayern fanden für ihren Teil eine Stärkung ihrer deutschen Art in dem ihnen alsbald aufgenötigten Kampfe gegen Avaren und Slaven im Südosten.

Von hier aus verfolgten wir die bayerische Entwicklung, wie sie sich unter den Volksherzogen der Agilulfinger vollzog. In Franken löste sich die Monarchie von dem alten Königsgeschlechte der Merovinger und ging an die Führer des neuen Amtsadels, an die Pippiniden, über. In Italien waren die Langobarden in den Gegensatz zur römischen Kirche getreten, und in Bayern drang allmählich das Christentum ein, aber nicht in Form einer einheitlichen Lehre, da fränkische und römische Missionare hier in Konkurrenz traten und zugleich die Nähe der arianischen Langobarden ihren Einfluß geltend machte. Mit Karl Martell erheben sich die Franken zu Vorkämpfern des Christentums, und Bayern fiel unter die Herrschaft der Franken. Ein fast hundertjähriger Kampf der Bayern um ihre Selbstständigkeit nahm mit der Entthronung des letzten Agilulfingers Tassilo III durch Karl den Großen sein Ende. Bayern wurde fränkische Provinz. Es ward ihm das gleiche Schicksal bereitet, wie es ehedem die Thüringer und Alamannen, wie es nun mit ihm die Sachsen und Langobarden traf. Unter

fränkischer Führung vereinigten sich die deutschen Stämme zum erstenmal zu einer großen Gemeinschaft, ihr späteres Leben erhielt von hier aus die Direktive und die Möglichkeit, sich selbständig dem Zusammenschluß anderer Völkerschaften zu nationalem Gemeinleben gegenüber zu behaupten. Unter einem doppelten Einfluß hatte das erste Wachstum Bayerns sich vollzogen, dieser Einfluß hatte zersetzend auf seine Entwicklung gewirkt, und die Thatsache, daß Tassilo von eigenen Landesangehörigen den Franken verraten wurde, erscheint uns als erstes Resultat dieser im bayerischen Stamme eingetretenen Spaltung.

Mit der Unterwerfung Sachsens und Bayerns aber erweiterte sich die Aufgabe des Frankentums zu einer deutschen. Nicht nur im Osten hieß es das deutsche Element gegen Slaven und Avaren vertreten, sondern ebenso im Westen gegen die Romanen, und im Süden traten die Deutschen die Erbschaft der Goten und Langobarden an. Und dieser Umschwung vollzog sich unter den Nachfolgern Karls des Großen. Seine Dynastie ward wie sein Streben zur Unmöglichkeit, als zu Tage trat, wie sein aus romanischem Denken erwachsener Plan zur Weltherrschaft mit dem natürlichen Wachstum der deutschen Stämme im Gegensatz stand. Schon unter Ludwig dem Deutschen ward der Schwerpunkt des neuen Reiches nach Bayern verlegt. Dem reinen Deutschtum ward damit vorgearbeitet. Die Entwicklung östlich und westlich des Rheins trat auseinander, es befestigten sich im Laufe des 9. Jahrhunderts jene nationalen Grundlagen, auf denen ein Franzosen-, Italiener- und Deutschtum erwachsen konnte. Nach dieser Wandlung ging die Herrschaft im östlichen Frankenreich nach kurzer Anlehnung an Bayern vollends und naturgemäß an den rein deutschen Stamm der Sachsen über.

Mittlerweile waren die Ungarn in jene Gebiete eingerückt, welche einst von den Avaren bewohnt gewesen waren. Ein neuer Kampf gegen Magyaren, Slaven und Normannen hub an, aber Bayern traf in diesem Kampfe ein vernichtender Schlag: die Niederlage vom Jahre 907. Der bayerische Adel fiel in der Schlacht, dem bayerischen Stamm ward jene natürliche Kraft entzogen, die, dem eigenen Leben entstammend, dasselbe wachsend weiterbildet, die Initiative ging ihm verloren, ebenso aber jenes Volkselement, durch welches Bayern bisher in der lebendigen Verbindung mit dem allgemeinen Kulturleben geblieben war. Fremde Einflüsse gewannen über das eigene Wollen und Streben das Uebergewicht, Bayern ward in den engeren Kampf hineingezogen zwischen der Entwicklung des Franken- und Schwabenlandes, Westdeutschlands, und derjenigen des Sachsenlandes, Ostdeutschlands. Das eingeborene Herzogsgeschlecht der Luitpoldinger trat ab, und fremde Geschlechter rangen um die Führerschaft in Bayern. Die Sachsen gewannen zunächst und naturgemäß den Vorsprung. Bayern trat unter der Führung Heinrichs I an die Seite Sachsens. Allein alsbald nach dem Tode desselben suchte der Sohn der Luitpoldingerin Judith dem sächsischen Uebergewicht gegenüber nach einer Verstärkung im Westen. Er lehnte sich an Schwaben und Burgund an. Kaiser Otto II trat ihm entgegen, und der Bürgerkrieg in Bayern entbrannte. Das Ende war, daß die Ost- und Nordmark in eine selbständigere Entwicklung eintraten, daß Kärnten und die italienischen Marken vom alten Bayernreiche losgetrennt wurden. — Gleichzeitig aber hatten die sächsischen Kaiser die engste Verbindung mit der Kirche angestrebt, und als nun der letzte Sachsenkaiser aus der bayerischen Herzogslinie hervorging, als Kaiser Heinrich II die deutsche Krone gewann, erhob sich in Bayern ein Geist der Reform, der auf die Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse in Deutschland von hoher Bedeutung sein sollte. Die deutsche und cluniacensische Reformbewegung flossen durch die Bemühungen Papst Benedikts VIII zusammen. Da aber geriet die nationale deutsche Kirche in bewußte Opposition gegen die römische und die von ihr geschützte romanische Reform. Diese natürliche Gegnerschaft mußte zum Austrag kommen; gewinnt das Papsttum oder behält das deutsche Königtum die Oberherrschaft über die deutsche Kirche? So leitete sich jener furchtbare Kampf ein, der seit dem Auftreten des salischen Geschlechts bis zum Untergang der Staufer und in seinen letzten Ausläufern bis zu Kaiser Ludwig dem Bayer die deutsche Geschichte mit blutrotem Faden durchzogen hat.

Eine Wandlung hatte sich unter dem letzten Sachsenkaiser in der Politik Bayerns vollzogen. König Heinrich I hatte einst mit dem Bayernherzog Arnulf um die Gewalt in Böhmen rivalisiert. Nach der Lostrennung Kärntens verschob sich nun der Schwerpunkt der bayerischen Stellung energischer nach dem Norden. Kaiser Heinrich II, zugleich Sachse und Bayer, suchte die natürliche Rivalität der beiden Stämme zu beseitigen und an ihrer Stelle eine innigere Vereinigung der bayerischen mit der sächsischen Politik zu bewerkstelligen. Als nun aber Konrad II, der Franke, zum Nachfolger Heinrichs II wurde, als dieser die kirchliche Lage zurücktreten ließ und auf der Vereinigung ganz Süddeutschlands vornehmlich seine Macht zu begründen suchte, zerriß Bayerns neue Verbindung mit Sachsen wieder.

Konrads Sohn, Heinrich III, öffnete der Reformation der Cluniacenser die Grenzen Deutschlands, der namentlich im südöstlichen Bayern durch die Reformarbeit Heinrichs II vorgearbeitet war. Aber das Streben Heinrichs III, die deutsche Kirche bis zur Tiber auszudehnen, scheiterte, die Cluniacenser eroberten den päpstlichen Stuhl, und Heinrich III verlor durch sein Bündnis mit dem Papsttum den nationalen Boden. In Bayern hatte die selbständige Entwicklung keine Fortschritte zu machen vermocht. Der stete Wechsel der Herzoge, die Machtstellung des salischen Hauses wirkten auf die Entwicklung des Landes nicht günstig ein. In dem Augenblicke aber, wo diese Machtstellung der Salier erschüttert wurde, nach dem Tode Heinrichs III, traten die Sachsen wieder offen hervor und suchten die alte Verbindung mit Bayern wieder anzuknüpfen. Der Sachse Otto von Nordheim erhielt die bayerische Herzogswürde. Sein Wirken blieb ohne Erfolg. Bayern hielt zurück und drängte sich in dem großen Bürgerkriege der sächsischen Opposition gegen das salische Königtum unter den Schutz des letzteren. Aber auch in diesem Kampfe trat der Riß in der Entwicklung Bayerns zu Tage. Das südöstliche Bayern unter der Führung Salzburgs hielt an dem cluniacensischen Papsttum fest, im Westen drangen die Welfen ein in den Kampf mit den Saliern um das bayerische Herzogtum und im Nordosten trat zuletzt der Adel in Verbindung mit den thüringischen und sächsischen Genossen. Mit der Festsetzung des welfischen Hauses in Bayern erlangte die bayerische Politik langsam eine neue Stetigkeit aber das deutsche Königtum mußte zurück aus seiner vorgeschobenen Stellung, es verlor im Kampfe der Nationalitäten um ihre Selbständigkeit, die Weltherrschaft der Deutschen ward unmöglich, es verlor im Kampfe um nationale Ziele mit der Kirche, es verlor im Kampfe eines gemeinsamen Volkslebens gegen das Stammesleben, und am Ende der Epoche steht das Wormser Konkordat als erste Siegesbestätigung der territorialen Gewalten über das allgemeine deutsche Königtum, am Ende steht der Untergang des salischen Geschlechts und der Uebergang der deutschen Königsgewalt an den Führer der bisherigen territorialen Opposition, an Lothar den Sachsen. Die Stellung Bayerns am Ende der Epoche ist unentschieden, und im Kampfe der Welfen mit den Staufern tritt diese Unentschiedenheit offen zu Tage. Der Kampf der deutschen Königsgeschlechter schloß den Kampf Bayerns um seine Selbständigkeit ein, und immer mehr ward das Schicksal des Landes und Volkes der Macht fremder Gewalten unterworfen. Am Ende der Epoche ist Bayerns Selbständigkeit vernichtet, vernichtet die Möglichkeit einer abermaligen aktiven Verbindung mit Sachsen. Es harrt der kommenden Zeit mit einer gewissen Resignation, und der Schwerpunkt seiner Entwicklung ist nach außen verschoben. Aus fremder Hand empfängt Bayern fürderhin sein Geschick.

Im Jahre 907 hatte Bayern die Blüte seines alten Adels verloren. Die offensive Kraft, die Kraft der Jugend und des jugendlich expansiven Wachstums verlor ihre bohrende Spitze. Und als nun am Rhein und im Norden in der salischen Zeit allmählich die Entwicklung des Städtetums einsetzte, und ein mächtiger Trieb zur Kolonisation erwachte, blieb Bayern zurück. Der Kampf um Süddeutschland, das Fehlen eines starken sozialen Druckes und Gegendruckes, die Natur des Landes hielten diese Entwicklung von Bayern fern. Daß mit dieser Stockung der gesunden Fortentwicklung sich ebenso ein Hängenbleiben an einer alten geistigen Kultur verband, ist nur natürlich und zeigt sich in der lebhaften Hingabe Bayerns an die asketisch-cluniacensische Mönchskirche. So blieb Bayern vorzugsweise ein Bauernland. Das Städtewesen kam nur langsam und schwer empor und vermochte jene Reste einer alten überlebten Kultur nicht befruchtend zu durchdringen. Im Westen gewannen Schwaben und Franken den Vorsprung, im Osten, wie das in diesem Bande entwickelt wird, Oesterreich und Böhmen. Und als sich Bayern bereits vollkommen auf der Rückzugslinie bewegte, übernahm Wittelsbach die Führung. Dieser Umstand war für die jung aufstrebende Dynastie verhängnisvoll. Sie sah sich einer Summe negativer Kräfte gegenüber, welche ihr Wollen und Streben von vornherein spalteten. Bayern schien seiner vollen Auflösung entgegen zu gehen. Nur eine Kraft gab seiner Entwicklung allmählich abermals die Richtung zum Positiven, zur Selbständigkeit — die Lebenskraft des wittelsbachischen Hauses. Wir treten nun in die wechselvollen Kämpfe ein, welche die junge Dynastie um ihre Existenz, um die Existenz Bayerns erwarteten.



Die Entwicklung der deutschen Verhältnisse in der Zeit Lothars und Konrads III.

1125—1152.

Anfänge Friedrichs I und Heinrichs des Löwen.

Herzöge Bayerns: **Heinrich X**, der Stolze (Welfe) 1126—1138 (abgesetzt; stirbt 1139).
Leopold (Babenberger) 1138—1141.
Konrad, als König III (Staufer) 1141—1143.
Heinrich XI, Jasomirgott (Babenberger) 1143—1156 (entsagt).

Es war ein Bürgerkrieg, dessen Greuel wir in den Zeiten der letzten Salier erlebten, ein Krieg um die alte deutsche Verfassung, in dem das kirchliche Element nur eine Rolle spielte, nicht aber die Hauptsache war. Denn Hand in Hand gehen in dem Kampfe des natürlichen Rechtes gegen Dogma und Privilegium weltliche und geistliche Anschauungen, einander stützend und entgegentretend und die Gemüter bis zur Ratlosigkeit verwirrend und in die Extreme hinaustreibend. Anteil am Nationalgute zu fordern waren weitere Kreise des Volkes herangewachsen, und während in den oberen Schichten der Kampf um Theorien entbrannte, errangen die unteren fortschreitenden Schichten der Bevölkerung sich jene Positionen, von denen aus sie dann an dem weiteren Umschwunge zu arbeiten befähigt wurden. Nicht im ersten Anlaufe sinkt das bisher Herrschende und Tonangebende, da heißt es langsam Bresche legen und in die entstandenen Lücken die Anfänge des Neubaues hineinarbeiten. Die Zeiten der Ermattung benützt aber ebenso das bisher Bestehende zu seiner Restauration, und so ist es uns nicht auffällig, daß wir das Königtum in Deutschland nach dem Abtreten der Salier diesen Weg der Restauration, der Wiederherstellung der alten Verfassung noch einmal mit aller Energie betreten sehen.

Ein großes Resultat aber hatte der Bürgerkrieg gezeitigt. Der deutsche Klerus war aus seiner bisherigen dienenden Stellung herausgetreten, die Kirche war ihm von

nun an allein die Quelle seines geistlichen Amtes, und nur seine weltlichen Besitzungen und Rechte erhielt er als Lehen aus der Hand des Kaisers. Hier also war es der Kirche gelungen, ihre internationale Tendenz in dem deutschen Leben zur Geltung zu bringen, und dem entsprechend sehen wir denn auch die Kirche sofort da ihre feste materielle Position einnehmen, wo sich die Kräfte des deutschen Volkes dem internationalen Leben, dem Verkehr und Handel, der Ausbreitung der christlichen und germanischen Kultur zuwandten: in den Städten und Kolonien.

Als wir in die Erzählung der Geschichte der Ottonen eintraten, wurde erwähnt, wie in Sachsen die Entwicklung zur Monarchie sichere Fortschritte gemacht hatte. Durch die Berufung der Sachsen auf den deutschen Königsthron war diese Entwicklung einerseits gehemmt, andererseits wieder begünstigt worden, begünstigt insofern, als das Volk sein Denken an ein einheitliches Regiment gewöhnte. Bei dem Emporkommen der salischen Könige setzte diese Entwicklung dann von neuem ein. Wir sahen, wie schon unter Heinrich III die Rivalität des deutschen Königtums mit den billungischen Herzogen lebendiger wurde, wie dann unter Heinrich IV der Kampf losbrach, wie nacheinander Otto von Nordheim, Ekbert von Meißen, Lothar von Supplinburg das deutsche Königtum befehdeten. Wir hörten von Separatgelüsten unter dem Nordheimer, und als dann in dem Supplinburger sich die beiden Strömungen vereinten, als er nicht nur als Erbe Ottos von Nordheim, sondern auch als Erbe der Billunger auftrat, da setzte die Entwicklung zur Monarchie abermals mit einer Mächtigkeit ein, wie sie seit den Tagen Heinrichs I nicht gesehen worden war. Diesem sächsischen Machtaufschwunge unter Lothar standen nun die Salier und dann deren Erben, die Staufer, als natürliche Gegner gegenüber. Dazu trat die Neigung des Klerus zu den Sachsen, und es mußte sich nun zeigen, ob diese beiden Verbündeten die Macht haben würden, jene beginnende Spaltung der Oberdeutschen, die ja unter den Saliern als die festesten Stützen des deutschen Königtums erschienen, vermittelst der Antagonie zwischen Staufern und Welfen zur dauernden zu gestalten.

Wir wiesen darauf hin, daß in die gleiche Richtung, welche das Königtum einst einschlug, indem es sich aus dem Volkskönigtum heraus zur erblichen Monarchie gestaltete, nach ihm die Laienaristokratie einlenkte. Auch hier zeigte sich das gleiche Streben aus der Rolle der Beamten heraus zu persönlichem Besitz. Das Amt verlor seinen Charakter, und die alte Heeres- und Gerichtsgewalt der Grafen gestaltete sich zum Erbgute innerhalb der gräflichen und herzoglichen Familien. Diese Entwicklung erreichte in Bayern durch die Welfen ihr Ziel. Hier wurde die Herzogswürde wirklich erblich, und nach diesem Vorbilde arbeiteten mit verdoppelter Energie alsbald alle jene Familien, welche im Besitz der Aemter und der Macht waren. Dadurch entstand eine Lücke in der deutschen Verfassung, und in dieselbe schob sich die Geistlichkeit immer mehr hinein, indem sie sich mehr und mehr rein weltlicher Aufgaben bemächtigte und sich mit weltlichen Anschauungen erfüllte. Und so verstehen wir es, wenn der Kampf, den Gregor VII entfachte, eine so merkwürdige Wendung nahm. Einerseits erhob sich in ihm der Reformator und Regenerator des kirchlichen Lebens. Zucht und Sitte des Klerus wiederherzustellen, hatte er sich zur Aufgabe gemacht, und mit höchster Begeisterung und unvergleichlicher Energie sahen wir ihn die mönchischen Anschauungen gegen Simonie und Priesterehe vertreten. Er fühlte es wohl, daß ihm hier nur ein Erfolg sicher sein würde, wenn es ihm gelänge, die Geistlichkeit von der weltlichen Fessel zu befreien. Dies glaubte er zu erreichen, indem er die geistliche Herrschaft über die weltliche emporzuheben suchte, und aus dieser Erkenntnis floß sein ganzes Handeln und Vorgehen, mit ihr wurde er andererseits zum radikalsten Vertreter der geistlichen Herrschaft. Man sieht, wie tief der Herrschaftsgedanke in diesen Kreisen bereits Wurzel geschlagen hatte. Vor wie nach Gregor hat es hervorragende Kleriker gegeben, welche von dieser vollkommenen Unterwerfung aller weltlichen Gewalten unter das Papsttum nichts wissen wollten. Wir erinnern nur an Petrus Damiani und Gerhoh von Reichersberg, der achtzig Jahre nach Gregor seine Ansichten über das Verhältnis zwischen Staat und Kirche darlegte. Ja, es kam bald nach Gregor ein Papst, der diese weltliche Fessel in ganz

anderem Sinne auffaßte, der dieselbe in dem weltlichen Besitze des Klerus erkannte, der es empfand, daß die geistliche Freiheit nie und niemals anders herzustellen sei, als durch die Entsagung auf alle weltliche Macht. Paschalis II forderte, daß die Geistlichkeit ihrer weltlichen Funktionen enthoben würde. „Die Diener des Altars seien zu Dienern des Hofes geworden, weil sie von den Königen ihre Städte ꝛc. in Empfang nahmen.“ Wir hörten, wie sein Vorschlag, die Regalien zurückzugeben, an dem Widerspruch der gesamten Geistlichkeit scheiterte, wie es dann zu jenem Kompromiß zwischen Kaiser und Kirche kam, der als Wormser Konkordat so berühmt geworden. Es war ein Auskunftsmittel, keine Lösung der Frage, denn aus der mystischen Verwirrung fand man den Ausweg nicht. Auch die Kirche hatte, wie wir sahen, den gleichen Weg eingeschlagen, wie Königtum und Fürstentum, jenen Weg, an dessen Ende die Umkehrung des obersten Grundsatzes aller gesunden Entwicklung stand, des Grundsatzes, daß die Würde dem Manne nicht durch ein Amt erteilt werden kann, sondern eine persönliche sein muß. Auch hier hatte Gregor Wandel zu schaffen gesucht, indem er die strenge Regel Augustins wieder in Erinnerung brachte, welche allen Klerikern jeden eigenen Besitz und jedes abgesonderte Wohnen untersagte. Er war es auch, der die Amtshandlungen beweibter Geistlichen als wirkungslos und als Götzendienst bezeichnete „und die Integrität des priesterlichen Charakters von der moralischen Beschaffenheit des mit demselben Bekleideten abhängig machte“. Er stach nur in ein Wespennest mit solchen Erklärungen, denn zu weit war das Abendland von jenem Punkte entfernt, wo die Erkenntnis aufdämmert, daß ein Absehen von den persönlichen Fähigkeiten der Regierenden ein ewiges Unglück für die Regierten ist. Die Entwicklung schritt in den eingeschlagenen Bahnen fort bis zur vollen Umkehr aller natürlichen Grundsätze, die in der Thatsache gipfelte, daß die Geburt dem Herrscher, die Weihe dem Priester Würde, Amt und unantastbare Machtfülle verleiht. Die Wahl des Volkes, sein Wille wurde kassiert, und wenn es zu Wort kommen wollte, blieb ihm nur das gewaltsame Vorgehen, die Revolution. Im Kaisertum fand das Volk seinen letzten Rückhalt gegen die Willkür des Klerus und der Aristokratie, ja es gelang dem Kaisertum der Ottonen, die Kirche zur direkten Beschützerin der hofrechtlichen und niederen Volksklassen zu erziehen. Als dann der Bürgerkrieg ausbrach und eine so große Vermehrung der freien Vasallen hervorrief, da waren es die hofrechtlichen Klassen, an denen Königtum und Kirche nun wiederum eine letzte Stütze gewannen. Die Ministerialität drängte „immer siegreicher aus der unfreien bäuerlichen Masse mitten in die großen waffenführenden und waffenberechtigten Kreise des deutschen Laienstandes hinein“, während das Bürgertum (Handwerker und Kaufleute) sich den freien Marktverkehr eroberten und ihre Leistungen der Kirche in Form einer Steuer entrichteten. Der Umschwung der alten Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft setzte mit Erfolg ein, und diese Entwicklung schien von nun ab eine stetige werden zu wollen. Die Emanzipation der Städte und die Befestigung des territorialen Fürstentums mußten in



Tracht der Welfen im 12. und 13. Jahrhundert.

Deutschland das nächste Ziel bleiben. Auf der bewußten oder unbewußten Anerkennung dieser beiderseitig sich befestigenden Rechte beruhte zugleich mit dem Emporkommen der Ministerialität die kaiserliche Machtentfaltung der Staufer; an der thatsächlichen Befestigung der ständischen Gegensätze aber scheiterte dann das Werk der Staufer: die Wiederherstellung der alten Verfassung.

Die gregorianischen Ideen waren in Deutschland eingedrungen; sie hatten bewirkt, was sie bewirken konnten: der deutschen Kirche ward der bisherige nationale Boden, auf welchem sie sich entwickelte, entrissen, und der romanische Geist, jener weltbürgerliche Geist, der einst Karls des Großen christliche Weltmonarchie ermöglicht hatte, war in die deutsche Kirche siegreich eingedrungen. Wir erkennen diese Thatsache nicht allein an dem bisher unerhörten Vorgehen eines Bischofs Otto von Bamberg, der, gestützt auf die Macht eines polnischen Fürsten, ein großes slavisches Gebiet christianisierte, welches seiner natürlichen Lage nach unbedingt der sächsischen Kirche hätte zufallen müssen; wir erkennen diese Thatsache nicht nur an dem siegreichen Vordringen der Cluniacenser in Deutschland, an der Begründung ihres Tochterinstituts, der Hirschauer Kongregation, an dem ebenso siegreichen Vordringen der neuen französischen Mönchsorden von Citeaux und Prémontré, sondern am deutlichsten an den Bestrebungen des deutschen Klerus, nach dem Tode Heinrichs V den überkirchlichen Grafen Karl von Flandern für den deutschen Königsthron zu gewinnen. Wir können die folgende Zeit füglich als das Zeitalter Bernhards von Clairvaux bezeichnen. In ihm fand dieser mönchisch-romanische Geist seine höchste Verkörperung, und für eine intensiv nationale Entwicklung ist kein Raum, so lange dieser Geist das Abendland in seinem Banne erhält. Erst der Zusammenbruch dieser kirchlichen Ideen, die Niederlage dieses Geistes in seinem größten Werke, dem zweiten Kreuzzug, schafft für eine nationale Entwicklung in Deutschland wieder freie Bahn.

Am 24. August 1125 sollte die Wahlhandlung in Mainz stattfinden. Schon aus dem Zusammenwirken der Männer, welche das gemeinsame Ausschreiben an die Fürsten erließen, erkennen wir, daß sich hier etwas zu konsolidieren anfängt, das später im Kollegium der Kurfürsten feste Form erhielt. Die Erzbischöfe von Mainz und Köln, die Herzoge von Bayern und Schwaben, der rheinische Pfalzgraf Gottfried schlossen sich mit den Bischöfen von Konstanz, Worms und Speier, dem Abte von Fulda und dem Grafen Berengar von Sulzbach zur Anberaumung der Wahl zusammen. Die Selbständigkeit und Sonderstellung, welche Sachsen in den Zeiten der letzten Salier errungen, zeigt sich in dem Fehlen der sächsischen Aristokratie bei dieser Vorhandlung nur zu deutlich. Nur wenige mochte es geben, welche wirklich an einen anderen Kandidaten gedacht hätten, als an Friedrich von Schwaben, den Staufer. Ihm fiel das königliche Hausgut der Salier als nächstem Erben zu, und die Staufer waren es, welche sich in die salische Politik hineingearbeitet hatten, wie kein anderes deutsches Fürstengeschlecht. Auch Heinrich V hatte seinen Neffen als Thronfolger vorgeschlagen. Wahl oder Erbfolge war also wiederum die Frage, aber die Wahl trug nicht mehr das demokratische Gepräge früherer Zeiten, sondern die siegreiche Aristokratie riß dieselbe als ihr Privilegium an sich. Insofern nun Friedrich als Sohn einer Kaisertochter, als Stiefsohn des Markgrafen Leopold von Oesterreich, dem sich Friedrichs Mutter Agnes in zweiter Ehe vermählt hatte, als Gemahl der welfischen Judith, der Tochter Herzog Heinrichs von Bayern, als Verwandter der Zähringer und Vohburger, einen mächtigen Einfluß in Oberdeutschland besaß, hätte er nichts zu befürchten brauchen. Aber seine alten Feinde Adalbert von Mainz und Lothar von Sachsen lebten noch, und ihnen schloß sich ein großer Teil des hohen Klerus an. Erzbischof Friedrich von Köln trat in Unterhandlung mit dem Grafen Karl von Flandern. Der war ein Däne und zugleich Vasall der französischen Krone, dabei der Kirche ergebenster Sohn, schien also wie keiner geeignet, das internationale Kirchenregiment in Deutschland zur Herrschaft zu bringen. Die Unterhandlungen zerschlugen sich.

Wie bestimmt, versammelten sich die Wähler um Mainz am 24. August. Eine unzählige Schar von Rittern und Volk war herbeigeeilt. Der Papst war vertreten durch die Kardinäle Gerhard und Romanus, die Kirche und Krone Frankreichs durch den Abt Suger von St. Denys, den großen Staatsmann der Kapetinger. Auf dem linken Ufer des Stromes lagerten die Sachsen mit ihrem alternden Herzoge Lothar, oberhalb die Bayern unter Herzog Heinrich IX, in der Nähe die Oesterreicher unter ihrem Markgrafen Leopold. Ihnen gegenüber auf der rechten Rheinseite lagerte Friedrich von Schwaben mit vielen schwäbischen und oberdeutschen Herren und Bischöfen. Die Wahlhandlung begann am 25. August. Friedrich blieb den versammelten Fürsten fern und entschuldigte sich mit der Antipathie der von ihm einstmals befehdeten Mainzer Bürgerschaft. Erzbischof Adalbert von Mainz leitete die Wahlhandlung und schlug vor, vierzig Wahlkommissäre zu erwählen, zu zehn aus den vier deutschen Hauptstämmen, den Franken, Sachsen, Bayern und Schwaben. Die vierzig Fürsten kamen zu keiner Einigung, sondern empfahlen der allgemeinen Wählerschaft den Herzog Friedrich, den Markgrafen Leopold und den Herzog Lothar als die geeignetsten. Leopold und Lothar lehnten sofort die Berufung ab, und Friedrichs Wahl schien also gesichert. Da begab sich der Schwabenherzog in die Versammlung der Fürsten und er erkannte die Lage. Adalbert stellte an jeden der drei Kandidaten die Frage, ob er „zur Ehre der gesamten Kirche und des Reichs und zur Anerkennung der Wahlfreiheit für ewige Zeiten bereit sei?“ Leopold und Lothar gaben diese Erklärung ab, aber Friedrich weigerte sich, eine Antwort zu geben, bevor er mit seinen Freunden Rat gepflogen. Darauf verließ er die Versammlung und seine Gegner hatten nun freies Feld. Hatte er durch die Verweigerung der geforderten Erklärung seine Anschauung von seinem Recht als Erbe der Salier nur zu deutlich dargethan, so verletzte er eben mit dieser Darlegung die versammelten Fürsten, welche die Krone als ein freies Geschenk der Fürsten betrachteten, auf das höchste. Seine Wahl war damit ausgeschlossen.



Tracht der Welfen im 12. und 13. Jahrhundert.

Am andern Tage setzte man die Verhandlungen fort. Aber nun fehlte auch unter den Fürsten Herzog Heinrich von Bayern, der Schwiegervater Friedrichs. Adalbert ließ sich nicht beirren. Leicht gelang es ihm, das Abkommen der vierzig Vorwähler nun ganz zu beseitigen und die Wahl wieder vollkommen frei zu geben. Man war also an keine Persönlichkeit mehr gebunden. So schritt man zur Beratung. Plötzlich aber brach ein Tumult los. Der Ruf erscholl: Lothar sei König! Der Widerstrebende wurde ergriffen und auf den Schultern der Tumultuanten durch den Saal getragen. Allgemeine Verwirrung brach herein, und schon begrüßte draußen das Volk die vermeintliche Wahl mit lautem Zurufen. Endlich gelang es Lothar, sich frei zu machen; die bayerischen Fürsten hatten laut protestiert und drängten den Ausgängen zu. Die waren versperrt. Kardinal Gerhard stellte mit einigen Fürsten die Ruhe wieder her und die Schuldigen mußten auf

die Forderung der bayerischen Bischöfe hin sowohl dem Herzoge Lothar, wie den bayerischen Wählern Genugthuung leisten. Zudem erklärten die Bischöfe von Salzburg und Regensburg ausdrücklich, sich in der Wahl nicht binden zu können, da ihr Herzog fehle.

Wollte man den Zwiespalt vermeiden, so mußte man nun sehen, den Bayernherzog für Lothar zu gewinnen. Jetzt mußte es sich zeigen, ob der Bund Lothars mit der Kirche stark genug war, jene Verbindung der Oberdeutschen, wie sie einst von den ersten Saliern hergestellt worden war, dann durch den Streit der Welfen mit den Staufern zerrissen, endlich aber gerade von diesem Friedrich durch seine Vermählung mit Judith, der bayerischen Herzogstochter, erneut und scheinbar unlöslich gestaltet wurde, zu zerreißen. Die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg traten in Aktion. Welche Verhandlungen mit dem Bayernherzog geführt wurden, wissen wir nicht, denn mit der Annahme, man habe Heinrich eine Vermählung seines Sohnes und Nachfolgers mit Lothars einziger Tochter Gertrud, der reichsten Erbin Sachsens, in Aussicht gestellt, erweist sich die Annahme, Lothar habe nur mit äußerstem Widerstreben in seine Wahl gewilligt, als unhaltbar. Er mochte den vereinigten Widerstand der Welfen und Staufer, also Oberdeutschlands, mit Recht fürchten und anfangs ein Zerreißen dieses Bundes für unmöglich gehalten haben. Dann aber hätte er einwilligen müssen, als man ihm die Lösung dieses Bundes in Aussicht stellte, und somit wäre seine Ablehnung mehr eine herkömmliche Form, d. h. eine Komödie gewesen, als eine aus tiefer Ueberzeugung entsprungene That. Wie dem auch sei, Lothar wurde am 30. August einstimmig von den versammelten Fürsten, unter denen auch Heinrich von Bayern, gewählt.

Ein wie inniges Bündnis Lothars mit dem Klerus man auch annehmen mag, jene Agitationen, die man in Mainz zu Gunsten der kirchlichen Freiheit betrieb, blieben größtenteils ohne Erfolg. Es war, wie berichtet wird, auf nichts Geringeres abgesehen, als den König zur Entsagung auf alle jene Zugeständnisse zu bewegen, welche die Kirche dem Kaisertum im Wormser Konkordat gemacht hatte, da dieselben nur Heinrich V persönlich, nicht aber auch seinem Nachfolger gemacht worden seien. Die Forderungen, welche man damals zu Mainz stellte, gingen auf volle Freiheit in der Wahl der Geistlichen, ohne Furcht vor dem Könige, ohne Beeinflussung durch seine Anwesenheit, ohne Beschränkung durch irgend eine Forderung. Der frei Erwählte soll dann die kanonische Weihe empfangen, und erst jetzt sollte dem Kaiser die Belehnung mit den Regalien durch das Scepter zustehen, erst jetzt von dem Geistlichen ein Eid geleistet werden, der den Pflichten seines geistlichen Standes nicht widerspräche. Lothar aber war kein Neuling in der Herrschaft. Als Herzog von Sachsen hatte er erfahren, daß solche Zugeständnisse jede wirkliche Herrschaft ausschlossen, er hatte seine persönliche Herrschaft dort in hohem Grade ausgeübt und sich praktische Erfahrungen gesammelt, welche ihm die Kraft gaben, solchen Ansinnen von geistlicher Seite zu widerstehen. Ja, nach ganz anderer Richtung gingen seine Gedanken, und wir werden dies erkennen, wenn wir ihm in einigen Jahren wieder begegnen. Prinzipiell ablehnend, verhielt sich der neue König jedoch der Geistlichkeit gegenüber persönlich höchst zuvorkommend. Er erließ den anwesenden Bischöfen und Aebten den Lehenseid und begnügte sich mit dem Schwure der Treue. Ja, in dem Bewußtsein, daß jeder Eid für den charaktervollen Mann überflüssig ist, soll er auch dem Erzbischof von Salzburg den Treueid geschenkt haben.

Hatte man mit Besorgnis auf die Staufer und ihre Zurückhaltung geblickt, so schwand diese Besorgnis, als am 2. September auch der Schwabenherzog dem neuen Könige huldigte. Von Mainz zog man nach Aachen zur Krönung, und eine Gesandtschaft machte sich auf den Weg nach Rom, Papst Innocenz II um Anerkennung der Wahl zu bitten. Und in diesem Akte gerade zeigt sich die vollkommen veränderte Auffassung der Zeit. Früher bestätigten die Kaiser die Wahl des Papstes, wenn sie dieselbe nicht selbst vornahmen, jetzt bittet der Kaiser um Anerkennung seiner Wahl bei dem Papste.

Es war ein Mißgriff, den Lothar machte, als er in Mainz auf die lehensrechtliche Verfügung des Königtums über die Dienste der Kirche verzichtete, eine That, die nicht ihm, sondern der Kirche und damit wieder jenen Kreisen zu gute kam, auf welche die

Kirche ihre neue Macht nach dem Schlusse des Bürgerkriegs zu stützen begonnen. Die Bedeutung der Städte und der Bürgerschaften tritt uns in den Kämpfen Lothars in bisher ungeahnter Weise entgegen. Für die Entsagung, welche die königliche Gewalt nach dieser Seite geübt, mußte sie auf anderer Seite Ersatz suchen, und wir erkennen, wie Friedrich von Staufen sich zur Anerkennung Lothars herbeilassen konnte, nachdem er erkannt, wie der König sich selbst von einem bedeutenden Teile seiner bisherigen Mittel und Streitkräfte entblößt hatte. Denn dort, wo Lothar Ersatz für das Verlorene suchen wollte, stand der Staufer, ihm denselben zu versagen und streitig zu machen. So drängte es Lothar ganz von selbst zum Bunde mit jenen Mächten, welche im Bürgerkrieg emporgekommen waren. Die Rivalität des Laienadels benützte er, diesen selbst dem Königtum zu unterwerfen und dienstbar zu machen; nicht die Kirche, sondern der Laienadel sollte ihm die Mittel geben, das Königtum zur herrschenden Macht auch über diesen Laienadel wiederum emporzuheben. Darin zeigt sich die vollkommene Verschiebung unserer bisherigen Verfassung, es zeigt sich darin ebenso die Energie Lothars, der erkannt hatte, daß ein starkes Königtum seit jenen Tagen unmöglich war, da dieser Laienadel zum ersten Male in Würzburg und dann in Worms die Gemeinsamkeit seiner Interessen begriffen und dargethan hatte.



Lothar.
Nach einem Gemälde im Römer in Frankfurt a. M.

Beruhte die Machtstellung des deutschen Königtums unter Lothar in Norddeutschland zunächst nur auf der Macht des sächsischen Herzogs, so mußte er für Oberdeutschland nach einer gleichen Vermittlung seiner Macht suchen. Er fand dieselbe in der Macht des Welfenhauses. Noch im November kam Lothar nach Regensburg. Die mächtigsten Häupter des bayerischen Adels waren zu seinem Empfange herbeigeeilt. Da sah man die Herzoge Heinrich von Bayern und Engelbert von Kärnten, die Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach und Gottfried von Calw, die Markgrafen Leopold von Oesterreich und Dietpold von Vohburg. Und schon damals scheint es zur Verlobung der zehnjährigen Königstochter Gertrud mit Heinrich, dem Sohne und Nachfolger des Bayernherzogs, gekommen zu sein. Zu gleicher Zeit kam es aber auch in Regensburg zu dem ersten Schritte Lothars gegen die Staufer. Die Staufer waren die Erben des salischen Königsgeschlechtes. Sie hatten von der ganzen Erbschaft Besitz ergriffen und keinen Unterschied gemacht, ob dieses oder jenes als salisches Hausgut oder aber als Reichsgut zu betrachten sei. War es das erste Mal, daß der Unterschied zwischen Reichsgut und dynastischem Hausgut Gegenstand einer staatsrechtlichen Verhandlung wurde, so stimmt dies mit der Thatsache überein, daß auch in jener Zeit zuerst der Unterschied zwischen Kaiser und Reich hervortrat. Man sprach von ihnen nicht als einem Einheitlichen, wie bisher, sondern als einem Gegensätzlichen, und wir erkennen darin die Folge der bisherigen Entwicklung, welche auch das deutsche Königtum von seiner universalen Stellung zur Haus-, Familien- und Territorialpolitik zu treiben begann. Und Lothar war es, der diese Hauspolitik in Deutschland zum ersten Male in großartigem Maßstabe als deutscher König entfaltete. Es mußte ihm darum zu thun sein, anstatt der kirchlichen Hilfsmittel, denen er entsagt hatte, die königlichen um so fester in seiner Hand zu vereinigen. Die Macht des Königtums aber beruhte immer noch auf den Domänen, der Gerichts- und Heeresgewalt. Diese königlichen

Domänen und damit die königliche Ministerialität wieder vollkommen in den direkten Dienst des Königtums zurückzustellen, war Lothars Bestreben, und da stieß er auf den Widerstand der Staufer. Wir begreifen, daß es sich bei dieser Frage um die salische Erbschaft nicht um Kleinigkeiten handelte, wenn wir hören, daß auch die zwar noch junge, aber schon in mächtigem Aufschwung begriffene Stadt Nürnberg zu diesen streitigen Gütern gehörte. War der kolossale Bestand des Reichsgutes, wie es einst die Ottonen und ersten Salier zusammengebracht hatten, auch durch die Verschleuderung Heinrichs IV furchtbar zerstückelt worden, so hatten die ebenso massenhaften Konfiskationen Heinrichs V denselben wieder einigermaßen ergänzt. Es war nun natürlich, daß an Stelle der alten verloren gegangenen Güter vielfach neue getreten waren sowohl durch Tausch wie durch Konfiskation, und den also errungenen Besitz forderte Lothar für das deutsche Königtum, während die Staufer ihn als ihr rechtmäßiges Erbe betrachteten und festhielten. Auch die mathildinischen Güter in Italien zählten zu diesen Streitobjekten. In Regensburg nun entschieden die versammelten Fürsten, daß die durch Konfiskation erworbenen Güter Reichseigentum und von den Staufern herauszugeben seien. Friedrich aber erkannte diesen Machtspruch nicht an, sondern antwortete mit seiner Rüstung zum Kampf. Schon in Straßburg kam es im Dezember zu der Erklärung der Fürsten, daß Friedrich des Hochverrates schuldig zu erachten sei, und als sich dann der Herzog auf dem zu Anfang 1126 nach Goslar berufenen Reichstage auch nicht einstellte, ward die Reichsacht über ihn verhängt und der Reichskrieg gegen ihn beschlossen.

Auf die kirchlichen Hilfsmittel hatte das deutsche Königtum Verzicht geleistet; die königlichen Hilfsmittel waren zum großen Teil in den Händen der Staufer. Noch war nach keiner Seite hin Klarheit eingetreten, als Lothar sich zur ersten Aktion als Vertreter des Reiches, als deutscher König entschloß. In Böhmen stritten damals nach dem Tode Herzog Wladislaws (1125) die beiden Vettern Sobeslaw und Otto von Mähren um die Herrschaft. Otto konnte Sobeslaw keinen Widerstand entgegensetzen und floh zu Lothar, ihm die Uebergabe des Herzogtums Böhmen unter kaiserliche Oberhoheit versprechend. Frei hatten die Böhmen über ihr Herzogtum verfügt, und wenn diese Freiheit Bestand erhielt, so war nach der damaligen Lage der Dinge nicht nur das Herzogtum Bayern fortwährend gefährdet, sondern ebenso die Einrichtungen, welche Lothar noch als Herzog in den Markgrafschaften Meißen und Lausitz zu Gunsten Albrechts von Ballenstedt und Konrads von Wettin gegen die kaiserlichen Kandidaten Heinrich von Groitzsch, den Sohn Wiprechts, und Hermann von Winzenburg getroffen hatte. Lothar drang in Böhmen ein. Er hoffte auf eine schnelle Unterwerfung Sobeslaws. Allein an den Kulmer Päffen wurde das deutsche Heer von den Böhmen überfallen und fast niedergemacht (18. Febr. 1126). Otto von Mähren fiel im Kampfe, und der König selbst war von den Böhmen umstellt; seine Rettung verdankte er allein der maßvollen Zurückhaltung des Siegers. Sobeslaw erkannte die Oberhoheit des deutschen Reiches an, gab die deutschen Gefangenen ohne Lösegeld frei, verlangte aber für Böhmen die Anerkennung der freien Wahl. Lothar bewilligte ihm dieselbe. Als hätte diese Niederlage, die empfindlichste, welche die Deutschen seit langer Zeit erlitten, der Welt die ganze Schwäche des deutschen Königtums darthun sollen, so schien es, und es mochte Lothar damals wohl eine Ahnung jenes Mißgriffes aufgehen, den er in Mainz zu Gunsten der deutschen Kirche gemacht hatte. Ohne weitere Hilfe, als die ihm sein sächsisches Herzogtum gewährte, hatte er diesen Feldzug unternommen und deutlich hatte die Niederlage gezeigt, daß die Stärke eines Stammes, eines Herzogtums für das deutsche Königtum nicht ausreichte.

Heimgekehrt, mußte Lothar zum Reichskriege gegen Friedrich rüsten. Die Kirche unterstützte ihn nicht. Sie hatte sich ganz auf ihre Verwaltungsaufgaben zurückgezogen. Das Bürgertum stand dem Sachsen eher feindlich als freundlich gegenüber, nur am Oberrhein fand er die Sympathie der Städte, da man hier lange und bitter genug die rücksichtslose Herrschaft Heinrichs V und der Staufer empfunden hatte; der Adel blieb geteilt, und wie schwer die Entscheidung für Lothar manchem der adeligen Häupter geworden sein mag, erkennt man deutlich an der Thatsache, daß Herzog Heinrich von Bayern, der in letzter Stunde die Einstimmigkeit der Wahl Lothars herbeigeführt hatte,


Heinrich der Stolze.

um diese Zeit, da Lothar gegen Friedrich rüstete, sich in das welfische Kloster Weingarten zurückzog, wo er im Dezember des Jahres 1126 starb. Gegen den eigenen Schwiegersohn die Waffen zu tragen, hatte er sich nicht entschließen können; so dankte er ab und überließ die Regierung in Bayern seinem Sohne Heinrich X, dem Stolzen.

Heinrich der Stolze war der zweite Sohn Heinrichs IX und Wulfhildens, der Billungerin. Konrad, der älteste Sohn, war in den geistlichen Stand getreten und hatte, von einer Kreuzfahrt heimkehrend, zu Bari den Tod gefunden. Schon durch seine Mutter in Sachsen reich begütert, wo namentlich auch Lüneburg zur Erbschaft des Welfen gehörte, fiel nun auch Heinrich dem Stolzen die reichste Erbin Sachsens in Gertrud, der Tochter Lothars, zu, und zudem hatte der König auch dem Bayernherzog die Nachfolge im sächsischen Herzogtum in Aussicht gestellt. War doch Lothar selbst durch seine Mutter Hedwig aus dem bayerischen Grafenhause von Formbach ein halber Süddeutscher. Dem dritten Bruder Heinrichs, Welf VI, fielen die welfischen Hausgüter in Schwaben und Bayern zu, während von den Schwestern Judith dem Schwabenherzog Friedrich vermählt war und Sophie den Markgrafen Liutpold von Steiermark zum zweiten Gemahl erkor. Zwei Herzogtümer in einer Hand, der Hand des mächtigen Welfen! So schien endlich zur Thatsache werden zu sollen, was einstens als die natürlichste Verbindung uns vor Augen trat, da die Franken den Kampf gegen die ostdeutschen Stämme begannen. Und jedesmal wenn diese Verbindung Bayerns mit Sachsen zur Wirklichkeit werden wollte, hatten wir den kühnsten Aufschwung der bayerischen Politik zu verzeichnen, so unter Ludwig dem Deutschen, so unter Heinrich I, dem Bruder Ottos des Großen, so auch unter dem letzten Ottonen Heinrich II. Und so war es auch jetzt, da sich die beiden mächtigsten deutschen Fürstengeschlechter in Lothar und Heinrich die Hand reichten.

Als Heinrich die herzogliche Würde vom Vater übernahm, zählte er etwa zwanzig Jahre. Mit Selbstbewußtsein und jugendlicher Kraft eröffnete er sein Regiment. Er berief einen Landtag nach Regensburg, und hier zeigte sich sofort, daß Lothars Verzichtleistung auf die Dienste der Kirche noch lange nicht ganz allein dieser zu gute kommen sollte, daß es andere Gewalten gab, welche als Empfänger in die vom Königtum verlassene Position wohl einzutreten verstanden. Heinrich dämmte die Macht des Regensburger Kirchenvogtes Friedrich II von Falkenstein zurück und verlangte von den Städtern eine bedeutende Abgabe. Den Großen gebot er Einstellung der Fehden und nötigte sie zu einem Landfrieden. Furcht und Schrecken verbreitete er wie in der Hauptstadt bei seinem Umritt im ganzen Lande, bei dem er sich namentlich angelegen sein ließ, die Burgen der Raubritter zu brechen und den Landfrieden herzustellen. Zeigt uns sein Vorgehen gegen die weltlichen Vasallen, daß Heinrich Herzog im Lande war, so das gegen den Regensburger Kirchenvogt und die städtische Bevölkerung, welche doch kaum den hofrechtlichen Schranken zu entwachsen begann, daß er sich als unumschränkten Herrn im ganzen Lande fühlte. Wir werden noch öfter wahrnehmen, daß die deutsche Königsgewalt für ihn nur dem Namen nach existierte, daß er sich von seinem Schwiegervater Lothar keiner oberherrlichen Eingriffe versah.

Es war Pfingsten 1127, als Heinrichs Boten in Merseburg erschienen, die zwölfjährige Braut dem Herzoge heimzuführen. Lothar zögerte nicht. Am 29. Mai 1127 wurde auf dem Gunzenlee, einem Hügel bei Mering, die Hochzeit des Welfen mit der Supplinburgerin gefeiert. Aus Bayern und Schwaben waren die Großen zur Hochzeit geladen, und die verschwenderische Pracht und der Aufwand, welche das Fest umgaben,

war noch lange in der Erzählung der Leute. Die Hochzeit an der schwäbisch-bayerischen Grenze, an dem Wendepunkt der welfischen Geschichte, war zugleich eine Kriegserklärung des Welfen an die Staufer.

Die Parteien standen einander ähnlich gegenüber, wie einst, da Otto von Nordheim die Sachsen, Welfen und Zähringer ihre schwäbischen Vasallen gegen Salier und Staufer führten. Damals aber bildeten jene die Opposition, während jetzt das Königtum dort seine Heimstätte gefunden. Und zugleich mit dem Königtum war auch Bayern, früher auf der salisch-staufischen Seite, zu den Sachsen übergetreten. So war es natürlich, daß das östliche Frankenland abermals vornehmlich zum Kriegsschauplatze wurde. Um Nürnberg wogte der Kampf im Jahre 1127, und Friedrichs Bruder Konrad zwang den König, dem Heinrich von Bayern zu Hilfe gezogen war, nach der Entlassung des Böhmenherzogs und seiner räuberischen Scharen zum Abzug. Lothar belehnte nun seinen Schwiegersohn außer mit dem nordgauischen Greding mit dem eigentlichen Objekt des Streites, mit Nürnberg, und ließ ebenso die Kirchengüter, welche er bisher selbst von den sächsischen Bischöfen und Aebten zu Lehen getragen, auf Heinrich übergehen. So sah sich dieser persönlich zur Fortsetzung des Kampfes gegen die Staufer gezwungen. Einem



Rückzug der Bayern an der Wernitz.

Anschlag der Staufer auf Würzburg kam Lothar noch rechtzeitig zuvor. Ebenso gewann er sich im September die Zähringer durch Uebertragung der erledigten Grafschaft Hochburgund zwischen Jura und Alpen an Konrad von Zähringen. „An die Stelle des früheren Kampfes zwischen Kirche und Laienfürstentum traten die Fehden der mächtigen Geschlechter.“

Wie sehr die Bevorzugung der Welfen und die Herrschsucht des jungen Bayernherzogs den Argwohn der andern Großen erweckten, geht aus der Nachricht hervor, daß die Vertreter zweier mächtigen bayerischen Adelsgeschlechter offen zu den Staufern hielten. Es waren dies Markgraf Leopold IV. von Oesterreich und Dietbold von Vohburg. Als Folge ähnlicher Mißstimmung gegen Heinrichs durchgreifendes Regiment vermutet man die Schlappe, welche sich der Bayernherzog im Kampfe gegen die Staufer an der Wernitz holte. Die Führer seines Heeres, welches dort einem staufischen Heere gegenüberstand, erklärten einen Kampf für unvorsichtig und traten in großer Hast den Rückzug an. „In staufischen Kreisen erzählte man höhnend, sie hätten sich nicht einmal Zeit genommen, die

Wernitz auf der schmalen Brücke zu überschreiten, sondern seien schwimmend über den hochgeschwollenen Fluß gesetzt."

Auf beiden Seiten erkannte man, daß weitere Kräfte zum Kampfe gewonnen werden mußten, sollte eine Entscheidung herbeigeführt werden. Dies konnte nach der Lage der Dinge nur gelingen, wenn die Kirche aus ihrer bisherigen Zurückhaltung wieder heraustrat. Die Staufer gingen radikal vor, indem sie im Dezember des Schwabenherzogs Bruder Konrad zum Gegenkönig erhoben. In Würzburg weilte Lothar, als diese Kunde ihn traf. Sofort folgte die Antwort von seiten des Königs mit dem Bann, welchen die um ihn versammelte Geistlichkeit über Konrad verhängte. Die Erzbischöfe von Trier und Salzburg ahmten bald das Beispiel ihrer Brüder von Mainz und Magdeburg nach, und so engagierte sich der deutsche Klerus zum Kampfe für Lothar und gegen den Usurpator. In andern Kreisen war die Meinung eine andere. Speier trat offen zu Konrad über. Der Bischof mußte die Stadt verlassen und eine staufische Besatzung rückte ein. Damit gewannen die Staufer auch wieder festen Fuß in der oberrheinischen Ebene. Aus der Erhebung des Zähringers zum Herzog oder Rektor von Burgund floß Lothar einstweilen kein direkter Vorteil, denn Konrad von Burgund hatte genug zu thun, sich gegen einen Vetter des verstorbenen Grafen Wilhelm von Burgund, Rainald mit Namen, zu behaupten. Ebenso regten sich die Mißvergnügten an andern Orten, und um die Richtung der damaligen deutschen Entwicklung zu erkennen, müssen wir einen Augenblick nach einer andern Seite schauen. Pflanzt sich die in Niederlothringen zuerst deutlich erkennbare Bewegung doch später über große Teile der deutschen Lande fort!

Lothar feierte das Pfingstfest 1128 zu Aachen. Die Wirren in Niederlothringen hatten ihn hierhergeführt. Gottfried von Niederlothringen hatte sich offen von dem Könige losgesagt. Graf Karl von Flandern war erschlagen worden. Um die Grafschaft des Dänen entbrannte der Kampf. Der französische König Ludwig VI (1108—37) schickte Wilhelm Clito, den Neffen Heinrichs I von England (1100—1135), ins Land, während eine flandrische Partei den Grafen Theoderich von Elsaß kommen ließ. Gegen ihn fand Wilhelm Clito bei Gottfried von Löwen, dem Herzoge von Niederlothringen, einen Rückhalt. Da kam Lothar und sprach Gottfried das Herzogtum Niederlothringen ab und übertrug dasselbe an Walram von Limburg. Theoderich wurde zwar bald nach dem Tode Wilhelm Clitos (Juli 1128) von König Ludwig mit Flandern belehnt, verständigte sich aber mit Gottfried, den zu verdrängen weder er noch König Lothar die Macht hatte. Im Lande vom Rhein bis zur Geete behauptete sich Walram, der Kandidat Lothars, während jenseits der Geete Gottfried seine Macht nach wie vor ausübte. So löste sich das Herzogtum Niederlothringen auf in die Herzogtümer von Löwen (oder Brabant) und Limburg.

Im Frühjahr 1128 war der Gegenkönig Konrad über die Alpen geeilt. Zugleich mit dem Banne des Papstes Honorius II empfing ihn der Jubel der Mailänder, welche ihren Erzbischof zwangen, den König am Peter- und Paulstage (29. Juni) zu Monza mit der lombardischen Krone zu krönen. Mit der Unterstützung der Mailänder gewann Konrad bald in Oberitalien Einfluß. Aber die Quelle, auf deren Ergiebigkeit er seinen Plan gebaut, blieb ihm verschlossen. Die Verfügung über das mathildinische Gut erlangte er nicht oder nur zum Teil, und an diesem Fehlschlagen seiner Hoffnungen, an der Unzulänglichkeit der Mittel scheiterten die Pläne der Staufer am Po wie am Rhein.

Für Lothar war es entscheidend, seine Position in der oberrheinischen Ebene zu erhalten. Er mußte suchen, Speier wieder zu unterwerfen. Als der Entsatz des Staufers ausblieb, kam es zu Unterhandlungen mit der Bürgerschaft (1128), infolge deren dieselbe sich von den Staufern lossagte und dem Könige Geiseln stellte. Gleichzeitig traf die Staufer ein anderer Schlag. Dietbold von Vohburg trat durch die Vermittlung Heinrichs von Bayern zur königlichen Partei über. Ein Ehebund scheint auch hier der Köder gewesen zu sein, mit dem man den Markgrafen fing, denn Dietbolds ältester Sohn vermählte sich mit Herzog Heinrichs Schwester Mathilde. Welche Bedeutung die Städte bereits gewannen, ersieht man nicht nur aus dem Umstande, daß der ganze Krieg mit den Staufern sich mehr oder weniger um den Besitz von Speier und Nürnberg drehte,



Friedrich von Schwaben, der Einäugige.

sondern zugleich auch aus den Bestrebungen Lothars, sich die günstige Stimmung der Bürgerschaften, namentlich der rheinischen, zu erhalten. Ende 1128 weilte der König in Worms, Anfang 1129 in Straßburg, wo er der Bürgerschaft wichtige Freiheiten zugestand; ferner besuchte er in dieser Zeit Köln und die niederrheinischen Städte.

Mit einem Gewaltakt hatte indes der junge Bayernherzog sich seines Gegners zu entledigen gesucht. Er überfiel das Kloster Zwiefalten, wo Friedrich mit geringer Begleitung weilte, und steckte es in Brand. Der Anschlag mißlang, da die Mönche den Schwabenherzog in den festen Turm der Kirche retteten.

Speier war nicht lange seiner Versprechungen eingedenk geblieben. Als Friedrich der Bürgerschaft seine Gemahlin zuführte, ward sie mit Jubel empfangen, und Lothar mußte sich zu einer zweiten Belagerung aufmachen. Um die Mitte des Jahres 1129 rückte er vor die Mauern der Stadt. Aber so tapfer verteidigten die Bürger ihre Mauern, daß Lothar sich nach Hilfe umsehen mußte. Er berief seinen Schwiegersohn, den Bayernherzog, zu sich. Der belagerte eben damals den Regensburger Vogt Friedrich von Bogen in seiner Feste Falkenstein. Die Nachrichten, welche über die Ursache dieses Zwistes vorliegen, bestätigen uns, daß auch in Bayern die Rivalität der bischöflichen Ministerialität mit den Vögten einen hohen Grad von Spannung erreicht hatte. Friedrich von Bogen soll einen dem Herzog ergebenen Ministerialen der Regensburger Kirche erschlagen haben, sei es nun infolge der bereits vorangegangenen Entziehung seiner Vogtei oder aber infolge der Einschränkung seiner Rechte durch den Herzog, welche ihn den Verlust seines Amtes befürchten ließ. Heinrich übertrug die Fortsetzung der Belagerung seiner Schwester Sophie, welche eben als Witwe mit einem Geleit von 800 Rittern aus Steiermark heimgekehrt war, und eilte selbst mit ungefähr 600 Rittern dem Könige von Speier zu Hilfe. Auf der rechten Rheinseite bezog er der Stadt gegenüber sein Lager, um hier dem heranziehenden staufischen Entsatzheere entgegentreten zu können. Friedrich von Schwaben vermochte trotz eines nächtlichen Sturmes auf das bayerische Lager die Stadt nicht zu entsetzen. Der Sturm wurde abgeschlagen und die Bayern verfolgten den flüchtigen Staufer bis in seine eigenen Lande. Um Neujahr 1130 ergab sich endlich Speier dem Könige, und in Bayern räumte dann bald auch der Falkensteiner das Feld. Seine Burg fiel in die Hände des Welfen, während er selbst nach Italien zu König Konrad entkam.

In Bayern wie in Sachsen kommt es nun wie hier und dort im übrigen Deutschland zu ganz analogen Erscheinungen, zum Ankampfe gegen die königliche Uebermacht, welche sich als Macht einer Familie zu konsolidieren strebt. Die alte Verfassung lag am Boden, eine neue bestand nicht, die Zeit der Tyrannis schien für Deutschland zu nahen. Dabei haben wir immer im Auge zu behalten, daß es gerade die beiden bisher am meisten selbständigen Herzogtümer sind, in denen diese Konsolidierung sich zu vollziehen strebt; wir haben daran zu denken, daß die Entwicklung in Sachsen und Bayern nicht nur von außen hervorgerufen, sondern, und das besonders in Sachsen, eine von innen herauswachsende ist. Indem Lothar die Entwicklung zur Monarchie in Sachsen auf der von den Ottonen, dann von Otto von Nordheim und Ekbert von Meißen geschaffenen Grundlage zur Vollendung emporführt, indem so das sächsische Königtum gewissermaßen die Vorherrschaft in Deutschland erringt, drängt sich auch allen andern emporstrebenden Kräften der lokale und territoriale Charakter ganz von selbst auf, und so kommt es, daß trotz der innigen Verbindung der herrschenden Familie mit der königlichen die Entwicklung in Bayern mehr und mehr an Selbständigkeit gewinnt und als eine auf sich selbst beruhende erscheint.

Nach dem Kampfe gegen den gemeinsamen Feind kehrten König und Herzog in ihre Länder zurück, die ihnen dort erstandenen Feinde niederzuwerfen. Lothar wandte sich nach Sachsen. Sein Kriegszug gegen Böhmen (1125) und der unglückliche Ausgang desselben hatten ihn seinen Großen gegenüber in eine schwierige Stellung gebracht. Es rivalisierten dort, wie wir wissen, Albrecht von Ballenstedt und Konrad von Wettin mit Heinrich von Groitzsch und Hermann von Winzenburg. Albrecht gelang es, sich in dem Besitze der Ostmark und Lausitz zu erhalten, während in der Mark Meißen Konrad von Wettin und Hermann von Winzenburg neben einander als Markgrafen erscheinen. Außerdem erhielt Hermann von Winzenburg die Landgrafschaft in Thüringen. Zu Fehden war da hinreichend und fortwährend Anlaß. Infolge einer solchen, bei der der Winzenburger auch den Mord nicht gescheut hatte, verlor er seine Macht als Markgraf und Landgraf. Konrad von Wettin erhielt die Markgrafschaft in Meißen allein und zum Landgrafen von Thüringen schwang sich Ludwig empor, der nun nach dem Tode seines Bruders Heinrich Raspe die ganze Macht seines Vaters, Ludwigs des Springers, zusammenfaßte. Auch der junge Albrecht von Ballenstedt, mit dem Beinamen „der Bär", lag in ewigem Kampfe mit seinen von Lothar mehr begünstigten Nachbarn. Bald bekam er die Strenge des Königs zu fühlen; er verlor seine Mark, die seinem Rivalen Heinrich von Groitzsch zugesprochen wurde, errang sich aber Lothars Gunst wieder und schwang sich in eine Stellung empor, in der er für die Zukunft Deutschlands zu hoher Bedeutung gelangen sollte.

Im Juni 1130 erschien Lothar zu einem Reichstage in Regensburg. Nürnberg hatte sich immer noch nicht unterworfen, doch scheinen schon damals Unterhandlungen eingeleitet worden zu sein. Daß Herzog Heinrich der Aufregung in Bayern noch nicht Herr geworden war, geht daraus hervor, daß der Böhmenherzog bei seiner damaligen Anwesenheit in Regensburg zwanzig Türme brach. Der Widerstand der Bürgerschaft gegen den Herzog scheint also ein bedeutender und energischer gewesen zu sein. Und endlich im Oktober unterwarf sich auch Nürnberg. Die Stellung der Staufer war mit dem Falle ihres letzten Bollwerkes in Ostfranken vollkommen erschüttert. Es war um dieselbe Zeit, als auch Konrad aus Italien heimkehrte. Er hatte die Unterwerfung der mathildinischen Vasallen, welche nach Selbständigkeit strebten, nicht durchzusetzen vermocht. In Mailand ward er bald mißliebig. Er zog sich nach Parma zurück. Aber auf der schiefen Ebene gab es keinen Halt mehr. Als er im Spätherbst 1130 nach Deutschland heimkehrte, hatte er nichts gewonnen, „als eine Krone, die noch wertloser war, als die ihm in Deutschland verliehene". Von dieser Seite schien dem Könige und dem Welfen einstweilen Ruhe beschert zu sein.

Da begegnen wir einer für jene Tage ungewöhnlichen Nachricht: der Welfe sei um Ostern 1131 mit einigen Begleitern incognito, als Pilger verkleidet, nach Paris gereist, um die Sitten fremder Völker und Fürsten kennen zu lernen. Und während Heinrich seine Blicke nach solch idealen Zielen schweifen ließ, schien für Lothar die Zeit gekommen, in der es ihm gelingen sollte, dem Königtum die Macht wieder zu gewinnen, welche es einstens besaß.

Verfolgten wir im Kampfe Lothars mit den Staufern die wachsende Bedeutung der oberrheinischen und fränkischen Städte für die deutsche Entwicklung, eine Bedeutung, die sich strahlenförmig ausdehnte nach Süden und Norden und in den Kämpfen Heinrichs mit den Regensburgern, wie Albrechts des Bären mit den Bürgern von Halle sich wiederspiegelte, sahen wir dann namentlich in Oberitalien die Bürgerschaften als direkte Königsmacher auftreten, so haben wir nun unsere Blicke nach einer andern Seite zu richten. Die kirchliche Entwicklung ist es, welche unsere Aufmerksamkeit zunächst in Anspruch nimmt.

Es war die notwendige Folge unserer ganzen vorangehenden Entwicklung, daß in dem Augenblicke, wo das Königtum von der Herrschaft über die Kirche zurücktrat, sich nach dem freigewordenen Gute die Hände aller deren ausstreckten, welche in den letzten Zeiten emporgekommen waren. Hatten schon in der Zeit des Bürgerkriegs die Ministerialen einen Einfluß auf die Wahlen ihrer Bischöfe gewonnen, war das Gut der

Kirche zerrissen und zersplittert worden durch die massenhaften Belehnungen der neu emporkommenden ritterlichen Vasallität, so war es jetzt namentlich der höhere Adel, der sich als den naturgemäßen Erben des Königtums betrachtete. Wir hörten von der Vertreibung des Regensburger Vogtes durch den Herzog, des Speierer Bischofs durch die mit den Staufern verbündete Bürgerschaft. So kam es denn nur zu bald dazu, daß der kirchliche Zweck des Investiturstreites sich mehr und mehr verdunkelte, daß man die Bistümer als einträgliche Pfründen für hochgeborene Herren betrachtete, daß die Klagen über Simonie an Häufigkeit zunahmen. Und wie einst das Königtum nicht gezögert hatte, das Reichs- und Königsgut der mit ihm verbündeten Kirche zur Verwaltung zu übertragen, so war es nun die hohe Aristokratie, welche an Freigebigkeit gegen die Kirche sich besonders hervorthat. Hören wir von der neu aufkommenden Mode, daß jedes gräfliche Geschlecht eine Ehre darin sah, sein eigenes Hauskloster zu haben, so begreifen wir die massenhaften Stiftungen, welche seit dem Investiturstreite diese ganze Zeit hindurch stattfanden. Was der kirchliche Gedanke, von der Not der Zeit entflammt, wieder neu ins Leben gerufen hatte, setzte sich nun fort als Modesache, bei der kirchliche Motive nur mehr eine untergeordnete Rolle spielten. Hören wir, daß den Hirschauern allein 19 Klöster in Bayern zufielen, daß 10 Klöster dem Bischofe Otto von Bamberg, 13 dem Erzbischofe Konrad von Salzburg ihre Entstehung, Neubelebung oder Weihe verdankten, daß außerdem noch 27 Klöster in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts unter der Beteiligung fast aller Grafengeschlechter entstanden, reformiert oder neu begründet wurden, daß den Augustiner Chorherren, den Cisterziensern und Prämonstratensern davon eine stattliche Anzahl überwiesen wurde, so erkennen wir, daß in Bayern, obschon die runde Zahl „Achtzig" die Neugründungen und Reformierungen kaum vollkommen deckt, der hohe Adel sicher nicht gegen denjenigen anderer deutscher Länder bei solchen Stiftungen zurückstand. Dem Königtum aber mußte, da es von hoher Warte diesem Prozesse zuschaute, angst und bange werden vor den Folgen desselben. Wenn Adel und Kirche sich verbündeten auf der mächtigen Grundlage gemeinsamer materieller Interessen, wie einstens Königtum und Kirche, so wurde das königliche Regiment in Deutschland illusorisch, das aristokratische Regiment dagegen zum allein wirklichen.

Der erste Schritt, welchen Lothar in kirchlichen Angelegenheiten that, war die Erhebung Norberts, des Gründers von Prämonstratum, zum Erzbischofe von Magdeburg (1126). Otto von Bamberg hatte durch seine Bekehrungsreise in das Land der Pommern, der bald (1127) eine zweite folgte, der deutschen Kirche neue Pfade gewiesen, und indem nun auch Norbert heraneilte an die Elbe, die Grenze zwischen Heiden und Christen, vereinigte sich der äußere und innere Weg, auf welchen die deutsche Kirche zu neuer Machtblüte vordrang, zu einem einzigen; das Ideal hatte die Bahn gefunden, auf welcher es sich verwirklichen konnte. Sogleich begann Norbert mit der Reformation seines Erzstiftes wie mit der Neubelebung der Wendenmission. Er war es, der versuchte, dem Bamberger den Weg durch seine Kirchenprovinz nach dem Osten zu verlegen. Es gelang ihm nicht. Er war es aber auch, der versuchte, den romanisch-weltbürgerlichen Geist in Deutschland zur Herrschaft zu führen, der so dem größten Vertreter des mönchischen Universalchristentums, dem Abte von Clairvaux, die Wege in Deutschland bereitete. Die Weltgeistlichkeit sollte in den Orden hineingezogen werden. Als prämonstratensische Kongregationen wurden die Domkapitel von Havelberg und Brandenburg neu eingerichtet und dem Marienkloster in Magdeburg unterstellt. Und bald erhob Norbert den Anspruch, daß seinem Erzbistum alle alten und neuen Bistümer bei den Wenden, Polen und Pommern wieder untergeordnet würden. So suchte Magdeburg auch die Rolle, welche Bamberg zu spielen begonnen, an sich zu reißen und dem zu kraftvollem Leben erstandenen fränkischen Bistume die Adern zu unterbinden. Aber nicht so leicht fügte man sich Norberts Anordnungen. Es war der romanische Geist, den seine Magdeburger Feinde in Norbert bekämpften, jener Geist, der zur Weltherrschaft rang und alles Eigenartige zu ersticken und aufzusaugen drohte. Wie verschieden war dieser fanatische Geist, in Norbert verkörpert, von den idealen und humanen Bestrebungen eines Otto von Bamberg! Mordanschläge wurden auf das Leben Norberts gemacht, Klage über Klage erging nach Rom,

und endlich (Juli 1129) kam es sogar zu offener Empörung der Bürgerschaft gegen den eifernden Fremdling. Aber mit seinem Streben, den Osten zu christianisieren, begegnete er dem Interesse Lothars, des Sachsenherzogs, von dessen Kämpfen zur Unterwerfung der Wenden wir gelegentlich hörten. Das Interesse des deutschen Königtums floß hier mit demjenigen des sächsischen Herzogtums und der sächsischen Kirche zusammen, und so fand Norbert einen Rückhalt am Könige selbst.

Dieselben Erscheinungen, wie einst unter Heinrich III, wiederholen sich nun, da auch der Bremer Erzbischof die Mission im Wendenlande aufs neue aufgriff und an Vizelin einen eifrigen Gehilfen fand. Bald erneute auch er die Ansprüche auf Wiederherstellung seiner Kirchenprovinz wieder, und auch er fand in Lothar einen Begünstiger seiner Sache, dessen er zu kraftvollem Vorgehen bedurfte. Die Kirche von Lübeck wurde von Vizelin zuerst wiederhergestellt. Als aber der Abodritenkönig Heinrich starb, mußte der Missionar seine Thätigkeit zunächst wieder einstellen. Im Holsteinischen gründete er dann das Chorherrenstift Neumünster inmitten des slavischen Grenzwaldes, und hier widmete er sich der Aufgabe, „den Hain- und Quellkultus der noch immer halbheidnischen Holsaten, Stormarn und Ditmarschen zu brechen“. Und doch, so eifrig auch die Kirche aus dem Banne der weltlichen Herrschaft, der sie bisher eingeengt hatte, hinausdrängte, auf dem Gebiete, welches sie nunmehr wieder betrat, konnte sie des schützenden und helfenden Armes der weltlichen Macht ebenso wenig entbehren, wie in früheren Zeiten. Diese Erwähnung giebt uns die Gewißheit, daß es hier mit der ersten Niederlage des romanischen Geistes zu einer Rückkehr aus den abstrakten, excentrischen Bahnen kommen muß, zu einer Rückkehr, welche dem Eindringen des nationalen Geistes in die Bestrebungen der Kirche die Möglichkeit wieder verschafft.


Fürstliche Tracht.

In Rom war es indessen zu einem ähnlichen Rückschlag gekommen. Wir wiesen darauf hin, wie das Papsttum siegend und erobernd vordrang, so lange es sich als Mittelpunkt der neu erwachten italienisch-nationalen Kräfte darstellte, so lange es verstand, diesen Kräften in sich selbst eine Vereinigung zu geben. Es ward dann gezeigt, wie die Absichten Gregors über die Nationalität hinausdrängten, wie mit diesem Hinausdrängen Rom die natürliche Vermittlerstelle des italienisch-nationalen Lebens wieder einbüßte, wie so das einst siegreiche Papsttum Niederlage auf Niederlage erlitt. Ihren eigenen Weg gingen nun wieder die Bürgerschaften der italienischen Städte, ihren eigenen Weg ging die normannische Macht in Unteritalien und Sicilien, ihren eigenen Weg ging auch die römische Aristokratie, und bald mußte das Papsttum erfahren, daß es seine weltbeherrschende Stellung ohne starke äußere Hilfe gegen die in seiner eigenen Stadt sich befehdenden Adelsparteien nicht aufrecht zu erhalten vermochte. Und schon in den letzten Jahren seines Pontifikats sah sich Honorius II genötigt, den deutschen König immer wieder herbeizurufen, damit er „die Vollgewalt und die kaiserliche Würde“ empfange. Der natürliche Rückschlag war erfolgt. Seitdem die verschiedenen Interessen im Papsttum ihre Vereinigung nicht mehr fanden, drängten sie von ihm hinweg und suchten dann von außen her das Papsttum zu bestürmen und unter ihre Gewalt wie einstens zurückzuzwingen. Pierleoni und Frangipani bemühten sich um die Wette, das Papsttum zur Parteimacht zu gestalten und mit seiner Umgestaltung ihre egoistische Herrschaft zu

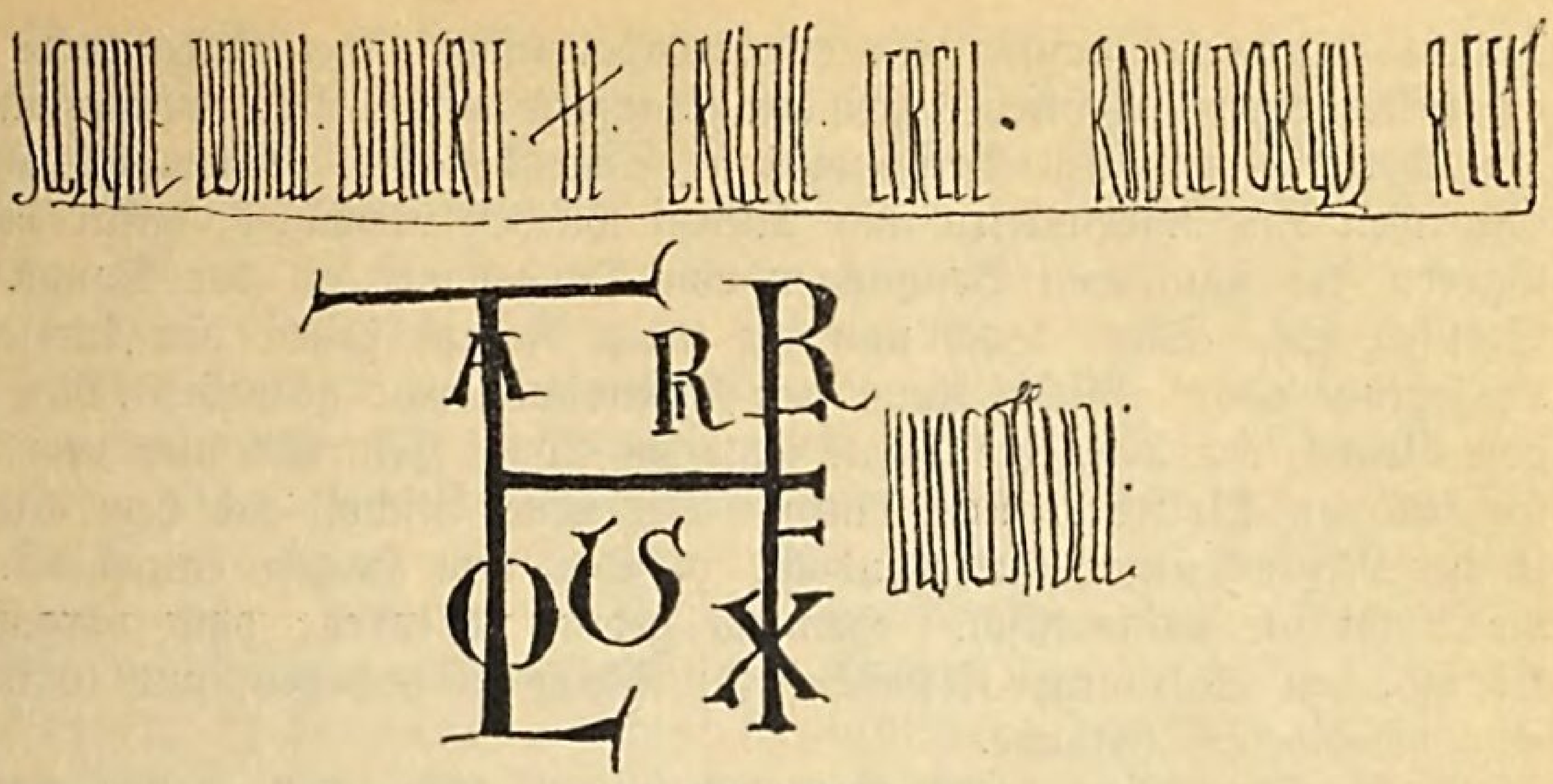
begründen. Honorius rief nach dem deutschen Könige. Aber was war der? Er war Herzog von Sachsen, und für eine Hegemonie des Sachsenstammes in Europa waren die Zeiten längst dahin. Nur zu deutlich zeigte es sich nun, daß die Kirche mit der Niederwerfung des deutschen Königtums und Kaisertums sich tief in ihr eigenes Fleisch geschnitten hatte, und als nun nach dem Tode Honorius' II (14. Februar 1130) wirklich erfolgte, was er selbst noch befürchtet hatte, als die streng-kirchliche Partei der Kardinäle den Kardinallegaten Gregor als Innocenz II, die Mehrheit des Kollegiums dagegen den Kardinal Petrus, den Sohn Pierleonis, als Anaklet II auf den Stuhl Petri erhoben, als so das Weltschisma wirklich eintrat, da mußte man sich besinnen, ob nicht eine Neuordnung der Investiturfrage notwendig geworden sei. Und wie wir sehen werden, Lothar verstand die Stimme der Zeit, als nun die römische Kirche sich mit ihren Streitfragen unabweisbar an ihn herandrängte.

Die Doppelwahl war das Zeichen zum Bürgerkriege in Rom. Auf der Seite Anaklets II, dessen Ahnherr ein reicher Jude war, standen die Pierleoni mit der Masse des römischen Stadtadels und Volkes. Nur die Frangipani und Corsi, die Parteigänger des verstorbenen Papstes, traten für Innocenz II ein. Es war aber das Schisma nicht ein Ausdruck des Kampfes der Rechtgläubigkeit gegen eine ketzerische Partei, sondern die reformierte Kirche hatte sich selbst gespalten; an der Rechtgläubigkeit beider Päpste war nicht zu zweifeln, und um so bedeutungsvoller war der Zwiespalt für die damalige katholische Welt. Beide Päpste begannen nun die Jagd nach der Anerkennung der Völker und Herrscher. Zeigt uns diese Thatsache allein schon, wie die letzten Ideen Gregors VII, das Papsttum von dieser Anerkennung zu befreien und zur diktatorischen geistlichen Macht zu erheben, illusorisch waren und von der ersten Notlage durchbrochen wurden, so werden wir in der Zukunft noch öfters Gelegenheit haben, die Unbeständigkeit und Unhaltbarkeit reiner theoretischen Abstraktionen und Mystifikationen zu erkennen. Namentlich tritt uns dies entgegen, wenn wir die Bewerbungen beider Päpste um die Anerkennung König Lothars betrachten. Der deutsche König war in diesem Augenblick scheinbar wieder Herr der Kirche geworden, denn von seiner Erklärung hing es ab, wer von den beiden Bewerbern Papst sein würde. Selbst der römische Adel drängte sich an Lothar, sich zu erklären, ebenso auch der römische Klerus. Aber der König hielt mit seiner Anerkennung zurück. An seiner Seite weilte ein Ratgeber, der sich durch keine Verlockungen verleiten ließ und innerlich bereits Partei ergriffen hatte — Norbert.

In diesem Augenblicke treffen wir auf die merkwürdige Nachricht, daß die von Innocenz II abgesandten Legaten, der Erzbischof von Ravenna und der Kardinal Gerhard, mit Lothar übereinkamen, die Entscheidung über das Schisma den Fürsten anheimzustellen. Läßt uns diese Nachricht noch einen Zweifel, daß die Entwicklung in Deutschland sich von dem Primate des Kaisertums abgewendet hatte und zu den Fürsten hinübergegangen war?

Ebenso merkwürdig ist die Entwicklung des Papststreites. Schon bald sah sich Innocenz II genötigt, Rom zu verlassen. Er wanderte über Pisa nach Frankreich. Die Cluniacenser aber standen auf der Seite seines Gegners, ihres früheren Ordensbruders. Da war es entscheidend, daß der Führer der neuen Orden, Bernhard von Clairvaux, sich auf die Seite des Flüchtlings stellte und sich offen für Innocenz erklärte. Bald folgte seinem Beispiel die größere Anzahl des französischen Klerus, es folgten selbst König Ludwig VI von Frankreich und Heinrich I von England, und Cluny wagte es nun nicht mehr, dem also Anerkannten seine Pforten verschlossen zu halten. Der hochangesehene Abt Petrus von Cluny empfing den Flüchtigen mit allen Ehren eines Papstes.

Das geschah um dieselbe Zeit (Oktober 1130), als auch in Deutschland die Entscheidung fiel für Innocenz als den rechtmäßigen Papst, hauptsächlich herbeigeführt durch den Einfluß der Erzbischöfe von Salzburg und Magdeburg, Konrad und Norbert. Die deutsche Gesandtschaft traf den Papst zu Clermont, wo er ein Konzil abhielt. Prinzipiell wurde auf demselben eine neue Bresche in die bisherige wissenschaftliche Thätigkeit des Klerus gelegt, da den Mönchen und regulierten Chorherren das Studium des weltlichen Rechtes und der Medizin untersagt wurde. Anaklet hatte indessen den Normannen Roger



Signum Lothars.

zu gewinnen gewußt, indem er ihm die Königskrone von Sicilien zugestand. Außerdem konnte er auf eine ergebene Partei in Oberitalien und namentlich in Mailand zählen.

Am 22. März 1131 führte Bernhard von Clairvaux seinen Papst dem Könige Lothar in Lüttich zu. Er war es, der dem Könige recht eigentlich die Entscheidung aus der Hand genommen hatte; er war es auch jetzt, der das Papsttum gegen das deutsche Königtum verteidigte. Der Papst verlangte vom Könige die Zurückführung nach Rom. Der König willigte ein, brachte aber die Sprache auf das Recht der Investitur, welches er zurückverlangte, indem er auseinandersetzte, „wie sehr das Reich durch die Liebe zu den Kirchen geschwächt, zu wie großem eigenen Schaden es auf die Investitur der Kirchen verzichtet habe". Die Begleitung des Papstes erschrak auf das heftigste. Man fürchtete die äußerste Gefahr, da man ja vollkommen in der Gewalt des Königs war. Aber der hl. Bernhard erhob seine Stimme und widersetzte sich der königlichen Forderung, welche er später in einem Briefe an den Papst, in dem auch von dem Dolche der Barbaren die Rede ist, der zu Lüttich dem päpstlichen Nacken gedroht habe, als „ungeeignet und ungerecht" bezeichnete. Und Lothar gab, wenn auch unwillig und grollend, nach, denn zugleich mit Bernhard werden auch deutsche Kleriker auf ihn eingestürmt sein. Der Schwerpunkt der geistlichen Macht lag nicht mehr in Rom und beim Papste, sondern in den neuen Ordensgesellschaften. Hier war die lebendige weiterbildende Kraft der damaligen Kirche, der auch das alternde Cluny sich wohl oder übel fügen mußte. Ein Glück, daß in jener Zeit ein so ganz und gar versöhnlicher Charakter, wie Petrus von Cluny, die Schwarzmönche leitete!

Bisher war es Lothar nicht geglückt, seine Machtsphäre wesentlich über die eines sächsischen Herzogs zu erweitern. Und jeden Verlust, den er als Sachsenherzog erlitt, machte sich ihm in empfindlichster Weise fühlbar. Ehe er an die Erfüllung des dem Papste gegebenen Versprechens, nach Italien kommen zu wollen, denken konnte, mußte er seine Herrschaft zuerst im Norden bei den Slaven und Dänen wieder zur Anerkennung bringen. In Slavonien hatte Lothar nach dem Untergang des Abodritenkönigs Heinrich und seiner Söhne den Sohn König Erichs von Dänemark, Knud Laward, als König eingesetzt, der vor seinem Oheim Niels und dessen Sohn Magnus einst zu ihm geflohen war. Magnus ließ Knud ermorden. In den slavischen Ländern gelangten Pribislaw und Niklot zur Herrschaft und Selbständigkeit, während ein Halbbruder Knuds, Erich Emund, mit Niels und Magnus um die dänische Krone stritt. Erich Emund rief Lothar zu Hilfe. Im Spätherbst 1131 brach der König auf, drang bis zum Danewirk vor, ließ aber von dem ritterlich idealen Gedanken der Rache für Knud Lawards Tod, als Magnus ihm die Summe von 4000 Mark bot. Dafür erkannte Lothar ihn als Dänenkönig an und ließ seinen Bundesgenossen Erich Emund fallen. Mit diesem Geschäfte hatte er erreicht, was er als Sachsenherzog bedurfte. Schnell gelang ihm denn auch die Unterwerfung der Slavenfürsten Niklot und Pribislaw, die ihm ohne Zweifel auch hohe Tribute zahlen mußten.

So nahte das Frühjahr 1132. Lothar rüstete zur italienischen Heerfahrt. Und auch hierbei stellte es sich wieder heraus, daß er lediglich Herzog der Sachsen, geschmückt mit dem königlichen Namen, war. Die deutsche Kirche blieb als solche von der beabsichtigten Heerfahrt unberührt; die deutschen Fürsten ebenso. Der Feldzug des vergangenen

Jahres gegen die Staufer war erfolglos gewesen. Der Krieg hatte mehr und mehr den Charakter einer Privatfehde zwischen Staufern und Welfen angenommen. Herzog Friedrich fiel über die welfischen Besitzungen in Schwaben her. Memmingen sank in Asche, die Gegenden von Ravensburg und Altdorf wurden verwüstet; dafür verheerte Heinrich von Bayern die staufischen Besitzungen von Daugendorf an der Donau bis über die Burg Staufen hin. Dazu brach nun ein neuer Kampf gegen den Welfen in seinem eigenen Herzogtum aus. Bischof Kuno von Regensburg war gestorben (Mai 1132) und Friedrich von Bogen, der abgesetzte Vogt, setzte die Wahl Heinrichs aus dem mächtigen Hause der Grafen von Wolfratshausen durch. Der neue Bischof gab dem alten Vogte die Vogtei in der Regensburger Kirche zurück, dieselbe dem Herzog entziehend. Der aber erklärte die Wahl für unkanonisch. Heinrich gelang es indes, ohne vorgängige Investitur des Königs, den Salzburger Erzbischof zur Weihe zu bewegen, und so wurde seine Erhebung eine vollendete Thatsache.

Im September 1132 trat Lothar mit 1500 Rittern den Römerzug an. Zählen wir die 300 Ritter des Böhmenherzogs und die Mannschaften des Abtes von Fulda ab, so haben wir das Gefolge des sächsischen Herzogs. Und merkwürdig, was Lothar im deutschen Reiche versagt blieb, in Sachsen gewährte man es ihm: die sächsischen Kirchenfürsten unter der Anführung Norberts waren fast vollständig vertreten. Was das Königtum durch die Verträge von Worms und Mainz eingebüßt hatte, zeigte sich nur zu deutlich, und an Lothar selbst rächte es sich nun, daß er sich einst zur Demütigung des salischen Königtums an die Spitze der Opposition gegen dasselbe gestellt hatte. Als das sächsische Aufgebot nach Süddeutschland kam, bot sich dem Könige die Gelegenheit, seinen lange verhaltenen Mißmut auszulassen. In Augsburg brach während seiner Anwesenheit zwischen seinen Kriegern und einem Teil der Bürgerschaft ein Zank aus, der sich bis zum vollsten Kampfe entwickelte. Die Bürger und Ministerialen sammelten sich um den Dom, der König führte seine Ritter heran und zornentbrannt schritt er zum Angriff. Ein furchtbares Gemetzel entstand, und Augsburg war nach dem sechstägigen Besuche (28. August bis 2. September) der Sachsen eine vollkommen vernichtete Stadt. Hier brach der Zorn des Königs, der sich vor den Mauern Speiers und Nürnbergs gegen das deutsche Bürgertum angesammelt hatte, wie ein verheerendes Ungewitter über das unglückliche Gemeinwesen los. — Auch Regensburg hatte damals schwere Zeiten. Im April war die Stadt bis auf etwa vierzig Häuser niedergebrannt. Die Wahl des Wolfratshausers zum Bischof hatte ihr die Feindschaft des Herzogs zugezogen, der herbeieilte, um Rache zu nehmen. Durch den Krieg mit den Staufern wie mit seiner eigenen Hauptstadt und einem Teile seiner Großen ward Heinrich verhindert, seinen Schwiegervater nach Italien zu begleiten. Auf den Roncalischen Feldern traf Lothar mit Innocenz II zusammen. Aber die Deutschen fanden keine gute Aufnahme, auch nicht in den Ländern, welche einst Mathilde von Tuscien beherrscht hatte. Im Bolognesischen war es, wo Konrad von Plötzke, der Markgraf der sächsischen Nordmark, den Tod fand. Die erledigte Mark kam nun an Albrecht den Bären, aus dem Hause Askanien, dem Lothar, wie wir hörten, die Ostmark und die Lausitz abgesprochen hatte. Albrecht hatte sich dem Urteil des Königs gefügt und ihn auf dem Heerzug nach Italien begleitet. Jetzt erhielt er für seine treuen Dienste die Nordmark zugesprochen, wo es ihm gelang, den Grund jenes Staates zu legen, der seit dem Ausgang des Mittelalters immer mehr zur Herrschaft in Deutschland emporstrebte.

Nach Ostern 1133 trafen König und Papst in Viterbo abermals zusammen und zogen dann vereint gegen Rom. Gegen Ende April stand man vor den Thoren der ewigen Stadt. Bernhard von Clairvaux war in der Begleitung des Papstes. Am 30. April wurde dem König ein Thor in der Altstadt geöffnet. St. Peter und die Leostadt behauptete Anaklet. Verhandlungen wurden eingeleitet, da Lothar sich zu schwach fühlte, einen Kampf mit den Römern zu wagen. Aus demselben Grunde wies er das Ansinnen, in Rogers Reich einzufallen, zurück. So nahte der Juni und mit ihm die heiße Jahreszeit, ohne daß man etwas unternehmen konnte. Der König wollte die Kaiserkrone. Und da ihm St. Peter verschlossen blieb, entschloß er sich, am 4. Juni 1133 im Lateran aus

der Hand Innocenz II die Krone entgegenzunehmen. Noch einmal brachte jetzt Lothar die Sprache auf die Rückgabe des Investiturrechts. Er glaubte zu dieser Forderung um so mehr berechtigt zu sein, als er wirklich Großes und Kühnes für die Kirche gewagt hatte, als er annehmen konnte, daß nunmehr auch Innocenz mit der Geistlichkeit sich würde überzeugt haben, daß ein voller und ganzer Erfolg des Kaisers und Papstes lediglich an der durch das Wormser Konkordat bedingten Schwächung der kaiserlichen Gewalt gescheitert sei. Wie anders hätte er jetzt auftreten können, wenn ihn die deutsche Kirche mit ihren Machtmitteln unterstützt und so indirekt auch ihren Rivalen, den deutschen Laienadel, zu zahlreicherer Beteiligung am Römerzuge gezwungen hätte! Zu agressivem Vorgehen gegen Anaklet II und Roger von Sicilien reichte die Macht des sächsischen Herzogtums bei weitem nicht aus. Innocenz soll geneigt gewesen sein, auf Lothars Forderung einzugehen, aber der Schwerpunkt der geistlichen Gewalt lag, wie wir sahen, nicht mehr beim Papste, sondern in den neuen Ordenskongregationen, und Norbert war es, der „im Angesicht der Kirche" gegen die Erfüllung von Lothars Forderung protestierte. So erreichte der Kaiser nur, daß Innocenz auch ihm die seit dem Wormser Vertrag von dem Kaiser geübten Rechte als kanonisch bestätigte und den deutschen Bischöfen und Aebten die Weihe vor der Investitur untersagt wurde. Am 8. Juni wurde die Urkunde des Papstes darüber ausgestellt.

Es kam nun darauf an, in anderer Weise dafür zu sorgen, daß die Macht des Kaisertums in Zukunft sich wirksamer entfalten konnte. Und dies vermochte man nach dem Gange der Entwicklung in Deutschland nur, indem man die persönliche Macht des Herzogs von Sachsen zu heben suchte. Die sächsische Kirche allein hatte ihre Hilfe dem Kaiser zur Verfügung gestellt. Erweiterte man ihren Machtkreis, so half man damit indirekt der Macht Lothars. So wurde dem Erzbischof Norbert von Magdeburg die Metropolitangewalt über alle Bischöfe Polens und Pommerns verliehen und damit dem Namen nach die Magdeburger Kirchenprovinz wieder in der Ausdehnung hergestellt, welche sie einst in den Zeiten Ottos des Großen gehabt hatte. Ebenso hatte der Erzbischof von Bremen alle Metropolitanrechte im Norden zurückerhalten, welche er in den Zeiten Heinrichs III besessen. Die Selbständigkeit der Erzbistümer Lund und Gnesen war damit dem Namen nach vernichtet. — Wichtiger für Lothar war der Inhalt einer andern Urkunde, welche Innocenz am 8. Juni für ihn anfertigen ließ. Der Papst verfügte in derselben zu Gunsten Lothars über die mathildinische Erbschaft. Innocenz war es gelungen, nach dem Fehlschlagen der staufischen Unternehmung in Italien sich in den Besitz der gräflichen Güter zu setzen. Jetzt übertrug er dem Kaiser das Allodium der seligen Gräfin und investierte ihn mit dem Ringe unter der Bedingung, daß er alljährlich 100 Pfund Silber dem römischen Stuhle zahle. Nach Lothars Tod sollte die Erbschaft wieder unverkürzt und unverweilt in den Besitz der römischen Kirche zurückkehren, diese aber dann den Herzog Heinrich von Bayern und dessen Gemahlin Gertrud gegen Ablegung des Treu- und Vasalleneides mit den Allodien belehnen. Nach deren Tod fiel die Erbschaft wieder dem römischen Stuhle anheim. „Nicht Lothar wurde Vasall des Papstes, aber für Heinrich von Bayern wurde dieses Verhältnis in Aussicht genommen." Nach Giesebrecht soll die Urkunde den letzten Zusatz, den Herzog von Bayern und dessen Gemahlin betreffend, erst bei Gelegenheit der zweiten Romfahrt Lothars im Jahre 1137 erhalten haben.

Der König betrat im August (1133) wieder den deutschen Boden. Der Erfolg, der ihm nun auch in der Heimat nach und nach wieder zu teil wurde, war nicht die Folge seines Romzuges und seiner Thaten, sondern er war die Folge des Sieges, den die Kirche in Innocenz II durch ihren treuesten und hingebendsten Jünger und Führer, den Abt von Clairvaux, errungen. Der Geist der Zeit, wie er Innocenz als Papst anerkannte, trotzdem derselbe bald wieder Rom verlassen und in Pisa seine Residenz aufschlagen mußte, erkannte nun immer mehr auch in Lothar den Schirmvogt der römischen Kirche an, der er sich so bereitwillig, wenn auch mit unzulänglichen Mitteln, zur Verfügung gestellt hatte.

Indessen war in Deutschland zwischen Staufern und Welfen fortgekämpft worden, wenn auch nicht mehr in der erregten Weise, wie ehedem, da der Bayernherzog durch

andere Streitigkeiten in Anspruch genommen wurde. Der Widerstand Regensburgs und seines Bischofs war unbesiegt, und als der Herzog einst das Wolfratshausener Gebiet durchzog, wurde er von dem Grafen Otto V von Wolfratshausen, einem Neffen des Regensburger Bischofs, überfallen und wäre dem tückischen Anschlage wohl erlegen, hätte nicht einer seiner Getreuen ihm zur Flucht verholfen. Das forderte Rache. Mit Feuer und Schwert wurden im Februar 1133 die Besitzungen des Grafen, welche sich weithin vom Würmsee und der Isar bis zum Inn ausdehnten, verwüstet. Auch Burg Amras ging in Flammen auf, während die nahende Fastenzeit den Angriff auf Wolfratshausen selbst noch verhinderte. Nach Ostern aber zog dem Grafen sein bischöflicher Oheim mit wohlgerüsteter Streitmacht zu; die ganze Sippschaft des Grafen, die hervorragendsten und tapfersten Streiter Bayerns eilten zu seinem Schutze gegen den Herzog herbei, unter ihnen der Regensburger Vogt Friedrich von Bogen (Falkenstein), der Markgraf Leopold von Oesterreich, der Stiefvater der Staufer, und viele



Heinrich der Stolze beim Ueberfall von Wolfratshausen.

andere. Man erkennt, wie die Stimmung der Großen im Lande sich gegen den einen wandte, dessen Macht durch Familienpolitik und Königsgunst so hoch gestiegen. Zum Blutvergießen kam es nicht, denn Otto von Wittelsbach, der Pfalzgraf, verwandt mit beiden Parteien, vermittelte zwischen ihnen und brachte eine Uebereinkunft zu stande. Der Vogt erhielt die Verzeihung des Herzogs; Graf Otto ergab sich und seine Stammburg in die Hände Heinrichs; Wolfratshausen wurde verbrannt, sein Besitzer wanderte zur Haft nach Regensburg, während seine Gemahlin in die Obhut Ottos von Wittelsbach, ihres Vaters, zurückkehrte. Auch mit dem Bischof von Regensburg kam bald eine Vereinigung zu stande, infolge deren der Herzog mit einer Regensburger Grafschaft am Inn, Rattenberg, Kufstein, Itter und das Brixenthal umschließend, belehnt wurde.

Der Krieg der großen Familien gegen einander war entbrannt, und wie in Bayern kämpfte man allwärts in Deutschland um Gutserweiterungen und Hinterlassenschaften naher oder entfernter Verwandten. Lothar aber ging nach seiner Rückkehr auf sein Ziel los, die gesamte deutsche Kirche wieder mehr in den Dienst des Kaisertums zurückzuzwingen, und bald hören wir von Klagen der Bischöfe, namentlich Erzbischof Adalberts von Mainz über „die schmachvolle Erniedrigung und Beschimpfung der Kirche". Verwickelt in die eigenen Händel, zog sich allmählich das Interesse der Großen von dem Kampfe der Staufer gegen Königtum und Welfen zurück, um so mehr, als auch Markgraf Leopold von Oesterreich nunmehr in auswärtige Händel hineingezogen wurde.

König Stephan II von Ungarn, Kolomans Sohn, war 1131 gestorben. Er hatte anfangs die Nachfolge seinem Halbbruder Boris bestimmt und denselben mit Judith, der Tochter des Polenherzogs Boleslaw, vermählt. Bald änderte er seine Absicht und erwählte den geblendeten Bela, des Almus Sohn, zu seinem Nachfolger. Belas II Schwester war die Gemahlin Sobeslaws, des Böhmenherzogs. An ihn wandte sich nun der Ungarnkönig um Hilfe, als Boris im Bunde mit dem Polenherzog in Ungarn einfiel. Ebenso wandte sich Bela an die Oesterreicher um Unterstützung, da mit ihnen wenige Jahre zuvor Erzbischof Konrad von Salzburg einen festen Frieden für Ungarn vermittelt hatte. Leopolds Sohn Adalbert, mit Belas Schwester Hedwig vermählt, zog dem Schwager zu Hilfe und brachte den Polen eine schwere Niederlage bei (Juli 1133). Doch nur das Einschreiten des Kaisers konnte hier auf die Dauer helfen, und auch an ihn wandte sich nun Bela.

Sachsen nahm das Schicksal des Nordens und Ostens in seine Hand, und mit wunderbarer Energie sehen wir in dieser Richtung den greisen Kaiser noch einmal seine alten Ziele verfolgen. War es auch den Erzbischöfen von Magdeburg und Bremen nicht vergönnt, ihre Träume verwirklicht zu sehen — Norbert starb schon im Jahre 1134 — so sollte Lothar es doch noch erleben, daß sein Ausharren mit vollem Erfolge gekrönt wurde. Zu Ostern 1134 erschien Magnus in Halberstadt, den Kaiser wegen einer Blutthat zu versöhnen und mit großen Geldsummen seine Gunst und Dänemarks Krone zu erkaufen. Lothar gab ihm das Königreich Dänemark zu Lehen. Zu Anfang desselben Jahres fand in Aachen die feierliche Belehnung Albrechts von Ballenstedt mit der Nordmark statt. Der Grund zu einer neuen Herrschaft an der mittleren Elbe und an der Havel ward damit gelegt. Im Mai willigte Lothar, da er mit dem Bayernherzog und seiner Tochter Lüneburg und Bardewick besuchte, in die Pläne Vizelins, zum Schutze der Mission im Wendenlande, namentlich in Wagrien den an der Trave gelegenen Aelberg zu befestigen. Die Nordalbinger, auch die Fürsten Pribislaw und Niklot, wurden zum Baue genötigt, und so erstand das heutige Segeberg, welches schon damals mit einem Prämonstratenserstift ausgestattet wurde. Und endlich am Mariä Himmelfahrtstage (15. August 1135) erschien auch der greise Polenherzog Boleslaw in Merseburg, dem Kaiser den Frieden und die Zahlung des zwölfjährigen rückständigen Tributs in der Höhe von 6000 Pfund zu bieten. Er leistete den Vasalleneid und nahm Pommern und Rügen vom deutschen Reiche zu Lehen. Damit war eine Waffenruhe zwischen Polen und Böhmen zu stande gebracht und Belas II Herrschaft in Ungarn gesichert worden.

Eine gewaltige Achtung erfaßt uns, betrachten wir die Macht, welche Lothar bis zu dieser Zeit sich durch kluge Benützung der Umstände zu verschaffen verstanden. Die slavischen Grenzländer unterstanden seiner Herrschaft, Dänemark und Polen zahlten ihm Tribute, das Herzogtum Sachsen ruhte nach wie vor in seiner Hand, durch Sobeslaw verfügte er über die böhmischen Streitkräfte, durch Heinrich, seinen Schwiegersohn, über die Kräfte Bayerns und die Alpenpässe, welche ihm die Kommunikation mit seinen Besitzungen in Ober- und Mittelitalien, der großen mathildinischen Erbschaft, ermöglichten. „Es war ein Gebiet ohne bedeutende Städte, reich an Burgen und festen Stellungen, mit einer Bevölkerung, innerhalb welcher das weltliche Fürstentum seit einem halben Jahrhundert die festesten Wurzeln geschlagen hatte. Lothar, der eigentliche Träger dieser Machtbildung, stand zugleich mit den beherrschenden kirchlichen Gewalten der Zeit in den intimsten Verbindungen; Bernhard von Clairvaux trat gleichsam in die Lücke ein, welche

Norberts Tod in die Umgebung des Kaisers gerissen hatte, ein Cisterzienser an die Stelle des Stifters von Prémontré (Nitzsch)." Was aber dieser Macht ihre eigentliche und höchste Bedeutung verlieh, war der Umstand, daß sie nicht auf den beiden Augen Lothars allein beruhte, die sich jeden Augenblick schließen konnten, sondern daß für diesen Fall alles bereits vorgesehen war, da die ganze Macht des Sachsenherzogs übergehen sollte auf seinen Schwiegersohn Heinrich, den Herzog von Bayern. Und gerade diese Thatsache war es, welche die Sache der Staufer nun mehr und mehr als aussichtslos erscheinen ließ. Lothar war es gelungen, seinen Mitbewerber um die Krone indirekt aus dem Felde zu schlagen. Jetzt ging er daran, sie persönlich niederzuwerfen.

Von Süden aus drang Heinrich von Bayern gegen Ulm vor, wo die staufischen Brüder sich festgesetzt hatten. Ein von Norden drohender Angriff des Kaisers selbst aber nötigte sie, die Stadt ihrem Schicksal zu überlassen. Zwar führten sie Geiseln mit hinweg, aber das konnte die Stadt nicht widerstandsfähiger machen. Sie mußte sich dem Herzog übergeben, der sie seinen Leuten zur Plünderung überließ und dann bis auf die Gotteshäuser niederbrannte. Denken wir an die Bedeutung Speiers und Nürnbergs in diesem Kriege, denken wir an das traurige Schicksal Augsburgs und sehen wir nun ein gleiches Geschick über Ulm hereinbrechen, so erkennen wir nicht nur, auf welche Basis die Staufer namentlich ihre Macht zu stützen gesucht, sondern der Kampf zwischen ihnen und Lothar wächst sich aus zu einem weit tieferen Gegensatze. Er wird zum Kampfe der jungen lebensfrischen Kraft der Zukunft mit den absterbenden Kräften der Vergangenheit. Erschien uns das Gebiet Lothars als eine weitgedehnte Herrschaft ohne bedeutende Städte, aber reich an Burgen und festen Stellungen, so stellt sich uns das Gebiet, in welchem die Staufer zur Herrschaft strebten, als das eigentliche Städtegebiet des damaligen Deutschland hin: die oberrheinische Ebene, das Thal des Mains und der Pegnitz, die Ebene an der oberen Donau. Und trotzdem der Kampf beider Herrschaften mit einander den Namen nicht erhielt, haben wir hier doch jene ersten unbewußten Regungen einer späteren Entwicklung vor uns, welche uns dereinst in dem gewaltigen Ringen der deutschen Städte um ihr Recht und ihre Freiheit in großem Bilde entgegentreten wird. Der ganze Gegensatz der westdeutschen Lande gegen die ostdeutschen, Schwabens und Frankens gegen Bayern und Sachsen, hervorgegangen und beruhend auf einer mehrhundertjährigen politischen und kulturellen Entwicklung, kommt in dem zornigen Wüten des Sachsenkaisers gegen die Städte und das Schwabenland hier zu vollkommenem Ausdruck. Es ist ein Bild, welches, so individuell und subjektiv auch die Leidenschaften der führenden Persönlichkeiten sind, sich dennoch so wunderbar perspektivisch in die Vergangenheit und Zukunft des deutschen Lebens vertiefen läßt, daß wir mit Recht fragen können, warum dieses Bild von der emsigen deutschen Geschichtschreibung bisher fast übersehen und in keiner Weise genügend ausgeführt wurde. Und wenn etwas den Staufern die Herrschaft der Zukunft verbürgte, wenn irgendwo eine natürliche Berechtigung zu dieser Herrschaft gesucht werden soll, so kann sie nur in dem Umstande gefunden werden, daß eigene Not und eigenes Wollen sie von Anfang an in den Dienst und damit zur Führung der jung erwachten und aufstrebenden Kräfte des deutschen Volkes zwangen.

Von Mitte August bis zum Herbste 1134 hatte Lothar das Schwabenland verheerend durchzogen; er richtete eine furchtbare Verwüstung an. Fernerer Widerstand ward damit unmöglich, und zu Mittfasten 1135 begab sich Friedrich nach Bamberg, wo der Kaiser einen großen Reichstag abhielt, und bat zu den Füßen Lothars um dessen Verzeihung und Gnade. Bernhard von Clairvaux hatte die Vermittlung übernommen und der Kaiser willfahrte der Bitte des Staufers. Als Lothar dann im September in Mühlhausen weilte, erschien auch der Gegenkönig Konrad vor ihm, seine Verzeihung erflehend. Er wurde wie sein Bruder vom Banne gelöst, erhielt wie jener seine Güter und Lehen zurück und mußte dafür versprechen, sich mit Friedrich an dem Heerzuge Lothars gegen Roger von Sicilien zu beteiligen. Der Gegenkönig wurde der Bannerträger des alten Kaisers. „Die alten Verbindungen der Staufer mit den lombardischen Städten, insbesondere mit Mailand, waren für Lothar von solchem Wert, daß er sich zu diesen umfassenden Zugeständnissen verstand." (Nitzsch.) Um dieselbe Zeit vermählte sich

Konrad mit der Bayerin Gertrud, einer Schwester des im Nordgau reichbegüterten Grafen Gebhard von Sulzbach. Derselbe hatte nach dem Tode des jüngeren Dietbold von Vohburg dessen Witwe, die Schwester Herzog Heinrichs von Bayern, geehelicht. Wir erkennen hier wieder, wie durch das Anheiraten großer Mitgiften und Besitzungen die Familieninteressen verknüpft oder auch auseinandergezogen wurden.

Wie Heinrich in Bayern, war Lothar im Reiche Herr geworden, und gut fügte es sich, daß mit den Bitten und Ermahnungen Papst Innocenz II und Bernhards von Clairvaux nun auch die Venetianer und Griechen dem Kaiser ihre Anerbietungen machten, wenn er sich entschlösse, ein Heer gegen den räuberischen Normannen in Unteritalien und Sicilien zu führen.

Graf Roger II von Sicilien war, nachdem der Erbe Apuliens, ein Enkel Robert Guiskards, kinderlos gestorben war, im Jahre 1128 von Papst Honorius II mit Unteritalien belehnt worden. Am 27. September 1130 gestand ihm Anaklet II die Königswürde zu. Weihnachten 1130 wurde Roger II von seinen Bischöfen zu Palermo gekrönt. „Wie Wilhelm der Eroberer," sagt Nitzsch, „die normannische Monarchie in England, so hat Roger II dieselbe in Sicilien von Grund auf neu erbaut. Wir bewundern heute in diesen normannischen Gründungen die rückhaltlose Konsequenz einer bewußten Staatsraison gleichsam in ihrer ersten naiven Verkörperung: die Stärke ihrer Zentralgewalt, die vollkommene Unterordnung der richterlichen und administrativen Beamten, die eiserne Kontrolle, mit welcher der Vorteil und das Interesse des Königtums wahrgenommen wird. Wie Roger kein Bedenken trug, die Sarazenen Siciliens zum Kern seines Heeres zu machen und mit arabischen Besatzungen die Städte und Barone Apuliens im Zaume zu halten, so setzte er sich ohne Gewissensregungen durch die Anerkennung Anaklets II mit der gesamten Kirche in Widerspruch. Er griff nach Afrika hinüber und verletzte rücksichtslos die Rechte des griechischen Kaisers, er versetzte durch seine Piraten dem Handel Venedigs die empfindlichsten Schläge, er gefährdete im Besitze Amalfis und Salernos die alten syrischen Seewege Pisas und Genuas."

Das Interesse der Kirche und Lothars verband sich mit demjenigen der großen italienischen Handelsrepubliken wie des griechischen Kaisertums, und alle diese Mächte reichten sich zum Bunde gegen Roger von Sicilien die Hand. Und auch jetzt war es wieder der Abt von Clairvaux, der zu diesem Bunde die Wege ebnete. Zwischen Genua und Pisa hatte er vermittelt, Mailand aus seiner schismatischen Stellung herausgerissen, in Pavia, Piacenza und Cremona erschien er und bewegte mit seiner feurigen Beredsamkeit die Herzen der Bürger. Nun schob er den allgemeinen Vermittlungspunkt in den Vordergrund und machte der Welt klar, wie sie sich zum Untergange des Normannen zu erheben habe. Seine Stimme wurde gehört. Lag es auch im Geiste der Zeit, daß er mehr einseitig die Rechte des Papsttums verfocht, so hörten wir doch seit langer Zeit keine Stimme mehr, die wie diejenige dieses enthusiastischen Mönches so offen für die alten christlichen und menschlichen Grundsätze der Kirche eintrat, die sich gegen Fürsten und Könige wandte und ihnen „das Geschrei der Armen, die Seufzer der Gefangenen, das Blut der Ermordeten" vor die Seele führte, die den Erpressungen des Adels, der mehr und mehr in die geistlichen Stellen eindrang und dieselben zu seinen habsüchtigen Manipulationen mißbrauchte, entgegentrat und den radikalen Antrag stellte, keinen der Adeligen und Mächtigen der Welt fernerhin zu geistlichen Stellen zuzulassen. Er stellte die Frage: was wird denn noch übrig bleiben von christlichem Gesetze, christlicher Ordnung und Gottesfurcht, wenn aus Furcht vor dem weltlichen Arme keiner mehr seine Stimme zu erheben wagt gegen den Uebermut der Kleriker? (Zwei französische Geistliche waren, da sie sich den Erpressungen solcher geistlich gewordenen Adeligen widersetzt hatten, von Verwandten derselben ermordet worden.) Und selbst gegen den Papst wagte er sein Wort zu erheben, da man dem römischen Stuhle die Schuld zuschiebe, das Gute, welches die Bischöfe angeordnet, verbiete er, was sie verboten hätten, erlaube er. „Alle Lasterhaften und Streitsüchtigen aus den Gemeinden, die aus den Klöstern Ausgestoßenen laufen zu euch, und wenn sie von euch zurückkehren, freuen und rühmen sie sich, Beschützer gefunden zu haben in denen, bei denen sie vielmehr ihre Strafe finden sollten."

Und indem dieser eine Mann, so wie er es vermochte, versuchte, das Ideal-Menschliche wieder zum Göttlichen zu erheben, indem er der Liebe und Gerechtigkeit seine Dienste widmete, war es da nicht ganz selbstredend, daß sich die ganze geistliche und sittliche Bewegung mehr und mehr zu ihm, als ihrem natürlichen Mittelpunkt, hindrängte, daß man in ihm den Moses der Kirche erblickte, der wie jener bei den Hebräern, obgleich er nicht Pontifex war, dennoch den Aaron zum Hohenpriester weihte und salbte? — Doch eines ist gleich hier zu betonen. Bernhard war nicht nur der enthusiastische Vorkämpfer der Nächstenliebe und Gerechtigkeit, er war auch ein scharfrechnender kirchlicher Politiker, und je mehr er dies wurde, je mehr er dies infolge seiner immer großartiger sich gestaltenden politischen Thätigkeit werden mußte, um so mehr geriet er auf das einseitige Gebiet der Abstraktion, und hier sollte auch er, wie alle seine Vorgänger, wie selbst Gregor VII, seinen Meister und seine Niederlage finden, seinen Meister an dem thatsächlichen und notwendigen Entwicklungsgange des Völkerlebens, das sich an keine mystischen Theorien auf die Dauer fesseln läßt, seine Niederlage in dem Umstande, daß ihm sein größtes Werk, der zweite Kreuzzug, vollkommen mißlang und er genötigt wurde, mit dem Manne Frieden zu schließen, gegen den er eine Welt in die Waffen zu rufen sich unterfangen.

Und Lothar, der eifrigste Diener der Kirche, hätte sich dem Einflusse dieses Mannes entziehen sollen? Unmöglich! Auf dem Reichstage zu Speier kam Weihnachten 1135 der Beschluß zu stande, noch im Laufe des nächsten Jahres nach Italien zu ziehen. Es war um dieselbe Zeit, daß Konrad von Wettin auch die Ostmark erhielt, welche durch den Tod Heinrichs von Groitzsch erledigt war. So ruhten die Mark Meißen und die Ostmark fortan in einer Hand.

Länger als man erwartet hatte, verzögerte sich der Aufbruch. Denn wenn Lothar in der Lombardei als Herr auftreten wollte, mußte er Geldmittel haben, da die Städte sich der früheren Leistungen zum Unterhalt der königlichen Heere mehr und mehr entzogen hatten. Von Byzanz scheint man in dieser Beziehung namhafte Hilfe erwartet zu haben. Außerdem aber nahm der Kaiser, wo er etwas fand. Er hatte die Tribute Polens, Dänemarks und der Slaven, dazu in Italien die Einkünfte der mathildinischen Güter, aber trotzdem nahm Lothar auch eine Summe von 600 Mark Silber, welche der verstorbene Graf Friedrich von Stade dem Kloster Rosenfeld geschenkt hatte. Wahrlich schlechte Erfahrungen müssen es gewesen sein, welche Lothar bei seinem ersten Zuge nach Italien gesammelt hatte.

Indessen war es den Pisanern gelungen, ihre Rivalin Amalfi niederzuwerfen und außerdem die reichen Städte des Siciliers Ravello, Scala und Atrani, einzunehmen. (August 1135.) So war eine erste Lücke in den Machtbau des Normannenkönigs gerissen.

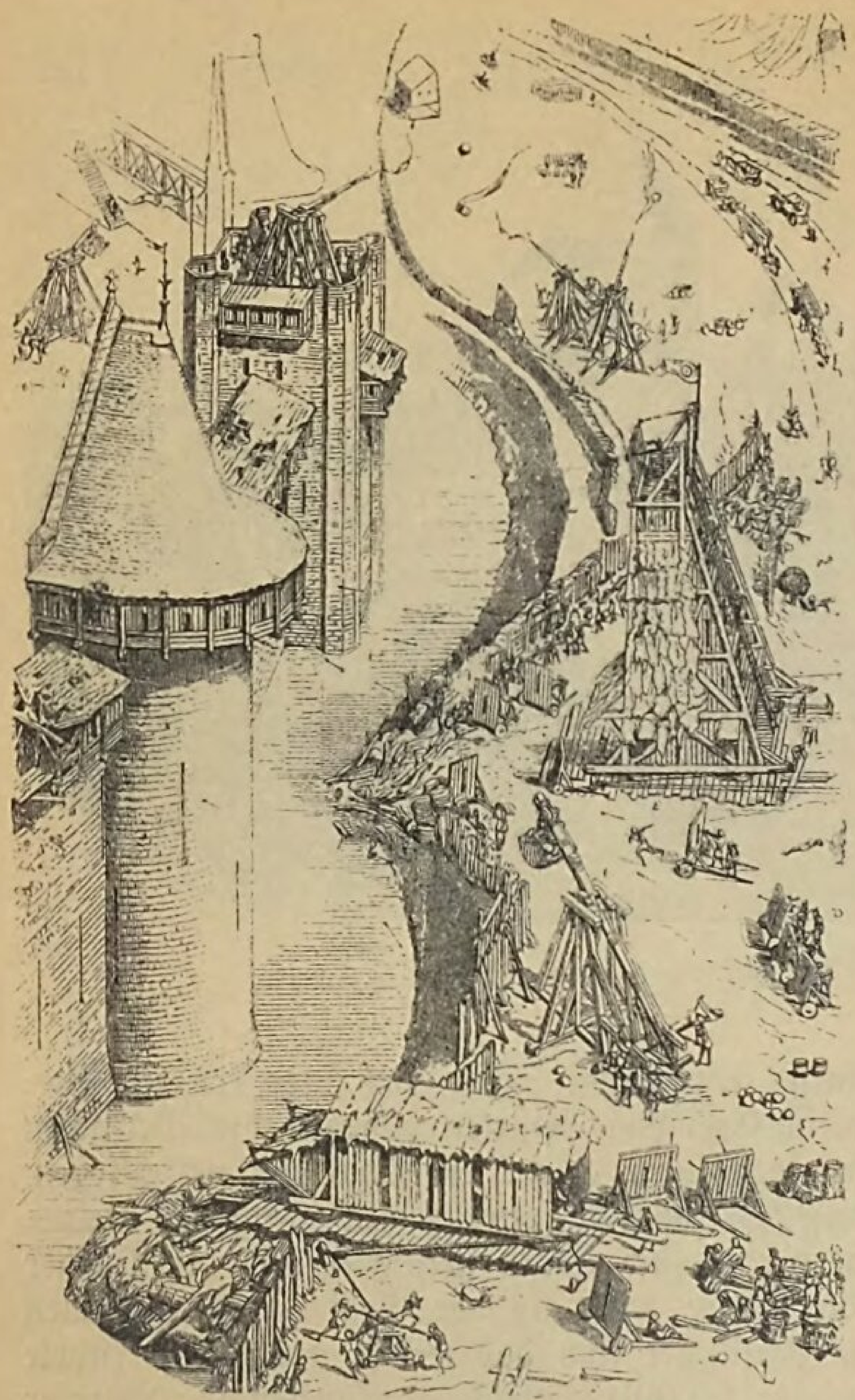
Auf der roncalischen Ebene hielt Lothar im Herbst 1136 Heerschau. Und anders nahm sich die Macht aus, die ihn nun umgab, wie diejenige, mit der er vor wenigen Jahren sich, möchte man sagen, durch diese Gegenden gestohlen hatte. Wir erkennen die Wirkung der Bestrebungen Bernhards und der Befestigung der königlichen Macht schon allein in der großen Zahl der Kirchenfürsten, welche den Kaiser hier umgeben. Da war der Patriarch von Aquileja, die Erzbischöfe von Köln, Trier und Magdeburg, die Bischöfe von Basel, Konstanz, Toul, Utrecht, Lüttich, Regensburg und Merseburg, die Aebte von Fulda, Lorsch, Reichenau, Murbach, Stablo und Lüneburg. Und demgemäß hatten sich auch die weltlichen Großen zahlreicher eingefunden. Herzog Heinrich von Bayern hatte dem Kaiser allein 1500 Ritter zugeführt, also so viele Leute, als Lothar mit der Hilfe des Böhmenherzogs im Jahre 1132 zu seinem Heerzuge aufgebracht hatte. Neben dem Bayernherzog weilten bei dem Kaiser Konrad der Staufer und Ulrich von Kärnten, der Markgraf Konrad von Meißen, die Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach und Otto bei Rhein, Graf Poppo von Andechs und sein Bruder Berthold, Graf Otto von Wolfratshausen, Graf Gebhard von Burghausen, die Grafen Werner und Udalrich von Lenzburg, Graf Rudolf von Baden, der hessische Graf Giso, Graf Adolf von Holstein und ein Graf Siegfried. Dazu kamen die italienischen Großen und ein Teil der bur-



Lothar hält Heerschau im Beisein vieler Fürsten auf der roncalischen Ebene.

gundischen. Die Mailänder hatten dem Kaiser eine große Schar von Streitern zur Verfügung gestellt. Andere Städte, so namentlich Cremona, leisteten dagegen den Deutschen Widerstand. Auch Pavia versuchte es, dem kaiserlichen Heere die Thore zu verschließen. Doch bald kam es zu Verhandlungen. Dieselben wurden unterbrochen durch den Uebermut des Grafen Otto von Wolfratshausen, der an die Stadt heranritt und die Bürger zum Kampf herausforderte. Man schloß die Thore und als der Graf mit den Seinen heranstürmte, sie zu erbrechen, traf ihn ein Pfeil, der ihm das Leben nahm. Da führte der Kaiser zornig seine Leute heran, aber mit 20,000 Talenten erkauften die Paveser die Rettung ihrer Stadt. „Die ungeheure Kontribution, welche von Pavia erhoben wurde, beweist die Bedeutung, welche die städtischen Mittel für die italienischen Feldzüge bereits gewonnen hatten.“ Man erkennt deutlich, in welcher Richtung hier die Deutschen arbeiteten, und namentlich Herzog Heinrich von Bayern leistete an Erpressungen in diesem Feldzuge Großes. Cremona hielt sich und der Kaiser überließ den Kampf gegen die Stadt den Mailändern. Aber Vercelli, Turin und Gamundio wurden unterworfen, ebenso Piacenza, während Parma die Deutschen freudig empfing. Die Gebiete von Reggio und Modena ergaben sich, Bologna mußte mit den Waffen bezwungen werden. Die Lombardei und die Romagna waren unterworfen. Und nun teilte Lothar sein Heer und überließ 3000 Ritter seinem Schwiegersohn Heinrich zur Unterwerfung Tusciens. Durch den Kirchenstaat und Campanien sollte der Herzog nach Apulien ziehen, während der Kaiser selbst das Hauptheer längs der Ostküste gegen Bari führte. Von Ravenna über Rimini zog die kaiserliche Abteilung gegen Ancona. Die Stadt wehrte sich, mußte sich aber ergeben. Bei dem Weiterzuge kam es zu Händeln zwischen Sachsen und Bayern, welche den Kaiser begleiteten. Markgraf Konrad von Meißen brachte die Sache in Ordnung. Spoleto unterwarf sich. Die Deutschen überschritten die normannische Grenze. Die Burgen des Siciliers wurden gebrochen und weiter ging der siegreiche Zug über Trani nach Bari, der Hauptstadt Apuliens. Hier traf der Kaiser Ende Mai 1137 mit der Abteilung seines Schwiegersohns wieder zusammen.

In Mugello und Florenz hatte Heinrich den Kampf begonnen. Aber die Herren Tusciens unterwarfen sich bald. Von Lucca erpreßte der Herzog eine große Geldbuße, Grosseto ergab sich, und Tuscien stand damit wieder unter der Herrschaft des Kaisers. In Grosseto gesellten sich Innocenz II und der hl. Bernhard zu Heinrichs Heer. Viterbo



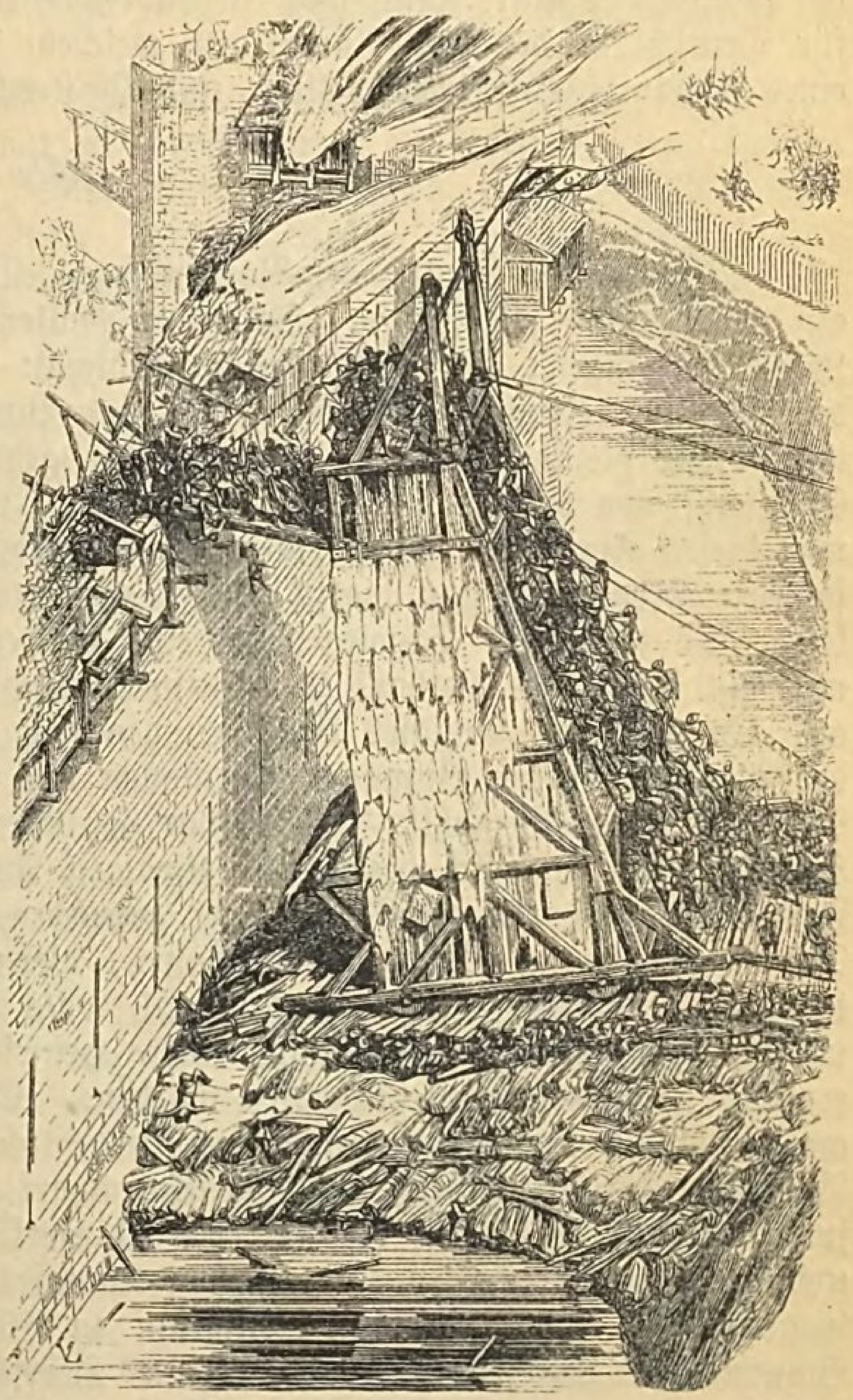
Wurfmaschine und Werkzeuge zu Belagerungen des 11. u. 12. Jahrhunderts.

mußte 3000 Pfund bezahlen, und Herzog und Papst stritten sich um das Empfangsrecht der Buße. Sie fiel dem Welfen, als dem Heerführer, zu und der Papst, als Landesherr, mußte sich bescheiden. Es war dies der erste Streit, der zwischen den Deutschen und Innocenz ausbrach. Das Mißtrauen des Papstes erhielt sich fortan. Sutri und Albano wurden bezwungen, die Campagna gab den Widerstand auf. Man drang weiter vor gegen Capua. Am Fuße von Monte Casino bezog Heinrich ein Lager. Hier lagen zwei Aebte mit einander im Streit. Der Herzog versprach dem Innocenz feindlichen Abte die Abtei, erhielt dafür einen goldenen Kelch und das Versprechen einer Summe von 400 Pfund. So unterwarf sich Monte Casino dem Kaiser, und der Papst sah seine vermeintlichen Rechte aufs neue verletzt. Dann führte Heinrich den Fürsten Robert nach seiner Hauptstadt Capua zurück und erhielt für die Schonung der Stadt die Summe von 4000 Mark. Benevent wurde noch dem Papste unterworfen, worauf die Vereinigung der Heere bei Bari stattfand (Ende Mai 1137).

In Heinrichs Kriegführung begegnet uns ein System, das hart und egoistisch, ohne Rücksicht und Umschweife sein Ziel verfolgt. Die Italiener mußten wohl immer mehr zu der Einsicht gelangen, daß sie von der deutschen Herrschaft nicht viel Gutes mehr zu erwarten hatten. Wohl hatte sich die Ueberlegenheit der deutschen Waffen überall als wirklich erwiesen, ebenso aber hatte sich gezeigt, daß jene Ideen, welche einst die Ottonen nach Italien führten, im Erlöschen waren. Der Egoismus der italienischen Großen und Städte rang mit dem Egoismus der Deutschen, und da ersterer im eigenen Lande wohl mehr Berechtigung hatte, blieb er schließlich Sieger.

Unaufhaltsam drangen die deutschen Kriegermassen vor. Die große Burg von Bari wurde zerstört, die sarazenische Besatzung niedergemetzelt oder ins Meer gestürzt. Der Normanne wich dieser unangreifbaren Macht aus und betrat den Weg der Unterhandlungen. Lothar wies seine Vorschläge zurück. Darauf wurde Melfi bezwungen. Aber schon hier kam die Wut der deutschen Krieger gegen die Römlinge, welche meinten, die Deutschen seien nur gekommen, mit ihrem Blute dem Papst eine Herrschaft zu gründen, offen aus. Es wäre zur Niedermetzelung des Papstes und seiner ganzen Umgebung, auch des Trierer Erzbischofs, gekommen, hätte sich nicht Lothar ins Mittel geworfen. Die Flotten Genuas, Pisas und des wiedergewonnenen Amalfi eroberten indes die campanischen Küstenplätze. Anfangs August drang der Kaiser gegen Salerno vor. Die Stadt unterwarf sich und zahlte eine große Summe. Die Eroberung Apuliens schien vollendet und der Zug der Deutschen kam zum Stehen. Einerseits wollte das Heer nicht mehr weiter, andererseits mochten die deutschen Heerführer erkannt haben, daß ein dauernder Erfolg der deutschen Herrschaft infolge der Eifersucht der Italiener gegen einander

unmöglich sei. Denn in dem Augenblicke, wo Lothar mit den Salernitanern Frieden schloß, fielen seine treuesten Bundesgenossen, die Pisaner, welche er zum Friedensschlusse nicht zugezogen hatte, von ihm ab und kehrten als Freunde des Siciliers mit ihrer Flotte heim. Und in dem gleichen Augenblicke, da man die Macht des Feindes in Apulien gebrochen hatte, erhoben zwei Herren auf das unterworfene Gebiet ihre Ansprüche: die deutsche Herrschaft und die römische Kurie. Daran hatte Lothar nicht gedacht. Er sah sich genötigt, mit dem Papste gemeinschaftlich die Belehnung des Grafen Rainulf von Alife mit dem Herzogtum Apulien vorzunehmen. In Monte Casino kam es dann zu neuem Streite zwischen Papst und Kaiser, zuerst wegen der Untersuchung gegen den abtrünnigen Abt Rainald, welche der Kaiser in die Hand genommen, dann als derselbe abgesetzt worden war, wegen der Einsetzung des neuen Abtes. Nur mit der äußersten Mühe gelang es Lothar, den Abt Wibald von Stablo zum Abte von Monte Casino zu erheben. Er hatte die Wahlfreiheit der Mönche gegen die päpstliche Forderung aufs kräftigste geschützt. So war der Erfolg des Feldzuges ein halber und blieb ein halber. Denn was ließ sich erwarten von dieser Doppelherrschaft, die in sich selbst uneins war und deren beide Vertreter einander nur Schwierigkeiten bereiteten? Da konnte es zu keiner Festigung kommen. Und als Lothar Ende Oktober in Bologna sein Heer entließ, hatte der Normanne seine Residenz in Salerno und Apulien bereits wieder aufgeschlagen. Wohl erreichte Lothar den deutschen Boden, aber nur um die Augen für immer zu schließen. Er starb am 3. Dezember in einem schlichten Bauernhause zu Breitenwang, nahe dem tirolischen Städtchen Reutte. In der Basilika des Klosters Lutter, jetzt Königslutter, der eigenen Stiftung Lothars, fand der Kaiser sein Grab.



Belagerungsturm.

Was Lothar vorgeschwebt, die alte Macht des Kaisertums wiederherzustellen, war ihm nicht geglückt. Seinem Nachfolger erst hätte das glücken können, wäre es ihm vergönnt gewesen, auf den Bahnen Lothars weiterzuwandeln. Trotzdem hatte die Kirche die Macht des alten Kaisers zu fühlen bekommen. Sie schrak zurück, indem sie erkannte, daß ein starkes Kaisertum ihre eigene Macht gefährde. Und so hielt es denn Bernhard für günstiger, mit dem Manne, gegen welchen er einst halb Europa unter die Waffen gerufen hatte, in Unterhandlung zu treten, zu versuchen, ob es nicht der Macht seiner Ueberredung gelänge, den störrigen Normannenfürsten vom Gegenpapste ab und auf seine Seite herüberzuziehen. Man verhandelte, untersuchte und disputierte noch, als die Nachricht einlief, Anaklet II sei am 25. Januar 1138 gestorben. Aber bald trat Viktor IV an seine Stelle. Das Schisma dauerte fort, doch nur zum Schein, denn schon hatte Bernhard in Rom selbst Eingang gefunden, und bald unterwarfen sich Innocenz II die Pierleoni samt ihrem neuen Papste. So war nicht der Kaiser trotz aller Anstrengungen, sondern der Abt von Clairvaux zum Ueberwinder des Schismas geworden.

Was Lothar als König und Kaiser nicht erreicht hatte, als Sachsenherzog erreichte er es. In Sachsen schuf Lothar den festen Punkt, von dem aus die fernere Entwicklung fortzuschreiten vermochte. Sachsen, welches mit ihm und durch ihn den letzten Schritt zur Monarchie gemacht hatte, erhielt sich von nun an in der Bedeutung für den dänischen Norden und den slavischen Osten, welche Lothar ihm gegeben hatte. Zerschlugen sich auch seine kirchlichen Pläne, welche er mit Bremen und Magdeburg im Sinne hatte, so wirkten doch seine Ideen fort, und Norberts Jünger waren es, welche von Sachsen aus in den Ostländern die bedeutendsten Erfolge in der Zukunft errangen. Wie die Bahn, welche hier Lothar, der herzhaften Initiative Bischof Ottos von Bamberg folgend, einschlug, für Deutschland bedeutungsvoll werden sollte, werden wir später sehen. Noch einmal ward die sächsische Politik, wenn auch in andrer Weise, wie einst im Beginne der Ottonenzeit, für Deutschland der feste Damm, an welchem sich die über Europa hereinbrechende Flut eines romanisch-christlichen Völker- und Geisteschaos brechen sollte.

Heinrich der Stolze, der Bayernherzog, stand bei dem Tode seines Schwiegervaters auf der höchsten Machtstufe. Schon in Italien hatte er die Markgrafschaft Tuscien als Lehen empfangen; die mathildinische Erbschaft war in seiner Hand; dazu kam ein Teil der estensisch-welfischen Herrschaft; mit der Burg Garda und der Stadt Guastalla hatte ihn Lothar gleich zu Anfang seines Zuges gegen König Roger belehnt. Nicht mehr der Erzbischof von Köln, wie früher, oder der Erzbischof von Magdeburg — auf Norbert war dieses Amt von Lothar übertragen worden — führte das Erzkanzleramt Italiens, sondern Lothar hatte auch hierzu einen Bayer ausersehen, den Bischof Heinrich von Regensburg, als er seinem Schwiegersohn eine so weit gedehnte Macht in Italien schuf. Und nun mit dem Tode Lothars trat Heinrich auch die Erbschaft des sächsischen Herzogtums an. Es wäre ein nutzloses Beginnen gewesen, ihm dieses streitig machen zu wollen, denn der Allodialbesitz der Billunger, Brunonen und Supplinburger, welcher ihm ohnedem als Erbschaft seiner Gemahlin zufiel, war so bedeutend, daß gegenüber der Macht, welche Heinrich hier persönlich besaß, alle etwaigen Ansprüche hätten verstummen müssen. Zum Familienbesitz waren die Reichsämter geworden, und Lothar hatte dafür gesorgt, seinem Schwiegersohn eine Macht zu verschaffen, diesen Familienbesitz gegen jeden Angriff verteidigen zu können. Zum Familienbesitz sollte Deutschlands Krone werden, und, gestützt auf die ihm überkommene Macht, durfte Heinrich kaum Zweifel hegen, daß seiner Wahl ernstliche Schwierigkeiten erwachsen würden. „Eine kluge und weitrechnende Politik stand am Abschluß,“ und zurück drängte es die deutsche Entwicklung in längst verlassene Bahnen. Wird die Zukunft halten, was die Gegenwart verspricht? Werden alle die Mächte und jungen Kräfte, welche in der Zeit des Bürgerkriegs emporgekommen waren, zurücktreten und die Errungenschaften eines harten Kampfes, ernster, blutiger Arbeit und schwer ertragener Not dem siegreichen Königtum zu Füßen legen? Wird mit der Vereinigung Bayerns und Sachsens in der Hand eines Herrschers die Zeit des nationalen Aufschwunges kommen, den wir seit den Tagen Karls des Großen von der Vereinigung der östlichen deutschen Länder erwarteten?

In derselben Zeit, da in Deutschland das Königtum sich anschickte, auf rein nationaler Grundlage seine frühere Machtstellung neu zu errichten, da Bayern und Sachsen, die in ihrem Eigenleben am reinsten und kräftigsten erhaltenen Stämme, sich zu dieser Grundlage vereinigten, kam es in Frankreich zu einer gleich großartigen Vereinigung der nationalen Elemente. „Im Jahre 1137 starb Ludwig VI von Frankreich; sein Nachfolger Ludwig VII vereinigte durch seine Vermählung mit Eleonore von Aquitanien den größten Teil des südlichen Frankreichs mit dem kleinen Königtum Paris.“

In der Mitte dieser beiden gewaltigen Machtsphären lag das weitgedehnte Städtegebiet der Rhone und des Rheins, die Provence, die burgundischen und die lothringisch-rheinischen Lande. An sie trat nun die Frage heran, welcher der beiden Machtgruppen, der östlichen oder der westlichen, sie sich anschließen oder ob sie versuchen sollten, sich

selbständig zwischen den beiden Gruppen zu erhalten? Für das Gebiet, in welchem die Kirche zu ihrer geistlichen Fürstenmacht die weltliche hinzugewonnen hatte, gab sie den Ausschlag; um die andern, von weltlicher Gewalt geleiteten Gebiete, die Provence, Burgund, Lothringen setzte seit jener Zeit das stumme Ringen zweier Nationalitäten an, das sich oftmals und bis in die neueste Zeit in gewaltigen kriegerischen Explosionen Luft machte. Der Verlust der Provence und Burgunds, die Ausscheidung der schweizerischen Kantone und der Niederlande, der Verlust des Elsaßes und Lothringens, der Kampf um die Rheingrenze, die Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens sind nur Etappen auf dem großen Gange, welchen seit jener frühen Zeit das französische Volkstum mit dem deutschen um Leben und Existenz, Freiheit und Selbständigkeit angetreten. Es war die natürliche Folge jener auf beiden Seiten versuchten und immer von neuem angestrebten Konsolidierung zur Nationalität.

In Albero von Montreuil haben wir eine jener optimistischen, lebenskräftigen und lebensvollen Naturen vor uns, deren Heimat in den Gegenden zu suchen ist, wo deutsches und französisches Volkstum sich berühren. Abstammend von einem verarmten Geschlechte in der Diöcese Toul, hatte er auch dort seine Jugend verlebt. Obgleich er sich zu den strengen Grundsätzen der Gregorianer und kirchlich Gesinnten bekannte, artete diese Lebensanschauung bei ihm doch niemals zu jener mönchischen Einseitigkeit aus, der wir so oft bei Männern jener Zeit begegneten. Er blieb der heitere Sohn seiner schönen Heimat an der oberen Mosel und behielt also das Recht, eine Stimme für dieselbe und in derselben zu führen. Als Primicerius der Metzer Kirche hatte er einst einem Neffen Papst Calixts II zum Bischofsstuhle in Metz verholfen. Diese und manche andern Dienste hatte ihm die Kurie nicht vergessen, und so stand er, wie auch durch seine vielen Verbindungen mit ausgezeichneten Männern, in Rom in höchster Gunst. Seine Erhebung zum Erzbischof von Trier konnte indes nur durch eine Pression auf Lothar erfolgen. Innocenz II weihte den Primicerius zu Vienne (März 1132), trotzdem der König dem Gewählten die Investitur bisher versagt hatte. Lothar gab aber dann dem entschiedenen Auftreten des neuen Erzbischofs nach und erkannte ihn an. Wir hörten bereits davon, wie Albero im Lager vor Melfi mitsamt seiner geistlichen Genossenschaft in Gefahr geriet, der Wut der deutschen Krieger zum Opfer zu fallen. Bei allen den Zwistigkeiten, welche dann zwischen Kaiser und Papst in Italien zum Ausbruch kamen, haben wir uns Albero auf der Seite des Papstes zu denken, und da er, wie kaum ein andrer, für die Rechte der Kirche eingetreten war, wurde er am 1. Oktober 1137 zum Legaten des päpstlichen Stuhles in Deutschland ernannt, denn Adalbert von Mainz war am 23. Juni gestorben. Albero hatte nun auf dem Zuge durch Italien hinreichend Gelegenheit gehabt, den Bayernherzog sowohl, wie den Staufer Konrad kennen zu lernen. Von der Herrschsucht und dem festen Willen des Welfen hatte die Kirche nichts zu erwarten, sie mußte diese Eigenschaften fürchten, wenn Heinrich als König die Vogtei über die ganze deutsche, als Kaiser über die römische Kirche erhielt. Konrad dagegen war lenksamer, und infolge dieser „Tugend" in den Augen des Trierers viel geeigneter zur Herrschaft, als der stolze Welfe. Im Westen konnte die Kirche gegen die neubefestigte Macht der Capetinger nicht aufkommen. Sollte sie ihre Freiheit behalten und die Entwicklung in den Bahnen bleiben, welche das Wormser Konkordat gewiesen, durfte es in Deutschland nicht auch zu einer solch' unantastbaren Machtstellung des Königtums kommen. Und so begann Albero sein Werk.

Als Legat des apostolischen Stuhles, als erster Mann der deutschen Kirche — das Mainzer Erzbistum war noch verwaist, der Kölner Erzbischof hatte das Pallium noch nicht erhalten — berief er, ohne auf die Ansagung einer Fürstenversammlung durch die Kaiserin Witwe Richenza zu achten, eine Versammlung seiner Anhänger und Gesinnungsgenossen zum 7. März 1138 nach Koblenz. Der Kardinalbischof Dietwin von St. Rufina, ein Schwabe von Geburt, weilte damals in Deutschland und erschien auch in Koblenz. Außer ihm waren anwesend Erzbischof Arnold von Köln, Bischof Burkhard von Worms, die beiden Staufer und einige lothringische Fürsten, also lauter Vertreter jenes schwäbischen und rheinischen Städtegebietes, welches im Kampfe gegen Lothar dessen energischster Gegner gewesen und teilweise unbesiegt geblieben war. Albero proklamierte

den Staufer Konrad zum Könige. Die Versammlung ließ sich gewinnen, nachdem der Kardinalbischof die Zustimmung des Papstes, des römischen Volkes und der Städte Italiens verheißen hatte, und so empfing Konrad am 13. März aus der Hand des römischen Kardinals zu Aachen die Königskrone.

Damit war nichts geschehen. Man konnte dieser Wahl, diesem Parteikönige die Anerkennung versagen; man konnte ihm mit Gewalt entgegentreten und ihn zwingen, ebenso schnell vom Throne herabzusteigen, als er hinaufgekommen war. „Kampf" also war die Parole der nächsten Zukunft, „Kampf und Bürgerkrieg". Wer Sieger bleiben würde, mußte sich zeigen. Blieb aber Konrad König, so hatte die Kirche in Deutschland einen Sieg erfochten, der alle bisherigen weit im Schatten ließ. Und Konrad blieb Sieger, so lange jener romanisch-christliche Geist die Herrschaft in Deutschland behauptete, so lange der heilige Bernhard der geistige Führer Europas blieb. Mit seiner Niederlage ward Konrads Niederlage besiegelt, aber zu tief hatte der Zwiespalt in das Leben des Volkes eingegriffen, als daß es sich sofort nach dieser Niederlage wieder hätte zum Ganzen zusammenschließen können. So energisch wir bald das französische Königtum zur Unterwerfung aller geistlichen und weltlichen Teilgewalten emporstreben sehen, so schwer verharschte die Wunde, welche die Kirche dem nationalen Leben in Deutschland geschlagen, und fast schien es, als sollte der am tiefsten getroffene Stamm, das Volk der Bayern, an dieser Wunde verbluten, denn, wie wir früher betonten, war auch Bayern insofern in jene unglückliche Entwicklung Westdeutschlands hineingeraten, als es sich mehr von der Notwendigkeit schieben ließ, anstatt dieselbe zu erkennen und dann selbst zu schieben. Diese herzhafte Initiative, dieses frische Bewußtsein eigenen Könnens und Wollens, diese verstandesmäßige Durchdringung des Notwendigen und dazu das ruhige rücksichtslose Streben, das als notwendig Erkannte zu vollführen, waren allein dem Sachsenstamme in Deutschland erhalten geblieben, und so erwarten wir auch die Revanche für den Sieg der Kirche und des romanischen Geistes über den toten Lothar nicht jetzt, nicht bald, sondern erst dann, wenn wir die deutsche Entwicklung zum ersten Male nach langem Umherirren dem Norden wieder energisch zustreben sehen. Es ist eine lange Zeit bis dahin, aber diese Zeit war notwendig, um das nationale Leben in Sachsen soweit erstarken zu lassen, daß es mit Erfolg den Kampf gegen den romanischen Weltgeist des Mittelalters aufzunehmen vermochte.



Lothar III.
Nach einem Gemälde im Römer in Frankfurt a. M.

Konrad übersah die Machtmittel, welche dem Welfen zur Verfügung standen, wohl, aber er sah auch die Lücken in diesem großartigen System, in welche er seine Keile einzutreiben hatte, um das Erbe Lothars auseinander zu sprengen. Und schon regte es sich hier und dort. Markgraf Albrecht, wie Heinrich der Stolze, der Sohn einer Billungerin, trat mit seinen Ansprüchen auf das Herzogtum Sachsen hervor. Außer ihm erhoben sich viele andere Stimmen gegen die Herrschsucht des stolzen Bayernherzogs. Alles das aber hätte keine große Bedeutung gehabt. Die einzig ausschlaggebende Macht war die Kirche. „Sie hatte Lothar gehoben, um die Fortsetzung der salischen Politik zu verhindern, jetzt legte sie selbst Hand an die gewaltige Stellung, die er seinem Erben hinterlassen hatte."

In Köln versammelten sich um Konrad die Fürsten Lothringens in voller Zahl. In Mainz bestimmte er den gleichnamigen Neffen des verstorbenen Adalbert zum künftigen Erzbischof. Er war ein Bruder der zweiten Gemahlin Friedrichs von Staufen, Agnes von Saarbrücken. Von Mainz zog der König zum Reichstag nach Bamberg, den er auf Pfingsten (22. Mai 1138) ausgeschrieben hatte. Schon war von Albero ein begütigendes Schreiben an Erzbischof Konrad von Salzburg ergangen, da er hoffte, den grundsatzfesten Herrn und damit den bayerischen Klerus auf seine Seite zu ziehen. Dem Rufe des Königs folgten wohl viele, so der Halbbruder des Königs, Herzog Leopold von Oesterreich, der seinem Vater kürzlich in der Markgrafschaft gefolgt war, die Herzoge Konrad von Zähringen und Ulrich von Kärnten, der mächtige Schwager des Königs, Graf Gebhard von Sulzbach und noch manche andere. Auch die sächsischen Fürsten waren anwesend, geführt von Markgraf Albrecht, ja selbst Lothars Witwe, die Kaiserin Richenza. Aber Herzog Heinrich fehlte und mit ihm die große Schar seiner Anhänger, mit ihm auch der ganze bayerische Klerus. Otto von Bamberg erteilte damals dem neu ernannten Mainzer Erzbischofe die Bischofsweihe.



Der Herzog von Zähringen fordert den Erzbischof Konrad auf, dem König den Lehenseid zu leisten.

Es kam darauf an, die Bayern zu gewinnen, und Konrad rückte ihnen direkt auf den Leib. Nach Regensburg schrieb er einen zweiten Reichstag aus zu Peter und Paul. Der Kardinalbischof Dietwin schrieb direkt an den Erzbischof von Salzburg, ihm die Berechtigung der erfolgten Wahl und das mit ihr verbundene Interesse der Kirche darzulegen. Ein zweites Einladungsschreiben erließ der König selbst an den Erzbischof. Immer noch war Heinrich der Stolze im Besitz der Reichskleinodien. Der König soll ihn deshalb in Nürnberg belagert haben, erreichte aber, wenn dies geschah, seinen Zweck nicht. In Regensburg erschien er noch ohne die Abzeichen seiner Königswürde. Und da zeigte sich denn, wie sehr der deutsche Klerus die allgemeinen Verhältnisse wieder in Händen hatte. Erzbischof Konrad war erschienen. Der Zähringer Herzog forderte ihn auf, dem König den Lehenseid zu leisten. Aber der stolze Mann gab ihm die Antwort: „Herr Herzog, wäret Ihr der Wagen, Ihr liefet wohl den Ochsen voran! Zwischen mir und dem Herrn

Könige wird sich alles so ordnen, daß eure Sorge überflüssig ist." Und der König erließ dem Erzbischofe den Eid, sich mit der Bezeugung seiner Ergebenheit begnügend. Ob er den andern geistlichen Fürsten gegenüber ebenso verfuhr, ist zweifelhaft, doch wahrscheinlich, und wäre dies auch in diesem Falle nicht wunderlich, denn die Kirche mußte auch ohne Eid für den Fürsten mit allen ihren Mitteln einstehen, den sie selbst erhoben hatte.

Der Uebertritt des Erzbischofs von Salzburg war ein großer Sieg, der des Herzogs Macht im eigenen Lande tief erschütterte. Er entschloß sich, die Reichsinsignien auszuliefern, erschien aber auch in Regensburg nicht, doch bald darauf in Augsburg mit starker ritterlicher Begleitung, wohin ihn der König beschieden hatte. Die Verhandlungen dauerten drei Tage lang. Vergebens. Konrad ließ ein Weistum ausstellen, daß kein Fürst zwei Herzogtümer besitzen könne, und begab sich nach Würzburg. Die Unterhandlungen werden sich namentlich um die Aufgabe Sachsens und Nürnbergs gedreht haben, welche Heinrich verweigerte und mit vollem Recht. Wenn Giesebrecht betont, daß Bayern und Sachsen vereint mit dem Verbindungsgliede in Nürnberg „eine stete Gefahr für Krone und Reich" gewesen wären, so liegt darin die Verschiebung der Machtverhältnisse nur zu deutlich ausgesprochen. Lothar hatte in dieser Verbindung der östlichen Stämme die Hauptstütze „seiner" Krone und „seines" Reiches gefunden. Jetzt verschob sich der Schwerpunkt des sogenannten Reiches nach Westen, und darum ward diese starke östliche Machtgruppe eine Gefahr für dasselbe. Das stete Schwanken der Reichsgrundlage war es, was seine Schwäche verursachte, und hierdurch wurden die Könige zu dem Streben gezwungen, die Kaiser- und Königswürde zum persönlichen Besitztum zu machen. Als dann dieses einseitige Bestreben immer mehr in den Vordergrund trat, gab man von der andern Seite die Antwort damit, daß man von „Kaiser und Reich", also von zwei nicht notwendig mit einander verbundenen Faktoren, zu reden begann. Die Entwicklung drängte darauf hinaus, ein aristokratisches Regiment an die Stelle des Kaisertums zu schieben und den Kaiser selbst nur als die von den Fürsten erwählte und ihrem Willen verflichtete Exekutivgewalt zu betrachten. Der Ausschluß eines Fürsten von der Beteiligung an der Wahl war also ein Unrecht, und Heinrich der Stolze hatte vollkommen recht, wenn er die Bedingungen des von ihm nicht anerkannten Parteikönigs von der Hand wies und von ihm als Preis der Anerkennung die Erfüllung seiner Bedingungen verlangte. Denn daß hinterher die Mehrzahl der Fürsten Konrad anerkannte, hob die Rechte des Bayernherzogs keineswegs auf. Nur der eine Umstand kann als entschuldigend angeführt werden, daß von in unserem Sinne fixierten Rechtsbestimmungen damals nicht die Rede war, sondern wir stehen noch in dem gewaltigen Prozesse des Werdens und der Entwicklung zur Fixierung dieser Rechte. Und eine solche wird niemals anders erreicht, als durch das Spiel und Widerspiel gegensätzlicher materieller und geistiger Kräfte bis zu deren Ausgleichung. In dem Kampfe Konrads mit Heinrich dem Stolzen spiegelt sich also, so einseitig und egoistisch, so persönlich und subjektiv auch die beiderseits obwaltenden Motive sein mögen, dennoch das Ringen nach Ausgleich zweier Prinzipien.

In Würzburg wurde die Reichsacht über den Bayernherzog verhängt. Zugleich wurde ihm das Herzogtum Sachsen abgesprochen und auf Albrecht den Bär übertragen. Nürnberg kam wieder in den Besitz des Staufers, und hier schlug er nun vornehmlich seine Residenz auf. Der König hatte über Sachsen ohne Zuziehung der sächsischen Fürsten verfügt. Die aber lehnten zum großen Teil seine Entscheidung ab, und so entbrannte in Sachsen der Bürgerkrieg. Konrad kam Weihnachten 1138 nach Goslar. Albrecht hatte Vorteile errungen, aber die welfische Partei war nicht besiegt. Sie erhob sich jetzt, als Konrad in Goslar dem Welfenherzog auch das Herzogtum Bayern entzog, mit neuer Macht. Auch Erzbischof Konrad von Magdeburg war in Goslar nicht erschienen. Zum 2. Februar 1139 beschied der König die sächsischen Fürsten nach Quedlinburg. Manche fanden sich ein, darunter der Erzbischof. Da kam die Nachricht, Herzog Heinrich sei in Sachsen, und der König räumte das Feld. Das Uebergewicht des Welfen war in Sachsen hergestellt. Albrecht folgte dem flüchtigen Könige in Bälde nach. Von Sachsen nach Bayern! Das Herzogtum übertrug Konrad seinem Halbbruder Leopold IV von Oesterreich. Er warf sich sofort in den Kampf gegen Welf, den Bruder Heinrichs des Stolzen. Auch

in Italien entbrannte der Kampf. Schon hatte Erzbischof Arnold von Köln das Erzkanzleramt wieder von Bischof Heinrich von Regensburg übernommen; im Jahre 1138 eilte er nach Italien, Konrads königliche Herrschaft zu befestigen, und damit scheint er vielfach zum Ziele gekommen zu sein. Konrad war und blieb in dem Besitze des mathildinischen Hausgutes. Der Kampf gegen die welfische Macht entbrannte so auf allen Punkten.

Am 19. Juli war der König in Nürnberg; von da eilte er zum Reichsheere, das sich in der Gegend von Hersfeld zum Kampfe gegen Heinrich den Stolzen sammelte. Die Kirche hatte alles gethan, ihren König zu unterstützen. Albero von Trier führte statt 20 Rittern 500 herbei. Aber Heinrich verzagte nicht. Der Magdeburger Erzbischof stand auf seiner Seite, und als sich die Heere auf dem alten Schlachtfelde Heinrichs IV gegenübertraten (bei Kreuzburg an der Werra), da zeigte sich, daß die welfische Macht auch der vereinigten königlichen und kirchlichen Respekt einzuflößen vermochte. Es kam zu Unterhandlungen. Albero leitete dieselben. Mariä Lichtmeß 1140 sollte zu Worms über die sächsische Angelegenheit beraten und ein Waffenstillstand bis Pfingsten gehalten werden. „Die Kirche trug Bedenken durch die Zerstörung des sächsischen Herzogtums dem staufischen Könige seinen wirksamsten Rivalen aus dem Wege zu räumen.“ Albero erhielt zum Dank für seine Dienste obendrein die königliche Abtei St. Maximin, und Heinrich der Stolze blieb Herr in Sachsen.



Heinrich der Stolze empfiehlt sterbend seinen Sohn dem Schutze der Sachsen.

Von neuem rüstete er nun gegen den König, um auch Bayern zurückzuerobern. Als er in Quedlinburg einer Zusammenkunft der sächsischen Fürsten beiwohnte, ereilte ihn nach nur kurzer Krankheit der Tod. (20. Oktober 1139.) In Königslutter ward er neben Lothar begraben. Heinrich der Stolze hinterließ einen zehnjährigen Sohn, den er sterbend dem Schutze der Sachsen empfahl. Und diese hielten ihm die Treue. Als Markgraf Albrecht erschien, das Herzogtum in Besitz zu nehmen, trieben sie ihn von dannen, und als der König ihnen das sichere Geleit nach Worms und dann nach Frankfurt verweigerte, erschienen sie überhaupt nicht. „Es zeigte sich sofort, daß der zehnjährige Heinrich der Löwe, des Verstorbenen Sohn, hier bereits in eine unerschütterliche ererbte Stellung eingetreten war.“

Bayern hatte indessen einen Schritt weiter auf dem Wege zur Erfüllung seines Geschickes gemacht. Markgraf Leopold IV war, wie oben erwähnt, an die Spitze des Herzogtums getreten, ein Sohn jenes Geschlechtes, welches der Ostmark bereits sieben Markgrafen gestellt hatte. „Seit 976 walteten seine Ahnen in dem von der Natur reich gesegneten Grenzlande, das unter ihrem kraftvollen und weisen Regiment aus den wüsten Zuständen nach der Ungarnot gedeihlichen Aufschwung nahm.“ (Riezler). Losgetrennt vom Mutterlande und auf sich selbst gestellt, hatte sich hier eine feste Erbfolge des

babenbergischen Geschlechtes entwickelt, welches mit ebenso sicherer Hand das Steuer der äußeren als der inneren Politik führte, während in Bayern selbst der Faden der natürlichen äußeren Politik zerrissen wurde, und das Land bei dem fortwährenden Wechsel der Fürsten und Fürstengeschlechter zu keiner Ruhe und Stetigkeit gelangen konnte. Es war ein unnatürlicher Versuch, nun auch Bayern der Führung des Oesterreichers anzuvertrauen. Die Entwicklung in beiden Ländern war in zu verschiedenen Bahnen fortgeschritten, hatte zu mannigfache entgegenstehende Interessen geweckt, als daß eine solche Verbindung hätte von Dauer sein können. Aber in der Thatsache, daß das Tochterland mit seinem Fürstengeschlechte zur Herrschaft über das Mutterland emporstieg, liegt ein bedeutsamer Wink dafür, was wir von der zukünftigen Entwicklung der beiden Länder zu erwarten haben. Neben Bayern erhebt sich, hervorgegangen aus seinem eigenen Blute, eine Macht, welche sich anschickt, das Mutterland in allem definitiv zu überholen und ihm den bedeutenden Rang, welchen Bayern bisher in der Entwicklung des deutschen Volkes eingenommen, streitig zu machen. Das war die unglückliche Folge jener Niederlage Liutpolds durch die Ungarn (907), welche Bayern zuerst aus seiner fest begründeten Außenpolitik hinauswarf und es dauernd verhinderte, dieselbe aufs neue kraftvoll zu begründen. Es diente der jungen Ostmark und Kärnten als Rückhalt, und als beide Mächte hinreichend erstarkt waren, sagten sie sich vom Mutterlande los, ihren eigenen Weg in jugendlichem Drange weiterschreitend und verfolgend. Es begann hier schon in jener Zeit derselbe Prozeß, den wir bald auch im Norden zwischen dem alten sächsischen Herzogtum und der jungen brandenburgischen Markgrafschaft eintreten sehen, ja eigentlich knüpft sich der Anfang dieses Prozesses an dieselbe Persönlichkeit, an Heinrich den Stolzen. Gegen ihn erhielt der Askanier Albrecht das Herzogtum Sachsen, gegen ihn der Babenberger Leopold das Herzogtum Bayern. Die Vernichtung der Macht Lothars und Heinrichs des Stolzen hatte nur den einen Erfolg, daß sich das nationale deutsche Element nur um so mehr nach Osten zurückzog, da ihm in der Vereinigung der beiden Stämme, Sachsen und Bayern, eine bleibende Heimstätte versagt war. Im Kampfe gegen Wenden und Polen, Böhmen und Ungarn mußte das deutsche Element sich lebensfähig zu erhalten und zu stärken. Nur von hier aus konnte dereinst die Regeneration Deutschlands ins Werk gesetzt werden.

Die Sachsen waren weder zu Worms noch in Frankfurt erschienen (21. April 1140). Sie zu bezwingen fehlte es Konrad an Macht, denn schon regte sich auch in Bayern der Widerstand gegen den neuen Herzog. Wohl hatte Leopold seinen Umzug durch Bayern fortgesetzt und an der äußersten Westgrenze, Augsburg gegenüber, drei Tage lang zu Gericht gesessen, aber als er abzog, und nun auch der Widerstand der Sachsen offenbar wurde, da lebte die Opposition von neuem auf und griff zu den Waffen. Es waren die Verwandten des Pfalzgrafen Ottos von Wittelsbach, zwei Brüder aus dem Geschlechte der Grafen von Vallei, welche sich an die Spitze der Empörer stellten. Leopold belagerte sie in ihrer Burg an der Mangfall. Da eilte Welf herbei und vertrieb ihn (August 1140). Der König suchte seinem Halbbruder Hilfe zu bringen und wandte sich gegen die welfische Stadt Weinsberg. Die aber hielt sich und wartete auf Entsatz durch Welf. Und Welf drang mit starker Macht heran, erlitt aber eine volle Niederlage (21. Dezember 1140). So mußte sich Weinsberg ergeben. An diese Uebergabe knüpft sich die bekannte Sage von der Treue der Weiber, welche ihre Männer auf ihren Schultern davontrugen, als ihnen Konrad erlaubt hatte, auf ihren Schultern wegtragen zu dürfen, was sie zu tragen vermöchten. Herzog Friedrich von Schwaben habe dies verwehren wollen, doch Konrad soll ihn zurückgehalten haben mit der Mahnung: „Ein Königswort soll man nicht deuten!"

Mit der Uebergabe von Weinsberg war die Opposition nicht besiegt. Schon zu Anfang des Jahres 1041 hatte Leopold einen Aufstand der Regensburger Bürgerschaft niederzuwerfen. König Konrad kam bald darauf selbst nach Regensburg, und um ihn versammelten sich viele mächtige Herren des Bayerlandes. Damals mochte er wohl kaum daran denken, daß er so bald wiederum den Weg hierher lenken müsse. Unerwartet starb am 18. Oktober 1141 sein Halbbruder Herzog Leopold zu Niederaltaich, ohne Nachkommen zu hinterlassen. Konrad behielt das erledigte Herzogtum einstweilen selbst, dagegen über-

trug er die Mark Oesterreich auf seinen jüngeren Bruder, den Pfalzgrafen Heinrich, der die rheinische Pfalzgrafschaft dafür aufgab. Es schien, als ob Konrad das Unglück, welches er mit der Verleihung der Herzogtümer hatte, begriffen hätte, denn Markgraf Albrecht hatte auch damals schon den herzoglichen Namen abgelegt und begnügte sich mit dem Titel eines Markgrafen der sächsischen Nordmark. Damit war die Bahn zur Verständigung mit den Sachsen geebnet. Auf dem Reichstage zu Frankfurt am Main kam es am 10. Mai 1142 zum Frieden. Damals war es, daß Heinrichs des Stolzen Witwe Gertrud, die Tochter Lothars, die Mutter Heinrichs des Löwen, sich mit dem Babenberger Heinrich Jasomirgott, dem Markgrafen von Oesterreich, vermählte und so eine Brücke schlug zwischen den bisher feindlichen Familien der Welfen, Staufer und Babenberger. Hatte man Heinrich dem Löwen das sächsische Herzogtum nicht nehmen können, das bayerische hoffte man ihm auf diesem Umwege zu entziehen.

Deutlich erkennt man aus diesem politischen Vorgehen, wie das welfische Uebergewicht in Deutschland als ein drückendes empfunden wurde, wie man sich bestrebte, dasselbe durch die Hebung anderer großen Familien auszugleichen. Wohl war die Zersplitterung der welfischen Macht ein voller Sieg der Kirche, aber wenn sie das Königtum frei und nach ihren Ansichten leiten wollte, mußte sie ihm ihre Mittel zur Verfügung stellen, da dasselbe sonst vollkommen in die Hände des weltlichen Fürstentums geraten wäre.

Otto von Freising hat die Anschauungen jener haltlosen Zeit in seiner Chronik oder dem Buche über die beiden Staaten niedergelegt. Otto war der Bruder Herzog Leopolds, also der Halbbruder König Konrads. Durch Leopolds Gemahlin Agnes, die Witwe Friedrichs von Staufen, war Otto ein Enkel Kaiser Heinrichs IV. Nicht vor 1111 geboren, bestimmte ihn sein Vater zum Probste des neu begründeten Chorherrnstiftes Klosterneuburg. Seine Studien machte Otto teilweise in Paris und so wurde er zu einem der hervorragendsten Vermittler französischer Scholastik in Deutschland. Auf seiner Heimreise kam Otto nach Morimund, wo die Cisterzienser eine Abtei hatten. Der Orden machte mit seinem frischen und energischen Aufstreben einen gewaltigen Eindruck auf ihn und mit seinen Begleitern trat er in denselben ein. Nach kurzer Zeit wurde der junge Kleriker zum Abte in Morimund erhoben, bekleidete diese Stellung aber nicht gar lange, da ihn die Freisinger Kirche auf den erledigten Bischofsstuhl rief. König Konrad gab der Wahl seine Zustimmung, und seit dem Ende des Jahres 1137 verwaltete der Halbbruder des Königs zwanzig Jahre hindurch das Freisinger Bistum mit Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt. In diese Zeit fällt Ottos hervorragende schriftstellerische Thätigkeit und zwischen den Jahren 1143—1146 verfaßte er sein erstes großes Werk, die oben erwähnte Chronik.

Es ist das erste Mal, daß in Deutschland der Versuch gemacht wird, die Weltgeschichte in ihrer logischen Entwicklung zu erfassen und darzustellen. Daß dieser Versuch eine vollkommen mönchische Färbung erhielt, ist nach dem Charakter des Zeitgeistes natürlich. Trotzdem bildet das Werk in gewissem Sinne die Mittelstufe universalhistorischer Erkenntnis zwischen den im Jahre 329 beendeten „zwei Büchern Chronik“ des Bischofs Eusebius von Caesarea und den von November 1735 an datierten Briefen Lord Heinrich Bolingbrokes „über das historische Studium“. „Niemand hat nach Otto bis auf Lord Bolingbroke über den universalhistorischen Stoff frei, wie Bischof Otto, zu verfügen verstanden.“ (Büdinger.)

An Augustinus und die Prophezeiungen Daniels von dem Verfalle der weltlichen Reiche knüpft Otto an und glaubt die Zeit nahe, daß diese Prophezeiungen sich erfüllen werden. Es ist der feste Ratschluß Gottes, nach welchem sich dieser Verfall vollzieht, und gerade diese Berufung auf Gott gab Otto die Möglichkeit, zu einem objektiveren Urteil über die jüngsten Vorgänge zu gelangen. Deutlich spricht er die Ansicht der Zeitgenossen über die Wendung der Dinge aus, und mehr als philosophischer Dichter erfaßt er die Ereignisse, denn als Historiker. „Niemand zweifelt,“ sagt er, „daß durch die Kräfte des Reiches und die Freigebigkeit des Königtums die Kirche emporgekommen und reich geworden sei, und es steht fest, daß diese nicht früher das Reich so tief zu demütigen vermocht hat, als bis dasselbe, durch die Liebe zur Kirche ausgebeutet und an Kräften

erschöpft, nicht allein von ihrem, d. h. dem geistlichen, sondern auch von seinem eigenen, dem weltlichen Schwerte, getroffen und zerstört wurde — was zu erörtern über meine Kräfte geht." Die Bannung und Absetzung Heinrichs IV ist für ihn eine unerhörte Neuerung, und in ihr sieht er den Beginn der letzten Katastrophe. Sie ist ihm die Erfüllung der Weissagung Daniels, daß das Weltreich, ein Bild mit eisernen Schenkeln, mit teils eisernen, teils thönernen Füßen, zerschmettert werde von einem Steine, den nicht Menschenhand vom Berge herabgerissen hat. Die Kirche ist dieser Stein, der zum Berge ward; ihre Macht hat sich gezeigt in den Kämpfen mit Heinrich IV, in ihnen auch zeigte sich die Niedrigkeit der Welt; unter Calixt II hat die Kirche den Frieden und ihre volle Freiheit wiedergewonnen. Weltliche Mittel vermögen nichts mehr, „wie im Fieber" schüttelt sich das Reich jetzt zu den Füßen der Kirche hin und her, und in der Abhängigkeit seines Halbbruders von der Kirche mußte Otto folgerichtig das notwendige Ergebnis der bisherigen Entwicklung erkennen. Sie mußte ihm ganz natürlich erscheinen. Trotzdem gewahrte er die trostlosen Zustände damaliger Zeit. Aber sie sind bestimmt, die Menschen für die Herrschaft des himmlischen Gottesreiches vorzubereiten. Der Wechsel von Glück und Unglück, den Otto so deutlich in der Demütigung der Staufer bei Lothars Wahl, dann in dem Sturze Heinrichs des Stolzen, dem Erben Lothars, und in der Erhebung der Staufer erkannte, bestärkte ihn in der Mißachtung der weltlichen Dinge. „Was anders erzeugt das so jämmerliche Los der Sterblichen, welches bald von der Niedrigkeit zur Königswürde, bald von der Königswürde zur Niedrigkeit den Menschen zieht und ihn martert, als die Verachtung der Welt? Sie zieht uns nach der Unveränderlichkeit der Ewigkeit, welche keinem Wandel und Wechsel unterworfen ist." Die Alleinherrschaft der Kirche muß dem Gottesreich auf Erden vorangehen, und die Herrschaft des Gottesreiches vorzubereiten ist die Aufgabe und das Verdienst der Mönche. Sie sind die „heiligen Bürger des wahren Gottesstaates", die damalige Mönchswelt ist ihm die gewaltige Gemeinde von Heiligen, die „nach innen und außen ausgerüstet und über den ganzen Erdkreis in kurzer Zeit an Verdienst und Zahl ins Ungeheure gewachsen in ihrem Glanze strahlen."

„Man sieht, Otto erklärte damals nicht allein das Reich für vernichtet, die Kirche für die Erbin aller seiner Macht, sondern er prophezeite, daß das mönchische Leben das ganze menschliche Dasein erfüllen und so der Vollendung aller Dinge zuführen werde." (Nitzsch.)

Deutschland — und Deutschland nicht allein — Europa war übervölkert. Die Leistungsfähigkeit der starken Individuen wurde zum höchsten Grade der Entfaltung von der Not gereizt, die schwächeren aber verirrten sich in jenes mystische Suchen nach einer geistigen Heimat und Erlösung. Europa war der Völkermasse zu eng geworden, und die damalige Methode des Lebensmittelserwerbes vermochte den Bedürfnissen nicht mehr zu genügen. Die Arbeit war nicht intensiv genug, um alle Anforderungen zu decken. Schon Otto von Bamberg drang auf Einschränkung der Fruchtbarkeit durch Errichtung von Klöstern und Begünstigung des Mönchslebens, und wir erkennen, wie jede Zeit sich in ihrer Weise zu helfen sucht. Die Notwendigkeit einer sozialen Oekonomie trat hier zum ersten Male hervor, und wie man auf alle Fragen, welche die Not stellte, nur mystische Antworten gab und zu geben vermochte, so auch auf diese Frage. Aber die Not läßt nicht mit sich reden. Sie erzeugt sich die Werkzeuge selbst, welche sie beseitigen sollen, und sie war es, welche die neuen Mönchsorden zwang, sich der Verbesserung des Ackerbaues und der Kolonisation zu widmen, sie war es, welche die Mission von neuem belebte und dem deutschen Elemente die Wege nach dem Osten erschloß. Der Slave wich zurück vor dem Deutschen, der nicht wie jener nur leichteren Boden kultivierte, sondern auch den schweren Boden in Angriff nahm. Ueberall stand die Kirche an der Spitze, weder von Königtum noch Fürstentum war eben etwas zu hoffen. Die Interessen der Kirche aber standen den Interessen des Volkes geradezu entgegen. Das Volk wollte Befriedigung seiner Bedürfnisse, und die Kirche bot ihm dafür die Entsagung. So wirkte der Zwang in doppelter Weise: einerseits drängte er die neuen Orden, wie wir sahen, in den Dienst des realen Lebens zurück, andererseits versuchten sich die unteren Stände des Volkes auf eigene Füße zu stellen und selbständig die Antwort zu geben auf die Fragen der allgemeinen Not.

„Die Pöhlder Annalen berichten zum Jahre 1146, daß ein unerhörtes Ereignis eingetreten sei: ‚die Ministerialen des Reiches und anderer Gewalten kamen ohne Erlaubnis oft zur Sprache zusammen und gaben, den König und die Fürsten ungefragt, allen, die sich an sie wandten, nach gerichtlicher Sitte Recht.‘“ Hier haben wir eine Antwort auf die Emanzipation der Kirche. Seitdem das Königtum aufgehört hatte, der Mittelpunkt des nationalen Lebens zu sein, seitdem sich die Kirche von seiner Herrschaft emanzipiert, und so ein Stand, der geistliche, seine Interessen selbständig zu verfechten begonnen hatte und in den Vordergrund stellte, sprangen die Fesseln des Egoismus überall, und die Vertretung des eigenen Interesses drängte sich jedem Stande als die natürliche Waffe gegen die Beschränkung von fremder Seite auf. Ganz von selbst steigerte dieses Suchen nach dem besten Mittel die Rührigkeit und Produktivität auf allen Arbeitsgebieten, und wir erwarten dies besonders da wahrzunehmen, wo die Kräfte sich am ungebrochensten erhalten hatten, und das natürliche Denken von der Flut mystischer Vorstellungen weniger beirrt und getrübt worden war. Gerade die Bewegung, welche jetzt im deutschen Bauernstande anhebt und denselben neben der Kirche das Feld der Kolonisation und Rodung betreten läßt, ist bezeichnend für den geistigen sowohl wie für den materiellen Zustand der deutschen Bevölkerung. Und daß von Sachsen und Niederdeutschland aus diese Bewegung den entschiedensten und erfolgreichsten Anlauf nimmt, zeigt, wie hier durch die natürliche Lage des Landes und die bisherige kulturelle und politische Entwicklung sich eine Fülle von Kräften erhalten hatte, wie nirgendwo mehr auf deutscher Erde. Das Emporkommen der Dorfschulzen, durch den Bürgerkrieg begünstigt, die Thatsachen, daß das Schulzenamt erblich wurde und sich in die Reihe der Lehensverbindungen einschob, daß der Schultheiß sich zum Vermittler der Bauernschaft und Herrschaft aufwarf und ihm die Abführung der Zehnten, die Vertretung der Herrschaft in den Vogteigerichten, die ganze Leitung der Dorfverwaltung zufiel, sind dafür das sprechendste Zeugnis. Weder die Bischöfe noch die Aebte waren gesonnen, die von diesen Emporkömmlingen gestellten Forderungen zu bewilligen und mußten es zuletzt doch wider Willen thun, denn schon drängte sich die weltliche Fürstenmacht heran, diese ganze Bewegung unter ihre Leitung zu nehmen. Und es gelang ihr. Was die Kirche einstens gesäet, indem sie für die Selbständigkeit des Bauerntums eintrat und seine volle Unterdrückung glücklich verhinderte, sollte sie nicht ernten. In den neuen Gebieten, in welche nun die Kolonisation plötzlich einlenkte, entfalteten sich jene Untugenden und Tugenden des Standes, „Lust und Geschick zur selbständigen Organisation, ein Unternehmungsgeist, der sich schwer begrenzen, ein Rechtsgefühl, das sich schwer brechen läßt,“ auf's neue und mit ungeahnter Mächtigkeit. Der Pflug des deutschen Bauern war in diesen holsteinischen und slavischen Gegenden „der unwiderstehliche Vertreter einer neuen Kultur“, und diesem Sieger gegenüber vermochte auch die Kirche nichts anderes, als sich mit ihm zu verständigen und ihn anzuerkennen. „Die Wahl der Pfarrer steht meistens bei den Gemeinden, die kirchlichen Abgaben sind geordnet; aber der Zehnte, den die Bischöfe sonst von allen Rodungen beanspruchen, wird hier auf diesen weiten und fruchtreichen Waldäckern von vornherein von der weltlichen Gewalt mit Beschlag belegt.“ Ist es eine direkte Rivalität, in welche wir die neuen Orden, namentlich die Cisterzienser, mit der kolonisatorischen Thätigkeit der deutschen Bauernschaft eintreten sehen, gewinnt der rationelle Betrieb des Ackerbaues durch diese Rivalität eine bedeutende Erweiterung, so ist es andererseits wieder die Rivalität zwischen geistlicher und weltlicher Herrschaft, welche diesen Neugründungen einen hohen Grad von Selbständigkeit ermöglicht und so ihr Gedeihen von vornherein außer Frage stellt. Weltliche und geistliche Herrschaft haben hier nichts zu thun, als die Bestrebungen der Bauerschaft gutzuheißen und zu unterstützen, sie sind mit ihren systematischen und abstrakten Anschauungen zu direkten Dienern des frisch sich regenden Lebens geworden, und diese gewaltige Umkehrung einstiger Verhältnisse giebt uns die Bürgschaft einer tüchtigen und gesunden Weiterentwicklung. Während im inneren Deutschland sich Grafen und Bischöfe noch um die Neubruchzehnten herumstritten, ward diese Frage hier an der sächsischen Grenze zu Gunsten der weltlichen Gewalt entschieden. Doch sollte es hier wirklich und dauernd zu einem politischen Stillstande der kirchlichen Macht kommen,

so konnte dies nur geschehen, wenn es einem jener führenden Geschlechter gelang, sich in diese urkräftige Bewegung hineinzuschieben, Boden zu fassen und es dahin zu bringen, mit dem tiefsten Verständnisse für die bewegenden Kräfte dieser neuen Kultur die Leitung derselben zu übernehmen und dieselbe in einheitlichem Sinne zu handhaben. Kein anderer aber war zu dieser Rolle von Natur aus mehr berufen, als der Sohn jenes Fürsten, der an sich und seinem Geschlechte wie kaum ein anderer den Wankelmut und das egoistische Wollen der Kirche erfahren, der Sohn Heinrichs des Stolzen, Heinrich der Löwe. Auf dem innigen Anschluß an das junge Leben, auf dem Verständnis der in den unteren Volksschichten treibenden Kräfte erhob sich das welfische Fürstenhaus zu einer Höhe und Bedeutung, wie es sie nie vorher erreicht. „Die Erfahrungen seiner Jugend vereinten sich in Heinrich dem Löwen mit den wunderbaren Fähigkeiten und Neigungen, die ihn für sein Zeitalter zu dem rätselhaftesten und gewaltigsten Staatsmanne machten." In seinem Leben, Denken und Handeln rang die Frage, die einseitiger und schroffer schon einst von Otto von Nordheim gestellt worden war, nach Antwort, ob das deutsche Leben sich fürderhin vornehmlich auf der Grundfeste der Vereinigung von Bayern und Sachsen zu entwickeln, oder aber, ob es wie bisher den flüssigen Durchgangspunkt westlicher und südlicher Kultur nach dem Osten zu bilden habe. Wie kaum jemals vor ihm kam in diesem begabtesten Sohne des Welfengeschlechtes das mächtige Ringen des deutsch-nationalen Elementes mit jenem entnationalisierenden, weltbürgerlichen Streben des Westens und Südens zu heroischem Ausdrucke. Nicht wenn wir das Kaisertum Friedrichs I und Heinrichs VI betrachten, sondern wenn wir unsere Blicke in fernere Tage weiterschweifen lassen, begreifen wir aus der Konsequenz der eben anhebenden Entwicklung die kaum bewußten Triebe, welche die Opposition in den Zeiten der ersten Staufer belebten. Es ist der unbewußte Kampf Sachsens um seine Unabhängigkeit vom Reiche, es ist die Frage, ob es im stande ist, den anderen Oststamm, die Bayern, zugleich mit fortzureißen und zur Ausscheidung zu veranlassen. Während es dem Oesterreicher gelang, sich in das Reich hineinzuarbeiten, schien es dem Welfen zu gelingen, das Reich von Sachsen abzuwehren. In dieser einmaligen Thatsache liegt eine Zukunft, die unberechenbar ist. Wir werden die Folgen dieser Stellungnahme sofort erkennen, wenn die erste große und gemeinsame Frage an das Reich herantritt. Sachsen wird und muß eine selbständige Antwort geben, und in dieser Antwort wird sich seine Stellung gegenüber der Kirche offen bekunden.

Es war nicht umsonst, daß wir den sächsischen Verhältnissen eine besondere Aufmerksamkeit schenkten. Denn Verhältnisse, wie sie hier allgemein und offen zu Tage treten, kehren in ganz Deutschland damals wieder. Wir würden aber ihre summarische Bedeutung nicht verstehen, wenn wir sie nicht in Sachsen erkannt hätten. Ueberall ist es der weltliche Adel, den wir im Kampfe gegen die Kirche erblicken und meistens sogar diejenigen weltlichen Herren, welche die Vogteigewalt einer Kirche oder eines Klosters ausüben. Wir hörten von den Kämpfen Heinrichs des Stolzen mit Regensburg, als er die Vogtei der Regensburger Kirche anstrebte. Gegen den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach erhoben sich gleiche Klagen. Er entzog dem Kloster Tegernsee einige Zehnten, und der Erzbischof von Salzburg wurde vom Papste aufgefordert, gegen ihn vorzugehen. Als Stiftsvogt der Freisinger Kirche lag Pfalzgraf Otto in fortwährendem Hader mit dem Bischof Otto, ja es kam dazu, daß des Pfalzgrafen gleichnamiger Sohn den Bischof während der Messe „schmählich" behandelte, und dieser sich an den Papst um Hilfe wandte. Auch die Aebtissin von Kühbach sah sich zu Klagen gegen Otto veranlaßt. Man erkennt aus dem Angeführten, daß sich auch in Bayern die Rivalität zwischen weltlicher und geistlicher Aristokratie neu belebte, aber zu dem durchschlagenden Erfolge wie in Sachsen brachte es der Laienadel nicht. Mit Lothar hatte die sächsische Entwicklung den letzten Schritt zur Monarchie gemacht. Es blieb bei den Resultaten dieser Entwicklung, und wenn der König für das Reich den Einfluß auf die bischöflichen Wahlen aufgab, der Herzog beanspruchte für Sachsen diesen Einfluß für sich und übte ihn aus. „Die deutsche Verfassung begann in Sachsen, nachdem das Königtum vor allem von hier aus mattgesetzt worden war, gleichsam aus wilder Wurzel weiter zu wachsen." (Nitzsch.) Immer und immer von neuem wiederholt sich bei großen und entscheidenden Fragen in Deutschland



Bayerische Ritter insultieren reisende Mönche.

die Reihenfolge in der Stellungnahme der einzelnen Stämme, welche wir von Anfang an beobachteten. Wie die Kultur des Westens und Südens über Franken und Schwaben hereinkam, wie das Christentum diese beiden Stämme zuerst erfaßte, dann Bayern, dann Sachsen, wie Bayern immer noch paktierte mit dem Westen, wie sehr auch Sachsen es zur Opposition fortzuzerren versuchte, so bespült auch jede neue Woge, welche vom Westen hereinbricht, noch das bayerische Land, ihre Sedimente, wenn auch schon sehr verdünnt, zurücklassend, während sie sich an dem sächsischen Gestade bricht. Jede Gegenbewegung nimmt dagegen von Sachsen ihren Ausgang, und wenn es einst dahin kommt, daß das deutsche Element im Osten die Grenze seines Vordringens erreicht, wird ein furchtbarer Rückschlag erfolgen, der alle Verhältnisse in Deutschland bis auf das äußerste erschüttern muß. In der damaligen Zeit war es für Bayern von den schwersten Folgen, daß seine Eigenart noch nicht soweit in jenen westdeutschen Zersetzungsprozeß eingetreten war, um nicht immer noch einmal den Versuch der Emanzipation zu wagen, aber in allen diesen Kämpfen hat Bayern nur Schaden, keinen Erfolg. Die bayerische Eigenart war es, gegen welche der romanische Geist der Volkszersetzung den Sturmlauf begonnen. In Bayern kam dieser Sturm zwar zum Stehen, allein er ließ auch seine Wirkung zurück.

Die Kirche war die tonangebende Macht in den Tagen Konrads III, aber nicht die Kirche des Papsttums, sondern Bernhards von Clairvaux, jene Kirche, deren Bürger die Mönche waren. Und indem der Cisterzienserabt die Vergeistigung der römischen Kurie befürwortete, arbeitete er denjenigen Mächten unbewußt in die Hände, welche nach Emanzipation von der weltlichen Herrschaft der Kirche strebten. Er hatte das Schisma überwunden und Innocenz galt als rechtmäßiger und alleiniger Papst. Auch der Normanne erkannte ihn an, aber unterwarf sich ihm nicht. Er führte seine Heere heran gegen Herzog Rainulf von Apulien, und vergebens half Innocenz mit kirchlichen und weltlichen Mitteln nach. Im April 1139 starb Herzog Rainulf von Troja, Rogers II erfolgreichster Gegner, und dem Papste blieb nichts übrig, als selbst gegen den Sicilier die Waffen zu ergreifen. Bei S. Germano traf ihn das Mißgeschick — er fiel als Gefangener in die Hände seines Gegners. Nun kam es zum Frieden, den Unterhandlungen nicht hatten herbeiführen können. Innocenz überließ dem Sieger ganz Campanien vom oberen Liris an und verlieh ihm mit der Ueberreichung dreier Fahnen das Königtum Sicilien, das Herzogtum Apulien und das Fürstentum Capua. Was Anaklet dem Normannen bewilligt hatte, sah sich nun auch Innocenz II gezwungen, ihm zuzugestehen. An die Wahrung der Rechte des Kaisertums wurde hierbei nicht gedacht, und um so weniger mochte sich der Papst dazu veranlaßt fühlen, als er bei den Auseinandersetzungen mit Lothar erkannt hatte, wie man diese Rechte von deutscher Seite auffaßte. In Rom wird man sich eines deutschen Königs erst wieder erinnern, wenn neue Bedrängnisse über das Papsttum hereinbrechen. Und die Zeit kam nur zu bald.

König Konrad war nicht im stande, das Bündnis des Papstes mit dem Sicilier

zu brechen. Ihn beschäftigten die heimischen Angelegenheiten fortwährend. Seine Schwägerin Bertha von Sulzbach verlobte er mit Manuel, dem Sohne des griechischen Kaisers, und träumte den Moment herbei, da vor diesem Bunde der Erdkreis erzittern und die Räuber von ihm niedergeschmettert würden. Dann dichtete er dem griechischen Kaiser etwas vor von der Unterwürfigkeit der Könige von England, Frankreich, Spanien und Dänemark. Dem ältesten Sohne Boleslaws III von Polen, der 1139 gestorben war, Wladislaw, gab Konrad seine Schwester Agnes von Oesterreich zur Ehe, und Bela II von Ungarn verlobte seine Tochter Sophie mit Heinrich, dem zweijährigen Sohne König Konrads. Der Nachfolger Sobeslaws von Böhmen, Wladislaw, vermählte sich mit Gertrud, einer Babenbergerin und Halbschwester des Königs, und so schien dann die Ruhe des Erdkreises bis nach Konstantinopel durch lauter Heiraten für die nächste Zeit gesichert. Ein Aufstand, der in Böhmen ausbrach, ward unterdrückt, als Konrad ungesäumt auf den Hilferuf Wladislaws von Nürnberg mit den ihn umgebenden ostfränkischen und bayrischen Herren aufbrach und gen Böhmen ritt. Man sah nur die Harnische der deutschen Krieger bei Pilsen in der Ferne funkeln, und die Empörer liefen auseinander. Konrad zog am Pfingstfeste (1142) in das befreite Prag ein. Das waren Thaten, vor denen der Erdkreis wohl hätte verstummen sollen. Aber er verstummte nicht. Nicht einmal Welf gab sich zur Ruhe, und wenn auch der König einige seiner Burgen brach, Welf war und blieb unbezwungen. Im Winter 1142 kam Konrad nach Regensburg. Von hier brach er nach Sachsen auf, um endlich die bayerische Angelegenheit in Goslar zur Entscheidung zu bringen.

Heinrich der Löwe entsagte im Januar 1143 dem bayerischen Herzogtum und König Konrad belehnte mit demselben seinen Halbbruder Heinrich von Oesterreich, den Stiefvater Heinrichs des Löwen. Als Welf von der Verzichtleistung seines Neffen hörte, erhob er selbst Ansprüche auf Bayern und fiel über Konrads Besitzungen her. Und wie sich die Fäden verwirrten, zeigt sich an dem Umstande, daß Friedrich, der Sohn Herzog Friedrichs von Schwaben, sich dem Welfen gegen Konrad anschloß. Der junge Friedrich war der Sohn der Judith, einer Schwester Heinrichs des Stolzen. Wenn also Heinrichs des Stolzen Sohn auf die Erbfolge in Bayern verzichtete, so hätte er dies nach den in Bayern üblich gewordenen Gewohnheiten doch mindestens zu Gunsten seines Geschlechts thun müssen. Ein Schein von Recht verband also die Sache Friedrichs mit derjenigen Welfs gegen die vom Könige so sehr bevorzugte babenbergische Sippschaft. Im Stifte Freising begann demnächst der Kampf. Graf Konrad von Dachau trat zu Welf über, mußte aber diese That, als der König mit dem Herzoge Heinrich heranrückte, mit der Zerstörung seiner Burg Dachau büßen. Inwieweit diese Feindseligkeit Konrads von Dachau die Familien Scheiern und Wittelsbach in die Fehden der Staufer mit den Welfen verwickelte, ist nicht festzustellen. Nimmt man an, daß sich der Pfalzgraf Otto V in diesem Streite einstweilen neutral gehalten habe, so ist doch die fortgesetzte Feindschaft desselben mit dem Babenberger Otto von Freising im Auge zu behalten, da sie später noch einmal zu bedeutendem Ausbruche kam.

Und schon war auch die Frau gestorben, deretwegen Heinrich der Löwe Verzicht auf Bayern geleistet hatte: seine Mutter. Gertrud, die Tochter Kaiser Lothars und Gemahlin des Bayernherzogs, war am 18. April 1143 auf der Rückreise nach Bayern gestorben und wurde in Königslutter neben ihrem ersten Gemahle, Heinrich dem Stolzen, begraben. War es Gertrud nur vergönnt gewesen, einem Löwen das Leben zu schenken, der, den Stolz der Welfen und die Kraft der Supplinburger und Nordheimer verbindend, einen mächtigen Einfluß auf sein Zeitalter gewinnen sollte, so stellte sich ihr in Agnes die Rivalin gegenüber. Sie war die Tochter und Schwester der letzten salischen Kaiser und mit ihren zwanzig Kindern die Ahnfrau aller der Staufer und Bamberger, welche in dem nächsten Jahrhundert in den Vordergrund der deutschen Geschichte treten. Auch sie starb in diesem Jahre (24. September) und fand im Kloster Neuburg, wohin man auch das Herz und die Eingeweide Gertruds gebracht hatte, ihre Ruhestätte.

Der König weilte am liebsten in den fränkischen Gegenden, namentlich in Nürnberg. Man kümmerte sich nicht viel um ihn; hatte man Ursache, ihm zu schmeicheln, so that

man's, doch hätte er nicht behaupten können, die Angelegenheiten des Reiches wären durch seine Hände gegangen. Wo sich persönliches Interesse hineinmischte, und dieses mischte sich überall hinein, da hatte Konrad wenig Macht. Man besorgte seine Angelegenheiten selbst, ob der König grollte oder nicht. Sein Zorn war nicht furchtbar. Und so nahm auch seine Fehde mit den Welfen immer mehr den Charakter einer gewöhnlichen Familienfehde an, jedes großen Zuges und jeder prinzipiellen Entscheidung entbehrend. Heinrich der Löwe war vollkommen sein eigener Herr. Er bemächtigte sich der großen Erbschaft der Grafen von Stade, indem er den Bremer Erzbischof gefangen nahm und nach seinem Willen zwang. Die Kirche trat in Sachsen immer mehr unter die Herrschaft des Herzogs zurück, und ob der König anders verfügt hatte, kümmerte den Welfen einstweilen gar nicht. Die Fehde Heinrichs von Namür mit dem Erzbischof von Trier dauerte fort, und in Aachen mußte Konrad (1145) versuchen, die Kirche gegen die Gewaltthaten der lothringischen Großen zu schützen. Vergebens. Man mochte erkannt haben, daß des Königs Blicke in die Ferne schweiften, einstweilen von ihm also nichts zu befürchten sei: Sicilien, Ungarn, Konstantinopel, das waren die Träume Konrads, und im Januar 1146 fand endlich die Vermählung Kaiser Manuels mit Bertha von Sulzbach statt. Aber schon am 14. April starb ihre Schwester Gertrud, die deutsche Königin, in Kloster Hersfeld. Es war ein harter Schlag für Konrad.

Wir erwähnten des öfteren, daß Bayern der umworbene Teil war, seitdem die Sachsen offen zur Opposition gegen das deutsche Königtum übergingen. Und mehr noch als der südliche war es der nördliche Teil Bayerns, der in diesem Kampfe vielfach den Ausschlag gab. Hier saßen jene mächtigen Herren, wie die Sulzbacher und Vohburger Grafen, deren Machtentwicklung auf denselben natürlichen Grundbedingungen beruhte, wie etwa jene der Wiprechte von Groitzsch und Ludwigs von Thüringen. Schon Welf I hatte die Tochter Ottos von Nordheim geheiratet, sie aber dann zum Vater zurückgeschickt, als dieser geächtet wurde. Es entbrannte der Kampf Ottos und Welfs um das bayrische Herzogtum. Dieser Separatstreit innerhalb des großen Bürgerkriegs mochte die eigentliche Veranlassung dazu geben, daß die großen Herren in Bayern mehr und mehr zur Selbständigkeit emporstrebten. Wir hörten dann von dem Zusammengehen der sächsischen Herren, namentlich der Nachkommen Ottos von Nordheim, mit den Großen in Bayern, vornehmlich in Ostfranken, wo Berengar von Sulzbach und Dietpold vom Nordgau die Führerschaft gegen Heinrich IV übernahmen. Hier war es, wo Heinrich V den ersten Rückhalt gegen den Vater fand, und diese Großen blieben während der ganzen Regierungszeit Heinrichs V in angesehenster Stellung. Wir fanden Berengar dann wieder unter den Männern, welche nach Heinrichs V Tode das erste Ausschreiben zur Neuwahl erließen. Dieselbe hatte zum Resultat die Erhebung Lothars von Supplinburg, der selbst wieder der Sohn einer bayerischen Gräfin, Hedwig von Formbach, war. In den Kämpfen Lothars und der Welfen mit den Staufern begann nun ein mächtiges Wettrennen beider Parteien um die Geneigtheit dieser hervorragenden nordgauischen Geschlechter. Anfangs stand Dietpold auf der Seite der Staufer. Er trat zu den Welfen über, als Heinrich der Stolze dem Sohne des Markgrafen seine Schwester Mathilde verlobte. Als Dietpolds gleichnamiger Sohn dann starb, heiratete seine Witwe Gebhard, den Sohn Berengars von Sulzbach und seiner Gemahlin Adelheid von Wolfratshausen (1132). Es kam zur Unterwerfung der Staufer, und Konrad, der einstige Gegenkönig, suchte nun den Welfen hier ihre Kabinettsiege wettzumachen. Er heiratete Gertrud, die Schwester Gebhards von Sulzbach, und wie richtig er gerechnet, sollte sich bald zeigen. Gebhard von Sulzbach stand wie Dietpold vom Nordgau auf Konrads Seite, als dieser nach seiner Königswahl mit Heinrich dem Stolzen und den Welfen den Kampf um das Herzogtum Bayern begann, und nicht wenig mag der Beistand dieser nordgauischen Herren Ursache davon gewesen sein, daß Konrad sich in Bayern halten konnte. Nürnberg war seine beliebteste Residenz, und in diesen mächtig emporstrebenden fränkischen Gegenden fand das Königtum seinen Hauptrückhalt. Es bedarf nur einer kurzen Erwähnung, um zu erkennen, wie die Macht des Markgrafen Dietpold hier auf derselben Grundlage einer kräftigen äußeren Politik sich erhoben hatte, wie jene der sächsischen Herren an der ostdeutschen

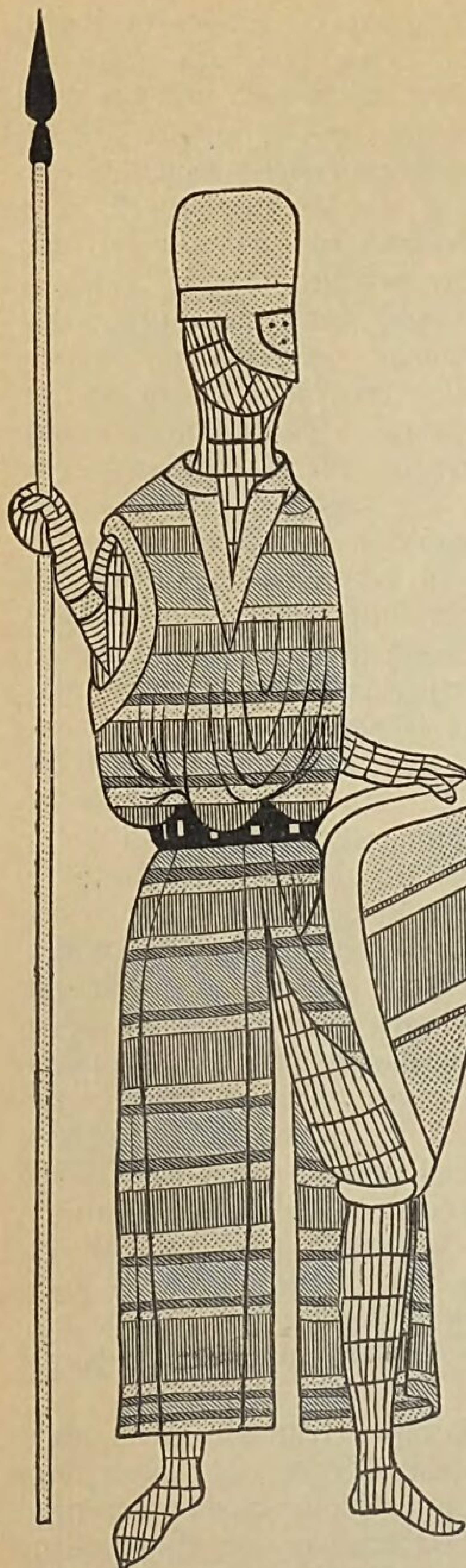
Grenze. Dietpold war dreimal verheiratet: seine erste Gemahlin war eine Polin, seine zweite Gemahlin Kunigunde von Beichlingen, die Witwe des jung verstorbenen Wiprecht II von Groitzsch, seine dritte Gemahlin eine Ungarin. Die hohe politische Bedeutung der Ehen in damaliger Zeit tritt uns in dieser Erwähnung mit einer Deutlichkeit entgegen, wie selten anderswo. Wir erkennen die Richtung, in welcher Dietpolds Politik sich bewegte. Doch hören wir weiter! Von der ersten polnischen Gemahlin hatte Dietpold einen gleichnamigen Sohn und eine Tochter Adela. Dietpolds des Jüngeren Gemahlin war, wie erwähnt, Mathilde, Tochter Heinrichs des Schwarzen von Bayern, die dann den Grafen Gebhard von Sulzbach in zweiter Ehe heiratete. Hier also suchten die Welfen mit den beiden Geschlechtern Fühlung zu gewinnen. Adela aber wurde die Gemahlin des jungen Friedrich von Staufen, des Neffen König Konrads. Die Staufer traten auch hier in Konkurrenz mit den Welfen. — Von Dietpolds zweiter Gemahlin, Kunigunde von Beichlingen, einer Enkelin Ottos von Nordheim, der Witwe Wiprechts II von Groitzsch, stammten ein Sohn Berthold, der später die Markgrafschaft auf dem Nordgau, welche inzwischen an Gebhard von Sulzbach übergegangen war, zurückerhielt, und zwei Töchter, von denen die ältere Kunigunde sich mit Ottokar III von Steiermark vermählte. Aus diesen Ehen wird uns das gemeinsame Interesse dieser ostdeutschen Geschlechter offenbar. Die nordgauischen Herrn ringen nach Einfluß im Osten, und ihre Erfolge ziehen andere von der gleichen Absicht Beseelte an sie heran. So schließt sich die Kette vom Norden herab längs der ganzen Ostgrenze, wenn wir uns die Verwandtschaft der Vohburger und Sulzbacher mit den Nordheimern, Groitzschern und Steiermärkern vor Augen führen und die Linien in Augenschein nehmen, welche von hier gegen Wenden, Polen, Böhmen und Ungarn hinausführen. Diese großartige Außenpolitik wirkte nach innen zurück, und so sehen wir andererseits die mächtigsten Geschlechter des inneren Deutschland, die Staufer und Welfen, sich um die Verwandtschaft dieser Herren mit dem größten Eifer bewerben. Dadurch aber wurden jene Herren in die Händel des inneren Deutschland mehr und mehr verwickelt, und während in Sachsen ein Heinrich der Löwe, ein Albrecht von Ballenstädt, ein Adolf von Schaumburg ihre Stellung wunderbar befestigen in den Kämpfen mit den slavischen und dänischen Nachbarn, erstirbt hier im Nordgau diese kriegerische und kulturelle Mission mit der allmählichen Entgleisung und dem Absterben der beiden mächtigen Geschlechter von Vohburg und Sulzbach. Die natürliche Politik Bayerns nach außen litt hier abermals Schiffbruch dadurch, daß sich die innere deutsche Politik hemmend an ihre Ferse hängte und sie von der eingeschlagenen Bahn ablenkte, während die selbständige Politik Sachsens sich immer mächtiger emporarbeitete. Die Konkurrenz der Staufer und Welfen auch in dieser Frage der äußeren Politik Deutschlands gegen Osten — wir hörten ja, wie Konrad auch hier durch Verschwägerung seines Hauses mit Polen, Böhmen und Ungarn Einfluß zu gewinnen suchte — war für Bayern verhängnisvoll, während es Sachsen gelang, siegreich seine Emanzipation von der Reichspolitik zu verfechten. Die bayerische Politik wird mehr und mehr zwischen die zermalmenden Strudel der östlichen nationalen Politik und der alten westlichen und südlichen Kaiserpolitik hineingeworfen, und jenseits Bayern, weiter nach Osten, strebten die Gewalten immer siegreicher empor, welche endlich das deutsche Königtum aus den immer unfruchtbarer werdenden Kämpfen mit dem Papsttum und Italien herauszuziehen und den Deutschen wiederzugeben versuchten.

Wie wenig sich mit den Mitteln, welche dem Königtum eben zu Gebote standen, erreichen ließ, zeigte sich wiederum deutlich in Bayern. Auch der neue Herzog hatte mit dem Regensburger Bischof zu kämpfen, und auf der Seite des Bischofs stand mit der Regensburger Bürgerschaft der Markgraf Ottokar von Steiermark, auf der Seite Heinrichs XI von Bayern der Böhmenherzog. Der König eilte im Juli 1146 in die Regensburger Gegend, vermochte aber den Kampf nicht beizulegen.

Im Jahre 1141 war Geisa II seinem Vater Bela II in der Königswürde von Ungarn gefolgt. Gegen ihn hatte Boris einen Anhang in Bayern und Oesterreich gewonnen. Zwei dieser Anhänger, die Grafen Hermann von Peugen und Liutold von Plain, drangen mit mehreren herzoglichen Ministerialen über die ungarische Grenze und

besetzten Preßburg für Boris. Geisa II rückte heran und zwang die Stadt zur Uebergabe. Die Donauufer wurden verwüstet, und wie Konrad von Salzburg gegen die Herzoge von Böhmen und Bayern, den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach und den Vogt Friedrich von Bogen wegen der Verwüstung des Regensburger Gebietes mit der Exkommunikation vorgehen mußte, so sah er nun auch den einst mühsam bewerkstelligten Frieden mit den Ungarn gebrochen. Ueberall Fehde und Kampf, und wie hier im Osten Bayerns und Oesterreichs, so schlug sich im Westen der junge Friedrich von Staufen mit dem Grafen Heinrich II von Wolfratshausen herum, einem Neffen des Regensburger Bischofs. Später geriet Friedrich an den Herzog Konrad von Zähringen, und auch diese Fehde dehnte sich in ihrer Wirkung über größere Teile Süddeutschlands aus. Ueberall reagierte in den führenden Geschlechtern die natürliche äußere Politik der Länder gegen den ihr vom Reiche und einer Reichsfamilienpolitik angelegten Zwang. Gegen den Zähringer behaupteten sich in Burgund der Aragonier Raimund Berengar, wie Graf Rainald von Hochburgund, und die Provence löste sich vom Reich ab. Die Zähringer sahen sich von den Staufern eingeengt und rebellierten. Dadurch kam natürlich das Bewußtsein einer Interessengemeinschaft mit den Welfen empor und fand in der Heirat Heinrichs des Löwen mit Clementia von Zähringen Ausdruck (1148). In Welf, dem Oheim Heinrichs des Löwen, fand dieser Kampf gegen die Staufer einen fortwährenden heimlichen Schürer. Welf hatte sich zu diesem Zwecke mit Roger von Sicilien eingelassen, der ihm ein Jahrgeld von 1000 Mark versprach, wenn er die Romfahrt König Konrads verhindere. Ueberall Fehden, wohin wir blicken! Großherzog Wladislaw von Polen, der Gemahl der babenbergischen Agnes, kämpfte im Jahre 1146 mit seinen Brüdern Boleslaw und Mesko. Er rief Konrads Hilfe an. Natürlich gab Konrad nach, drang im September in Polen ein, ließ sich Geld und gute Worte geben und zog dann wieder ab. Der Feldzug blieb ohne Erfolg, Wladislaw weilte im Exil. Diese Zeit ersah König Geisa II zu seiner Rache an Herzog Heinrich von Bayern, dem er die Schuld an dem Einfall der Grafen von Peugen und Plain in Ungarn und der Besetzung Preßburgs beimaß. Er rückte mit einem großen Heere über die Grenze. Heinrich Jasomirgott drang bereits über die Fischa gegen die Leitha vor. Die Bayern ließen sich von den wachsamen Ungarn überraschen und erlitten eine große Niederlage (11. September 1146). Die Burg zu Wien nahm die glücklich Entronnenen auf, während die Ungarn an der Fischa umkehrten. Es geschah dies um dieselbe Zeit, da Konrad bei seiner Rückkehr aus Polen das selbständige Vorgehen der Ministerialen in Sachsen erfahren mußte, ohne dagegen Nachhaltiges thun zu können. Die Pöhlder Annalen berichteten uns davon. Nirgendwo war ein Halt in Deutschland. Jeder sorgte für sein eigenes Interesse, von dem Höchsten herab bis zum letzten Bauern und Dienstmann. Man sehnte sich aus diesem Wirrsale heraus, und zur rechten Zeit erscholl da die Drommete, welche die beweglichen und kampflustigen Scharen zu neuem Ziele rief.

„In Rom wird man sich eines deutschen Königs erst wieder erinnern, wenn neue Bedrängnisse über das Papsttum hereinbrechen.“ Bis zu seinem Tode (24. September 1143) hatte Innocenz II an dem mit Roger von Sicilien geschlossenen Vertrage festgehalten. Es half ihm nichts. Während er hier seine Scheinherrschaft über Unteritalien aufrecht zu erhalten strebte, verlor er seine Herrschaft in Rom selbst. Die Bürger wählten sich einen Stadtrat und nannten denselben „Senat“, und diesem Senate übertrugen sie die Herrschaft in Rom. Das Papsttum schwebte mit seiner Herrschaft in der Luft. Es war die natürliche Folge seiner Bemühungen, eine geistliche und geistige Herrschaft mit materiellen Mitteln errichten zu wollen. Das ging damals nicht und wird nirgendwo und niemals gehen. Das Mittel der geistigen Herrschaft ist Belehrung der Völker, und dieses Mittels bediente sich das Mönchtum und vor allen Bernhard von Clairvaux. Er fand die Sprache der Zeit, welche im stande war, die Gemüter der abendländischen Völker in Bewegung zu setzen. Innocenz' II Nachfolger, Cölestin II, trat von dem Vertrage mit dem Sicilier zurück. Er konnte dies nur, wenn er auf die Hilfe Konrads rechnete. Aber er starb schon nach fünf Monaten (März 1144). Die Kardinäle wählten zu seinem Nachfolger den Kardinalpriester Gerhard von Bologna, den oftmaligen Gesandten in



Rittertracht aus der Zeit der Kreuzzüge. Aus einem Lesebuche des Klosters Muri.

Deutschland. Gerhard nannte sich als Papst Lucius II. Er trat mit dem Sicilier und dem römischen Senate in Unterhandlung, erzielte aber keinen dauernden Erfolg. Auch er rief nach Konrad, versuchte selbst einen Sturm auf das Kapitol, starb aber noch während dieser kriegerischen Aktion gegen die römische Bürgerschaft (Februar 1145). Noch an demselben Tage wählten die Kardinäle den Abt Bernhard von S. Anastasio bei den drei Quellen. Eugen III war ein Schüler des Abtes Bernhard von Clairvaux. Die neuen Mönchsorden eroberten den römischen Stuhl. Der Heilige von Clairvaux geriet bei dieser Nachricht in die äußerste Bestürzung, erkannte aber bald, wie er sagte, „den Finger Gottes, der den Armen aus dem Staube erhebt, daß er mit den Fürsten sitze und den Thron des Ruhmes inne habe". Nicht einmal zur Weihe kam es in Rom. Schon in der folgenden Woche mußte Eugen III die Stadt verlassen und im Kloster Farfa erfolgte dann seine Weihe zum römischen Pontifex. Erst gegen Ende des Jahres gelang es ihm, eine Verständigung mit der römischen Bürgerschaft anzubahnen. Er erkannte den Senat an, behielt aber dem Papste die Investitur vor. Indem Eugen die Stadt Rom zu kurzem Aufenthalte wieder gewann — denn schon im Januar 1146 kehrte er der Stadt abermals den Rücken — traf ihn die Nachricht (November 1145), daß Edessa den Christen verloren gegangen sei (Dezember 1144). Der Papst ersehnte die Romfahrt des deutschen Königs, aber in Deutschland kämpften die großen Familien nicht minder mit einander, wie in Italien die großen und kleinen Republiken. Wie hätte Konrad, dessen Hof zum Heiratsbureau geworden schien, hier Ordnung schaffen können, da er es nicht einmal in Deutschland vermochte!

Wir wiesen darauf hin, wie das Papsttum mit der Unternehmung im Orient alle weltliche Macht überflügelte, welchen ungeheuern Erfolg es mit der Eroberung Jerusalems über das Kaisertum davontrug. Wie damals die Siege der Christen persönliche Siege des reformierten Papsttums waren, so traf nun die Niederlage der Christen auch das Papsttum direkt und empfindlich. Bald sank selbst im Angesichte des Feindes die Begeisterung von ihrer hohen Stufe, welche sie einstens eingenommen hatte, und im hl. Lande begannen dieselben Kämpfe, wie sie Europa durchwühlten. Jerusalem, Antiochia, Edessa bedeuteten nicht mehr eine gesammelte christliche Macht, sondern trennten sich als Besitztümer einzelner Usurpatoren, deren Interessen oftmals einander widerstritten. Schon kam es zu Bündnissen mit den mohammedanischen Herrschaften, aber diese erkannten bald ihr gemeinsames Interesse und so neigte sich die Uebermacht wieder auf ihre Seite. Der Hader der Christen bot ferner dem byzantinischen Reiche eine fortwährende Handhabe, seine Ansprüche auf diese Gegenden, wo einst das Scepter der römischen Cäsaren gewaltet, geltend zu machen, und so blieben die Interessen der Christen geteilt. Auch die Errichtung der geistlichen Ritterorden der Templer und Johanniter, unmittelbar dem egoistischen Treiben der weltlichen Herren entgegengesetzt und dem begeisterten Kampfe für die religiösen Ideen gewidmet, vermochte auf die Dauer hier keine Wendung zu schaffen.



Gottfried von Bo

Nach dem Gem



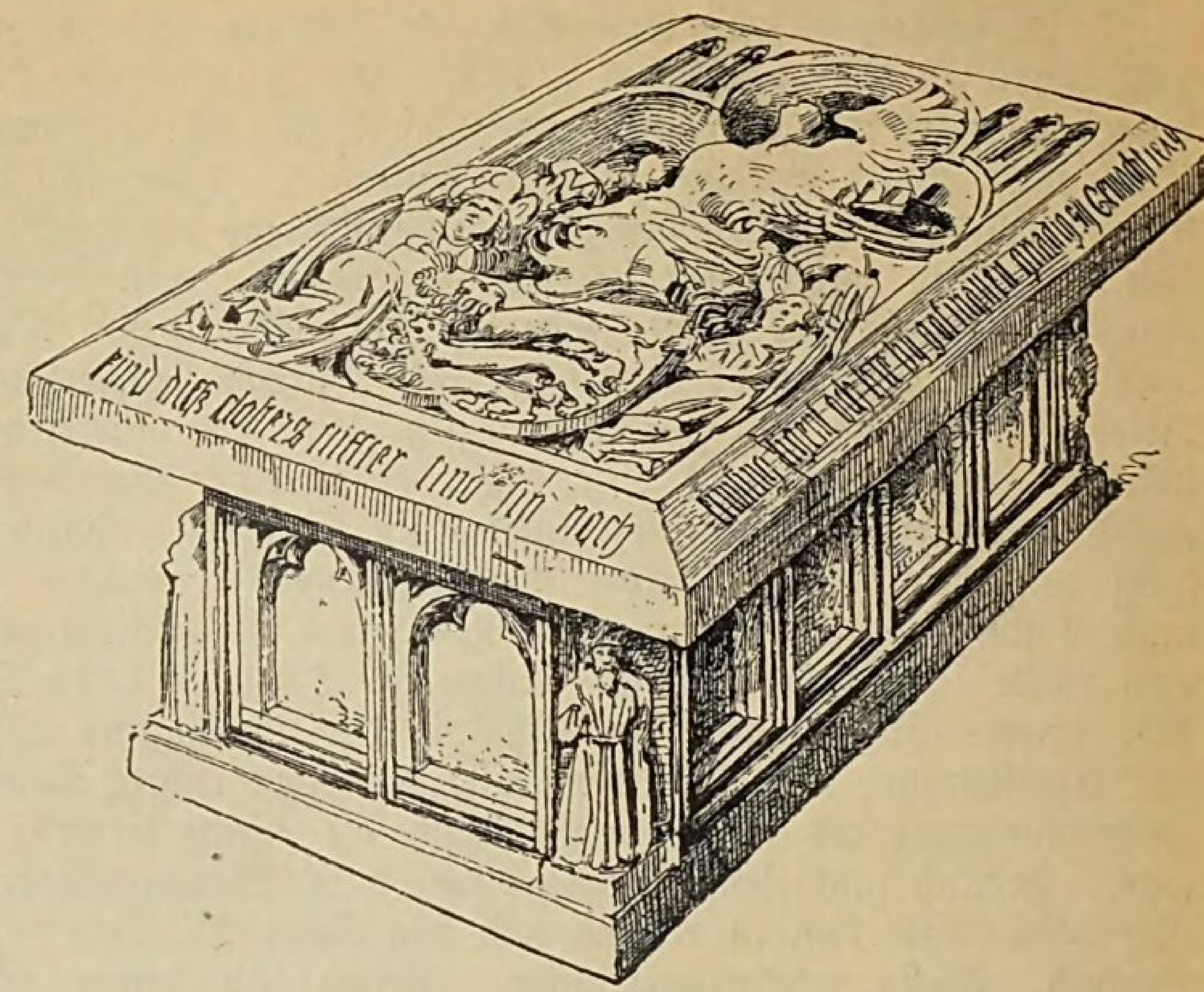
Einzug in Jerusalem.

Carl v. Piloty.

Da gelang es dem Athabeken des Sultans von Mosul, Emadeddin Zenki, Aleppo und Hama an sich zu bringen (1128). Er griff darauf Damaskus an, aber die Stadt hielt sich gegen ihn, und auch um Bagdad zog sich der Kampf in die Länge. Im Jahre 1131 starb König Balduin II von Jerusalem. Einen Augenblick schien es, als wollten sich alle Bedrohten gegen den gemeinsamen Feind die Hände reichen. Die Muselmänner von Damaskus verbündeten sich mit den Christen gegen Zenki, und selbst Kaiser Johannes von Byzanz ließ seine Heere gegen ihn ins Feld rücken. Da er aber nicht ohne Egoismus verfuhr, sondern es gleichzeitig auf Antiochia abgesehen hatte, lähmte er die Kraft dieses Fürstentums und zog dann gegen Zenki den Kürzeren. Im Jahre 1142 wiederholte er seinen Zug, starb aber, bevor es zu einer Entscheidung gekommen. Graf Raimund von Poitou rettete das Fürstentum Antiochia dadurch, daß er nach Konstantinopel ging und dem Kaiser Manuel seinen Lehenseid erneuerte. Da starb im Jahre 1143 auch König Fulko von Jerusalem; ihm folgte ein dreijähriger Knabe, Balduin III. Und nun rückte Zenki gegen Edessa. Schon im Dezember 1144 fiel die Stadt in seine Hände. Mit diesem Siege wurde der Athabeke der Vorkämpfer des Mohammedanismus gegen das Christentum. In Jerusalem und Antiochia rührte man sich kaum, obgleich mit der Zertrümmerung des Fürstentums Edessa die eigene Existenz auf das ernstlichste bedroht war. Freilich fand Zenki bereits 1146 durch Meuchelmörder sein Ende, allein sein Sohn Nureddin folgte ihm in Aleppo und sein Sohn Seifeddin behauptete sich in Mosul. Ein Versuch, Edessa wiederzugewinnen, endigte mit dessen vollständiger Zerstörung durch Nureddin.

Die Kunde dieses Unglücks erreichte den Papst Eugen III in Viterbo (Nov. 1145). Er entschloß sich zur Hilfe und wandte sich anfangs Dezember mit einem Schreiben an Ludwig VII von Frankreich, seine Großen und das französische Volk, worin er Frankreich zu einem Kreuzzug aufforderte. Schon Weihnachten gab der König den um ihn in Bourges versammelten Großen seinen Entschluß kund, das Kreuz zu nehmen. Es erhob sich Widerspruch, namentlich von seiten des Abtes Suger von St. Denis, allein der Papst, dem man die endgültige Entscheidung anheimgestellt hatte, übertrug dem Abte von Clairvaux die Kreuzpredigt, und derselbe ergriff mit seiner hinreißenden Beredsamkeit die Versammlung, welche der König zu Ostern nach Vezelay bei Nevers berufen, also, daß viele Tausende dem Beispiele des Königs folgten und das Kreuz nahmen. Die Scenen der Tage Urbans II kehrten wieder, und als dann Bernhard nach Ostern Frankreich predigend und anfeuernd durchzog, war sein Erfolg so groß, daß sieben Weiber, wie er dem Papste schrieb, zusammen kaum einen Mann finden konnten, und bei Lebzeiten der Männer die Frauen zu Witwen wurden. Nicht der Papst, Bernhard wurde der geistige Führer der Bewegung, und die römischen Angelegenheiten traten vollkommen in den Hintergrund.

Die Bewegung pflanzte sich fort bis zum Rhein. Wir kennen den Gang derselben, da wir uns der früheren Bewegungen erinnern. Ein fanatischer Cisterziensermönch, Radulf mit Namen, trug die Bewegung hierher. Aber seine Worte wirkten nicht mäßigend und heiligend, sondern entzündeten alle Leidenschaften. Ein wilder Schwarmgeist durchzog die rheinischen Gegenden. Merkwürdig ist es, daß dieser fanatische Eifer sich auch jetzt zunächst wieder, wie zur Zeit des ersten Kreuzzuges, gegen die Juden entlud. Wirtschaftliche Motive lagen diesem Aufflammen zu Grunde, und gerade das beweist uns die volle Verschiedenheit in der Entwicklung der Volkscharaktere. Jenseits des Rheins eine ideologische, religiöse Schwärmerei, welche die fernsten Ziele erfaßt, hier auf deutschem Boden eine Schwärmerei, welche die erwachten Kräfte zur ersten Entladung auf heimischem Boden führt. Und wir werden sehen, daß, je weiter die Bewegung nach Osten vordringt, sie um so mehr an ideal-religiöser Begeisterung verliert, den realen heimischen Verhältnissen Rechnung tragend. Bernhard sah sich gezwungen, dieser Entartung und Verweltlichung seiner Idee entgegenzutreten. Er reiste nach Deutschland und verwies zuerst Radulf in das Kloster Clairvaux. Das Volk murrte zwar, aber es fügte sich dem Ansehen des Abtes. Von Mainz begab sich Bernhard nach Frankfurt, wo er mit König Konrad Ende November zusammentraf. Der Aufforderung Bernhards, Konrad



Denkmal Friedrichs von Schwaben im Kloster zu Lorch.

solle dem Beispiele Ludwigs VII folgen, setzte der König eine Weigerung entgegen. So verwandte sich der Abt für die Herstellung des Landfriedens und die Beilegung der Fehden. Dann begab er sich an den Oberrhein, wo die Bewegung des Volkes seinen Absichten günstiger war. Und indem er hier für den Kreuzzug wirkte, trieb er den deutschen König von selbst in die Bewegung hinein. Es war am dritten Weihnachtstage, am Tage des hl. Johannes (1146), daß Konrad von der Predigt Bernhards im Dome zu Speier aufs tiefste erschüttert das Kreuz nahm und ob dieser That ein einziger, aus tausend Kehlen dringender Freudenschrei die Hallen des großen Domes erfüllte. Viele folgten sofort dem Beispiele des Königs, und viele gewann Bernhard noch bei seiner Fahrt durch das niedere Lothringen. „Das Wunder der Wunder“ war ihm gelungen, er hatte den deutschen König zur Kreuznahme bestimmt. Inwieweit die andern Wunder, welche man Bernhard so massenhaft nachrühmte, den Glauben der Zeitgenossen fanden, interessieren sie uns auch hier. Wie mancher Zweifel an denselben auch laut wurde, sie thaten ihre Wirkung. Daß schon Gerhoh von Reichersberg dieselben vielmehr der sinnlichen und geistigen Erregung des Gemütes der Massen und ihrer Einbildungskraft zuschreibt, als dem Wirken Bernhards, daß dieser selbst von denselben schweigt, zeigt uns, in welchem Zustande religiöser Schwärmerei sich die damalige westeuropäische Christenheit befand. Die Steigerung von der auf die Spitze getriebenen Sinnlichkeit ins Uebersinnliche ist ein in dieser Folge so notwendiger natürlicher Vorgang in dem Gemüte des jungen Volkes, daß wir ohne die Betonung dieser Notwendigkeit einen solchen Zustand einfach nicht begreifen könnten.

Aber nicht alle waren einverstanden mit den Folgen dieser so plötzlich auftretenden religiösen Explosionen. Selbst der Papst, der sich in seinen Erwartungen auf die Hilfe Konrads bitter getäuscht sah, billigte nicht die Allgemeinheit dieser Bewegung, die ihm über den Kopf gewachsen war und deren Leitung er vollständig an den Abt von Clairvaux verloren hatte. Am meisten aber widersetzte sich derselben der alte Friedrich von Schwaben, der seinem königlichen Bruder grollte, daß er auch seinen Sohn, den jungen Friedrich von Schwaben, in die Bewegung mit hineingerissen hatte. Er starb darüber am 6. April 1147.

Eine neue Zeit brach an. „Plötzlich,“ sagt Otto von Freising, „trat fast im ganzen Abendlande eine solche Stille ein, daß es nicht allein für einen Frevel galt, Krieg anzufangen, sondern sogar öffentlich Waffen zu tragen.“ Die Vorahnung großer Ereignisse erfüllte die Gemüter und ließ den Kampf der Stände gegen einander einen Augenblick ruhen. Wie einst, da Papst Urban das erlösende Wort „Jerusalem“ aussprach, wirkte auch diesmal die Kreuzespredigt, nur noch viel tiefer, viel umfassender; sie riß die deutsche Laienwelt mit fort, und „niemals vorher oder nachher haben die priesterlichen Mächte so unbedingt dominierend im geistigen Leben der occidentalen Welt gestanden, als in diesen Tagen.“ Die kirchlichen Ideen erreichten den Höhepunkt, und ob sie sich behaupten und weiterhin das Leben der Völker vollkommen beherrschen, ob sich ihre Unhaltbarkeit

darthun würde, hing von dem Siege oder der Niederlage der Kirche ab. Längst war „Edessa" überholt. Nicht um Edessa, nicht um Jerusalem handelte es sich mehr, es galt einen Sturmlauf der abendländischen Christenheit gegen die Sarazenen, die Bekenner Mahomeds, da ihre Bekehrung nicht zu erwarten sei von der Widerlegung durch die heiligen Schriften. So meinte Bernhard, da er das östliche Franken und Bayern ermahnte, das Blut der Juden nicht zu vergießen, da Gott auf sie seinen Blick wenden werde, wenn ihre Stunde gekommen.

Im Februar 1147 kam König Konrad nach Regensburg, einen großen Hoftag abzuhalten. Abt Adam von Ebrach war in seinem Gefolge. Ihm hatte der Heilige von Clairvaux seine Vertretung in Bayern übertragen. Er bestieg die Kanzel und las das Sendschreiben des Papstes an die Christenheit und den ergreifenden Brief Bernhards vor, in welchem die Versammlung zur Rettung des heiligen Landes aufgefordert wurde. Die Begeisterung wurde allgemein und alle forderten das Kreuz. Drei Bischöfe, Otto von Freising, Reginbert von Passau und Heinrich von Regensburg, der Herzog und mit ihm viele Grafen und Ritter nahmen das Kreuz. Schon vorher hatte Graf Welf sich zur Teilnahme entschlossen, und schien es noch kurz vorher, als sollte eine allgemeine Verwüstung über Bayern hereinbrechen, als sei das Ende der Dinge nahe, so trat jetzt eine wunderbare Ruhe ein, da die Erwartung der Bevölkerung ohne Unterschied der Partei eine derartige Ablenkung erfuhr und dieselbe das eine große, nur zu ferne Ziel in naiver Begeisterung erfaßte. Weit nach dem Osten schlugen die Wogen. Markgraf Ottokar von Steiermark verpflichtete sich wie Graf Bernhard von Trixen, ein hochangesehener Herr in Kärnten, wie Herzog Wladislaw von Böhmen mit seinem Bruder Heinrich und Spitihnew, seinem Vetter, wie viele andere zur Teilnahme am Kreuzzuge.


Abt Adam von Ebrach begeistert die Bürger für den Kreuzzug.

Es war um dieselbe Zeit, als man sich in Chalons und Etampes über die einzuschlagende Marschroute verständigte. Die Deutschen befürworteten den Landweg über Ungarn und die Franzosen stimmten zu, das Gesuch Rogers von Sicilien, ihren Weg zur See und durch seine Länder zu nehmen, ablehnend. Im März kamen die Deutschen in Frankfurt zusammen, das Weitere zu beraten und festzustellen. Und wie in Frankreich Abt Suger von St. Denis die Reichsverweserschaft übernahm, so in Deutschland neben dem in Frankfurt zum Könige erwählten Heinrich, dem zehnjährigen Sohne Konrads, der Abt Wibald von Stablo. Damals aber kam es hier zur ersten Dokumentierung der selbständigen Stellung Sachsens auch in dieser Angelegenheit, und wieder trat an Bayern die Frage heran, ob es mit Sachsen für das deutsche Volk oder mit den Romanen und dem Westen für das christliche Weltbürgertum einstehen solle?

Die Kreuzzugsbewegung hatte auch Sachsen erreicht, aber realistisch, wie das Volk

nun einmal war, dachte man nicht an den fernen Osten, sondern an den näher gelegenen Osten des Wendenlandes. Jene Phantasie war für Rheinland und Schwaben wohl begreiflich, da es für die Uebervölkerung dort keinen Ausweg mehr gab, für Sachsen aber nicht. Und für Bayern? Die Reichspolitik hing an der Ferse der führenden bayerischen Geschlechter und zog sie von ihren natürlichen Bahnen ab. So erklärten denn die Sachsen in Frankfurt, ihre Schwerter gegen die benachbarten heidnischen Wenden kehren zu wollen, und Bernhard erteilte ihnen seine Zustimmung. Das Kreuz der Wendenkrieger trat an die Stelle des Kreuzes der Orientfahrer. Das sächsische Kreuz stand auf einem Kreise, welcher die Welt bedeutete, und so kehrte auch hier der Gedanke wieder, daß die Herrschaft des Kreuzes über den ganzen Erdkreis ausgebreitet werden sollte. Die Sachsen in ihrer selbständigen Stellung erhielten eine selbständige Mission. Für uns bedeutet das Ausscheiden der Sachsen von der allgemeinen Teilnahme an der Orientfahrt die erste Reaktion der deutschen Entwicklung gegen die christlich abendländische. Hier haben wir den ersten festen Punkt der nationalen Bildung. In Sachsen staute sich die Bewegung, welche das ganze Abendland ergriffen. Wir werden auf diesen Punkt unsere Aufmerksamkeit zu richten haben. Und weiter! Da es in Frankfurt zur Königswahl des jungen Heinrich kommen sollte, erhob Heinrich der Löwe, der Herzog der Sachsen, zuerst die Forderung, daß ihm das seinem Vater entzogene Herzogtum Bayern zurückgegeben werde. Welche Wendung der Dinge steht vor unseren Augen, wenn es so Heinrich dem Löwen gelungen wäre, die deutschen Ostmächte wieder zusammenzufassen und zum Dienste der deutschen Politik gegen Osten zu vereinigen! Es kam nicht dazu, da Konrad den Sachsenherzog bestimmte, seine Ansprüche bis nach dem Kreuzzuge ruhen zu lassen. Bayern blieb in der Bewegung des Westens und widmete ihr seine Kraft. Abgesehen von der isolierten Stellung Sachsens schien also die Kirche erreicht zu haben, was wir so oft als ihr Ziel bezeichneten. „Alle ständischen und nationalen Gegensätze, welche den Gang des öffentlichen Lebens bisher bestimmt hatten, schienen zu verblassen. Die kirchlichen Ideen, wie sie die romanischen Ritterschaften bereits beherrschten, überwältigten jetzt die großen Massen der deutschen Laienwelt, entwanden ihr die gegen einander gekehrten Schwerter und faßten alle ihre Kräfte zur Ausführung eines großen religiösen Gedankens zusammen.“ (Nitzsch.) Jener flüssige Zustand, der einst noch in Karls des Großen Tagen geherrscht, schien nun in geistiger Weise wiederhergestellt, wiederhergestellt durch den ersten und vornehmlichsten Vertreter des romanisch-weltbürgerlichen Gedankens, den Mönch von Clairvaux. Auch über Bayern hatten sich die letzten Wogen dieser Geisterflut noch ergossen, an den Grenzen Sachsens kam sie zum Stehen. Von hier also wird die Woge ihren Weg rückwärts gegen Westen zu machen haben.

Mitte Mai strömten die deutschen Scharen um Regensburg zusammen. Das war kein Heer mehr, ein Volk war es, das sich hier versammelte, und weit wurde die Zahl der voll Gerüsteten von dem unendlichen wehrlosen Troß übertroffen. So waren ungeheuer viele Weiber im Zuge vertreten und eine neue Völkerwanderung schien sich diesmal von Westen aus gegen Osten zu ergießen. Gerhoh von Reichersberg schätzt die ganze Masse der aus Europa auswandernden Kreuzfahrer auf sieben Millionen. Eine ungeheure Zahl! Und wenn wir mit Giesebrecht sechs Millionen streichen, so ist die Zahl dennoch eine für die damalige Zeit unverhältnismäßig hohe. Das aber wurde erreicht, daß die Masse an überflüssigen kriegerischen Elementen, welche die Fortentwicklung Deutschlands seit dem großen Bürgerkriege auf das ernstlichste gefährdet hatte, einen Abfluß fand. Eine Völkerwanderung! Wir erkannten ihre Ursache und Notwendigkeit, wir sahen, wie der Geist der Zeit auch hier wieder die allgemeine Not vergeistigte und mystifizierte. War es doch der Papst, welcher allen, die durch die Not in Schulden geraten waren, die Zahlung aller Zinsen erließ, sofern sie sich dem Zuge anschlossen! Und wie die Not bisher die Leute scharenweise, namentlich aus den niederlothringischen und friesischen Gegenden, zur Auswanderung in die Weser- und Elblande zwang, so trieb sie jetzt die Hungernden und Darbenden zu Tausenden dem fernen Osten, dem Lande der Verheißung, zu. Wieder war es dann der Papst, welcher die Verpfändung von Besitzungen an die Kirchen in aller Weise erleichterte, damit so die Ausziehenden die Mittel zu ihrer

Ausrüstung und Wegzehrung fänden. Vieles, was die Kirche an ihre Vasallenschaften in dem großen Bürgerkriege verloren und dessen Verlust ihre Stellung so furchtbar geschwächt hatte, kam auf diese Weise wieder herein, und so sehen wir die Not hier gleichsam schon für die Zukunft vorarbeiten.

Um den 10. September erreichte das deutsche Heer Konstantinopel. Da es an einer wirklichen Leitung vollkommen gebrach, kamen manche Unordnungen vor, und so hatte der Kaiser von Byzanz nichts Schleunigeres zu thun, als zu sehen, wie er diese wilden Haufen wieder los wurde. Schon Ende September betraten die Deutschen den Boden Kleinasiens. Ueber Chalcedon und Nicomedia gelangte man nach Nicäa. Hier trennte sich das Heer. Der König wollte direkt durch das feindliche Gebiet über Dorylämum und Iconium vordringen, während Otto von Freising einen großen Teil des Fußvolkes an der Küste entlang führte. Schon nach zehn Tagen fehlte es der Abteilung des Königs an allen Lebensmitteln. Man stand vollkommen erschöpft in der Gegend von Dorylämum. Die berittenen türkischen Bogenschützen umschwärmten das Heer fortwährend und drangen immer verwegener auf die Erschlafften und Mutlosen ein. Es ging nicht mehr. Man mußte zurück. Am 26. Oktober beschloß Konrad den Rückzug. Es war ein Todeszug. Nur wenige Trümmer des großen Heeres erreichten mit dem Könige Nicäa wieder. Neun Zehntel gingen zu Grunde oder gerieten in die Gefangenschaft der Türken. Der König selbst war schwer verwundet.



Rückzug Konrads aus Kleinasien.

Als die furchtbare Katastrophe hier eintrat, war auch der Feldzug gegen die Wenden

bereits zum Ende gekommen. Bald nach dem Tode Heinrichs des Stolzen war die Aussöhnung der beiden Gegner, Adolfs II von Schauenburg und Heinrichs von Badwide erfolgt. Adolf II, Heinrichs Vasall, hatte Segeberg und Wagrien zurückerhalten, und Heinrich von Badwide, der Kandidat Albrechts des Bären, wurde mit dem Lande der Polaben, dem heutigen Lauenburgischen, entschädigt. Adolf ließ sich die Neubelebung des Landes durch Heranziehen von Kolonisten zunächst angelegen sein. Mit dem Abobritenfürsten Niklot war ein freundliches Einvernehmen hergestellt worden. Als dieser aber von den Rüstungen zum Kreuzzuge hörte, traf er seine Vorkehrungen. Im Juni 1147 fiel er über Lübeck her, plünderte es, während sich die Burg behauptete. Auch das Land der Wagrier ward von seinen Reiterscharen verheert. Es war ein slavischer Raub- und Rachezug, „der nur den Zweck der Ausplünderung und Verwüstung des feindlichen Landes hatte." Als Adolf herannahte, machten sich die Slaven mit ihrer Beute auf und davon. Vor Dobin trafen sich die deutschen Fürsten. Die Dänen aber schafften sich Niklot bald durch einige glückliche Operationen vom Halse. Und die sächsischen Herren gelangten ebenso bald aus der religiösen Begeisterung heraus wieder zu einer nüchternen Betrachtung der Dinge. Im Lager Heinrichs des Löwen und Albrechts des Bären wurde die Ansicht laut, daß es nicht im Interesse der Sachsen liege, ein Land zu verheeren, das ihnen bisher Tribute gezahlt, und ein Volk auszurotten, das so schon der sächsischen Herrschaft verfallen schien. Man begnügte sich hier, wie im Lande der Liutizen und Pommern mit dem Versprechen, dem Götzendienst zu entsagen und, was die Hauptsache war, den Sachsen Tribut zu bezahlen. Die Sachsen gingen dann über die Elbe zurück und erreichten frohgemut bereits in der Zeit, da Konrad vor Konstantinopel ankam, wieder die heimische Erde. So entledigte sich der sächsische Adel in seiner Weise der übernommenen Pflicht, die Herrschaft des „Christentums" auszudehnen. Man erkennt deutlich, daß er damit die Herrschaft der „Kirche" nicht meinte. Er verharrte vielmehr in seiner Eifersucht gegen die Kirche. Der feste Punkt der nationalen Entwicklung trat in Bewegung.

Am See von Nicäa empfing Ludwig von Frankreich die ersten Nachrichten von dem Unglück der Deutschen. Auf dem französischen Heere, dem sich die Lothringer angeschlossen hatten, beruhte nunmehr allein der Erfolg der Kirche. Und Konrad schloß sich nun ebenfalls den Franzosen an. Wie tief die kirchlichen Ideen in ihm wurzelten, erkennt man allein an diesem Umstande, daß er immer noch auf den Sieg des Christentums vertraute. Man kam nach Ephesus. Hier verfiel der deutsche König in eine schwere Krankheit, welche ihn nötigte, nach Konstantinopel zurückzukehren, wo er bei seinen Verwandten die sorgsamste Pflege fand. Kaum genesen, machte er sich zum dritten Mal auf den Weg, wählte aber diesmal den Seeweg. In der Osterwoche 1148 landete er bei Accon. In seiner Begleitung waren sein Bruder Herzog Heinrich von Bayern, der sich inzwischen mit Theodora, einer Nichte des Kaisers Manuel, vermählt hatte, sein Neffe Friedrich von Schwaben, Graf Welf und andere. Seinen Bruder Otto von Freising fand er in Jerusalem wieder. Auch seine Abteilung hatte furchtbar zu leiden gehabt, und nur wenige waren in die griechischen Hafenstädte entkommen, von wo sie dann den Weg nach der Heimat oder nach Jerusalem nahmen. Auch fand der König hier eine Schar von lothringischen und niederrheinischen Pilgern vor, welche zur See hierher gelangt waren und unterwegs den Portugiesen bei der Eroberung von Lissabon geholfen hatten. König Ludwig war indessen auch in Palästina angelangt. Er hatte ein ähnliches Mißgeschick erlitten wie Otto von Freising, und nur der Umsicht der Templer war es zu danken, daß er endlich doch noch das Ziel erreichte. Aber an Edessa dachte man nicht mehr, noch weniger an den Glaubenskampf gegen die Mohammedaner. Auf den Rat der Jerusalemiten verwandte man die vorhandenen und neugeworbenen Streitkräfte zu einem Zuge gegen Damaskus. Am 24. Juli erreichten die drei Könige von Deutschland, Frankreich und Jerusalem die Stadt, erstürmten die hochummauerten Gärten und lagerten daselbst. An dem folgenden Tage war Waffenruhe. Die Türken erhielten Verstärkung und begannen am 26. den Kampf aufs neue. Auch am 27. wurde noch gekämpft. Verrat und Eifersucht arbeiteten im christlichen Lager den Türken in die Hände. Man verlegte am 28. das Lager aus den Gärten nach Südosten. Von dieser Seite war die

Stadt uneinnehmbar. Dazu fehlte es an Wasser für das Heer. Das christliche Heer brach das Lager wieder ab und wandte noch an demselben Tage Damaskus wieder den Rücken.

Der große Kreuzzug war vollkommen gescheitert. Keinen Erfolg, nur Niederlagen und schreckliche Verluste hatte er gebracht, und so kehrte denn Konrad III im September nach Konstantinopel zurück.

Was diese Katastrophe für die abendländische Welt bedeutete, erkennt man, wenn man sich die Hoffnungen und Träume, welche die Kreuzfahrer begleitet, die Ursachen und Motive, welche ihn hervorriefen, ins Gedächtnis zurückruft. Auf die Kirche, auf den Himmel selbst hatte man sich berufen und der Verheißung des Sieges Glauben geschenkt, und nichts, gar nichts von alledem war eingetroffen. „Unter dem erschütternden Eindruck dieses großen Gottesgerichts schwand eine Welt von Vorstellungen und Erwartungen, voll heiliger, siegesgewisser Ideen, zu einem trüben Chaos zusammen.“ Auf den Urheber, die Kirche, fiel mit elementarer Wucht der Schlag zurück, den sie auszuteilen gedacht, da sie die Not der europäischen Bevölkerung zur Mehrung der eigenen Größe zu gebrauchen trachtete und die vorhandenen Thatsachen mystifizierte.

Eugen III hatte sich in Rom nicht behaupten können. Er brach nach Frankreich auf, und im Jubel der religiösen Begeisterung fiel ihm ganz von selbst die Statthalterschaft während des Königs Abwesenheit zu. Das genügte ihm nicht. Auch nach Deutschland beschloß er zu gehen. Im November 1147 kam er nach Trier. Der hl. Bernhard weilte an seiner Seite, und Albero, der alte Erzbischof von Trier, that sein Möglichstes, dem Papste den Aufenthalt in seiner Stadt angenehm zu machen. Eugen fühlte sich als Herrn von Deutschland: er empfing die Naturallieferungen der lothringischen Bischöfe, er entsetzte den Abt Adolf von Fulda seines Amtes. Die Deutschen schauten auf; das Vorgehen begriffen sie nicht. Man murrte, man klagte, man protestierte und zog sich mehr und mehr von dem Papste zurück. Die Erzbischöfe von Mainz und Köln blieben fern. Von der französischen Grenze bis Trier und wieder zurück — das war des Papstes deutsche Reise. Im Februar 1148 war Eugen wieder in Frankreich. Er hatte ein Konzil in Reims angesagt. Auch hier fehlten die Erzbischöfe von Mainz und Köln. Der Papst enthob sie ihres Amtes, und diese Gelegenheit benützte Albero von Trier, für sich und seine Diöcese alles herauszuschlagen. Er forderte den Primat über ganz Belgien, Gallien und Germanien, selbst über das Erzbistum Reims, wo die Versammlung eben tagte. Das war der verwegenste Plan, welchen die kirchliche Stimmung der Zeit bisher erzeugt hatte. Ein Primat für Deutschland und Frankreich in Trier, hier, wo jener romanische christliche Weltgeist mit Albero seinen siegreichen Einzug gehalten — welch' ein Schlag gegen die ganze bisherige Entwicklung der deutschen Kirche! An dem Widerstand der Reimser und ihres Erzbischofs scheiterte zunächst Alberos Verlangen, dem der Papst ohnehin entgegen war. Aber nicht nur die deutsche Kirche hielt sich reserviert, sondern auch die englische. Dazu trafen die ersten Unglücksbotschaften aus dem heiligen Lande ein, und wir erkennen von der großartigen Höhe, welche die kirchliche Politik in dieser Zeit erreichte, den Weg, der abwärts führt. Bernhard, der das Papsttum wie im Triumphe hierher geführt, erfuhr zu gleicher Zeit eine persönliche Niederlage. Der Bischof von Poitiers, Gilbert de la Porrée, hatte mit seinen Bestimmungen über das göttliche Wesen Bernhards Widerspruch wachgerufen. Dieser überreichte dem Papste ein Glaubensbekenntnis, welches er mit französischen Bischöfen und Aebten vereinbart hatte. Die Kardinäle betrachteten dieses Vorgehen des Mönches als einen Eingriff in ihr Amt, und Bernhard mußte die Erklärung abgeben, daß dieses Glaubensbekenntnis lediglich persönliche Ansichten gegen Gilbert enthalte. Bernhards praktische Wirksamkeit für die Größe des römischen Papsttums hatte den Höhepunkt erreicht.

„Die geschlossene Kette gewaltiger Unternehmungen, von welcher Otto von Freisingen und die ihm nahe stehenden Kreise unzweifelhaft den Abschluß der kirchlichen Weltherrschaft erwartet hatten, war in eine ebenso große Reihe von Niederlagen verwandelt.“ Den Stimmen gegenüber, welche sich gegen den falschen und voreiligen Propheten von Clairvaux erhoben, gab es nur einen Trost — den Rückzug in sich selbst. An Papst

Eugen schrieb Bernhard die Worte: „Wie beschämt sind diejenigen, welche Frieden versprachen und Gutes verhießen! Wir versprachen Frieden, und hier ist kein Friede, wir versprachen Gutes, und hier ist Vernichtung!“ Er weist darauf hin, daß auf Gottes Geheiß der Kreuzzug unternommen worden sei, daß in dem Ausgang nur ein Gottesgericht erkannt werden könne, zu dessen Verständnis er die alten Gerichte der Gottheit ins Gedächtnis zurückruft. Diese kontemplativen Ideen wuchsen zusammen zu dem mächtigen Werke, dem Bernhard seine letzte Lebenskraft widmete. An den Papst Eugen war dieses Buch „über die Betrachtung seiner selbst“ gerichtet, es enthielt den Vorschlag zu einer vollen Reform der römischen Kurie. Was Bernhard in diesem Buche forderte, war nicht viel anderes, als was auch Arnold von Brescia, der von ihm so fanatisch verfolgte Revolutionär, gepredigt. Bernhard war der Reformator, er wollte die Umwandlung der Kurie auf dem Wege der innern persönlichen Umwandlung erreichen, Arnold von Brescia dagegen war der Revolutionär, der gegen die Mißbräuche, welche in der Kirche eingerissen, direkt zu Felde zog. Das Resultat, welches Bernhard anstrebte, wäre gewesen, die Kurie zur höchsten geistigen Macht umzugestalten und sie also über alle Mächte zu erheben, währerd auf dem Wege, den Arnold beschritten, die Unterdrückung der Kirche das notwendige Endergebnis hätte sein müssen. Arnold sah den Grundschaden der Kirche in der Abweichung derselben von der Einfachheit der apostolischen Zeiten. Er sprach dem Kleriker die Möglichkeit dereinstiger Seligkeit ab, wenn er nicht auf das besondere Eigentum, dem Bischofe, wenn er nicht auf die Regalien verzichtet hätte. Die Gemeinden forderte er auf, die verweltlichten Geistlichen, welche keine wahren Diener der Kirche mehr seien, auch nicht mehr als solche zu betrachten. Gedanken, welche einst Gregor VII ausgesprochen und von der Pataria leidenschaftlich aufgenommen, bearbeitet und verdreht wurden, flossen zusammen mit Anschauungen, welche wir bei Paschalis II fanden. Es fehlte nur, daß Arnold den festen Boden fand, auf dem er seine Lehren in Thaten umsetzen konnte. Und er fand ihn in Rom selbst. Während Eugen III in Frankreich und Deutschland weilte, predigte Arnold in Rom. Die bürgerliche Revolution floß mit der geistlichen zusammen, und der römische Senat warf sich zum Schützer derselben auf. Der Papst fand die Thore Roms geschlossen, als er im Sommer 1148 nach Italien zurückkehrte, und auch der Bann, den er über Arnold verhängte, öffnete ihm dieselben nicht. Senat und Revolution schlossen ein Bündnis gegen den Papst, Arnold trat in den Dienst der römischen Republik, und gegen diesen Bund sah sich Eugen III gezwungen, die von Roger von Sicilien angebotene Hilfe anzunehmen.

Und nun tritt eine überraschende Wendung der Weltlage, eine großartige Verschiebung der bisherigen Verhältnisse ein, indem diejenigen Mächte, welche während der letzten Zeiten zu fester Gestaltung gekommen waren, nach Zusammenschluß ringen: der deutsche König im Bunde mit dem Kaiser des Ostens gegen die neu erstarkte sicilische Monarchie — ihnen gegenüber Roger von Sicilien im Bunde mit Welf, den Anschluß Sachsens unter Heinrich dem Löwen erwartend — zwischen beiden Machtgruppen das Papsttum, durch seine Geschichte gefesselt an das deutsche Königtum, durch seinen Bund mit Roger von Sicilien ein Feind desselben. Welf war bei seiner Heimkehr vom Kreuzzuge von Roger gewonnen worden. Roger selbst war dem drohenden Angriffe der Griechen zuvorgekommen. An der nordafrikanischen Küste hatte er bedeutende Erfolge gegen die Ungläubigen errungen. Er schloß Frieden mit ihnen und wandte sich direkt gegen die Griechen. Korfu, Kefalonia, Theben und Korinth nahm er ein und drang vor bis gegen Malvasia und Negroponte. Er war es, der den zweiten Kreuzzug eigentlich verunglücken ließ, indem er die Griechen, auf deren Hilfe alles ankam, feindlich überfiel und ihre Macht lähmte. Jetzt war er es wieder, der das großartige Bündnis mit den Welfen und Sachsen, selbst mit der Kurie, gegen das deutsche und byzantinische Kaisertum zu verwirklichen suchte. Da landete Konrad anfangs Mai 1149 an der Küste Italiens. Er vernahm von den Feindseligkeiten Welfs und eilte über die Alpen nach Deutschland. War der Plan Rogers gescheitert, so zerfiel auch der Bund Konrads mit Manuel, da der deutsche König sich verhindert sah, sofort den Kampf in Italien gegen Rogers Macht zu beginnen. Die Römer, noch immer im Aufstande gegen den Papst, suchten nun ihrerseits den König für sich zu gewinnen, indem

sie Eugen wegen des Friedens mit Roger bei Konrad verdächtigten, und es dauerte einige Zeit, bis Konrads Mißtrauen nach dieser Seite sich legte. Die Verhältnisse verwirrten sich noch mehr, als nun die Kunde kam, daß man in Frankreich an eine Wiederaufnahme des Kreuzzuges dachte und ein Bündnis mit Roger von Sicilien ins Auge faßte. Dieses Bündnis aber wäre unfehlbar, da man in Frankreich den ganzen Mißerfolg des ersten Unternehmens dem Verrate der Griechen zuschrieb, mehr gegen diese, als gegen den Islam gerichtet gewesen. Bernhard war es nun wieder, der den Gedanken mit Eifer ergriff. Was Größeres konnte er denken, als die Niederlage der Kirche durch einen Sieg wieder gut zu machen? Der Papst aber wünschte das Gegenteil von alledem: die Romfahrt Konrads, die Trennung des Bundes mit Byzanz, die Versöhnung Konrads mit Roger. Eine That nur konnte aus diesen furchtbaren Spannungen herausreißen.

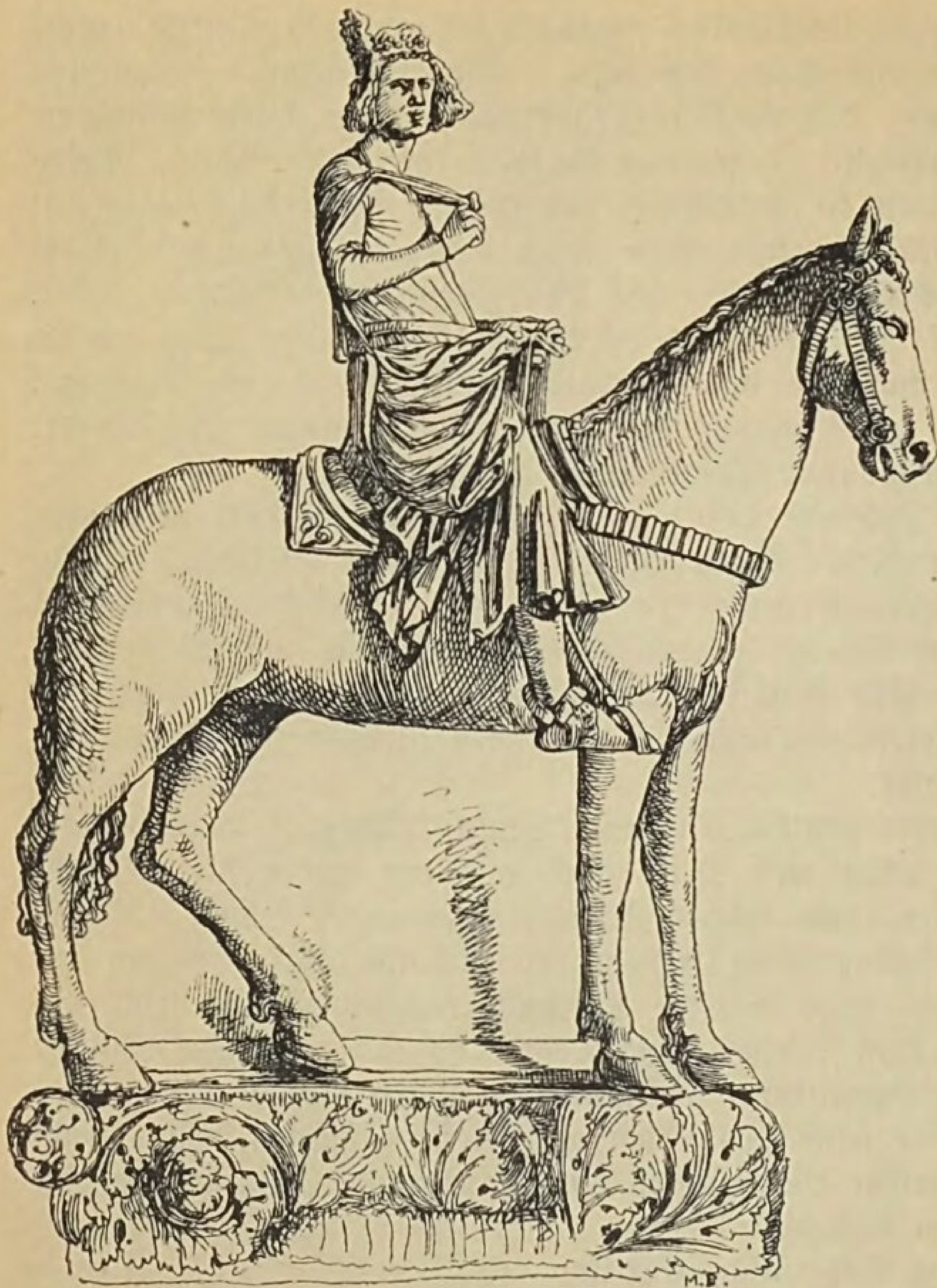
Diese That erfolgte. Anfangs Februar 1150 lief die Nachricht bei dem in Speier versammelten Reichstage ein, daß der junge König Heinrich dem Heere Welfs bei Flochberg eine entscheidende Niederlage beigebracht habe. (8. Februar.) Durch die Vermittlung Friedrichs von Schwaben und anderer kam es zu einem Friedensschlusse mit Welf, und Konrad ward nach dieser Seite frei. Alle seine Gedanken strebten nun sofort wieder nach Italien: Die Kaiserkrone und die Zertrümmerung des sicilischen Reiches im Bunde mit den Griechen waren seine nächsten Ziele.

Der Papst hatte Ende 1149 den Eintritt in seine Stadt erlangt. Aber Arnold von Brescia blieb trotzdem auf dem Plan und stritt nach wie vor gegen die weltliche Macht des Papstes. Lange hielt dieser einen solchen Zustand nicht aus. Schon im Juni 1150 verließ er Rom wieder und schlug seine Residenz in Albano auf. Er kam mit Roger persönlich zusammen, aber schon setzte er seine Hoffnungen mehr auf Konrad, als auf den Sicilier. Zwar blieb es bei dem Frieden, doch Roger sah sich in seinen weiteren Hoffnungen, welche er an diese Zusammenkunft geknüpft, getäuscht. Noch den ganzen Sommer über schwankte Konrad, ob er seine Gesandten nach Rom abschicken solle. Endlich im Oktober gingen auf seinen Befehl die Bischöfe von Basel und Konstanz über die Alpen, ihm den Weg nach Italien zu bereiten.

Während Konrad die Zukunft ins Auge faßte, traf ihn die Gegenwart mit um so härteren Schlägen. Sein Sohn und Nachfolger, König Heinrich, starb plötzlich, man sagte, an Gift. Herzog Heinrich von Sachsen trat mit seinen Ansprüchen auf Bayern abermals hervor. Der Kreuzzug gegen die Wenden hatte dem Löwen an der Ostsee die Stellung wiedergegeben, welche einst sein Großvater Kaiser Lothar eingenommen. Er fühlte sich als souveränen Herrn und beanspruchte die Investitur der Bischöfe für sich, welche Erzbischof Hartwig von Bremen für Wagrien und Ratzeburg bestimmt hatte. Die Kirche war hier vollkommen auf den Schutz der weltlichen Macht angewiesen, und zeigte sich dies auch, als Albrecht der Bär im Jahre 1150 nach dem Ableben Pribislaws die Mark Brandenburg für sich in Besitz nahm. Das eigene Interesse stand diesen sächsischen Herren obenan, und selbst seines Oheims Bündnis mit Roger von Sicilien hatte den jungen Welfen aus seiner vorsichtigen Zurückhaltung nicht herauszulocken vermocht. Jetzt aber sah er seine Zeit gekommen. Als Konrad seine Forderung mit der Berufung eines Hoftages nach Ulm beantwortete, führte Heinrich im Januar 1151 ein sächsisches Heer nach Bayern und nannte sich „Herzog von Bayern und Sachsen von Gottes Gnaden". Abermals stand er von Gewaltthaten ab, als Konrad einen neuen Tag nach Regensburg ausschrieb. Heinrich, der in Schwaben weilte, erschien indes auch hier nicht. (11. Juni 1151.) Von Regensburg aus



Standbild Heinrich des Löwen im Rathaus zu München.



Konrad III Reiterstatue im Dom zu Bamberg.

wurde gegen die Wittelsbacher vorgegangen, welche sich „schwere Frevel" hatten zu schulden kommen lassen. Der alte Pfalzgraf Otto V wurde mit seinen Söhnen geächtet, und die Acht zu vollstrecken, zog der König gegen Kelheim. Der Pfalzgraf sah sich gezwungen, einen seiner Söhne als Geißel zu stellen und wurde dann begnadigt. So konnte er dem zweiten Reichstag in Würzburg, welchen Konrad abermals in der Sache Heinrichs des Löwen auf Mitte September ausgeschrieben hatte, bereits wieder beiwohnen. Auch hier stellte sich der Sachsenherzog nicht, und Albrecht der Bär riet dem Könige, selbst nach Sachsen zu kommen, den Aufstand zu unterdrücken. Konrad folgte dem Ratschlage und zog gegen Braunschweig. Doch schon war der Welfe zur Stelle, dem es geglückt war, heimlich aus Schwaben zu entkommen. Der Plan Konrads war vereitelt. Er überließ die Weiterführung des Kriegs den sächsischen Gegnern Heinrichs und eilte aus Sachsen, um die letzten Vorkehrungen zu seiner Romreise zu treffen. Eine größere Reise verhinderte dieselbe: Konrad starb am 15. Februar 1152 zu Bamberg. Neben dem Grabe Heinrichs II, der einst die deutsche Königswürde hinübergeleitet hatte von den Sachsen zu den Saliern, fand Konrad seine Ruhestätte. Er überließ das Reich seinem Neffen Friedrich von Schwaben, der als Abkömmling eines Staufers und einer Welfin am ehesten geeignet schien, die Familienwirren zu beseitigen, denen Konrad während seiner ganzen Regierung nicht hatte Herr werden können.

Gottfried von Viterbo hat später Konrad als einen Seneca an Weisheit, einen Paris an Schönheit, einen Hektor an Tapferkeit hingestellt. Auch andere Chronisten gestehen ihm persönlich hervorragende Eigenschaften zu, wenn sie auch betonen, daß des Reiches Friede unter ihm nicht hergestellt wurde. Wie gerade Konrad, der Schützling der Kirche, das große Hindernis bildete, welches einer Rückkehr zur natürlichen Entwicklung im Wege stand, erkannten wir daran, daß während seiner Abwesenheit der erste Widerstand der deutschen Kirche gegen die römische offenbar wurde. Die Erzbischöfe von Mainz und Köln gerieten mit dem Papste Eugen III bei seiner Anwesenheit in Deutschland in heftige Zerwürfnisse, während der Halbromane Albero von Trier sich zum Vicepapst in Frankreich und Deutschland emporzuschwingen versuchte. Mit der Niederlage der Kirche im Orient, mit der Niederlage des Papsttums und Bernhards von Clairvaux, der Verkörperung des herrschenden Zeitgeistes, trat in Deutschland der Rückschlag ein. Als Konrad zurückkehrte, war seine Stellung gegenüber der Kirche eine andere als ehedem. Nicht nur die Klagen Wibalds von Korvey und Anselms von Havelberg bestätigen dies, auch der Papst sprach von der undankbaren deutschen Nation. Die Gegensätze hatten sich soweit befestigt, daß man an eine gewaltsame Unterdrückung nicht mehr denken konnte. In dem Aufschwung der Ministerialen, dem frischen Emporstreben des Bürgertums zeigten sich die

neuen Kräfte, welche der Kampf gestärkt. Und als jetzt der Zusammenbruch der extremen kirchlichen Ideen vollkommen erfolgte, als man erkannte, daß in der Verfolgung der romanisch-kirchlichen Tendenzen das ganze Unheil der früheren Entwicklung gelegen, daß das Königtum dadurch furchtbar geschwächt, der Laienadel dagegen immer rücksichtsloser und leidenschaftlicher dahin gedrängt wurde, an der Stelle des hilflosen Königtums die Vertretung einer heimischen, wenn auch mehr egoistischen als nationalen Politik im Gegensatz zu der Politik der allgemeinen Kirche zu übernehmen, da trat der Umschwung ein. Mit den neuen und frisch erwachten Kräften des Volkes versuchte man die alte deutsche Verfassung noch einmal zu beleben und mit jugendlichen Säften zu durchdringen. An Sachsens Grenzen war die allgemeine Kirchenpolitik angelangt, an Sachsens Grenzen kam sie wie einstens in den Tagen Heinrichs I zum Stehen. Die Welle flutet zurück, und noch einmal trägt sie auf ihrem wogenden Rücken das märchenhaft geschmückte Fahrzeug des deutsch-römischen Kaisertums.

Wir sahen einst in der Merovingerzeit die außerfränkische Aristokratie zugleich mit der fränkischen zu höherer Macht und Freiheit emporstreben, als die Dynastie ihrem Verfalle entgegenging; wir erkannten dann das gleiche Emporstreben der nationalen und Stammes-Gewalten in und außerhalb Deutschlands in der Zeit, da die Karolingische Dynastie einer unaufhaltsamen Degeneration verfiel; wir sahen ferner, wie diese Bildung immer von neuem ansetzte, so oft das Königtum in Deutschland von seiner Machthöhe herabsank, bis endlich um die Mitte des zwölften Jahrhunderts der ganze große Machtbau des römisch-deutschen Kaisertums vollkommen auseinanderzubrechen drohte. Das äußere Fundament, auf welchem er ruhte, die Vereinigung Deutschlands, Italiens und Burgunds, schien gänzlich erschüttert; ebenso war das innere Fundament, die alte deutsche Verfassung, vollständig morsch geworden. Das freie Bauerntum war bis auf geringe Reste verschwunden, Kirche und Laienadel rangen um den ersten Platz in der Ordnung der öffentlichen Gewalten, und schon drängten abermals neue Bildungen von unten herauf und forderten ihren Anteil am politischen Leben. Erst dieses selbständige, nach Befreiung von kirchlicher Bevormundung ringende Leben der hofrechtlichen Klassen zwang einerseits die Kirche aus dem alten starren Gegensatz gegen deutsche Sprache und Kultur heraus und ermöglichte andererseits die Aufnahme fremder und neuer Gedanken, wie die Vertiefung in neue und alte Probleme. So ging neben der dogmatischen und ascetischen Erstarrung das Erwachen eines neuen geistigen Schaffens her, und diesmal war es eine deutsche Litteratur, welche den kommenden Geschlechtern die Wege auch aus dem Halbwesen des römisch-deutschen Kaisertums weisen sollte. Der Kampf um die weitere Romanisierung deutscher Elemente endete mit der Abweisung des romanischen Geistes.

Der einzige deutsche Stamm, welcher sich sein natürliches Entwicklungsgebiet erhalten hatte, waren die Sachsen. In dem Kampf der Sachsen gegen den Osten fand das deutsche Wesen neue Stärkung und jenen sicheren Halt, der es vor völliger Ueberschwemmung mit romanischem Wesen bewahrte. Und hier war es denn auch, wo die frische Regung der Kräfte von neuem ansetzte, als „die ganze Reichsverfassung durch Vollblütigkeit ins Stocken geriet". Heinrich der Löwe stand hier an der Spitze des Laienadels und der jungen Volkskräfte, die kirchliche Rivalität, einst künstlich hierher verpflanzt durch Otto I, dann belebt unter Heinrich III und zuletzt unter Lothar selbst, schien für immer vernichtet zu sein, und konnte es sich jetzt und für die nächste Zukunft nur darum handeln, ob es Heinrich gelingen würde, endlich den andern deutschen Oststamm, die Bayern, in seine Bahnen mit hineinzureißen und so gewissermaßen die Vereinigung der reinsten deutschen Elemente zur Germanisierung des Ostens und zur Abwehr des romanischen Geistes des Westens zu bewirken. Wie ein letzter Appell an Bayerns selbständige Kraft erscheint uns diese Politik des kühnen Welfen, sich zu ermannen gegen die Zersetzung des Westens und jene Zeiten zu erneuern, da ein Tassilo seine Siege über die Avaren erfocht und ein Heinrich I siegreich in Ungarn eindrang. War jenem seine Selbständigkeit nur so lange

möglich, als das Volk der Sachsen ungebrochen und unbesiegt den Franken gegenüberstand, so wurde diesem dieselbe erst wieder möglich, als die Sachsen selbst dem deutschen Volke seine Könige stellten und der Ludolfinger die Politik seines sächsischen Heimatlandes nach Bayern verpflanzte und damit auch die lang vergessenen Pfade der natürlichen Politik Bayerns wieder erschloß. Damals schien die Erkenntnis durchdringen zu wollen, daß das natürliche Interesse der Stämme einheitlich mit demjenigen des Reiches sei. Es blieb bei der Dämmerung und wurde nicht Tag. Der Einfluß des Westens war stärker und erdrückte das eigene Wollen, und so kam es, daß gerade in Bayern die gregorianische Partei in der Zeit des großen Bürgerkriegs eine ihrer vornehmlichsten Heimstätten fand. Und darum erwacht uns nun der Zweifel, ob es Heinrich dem Löwen gelingen wird, die Rivalität dieses mächtigen Gegners hier wie in Sachsen niederzubrechen. Schon hatte der Welfe seine Ansprüche auf das bayerische Herzogtum erneuert und dieselben noch vor dem Tode Konrads II mit bewaffneter Hand zu verfechten begonnen. Jetzt war die Frage, ob er sich mit der Kirche über einen gemeinsamen Thronkandidaten einigen würde, oder ob der Kampf zwischen Kirche und Welfen von neuem, wie bei Lothars Tode, beginnen sollte?



Kaiser Friedrich I. der Rotbart.
Nach einem Gemälde im Römer in Frankfurt a. M.

Am 4. März 1152 kam die Kompromißwahl in Frankfurt zu stande. Friedrich von Staufen ging aus derselben als deutscher König hervor. Durch seine Mutter mit den Welfen verwandt, schien er die geeignetste Persönlichkeit, die Parteien zu versöhnen, und sowohl die Kirche wie die Welfen hofften denn auch von ihm die Erfüllung ihrer Wünsche. Aber Friedrich entstammte auch zugleich jenem Geschlechte, welches die Hauptstütze der Politik der Salier gewesen war, und wir werden sehen, daß die Pläne eines Heinrich III, als er in der Ausdehnung der deutschen Kirche und vermittelst derselben der deutschen Herrschaft bis zur Tiber sein letztes Ziel ersah, daß die Pläne eines Heinrich IV, als er sich zurückgeworfen sah in dem Kampf um die alte Verfassung, nicht erloschen waren. Friedrich war der Abkömmling zweier hocharistokratischen Familien, und als solchen kennzeichnete ihn schon sein Aeußeres. Von mittlerer Größe, ebenmäßigster Gestalt, zeigte auch sein Antlitz regelmäßige Züge. Vor allem aber wird die auffallende Schönheit seiner Hände gerühmt. Das deutsche Blut hatte das italienisch-welfische bemeistert in der Farbe der Haut und der Haare. Als Kaiser Rotbart kennt ihn die deutsche Sage und Geschichte. Am 9. März, dem Sonntag Lätare, vollzog Erzbischof Arnold von Köln an dem Gewählten zu Aachen die Krönung.

Am folgenden Tage begannen die Beratungen. Die Geistlichen drängten zur Romfahrt, welche ja schon Konrad III zum Herbste des Jahres angekündigt hatte. Die weltlichen Fürsten aber traten dem Wunsche der Geistlichkeit entgegen und Friedrich willfahrte ihnen. Es war ein anderer Geist, der nun über Deutschland herrschte, und schon jetzt kündigte es sich an, daß die Zeit vorüber sei, daß der deutsche König den lenkbaren Diener der Kirche gespielt. Eine Gesandtschaft an den Papst wurde abgeordnet, um die Anzeige zu überbringen, daß Friedrich die ihm „von Gott" übertragene Regierung angetreten habe. Bischof Eberhard von Bamberg, Erzbischof Hillin von Trier und Abt Adam von Ebrach waren zu dieser Gesandtschaft ausersehen. Die Abtei Niederaltaich war Eberhard für seine hervorragenden Bemühungen um die Wahl Friedrichs verliehen worden.

Weltliche Angelegenheiten wurden nun zuerst in Angriff genommen, und da kam es denn namentlich auf eine Regelung der staufischen und welfischen Ansprüche an. Der Sohn König Konrads, Friedrichs gleichnamiger Vetter, wurde mit dem Herzogtum Schwaben und dem Elsaß bedacht. Der König selbst führt die Vormundschaft über den jungen Verwandten. Sein Oheim Welf erhielt die Verwaltung der mathildinischen Erbschaft und wurde mit der Markgrafschaft Tuscien und dem Herzogtum Spoleto belehnt. Der Streit Heinrichs des Löwen mit Albrecht dem Bären wurde einer späteren Beratung vorbehalten, während Friedrich sich schon damals auf die Seite Heinrichs des Löwen stellte betreffs dessen Ansprüche auf das Herzogtum Bayern. Und die Babenberger? Von Konrad III bevorzugt, traten sie nun zurück. Friedrich blieb hierin seiner bereits in früheren Jahren eingenommenen Stellung getreu. Und sogleich sehen wir am Hofe den alten Platz der Babenberger durch neue Größen besetzt. Die Steiermärker und die Wittelsbacher rücken vor, und wir werden den Einfluß derselben auf den Gang der Reichsgeschäfte oft genug zu konstatieren haben. Die Babenberger waren isoliert, denn auch die Zähringer stellten sich auf die Seite des Königs, als dieser ihrem Haupte, dem Herzog Berthold von Zähringen, die Aussicht auf die Unterwerfung Hochburgunds eröffnete.

In Merseburg war es dann, wo Friedrich zu Pfingsten 1152 zum ersten Male seine Stellung zur Kirche offen bekundete. Eine Doppelwahl in Magdeburg veranlaßte ihn, beide Kandidaten zu verwerfen und an ihrer Stelle Wichmann aus dem Hause der Seeburger Grafen zum Erzbischof von Magdeburg zu erheben. Der König berief sich dabei ausdrücklich auf das Wormser Konkordat, allein Wichmann war ehedem Bischof von Naumburg, und es kam darauf an, wie sich die Kurie zu seiner Wahl stellen würde. Der Uebergang eines Bistums in die Hände eines bereits anderswo waltenden Bischofs war nach den kanonischen Regeln verboten.

Nur wenige Ereignisse sind es, welche in dem ersten Jahre der Regierung Friedrichs unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Im Juni weilte er in Regensburg. Die bayerische Angelegenheit wurde verhandelt, aber der Babenberger wies das Ansinnen zurück, zu Gunsten seines Stiefsohnes zu entsagen. Auch wurden die militärischen Kräfte zu einem Angriffskrieg auf Ungarn, den Friedrich plante, verweigert. Da kehrten die römischen Gesandten zurück und brachten die Bestätigung der Wahl durch den Papst, obgleich Friedrich eine Bestätigung in seinem Schreiben nicht nachgesucht hatte. Da man nun fürchtete, daß die Entscheidung des Königs in der Magdeburger Angelegenheit einen neuen Zwist mit Rom verursachen könnte, schickten die in Regensburg anwesenden Bischöfe ein gemeinsames Schreiben an den Papst mit dem Gesuche, die Entscheidung des Königs gutzuheißen. Die deutsche Kirche fürchtete den Kampf mit Rom, und namentlich Eberhard von Bamberg ist auch fürderhin als Vermittler der königlichen und päpstlichen Politik von uns im Auge zu behalten. — In Ulm, wohin der König von Regensburg den Weg nahm, war es dann die Bestimmung, welche Friedrich mit den Laienfürsten festsetzte, daß niemand als Schädiger der Kirchengüter oder Kirchenräuber gebannt werden dürfe, bevor nicht ein Laiengericht ihn für schuldig erklärt habe, welche den entschlossensten Widerstand des Papstes erregen sollte.

Friedrich steht im Bunde mit den Laienfürsten. Sein Vorgehen ist einseitig, aber bestimmt, und wenn der Papst das Schreiben der Bischöfe mit heftigen Vorwürfen beantwortete, so kennen wir ja die Anschauungen, welche einen Bernhard von Clairvaux und seinen Schüler Eugen III beherrschten.

Im Oktober trat der Reichstag in Würzburg zusammen. Es sollte über das Herzogtum Bayern entschieden werden. Aber der Babenberger fehlte. Die Angelegenheit wurde verschoben. Wohl aber kam es zum Ausgleich zwischen Heinrich dem Löwen und Albrecht dem Bären. Sie teilten sich in die Winzenburger und Plötzkesche Erbschaft. Auch erhielt Friedrich die Zusage der Fürsten zum Romzuge, und eine Gesandtschaft ging nach Rom, die Vereinbarungen mit dem Papste zu treffen.

Zu Anfang des Jahres 1153 begab sich Friedrich in die burgundischen Länder. Wir kennen seine Pläne betreffs der Wiedererwerbung Hochburgunds und der Provence. Auch hier wurde die Angelegenheit verschoben. Was Friedrich für Pläne auch damals

hegte, er konnte ohne die Hilfe der Laienfürsten wenig unternehmen, und unter diesen Laienfürsten stand Sachsens mächtiger Herzog obenan. Nicht nur Friedrichs Pläne blieben ohne seine Hilfe fromme Wünsche, wie der Ungarnkrieg und die Unterwerfung Hochburgunds, sondern die sächsische Politik ist es geradezu, welche ihren Einfluß auf die königliche Politik nachdrücklichst zur Geltung bringt. Statt des Ungarnzuges kam es zur Ernennung eines Herzogs von Dalmatien und Meranien, und Graf Konrad von Dachau erhielt diesen Titelschmuck, von dem er später auf die Andechser Grafen überging. In Besançon traf die Gesandtschaft vom römischen Hofe wieder ein. Sie brachte den fertigen Vertrag mit. Der König begab sich nach Konstanz und hier fanden ihn die päpstlichen Legaten, welche der königlichen Gesandtschaft gefolgt waren. Der Vertrag wurde abgeschlossen, der den König verpflichtete, keinen Waffenstillstand noch Frieden mit den Römern und Roger von Sicilien zu schließen ohne die Zustimmung des Papstes, die Römer dem Papste wieder zu unterwerfen, das Patrimonium Petri zu schützen und die Griechen aus Italien fern zu halten. Dagegen versprach der Papst die Kaiserkrönung und stellte dem Könige die kirchlichen Strafmittel gegen seine Feinde zur Verfügung.

Ein königlicher Ministeriale beschwor den Vertrag in der Anwesenheit der Legaten und so schien der Friede verbürgt. Die Legaten stimmten sogar der Scheidung Friedrichs von seiner Gemahlin Adela, der Tochter des Vohburgers, zu, welche die Bischöfe in Konstanz gebilligt hatten. In Worms wurde dann Erzbischof Heinrich von Mainz abgesetzt, der bereits seit fünf Jahren suspendiert war. Auch die Verwendung Bernhards von Clairvaux nützte dem Kirchenfürsten nichts, der König und Papst zu Gegnern hatte. Friedrich schob an seine Stelle seinen Kanzler Arnold von Selenhofen, den Abkömmling eines Mainzer Ministerialengeschlechts. Hofften die Kardinäle durch diese Dienste den König in der Magdeburger Angelegenheit zu einem Gegendienst zu gewinnen, so täuschten sie sich. Auf das entschiedenste verhinderte Friedrich den Prozeß gegen Wichmann.



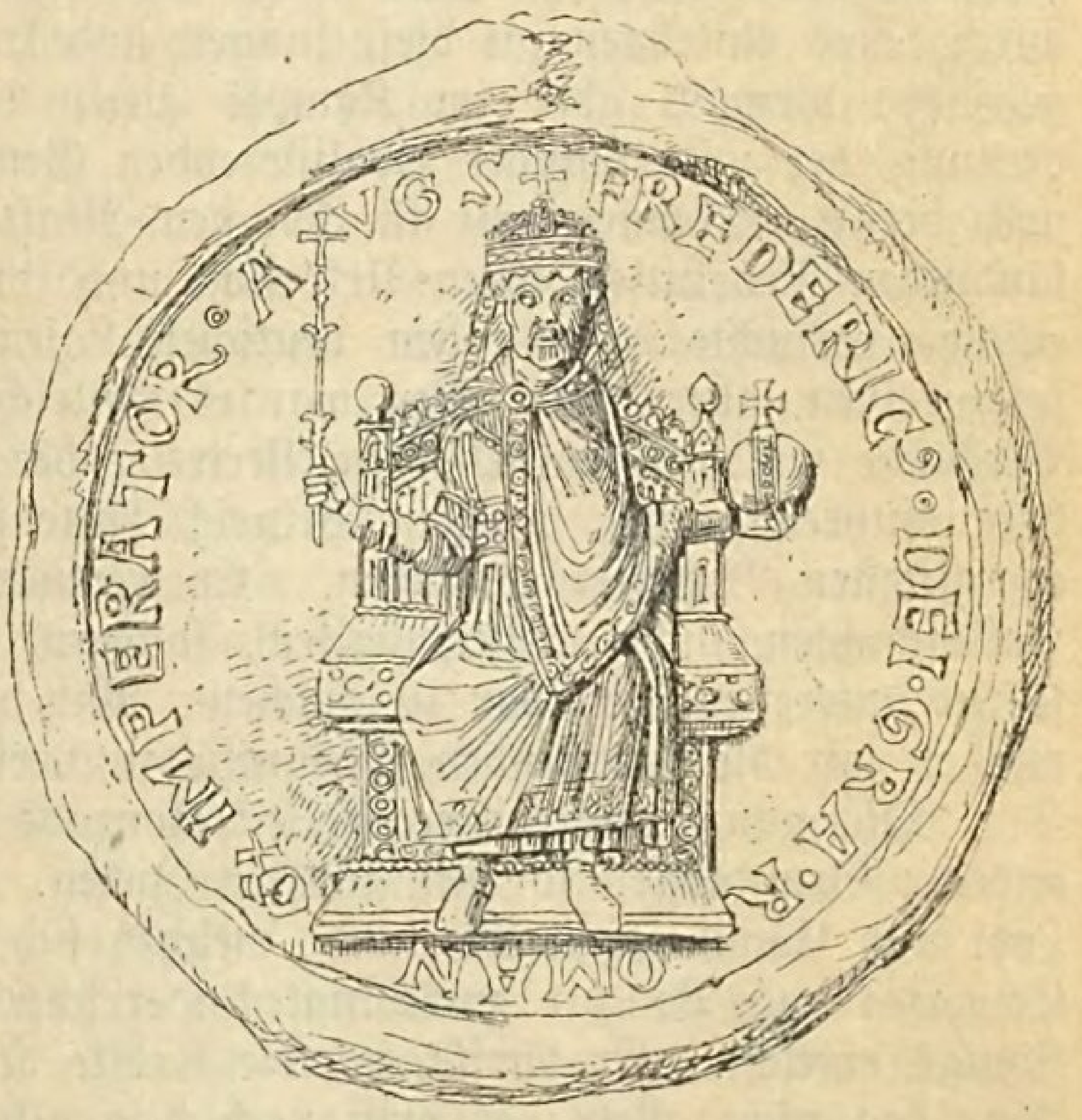
Friedrich I im Kloster zu Lorch.

Aus den Verhandlungen Friedrichs mit der Kurie fühlen wir heraus, daß eine neue Zeit im Anbrechen ist. Das Schwanken und Wanken Konrads III hat aufgehört. Und auch äußerlich drängte die alte Zeit ihrem Abschluß zu. Es kam die Nachricht, daß Papst Eugen III am 8. Juli 1153 zu Tivoli gestorben sei, und ihr folgte bald die zweite Trauerkunde, daß der Feuergeist des Heiligen von Clairvaux erloschen. Bernhard starb am 20. August 1153, nachdem er seine letzten Tage noch durch ein Werk des Friedens verherrlicht. Nur einer fehlte noch, in dem die ascetische Richtung des Zeitalters einen so eigentümlichen Ausdruck gefunden, Arnold von Brescia, und auch ihn sollte bald das Schicksal erreichen.

Die Kardinäle wählten an die Stelle des verstorbenen Papstes den Bischof Konrad von der Sabina, der sich Anastasius IV nannte. Er war ein friedfertiger Greis, der den Geschäftsgang der Kurie wohl zu führen verstand, aber an Energie seinem Vorgänger weit nachstand. Unter ihm kam die Magdeburger Angelegenheit zum Abschluß. Der Legat, welcher zur Entscheidung derselben im Frühjahr 1154 in Magdeburg erschien, verließ Deutschland, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Wichmann ging dann selbst nach Rom und erhielt von Anastasius das Pallium. Friedrich hatte den Sieg. „Seit diesem Moment," versichert Otto von Freising, „wuchs das Ansehen des Fürsten nicht allein in der Ordnung der weltlichen, sondern auch der kirchlichen Geschäfte aufs höchste." Und Nitzsch weist nun darauf hin, daß man es nicht übersehen dürfe, daß dieser neue Einfluß des deutschen Königs, so unwiderstehlich sich auch den Zeitgenossen die Thatsache auf-

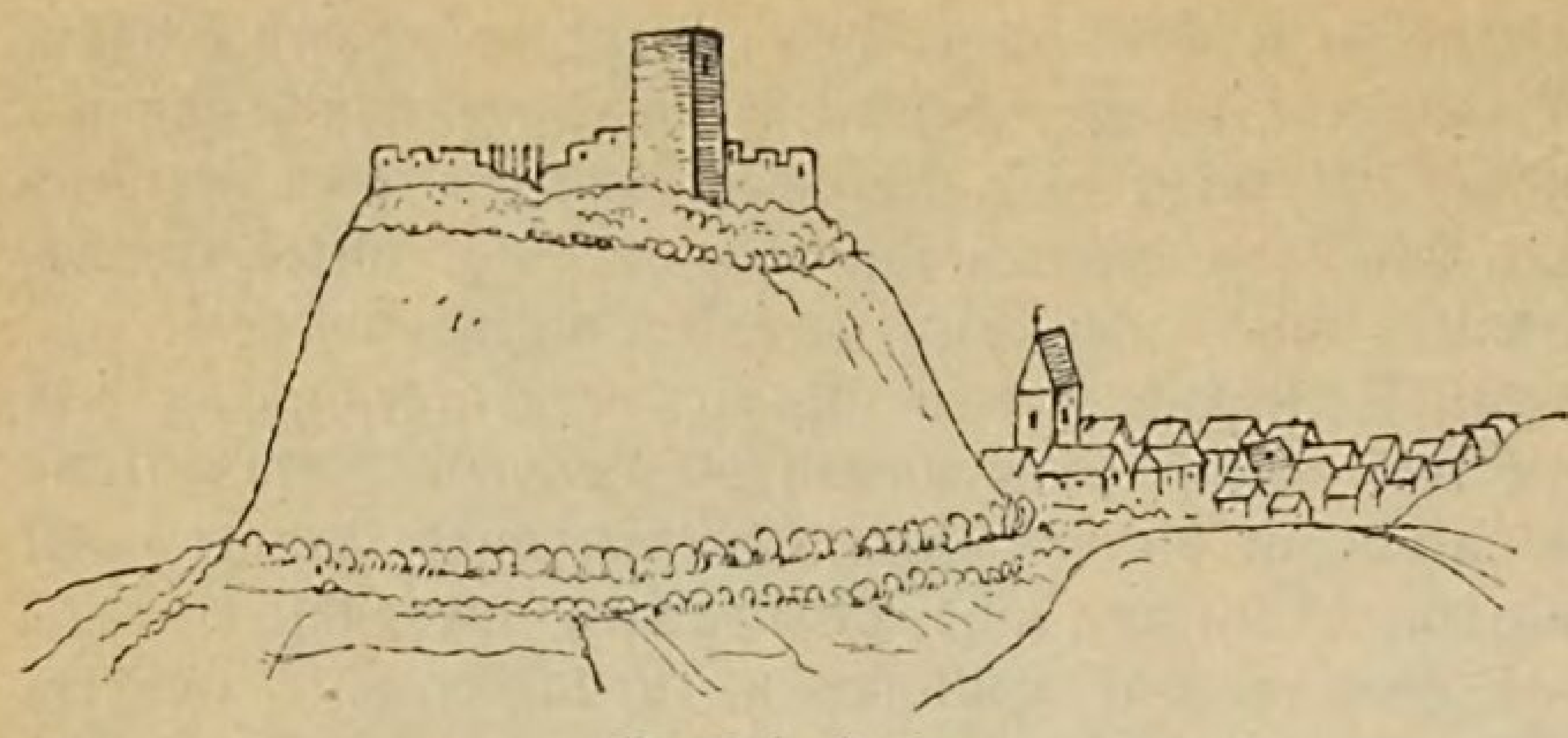
gedrängt habe, wie sich das halbzertrümmerte Reich gegen den „Berg" zu erheben begann, der seit den Zeiten Calixts II auf ihm gelastet hatte, wesentlich auf seinem Einverständnis mit dem Herzoge von Sachsen beruhte. Der Bann war gebrochen, und wir sehen Friedrich nun nach diesem ersten Erfolge seine Laufbahn betreten, die ihn, so lange dieses Einverständnis mit dem Sachsenherzog erhalten blieb, von Sieg zu Sieg führen sollte.

Im Juni des Jahres 1154 hielt Friedrich Hof in Goslar. Hier gestand er dem Sachsenherzog das Recht zu, in den ihm übertragenen wendischen Ländern Bistümer und Kirchen einzurichten und denselben Reichsgut zu verleihen. Ebenso wurde Heinrich mit dem Rechte der Investitur in Wagrien, Ratzeburg und Mecklenburg ausgestattet. Das Recht des Erzbischofs Hartwig von Bremen war vollkommen zurückgedrängt, und der weltliche Einfluß des Herzogs überflügelte den kirchlichen an der ganzen Ostküste. „Noch im Jahre 1152 hatte ein päpstlicher Legat die Verfassung der norwegischen Märkte geordnet, jetzt entdecken wir auf den schwedischen Märkten die Richter des sächsischen Herzogs; er hält die cisterzische Hierarchie Dänemarks und die prämonstratensische der deutschen Grenze gleichmäßig im Schach. Mit den Maßregeln einer fast barbarischen Politik bemächtigt er sich zugleich des in Wagrien und Holstein aufblühenden Verkehrs: er verlangte vom Grafen Adolf die Abtretung der Hälfte des Handelsplatzes Lübeck, durch welchen „seine Stadt Bardewick eine große Abnahme von Bürgern erleide, da alle Kaufleute dahin übersiedelten", und des halben Anteils am Salzwerk zu Oldesloe, da dasselbe seinen Lüneburger Salinen eine unerträgliche Konkurrenz bereite. Die Weigerung seines Lehensmannes beantwortete er mit der Verordnung, daß in Zukunft in Lübeck nur noch ein Lebensmittelmarkt gehalten werden dürfe, und mit der Zerstörung der Salzwerke von Oldesloe." Wie in Worms, war es dann auf dem Reichstage zu Regensburg (Sept. 1153), dann zu Speier (Dez. 1153) und zuletzt auf dem Hoftage zu Bamberg (Februar 1154) in der bayerischen Angelegenheit zu keinem Resultate gekommen. Jetzt in Goslar überließ der König den Fürsten das Urteil, und sie erkannten die Ansprüche des Welfen an. Heinrich war selbst zugegen, während der Babenberger fehlte. So gewann Friedrich die Unterstützung des Herzogs zu seiner Fahrt nach Italien.



Siegel Friedrichs I.

In Friedrichs italienischen Plänen tritt uns der Geist der neuen Herrschaft vollkommen entgegen. Als die Sachsen anfingen, sich vom Reiche loszulösen und ihr Streben dem Osten wieder zuwandten, da machte Süddeutschland den Versuch, Sachsens Politik zu ändern. Wir sahen das Eindringen namentlich schwäbischer Ministerialen und Vasallen in Sachsen unter Heinrich IV. Es war dies eine Einfuhr fremder Volkselemente, wie sie seit den Tagen Karls des Großen kaum in ähnlicher Weise stattgefunden hatte. Die alte schwäbische Politik gegen Westen und Süden, Burgund und Italien, schien vollkommen vergessen, seitdem die Herrschaft der ersten Salier hier die Vertretung des Stammes übernommen. Nach Sachsen und in die Ebene des Oberrheins ergossen sich Schwabens kriegerische Kräfte, bis sie durch die volle Emanzipation Sachsens unter Lothar wieder auf ihr altes natürliches, südliches und westliches Gebiet zurückgeworfen wurden. Der Staufer Konrad war es, der in der Lombardei eine feste Position für sein Gegenkönigtum zu gewinnen strebte. Und Friedrich versuchte nun die Erneuerung dieser Politik, nachdem er erkannt hatte, daß nur hier ein möglicher Ausweg für ihn offen sei. Die Züge nach



Der Hohenstaufen.
Nach einer alten Forstbeschreibung im Württ. Staatsarchiv.

Ungarn und Burgund blieben ja schöne Träume. Friedrich aber stand in der Lombardei ganz andern Gebilden gegenüber als alle seine Vorgänger. War es einst die Flüssigkeit aller Verhältnisse, welche den ersten Schwabenherzogen hier Erfolge zu verheißen schien; war es dann unter den Ottonen der Kampf des Adels mit der Kirche, unter den ersten Saliern der der niederen Vasallen mit den Capitanen und Bischöfen, der hier immerhin die Möglichkeit erfolgreichen Eingreifens bot, so war seit dem Investiturstreit hier eine Bewegung in Fluß gekommen, welche in das feste Resultat der italienischen Communen und ihrer nationalen Vereinigung ausmündete. Eine Herrschaft hier zu begründen, wäre nur mehr durch festes Anlehnen an diese jungen und kraftsprühenden politischen Bildungen möglich gewesen, niemals aber im Kampfe gegen dieselben oder gar in der einseitigen Ausbeutung der mit einander rivalisierenden Gemeinden. Indem Friedrich diese Bahn dennoch betrat, erkennen wir in ihm den Reaktionär gegen die Gebilde, welche der abendländischen Revolution ihren Ursprung und ihre erste feste Begründung verdankten. Noch einmal versuchte er es, den deutschen Laienadel auf dem Wege der Offensive mit sich fortzureißen, aber dieser Weg war es zugleich, der den König aus dem bisherigen festen Verbande mit dem vornehmsten Vertreter des deutschen Laienadels, Heinrichs des Löwen, hinausführen mußte, denn in Heinrich hatte jene Politik der Revolution den festesten und energischsten Vertreter gefunden. Er versuchte die neuerwachten Kräfte in den unteren Volksschichten nicht niederzuhalten, sondern ihre Leistungsfähigkeit zu heben und sie so seinen Interessen dienstbar zu machen. Mit dem fortwährenden Ausblick nach dieser Seite werden wir die kommenden Ereignisse zu verfolgen haben.

Die ganze italienische Politik Konrads III lebte von neuem auf, aber wie auf anderer Grundlage, so mit anderen Zielen. Schon hatten die Klagen der Bürger von Lodi und Como gegen Mailand, welches sich in dem Gebiete zwischen Tessin und Adda, Comersee und Po zur unbedingten Herrscherin emporgeschwungen hatte, das Ohr des Königs erreicht. Er durfte auf die Kräfte der Mailand feindlichen Bürgerschaften zählen. Aber das nicht allein: er griff nach dem alten Rechte der römischen Kaiser – wir sahen den Anfang dieser Bewegung einst unter Heinrich V —, um sein Recht darzuthun und zu begründen. „Dieses Rechtssystem hatte den Vorzug, das Kaisertum als eine rein weltliche Gewalt frei von kirchlichen Zuthaten hinzustellen: die Juristen negierten das Gewohnheitsrecht und die Kommunalverfassungen als dessen Resultate, sie setzten die Legislative ganz in den unbeschränkten Willen des Kaisers." Diese abstrakte Theorie mußte in die Wirklichkeit übersetzt werden, und das konnte man nur mit Gewalt. Auf die Rüstung kam also alles an. Noch vor dem Aufbruche Friedrichs ging eine Gesandtschaft nach Konstantinopel ab, welche das Bündnis der beiden Reiche erneuern und für Friedrich um die Hand einer griechischen Prinzessin werben sollte. Dieser Bund richtete sich gegen Rogers Nachfolger, König Wilhelm von Sicilien. Roger war im Februar 1154 gestorben.

Anfangs Oktober (1154) sammelte sich auf dem Lechfelde das deutsche Heer. Nur 1800 Ritter erschienen und davon führte die Hälfte Heinrich der Löwe heran. Der Brenner wurde überstiegen. Für den Unterhalt war nicht gesorgt. Man nahm, was man fand. Des Königs Boten stießen in der Lombardei mit ihrer Forderung der Heersteuer und des Fodrums vielfach auf Widerspruch. Die Plünderungen dauerten daher fort. Mehr wie eine Räuberbande, als wie ein königliches Heer erschienen diese Scharen Friedrichs, und die Inscenierung des ganzen Zuges zeigt uns aufs deutlichste, auf welch' schwacher Grundlage damals noch des Staufers Herrschaft beruhte. Heinrich der Löwe

hatte den Zug ermöglicht, und bei der Heerschau auf dem Roncalischen Felde wurden denn auch dem Erzbischof Hartwich von Bremen und dem Bischof Udalrich von Halberstadt wegen eigenmächtigen Fernbleibens die Regalien abgesprochen. Sie waren nicht die einzigen, welche daheim geblieben waren, aber sie waren die Feinde Heinrichs des Löwen. In der Schar der Kämpfer finden wir unter den weltlichen Fürsten dann meistens solche Leute anwesend, welche von dem neuen Könige ihr Heil erhofften und später größtenteils zu höherer Bedeutung emporstiegen. Da war der Herzog Heinrich von Kärnten neben dem Herzoge Berthold von Zähringen, der jüngere Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, die Markgrafen Ottokar von Steier und Hermann von Verona, und als entfernter Vertreter der Babenberger der vertriebene Herzog Boleslaw von Polen, der Schwager Heinrichs Jasomirgott.

Eben hier erschienen auch die Abgeordneten der lombardischen Städte. Genua, Pisa, Mailand waren vertreten. Die Konsuln von Lodi und Como waren anwesend, welche schwere Klagen gegen die Mailänder, ihre Bedrücker, erhoben; ihnen schloß sich der Markgraf Wilhelm von Montferrat mit seinen Klagen gegen Chieri und Asti an. Der König forderte die Konsuln Mailands auf, das Heer durch das Gebiet ihrer Stadt zu führen. Sie willfahrten. Allein der Weg führte durch verwüstete und futterlose Gegenden und die Deutschen beargwöhnten deshalb ihre Führer. Die Erbitterung stieg mehr und mehr, und eine mailändische Burg, die am Wege lag, fiel dem Zorn der Deutschen zum Opfer. Nach dem Uebergang über den Tessin wurde die Brücke, welche die Mailänder erbaut hatten, zerstört. Der Bruch war unvermeidlich, und ob auch die Mailänder dem Könige eine Geldsumme boten, er bestand auf der Wiederherstellung der zerstörten Städte Lodi und Como und wies das Geld zurück. Die Mailänder dagegen konnten sich zur Aufgabe ihrer Hoheitsrechte über die besiegten Rivalen nicht entschließen und so erfolgte von königlicher Seite die Achterklärung über die Stadt. Zu einem Angriffe auf Mailand war des Königs Heer nicht geeignet. Er mußte sich begnügen, im Bunde mit den Bürgern von Novara und Pavia mehrere mailändische Burgen zu zerstören. Zu Anfang des Jahres 1155 zog man weiter durch das Gebiet von Vercelli und Turin gegen Chieri und Asti. Beide Städte wurden zerstört. Mitte Februar langte der König vor Tortona an. Die Stadt liegt an der Straße, welche von Mailand nach Genua über den Apennin führt, und bildete ein altes Streitobjekt zwischen den Pavesern und Mailändern. Herzog Heinrich der Löwe erstürmte bald die untere Stadt, aber erst nach zweimonatlicher tapferer Gegenwehr übergab sich die Burg. Auch hier ließen die Deutschen nur eine öde Trümmerstätte zurück. Furcht und Mißtrauen waren die Gefühle, welche allmählich in ganz Oberitalien den Königlichen voraneilten und folgten. Ueber Pavia, wo Friedrich ein großes Siegesfest feierte, zog er dann dem Bolognesischen zu und Anfang Juni erreichte er die Nähe von Rom.

Anastasius IV war im Dezember 1154 gestorben und ihm der Engländer Hadrian IV gefolgt. Der neue Papst war ein fester und zäher Charakter, ein Mann in der Schule des Lebens erzogen. Vor wenigen Jahren hatte er das Erzbistum Drontheim für Norwegen gegründet und so den Fall Bremens perfekt gemacht. Auch in Rom begründete er seine Herrschaft mit einem großen Erfolge. Arnold von Brescia mußte die Stadt verlassen, nachdem der Papst vor Ostern wegen ausgebrochener Unruhen das Interdikt über Rom verhängt hatte. Nur mit der Ausweisung Arnolds war die Aufhebung des Bannes zu erreichen, und die Römer ließen ihren bisherigen Verbündeten fallen. In Tuscien fiel Arnold dem deutschen König in die Hände, als dieser auf Verlangen der römischen Legaten seine Häscher nach dem Flüchtling aussandte. Arnold und der Normanne waren Hadrians IV größte Feinde, gegen welche er die Hilfe Friedrichs anrief. Die Not drängte zu diesem Bündnisse, denn schon fielen Scharen des Siciliers, dessen Anerbietungen Hadrian zurückgewiesen hatte, in die Campagna ein (Mai 1155). So wurde Arnold von Friedrich seinen Gegnern ausgeliefert. Er endete am Galgen, sein Leichnam wurde verbrannt und die Asche in die Tiber gestreut. Das Blut dieses Märtyrers war der erste Preis, welchen der deutsche König für die Kaiserkrone bezahlte. Die ganze rücksichtslos reaktionäre Gesinnung Friedrichs tritt in dieser Handlungsweise zu Tage.

Der Bund mit dem Papste brachte dem deutschen Könige die erste Demütigung. Trotz anfänglicher Weigerung mußte er sich zu der Leistung der Marschallsdienste bequemen. Erst jetzt zog man weiter von Sutri nach Rom. Aber auch hier mußte der deutsche König wie ein Dieb auftreten. Er hatte den Römern die üblichen Krönungsgelder und den Eid auf ihre alte Verfassung verweigert, durfte also nicht hoffen, die Stadt ohne Blutvergießen zu betreten. In der Nacht vom 17. zum 18. Juni besetzte eine Schar deutscher Ritter den Dom von St. Peter und dessen Umgebung; in der Frühe brachen Papst und König vom Monte Mario auf und die Krönung fand in St. Peter statt. Darauf kehrte der Kaiser in sein Lager auf den neronischen Wiesen zurück. Kaum verlautete jedoch das Gerücht von der stattgefundenen Krönung, als der Tumult losbrach. Die Römer brachen in die Leostadt ein und überfielen die deutschen Troßknechte und die Kardinäle. Das Kampfgetümmel schallte hinüber bis zu Friedrich. Er brach auf. Der Sachsenherzog voran, stürmten die Deutschen in die Stadt, schlugen sich zugleich mit den Römern und Trasteverinern, und erst am Abend nahm das Gemetzel ein Ende. Am folgenden Tage zogen die Deutschen mit dem Papste davon. Die heiße Jahreszeit war da und an weitere Unternehmungen konnte man im Augenblicke nicht denken. Durch die Berge der Sabina ging der Zug nach den Albanerbergen. Hier berieten Kaiser und Papst den Krieg gegen die Normannen. Allein das Heer wollte nicht mehr und der Kaiser mußte die Wünsche der Fürsten, die zur Heimkehr drängten, berücksichtigen. Mit bitteren Empfindungen verließ Hadrian den Kaiser in Tivoli, der sich der Romagna zuwandte. Unterwegs wurde Spoleto erstürmt und verbrannt. An der Küste des adriatischen Meeres entlang kam man bis Ancona, wo eine griechische Gesandtschaft zum Heere stieß, welche den König zur Umkehr und zum Kriege gegen die Normannen zu bewegen suchte. Große Geldsummen stellten die Gesandten dem Kaiser zur Verfügung. Er konnte nicht. Das Heer verlangte die Heimkehr. Es waren die alten kirchlichen Politiker Konrads III, welche hier noch einmal vergebliche Anstrengungen machten, den Kaiser in ihre Bahnen zu ziehen. Die Laienfürsten aber widerstanden und nur eine Gesandtschaft ging unter der Führung des Abtes Wibald von Stablo nach Byzanz.

Ueberblicken wir die Summe der Erfolge, so waren sie trotz aller barbarischen Maßregeln gering. Ob Friedrich auch den Mailändern das Münz- und Zollrecht, die Gerichtsbarkeit und alle Regalien absprechen ließ, die Stadt stand unbesiegt, und zu ihrer Unterwerfung bedurfte es eines neuen Zuges und eines immensen Kraftaufwandes seitens der Deutschen. Auch das kaiserliche Ansehen war noch lange nicht in der Weise hergestellt, wie Friedrich sich einbilden mochte, und noch auf der Heimreise sollte er das erfahren.

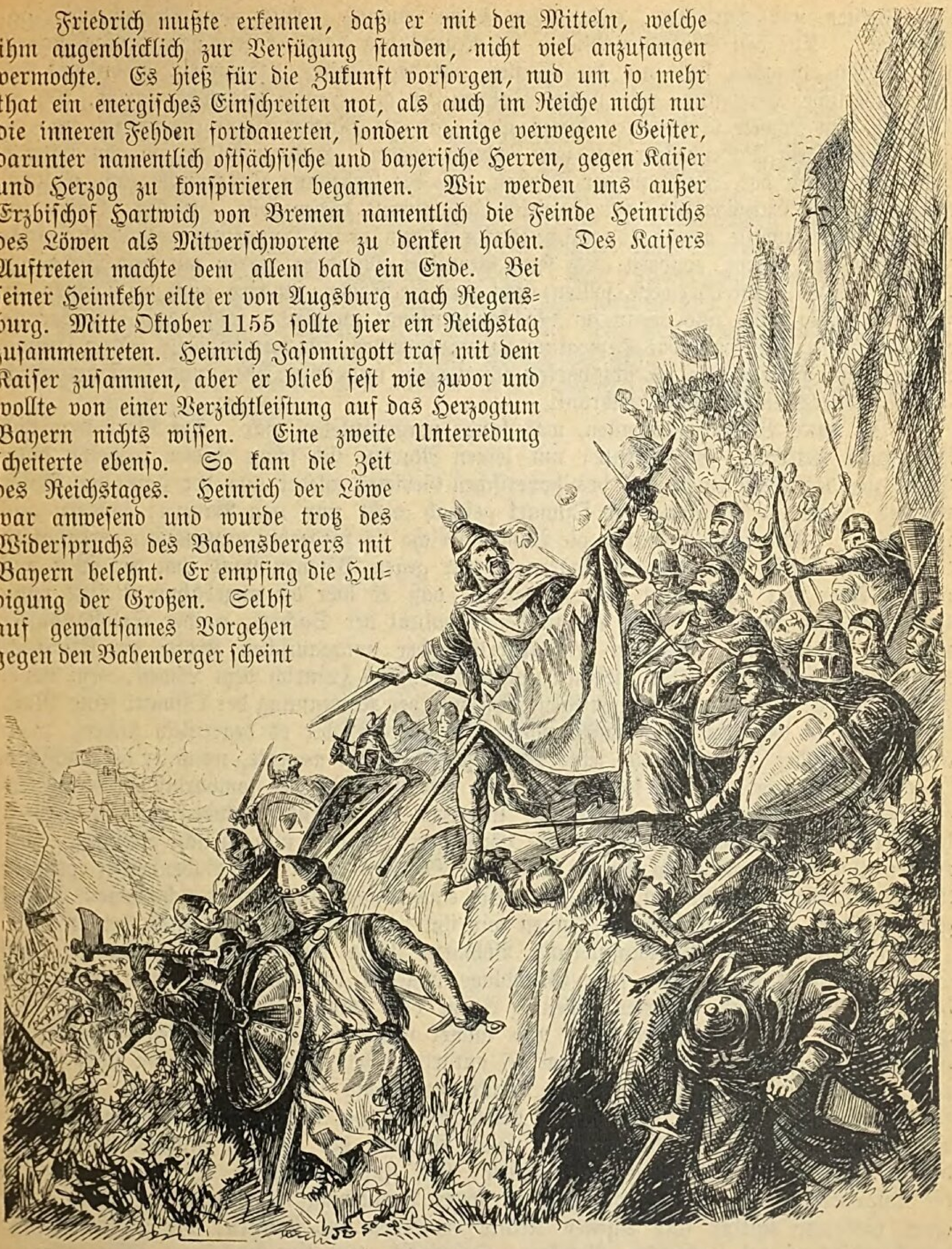
Zweimal noch machten die Veroneser den Versuch, den Kaiser zu verderben. Die Brücke über die Etsch war so eingerichtet, daß sie bei dem Uebergange der deutschen Krieger zusammenbrechen sollte. Außerdem ließ man Balken gegen dieselbe antreiben. Die Brücke hielt stand, bis die Deutschen das andere Ufer erreicht hatten, dann krachte sie zusammen. Man kam in die Etschklausen. Hier hatte Alberich, ein vornehmer Veronese, die das enge Thal dominierende Burg besetzt und versperrte den Deutschen den Durchzug, ein großes Lösegeld verlangend. Man unterhandelte. Vergebens! Da führte Otto von Wittelsbach eine Schar auserlesener Kämpfer auf schwierigstem Pfade eine Höhe hinauf, welche ihrerseits wiederum die Burg beherrschte. Von oben und unten wurde auf ein Zeichen nun zugleich gestürmt, die Verteidiger der Burg verzagten und stoben auseinander. Die meisten, unter ihnen Alberich, fanden den Tod oder gerieten in Gefangenschaft, welche mit dem Tode durch den Strang endigte. — In der ersten Woche des September erreichte dann Friedrich Trient.

Auch den Römern und Normannen gegenüber war es zu keinem Resultate gekommen, und nur eins war erreicht: der Papst hatte das Wormser Konkordat unbedingt anerkennen müssen. Dadurch gewann das deutsche Königtum eine feste Stellung der deutschen Kirche gegenüber. Wer dieses Resultat und den Frieden mit Rom dem Kaiser errang, war Eberhard von Bamberg, der eigentliche Berater des Kaisers auf seinem ersten italienischen Zuge.



Heinrich der Löwe besiegt den Aufstand der Römer während der Krönung Friedrichs I. in der Peterskirche. 1155.

Friedrich mußte erkennen, daß er mit den Mitteln, welche ihm augenblicklich zur Verfügung standen, nicht viel anzufangen vermochte. Es hieß für die Zukunft vorsorgen, nud um so mehr that ein energisches Einschreiten not, als auch im Reiche nicht nur die inneren Fehden fortdauerten, sondern einige verwegene Geister, darunter namentlich ostsächsische und bayerische Herren, gegen Kaiser und Herzog zu konspirieren begannen. Wir werden uns außer Erzbischof Hartwich von Bremen namentlich die Feinde Heinrichs des Löwen als Mitverschworene zu denken haben. Des Kaisers Auftreten machte dem allem bald ein Ende. Bei seiner Heimkehr eilte er von Augsburg nach Regensburg. Mitte Oktober 1155 sollte hier ein Reichstag zusammentreten. Heinrich Jasomirgott traf mit dem Kaiser zusammen, aber er blieb fest wie zuvor und wollte von einer Verzichtleistung auf das Herzogtum Bayern nichts wissen. Eine zweite Unterredung scheiterte ebenso. So kam die Zeit des Reichstages. Heinrich der Löwe war anwesend und wurde trotz des Widerspruchs des Babensbergers mit Bayern belehnt. Er empfing die Huldigung der Großen. Selbst auf gewaltsames Vorgehen gegen den Babenberger scheint



Otto von Wittelsbach in der Etschklausen.

man damals Rücksicht genommen zu haben, denn Landfriedensbestimmungen, welche der Kaiser dann auf seiner Rundreise durch das Reich allenthalben erließ, wurden für Bayern damals nicht getroffen.

Als Friedrich im September des folgenden Jahres (1156) abermals nach Regensburg kam, war seine Stellung im Reich eine vollkommen andere. Er stand auf festem Grund und Boden, und wohl mochte der Babenberger einsehen, daß nun ein weiterer Widerstand für ihn nur verderbenbringend sein könnte. Es war eine stattliche Versammlung

von Fürsten und Bischöfen, welche den Kaiser umgab. Auch der Babenberger war nicht fern. Auf den Barbinger Wiesen bei Regensburg hatte er sein Lager aufgeschlagen. Und hierhin begaben sich nun die Fürsten mit dem Kaiser. Heinrich Jasomirgott gab das bayerische Herzogtum mit sieben Fahnen in die Hand Friedrichs zurück, der sie Heinrich dem Löwen überreichte; dieser aber gab die Markgrafschaft Oesterreich und die alten Lehen dem Babenberger mit zwei Fahnen wieder. Herzog Wladislaw von Böhmen verkündete dann das Weistum der Fürsten, daß die Erhebung Oesterreichs zum erblichen Herzogtum die Entschädigung für Heinrich Jasomirgott bilden solle. Große, bisher unerhörte Zugeständnisse waren es, welche Friedrich dem neuen Herzogtum urkundlich machte. Nicht nur der Herzog, sondern auch seine Gemahlin Theodora waren mit dem Herzogtum belehnt worden. Gleicherweise sollten nicht nur die Söhne, sondern auch die Töchter derselben erbfähig sein, und wenn die Nachkommenschaft ausblieb, sollte dem Inhaber der Herzogsgewalt freistehen, das Herzogtum zu beanspruchen, für wen er wolle. Dem Herzoge wurde dann die alleinige Gerichtsbarkeit übertragen und seine Heer- und Hoffahrtspflicht auf das allergeringste Maß beschränkt.

So hatte Bestand gewonnen, was lange vorauszusehen war. Die Mark war vom Herzogtum getrennt, wie Kärnten mit seinen Marken sich schon ehedem losgelöst hatte. Wohl zog das Reich einen Teil des bayerischen Gebietes wieder aus der Hand des Oesterreichers, allein die Ablösung der Ostmark geschah nicht nur von Bayern, sondern auch vom Reich. Nur schwach waren die Bande, welche sie fürderhin miteinander verknüpften. Nach allen Seiten war Bayern eingeengt, nur gegen Böhmen stand ihm der Weg noch offen. Aber war daran jetzt noch zu denken, daß es hier die angebahnte Politik ruhig hätte verfolgen können? Jetzt, wo zu der Rivalität der Sachsen, zu der Selbständigkeit und der dann bald folgenden Zersplitterung der nordgauischen Kräfte die Eifersucht Oesterreichs hinzutrat? Und nehmen wir an, es sei Heinrich dem Löwen, dem neuen Bayernherzog, die Ahnung aufgestiegen, daß mit der Abtrennung der Ostmark seine Macht in Bayern an der Wurzel getroffen wurde, so werden wir es begreiflich finden, wenn auch er, von der Not gedrängt, seine Blicke gegen Süden wendete, wenn er die wachsende Macht des Staufers in der kommenden Zeit hier unten in der lombardischen Ebene, wo einstens schon bayerische und schwäbische Interessen mit einander kollidierten, mit wachsendem Mißtrauen verfolgte. Heinrich der Löwe geriet in eine unnatürliche Stellung. Wir können ihn uns denken im Bunde mit dem Staufer gegen den Babenberger oder im Bunde mit diesem gegen den Staufer. So eingeklemmt zwischen verschlossenen Thoren gegen Süden, Osten und Westen können wir ihn uns auf die Dauer nicht denken.

Gewiß, für die Germanisierung Böhmens hätte die Vereinigung Bayerns und Sachsens eine treffliche und feste Grundlage abgeben können. Aber wer hätte diese dauernde Vereinigung bewirken sollen? Allem dem stand Oesterreich im Wege. Wie Heinrich der Löwe ganz von selbst und immer mehr in einen politischen Gegensatz zu den Staufern gedrängt wurde, so war es natürlich, daß man von Bayern nach Oesterreich, von Oesterreich nach Bayern die Blicke verlangend schweifen ließ, und bei diesem fortwährenden Schwanken, bei diesem steten Wechsel der augenblicklichen Interessen war es eine Unmöglichkeit für Bayern, mit fester Haltung der Zukunft entgegenzugehen und dieselbe dem eigenen Willen zu unterwerfen. Die Zukunft gehörte den Mächten, welche die Ostgrenze erreicht hatten, die hier in steter Berührung mit fremdem Volkstum und einer niederern Kultur ihre eigenen Kräfte erprobten und stählten; die Zukunft gehört den bayerischen und sächsischen Märkern, Oesterreich und Brandenburg. Aber daß wir es uns nicht verhehlen: mit der Vollendung jener Entwicklung, welche damals ansetzte, erreichte die physische Kraft des deutschen Volkes ihre Grenzen. Die Ungarn blieben Ungarn, die Böhmen Böhmen, und an dieser unüberwindlichen Grenze fremden Volkstums angekommen, staute sich Oesterreichs Kraft und die Welle flutete zurück ins Reich. Den gleichen Prozeß sehen wir später im Norden beginnen. Das heutige Deutschland hat keine Marken mehr, und wir müssen uns mit dem Gedanken befreunden, daß unsere Jugendkraft, die Wucht der germanischen Offensive, auf der Höhe angelangt ist, ja diese Höhe bereits überschritten hat. Eine Wiedergeburt und Verjüngung des deutschen Volkes,

wie sie einstens durch das Emporblühen seiner Marken ermöglicht wurde, ist für die Zukunft ausgeschlossen.

Was Bayern anbelangt, so wird es nach dieser Lostrennung Oesterreichs erst dann wieder zu einer entscheidenden Haltung und Politik kommen können, wenn man einzusehen beginnt, daß der Riß ein wirklicher und keine Hoffnung im stande ist, denselben zu überbrücken, wenn Herzoge die Führung übernehmen, welche auf anderen Bahnen, als nach Osten hin, für ihr und ihres Landes Größe und Interesse zu arbeiten beginnen.

Noch eine andere Angelegenheit gelangte damals in Regensburg zum Abschluß. Erzbischof Arnold von Köln war im Mai an den Folgen eines Sturzes bei einem Wettlauf gestorben. Es folgte eine zwiespältige Wahl. Die Entscheidung Friedrichs fiel auf Friedrich von Hovele, der von den Domherren gewählt worden war. Auch ihm war nur eine kurze Amtsführung beschieden. Der Mann, der sein Nachfolger werden und durch die Energie seines Vorgehens der deutschen Politik auf zehn Jahre hinaus ihren festen Charakter geben sollte, weilte schon damals in des Kaisers Nähe. Es war der Reichskanzler Rainald von Dassel.

Rainald von Dassel und Heinrich der Löwe.

1156–1180.

Zwei politische Richtungen sind es, welche in der nächsten Zeit in Deutschland um die Herrschaft ringen. Beide lehnen sich an das Kaisertum, und so ist es klar, daß in dem Augenblicke, wo sich der Kaiser für die eine der beiden erklärt, die andere in den Ruf der Reichsfeindschaft kommt. Für die Entwicklung Bayerns ist dieser Ringkampf von äußerster Tragweite, und als ob man dieses Gefühl allerseits von Anfang an gehabt habe, so scheint es, wenn wir die Anteilnahme Bayerns an diesem Kampfe durch so bedeutende Männer verkörpert sehen, wie Heinrich den Löwen, Otto VI von Wittelsbach und — wir dürfen ihn hinzuzählen — den Bischof Eberhard von Bamberg. Wir sahen, daß Friedrichs erste Erfolge sich vollkommen aus der Bundesgenossenschaft mit dem Sachsenherzog herleiteten. Wir müssen nun sehen, inwieweit die Stellung beider zu einander sich vom Jahre 1156 ab erhielt oder änderte.

Friedrichs italienische Pläne ließen sich nicht ausführen ohne die energische Hilfe des Reichs. Auf diese war nur zu rechnen, wenn es dem Kaiser gelang, Ruhe und Frieden herzustellen und die fortdauernden Fehden der einzelnen Großen beizulegen. So wurde Friedrich von der eigenen Not gedrängt, als entschlossenster Verteidiger des Landfriedens aufzutreten. Und da ist uns denn ein Landfriedensedikt vom Jahre 1156 erhalten, aus dem wir deutlich die Wandlung der alten Rechtsanschauungen erkennen können. Diese Wandlung, wenn auch in einzelnen Teilen bereits weit vorgeschritten, ist aber noch keineswegs zu einem festen endgültigen Resultate gekommen. Die Wahrung des Friedens liegt in der Hand der weltlichen Großen. Nur ein Kleriker, der einen Friedbrecher beherbergt, verfällt der Strafe des Bischofs nach den kanonischen Bestimmungen, muß aber außerdem dem Grafen eine Geldstrafe zahlen. In dem Edikte ist nicht mehr von „Freien“ und „Unfreien“ wie einstens die Rede, sondern von „Ritter“ und „Bauer“. Letzterer hat das Recht des Waffentragens verloren. Der Graf kann die Waffen des Bauers konfiszieren oder eine Strafe von 200 Schillingen fordern. Auch der das Land durchziehende Kaufmann soll sein Schwert an den Sattel binden oder auf den Wagen legen. Zur Fütterung seines Pferdes darf er nur so viel Getreide nehmen, als er von der Straße aus mit den Armen umspannen kann. Der Ritter darf die Klage wegen Landfriedensbruch durch den Reinigungseid



Heinrich der Löwe gründet München. 1158.

widerlegen, dem Bauer bleibt der Schwur mit eigener Hand, aber zur Darlegung seiner Unschuld ist ihm die Wahl freigestellt zwischen Gottesgericht und Richterspruch. In jedem Jahre hat der Graf mit sieben Männern seiner Grafschaft den Getreidepreis festzustellen. Eine Ueberschreitung dieses Preises wird als Friedensbruch behandelt. Also nicht die Spekulation und der Handel des städtischen Lebens, sondern die festen Normen der bäuerlichen Kultur beherrschen noch vollkommen das damalige Leben der Deutschen. Ohne Unterschied auf den Stand sind die schweren Strafen festgesetzt, und ohne Unterschied auf den Stand sehen wir Friedrich selbst den Landfrieden handhaben. In der Fehde des rheinischen Pfalzgrafen Hermann von Stahleck mit dem Erzbischof Arnold von Mainz tritt Friedrichs rücksichtslose Strenge gegen beide schon 1155 vollauf zu Tage. Gewann das Königtum in dieser Weise wieder an moralischem Ansehen, so kam es auf der andern Seite nun darauf an, ihm eine feste reale Macht zur Disposition zu stellen. Und Friedrichs Blick fiel auf die oberrheinische Ebene. Hier hatten die Staufer festen Fuß gefaßt und Burg an Burg zur Stütze ihrer Herrschaft errichtet. Und in dieser reichen und fruchtbaren Ebene gedachte nun Friedrich dem deutschen Königtum eine neue Heimstätte zu errichten. Schon Otto von Freising erzählt, daß diese Landschaft die deutschen Könige, wenn sie sich im Norden der Alpen aufhalten, am längsten zu verpflegen vermag.

Es war im Jahre 1156, als die rheinische Pfalzgrafschaft durch den Tod Hermanns von Stahleck frei wurde. Friedrich übertrug sie seinem Stiefbruder Konrad. Die Pfalz von Hagenau wurde zum Mittelpunkt dieses weiten Burgen- und Domänenkomplexes ausersehen. Dann tauschte der Kaiser einen großen Teil der ottonischen Domänen am Harz — Goslar blieb in des Kaisers Besitz und sollte später zum Zankapfel werden — gegen die Burg Baden und die zu ihr gehörigen Güter aus, welche Heinrich der Löwe einst als Mitgift seiner Gemahlin Clementia von den Zähringern empfangen hatte (1158). Seinen Besitzungen im Wormsgau gab Friedrich in der an der Lauter errichteten Pfalz, welcher das heutige Kaiserslautern seinen Ursprung verdankt, einen festen Mittelpunkt. Die Beschützung des Reichslandes gegen weitere Zersplitterung war dabei die Absicht. Konrad entsprach außerdem der Absicht seines kaiserlichen Bruders vollkommen, wenn er das so sehr zerrissene und seit dem großen Bürgerkrieg zersplitterte Reichsgut wieder einzubringen suchte. Die Restauration der karolingischen Pfalzen zu Ingelheim und Nimwegen bildete den Schlußstein in diesem weitangelegten System. Wer sich von der Thätigkeit Friedrichs in diesen rheinischen Gegenden eine Vorstellung machen will, prüfe die Geschichte der dort in so großer Menge neu entstandener und restaurierter Burgen auf ihren Ursprung, und er wird erkennen, wie der Staufer hier seine königliche Herrschaft neu zu begründen strebte. Ministerialen wurde die Verwaltung dieser Burgen und Güter anvertraut, und das Emporkommen und die aufblühende Macht dieses Standes verrät sich deutlich in der Bedeutung, welche einzelne dieser Familien in der Zukunft errangen. Schon unter Heinrich V war mit Friedrich II von Schwaben die schwäbische Familie der Bolanden an den Rhein gekommen, die bald zu hohem Ansehen kam. Erwähnen wir noch, daß allein im Speiergau sich mehr als sechzehn Reichsfesten erhoben, unter ihnen Wachenheim, Kestenburg, Meistersel, Geisburg, Scharfeneck, Rikastel, Trifels, Anebos, Scharfenberg, Falkenburg, Madenburg, Gutenburg und andere, und finden wir dann, daß manche Familien erst von diesen Burgen ihren Namen ableiteten, so erkennen wir, wie hier den Geschlechtern der königlichen Dienstmannschaft durch die Staufer eine Bedeutung geschaffen wurde, wie nirdendwo anders im Reiche.

Diese Einsichtnahme führt uns nun aber rückwärts in jene Zeiten, da wir erzählten, wie das weitgedehnte Städtegebiet der Rhône und des Rheins sich zwischen der neubefestigten Herrschermacht des Kapetingerreiches und dem Reiche Lothars ausdehnte. Damals betonten wir, wie gerade in dem Gebiete, wo jetzt die staufische Herrschaft nach einer festen Grundlage strebte, die Kirche zu ihrer geistlichen Fürstenmacht die weltliche hinzugewonnen hatte. Also nur durch Unterdrückung oder durch engsten Anschluß an diese weltliche Fürstenmacht der Kirche war hier an die Errichtung einer neuen Herrschaft zu denken. Trotz der Klagen gegen den staufischen Pfalzgrafen dürfen wir sagen, Friedrich wählte den letzten Weg. Die Scheidung Ludwigs von Frankreich von seiner aquitanischen

Gemahlin Eleanor zerstörte die kaum begründete Vereinigung der aquitanischen Gebiete mit dem französischen Königtum an der Seine, und so gewann das deutsche Königtum noch einmal die Aussicht gegen Westen. Noch einmal tauchte die Frage auf, ob der enge Anschluß der burgundischen Lande an Deutschland sich werde vollziehen lassen. Jetzt kam es Friedrich zu gute, daß er von Anfang an die lehensrechtliche Oberhoheit, welche das Wormser Konkordat dem deutschen Königtum über die Bistümer eingeräumt hatte, so energisch zur Geltung brachte. Denn dadurch gewann er die Verfügung über die Mittel der Kirche, welche gerade hier durch den wachsenden Verkehr eine bedeutende Vermehrung erfahren hatten, und die Geldeinkünfte der Städte ergänzten auf das glücklichste die reichen Mittel der königlichen Pfalzen und Domänen.

Damit aber gewann der Staufer dem Welfen den Vorsprung ab. War auch die kriegerische Macht Heinrichs des Löwen eine bedeutende und große, er befand sich nicht in Einigkeit mit den Bischöfen und Aebten, sondern hatte der Kirche gegenüber einen ganz anderen Weg eingeschlagen. So kam es dann, daß auch die sächsische Kirche in Friedrich ihren Schützer und Lehensherrn anerkannte und durch die Eifersucht zwischen Herzog und Kirche die Macht des Welfen empfindlich gelähmt wurde. Die sächsische Kirche fürchtete in Heinrich dem Löwen, der ja sofort bei ihrer Entstehung Beschlag auf die nordalbingischen Bistümer gelegt hatte, ihren Unterdrücker und betrachtete seine wachsende Macht mit wachsendem Mißtrauen. Und nur zu bald sollten sich die Klagen der bayerischen Kirche mit denen der sächsischen gegen Heinrich vereinigen.

Es ist dasselbe rücksichtslose Vorgehen in Bayern wie in Sachsen, welches dem Löwen den Ruhm gewann, zum Begründer zweier hochbedeutenden deutschen Städte zu werden. Nach langen vergeblichen Versuchen, bei denen er selbst Gewaltmaßregeln nicht scheute, war es endlich (1158) Heinrich gelungen, den Grafen Adolf von Holstein zu veranlassen, ihm die Burg und den Werder der heutigen Stadt Lübeck abzutreten. Und schnell blühte das neue Gemeinwesen unter dem Schutze des Herzogs empor. Aber von vornherein war er darauf bedacht, sich die Einkünfte der Stadt ganz zu sichern. Die Erträge von Münze und Zoll behielt er für sich, ein herzoglicher Vogt übernahm die Gerichtsbarkeit und ein frei gewählter Rat besorgte die Verwaltung der Stadt. So hatte Heinrich nichts dagegen, daß das Bistum Oldenburg nach Lübeck übersiedelte.

Nicht lange zuvor war in Bayern ein ähnlicher Streit zum Austrag gekommen. Bei Föhring an der Isar bestand seit langer Zeit eine Brücke und eine Zollstätte, über welche der oberbayrische Salzhandel seinen Weg nach dem Norden nahm. Heinrich überfiel Föhring, zerstörte Markt und Brücke und verlegte den Uebergang über die Isar nach dem herzoglichen Dorfe München. Wohl führte Otto von Freising Klage gegen den Herzog bei seinem kaiserlichen Neffen, allein der ließ durch nicht-bayerische Fürsten auf dem Augsburger Reichstage (Juni 1158) feststellen, Markt und Zollbrücke hätten in München zu verbleiben, dagegen müsse der Herzog dem Freisinger Bistum ein Drittel der Zoll- und Münzeinkünfte entrichten. So ward München zu einem bedeutenden Markte und bald begegnet es uns mit Mauern umgürtet als herzogliche Stadt. — Auch mit dem Regensburger Bischof geriet Heinrich in Streitigkeiten, und was er ihm nahm, muß nicht wenig gewesen sein, denn noch zehn Jahre später zeigten sich davon die Folgen. Doch die Reaktion der weltlichen Macht gegen die Kirche war nicht auf Heinrich beschränkt. Sie lag in der Zeit, und wenn wir selbst von Streitigkeiten des neuen österreichischen Herzogs mit seinen Brüdern, den Bischöfen von Passau und Freising, andererseits wieder von solchen zwischen dem Markgrafen Ottokar von Steiermark und dem Passauer hören, wenn wir uns der Fehden der Wittelsbacher gegen Otto von Freising erinnern, so erkennen wir, daß der Umschlag nach der Niederlage der Kirche im gelobten Lande eben ganz und an allen Orten erfolgt war. Einstweilen bringt von einer Rivalität der großen Geschlechter, wenn wir von den Welfen und Babenbergern absehen, wenig an die Oberfläche, aber wohl dürfen wir annehmen, daß in dieser Zeit des allseitigen Ringens nach Machterweiterung die Keime zukünftiger Zwistigkeiten gelegt wurden. Um so mehr war es von Wichtigkeit für die königliche Macht, selbständige Positionen zu gewinnen, welche geeignet waren, die große Abhängigkeit Friedrichs von der Hilfe der Fürsten, wie wir sie



Vermählung Kaiser Friedrichs des Rotbarts mit der Pfalzgräfin Beatrix von Burgund zu Würzburg.
Pfingsten 1157.

Nach dem Gemälde von [illegible]

in seinen ersten Regierungsjahren bemerkten, endlich aufzuheben. So war es nur zu natürlich, daß er sich immer fester auf den Boden des Wormser Konkordats stellte, ebenso natürlich aber war es, daß dadurch auf die Dauer ein Zusammengehen der königlichen und herzoglichen Politik zur Unmöglichkeit wurde.

Den ersten Schritt zur Emanzipation der königlichen Gewalt that Friedrich im Jahre 1156, als er sich zu Würzburg mit Beatrix, der Erbin der Grafschaft Hochburgund, vermählte. Beatrix entstammte dem Geschlechte, welches auch Heinrich III seine Gemahlin gegeben. Eine Mannschaft von 5000 Rittern stand der jugendlichen Erbin zur Verfügung, und das Gebiet, über welches sich ihre Herrschaft erstreckte, dehnte sich aus vom oberen Doubs bis zur Isère, umschloß also einen großen Teil des Rhone-Saonethals. „Diese Erwerbung war aber von um so größerer Wichtigkeit, als sie sich aufs engste an die oberrheinische Stellung der Staufer anschloß und zugleich die oberitalienische Ebene, auf welche Friedrichs weitere Pläne gerichtet waren, flankierte. Gelang es dem Kaiser, diesem neuen Verwaltungsgebiet eine ähnlich feste Organisation zu geben, wie sie das oberrheinische bereits besaß, und die deutsche Herrschaft in der Lombardei wiederherzustellen, so eröffnete sich der schwäbischen Dynastie die Aussicht auf eine wahrhaft dominierende Stellung im Herzen Europas.“ (Nitzsch.) Diese Heirat verkündete der Welt, daß Konrads III alte Politik endgültig aufgegeben sei. Das intime Bundesverhältnis mit Byzanz erlosch. Die neue Politik aber kennzeichnete sich sofort durch die Berufung Rainalds von Dassel zum Reichskanzler.

Verdankte Rainald, wie dies Giesebrecht annimmt, seine Berufung noch jenem Erzbischof Arnold von Köln, dem noch König Konrad zur erzbischöflichen auch die herzogliche Gewalt übertragen hatte, so kann Arnolds Absicht nur gewesen sein, gegen das Uebergewicht Heinrichs des Löwen ein Gegengewicht am Hofe zur Geltung zu bringen. Denn Arnolds herzogliche und bischöfliche Funktionen führten ihn nicht nur in die niederrheinischen Gegenden, sondern auch nach Westfalen, also zur direkten Berührung mit der sächsischen Interessensphäre.

Sofort tritt dieser Umschwung zu Tage. Wir finden in der Politik Friedrichs vielfach historische Reminiscenzen. Das mehr naive Vorgehen früherer Kaiser ist ihm fremd. Er überlegt und ersinnt Pläne, nicht aus der freien und frohen Stimmung seines Machtgefühls heraus, sondern nach theoretischen Grundsätzen. Aus der Fülle des Lebens tritt das Kaisertum mehr und mehr zurück auf den Boden des kaiserlichen Dogmas. Und wo dieses Dogma zum Ausdruck gebracht werden soll, entbrennt der Kampf. Friedrich liebt die alten Geschichten und Chroniken der Kaiser. Er wendet sich an seinen Oheim Otto von Freising um Zusendung der von ihm verfaßten Weltchronik. Otto schickt ihm das Buch, aber mit der Entschuldigung, daß der pessimistische Ton der damaligen trüben Zeitlage direkt entsprungen sei. Eine Erzählung der Geschehnisse seit Friedrichs Regierungsantritt würde ganz anders ausfallen, meint er. Und der Kaiser geht auf den Vorschlag ein, schickt ihm aus der kaiserlichen Kanzlei Aktenstücke und Zusammenstellungen, und so entstehen die zwei ersten Bücher der „Thaten Friedrichs“, in denen sich das Anbrechen des heiteren Morgens nach der regnerischen Nacht nur zu deutlich wiederspiegelt. Auch dem Cisterzienser Otto tritt die Zeit seines großen Abtes, des hl. Bernhard, zurück gegen die leuchtende Epoche der neuen kaiserlichen Machtentfaltung.

Der Friede schien wiederhergestellt, und Friedrichs Blicke schweiften über die Reichsgrenzen hinüber. Ein Versuch von Reichs wegen in die polnischen Angelegenheiten einzugreifen, gelang im Sommer 1157, als der Kaiser ein deutsches Heer über die Oder tief nach Polen hineinführte. Es ist bemerkenswert, daß außer den sächsisch-thüringischen Herren nur Otto von Wittelsbach ihn auf diesem Zuge begleitete. Freilich, nach dieser Seite den sächsischen Stamm dauernd durch das Reich zu ersetzen, gelang Friedrich nicht. Er mußte die Fortsetzung des Krieges den Sachsen überlassen. Im Januar 1158 kam es dann in Regensburg zur Erhebung des Böhmenherzogs Wladislaw zum Könige. Auch Friedrich war der Zersetzung der Reichskräfte an der Ostgrenze gegenüber ohnmächtig.

Im März 1157 hatten die Fürsten zu Fulda dem Kaiser ihre Unterstützung zum Zuge gen Mailand versprochen. Acht Tage nach Pfingsten 1158 sollte das Heer aufbrechen,

und allenthalben im deutschen Reiche rüstete man nun zu diesem Unternehmen. Da flog der erste Zündfunke in die zu einem Ziele strebenden Massen: Rainald von Dassel zerriß das unklare Verhältnis mit dem Papsttum und drängte zum Kampf.

Es war in Besançon, wo Friedrich im Oktober 1157 inmitten seiner burgundischen Großen einen Reichstag abhielt, als zwei römische Legaten erschienen mit einem Schreiben Hadrians IV an den Kaiser. Die päpstlichen Legaten waren der Kanzler Roland und der Kardinal Bernhard vom Titel des hl. Clemens. Das Schreiben enthielt wie gewöhnlich Beschwerden. Die hauptsächlichste derselben war, daß der Kaiser sich nicht energischer des Erzbischofs Eskil von Lund, der bei seiner Rückreise aus Rom in Deutschland gefangengenommen wurde, angenommen hatte. Eskil war der Hauptgegner der bremischen Kirche. Rainald lag es ob, das Schreiben der Versammlung zu verdeutschen. Und er



Otto von Wittelsbach bedroht den päpstlichen Legaten.

übersetzte denn auch so schlagend, daß die ganze Fürstenversammlung in hellen Aufruhr geriet. Der Papst sprach im Zusammenhange von der Kaiserkrone und noch größeren Benefizien, die er gern dem Kaiser verliehen hätte. Rainald übersetzte „beneficia“ mit „Lehen“, und der Skandal war fertig. Die Kaiserkrone ein päpstliches Lehen — davon wußte man in Deutschland nichts, aber in Rom träumte man schon lange davon. Und so warf denn der Kardinal Roland in die Bewegung die Frage: „Von wem hat denn der Kaiser das Kaisertum, wenn nicht vom Papste?“ Die Geduld war zu Ende. Ein wütender Protest erhob sich, und Otto von Wittelsbach wollte an den Legaten heran, ihm mit gezücktem Schwerte seine Meinung zu sagen. Aber das Ansehen des Kaisers rettete die beiden „Brüder“, wie sie sich nannten, obwohl man sich nicht erinnern konnte, woher das väterliche Verhältnis des Papstes zum Kaiser, noch weniger aber die Brüderschaft der Kardinäle stammte. Auf dieses eingebildete Verwandtschaftsverhältnis stützte man wohl auch in Rom das Recht, in Deutschland Geld zu erheben und die überflüssigen

Kostbarkeiten der Kirchen zu kassieren, wie das aus den beschlagnahmten päpstlichen Schreiben und Blanquets hervorging. Die Sache endete einstweilen damit, daß die päpstlichen Legaten ohne Aufenthalt und ohne Umweg nach Rom zurückkehren mußten, mithin Deutschland gar nicht berührten.

Ein kaiserliches Manifest verkündete der Welt den Vorfall und machte sie auf weitere Schritte gefaßt. Eine Spaltung zwischen Reich und Kirche, „welcher Christus den Stempel seiner Liebe und seines Friedens aufgeprägt habe, von der aber nun der Quell der Zwietracht, der Keim des Bösen und des Gifts verderblicher Krankheit auszugehen scheine", wird in Aussicht gestellt. Der Lüge und des Widerspruchs mit Gottes und Petri Lehre mache sich schuldig, wer behaupte, daß die kaiserliche Krone, da doch Königtum und Kaisertum durch die Wahl der Fürsten allein von Gott stamme, ein Lehen des Papstes sei. Die dem Reich angethane Schmach verbinde alle Fürsten zum Widerstand gegen die Urheber derselben. — Ein zweiter Schritt gegen die Kurie war, daß ein kaiserliches Edikt die Appellationen an den Papst beschränkte und die Reise nach Rom von der Erlaubnis der kirchlichen Vorgesetzten abhängig machte. Hatte auch schon Bernhard von Clairvaux in gleichem Sinne und zu gleichem Zwecke, da durch die Appellationen das Ansehen des Klerus untergraben werde, die Stimme erhoben, so zeugt doch von der feindlichen Haltung Rainalds, daß dieser Schritt jetzt, daß er in dieser Weise gethan wurde.

Schon gleich in Besançon stellte sich der burgundische Klerus auf die Seite des Kaisers. Aber auch die deutsche Kirche hielt an ihm fest, denn lange Zeit war vergangen, daß ein deutscher König so ernst und unterwürfig die Bischöfe um Rat gefragt hatte, wie dies jetzt Friedrich zu Lautern that. Es schien, als ob die Tage Heinrichs III für die deutsche Kirche zurückkehren sollten. Selbst bis nach Rom erstreckten sich die Sympathien für den Kaiser, und es gab Kardinäle, welche das Auftreten ihrer Amtsbrüder in Deutschland mißbilligten.

Der Papst und die Mehrzahl seiner Kardinäle waren anderer Meinung. Ein Schreiben kam an die Bischöfe des Reichs, in welchem die Behandlung seiner Legaten und die Verhinderung der Appellationen scharfen Tadel erfuhren. Namentlich aber richteten sich die Anklagen gegen den Kanzler Rainald und Otto von Wittelsbach, von denen die Bischöfe nicht nur Genugthuung für ihre frechen Blasphemien, sondern deren Ausschließung aus dem kaiserlichen Rate sie obendrein verlangen sollten. Wenn nun Hadrian IV glaubte, er habe noch eine so rat- und haltlose Gesellschaft vor sich, wie einst Gregor VII, der mit seinen Bischöfen wie mit seinen Pächtern umsprang, so irrte er. Eine volle Zurückweisung war die Antwort der deutschen Bischöfe. Mit den Worten des Kaisers erwiderten sie auf die Klagen wegen der schmachvollen Behandlung der Legaten und der Appellationen, nahmen dazu den Kanzler Rainald als einen Mann voll Demut und Friedfertigkeit in Schutz; der Pfalzgraf Otto könne dagegen jetzt nicht zur Rechenschaft gezogen werden, da er bereits nach Italien abgegangen sei, um wegen des bevorstehenden Feldzugs dem Kaiser die Wege zu bahnen. — Neben dem Statthalter Gottes auf Erden stand der „göttliche Fürst", der sich als solchen bezeichnen ließ und selbst von seinen „göttlichen Vorfahren" sprach. Fürwahr, das Kaisertum hatte seit dem Tode Konrads III einen mächtigen Flug genommen, und wie es jetzt dasteht auf seinem erhabenen Wolkenthrone, bezweifeln wir nur, daß es sich lange da oben wird halten können.

Otto von Wittelsbach war nach Italien aufgebrochen. Ihm folgte bald der Kanzler Rainald. Ragewin schildert uns den Charakter dieser beiden hervorragenden Männer. Schönheit, Adel, Scharfsinn und Unerschrockenheit rühmt er an beiden, wie ihre Thatkraft, Ruhmbegierde und Freigebigkeit. Eine große Gleichförmigkeit der Charaktere war beiden eigen, große Beredsamkeit zeichnete sie aus und nur der Stand war verschieden. Rainald war ein Sachse von Geburt. Früh trat er in den Dienst der Kirche. Noch in jungen Jahren wurde er Domherr und dann Propst des Domstiftes in Hildesheim. Erzbischof Arnold von Köln ward bald aufmerksam auf den energischen Kleriker und seit Mai 1156 finden wir Rainald in der Stellung eines Reichskanzlers. Es läßt sich denken, daß seine praktische Schule im Dienste der sächsischen Kirche, welche damals den ersten Druck des Welfenherzogs auszuhalten hatte, bestimmend auf seine Charakterbildung

wirkte. Der Gegensatz zu Heinrich dem Löwen ist hier ein notwendiger und natürlicher.



Kanzler Rainald von Dassel und Otto von Wittelsbach.

Neben des Kanzlers mittelgroßer, aber schöner Gestalt, dessen weiches, blondes Haar seine unvermischte germanische Abstammung verriet, stand des Pfalzgrafen hohe Figur, stolz und schön, das kriegerisch gebräunte Antlitz von fast schwarzem Haare umsäumt. Der Anblick beider Männer muß ein herzerfreuender gewesen sein, denn nicht bloß einer der alten Chronisten verweilt in ihm. Persönliche Freundschaft fesselte beide Männer an den Kaiser, und der Verkehr zwischen ihnen ist nicht der von Beamten und Vorgesetzten, sondern ein freundschaftlicher, gemütlicher Zug geht durch denselben. Im August 1156 war der alte Pfalzgraf Otto V gestorben. Der pfalzgräfliche Titel ging auf die drei Brüder Otto VI, den älteren, Friedrich und Otto VII, den jüngeren, über. Der ältere Otto war das Haupt der Familie und als solcher der eigentliche Pfalzgraf. Bedenken wir nun, daß die bayerische Pfalzgrafschaft durch alle Zeiten hindurch immer mehr als ein bloßer Titel war, daß wir unter den Pfalzgrafen Männer fanden, welche eine bedeutende Stellung im Reiche einnahmen; erinnern wir uns andererseits der Fehden der Wittelsbacher gegen den Babenberger Herzog und Konrad III, dann der Streitigkeiten mit dem Babenberger Otto von Freising, so erkennen wir auch hier einen Grund für das Zurücktreten der Babenberger seit Friedrichs Thronbesteigung. Nicht nur die Freundschaft Friedrichs mit Heinrich dem Löwen bedingte dasselbe. Andererseits ist aber jetzt wohl zu bemerken, wie ein neuer Geist in die Reichsregierung hineinkommt, seit dem Bunde Friedrichs und Ottos Rainald von Dassel hinzutrat. Der Bund dieser drei Männer ist ein Bund gegen Heinrich den Löwen. Wir sagen nicht, daß er in dieser Absicht geschlossen sei, doch ist sein natürlicher Schwerpunkt, zu dem er sich immer mehr hinneigen muß, gerade hier zu suchen. Es mußte diese Richtung früher oder später zum Ausdruck kommen. Und wenn wir nun von gleichzeitigen Gunsterweisungen Friedrichs an Hartwich von Bremen hören, den alten und energischsten Gegner der Welfen, so begreifen wir es, wenn dem Sachsenherzog ein Gefühl aufstieg, welches ihn in die gleiche Richtung hineintrieb, in der wir Otto von Freising und andere geistliche Fürsten, namentlich aber Eberhard von Bamberg, wirken sahen. Vermittlung mit der Kurie, Friede zwischen Kaisertum und Papsttum war das Prinzip dieser Männer, und Heinrich der Löwe war es, der den Papst bewog, eine friedfertigere Gesinnung an den Tag zu legen und eine neue Gesandtschaft an den Kaiser zu senden.

Es war natürlich, daß man in kirchlichen Kreisen den stolzen Pfalzgrafen für das treibende Element in jenem Bunde hielt, daß sich Stimmen erhoben, welche den Kanzler Rainald vor der Freundschaft dieses Mannes warnten. Heigel erzählt von dem sogenannten Archipoeta, daß er den Kanzler auch deshalb vor Otto gewarnt habe, weil er durch seine Steuererhebungen in Italien den Wein verteuert habe. Gewiß ein sehr

triftiger Grund. In weltlichen Kreisen aber erkannte man Rainald als denjenigen, der die deutsche Kirche zum Sturmlauf führte und ihr als Ziel die Erhebung zur Herrschaft über Papsttum und Kirche wie in früheren Tagen zeigte. Der Gegensatz zwischen Rainald und dem Sachsenherzog begann greifbare Gestalt anzunehmen.

Im Frühjahr 1158 traten der Pfalzgraf und Kanzler ihre Reise nach Italien an. Die wichtige Grenzfestung Rivola fiel in ihre Hand. Die Veroneser schwuren den Eid der Treue und des Gehorsams dem deutschen Kaiser, in welchem namentlich verlangt wurde, dem Kaiser seine Regalien zu erhalten und ihm zu helfen, wenn er entfremdete Regalien wieder einziehen wolle. Ueber Mantua führte sie der Weg nach Cremona, wo sich selbst die Erzbischöfe von Mailand und Ravenna einstellten und zur Unterstützung des Kaisers bereit erklärten. Ueber Bologna kamen die Gesandten nach Ravenna. Hier war eine griechenfreundliche Partei, darunter der Podesta der Stadt selbst. Er zog mit seinem Anhange bei der Ankunft der deutschen Gesandten nach Ancona ab, wo ein griechischer Gesandte mit Geld und Versprechungen lockte. Die kaiserlichen Gesandten wollten die Rückkehr der Entflohenen abwarten. Die kamen nicht. Da brachen auch sie auf gegen Ancona. Unterwegs aber stießen die Gesandten auf die heimkehrenden Ravennaten. Rainald und Otto griffen mit kühnem Mute an, und der Podesta fiel in ihre Hand. Mit den Gefangenen rückten sie dann vor Ancona und begannen mit der in Rimini gesammelten Schar von Reißigen die Belagerung der Stadt. Den Bürgern entsank der Mut, und sie schickten den griechischen Gesandten zur Unterhandlung ins deutsche Lager. Der erhielt die gnädige Erlaubnis, nachdem er den beiden Führern der deutschen Schar reiche Geschenke gemacht, in sein Vaterland zurückkehren zu dürfen. Ancona leistete den Treueid dem deutschen Kaiser und die Deutschen kehrten nach Ravenna zurück, das nach Freilassung seines Podesta ebenfalls den Treueid schwur. Das waren unerhörte Erfolge, welche die kaiserlichen Gesandten durch ihr energisches und festes Auftreten in Italien erreicht hatten. Das Bewußtsein davon klingt aus dem Berichte des Kanzlers an den Kaiser wieder. Selbst die päpstlichen Legaten hatten eine Zusammenkunft mit den beiden Männern gesucht, die hier für des Reiches Macht und Ansehen in so rücksichtsloser Weise wirkten. Rainald und Otto hatten ihrer Weiterreise keine Schwierigkeiten bereitet, aber in ihrem Schreiben den Kaiser gewarnt, ein festes Abkommen mit dem Papste zu treffen. Nur auf ihren Rat solle Friedrich hören, „weil Gott ihn gegenwärtig in den Stand gesetzt habe, daß er, wenn er wolle, Rom zerstören und vom Papst und den Kardinälen alles, was er wünsche, erlangen könne." Vor allem aber warnten die Gesandten den Kaiser davor, die Kardinäle in seinem Rücken in Deutschland zu lassen; denn wenn er hierin anders verfahre, werde er in Zukunft bereuen, ihrem Rate nicht Folge geleistet zu haben.

Die Auszeichnungen Hartwichs von Bremen und Hillins von Trier, das kühne Vorstürmen Rainalds von Dassel und Ottos von Wittelsbach ließen den Löwen aufhorchen. Als der Kaiser im Juni 1158 die päpstlichen Legaten auf dem Lechfeld bei Augsburg, wo sich das Heer sammelte, empfing, erfuhr er aus dem päpstlichen Schreiben, daß der Papst den Herzog Heinrich zum Vermittler zwischen ihm und dem Kaiser anrief, der ihn außerdem zu dieser neuen Botschaft aufgefordert habe. Dazu hören wir, daß Otto von Freising den Auftrag erhielt, das päpstliche Schreiben der Versammlung zu verdeutschen, also jener Mann, der sich über das neue Zerwürfnis zwischen Kaiser und Papst am tiefsten bekümmert hatte. In dem neuen Schreiben ward das Wort „beneficium" nicht als „Lehen", sondern als „Wohltat" erklärt und die aufrichtigste Friedensliebe des Papstes beteuert. Der Versöhnung, welche dann zu stande kam, hatte nach dem Zeugnis der Legaten der Bischof Eberhard von Bamberg seine vollen Kräfte gewidmet. Und so sehen wir die Gruppen sich zusammenschließen, deren Rivalität die Reichspolitik demnächst nachdrücklichst beeinflussen sollte; auf der einen Seite Eberhard von Bamberg und Heinrich der Löwe — Otto von Freising starb noch in demselben Jahre (22. Sept.) — auf der andern Seite der Kanzler Rainald und Otto von Wittelsbach. Die eine Partei will den Frieden zwischen Kaisertum und Papsttum, die andere die Unterwerfung des römischen Stuhles unter die deutsche Herrschaft und die deutsche Kirche. Die letzte Partei übersah

bei diesem Streben nur, daß die frühere Herrschaft der Deutschen über Rom kein Resultat politischer Berechnung war, sondern als die Folge des Uebergewichtes der Charaktere und der natürlichen gesunden Verhältnisse auf deutscher Seite angesehen werden mußte.

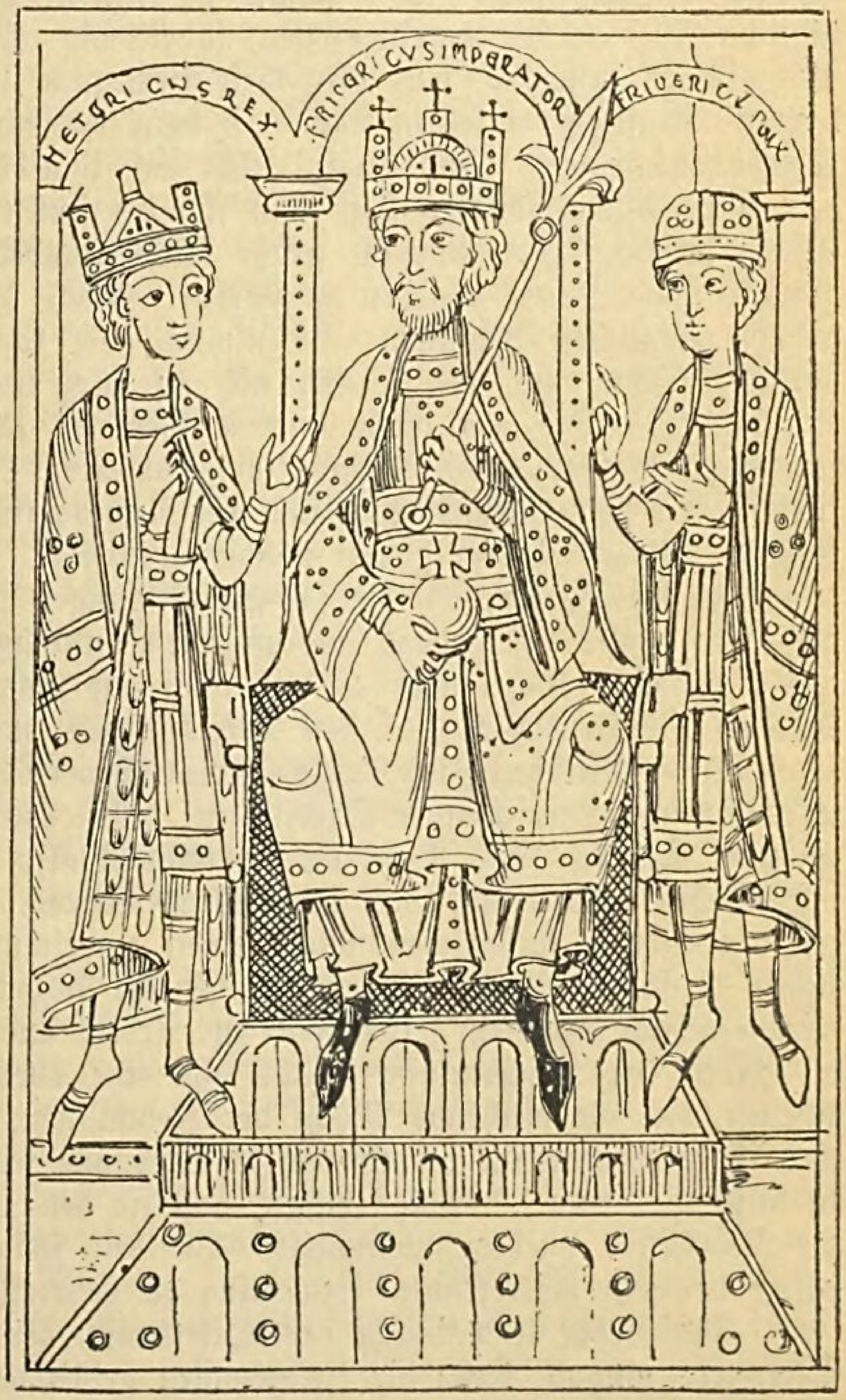
In vier Abteilungen überschritt das deutsche Heer die Alpen. Die Herzoge von Oesterreich und Kärnten stiegen in das Friaul hinab; der Kaiser mit dem Böhmenherzog, dem Herzog Friedrich von Schwaben, dem rheinischen Pfalzgrafen Konrad und den kirchlichen Hilfsscharen wählte die Brennerstraße; Herzog Berthold von Zähringen führte die Burgunder und Lothringer über den großen St. Bernhard, während die rheinischen Mannschaften über den Splügen zum Comersee hinabzogen. In der zweiten Hälfte des Juli (1158) standen die Scharen des Kaisers an der Adda, welche die Grenze bildete zwischen den Gebieten von Mailand und Brescia. Eine Vorladung der Mailänder war resultatlos verlaufen. Der Kaiser hatte die Stadt in die Acht erklärt, diese sich zum Kriege wohl gerüstet. Die Pavesen waren von den Mailändern vollkommen gedemütigt worden und Lodi und Como waren menschenleere Trümmerhaufen. Die Brücken über die Adda waren abgebrochen, nur die von Cassano stand noch, wurde aber von den Mailändern besetzt. Die Böhmen schwammen durch den hochangeschwollenen Fluß, und mancher der Deutschen, darunter Konrad von Dachau, der Herzog von Dalmatien, machte das kühne Wagnis nach. So gelang es, die Brücke frei zu machen und das Heer hinüberzuführen. Anfangs August begann die Belagerung Mailands. Aber noch fehlte es beiderseits an dem rechten Ernst. Die Erkenntnis, daß auf den Gefilden Mailands die Entscheidung fallen müsse über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der kaiserlichen Politik, war noch nicht auf beiden Seiten zum Bewußtsein durchgedrungen. Noch einmal kam es zum Frieden. Am 7. September erfolgte die Kapitulation der Stadt. Die Mailänder mußten versprechen, in die Wiederherstellung der Städte Lodi und Como zu willigen, die beschworene Treue dem Kaiser zu halten, eine kaiserliche Pfalz zu bauen, 900 Mark Silber zu zahlen und Geiseln zu stellen. Die Wahl der Konsuln blieb dem Volk, deren Bestätigung dem Kaiser vorbehalten. Außerdem mußte die Stadt dem Kaiser die Regalien zurückstellen, der auch die Grafschaften Seprio und Martesana wieder für sich in Pflicht nahm und Monzas Reichsunmittelbarkeit wiederherstellte. Unter den Männern, welche diesen Frieden namentlich herbeigeführt hatten, steht Eberhard von Bamberg abermals obenan, unter denen aber, welche die strengen Bedingungen entwarfen, werden wir uns Rainald und Otto als die ersten zu denken haben. Eberhard war es auch, der mit dem Bischofe Daniel von Prag den Erzbischof Otbert von Mailand am Tage der Uebergabe zum Gang ins kaiserliche Lager abholte. Vom Turme der Mailänder Kathedrale wehte wieder das kaiserliche Banner.

Die Unterwerfung Mailands erst hatte dem Kaiser die Bahn eröffnet, welche zu betreten er sich angeschickt. Die Herrschaft der lombardischen Könige und der deutschen Kaiser in vollstem Umfange wiederherzustellen, war sein gewaltiger Plan, und während er das Heer entließ, durcheilten seine Gesandten die lombardischen Städte, für den König den Treueid und Geiseln entgegenzunehmen und einen großen Reichstag nach dem roncalischen Felde zu Martini zu berufen.

Otto von Wittelsbach kam als Stellvertreter des Kaisers nach Ferrara. Zwischen zwei Poarmen und tiefen Sümpfen lag die Stadt und vertraute auf ihre Unnahbarkeit. Otto ging ohne Fahrzeug über den Fluß, da das Wasser sehr niedrig stand, und befand sich in der Stadt, ehe man sich dessen versehen. Man leistete ihm den geforderten Eid und stellte ihm die verlangten Geiseln, und Otto kehrte zum Kaiser zurück. Wie hier der Wittelsbacher, wirkten die kaiserlichen Gesandten in vielen Städten, und wenn wir nirgendwo von ernstlichem Widerstand gegen ihr Auftreten hören, mögen wir es dem Zweifel zuschreiben, der die Bürgerschaften Oberitaliens gefesselt hielt. Man wußte offenbar nicht, was das alles zu bedeuten hatte.

Der roncalische Reichstag gab Klarheit. Mit ihm treten wir an einen der merkwürdigsten Punkte der deutschen Geschichte. Was einstens die Erfindung der pseudoisidorischen Dekretalen für das Papsttum bedeutete, das bedeuteten die roncalischen Beschlüsse für das Kaisertum. Hier wie dort handelt es sich darum, die theoretischen Konsequenzen

einer langen Entwicklung zu ziehen; hier wie dort, dieser Entwicklung ein Halt zuzurufen und sie zurückzutreiben auf eine Stufe, die sie längst verlassen. Wohl erkannten die weisen Leute und Rechtswisser um Friedrich, auf welcher Grundfeste einst das Kaisertum geruht hatte, aber weit entfernt waren sie von der Erkenntnis, auf welcher es nun zu beruhen habe. Das Leben der Vergangenheit verstanden sie, weil es sich geduldig in ihre toten Formeln schmieden ließ, das Leben der Gegenwart entrann ihrem erkennenden Blick. Wie äußerlich ähnlich auch die Resultate der nächstkommenden Zeit mit denen eines Konrad II und Heinrich III erscheinen mögen, sie sind doch vollkommen verschieden, so verschieden, wie ein Originalwerk nach dem Leben von seiner Kopie nur immer sein kann. Dort ist es die lebendig empfindende Seele des Künstlers, welche aus dem Leben schöpfend das Meisterwerk zum Leben emportreibt, hier ist es ein Nachempfinden und Nachdenken, das von dem rings wogenden Leben gar keine Notiz zu nehmen braucht. Und je mehr Friedrich sich an jene alten Zeiten anlehnt, um so furchtbarer sehen wir ihn mit dem Leben selbst in Kampf geraten. In diesem Kampfe selbst erstarren seine Züge in eisiger Kälte, die Frische seiner Haut scheint zu ersterben und die Liebenswürdigkeit und Grazie seines Wesens weichen jenem alles ertötenden Herrscherfanatismus und Majestätsbewußtsein, welche die Geschichte nur in jenen Zeiten findet, wo der Wahnsinn die Völker ergreift und zu dunklen Thaten anspornt. Was wir einst bei den Saliern von dem Zeitpunkte an, da ihre Politik in Heinrich III den Höhepunkt erreichte und überschritt, als das natürliche Absterben des Geschlechtes betrachten konnten, das sich mit allen Mitteln gegen die eigene unbewußte Degeneration zur Wehre setzt und in seiner Ratlosigkeit nach immer übertriebeneren äußeren Mitteln greift, finden wir nun als das Prinzip in Thätigkeit, welches einem neuen kaiserlichen Geschlecht das Leben ermöglichen soll. In den bewegten Zeiten Heinrichs IV waren die Staufer emporgekommen, in die damalige salische Politik sahen wir sie sich wie kein anderes Fürstengeschlecht hineinarbeiten, vom Leben erwarten wir also diesmal die Korrektur dieser übertragenen Politik, deren Existenzunfähigkeit wir schon einmal erkannt.



Kaiser Friedrich I und seine Söhne Heinrich VI und Friedrich. Nach einer Weingartner Handschrift anno 1200.

Wie bestimmt, trat der roncalische Reichstag am 11. November 1158 zusammen. Eine stattliche Zahl von weltlichen und geistlichen, italienischen und deutschen Fürsten hatte sich um den Kaiser versammelt. Die Wittelsbacher sind untrennbar von ihm, und wir wissen sie in seiner Nähe. Vor allen aber sind die Konsuln und Richter der Städte zu erwähnen als die Vertreter des lebendigen Rechts gegenüber jenen Herren, welche die juristische Hochschule von Bologna zum Reichstage gesandt hatte. Drei Tage lang beriet sich der Kaiser mit den Bischöfen über die Lage des Landes, also mit jenen Faktoren,

die von dem lebendigen Flusse des bürgerlichen Lebens bereits meistens ans Land gespült und aufs Trockene gesetzt waren. Am vierten Tage wurden die allgemeinen Sitzungen eröffnet. Friedrich erklärte den Anwesenden, daß er einen Angriff auf die kaiserliche Autorität nicht dulden werde, aber keine Gewaltherrschaft gedenke er zu führen, sondern nach den Gesetzen zu regieren. Und diese kaiserlichen Gesetze festzustellen, solle die Versammlung sich angelegen sein lassen. Als Antwort erhielt er durch den Erzbischof von Mailand die Anerkennung der gesetzgebenden Gewalt, welche nur dem Kaiser zustehe, da das Volk auf ihn alle seine Hoheit und Macht übertragen habe. Der kaiserliche Wille also wurde Gesetz und der öde Kodex einer längst gestorbenen Welt, die Institutionen Justinians und Valentinians, diese „göttlichen Orakel", wurden zum Beweise hierfür angezogen. Hatte man schon längst in Italien die alten römischen Rechtsbücher in das tägliche Leben wieder hereingezogen, sahen wir schon in der Nähe Heinrichs V den großen Rechtslehrer Irnerius, war also diese Bewegung lange eingeleitet, so zeigt uns das jetzige lebhafte Einsetzen derselben nur, daß man vor Rat- und Rechtlosigkeit eben keinen andern Ausweg mehr sah. Und gewiß, nicht daß man bei den Römern in die Lehre ging, war das Verderbliche, sondern daß man sich bei ihnen nach den Mitteln umsah, welche man eben brauchte. Hier war die große Rechtsapotheke, aus der jeder Quacksalber fürderhin glaubte seine Mittel beziehen zu dürfen. Noch immer studiert die junge Welt an dem großen römischen Leichnam; sie nimmt eine korinthische Säule und setzt sie in einen gotischen Dom, und da sie sich als zu kurz erweist, schiebt sie ihr einen germanischen Klotz unter. Die auf allen andern Gebieten längst begonnene Bewegung pflanzt sich fort auf das Gebiet des Rechts, die natürliche Rechtsbildung alter Zeiten tritt in Konkurrenz mit dem Rechtsdogma und der Rechtsabstraktion, und wir werden uns auf einen langen, bitteren Kampf gefaßt machen müssen.

In den Zeiten, wo die großen Bildungen des Lebens Gestalt gewinnen und damit aus dem Flusse des Lebens auszuscheiden anfangen, werden Encyklopädien und Gesamtwerke verfaßt. Dazu muß es also auch auf rechtlichem Gebiete demnächst in Deutschland kommen. Wir werden von den Rechtsspiegeln noch hören.

Die praktischen Ziele, welche Friedrich verfolgte, waren folgende: Begründung seiner unbestrittenen Herrschaft in Oberitalien; dabei konnte er sich, wie er meinte, nur auf die Bischöfe stützen. Das Recht der Kommunen also mußte zerstückelt werden zu Gunsten des bischöflichen und damit des kaiserlichen Rechtes. Die deutsche Kirche gewann an dieser fest begründeten kaiserlichen Macht einen unerschütterlichen Halt gegenüber der ihr feindlichen Aristokratie, die lombardische Kirche gegenüber den Kommunen, und der Reichsministerialität ward ein freies Feld zur Arbeit und Bewirtschaftung erobert. Nun ist aber die Macht der Reichsministerialität als eine ebensolche Frucht der Ständerevolution anzusehen, wie die blühende Macht der Kommunen. Scheidet die Reichsministerialität also aus ihrem bisherigen revolutionären Verbande teilweise aus und tritt zur Reaktion über, so kann dies nur die Folge haben, daß sie den Laienadel, ihren erbittertsten Gegner, in die Revolution wieder hineinwirft. An den späteren Folgen werden wir also den Charakter der jetzt eintretenden Bewegung zu beurteilen haben.

Die Größe und Macht des Kaisertums, der Glanz, welcher die Persönlichkeit seines Vertreters umgab, hatte die Zeitgenossen geblendet. Man hoffte von ihm alles, Frieden und Glück, Wohlfahrt und Gedeihen, und aus allen Himmelsgegenden pilgerten die Privatkläger herbei, um vor dem Tribunale des Kaisers ihre Rechte darzuthun und zu verfechten. Was hier geboten wurde, schien das zu sein, was man allerseits längst ersehnt hatte: eine gesicherte, unparteiische Rechtsordnung. Aber auch diese war unmöglich, so lange der Kaiser selbst als Partei zwischen den Kämpfenden stand. Erst mußten die kaiserlichen und königlichen Rechte festgesetzt werden, ehe man an die Feststellung der Rechte anderer denken konnte. Die Doktoren Bolognas wurden beauftragt, nachzusehen, was als Königsrecht zu betrachten sei. Zu dem Ende wurden ihnen 28 Richter an die Seite gegeben, welche aus den Richterkollegien der italienischen Städte ausgewählt wurden. Unbekümmert um das historisch Gewordene reklamierten die nun alles, was einst von den lombardischen Königen und den späteren Kaisern als Regale betrachtet worden war, wie

öffentliche Straßen, Flüsse, Häfen, Ufer- und gewöhnliche Zölle und Münzen. Dazu kamen außer den gewöhnlichen Strafgeldern die Güter deren, welche verbotene Ehen geschlossen, dann von Verbrechern und Geächteten; das Fodrum, die Stellung von Pferden, Wagen und Schiffen, die Silberbergwerke und städtischen Pfalzen, die Erträgnisse der Fischerei und Salinen und manches andere wurden dem Kaiser zugesprochen. Endlich wird zu den königlichen Rechten auch dasjenige gezählt, die Magistrate für die Rechtspflege, also auch die Konsuln und Podestas, einzusetzen. Und die Vertreter der italienischen Bevölkerung entsagten unter Vorantritt des Erzbischofs und der Konsuln von Mailand den Regalien, wohingegen der Kaiser erklärte, er wolle allen denen, welche den rechtlichen Besitz der Regalien urkundlich nachweisen könnten, dieselben für immer überlassen. Das konnten nicht viele, von den wenigen vielleicht die Bischöfe, am allerwenigsten aber die städtischen Kommunen. Die städtische Freiheit und Autonomie, das in langem erbittertem Kampfe erstrittene Gut, beruhte nicht auf Urkunden und wurde durch diese Verfügungen zu Tode getroffen, während die königliche Macht durch die also mit einem Schlage geschaffene kolossale Mehreinnahme, welche Ragewin auf 30000 Talente schätzt, sich gewaltig und hoch über alle andern weltlichen und geistlichen Mächte emporhob.

Die zweite Einrichtung, welche dann getroffen wurde, galt dem allgemeinen Frieden. Alle Männer vom 18.—70. Lebensjahre mußten denselben beschwören und der Königsbann von 100 Pfund Gold für die friedbrechenden Städte, geringere Summen für die andern Gewalten und Personen, wurde wieder als Buße anerkannt. Eidgenossenschaften der Städte oder von Personen wurden als Friedensbruch bestraft, und nicht nur die Bischöfe hatten mit ihrer geistlichen Strafgewalt für die Aufrechterhaltung des Friedens einzutreten, sondern neben ihnen erhoben sich in allen Städten die kaiserlichen Podestas, welche an die Stelle der von den Bürgerschaften bisher erwählten Konsulkollegien traten.

Weitere Beratungen endlich galten der Wiederherstellung der italienischen Lehensverfassung. Man verkaufte und verpfändete die Lehen und trat mit dem Erlös in den städtischen Handel und Verkehr ein. Dadurch wurden die kriegerischen Leistungen auf Null reduziert, da der Begriff des Leihgutes und der damit verbundenen Pflichten in Vergessenheit geriet. Diesen widerrechtlichen Veräußerungen trat nun Friedrich entgegen und ordnete zugleich an, daß die Herzogtümer, Markgrafschaften und Grafschaften ungeteilt vererben, einer weiteren Zersplitterung derselben also vorgebeugt werden sollte. In jedem Lehenseid aber sei die Treue gegen den Kaiser ausdrücklich vorzubehalten.

So fielen die Bestimmungen aus, welche auf dem roncalischen Felde getroffen wurden. Betrachtet man sie so in ihrer positiven Form, so ist die außerordentliche Bedeutung, welche sie auf das ganze Leben im weiten Reiche haben sollten, kaum zu erklären. Der Sinn ist es, in dem sie geschaffen wurden, der diese Erklärung giebt und sich in der Weise ihrer Verwirklichung verrät. Wenn wir von Mailand hören, dessen Macht sich bis heran auf 2000 Festen stützte, daß nach dem Falle der Stadt nur vier davon noch in ihrem Besitze waren und auch diese dem Kaiser ausgeliefert wurden, so begreifen wir die tief einschneidende und umgestaltende Wirkung, welche diese Beschlüsse haben sollten. Reichsministerialen besetzen die lombardischen Burgen und kaiserliche Gesandte, allen voran Rainald und Otto von Wittelsbach, durchziehen die lombardischen Städte, die kaiserlichen Podestas, meist einheimische Bürger oder auch Deutsche, zu ernennen und den Bestand der Regalien zu untersuchen. Direkten Widerstand aber mußten diese Maßregeln finden, wenn man erkannte, daß der Kaiser selbst Partei sei und die Gerechtigkeit von ihm nicht nach objektiven Prinzipien geübt wurde. Und nur zu bald sollte man darüber Anlaß zur Klage haben.

Das mächtige Genua widersetzte sich zuerst der Ausführung der roncalischen Beschlüsse und machte auf eine Ausnahmestellung Anspruch. Der Kaiser sah sich genötigt, sich mit dem Treueid und einer Geldsumme zufrieden zu geben. Die Regalien, namentlich die wichtigen Hafenzölle, blieben der Stadt. Das System hatte ein Loch.

In Pavia und Cremona gehorchte man, ebenso in Piacenza, das außerdem einen Teil seiner Befestigungen niederlegen mußte. Als aber an Crema dieselbe Aufforderung

gestellt wurde, die Gräben und Mauern zu zerstören, geriet das Volk in Aufregung und vertrieb die kaiserlichen Gesandten. Die Freiheit und Blüte Cremas hatte Cremona um 15000 Mark Silber vom Kaiser erkauft, und verzichtete Crema nun auf seine Mauern, so war es eine wehrlose Stadt und allen Feinden preisgegeben. Die Gerechtigkeit Friedrichs ward mit dieser Bewilligung an die Cremonesen zum Mythus. Und als nun Ende Januar 1159 Otto von Wittelsbach und Rainald in Mailand erschienen, berief man sich auf die Bedingungen der Kapitulation, bei welcher die freie Konsulwahl der Bürgerschaft ausdrücklich zugestanden worden sei. Unterhandlungen erhöhten nur die Hitze; es kam zum Aufstand, Otto von Wittelsbach mußte fliehen und Rainald folgte ihm trotz der Gegenvorstellung der mailändischen Ritterschaft am andern Morgen, als der Tumult vor seinem Quartier bei St. Ambrogio von neuem ausbrach. Mit der Ernennung Rainalds und Ottos zu Gesandten in Mailand wurde die versöhnende Politik der Gegenpartei (Eberhards von Bamberg) aufgegeben.

Wir wissen, daß Friedrich sofort zu neuem Kampfe gegen Mailand entschlossen war. Nur die Bischöfe rieten zu einer gerichtlichen Untersuchung. Die erste Verhandlung verlief resultatlos. Die mailändischen Gesandten weigerten sich, den roncalischen Beschlüssen in der Podestafrage nachzukommen. Ein zweiter Termin wurde angesetzt, aber schon waren auch die Boten unterwegs, welche die deutschen Fürsten, vor allen Heinrich den Löwen, zur Herrschaft gegen Mailand entbieten sollten. Die Mailänder eröffneten den Krieg mit dem Angriff auf die kaiserliche Burg Trezzo. Am 16. April (Donnerstag nach Ostern) ward aufs neue die Acht über Mailand verhängt. Mitte Mai stand das kaiserliche Heer auf mailändischem Boden; Brescia und Crema stellten sich offen auf die Seite Mailands, und im Juni folgte die Aechtung Cremas und der Beschluß, die Acht sofort zu vollstrecken. Der Krieg gegen Mailand bestand einstweilen nur in furchtbaren Verwüstungszügen. Es ist bekannt, daß dieser Krieg der kaiserlichen Macht gegen die feindlichen Kommunen zum Weltkriege wurde durch das Bündnis, welches Hadrian IV mit den um ihre Freiheit ringenden Städten schloß.

Man fürchtete in Rom eine Ausdehnung der roncalischen Beschlüsse auch auf das römische Gebiet. In Tuscien und der Campagna erschienen bereits die kaiserlichen Gesandten. Diese Furcht gab der sicilischen Partei der Kardinäle das Uebergewicht, und so ging Hadrian offensiv gegen den Kaiser vor. Er verweigerte die Anerkennung des kaiserlichen Kandidaten für den erzbischöflichen Stuhl von Ravenna. Die Brescianer hatten einen Richterspruch des Kaisers zu fürchten, und wenn der Papst sich für Brescia verwendet und gebeten hätte, das Urteil nicht von persönlichem Haß und Zorn abhängen zu lassen, so könnte man sein Vorgehen nur billigen. Unglücklicherweise aber bat er nicht, sondern untersagte dem Kaiser geradezu die Entscheidung und erhöhte die Beleidigung durch die Form, in welcher das päpstliche Schreiben übergeben wurde. Die Antwort des Kaisers war, daß er in ferneren Schreiben an die Kurie seinen Namen dem des Papstes voranzusetzen und denselben mit „Du" statt mit „Ihr" anzureden befahl, wie das einstens einmal üblich gewesen, jetzt aber ebenso beleidigend war. Von solchen Kindereien hing damals das Geschick großer Teile der abendländischen Bevölkerung ab, und man erkennt daraus am besten, auf welch' vielversprechenden Weg die abendländische Völkerentwicklung geraten war. Weit gefehlt aber wäre es, wollte man daraus schließen, es habe damals nicht auch Männer gegeben, welche die Unersprießlichkeit solcher kleinlichen Streitigkeiten durchschaut und erkannt hätten. Eberhard von Bamberg weist in einem merkwürdigen Schreiben an den Kardinal Heinrich auf die früheren Zeiten hin, da noch die Form der kaiserlichen Schreiben der Geradheit und Schlichtheit der Vorfahren entsprochen und man sich um „Du" und „Ihr" und um die Voranstellung der Namen noch nicht gekümmert habe. Er weist ferner darauf hin, daß in solchen kleinlichen Zwistigkeiten mit Worten nichts zu machen sei, und bitter ruft er aus: „Wo ist Weisheit, wo Verstand in Reich und Kirche?" Und dann fährt er fort: „Gott bewahre uns vor denen, von denen es heißt: ‚Sie wußten keinen Rat mehr.‘ Saget aber nicht mehr zu uns: ‚Kommet her!‘, sondern kommet vielmehr Ihr selbst, die Ihr die Schlüssel der Weisheit habt, kommet ohne Einladung und belehrt uns, Euere Söhne, nicht in Bitterkeit des

Herzens, sondern in Güte und vieler Milde. Gnade Gott denen, die, Oel ins Feuer gießend, zwischen Vater und Sohn, Reich und Kirche Zwietracht säen! Ich bin ein Narr geworden, dazu habt Ihr mich gezwungen." Wie wundervoll rührend spricht aus den Worten dieses Mannes die Ratlosigkeit, in der er sich befand, da er seines Lebens und Denkens Ziel, den Frieden zwischen Kaiser und Kirche zu erhalten, gefährdet sah! Sich selbst stellt er als Narren hin, da er die Narrheit der andern, die allgemeine Narrheit, nicht zu begreifen vermag. — Auch an den Papst wandte sich Eberhard mit einem Schreiben und forderte ihn zu Liebe und Versöhnung auf. Und wirklich erschienen päpstliche Gesandte bei Friedrich mit dem Anerbieten, den Vertrag vom Jahre 1153 zu erneuern. Der Kaiser wies sie zurück, da der Papst diesen Vertrag verletzt habe. Wohl aber wolle er sich einem Schiedsspruch von Fürsten und Klerikern über die vorhandenen Streitpunkte fügen. Hadrian lehnte diesen Antrag ab und forderte außerdem, daß der Kaiser ohne päpstliche Erlaubnis keine Gesandten nach Rom senden solle, da die Regalien dort dem hl. Petrus gebührten, von den päpstlichen Besitzungen solle das Fodrum nur bei der Kaiserkrönung verlangt werden; außerdem sollten die Einkünfte des Herzogtums Spoleto und des mathildinischen Hausgutes, sowie andere Besitzungen dem Papste eingeräumt werden; dann aber sollten die Bischöfe dem Kaiser nicht den Lehenseid, sondern nur den Treueid leisten und die kaiserlichen Gesandten nicht in den bischöflichen Palästen herbergen.

Der alte Streit erwachte von neuem. Das nochmals angebotene Schiedsgericht, wozu der Papst sechs Kardinäle, der Kaiser sechs Bischöfe stellen sollte, wurde von Hadrian wieder zurückgewiesen. Kaiserliche Gesandte gingen darauf nach Rom, mit der Bürgerschaft zu unterhandeln, während der Papst mit den Kardinälen nach Anagni aufbrach. Otto von Wittelsbach war es demnächst beschieden, das kaiserliche Ansehen dem Papsttum gegenüber zu vertreten. Hadrian IV schloß nun den lange vorbereiteten Bund mit König Wilhelm von Sicilien gegen Friedrich und traf ein festes Abkommen mit den lombardischen Feinden des Kaisers, denen er versprach, innerhalb vierzig Tagen den Bann über Friedrich zu verhängen. Nur sein Tod hinderte ihn daran, das Versprechen zu erfüllen. Am 1. September 1159 schloß Hadrian IV in Anagni die Augen.

Der Kampf wurde permanent, als aus den Beratungen der Kardinäle zwei Päpste hervorgingen. Die Mehrzahl wählte den Kanzler Roland, die kirchliche Friedenspartei den Kardinal Oktavian. Dieser kam seinem Gegner zuvor, da er sich schon am 7. September den päpstlichen Mantel umhängen ließ, während Roland erst am 18. September außerhalb Rom immantiert wurde. Der erste nannte sich Viktor IV, der zweite Alexander III. Die kindischen Auftritte, welche diesem Doppelspiele vorangingen und folgten, zu erzählen, ist nicht unsere Sache. Wer erkennen will, daß es sich dabei nicht mehr um einen lebendigen, lebenspendenden Glauben, sondern um ein totes System handelte, das den furchtbarsten Fanatismus auf beiden Seiten zu seiner Verteidigung entflammte und entflammen mußte, hat dazu anderswo genugsam Gelegenheit. Nur zweierlei ist festzustellen: Dürfen wir seit dem Tode Gregors VII und Urbans II bis zur Wahl Alexanders nur von einem Waffenstillstand, nicht von einem Frieden reden, so auch fernerhin. Zu einem sogenannten Frieden kam es nur noch, wenn auf dem päpstlichen Stuhle oder auf dem kaiserlichen Throne schwache und unbedeutende Männer saßen. Ein zweiter Punkt ist der, daß das staufische Königtum einerseits als der Vertreter der politischen Reaktion, andererseits als der Verteidiger der politischen Freiheit gegen geistliche Bevormundung und damit auch in gewissem Sinne als der Verteidiger der Freiheit überhaupt, in eine Zwitterstellung geriet. Es kam zwischen zwei Steine und wurde zerrieben. Mit ihm sank für immer der Traum einer kaiserlich-deutschen Hegemonie im Abendlande in das Nichts zurück, und den Völkern ihre nationale Freiheit erhalten und gerettet zu haben, ist somit das ungewollte und unbewußte Verdienst der römischen Kurie, welche dieser Völkerentwicklung wie alle andern Institutionen unterworfen blieb. Mögen immerhin einzelne hervorragende Persönlichkeiten sich große Verdienste in dem Kampfe für und gegen Rom erworben haben, ihr großes Wollen scheiterte doch zuletzt immer an der Unfruchtbarkeit der Sache, der es gewidmet war. Das aber ist mehr ein Verhängnis als eine Schuld.

„Unter der großen Reihe würdiger und persönlich ausgezeichneter Päpste,“ sagt Nitzsch, „erscheint Alexander III als der würdigste und ausgezeichnetste. Das unerschütterliche Bewußtsein von seinem besseren Recht verlieh ihm einen tiefen religiösen Mut, der deshalb so unbezwinglich war, weil er sich mit einer seltenen politischen Mäßigung verband, welche auf der klaren Kenntnis der Grenzen des Erreichbaren beruhte. Seinem kühnen, aber gereizten und leidenschaftlich erregten Gegner Rainald gegenüber hielt Alexander von Anfang an eine ruhige, man könnte sagen großartige Auffassung der Verhältnisse fest.“

Daß die kaiserlichen Gesandten, so namentlich Otto von Wittelsbach, als direkte Gegner Alexanders im römischen Gebiete und in Rom selbst auftraten, während sie Viktor IV freundlicher begegneten, ist natürlich. Daß aber Alexander dann die Einladung zu dem vom Kaiser auf den Rat der ihn umgebenden deutschen und lombardischen Bischöfe und Aebte nach Pavia berufenen Konvent ablehnte, ist ebenso natürlich. Das Schisma zu ersticken war wohl die redliche Absicht beider Parteien, aber es war doch kein Gedanke daran, daß auf diesem subjektiven Wege, den man beiderseits betrat, eine Aussöhnung würde zustande kommen.

Wenn der Geschichtsschreiber von Lügen, Verbrechen, Unmenschlichkeiten und Bestialitäten hört, so kann er gewiß sein, daß es sich nicht um Recht und Unrecht, sondern um Dogmen und Systeme handelt, durch welche das aufblühende Leben in den Bann geschlagen und niedergehalten werden soll. Den Pfad der Greuel zu betreten, blieb dem deutschen Kaiser vor Crema nicht erspart. Die Stadt fiel nach siebenmonatlicher Belagerung im Januar 1160. Was hier auf beiden Seiten an Schandthaten geleistet worden, kennzeichnet die barbarische Roheit ebenso, wie den grimmigen Fanatismus, die damals zur Herrschaft über die Menschengemüter sich die Hand zum Bunde reichten. Nach der Uebergabe sank die Stadt in Trümmer. Daß der Kaiser den tapferen Bürgern das nackte Leben schenkte, entschuldigte er vor der Welt damit, daß die göttlichen und menschlichen Gesetze verlangten, es müsse dem Fürsten immerdar die Gnade zur Seite stehen. Es ist dies keine Rhetorik, sondern Friedrichs wahrer Glaube, und doch verrät sich kaum irgendwo so deutlich die sittliche Verkommenheit des Zeitalters, als in diesen Worten eines Kaisers, der die Freiheit und Existenz Cremas ihrer Feindin Cremona bereits vor Anbeginn des Kampfes um 15000 Mark Silber verkauft hatte.

Die Lüge fand ihre Fortsetzung in Pavia, wo am 11. Februar die Wahl Alexanders verworfen und diejenige Viktors anerkannt wurde. Es geschah dies unter dem unmittelbaren Eindruck des blutigen Sieges über Crema, und nur so läßt sich begreifen, daß man den Mut haben konnte, die Unterschriften des Synodalprotokolls von 44 auf 153 teils ganz willkürlich zu erhöhen. 44 Bischöfe waren in Pavia zugegen und gaben ihre Erklärung ab, die übrigen Unterschriften ließ Rainald hinzusetzen. Alexander antwortete am 24. März 1160, indem er den Bann über Friedrich, Otto von Wittelsbach und den Gegenpapst verhängte.


Barbarossa auf dem Marsch.
Nach einer Miniatur aus dem 13. Jahrhundert.

Wir haben hier einen Augenblick zu verharren. In der Zeit, da der Kaiser seine Einladungen zur Synode von Pavia an die Könige und Fürsten, an Klerus und Adel vorbereitete, war auch Alexander thätig, für sich Anhänger zu werben. Es ist nicht gleichgültig für uns, zu erfahren, daß er selbst ein Schreiben an den Kaiser abgeschickt haben soll, dessen Annahme Heinrich der Löwe und Herzog Welf vermittelt hätten. Ist dieses Schreiben, wie Giesebrecht annimmt, dasselbe, welches von 23 Kardinälen an Friedrich erlassen wurde, so erkennen wir daraus, daß sich schon damals die Bestrebungen des Bayernherzogs in direktem Gegensatz zu den

Bestrebungen des bayerischen Pfalzgrafen befanden, denn auf Otto von Wittelsbach fallen in dem Schreiben die schwersten Anklagen: er verfolge die Kirche und zerreiße ihre Einheit. — Ein zweites Moment, welches hier hervortritt, ist die Selbständigkeit der bayerischen Kirche. Sowohl Friedrich wie Alexander bemühten sich, den Erzbischof von Salzburg auf ihre Seite zu ziehen. Als das Urteil in Pavia gefällt war, schrieb selbst Eberhard von Bamberg an den Erzbischof, sie hätten Herrn Viktor gewählt in der Hoffnung auf Frieden und Eintracht zwischen Reich und Kirche. Es nützte nichts. Der Metropolit hatte seine Partei bereits gewählt. Er hatte sich nach Pavia auf den Weg gemacht, war aber in Vicenza umgekehrt. Der Propst Heinrich von Berchtesgaden vertrat ihn auf der Synode. Mit ihrem Metropoliten fehlten außerdem die Bischöfe Albert von Freising, Ottos Nachfolger, und Hartmann von Brixen, zwei dem Kaiser persönlich sehr nahestehende Männer. Die Anerkennung des Urteils in Pavia selbst wurde von einzelnen Kirchenfürsten an die Bedingung geknüpft, daß dasselbe einer Revision durch die allgemeine Kirche unterworfen werden könne. Und diesem Vorbehalt schlossen sich außer Eberhard von Bamberg die beiden Bischöfe von Passau und Regensburg an. Wir erkennen daraus, daß die bayerische Kirche noch lange nicht auf der Stufe war, einem von oben gegebenen Stichwort unterwürfig zu folgen; wir erkennen aber ebenso aus dieser Haltung, daß hier die herzogliche Macht mit ganz andern Faktoren zu rechnen hatte, als in Sachsen. Gelingt es Heinrich dem Löwen nicht, die bayerische Kirche in die gleiche Abhängigkeit zu bringen, in welcher die sächsische war, so wird Bayern ihm verloren gehen, und nicht nur ihm, sondern es wird für alle und jede Bewegung verloren sein, welche von den jungen Ostmächten in das Reich hereinflutet. In Bayerns Kirche residiert jener vom Westen stammende romanische Weltgeist. Die Cluniacenser und Hirschauer brachten ihn zuerst hierher. Behauptet er die Herrschaft, so wird auch Bayerns politische Machtstellung zum Reich eine andere werden müssen. Die Frage der Zukunft wird dann nicht mehr lauten, ob das nationale Ostdeutschland in geeinter Mächtigkeit dem Westen Stand bieten, sondern ob Deutschland vom Süden oder vom Norden die Parole empfangen soll?

Heinrichs des Löwen Stellung zu Friedrich ist eine andere geworden, als sie ehedem war. Persönlich vielleicht noch inniger mit seinem kaiserlichen Vetter verbunden, besitzt er politisch doch nicht mehr jenen ausschließlichen Einfluß wie früher. Rainald steht ihm im Wege, und Rainald ist seit dem Tode Erzbischof Friedrichs (1158) Erzbischof von Köln. Seine weltliche Fürstenmacht berührt sich in Westfalen mit derjenigen Heinrichs. Die Entwicklung, welche jetzt in Westfalen einsetzt, ist später im Zusammenhange kurz zu betrachten. Nicht in ihrem Ursprunge, wohl aber in ihren Folgen zeigt sie sich der bayerischen sehr ähnlich. — Wir hörten von dem stillen Gegensatze Ottos von Wittelsbach und Heinrichs des Löwen, von der Vergewaltigung Lübecks, der Stadt des Grafen Adolf von Holstein. Der Graf aber war ein Verwandter Rainalds, und beide verfolgen einträchtig dieselbe Politik. Sie gehen als Gesandte nach Frankreich. „Es zeigte sich schon hier, daß Rainald in der Heftigkeit, mit welcher er jetzt von der neu gewonnenen Position aus vorging, die Bedeutung der großen produktiven Gewalten unterschätzte, welche durch die kirchliche Bewegung emporgekommen waren und sich jetzt der Idee des freien Papsttums zur Verfügung stellten. Es war Rainalds erste politische Niederlage, daß es ihm nicht gelang, den französischen König zur Anerkennung Viktors zu bewegen." Der mailändische Krieg mußte zunächst den Ausschlag geben.

Friedrich hatte seine deutschen Hilfsvölker in die Heimat entlassen. Mehr nach Art der Guerillas als durch eine regelrechte Belagerung gedachte er die Mailänder mürbe zu machen. Die aber waren wachsam und brachten dem Kaiser und seinem lombardischen Heere am 9. August 1160 bei Carcano eine vollständige Niederlage bei. Der Kampf stockte, es kam zu keinen Entscheidungen, bis die Deutschen ihre Scharen abermals über die Berge führten. Inzwischen aber war in Frankreich das Urteil gefallen. Auf der Synode zu Toulouse (März 1161) wurde Alexander als rechtmäßiger Papst von Frankreich anerkannt, und England und Spanien traten diesem Urteile bei. Es hatte Viktor nichts genützt, daß sich die Orden von Cluny und Prémontré für ihn erklärten. Die Cisterzienser gaben den Ausschlag, und so bewährte sich die Schule des hl. Bernhard,

der seinen Orden erst eigentlich zur Teilnahme an den großen Fragen der Zeit herangeführt hatte.

Erst im Mai 1161 trafen die deutschen Krieger in der lombardischen Ebene ein. Heinrich der Löwe beteiligte sich an den folgenden Kämpfen nicht mehr, wohl aber führte der Schwabenherzog Friedrich dem Kaiser 600, Rainald von Köln 500 Ritter nach Italien hinab, wo auch von Böhmen aus eine Schar von 300 Rittern eintraf. Ende Mai



Kaiser Friedrich I löst die Fahne von der Spitze des Mastbaums des Caroccio.

begannen die Verwüstungen des mailändischen Gebiets. Auf eine Ernte durfte man in der Stadt nicht hoffen. Wie vor Crema, wütete auch hier der Fanatismus, und scheußliche Scenen sind es, die uns von den Geschichtschreibern der Zeit vor Augen geführt werden. Schon im August boten die Mailänder ihre Unterwerfung auf Bedingungen hin an. Der Kaiser wies die Bedingungen zurück. Weitere Verhandlungen wurden durch Rainald vereitelt, der das Versprechen der Sicherheit, welches einige deutsche Fürsten den mailändischen Unterhändlern gegeben, nicht achtete und die mailändischen Konsuln gefangen nehmen ließ. Sie wurden den Kölnern durch schnelle Hilfeleistung ihrer Gefährten wieder entrissen.

Mitte Juni hatte Papst Viktor eine Versammlung in Lodi abgehalten, welche von den kaiserlichen Parteigängern stark besucht, aber keineswegs als ein allgemeines Konzil zu betrachten war. Doch machten die Fortschritte des Kaisers für Alexander den Aufenthalt in Italien unmöglich. Ueber Terracina und Genua erreichte er nach langer Irrfahrt und Ueberwindung vieler elementarer Gefahren die Küste Frankreichs (April 1162). Der Winter 1161/62 hatte den Mailändern zu den Mühen des Krieges die Hungersnot gebracht. Es war keine Hoffnung mehr. Ganz verzweifelte Vorschläge wurden dem Kaiser von seiten der Unglücklichen gemacht, die nur ihre Vaterstadt zu retten bemüht waren. Selbst im kaiserlichen Lager sah man die Unmöglichkeit ein, die von den Mailändern selbst vorgeschlagenen Bedingungen zu erfüllen, und der Plan tauchte auf, diese Bedingungen anzunehmen, da der Kaiser dann, wenn sie nicht erfüllt würden, um so freiere Hand gegen Mailand haben würde. Die ganze Perfidie der damaligen Kriegführung tritt uns aus diesem Verhalten entgegen. Am 1. März kündigten die acht Konsuln Mailands dem Kaiser die Unterwerfung der Stadt an. Am 6. März streckte sich der Mastbaum des Caroccio vor dem Sieger, der mit eigener Hand die Fahne von der Spitze desselben löste. Des Zeichens der mailändischen Freiheit beraubt, erhob er sich wieder, ein toter Stamm, dem der Nordwind sein erstes glänzendes Grün geraubt. Erschütternde Scenen spielten sich damals im kaiserlichen Lager von Lodi ab. Friedrich und sein Kanzler blieben hart, hart bis zur Unmenschlichkeit. Am 19. März kam von Pavia, wohin das Hoflager verlegt war, der Befehl, die Mailänder hätten ihre Stadt zu verlassen. Am 26. wurde der Befehl vollzogen. Das Schicksal der Stadt war entschieden. Es lautet: Untergang. Und auch hier wieder wird uns berichtet, daß die kaiserliche „Gerechtigkeit" sich diesen Urteilsspruch von den alten Feinden und Rivalen Mailands abkaufen ließ. Barbarismus und Aberglaube reichten sich bei dem Zerstörungswerke die Hand. Rainald, der Mann, dem Mailand seinen Untergang vor allen zu danken hatte, erhielt die Reliquien der hl. drei Könige, die er dann nach seiner rheinischen Bischofsstadt transportieren ließ. Die städtische Größe Mailands schien symbobisch auf Köln übertragen.

Es wäre nun weit gefehlt, wollten wir die subjektiven Gefühle Friedrichs, das Gefühl der Erbitterung und des Zornes oder gar der Habsucht, durch die Versprechungen der Lombarden geweckt, als dominierend in seinem Innern darstellen. Der Kaiser war darauf angewiesen, die alten Einkünfte des Kaisertums wieder zu schaffen, da er sehr wohl einsah, daß ohne diese materielle Grundlage seine Pläne nicht durchführbar seien. Das Mißtrauen gegen die städtische Machtentwicklung war es, welches ihn versuchen ließ, die germanische Naturalwirtschaft auf den eroberten Gebieten von Mailand und Crema wiederherzustellen. „Die Annahme liegt nicht fern, daß ihm bei dieser merkwürdigen Maßregel die wirtschaftliche Ordnung der deutschen Verhältnisse, insbesondere das Bild der oberrheinischen Ebene, als Muster einer ertragreichen und leistungsfähigen Verwaltung vor Augen stand." Aus dieser falschen, aber sehr begreiflichen Phantasie flossen seine falschen Maßregeln, ja mit Notwendigkeit drängte es den Kaiser zu jenen verwerflichen Mitteln der Grausamkeit, Rücksichtslosigkeit und Parteilichkeit, als er versuchte, eine vorgeschrittene konsequente Entwicklung auf eine frühere Stufe zurückzuwerfen. Die Reaktion, und eine so gewaltige Reaktion, wie sie hier vorliegt, hat keine andern Mittel, als diese, sie sind so natürlich mit ihr verbunden, wie mit dem Wahnsinn das Irrreden. Und wenn wir die Zeit betrachten und sehen, wie die städtische Freiheit im ersten Werden sich nur durch fortwährenden Kampf zu behaupten wußte, wie die Lombardenstädte gegenseitig über einander herfielen und alle Ordnung zu Grunde ging, wie diese Ordnung erst wieder Wurzel zu fassen schien, nachdem der permanente Krieg und die fortdauernde Revolution zum Stillstand gezwungen, so erscheint es uns begreiflich, daß ein Mann die gewaltigste Reaktion für das einzige Mittel hielt, dem Unwesen ein Ende zu machen, der mit seiner ganzen Vergangenheit einer tieferen Stufe der Volksentwicklung angehörte. Die Städte waren noch nicht reif und stark genug, den Träger einer großen Politik abzugeben. Wir brauchen nur, um das einzusehen, an die Eifersüchteleien zwischen Genua, Pisa, Venedig, an die Thatsache zu erinnern, daß auch bisher kaiserliche



Die besiegten M



ger vor Friedrich I.

Städte sich später gegen ihn wandten. Und so bleibt uns denn nur übrig, festzustellen, daß die Mittel, deren sich Friedrich bediente, am wenigsten geeignet waren, die Städte zum Träger seiner Politik zu erziehen. Daß er daran gar nicht dachte, ist der Fehler seiner Politik, wenn wir von Fehlern überhaupt reden dürfen bei einer Natur, welche uns mit ihrer großartigen inneren Konsequenz als die höchste Personifikation einer ablaufenden Epoche gegenübersteht. Die ganze Vergangenheit des deutschen Kaisertums, die ganze bisherige Entwicklung Deutschlands verwiesen Friedrich nicht an die Städte als Träger seiner Politik, sondern auf das Bündnis mit dem Episkopate. Ihm sollten die städtischen Einkünfte so weit als möglich wieder zugänglich gemacht werden und durch ihn dann dem Reiche. Nicht prinzipiell Stellung zu nehmen zu dem städtischen Verkehrswesen kam Friedrich in den Sinn, sondern er griff nach den Mitteln, welche ihm Deutschlands Vergangenheit bot. „Wenn die ganze kaiserliche Verwaltung auf die Naturalverpflegung hinsteuerte, so beweist dies, daß man in diesem Jahrhundert eben auf die Erträge des Ackerbaus das entscheidende Gewicht legte." Mochte immerhin das städtische Leben am Rhein seit Heinrichs IV Tagen einen unverkennbaren Aufschwung genommen haben, mochte immerhin Heinrich der Löwe sich bemühen, ein solches an der Ostsee zu erwecken, es konnte Friedrich nicht in den Sinn kommen, auf die Kräfte, „die hier teils noch schlummerten, teils sich erst unklar und tumultuarisch zu regen begannen", seine Politik zu stützen. Und gerade dieses unausgesprochene, nicht prinzipielle Verhalten ermöglichte es, daß die Freundschaft des Staufers mit dem Herzoge von Sachsen und Bayern so lange erhalten blieb. Diese in Deutschland aufgesogenen und von den Verhältnissen ihm aufgedrängten Anschauungen übertrug Friedrich nun nach Italien. Die prinzipielle Regelung der Stellung der Kommunen zum Reiche, wie sie in den roncalischen Beschlüssen scheinbar zum Ausdruck gelangte, zeigte sich als undurchführbar. Und so trat sofort an die Stelle des kaum erfaßten Prinzips wieder die Nützlichkeitspolitik. Friedrich bevorzugt die bisher unterdrückten Städte gegen die siegreichen, drückt diese nieder und die Freundschaft und Dienstleistung der Städte sind maßgebend für sein Verhalten. Dadurch bekommt die roncalische Theorie einen Riß, der sich allmählich zur Kluft erweiterte, in der dann das ganze Bestreben der Staufer versank. Das Leben siegte wie immer über die auf Anschauungen der Vergangenheit aufgebaute Theorie.

Es ist natürlich, daß das furchtbare Schicksal Mailands für einen Augenblick die Thatkraft der italienischen Kommunen lähmte. Brescia und Piacenza unterwarfen sich im April und Mai (1162), Genua, welches auf der Seite Alexanders stand, folgte bald diesem Beispiele. Doch merkwürdig ist der Vertrag, den Pisa mit dem Kaiser schloß. Beiden war es um die Niederwerfung Genuas zu thun. Friedrich bedurfte dazu der Flotte der Pisaner. So kam ein Vertrag zu stande, der so vollkommen auf Gegenseitigkeit beruhte, wie keiner, den bisher ein Kaiser mit einer Stadt, und wir dürfen wohl hinzufügen, mit einer fremden Macht geschlossen. Wo blieb da das Prinzip von Roncalia? Die Not selbst erzwang seine Aufgabe, und daß Friedrich nicht zu ahnen schien, wie er seiner Theorie untreu wurde, zeigt deutlich, daß er von dem Bewußtsein seines theoretischen Verfahrens keineswegs durchdrungen war. Allen kaiserlichen Städten räumte Friedrich jetzt die freie Wahl der Konsuln ein und behielt sich nur die Investitur derselben und diese oft in einer Weise vor, daß von einer wirklichen Verleihung der Regalien kaum ein Schein übrig blieb. Nur in den schwankenden Städten und in den Städten der Romagna erschienen kaiserliche Podestas in der Gestalt von deutschen Reichsministerialen. In Tuscien war Rainald thätig und erzielte durch seine Energie große Erfolge. Aber die Ungleichheit der Behandlung der einzelnen Städte machte sich nur zu fühlbar. Alle Freiheiten, welche man der einen Stadt gewährte, schienen nur auf Kosten anderer Gemeinwesen gestattet zu sein. Und statt zu erlöschen trieb die alte Feindschaft nur höher empor. Der Kaiser aber stand nicht mehr als Richter über den Hadernden, sondern als Partei mitten unter ihnen.

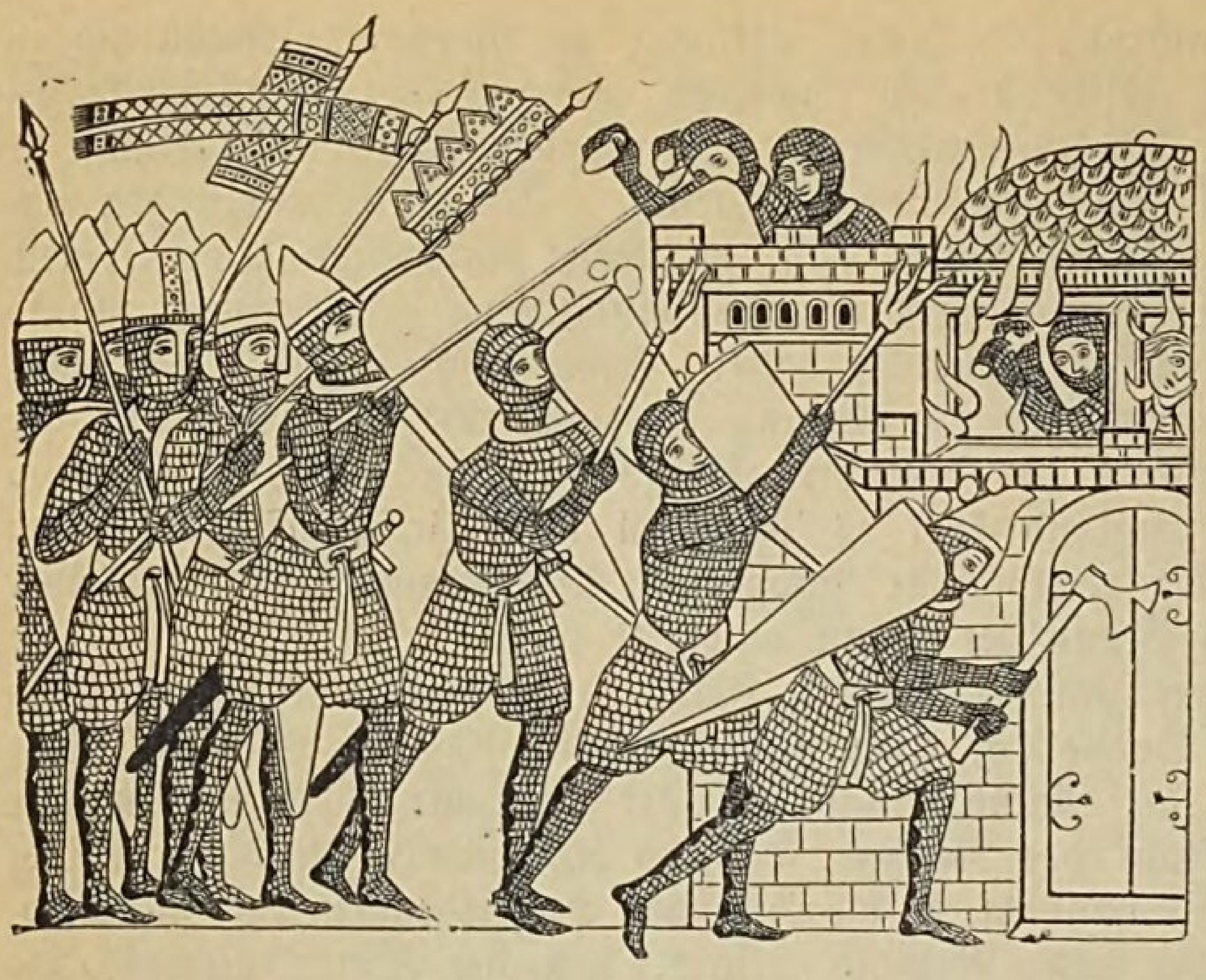
Einen Augenblick konnte man glauben, Friedrich wolle nun nach der Ansiedlung der Mailänder in vier offenen Ortschaften, nach der Unterwerfung der Romagna und der Marken, seine Waffen gegen Rom und Sicilien tragen. Er kehrte um, weil es Rainald

gelungen war, Ludwig von Frankreich in seiner Stellung zu Alexander schwankend zu machen. Im August 1162 ging Friedrich nach Burgund, um auf der Saonebrücke bei St. Jean de Losne mit Ludwig zusammenzutreffen. Im letzten Augenblick gelang es aber dem Papste, Ludwig wieder auf seine Seite zu ziehen. Die Unterhandlungen zerschlugen sich, nachdem Ludwig erfahren hatte, daß der Kaiser unvorsichtigerweise durch übertriebene und zweifelhafte Veröffentlichungen den Verhandlungen vorgegriffen und so das königliche Ansehen Ludwigs schwer geschädigt hatte. Statt eines Abfalles der gallikanischen Kirche kam es zu einer innigen Verbindung derselben mit Alexander und der englischen Kirche, statt eines Bundes des deutschen Königs mit dem französischen gegen Alexander und Heinrich II von England kam es Pfingsten 1163 zu dem Konzile von Tours, auf dem Alexander als der rechtmäßige Papst volle Anerkennung fand und über Rainald und den Abt Hugo von Cluny der Bann verhängt wurde.

Trotzdem der Plan, Ludwig zum Bunde mit Friedrich zu gewinnen, vollkommen gescheitert war, kam es an der Saone auf einer Reichsversammlung zu Dôle zur abermaligen Anerkennung Viktors. Ja, Rainald gab vor der stattlichen Versammlung die Erklärung ab, daß Rom eine Stadt des Reiches, daß es eine schwere Rechtsverletzung sei, wenn die fremden Könige sich anmaßten, in die römischen Angelegenheiten einzugreifen, und dem Könige Ludwig gegenüber hatte Rainald erklärt, daß der Kaiser niemals das ihm zustehende Recht bei den römischen Bischofswahlen mit einem andern teilen werde. Das entscheidende Wort war heraus. Der Streit des Reiches mit der Kirche, einst von Gregor VII entfacht, lenkte in eine neue Bahn. Nicht die allgemeine Kirche, sondern nur die Kirche des Reiches und der Kaiser sollten als höhere Instanz über das Papsttum erhoben werden; es bedeutete dies also in letzter Konsequenz nichts anders, als die Herrschaft des Kaisers und der deutschen Kirche vermittels des universalen Papsttums über die Christenheit. Damit war ausgesprochen, wovon einst Heinrich III geträumt, als er die deutsche Kirche bis zur Tiber ausdehnte. Das naive Werk des Künstlers war in eine ästhetische Regel gebracht.

Noch standen die deutschen Bischöfe mit wenigen Ausnahmen fest um den Kaiser geschart. Gelang es Friedrich, sie in dieser Einmütigkeit zu erhalten, so durfte er auf den endlichen Sieg hoffen. Aber zwei Umstände waren geeignet, die bisherige Treue derselben zu erschüttern; die deutsche Kirche stand in nicht geringer materieller Abhängigkeit von den hofrechtlichen Klassen; diese Abhängigkeit mußte gebrochen werden durch die Macht des Kaisers; in Norddeutschland seufzte die Kirche unter dem Drucke der weltlichen Herrschaft Heinrichs des Löwen, und besorgt sah man ihn in Bayern die gleichen Pfade beschreiten. Diese Beengung mußte von der Kirche genommen werden, und wir dürfen aus Rainalds Verhalten schließen, daß er diesen Punkt schon früh ins Auge faßte.

Heinrich der Löwe hatte damals gerade die Unterwerfung des Abodritenlandes vollendet (1158—1164). Für die Restauration der christlichen Kirchen im Wendenlande schien nun die Zeit gekommen. Wenn auch Viktor in Pavia dem Erzbischofe von Bremen die geistlichen Rechte über seine Suffragane gesichert hatte, die Erteilung der Regalien verblieb dem Herzog. In diese Zeit fällt die Uebersiedlung des Bistums Oldenburg nach Lübeck. Bischof Gerold versuchte seiner Kirche die Lebensfähigkeit zu erhalten. Aber die an der Trave angesiedelten Holsaten verweigerten die Zehnten, da er doch meist nicht der Kirche, sondern dem Säckel der weltlichen Herren zu gute käme. Der Herzog griff ein. Und wie hier brachte er seine Macht in Westfalen zur Geltung. Da aber stieß er mit der Interessensphäre Erzbischof Rainalds zusammen. Es ist nun natürlich, daß die Sympathien des letzteren sich mehr und mehr denen zuwandten, welche bisher der herzoglichen Macht einen starken Damm entgegengesetzt hatten. Wie in Bayern die österreichische Macht sich dem Einflusse Heinrichs entzog, so in Sachsen die Macht der ostsächsischen Herren. Unter ihnen ragten namentlich Albrecht der Bär, der Wettiner Markgraf und Erzbischof Wichmann von Magdeburg hervor. Wie Heinrich seine Herrschaft auf die Unterwerfung der Kirche aufgebaut und ihr gegenüber das städtische Leben begünstigt hatte, so stützte sich Albrechts Macht auf die Freundschaft der Kirche. Der Gegensatz war gegeben. Die nordsächsische Kirche gehorchte dem Herzog, die ostsächsische nicht.



Belagerung einer Burg.

Ebenso wahrten die ostsächsischen Fürsten ihre Selbständigkeit dem Herzog gegenüber. Der aber war fortwährend bestrebt, die Stellung der sächsischen Fürsten derjenigen der bayerischen gleichzumachen, denn die herzogliche Macht stand in Bayern auf einer moralischen Höhe, wie nirgendwo anders. Es gelang ihm nicht, und das Resultat seines Strebens war eine Verschwörung, welche sich gegen ihn bildete. An ihr nahmen auch der Böhmenkönig, der Herzog von Oesterreich, der Markgraf Ottokar von Steiermark und der alte Welf neben den ostsächsischen Fürsten teil. Es ist die ostdeutsche Monarchie, beruhend auf der Vereinigung Bayerns und Sachsens, von welcher sich alle diese Fürsten längs der deutschen Ostgrenze bedroht fühlen. Der Sturz des Herzogs ist ihr Ziel.

Ob Rainald schon damals auf seiten der Verschwörer stand, ist nicht berichtet. Jedenfalls aber hatten sie einen Teil seiner Sympathien, wenn auch dem Hauptvertreter der kaiserlichen Politik Vorsicht geboten schien, Vorsicht wegen der Haltung der bayerischen Kirche in dem Streite Friedrichs mit Alexander. Die Unterwerfung der bayerischen Kirche unter die herzogliche und damit unter die kaiserliche Macht mußte allen Feinden Alexanders als wünschenswert erscheinen, und diese Vorstellung mag es gewesen sein, welche Rainalds Gelüste im Zaum hielt und Friedrich zwang, den Verschworenen entgegenzutreten und ihr Werk zu vereiteln.

Dem Beobachter der bayerischen Verhältnisse damaliger Zeit drängt sich der Eindruck auf, daß die Tendenz des Auseinanderbrechens mehr als jemals in Bayern vorhanden war. Den Oesterreicher sehen wir im Kampfe gegen seine Brüder Konrad von Passau und Otto von Freising; den Herzog sehen wir gleichfalls gegen Otto von Freising vorgehen, wie ehedem schon die Wittelsbacher; nach seiner Rückkehr aus Italien (Herbst 1161) wirft sich Heinrich in den Kampf gegen den Regensburger Bischof Hartwich II, aus dem Geschlechte der Ortenburger. Dazu trat nun die merkwürdige Haltung der Salzburger Kirche, von der Riezler geradezu aussagt, daß die dortigen Erzbischöfe weniger als andere ihre Interessen mit denen des Reichs verwachsen sahen. Wir erkennen die schwierige Stellung, welche hier der weltlichen Macht, der herzoglichen sowohl, wie sie Heinrich zu verwirklichen strebte, als der kaiserlichen geschaffen war. Die Entwicklung Bayerns drängte dem Osten zu. Die Entwicklung des Reichs und der an ihr festhaltenden herzoglichen Macht hielt sie im Westen fest. Herzog und Kirche scheinen ihre Rollen vertauscht zu haben. Der Ausweg nach Osten ist durch die Errichtung des österreichischen Herzogtums verschlossen. Trotzdem verharrt die bayerische Kirche in der eingeschlagenen natürlichen Richtung, und Salzburg übernimmt die Führung. Das Interesse der bayerischen Kirche schien weit mehr mit dem österreichischen Herzogtum verknüpft, als mit dem nach Osten lahmgelegten bayerischen, wie die Magdeburger Kirche sich viel inniger mit dem brandenburgischen Markgrafen, als dem sächsischen Herzoge verband. Es ist dieselbe Bewegung hier wie dort, und das spätere Schicksal beider Städte scheint in dieser Bewegung vorgezeichnet. Es ist die Frage, ob Salzburg die Kraft haben wird, die bayerische Kirche ganz auf die andere Seite hinüberzuziehen?

Die Haltung der bayerischen Kirche wird uns noch klarer, wenn wir ihr diejenige der rheinischen Kirche gegenüberhalten. Wir gewannen einen Einblick in das großartige

Verwaltungsgebiet, welches Friedrich in der Ebene des Oberrheins einrichtete und dessen Hütung er seinem Bruder, dem Pfalzgrafen Konrad, übertrug. Konrads Sinn war nun darauf gerichtet, gleich Heinrich dem Löwen hier seiner Macht die ausgedehnteste Grundlage zu verschaffen, und bald befand sich seine staufische Ministerialität im direkten Gegensatze zu der Ministerialität der Bischöfe. Mit dem Trierer Erzbischofe geriet er in Händel und bald auch mit Rainald. Da aber fand er seinen Mann. Rainalds Interessen verflochten sich nicht nur vollständig mit denen der deutschen Kirche gegenüber dem Papsttum, für welche er am Kaiser seine hervorragendste Stütze suchte, sondern das Interesse seiner erzbischöflichen Macht war ihm gleichbedeutend mit dem seiner Stadt und seiner Ministerialen. Auf sie gestützt war er nicht nur im stande, dem Kaiser fortwährend die hervorragendsten Dienste zu leisten und ebenso alle Vorteile, welche sich boten, direkt an den richtigen Punkt zu übertragen, sondern auch allen Uebergriffen von laienfürstlicher Seite mit aller Energie entgegenzutreten. So blühte unter ihm Köln ebenso mächtig empor, als es unter Anno einstens gesunken war und wie jetzt Mainz unter Arnold sank. Die Bürgerschaft fühlte sich eins mit ihm. Das beweist nicht nur die willige und großartige Anteilnahme an der kaiserlichen Politik, sondern mehr noch die ungeheure Unterstützung — 125 000 Mann sollen mit ihm ausgezogen sein —, welche sie ihm gegen des Kaisers eigenen Bruder, den rheinischen Pfalzgrafen, lieh. Wie man nun in Köln und Trier die Uebergriffe Konrads empfand, so wird man sie nicht weniger in Mainz empfunden haben, wie außerdem auf einem Teil der Mainzer Metropole noch der Druck der sächsischen Herzogsmacht lastete. Erzbischof Arnold aber war nicht der Mann, wie Rainald, seine Stellung zu erkennen. Statt den weltlichen Herren entgegenzutreten, rief er den Sachsenherzog zu Hilfe, als es im Jahre 1158 zu einem Aufstand der Mainzer Ministerialen und Bürgerschaft kam. Die Feindseligkeiten dauerten zwei Jahre lang, und Heinrich der Löwe zog im Jahre 1160 wirklich zur Unterstützung Arnolds nach Hessen. Es kam zu Unterhandlungen. Arnold zog in Mainz ein, fiel aber einem neuen Ausbruch der Volkswut im Juni 1160 zum Opfer. Er wurde im Hofe des brennenden Jakobsklosters von den Aufständischen ermordet. Der Uebereifer Arnolds im Dienste der reaktionären Politik Friedrichs war die erste Ursache seines Untergangs. Er hatte es nicht verstanden, die verschiedenen Interessen in Einklang zu bringen und das Gleichgewicht derselben zu erhalten. Wie viel schwieriger aber mußte eine solche Aufgabe da erscheinen, wo wie in Salzburg noch kirchliche Anschauungen sich in den Interessenkampf mischten!



Erzbischof Arnolds Ermordung im Jakobskloster in Mainz.

Im April 1163 versammelten sich die Großen um den Kaiser in Mainz. Gegen die Mörder des Erzbischofs sollte gerichtlich erkannt werden. Die Stadt ging ihrer Privilegien verlustig, die Stadtgräben wurden ausgefüllt, die Mauern zum größten Teil niedergerissen. Mainz war ein offener Platz und in die Gewalt der geistlichen Herrschaft zurückgegeben. Die oberrheinische Stellung Friedrichs war durch dieses Vorgehen gesichert.

Man hat schon in jener Zeit das Schicksal der rheinischen Stadt mit demjenigen Mailands verglichen, und bis in die heutige Zeit geht die Sage von der städtefeindlichen Gesinnung des Kaisers. Wir wollen dagegen wieder betonen, daß eine prinzipielle Regelung der Stellung Friedrichs zu den Städten außerhalb des möglichen Gesichtskreises des Kaisers lag. Das städtische Leben, wie es sich seit fünfzig Jahren entwickelt hatte, war ein so ganz neuer Faktor, daß Friedrich kaum daran denken konnte, mit ihm, als selbständigem Faktor, zu rechnen. Der Zerstörung Mailands und Cremas, der Offenlegung von Mainz ließen sich die großen Privilegien Pisas entgegensetzen, es ließe sich darauf hinweisen, wie er in der Wetterau und am Rhein neben seinen Burgen neue Märkte begründete und andere begünstigte, und doch würde auch aus diesem scheinbaren Gegensatze uns sein Verhalten nicht klarer werden. Der springende Punkt ist die Stellung, welche der Episkopat in der deutschen Verfassung einnahm. Seine materielle Macht war durch den Bürgerkrieg, seine moralische durch den zweiten Kreuzzug furchtbar erschüttert worden. Als Friedrich zur Regierung kam, war er allein auf die Hilfe der Reichsministerialen und der Fürsten angewiesen. Das Königtum war in voller Abhängigkeit. Erst Friedrich schuf ihm am Rhein und durch die Wiedergewinnung Burgunds eine wirtschaftlich unabhängige Stellung. So ward der König zum Fürsten unter Fürsten. Aber er sollte über den Fürsten stehen. Und da fielen Friedrichs historisch geschulte Blicke auf die Kirche, die alte Bundesgenossin des Königtums. Ihr diejenige Stellung wieder zu verschaffen, welche sie bis zum Jahre 1176 innegehabt hatte, mußte sein erster Gedanke sein. Das konnte aber nur erreicht werden durch ein Vorgehen gegen die Bildungen des letzten halben Jahrhunderts. Das Ideal wäre nun allerdings gewesen, den Bischöfen eine solche Stellung zu verschaffen, wie sie Rainald in Köln gewonnen. Aber in erster Linie ward das Ideal als solches nicht erkannt, in zweiter bildete es damals wie immer die Ausnahme. An der Versöhnung der bischöflichen Macht mit den städtischen Freiheiten scheiterten diese Pläne. Unvermittelt standen alte und neue Zeit nebeneinander, und sie mit einander zu versöhnen gelang Friedrich nicht. Warum mußten die Bischöfe die Vermittler der städtischen Einkünfte an die Krone sein? Warum konnte man nicht, wie dies schon in den Zeiten Heinrichs IV und V teilweise geschehen, die Städte direkt in den Reichsdienst stellen? Nitzsch sagt, daß dies den ganzen mühsam wiederhergestellten Zusammenhang der deutschen Verfassung wieder würde in Frage gestellt haben. Gut! Aber wenn es nur zu einer Wiederherstellung, nicht aber zu einer lebendigen Fortbildung kam, so war die Zukunft in Frage gestellt, wie einstens, da man an einen Schluß der bisherigen lebendigen Entwicklung dachte. Und das ist es, was Friedrich nicht sah. Für die Zukunft hatte er keinen Blick, er handelte nach dem Schema der Vergangenheit. Friedrich war ein konservativer Staatsmann, und doch sind die alten „ascetischen Ideen" verschwunden, wie die „städtefreundlichen" Gedanken Heinrichs IV und V. Erinnern wir uns aber, welche hohe Bedeutung die tief religiösen Anschauungen eines Otto I, gesteigert bis zu Otto III, dann eines Heinrich III für die moralische Machtentwicklung des Kaisertums hatten, so werden wir erkennen, daß in dem nun von Friedrich wiederhergestellten Baue eine Lücke ist, eine Lücke, in welche der Geist der Zeit, das junge Leben einströmen kann und muß. Und da der alte Bau das junge Leben nicht zu umfassen vermag, wird dasselbe, wenn es eindringt, die umfassenden Schranken von neuem auseinandersprengen. Das Privilegium einer Reichskirche innerhalb der allgemeinen Kirche war eine Unmöglichkeit, wie das Privilegium einer durch die Reichskirche über Rom und durch Rom über die Christenheit herrschenden Kaisermacht eine Unmöglichkeit war. Nur die nationalen Grundlagen in Italien, Burgund, Deutschland hätten das natürliche Fundament für ein geordnetes Staatswesen abgeben können, aber diese Grundlagen zu erkennen und anzu-

erkennen vermochte man damals noch nicht. Der Papst der allgemeinen Kirche wird den deutschen Reichspapst niederwerfen und Friedrich den halb errungenen Sieg entreißen. Das ist die Notwendigkeit. Und Alexander erkannte sie.

Es wurde erzählt, wie Erzbischof Eberhard von Salzburg auf dem Wege zum Konzile in Pavia umkehrte. Als dann die Kirchenspaltung durch die Paveser Beschlüsse in Permanenz erklärt wurde, stellte sich Eberhard mit seiner Salzburger Kirchenprovinz auf die Seite Alexanders. Noch wagte man sich indessen nicht hervor. Von beiden Seiten begann das Werben um Anhänger. Dem Einfluß des Salzburger Erzbischofs gelang es, den König von Ungarn und die ungarische Kirche auf die Seite Alexanders zu ziehen. Aber der baldige Tod Geisas (Ende Mai 1161) löste diesen Bund wieder. Noch schwankte man an vielen Orten mit der Entscheidung für diese oder jene Partei. Auch der gelehrte und hochangesehene Abt Gerhoh von Reichersberg wünschte sich ein neues Konzil nach dem von Toulouse herbei, auf dem sich die Alexandriner von dem Vorwurfe einer Verschwörung, in welche sie sich noch vor der Papstwahl eingelassen hätten, reinigen würden. Ja, er stand zwischen beiden Päpsten und wünschte eine Zeit lang die Abdankung beider, um eine regelrechte Neuwahl veranlassen zu können. Er untersuchte in seinem Hauptwerke „von der Aufspürung des Antichrist“ die Frage, ob die Zeichen, welche mit dessen Ankunft gemäß der Weissagungen des Buches Daniel zusammenhängen sollten, nicht schon teilweise oder gar alle eingetroffen seien und das Ende der Dinge daher nahe bevorstehe. Als Strafe für die in der Kirche herrschende Ehrsucht und Habgier, für die Laster der römischen Kurie, die Willkür und Erpressungen der Legaten, das Unwesen der Appellationen und Dispensationen betrachtet er den Ausbruch der Schismen, die er mit der angeblichen Teilung des Hohenpriesteramtes nach der Zeit des Herodes zusammenstellt. In dem neuen Schisma erkennt er den Gipfelpunkt dieser Entwicklung. Der Antichrist ist in den Tempel Gottes eingedrungen und eine Vorbedingung des Endes ist erfüllt. Gerhoh verfaßte diesen ersten Teil seiner Schrift in der Zeit, als die Anhänger Viktors IV sich zu einer zweiten Synode in Lodi (Juni 1161) versammelten. Eberhard blieb der Zusammenkunft abermals fern und erregte dadurch die Erbitterung vieler. Die Ermordung Erzbischof Arnolds von Mainz kam in Lodi zur Sprache, und die unter dem Zuthun der Mörder erfolgte Wahl Rudolfs von Zähringen, der selbst in Lodi anwesend war, wurde vom Kaiser verworfen. Der Salzburger hatte für sein Erscheinen am Hofe Ausstand bis zum 8. September erbeten. Friedrich gewährte ihm denselben. Wir wissen von Verbindungen, welche Eberhard mit Alexander und dem französischen Hofe unterhielt. Auch Welf und Berthold von Zähringen, der Bruder des zurückgesetzten Rudolf, intriguierten mit König Ludwig gegen den Kaiser. Um so merkwürdiger ist es, daß Friedrich im September 1161 einem jungen Kleriker, Udalrich von Treffen, einem Schüler und Gesinnungsgenossen Eberhards, die Nachfolge Peregrins, des Patriarchen von Aquileja, zugestand; um so merkwürdiger noch mehr, daß der Kaiser an Eberhard, der sich am 8. September abermals nicht gestellt hatte, eine neue Aufforderung ergehen und durch seinen Kanzler und Notar Burkhard von Köln zustellen ließ. Burkhard führte Udalrich nach Aquileja und eilte dann weiter nach Salzburg, den kaiserlichen Auftrag auszuführen. In Villach benützte er die Gelegenheit einer Zusammenkunft Eberhards mit dem neuen Patriarchen, ein weiteres Schreiben des Kaisers an die Vasallen und Ministerialen Salzburgs zu veröffentlichen, worüber der „wahnwitzige Greis“ in die höchste Aufregung geraten und auf einen Stein gesprungen sei, um ihm die Meinung des hl. Geistes zu verkündigen, doch habe sein Reden, erzählt Burkhard, dem hl. Geiste wenig Ehre gemacht. Eberhard weigerte sich diesmal entschieden, sich zum Heere des Kaisers zu stellen, bot aber dafür eine Geldsumme an. Der Kaiser antwortete mit Zurückweisung dieses Angebotes und einer abermaligen Aufforderung, sich selbst zu stellen. Man erwartete damals (Ende 1161) den Fall Mailands unmittelbar und verknüpfte damit die Hoffnung eines radikalen Umschwungs aller Machtverhältnisse. Burkhard sagt, daß die Absetzung Eberhards nur mehr von dem kaiserlichen Willen abhänge.

Wir wissen, daß diese Hoffnungen sich lange nicht in dem Umfange erfüllten. Der gewaltige Sieg Friedrichs erzeugte wohl neue Furcht vor der wachsenden Macht des

Kaisers, aber diese Furcht fesselte die Gegner auch um so inniger aneinander. Nach dem Falle Mailands (1. März 1162) hatte sich Eberhard endlich in Begleitung des Bischofs Hartmann von Brixen, dem Gewissensrate des Kaisers, und dem Propste Gerhoh von Reichersberg auf den Weg nach Italien gemacht. Sie umgingen Cremona, wo Papst Viktor mit seinen Kardinälen weilte, doch wurden sie vom Kaiser gnädig empfangen. Eberhard versuchte im Auftrage Alexanders eine Friedensvermittlung. Der Kaiser lehnte dieselbe ab. Aber ebenso blieb Eberhard seiner Anhänglichkeit an Alexander treu, und als Friedrich sah, daß er den hochgeachteten Mann nicht umstimmen könne, entließ er ihn ebenso freundlich, wie er ihn empfangen. Das Schreiben Alexanders an Eberhard drückt es deutlich aus, daß hier nicht von einer Feindschaft, wie sie einst zwischen Gregor VII und Heinrich IV obgewaltet, die Rede war. Alexander sah in Friedrichs Verhalten eine staatsmännische Verirrung; kein größeres Glück könne ihm hienieden begegnen und nichts würde ihm erwünschter sein, als einen so großen und erhabenen Fürsten aufrichtig in Gott zu lieben und auf alle Weise zu ehren; er sei fest entschlossen, wenn Friedrich sich bekehre und der Kirche zuwende, alle erfahrenen Beleidigungen und Bedrückungen so zu vergessen, als ob er ihn niemals angetastet hätte. Der „Ketzer" Friedrich steht also für Alexander weit zurück hinter dem großen und erhabenen Fürsten. Wir wissen, daß in dieser Zeit der Papst Frankreichs Küste erreichte. Der Streit verschärfte sich seitdem, und Eberhard war es, der aus Deutschland die Nachrichten an Alexander gelangen ließ, welche es diesem ermöglichten, die Zusammenkunft Ludwigs von Frankreich mit Friedrich an der Saône zu vereiteln. Aber auch dann noch, als die Stellung Alexanders durch den Bund mit dem englischen und französischen Könige weit besser geworden war, verharrte er bei dem Wunsche, sich mit dem Kaiser zu vergleichen. Ein zweites Schreiben an den Salzburger giebt uns Kunde davon. Rainalds Erklärung an der Brücke von St. Jean de Losne hatte den Kaiser im Kampf mit dem Papste um viele Schritte weitergedrängt. Es folgte die Synode von Tours (Pfingsten 1163), wo der Papst als Herr der westlichen Kirche auftrat. Mehr noch als durch das Auftreten Friedrichs gegen den Salzburger, die Erhebung Udalrichs zum Patriarchen von Aquileja mußte Rainald durch die Ernennung Konrads von Wittelsbach, des jüngeren Bruders des Pfalzgrafen Otto, zum Erzbischofe von Mainz, die noch im Jahre 1161 erfolgt war, sich überzeugen, daß nur vollendete Thatsachen den Kaiser auf dem betretenen Wege würden festhalten können. Er entwickelte, wie wir sahen, die großartigste Energie, und seine Erfolge sind gewiß überzeugendere Gründe gewesen, als alle Vorstellungen der vermittelnden Partei.

Konrad von Wittelsbach, obgleich ein Schüler und Gesinnungsgenosse Eberhards von Salzburg, nahm doch nicht sofort jene schroffe Haltung an, welche wir bald an ihm bemerken werden. Selbst Eberhard erkannte in ihm den Vertreter der jüngeren Generation und empfahl dem Papste Nachsicht gegen ihn. Auf dem Reichstage zu Mainz (März 1163) erschien auch Eberhard, der seit dem 28. Februar von Alexander zum Legaten für Deutschland ernannt worden war, und Hartmann von Brixen, eine abermalige Aussöhnung zu versuchen. Alexander lebte in dieser Hoffnung fort. Auch im Sommer 1163 kam eine Friedensgesandtschaft nach Nürnberg, welche das Recht Alexanders darthun sollte. Der Vorschlag eines Schiedsgerichts war die Antwort von deutscher Seite. Auf diesem Wege schien ein Weiterkommen unmöglich. Doch kam die allgemeine Friedenssehnsucht immer deutlicher zum Ausdruck, und als jetzt ein Ereignis eintrat, erkannte man, daß auch in Deutschland die Sache Alexanders im stillen bedeutende Fortschritte gemacht hatte.

Am 20. April 1164 starb Papst Viktor IV zu Lucca. Es zeugt von der seltenen Charaktergröße Alexanders, daß er bei der Nachricht von dem Tode des Gegners in Thränen ausbrach und seine frohlockenden Kardinäle mit schweren Vorwürfen zurechtwies. Das Ereignis setzte die Gemüter in Bewegung. In der Nähe des Kaisers brach die Friedensstimmung durch. Namentlich Erzbischof Konrad von Mainz, der damals am Hofe zu Pavia weilte, verwandte sich für den Frieden und riet dem Kaiser dringend, den so günstigen Augenblick zur Beseitigung des Schismas zu benützen. Nur ein Mann war fähig, die ganze Konsequenz des bisherigen Verhaltens zu ziehen — Rainald. Sollte es zum Frieden kommen, so mußten die Rollen wieder gleich verteilt sein. Auf die

Unglücksnachricht eilte er von S. Genesio sofort nach Lucca, inscenierte mit den dort anwesenden Kardinälen Viktors eine Neuwahl, aus der schon am 22. April Guido von Crema als Paschalis III hervorging. Die Bemühungen der Friedenspartei waren damit vereitelt, und selbst der Kaiser soll durch Rainalds energisches Vorgehen geradezu überrumpelt worden sein.


Unter den Trümmern von Tortona.

Im September 1163 war Friedrich wieder nach Italien gegangen, aber ohne Heer. Bald mußte er einsehen, daß der bisherige Gehorsam zu wanken begonnen. Venedig und Byzanz intriguierten gegen ihn in den lombardischen Städten und der alte Trotz der Bürgerschaften erwachte hier und dort zu neuem Leben. Otto von Wittelsbach war von Friedrich mit der Burg Garda belehnt worden. Die Veronesen fühlten die Strenge des kaiserlichen Freundes und waren den Bestechungen der Venetianer um so zugänglicher. Diese hatten wie die Sicilianer und Griechen Ursache, das Bündnis des Kaisers mit den flottenstarken Pisa und Genua zu fürchten. Und so gelang es dem Dogen, die Städte Verona, Vicenza und Padua zu einem Vertrage zu bewegen, dessen Inhalt sich direkt gegen die neuen Abgabebestimmungen Friedrichs richtete. Das ist der Anfang des sogenannten Veroneser Bundes. Schon war ein Aufruf nach Deutschland ergangen, die Fürsten nach Italien zu entbieten, und namentlich Eberhard von Salzburg sollte ein möglichst großes Heer zu Pfingsten dem Kaiser zuführen. Eberhard konnte nicht mehr. Er rang mit dem Tode in der Zeit, da Friedrich mit seinen lombardischen Streitkräften vor Venedig das Feld räumte. Am 22. Juni 1164 starb Erzbischof Eberhard von Salzburg, am 24. Juni stand Friedrich dem Feinde gegenüber. Er zog sich zurück und löste anfangs Juli sein Heer wieder auf.

Wir müssen einen Augenblick verweilen, um den Grund zu erfahren, warum Friedrichs Politik unmöglich wurde. Daß man ihn einen Tyrannen schalt, war keine Seltenheit, aber schlimmer war, daß man Grund dazu hatte. Und merkwürdig, bis heute sind die Meinungen darüber geteilt, ob Friedrichs Regiment als Absolutismus zu betrachten sei? Man hat gesagt: nein, denn er stützte sich bei allen wichtigen Angelegenheiten auf den Rat der Fürsten. Nun, durch deren Hilfe war er emporgekommen. Es wäre zu einem Weltkriege gekommen, wenn er seine alten Helfer plötzlich hätte fallen lassen wollen. Daß er am Fürstenrate festzuhalten gezwungen war, verhinderte unserer Ansicht nach nur, daß Friedrichs Herrschaft sich nicht auch formell zur Willkürherrschaft auswuchs. Nicht, das also giebt den Ausschlag, wie Friedrich in wichtigen Angelegenheiten verfuhr, wo er die Meinung der Fürsten nicht umgehen konnte, sondern nur da erkennen wir seine Natur, wo er mehr selbständig handelte. Im November 1163 verkaufte er den Pavesen das von den Mailändern wieder aufgebaute Tortona. Die Stadt wurde zum zweitenmale zerstört und dem Erdboden gleich gemacht. Wir hörten von ähnlichen Dingen bereits früher. Die um Hilfe und Erbarmen flehenden Mailänder ließ er (Dezember 1163) im Kote liegen. Im mailändischen Gebiete schaltete der kaiserliche Podesta Bischof Heinrich von Lüttich und dessen Stellvertreter Petrus von Comino mit unerhörter Willkür. Nicht nur daß Mailands überstandene Leiden noch furchtbar auf der Bevölkerung lasteten, die fortgesetzten Gelderpressungen, denen sich namentlich die adelige Mailänder Ritterschaft in schonungsloser Weise preisgegeben sah, die unaufhörlichen Lieferungen von Hirse, Waizen, Kastanien, Nüssen und Heu, welche von den Bauern erhoben wurden, so daß den Leuten kaum mehr ein Drittel vom Drittel ihrer Erträge übrig blieb, vernichteten auch jede Hoffnung auf eine bessere erträgliche Zukunft. Wir hören von einem Schweine- und Lämmerzins, der den Landleuten im Mailändischen auferlegt wurde, und wenn auch diese

Naturallieferungen im Norden der Alpen noch immer den Grundstock der deutschen Hofhaltung bildeten, in dem viel weiter entwickelten Städtegebiete der Lombardei mußten diese Neuerungen furchtbar auf die Bevölkerung drücken. Der Kampf der altgermanischen Naturalwirtschaft mit dem auf dem Geldwesen aufgebauten städtischen Verkehr tritt uns hier in seiner ganzen brutalen Roheit entgegen. Rainald wurde beauftragt, die Klagen der Mailänder zu hören und ihre Angelegenheiten zu ordnen. In Monza weilte er anfangs Dezember 1163 und hörte die Klagen. Und er beruhigte sie, indem er den Mailändern befahl, bis zum 2. Februar 1164 880 Pfund in kaiserlicher Münze zu bezahlen. Dem Elend also waren hier alle diejenigen preisgegeben, welche sich nicht unbedingt dem kaiserlichen Willen fügten. War es ein Wunder, daß man sich besann, als man dieses Elend anderer sah und dazu in grellem Kontrast den Aufwand am kaiserlichen Hofe? Was wir in der Zeit Heinrichs III befürchteten, die subjektive Auffassung und Auslegung der Gesetze und des Rechtes müsse mehr dem Unrecht als dem Rechte zum Schutze dienen, zeigt sich hier in krassester Weise bestätigt. Mit dem geschriebenen Rechte allein war da nicht mehr zu helfen. Diese furchtbare Phase der Theorie hatte die Gesamtentwicklung zu durchlaufen, bevor man zu einer objektiven Rechtsschätzung allmählich gelangen konnte. Nicht damit also suchen wir Friedrichs Vorgehen zu entschuldigen, daß wir sein herrisches Verhalten bemänteln, sondern damit, daß wir anerkennen, er konnte nicht anders. Die geistigen und materiellen Mittel der Zeit, in welcher er lebte, standen nicht auf der Höhe, daß sie ihm eine objektive Rechtspflege hätten möglich machen können. Man war noch viel zu naiv, um in der verschiedenartigen Behandlung der Rechtsuchenden, um in persönlicher Parteinahme etwas Ungehöriges zu erblicken. Und dieser Zeitströmung waren weltliche und geistliche Richter gleicherweise unterworfen. Dogma und Theorie im Kampfe mit dem Leben werden derartige Kämpfe immer zeitigen, sie liegen in der Natur dieses Gegensatzes mit Notwendigkeit eingeschlossen. Giesebrecht führt das Urteil des Engländers Johannes von Salisbury an, der fragt, wer denn die Deutschen zu Richtern der Nationen bestellt? Wer hat diesen plumpen und wilden Menschen das Recht gegeben, nach Willkür einen Herrn über die Häupter der Menschenkinder zu setzen? Wir können dem Engländer nur erwidern, daß es die natürliche geistige und körperliche Kraft und Gesundheit, die Charakterreinheit war, welche den Deutschen dieses Recht gab, daß aber jetzt diese Charakterfestigkeit nahe daran war, sich als Eigensinn und Willkür zu entfalten. So hatte das Dogma gewirkt, so die unverstandene Lehre der Vergangenheit, die sich nun als tote und ertötende Theorie mit dem starrenden Antlitz der Meduse der europäischen Menschheit zu zeigen begann.

Zu dem stillen und offenen Grolle der italienischen Bürgerschaften trat die Abneigung in Burgund und Deutschland gegen den Nachfolger Viktors IV. Rainald hatte vollauf zu thun, daß nicht ein offener Abfall allenthalben erfolgte. Er hatte es zuwege gebracht, die Anerkennung Paschalis' III vom Kaiser zu erlangen. Der Kampf gegen Alexander mußte also fortgesetzt werden, und wir erkennen die beiderseitige steigende Erbitterung daran, daß einerseits Alexander dem Kölner Erzbischofe, als er im Sommer 1164 aus Italien heimkehrte, auflauern ließ, andererseits daran, daß nun der Kaiser sich entschloß, auf einem Reichstage zu Würzburg, den er zu Pfingsten 1165 zu berufen gedachte, das Verhältnis der Reichskirche zum Schisma ein- für allemal klarzustellen und dasselbe für sein Reich zu beseitigen. Es war die höchste Zeit, daß etwas Energisches geschah, denn ein zweites Mal konnte Friedrich, der seinem Kanzler bald nachgefolgt war (Herbst 1164), nach Italien nicht ohne Heer zurückkehren. Vor Venedig war sein Plan gescheitert; die feindliche Stimmung griff weit um sich; Rivoli, die Burg, durch deren Besetzung einst Otto von Wittelsbach und Rainald dem Kaiser den Einzug in Italien ermöglicht, fiel im März 1165 in die Hände der Veroneser. In Bologna, Piacenza und Como regte sich die alte Feindschaft wieder, und nur durch die größten Zugeständnisse hatte der Kaiser Ferrara und Mantua einstweilen in der „Treue" zu erhalten vermocht.

Damals war auch in England die Entwicklung an jenen Punkt gelangt, an welchem eine Feststellung der königlichen und kirchlichen Rechte zur Notwendigkeit wurde. Was

für Deutschland das Wormser Konkordat, für das Reich die Beschlüsse von Roncalia waren, sollten die Konstitutionen von Clarendon für England sein. Die örtlichen Gerichtshöfe des Lehensadels hatte Heinrich II ihrer Macht beraubt; in dem System, welches alle Gerichtsbarkeit in den Händen des Königs konzentrierte, bildeten die geistlichen Gerichtshöfe mit ihrem ausschließlichen Privilegium, über die Geistlichkeit, d. h. über die Gesamtheit der Gelehrten im Reiche Recht zu sprechen, die eine große Ausnahme. Der König griff nun auf die alten Rechtsgewohnheiten des Reiches zurück, und zu Clarendon kam es 1164 zu den Bestimmungen, welche die kirchlichen Wahlen von der Zustimmung



Barbarossa im Rate der deutschen Fürsten.

des Königs abhängig und den Prälaten vor seiner Weihe zum Lehensmann des Königs machten. Die Entfernung eines Bischofs aus dem Reiche (Romreise, Konzilbesuche 2c.) wurde von der Genehmigung des Königs abhängig gemacht, ebenso die Verhängung des Interdikts über königliche Diener und Vasallen. Die einschneidendste Bestimmung war, daß vom geistlichen Gerichtshofe wohl an die königliche, nicht aber an die päpstliche Entscheidung appelliert werden konnte. Das bewog den Erzbischof Thomas Becket von Canterbury zum Protest und dann zur Flucht nach Frankreich an den Hof Alexanders III. Das Bündnis Englands mit Frankreich und dem Papste ward gelöst, und Rainald fand sich alsbald (April 1165) mit einer kaiserlichen Gesandtschaft am englischen Königshofe zu Rouen ein. Er sollte um die beiden Töchter des Königs für einen Sohn des Kaisers und Heinrich den Löwen, der seine langjährige Ehe mit Clementia von Zähringen gelöst

hatte, die Werbung anbringen, und es kam zum Abschlusse der Verlöbnisse. Daneben gediehen auch die politischen Verhandlungen zu einer Einigung. Heinrich versprach mit seinem ganzen Reiche auf die Seite Paschalis' III zu treten und von Alexander zu lassen. Zwei Gesandte des Königs begleiteten den Kanzler in die Heimat, um auf dem bevorstehenden Reichstag das Bündnis ihres Königs mit dem Kaiser zu beschwören.

Am Sonnabend vor Pfingsten (22. Mai 1165) begannen in Würzburg die Verhandlungen. Noch drehten sie sich um die Frage, ob ein Friede mit Alexander zu erreichen und so das Schisma zu beseitigen sei? Pfingstsonntag wurden die Verhandlungen ausgesetzt und Pfingstmontag kam Rainald mit den englischen Gesandten an. Alles Verhandeln war zu Ende. Zuerst verlangte er die Anerkennung des Papstes Paschalis und schnitt damit die Friedensvermittlungen sofort ab. Konnte er anders, wenn er sich und den Kaiser nicht vor den englischen Gesandten bloßstellen wollte? — Dann forderte er, daß Friedrich sich eidlich verpflichte, keinen andern Papst jemals anzuerkennen, als Paschalis und dessen Nachfolger; von den Fürsten wurde der gleiche Schwur verlangt mit dem Zusatze, daß sie keinen Nachfolger des Kaisers anerkennen wollten, der nicht zuvor den gleichen Eid wie der Kaiser geschworen. Binnen sechs Wochen hätten alle Lehensgeber, ob geistlichen oder weltlichen Standes, von ihren Vasallen und Lehensträgern den gleichen Eid einzufordern; Verlust der Lehen und Allode, der kirchlichen Aemter und Würden sollten die Strafe für die Eidverweigerer sein. Ihr sollte die Ausweisung aus dem Reiche folgen. Der Kaiser trat sofort zu Rainald über und erregte dadurch die höchste Bestürzung unter den anwesenden geistlichen Fürsten. Sie verlangten zuerst, daß Rainald die lang aufgeschobene Weihe endlich an sich vollziehen lasse, da er nur so mit ihnen solidarisch verpflichtet war. Friedrich unterstützte dieses Verlangen, und demzufolge wird Rainald den Schwur zuerst geleistet haben. Die andern geistlichen Herren folgten alsdann, doch ist anzunehmen, daß die meisten Vorbehalte machten, so namentlich den einen, daß man sich nur für gebunden erklärte, wenn alle Bischöfe den Eid leisteten und so lange man selbst die Regalien in Händen habe. Die weltlichen Fürsten, an ihrer Spitze Heinrich der Löwe, leisteten den Schwur unbedingt, der Kaiser ebenso; er versicherte, die von den Anhängern des Papstes geweihten Bischöfe in ihren Stellungen schützen und sich niemals von der Partei des Paschalis trennen zu wollen. Die letzte Konsequenz dieses ungewöhnlichen und heillosen Vorgehens wäre die Ausscheidung der Reichskirche aus der römischen Kirche gewesen. Denn wenn sich hinfüro der deutsche Kaiser und seine Nachfolger an eine Partei innerhalb der allgemeinen Kirche gebunden gehalten hätten, war ein Friede nicht mehr abzusehen. Entweder Sieg oder Unterwerfung war fürderhin die Losung, einen Mittelweg gab es nicht mehr. „Gelang es dem Kaiser, Alexander alle Obedienz zu entziehen, dann war allerdings die Partei des Paschalis die Kirche, und Friedrich konnte sich rühmen, die Einheit der Kirche hergestellt zu haben. Doch war darauf wohl zu rechnen? Konnte man darauf hoffen, auch nachdem die englischen Gesandten den Beitritt ihres Königs zu allen Maßregeln des Kaisers eidlich versichert hatten? Einen Augenblick konnte man sich wohl dieser Täuschung hingeben, allein dann mußte sich zeigen, daß mit der Begeisterung, in der man sich allseitig gegen einander verpflichtet hatte, auch die Realität der Eidschwüre sich auflöste. Bei der ersten Schwankung Englands mußte man ebenso erkennen, einen wie furchtbaren Fehler man gemacht hatte. Denn obgleich die innere Tendenz der Entwicklung darauf hinzudrängen schien, so lag doch der Gedanke Rainald vollkommen fern, eine deutsche Nationalkirche an die Stelle der römischen zu schieben. Mit Hilfe der englischen Kirche suchte er das Papsttum in die frühere Obedienz unter das Kaisertum und die deutsche Kirche zurückzuzwingen, und so sicher er glaubte, dazu jetzt alle Mittel in der Hand zu haben, mußte ihm doch nur zu bald der Zweifel auftauchen, ob er mit diesen Mitteln würde zum Ziele gelangen können.

Die Feindschaft zwischen den beiden Königen von Frankreich und England entzog nun Alexander den Halt, den ihre Freundschaft ihm bisher gegeben. Und während er hier Grund hatte, auf der Hut vor englischen Gewaltthaten zu sein, erwartete man in Italien seine Ankunft, da man fühlte, wie in ihm die letzte Stütze zu suchen sei gegen

die Erfolge des Kaisers. Es gelang dem Papste, nach Sicilien zu entkommen und von hier die Tibermündung zu erreichen. Ende November empfingen die Römer den Flüchtling mit allen Ehren.

Der Kaiser war indessen beschäftigt, in Deutschland die Würzburger Beschlüsse mit aller Energie zur Anerkennung zu bringen. Die Haltung der bayerischen Kirche erfordert unsere Aufmerksamkeit. Seit der Einfügung in das Frankenreich war die Stellung Bayerns eine eigentümliche geblieben. Die Karolinger stützten ihre Hauptmacht auf das bayerische Herzogtum. In der Zeit der Ottonen kam Bayern zuerst von den süddeutschen Herzogtümern in die Hand eines Ludolfingers. Wir verfolgten die langjährigen Kämpfe zwischen Ludolfingern und Liutpoldingern. Unter Kaiser Heinrich II sehen wir Bayern wieder als tonangebende Macht in Deutschland, und eine Masse von kirchlichen und reformatorischen Kräften ergoß sich von hier aus in alle Zweige der deutschen Verwaltung und derjenigen des weiten Reichs. Dieser Prozeß kam auch unter den ersten Saliern nicht ganz zum Stillstand, und indem dieselben von Bayern als einem der festesten Stützpunkte ihrer königlichen Macht Besitz ergriffen, verwoben sich die Interessen des Herzogtums immer inniger mit denjenigen des Reiches. Heinrichs IV Macht stützte sich fast bis zur letzten Katastrophe auf seine bayerischen Freunde. Bayern war es dann wieder, von wo der erste entscheidende Schritt zur Befestigung der Macht Heinrichs V geschah; in dem Königtum erkannte der Laienadel den festesten Halt gegen die emporstrebende Macht der Anhänger Gregors. Bei der Schwenkung der königlichen Politik von der Seite der Vasallität hinüber zu den Ministerialen errang Schwaben den Vorsprung. Und gegen diese schwäbisch-dienstmännische Ueberflutung suchte dann Lothar, als er zur Regierung kam, in der innigsten Verbindung des bayerischen Herzogtums mit dem sächsischen einen festen Damm zu errichten. Diese Politik fand ihre Fortsetzung durch die Welfen, und Heinrich der Löwe steht nun an der Spitze beider Herzogtümer. Wir betonten bereits, daß neben dieser herzoglichen Machterhebung eine kirchliche herging. Auch hier kam die Selbständigkeit der bayerischen Entwicklung zum Ausdruck. Ebenso wiesen wir darauf hin, daß in dem salzburgischen Erzbistum die Tendenz zu Tage trat, seine Freiheit und Selbständigkeit in der Anlehnung an das neue österreichische Herzogtum und an Ungarn zu wahren; wir wagen dabei nicht zu entscheiden, ob die lebhaftere Durchdringung mit gregorianischen Ideen, wie wir sie hier seit dem großen Bürgerkriege gewahrten, Ursache dieser Hinneigung zum Osten wurde, oder aber ob jene neue Lehre ebendeshalb hier auf so günstigen Boden fiel, weil diese stille Tendenz vom Reiche ab gegen Osten bereits damals in ihren ersten Keimen und Lebensäußerungen vorhanden war. Daß diese Bewegung seitdem energischer einsetzte, ist nicht zu verkennen. Es war nun die Frage, wie wir oben betonten, ob die salzburgische Kirche die Kraft haben würde, die ganze bayerische Kirche in dieser Richtung mit fortzuziehen? Der entscheidende Punkt ist, daß die salzburgische Kirche diese Bewegung nicht im Einverständnis mit der heimischen Herzogsgewalt, also mit Heinrich dem Löwen, zu vollziehen strebte, sondern im Gegensatze zu ihm und im Anschluß an den Babenberger. Hören wir nun, daß die bayerische Kirche in Würzburg nur sehr schwach vertreten war und daß sogar dem Bischof Albert von Freising wegen Abwesenheit seines Metropolitans der Eid bis auf weiteres erlassen wurde, daß der Kaiser gleich von Würzburg aus nach Bayern aufbrach, trotzdem auch die Trierer Kirchenprovinz sehr spärlich vertreten war und Erzbischof Konrad von Mainz, der Wittelsbacher, sich nächtlicher Weile von Würzburg zu Alexander nach Frankreich auf den Weg gemacht hatte, so ersehen wir aus alledem wieder, welches Gewicht Friedrich auf die Unterwerfung der bayerischen Kirche legte, welche Selbständigkeit diese aber auch in Wahrheit noch besaß.

Als Eberhard von Salzburg am 22. Juni 1164 gestorben war, schritten Klerus und Ministerialen des Erzstiftes sofort zur Neuwahl, um einen Eingriff des Kaisers zu verhüten. Der Wahl entstieg Bischof Konrad von Passau, des Kaisers Oheim und Bruder des österreichischen Herzogs. Daß er das letztere war, scheint uns mehr als seine Verwandtschaft mit dem Kaiser den Ausschlag gegeben zu haben. Vor der Wahl hatte man Konrad zur Bedingung gemacht, entschiedener als bisher die Rechte Alexanders

zu verfechten. Man dachte an keinen Widerstand von seiten des Kaisers. Aber da täuschte man sich. Als Konrad im September 1164 in Pavia am Hofe erschien, verlangte Friedrich die Anerkennung Paschalis' III. Selbst Gerhohs Bemühungen, der seinen neuen Erzbischof nach Italien begleitet hatte, blieben fruchtlos. Der Kaiser verweigerte dem Oheim die Investitur, als Konrad erklärte, nur Alexander als Papst anerkennen zu wollen. Auf einem Bamberger Reichstag im November 1164 kam es ebenso wenig zu einer Vereinigung, und bald darauf erhielt Konrad das Pallium von Alexander III zugesandt. So war es geblieben bis zum Tage von Würzburg. Da fehlte Konrad und mit ihm fast alle seine Suffragane. Am 23. Juni 1165 kam der Kaiser nach Regensburg. Bischof Hartwich war im August vorigen Jahres gestorben. Sein Nachfolger war Eberhard, ein Schwabe. In Passau war an Konrads Stelle Rupert getreten. Er hatte sich für Paschalis erklärt, starb aber noch im November 1165. In Brixen war im Dezember vorigen Jahres Bischof Hartmann gestorben. An seine Stelle war Propst Otto von Aachen getreten, aus dem Hause der Andechser Grafen, ein Anhänger des kaiserlichen Papstes. Aber er gab nach fünf Jahren sein Bistum auf, weil er wohl einsehen mochte, daß für seine Wirksamkeit hier unter lauter Alexandrinern kein gedeihlicher Boden sei. Auch Bischof Albert von Freising fügte sich nun dem Wunsche des Kaisers und leistete den Eid, erlangte aber das Zugeständnis einiger Bedingungen. Von Passau begab sich Friedrich nach Wien. Hier leistete der Erwählte von Regensburg den Schwur und mit ihm der Herzog von Oesterreich und die österreichischen Fürsten. Das stille Ringen des Ostens mit dem Westen um Bayern endete also damit, daß das Reich noch einmal die Oberhand behielt und Salzburg isoliert wurde. Aber wie isoliert? Mit Tausenden von stillen und offenen Anhängern Alexanders im Erzstift, in Bayern, in Oesterreich, im ganzen Reiche. Erzbischof Konrad, sein Klerus und seine Ministerialen wurden zu einem Reichstage nach Worms geladen, der im September zusammentrat. Umsonst! Da beschloß man, gegen den Erzbischof ein förmliches Rechtsverfahren mit dreimaliger Ladung einzuleiten. — Anders aber verfuhr man gegen seinen Wittelsbachischen Namensvetter, der Mainz und Deutschland verlassen und sich zu Alexander begeben hatte. Christian von Buch, schon einstens Konrads Rivale, ward jetzt aus Italien, wo er im Namen Friedrichs die südliche Campagna und Maritima mit furchtbarer Strenge unterworfen hatte, auf den erzbischöflichen Stuhl nach Mainz berufen. — Mit der äußersten Konsequenz sehen wir Friedrich vorgehen; das Kaisertum entfaltete noch einmal seinen ganzen geistlichen und weltlichen Herrscherglanz, als nun der Hof sich von Worms nach Köln bewegte, um Rainalds bischöfliche Weihe zu feiern, als dann Friedrich zu Weihnachten in Aachen erschien, um die Gebeine Karls des Großen erheben zu lassen und im Auftrage Paschalis' III die Heiligsprechung des ersten Kaisers zu vollziehen. Für die Ewigkeit schien allenthalben gearbeitet zu werden, ewigen Glanz und Macht dem deutschen Kaisertum zu erwerben. Es erstanden die alten karolingischen Pfalzen zu Nymwegen und Ingelheim in neuer Pracht, und kaum zu nennen ist, was Aachen dem ruhmreichen Staufer verdankte. Wie anders waren die Zeiten geworden, seitdem einst der Sachsenjüngling Otto III, in heiligem Fanatismus erglühend, die gleichen Pfade gewandelt! Sein Traum schien erfüllt, und doch wie phantastisch, wie lebensunfähig erscheint uns auch diese Traumerfüllung, wenn wir die Blicke zurücklenken noch weiter in jene Zeit, da Otto I hier in Aachen die deutsche Krone empfing, da ein Karl in seinen letzten schönsten Herrscherjahren hier seine Residenz errichtet! Ein Märchen ist es, das wir zu vernehmen glauben, vor dessen Zauber alle die grausen Wirklichkeiten weit in den Schatten zurückweichen; ein Märchen, dessen goldener Schein bis tief in die Jetztzeit seine Strahlen geworfen und annoch das Gemüt des deutschen Volkes mit lockenden Lichtern umspielt. Wundervolle Märchen sind es, die unser deutsches Volk in seiner Jugendzeit ersonnen, von so herrlichem Schein durchzuckt, von so tiefem Gemütsleben durchwoben, wie kein anderes Volk sie aufzuweisen hat. Sie alle hatten keinen Bestand, und die Enttäuschungen, welche ihrem Ende folgten, waren so groß und erschütternd, wie sie auch kein anderes Volk erfahren mußte. Aber kann man es uns verdenken, wenn wir immer wieder vor dem blendenden Glanze dieser alten vergangenen Märchen erstaunt stillestehen

und ihren Zauber auf uns wirken lassen? An Rang und Ehre wurde Aachen damals emporgehoben über alle Länder und Städte des Erdkreises, weil dort die römischen Kaiser zuerst gekrönt wurden, und wie die hohe Blüte der italienischen Städte an den Rhein übertragen schien, wie Mailands höchster Schatz, die Reliquien der hl. drei Könige, nach Köln wanderte, so sollte nun die deutsche Kaiserstadt an Ehre hoch emporstrahlen über die Stadt der römischen Cäsaren, über die Stadt der Päpste: mit seinem jugendfrischen Glanze sollte Aachen den Ruhm der alten Roma verdunkeln. Und damit treten wir aus dem Traum in die Wirklichkeit zurück. Die Wirklichkeit war der Kampf gegen Rom.



Barbarossa und Beatrix. Skulpturen am Dom zu Freising.

Merkwürdig ist nun in der folgenden Zeit die Stellung der Wittelsbachischen Brüder. Wie Otto treu zum Kaiser stand und seinen großen Einfluß zur Geltung brachte, so gewann Alexander einen einflußreichen Ratgeber und Freund an Konrad. Als er mit dem Papste jetzt nach Rom zurückkehrte, verließ sein Rivale Christian von Buch Italien, um den Mainzer Bischofsstuhl in Besitz zu nehmen. Aber Alexander dankte dem Gefährten die Treue. Er weihte ihn noch im Dezember 1165 zum Erzbischofe, nahm ihn als Kardinalpriester vom hl. Marcellus in das Kardinalskollegium auf und erhob ihn bald darauf zum Kardinalbischof der Sabina. Salzburg fand an ihm einen kräftigen Halt gegen das Vorgehen des Kaisers.

Auf Mitte Februar 1166 hatte Friedrich einen Reichstag nach Nürnberg berufen; Erzbischof Konrad von Salzburg stellte sich endlich ein. Herzog Heinrich der Löwe trat vermittelnd für Konrad ein. Vergebens! Es kam zu keiner Verständigung. Ende März sollte zu Laufen bei Salzburg in dieser Angelegenheit entschieden werden. Wichtiger war, daß damals Friedrich die Zusage der Fürsten zu einem neuen Feldzuge nach Italien gewann. Wir kennen das Ziel und behalten es im Auge.

Von Nürnberg begab sich der Kaiser nach Ulm, um Gericht zu halten über die schwäbischen Friedbrecher. Namentlich Pfalzgraf Hugo von Tübingen, der mit dem jungen Welfen in Streit geraten war, wurde von der Strafe des Kaisers getroffen. Eine Vereinigung der feindlichen Parteien, der Staufer und Welfen, der Zähringer und Heinrichs des Löwen wurde damals durch die Ehe Herzog Friedrichs von Schwaben mit Gertrud, der Tochter Heinrichs des Löwen, und seiner geschiedenen Gemahlin Clementia von Zähringen erzielt. So schien die Ruhe hergestellt. Nur Salzburg wartete noch des Gerichts.

Am 29. März traf Friedrich in Laufen ein. Konrad von Salzburg war nicht anwesend. Sein Bruder Heinrich von Oesterreich vermittelte für ihn bei dem kaiserlichen Neffen. Auch jetzt kam es zu keiner Verständigung, und so erfolgte denn endlich der Urteilsspruch. Die Salzburger wurden für Reichsfeinde erklärt, alle Reichslehen des Erzstifts eingezogen und anderweitig vergeben, alle andern Besitzungen wurden konfisziert. Die Vollziehung des Urteils überließ der Kaiser seinen Getreuen. Das gleiche

Urteil traf die Klöster in den Sprengeln von Salzburg und Passau, welche für Alexander Partei ergriffen. Ein furchtbarer Sturm brach über den Südosten Bayerns herein, und vor allen fielen die Grafen Liutold und Heinrich von Plain über die Stiftsländer her. Friedrich wandte sich auch an den Herzog von Oesterreich und den Bischof von Passau, teilzunehmen an dem Kampfe gegen den Widersacher. Aber Konrad von Salzburg hielt tapfer stand. Die Salzburger Ministerialen, geführt von dem Salzburger Burggrafen Meingot von Surberg, traten für ihren Erzbischof ein, und als Konrad am 28. September 1168 in Admunt starb, war er unbesiegt und seine Macht nicht gebrochen. Und der Herzog? Heinrichs des Löwen Haltung ist eine unsichere und schwankende in dieser Angelegenheit. In Bayern fühlte er sich offenbar nicht so zu Hause, wie in Sachsen. Die Verhältnisse lagen hier viel verwickelter. Am Kampfe beteiligte er sich nicht, hätte es vielleicht auch gar nicht vermocht, denn mittlerweile hatten sich in Sachsen dunkle Wolken zusammengezogen und drohten, sich verderbenbringend über seinem Haupte zu entladen.

Rainald glaubte seine Zeit nun gekommen, die Zeit des vollen Sieges, der großartigsten Erhebung des Kaisertums und der deutschen Kirche über die abendländische Christenheit. Alexanders Macht in Rom, die Macht des deutschen Laienadels in Heinrich dem Löwen niederzuringen, war sein nächstes Ziel. Als er im Herbste 1166 mit seinen Rittern nach Italien hinabzog, war in Sachsen die Verschwörung gegen Heinrich bereits eingeleitet. Des Kaisers glaubte sich Rainald vollkommen sicher.

In Sachsen war die Feindseligkeit der Großen gegen den Herzog offen zu Tage getreten. Die Bischöfe Wichmann von Magdeburg, Hermann von Hildesheim und Udo von Naumburg, die Markgrafen Albrecht der Bär und Otto von Meißen mit seinen Brüdern Dedo von Rochlitz und Friedrich von Brena, der Landgraf Ludwig von Thüringen und der Pfalzgraf Adelbert von Somerschenburg werden wieder als Heinrichs hervorragendste Feinde genannt. Mehrere von ihnen waren schon Mitglieder der Verschwörung vom Jahre 1163, welche Friedrich damals im Keime erstickte. Als er aber jetzt im Oktober 1166 über den Brenner zog, erhoben die Sachsen die Waffen und fielen über die Besitzungen des Herzogs her. Er fürchtete sich nicht, sondern sammelte seine Kräfte und setzte seine Festen in stand. Dann trat er dem Feinde gegenüber. Man weiß, daß im Juli 1167 Abgesandte der Kölner Kirche, Vasallen und Ministerialen in Magdeburg erschienen, um einen engen Bund zwischen ihrer Stadt und den Feinden des Herzogs abzuschließen. Man weiß, daß Erzbischof Rainald schon vorher mit diesen in innigster Verbindung stand. Man weiß ferner, daß Rainald einen kurzen Augenblick sogar daran dachte, mit Alexander Frieden zu schließen; daß dann nach dem Beitritt Erzbischof Hartwichs von Bremen und Bischof Konrads von Lübeck, eines Cisterziensers, durch den letzteren eine Verbindung mit Alexander anzuknüpfen versucht wurde. Aus alledem erkennen wir, wie die Interessen, auf welchen der Bund gegen Heinrich den Löwen beruhte, doch sonst in allen Punkten weit auseinanderlagen.

Zudem war Rainald aus dem kurzen Schwanken längst herausgekommen, er führte seine Ritter gegen Rom. Und so war dann nicht mehr daran zu denken, daß das Bündnis der Sachsen mit Alexander Lebensfähigkeit erwerben werde. Eben dem stand Rainald im Wege. Andererseits aber scheint Rainald „bei dieser tiefberechneten Politik, die gleichzeitig an der Tiber und an der Elbe ihre Resultate zu ziehen versuchte", an die Möglichkeit einer wirklichen Auflehnung der lombardischen Städte nicht gedacht zu haben.

Der anonyme Fortsetzer der Geschichte von Lodi, welche von dem kaiserlichen Pfalzrichter Otto Morena und dessen Sohne Acerbus begonnen wurde, erzählt uns über die Herrschaft der kaiserlichen Beamten in Italien böse Dinge. Mehr als das Siebenfache, als dem Kaiser zustand, sei den Lombarden abgepreßt worden. Die Mächtigen wie die Schwachen, die Bischöfe, Markgrafen und Grafen, die städtischen Konsuln und Kapitäne seien von jenen Herren, wie fast alle andern, bedrückt worden. Außer Geldsteuern von jedem Herde und jeder Mühle wurde da ein Drittel der Beute der Fischer erhoben. Die Jagd war verboten, die Gerichtsbarkeit den Händen der Burgherren entzogen und von kaiserlichen Podestas oder Prokuratoren geübt. Schlimmer noch als den übrigen Lombarden begegnete man den Mailändern und Cremasken. Jenen blieb nur ein Drittel

vom Drittel aller Bodenfrüchte, während die Cremasken ein Drittel ihrer Ländereien verloren. Markward von Grumbach erhob von den Mailändern die Hälfte aller Fruchterträge; er requirierte von den Landleuten 500 Schweine, 1000 Fuhren Holz und Heu, dazu Hühner und Eier ohne Maß, Wein und Lämmer, Balken zum Häuserbau, Pfähle und Flechtwerk u. s. w. Dazu wurden hohe Geldsummen gefordert und ebenso eine Geldentschädigung von denen, welchen das Holz ausgegangen war. Spanndienste wurden in immer größerem Umfange verlangt, kurz es war eine furchtbar niederdrückende Wirtschaft, und man ersehnte die angekündigte Ankunft des Kaisers in der Hoffnung, er werde doch die größten Uebelstände abstellen.

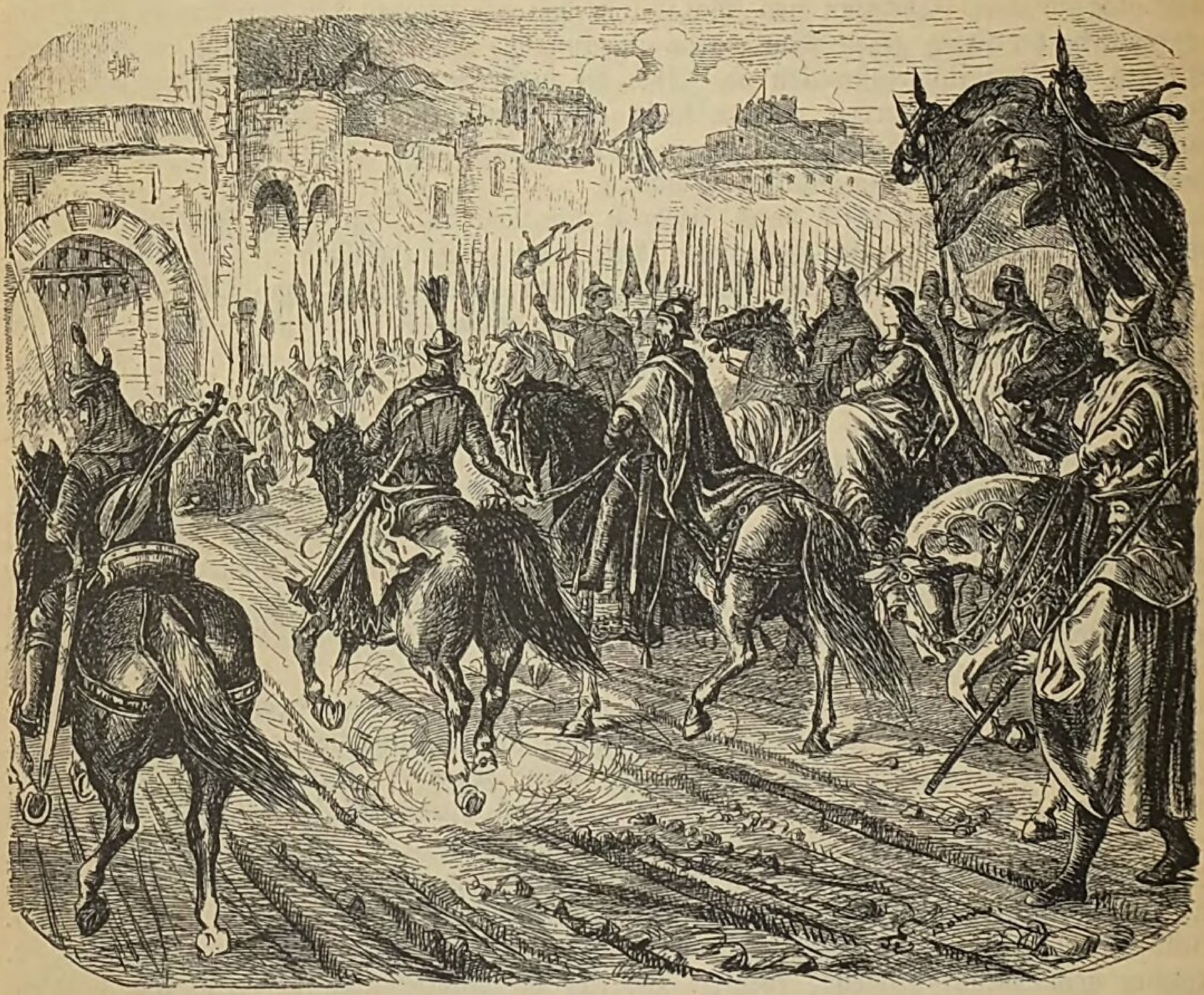
Im Oktober 1166 überschritt Friedrich den Brenner. Im November hielt er einen Reichstag zu Lodi. Christian von Mainz ließ von den Großen die Würzburger Beschlüsse beschwören, der Krieg gegen Rom wurde angekündigt, von der Bewältigung des Veroneser Bundes sah Friedrich einstweilen ab. Auch die massenhaft und von allen Seiten erhobenen Beschwerden der Lombarden wurden für's erste unberücksichtigt gelassen. Es geschah so gut wie nichts, die hochgehenden Wogen zu besänftigen, aber ebenso wenig geschah etwas, dem kaiserlichen Heere den Rücken zu sichern.

Am 11. Januar 1167 brach Friedrich von Lodi auf. Er nahm seinen Weg durch das Gebiet von Piacenza gen Bologna. Auf diesem Wege belehnte er den Bischof Albert von Trient mit der Burg und Grafschaft Garda, welche Otto von Wittelsbach wieder aufgegeben hatte. Der bayerische Laienadel stand davon ab, sich jenseits der Alpen einen neuen Wirkungskreis zu schaffen. Für den Kaiser war einstweilen noch die Hauptsache, Geld einzutreiben. Bologna zahlte 6000 Pfund, und weiter ging der Zug über Imola und Faenza gegen Ancona. Hier lag eine griechische Besatzung und Friedrich mußte sich zur Belagerung der Stadt entschließen. Indessen zogen Christian von Mainz und Rainald von Köln in die tuscischen und ligurischen Gegenden weiter. In Pisa gelang es Rainald, die Unterstützung der Stadt zu erlangen, während Christian von Mainz mit seinen Stiftsvasallen und den Brabanzonen, einer kriegerischen Söldnerbande, welche Friedrich am Niederrhein geworben, sich Genuas versicherte. Ueber Siena nahm Rainald seinen Weg in die Campagna. Christian rückte nach. Die Lombardei wurde von den deutschen Aufgeboten verlassen.

Da brach der Aufstand los. Anfangs März traten Abgeordnete der Städte Cremona, Mantua, Brescia und Bergamo zusammen und vereinbarten einen Bundesvertrag, wonach sie sich gegenseitig Hilfe zusagten, die Treue gegen den Kaiser vorbehalten, soweit er nur jene Rechte beanspruche, welche bis zu den Zeiten König Konrads in Geltung waren. Der Krieg gegen die Beschlüsse von Roncalia war erklärt. Cremona ist der Vorort der neuen Eidgenossenschaft. Graf Heinrich von Diez erließ sofort an die Mailänder die Aufforderung, ihm 100 Geiseln zu stellen. Mailand stellte sie (März 1167). Bald darauf forderte der Graf nochmals Geiseln, diesmal 200. Mailand bewilligte sie. Immer noch Abfall fürchtend, forderte Heinrich die Auslieferung von 100 ihm verdächtigen mailändischen Rittern. Mailand zögerte. Mit Unterhandlungen suchte es den Grafen hinzuhalten. Schon hoffte man auf die Hilfe des Bundes, mit dem die Mailänder bereits in Verbindung getreten waren. Am 27. April erschienen die Heerhaufen der verbündeten Städte und führten die Mailänder in die Trümmer ihrer Stadt zurück. Mit Eifer wurde der Aufbau begonnen, Graben und Wälle wurden hergestellt und die kaiserlichen Beamten räumten das Feld. Sollte nicht alles in Frage gestellt werden, so kam es darauf an, Lodi zu gewinnen. Gesandte gingen dahin ab mit der Aufforderung, dem Bunde beizutreten. Die Lodesanen weigerten sich. Man beschloß Gewalt anzuwenden. Am 12. Mai war Lodi von allen Seiten eingeschlossen, am 19. kam es zu einem erbitterten Kampfe, am 22. erklärte die Stadt ihren Beitritt zum Bunde. Mailand hatte den ersten Sieg.

Inzwischen hatte Rainald mit Hilfe der Pisaner Civita vecchia erobert. Mit einer Kühnheit sondergleichen stürmte er weiter und erreichte das von den Römern bedrohte Tusculum. Am Tage vor Pfingsten (27. Mai) rückten die Römer in der Stärke von 30 000 Mann aus, den Priester des Kaisers, der ihnen die Messe singen wolle, zu fangen.

Am Tage nach Pfingsten traf Christian ein, Rainald zu entsetzen. Die Römer warfen sich sofort auf ihn. Da brach Rainald mit den Kölnern aus der Stadt hervor, der schon wankende Kampf kam zum Stehen. Die Römer, vertrauend auf ihre gewaltige Ueberzahl, drangen von neuem vor; da ergriffen Christian und Rainald die Fahnen und allen voran stürzten die Erzbischöfe auf den Feind. Der wich zurück. Die Deutschen hatten den Sieg. Dieser Sieg der beiden Erzbischöfe über das Römerheer war so beispiellos, daß man weit, weit in die Geschichte zurückgriff, seine Bedeutung darzulegen. Mit der Niederlage von Cannä verglich man dieses neue Unglück in Rom. Alexander sammelte seine übrigen Truppen um St. Peter. Die Kirche ward zur Festung.



Barbarossa zieht in Rom ein um Beatrix krönen zu lassen.

Vor Ancona empfing Friedrich die Siegeskunde. Sie trieb ihn zur Eile. Ancona kapitulierte und nach einem kurzen Abstecher in apulisches Gebiet erschien der Kaiser am 24. Juli 1167 mit seinem ganzen Heere auf dem Monte Mario vor Rom. Bald drangen die Deutschen in die Leostadt ein, aber die Engelsburg und St. Peter trotzten ihren Stürmen. Fünf Tage lang wurde hier gekämpft. Da legten die Deutschen Feuer an die an den Dom anstoßende Kirche S. Maria in Turri. Am 29. Juli ward sie ein Raub der Flammen. Die Besatzung von St. Peter gab den Widerstand auf und die Deutschen besetzten den Dom. Am 30. Juli wurde Paschalis III inthronisiert, am 1. August Beatrix zur römischen Kaiserin gekrönt. Die Stadt war nicht mehr zu halten. Noch verhandelte man mit Alexander um seine Abdankung. Konrad von Wittelsbach und Rainald leiteten die Verhandlungen. Die Römer waren zu einem Vertrage mit dem Kaiser entschlossen. Friedrich bewilligte ihnen den Senat und die Steuerfreiheit, behielt sich aber die Investitur des Senates und des Stadtpräfekten vor. Da verließ Alexander in Pilgertracht

die ewige Stadt und gelangte glücklich über Terracina und Gaeta nach Benevent in die Stadt der Normannen. Das edelste Wild war entwischt.

Es war am 1. August, daß Friedrich seinem Kanzler Rainald als Lohn für so viele ausgezeichnete Dienste die Reichshöfe zu Andernach und Eckenhagen schenkte. Deutet schon die gelungene Flucht Alexanders über den augenblicklichen Sieg des Kaisers hinaus auf neue erbitterte Kämpfe, so erst recht die furchtbare Katastrophe, welche am Tage nach dieser Siegesfeier, am 2. August, einsetzte und alle Erfolge mit einem Schlage vernichtete.

Am 2. August zog ein furchtbares Unwetter auf. Ihm folgte bald wieder der glühende Brand der Sommersonne des Südens. Die Pest war da und griff mit unglaublicher Schnelligkeit um sich. Schon am 6. August sah sich Friedrich genötigt, sein Lager auf dem Monte Mario abzubrechen und das bereits furchtbar dezimierte Heer gegen Norden zu führen. In Viterbo blieb Paschalis zurück. Das Heer zog weiter, aber Tote und Kranke zeichneten seinen Weg. Es war eine traurige Heimkehr. Schon am 9. August starb vor Rom Bischof Daniel von Prag, am gleichen Tage Bischof Alexander von Lüttich. Ihnen folgten Bischof Hermann von Verden, die Bischöfe von Augsburg, Basel, Regensburg, Speier und Naumburg, der Herzog Friedrich von Schwaben, der jüngere Welf, Berengar von Sulzbach und viele andere. Auch Rainald war krank zurückgeblieben. Am 14. August starb der Erzbischof von Köln auf der Stätte seiner letzten großartigen Siege.

Eine neue Zeit hebt an. Rainalds Tod bedeutet in Verbindung mit dieser elementaren Katastrophe vor Rom einen Wendepunkt in der Geschichte Barbarossas. Als er über Pisa und Lucca den Apennin erreichte, fand er den Paß von Pontremoli von den aufständigen Lombarden besetzt. Die Poebene war der Gewalt der Deutschen entrissen. An Mailands Glück und Unglück waren wir bisher gewohnt, die Erfolge oder Mißerfolge der deutschen Politik in Lombardien zu messen. Der alten Römerstadt steht in Pavia die langobardische Königsstadt gegenüber. In ihrer Rivalität drückt sich gewissermaßen der Kampf der Germanisierung mit der Romanisierung aus und deutete Mailands Zerstörung auf volle Germanisierung der Lombardei, so seine Wiederherstellung auf volle Romanisierung derselben. Pavia tritt vor der neu aufblühenden Rivalin in den Hintergrund. Trezzo, des Kaisers festeste und schönste Burg in der Lombardei, mußte sich den Mailändern ergeben (Mitte August). Auf einem Umweg suchte Friedrich von Pontremoli den Uebergang über den Apennin zu bewerkstelligen. Am 12. September gelangte er glücklich nach Pavia.

An Unterhandlung dachte der Kaiser nicht. Als habe das Schicksal keine Macht über ihn, war er fast der einzige, der in dem großen Sterbelager vor Rom sich aufrecht erhielt, und ob ihm auch jetzt der Lombardenbund bereits in der Stärke von sechzehn Städten, welche wiederum mit Alexander, Venedig und dem Veroneser Bunde in Verbindung standen, entgegentrat, er wich nicht zurück, sondern warf den „Rebellen" den Fehdehandschuh hin. Am 21. September sprach er den Bann über die Städte aus, nur Cremona und Lodi blieben ausgenommen. Sofort begann er selbst den Krieg gegen Mailand und Piacenza. Seine Streitkräfte reichten nicht mehr aus. Er mußte nach Deutschland, um neue Hilfsscharen zu werben. Langsam wich er zurück, so langsam, als habe die italienische Erde seinen Fuß gehemmt: von Pavia nach Novara, dann nach Vercelli, dann in die Länder des Markgrafen von Montferrat, dann über Asti, Turin nach Susa. Verrat schlich hinter ihm her. Aber er entkam glücklich nach Grenoble und Genf, über Burgund nach Deutschland (Frühjahr 1168). „Seinen Rückweg bezeichnete er durch die Leichen ermordeter mailändischer Geiseln."

Betrachten wir die Lage Friedrichs, so sehen wir ihn zurückgeworfen auf die Einkünfte der staufischen Güter. Das große einträgliche Gebiet, welches er in der Lombardei zu gründen begonnen, war verloren. Einen Augenblick schien es, als sollte Italien sich ihm für immer verschließen. Wollte er hier wieder Boden gewinnen, mußte er vor allem darauf sehen, seine Macht in Deutschland zu erhalten und zu mehren. Der Zeitpunkt war günstig. Die deutsche Kirche stand ratlos da. Sich offen an Alexander

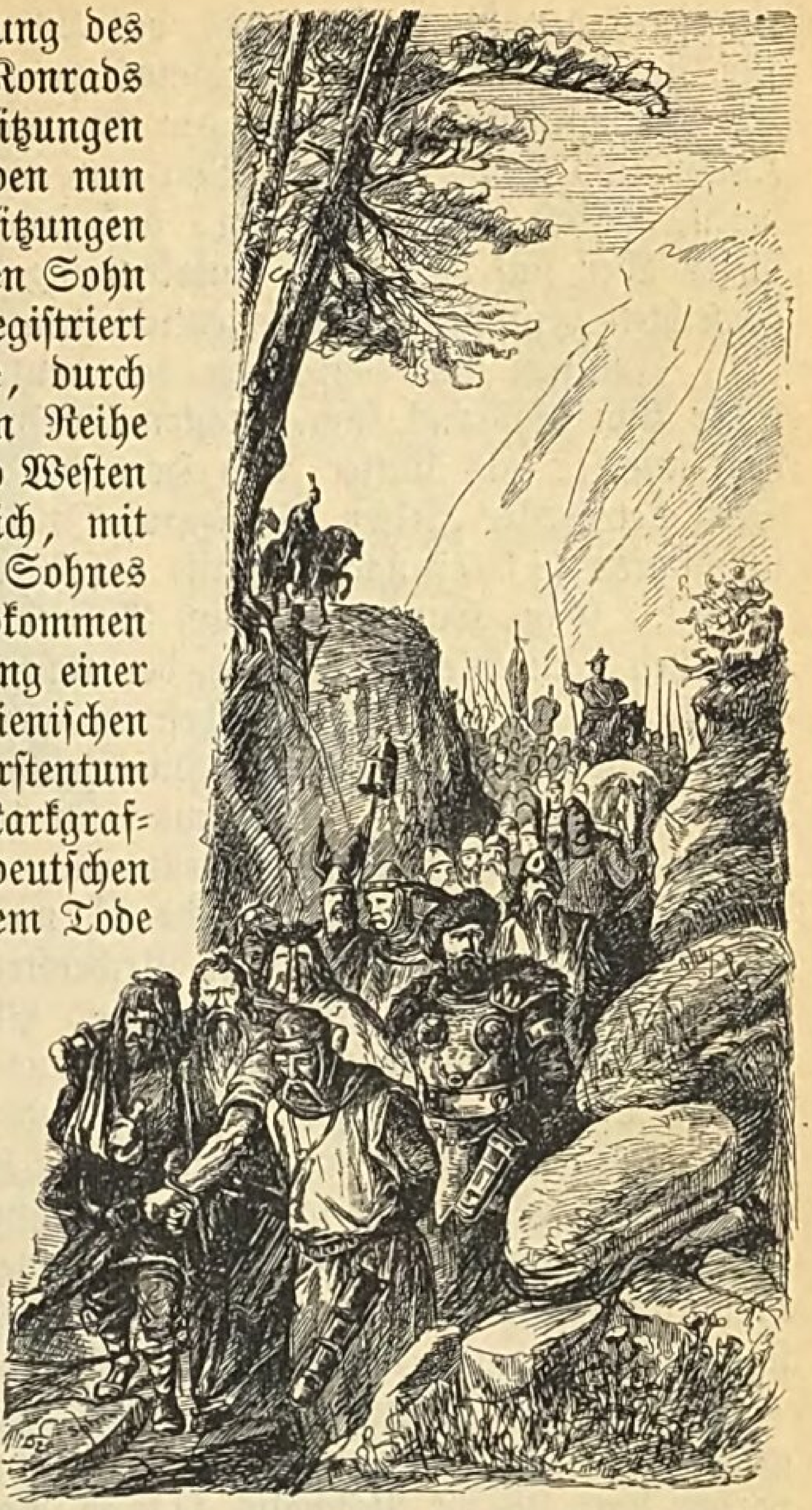
anzuschließen konnte sie nicht wagen, und so fiel auf sie die ganze Schwere der Niederlage, welche den Kaiser in Rom und Italien getroffen. Rainalds Politik endigte in diese Niederlage, welche die deutsche Kirche zugleich des Rückhaltes an dem Kaisertum und des bisher so siegreich vorwärts stürmenden Führers beraubte. Und wir erinnern uns der andern Unternehmung, welche Rainald gleichzeitig mit der italienischen eingeleitet hatte: der Sturz Heinrichs des Löwen war das Endziel derselben. Es kam nicht dazu. Die Niederlage in Italien bereitete die Niederlage an der Elbe vor, aber Friedrich lenkte ein, bevor es dazu kam. Mit scharfem Blick erkannte er den inneren Zusammenhang beider Bewegungen: gegen die deutsche Verfassungskirche stand das lombardische Bürgertum wie das deutsche Fürstentum unter den Waffen. Friedrich sagte sich vom Bunde mit der Kirche los und trat zu Heinrich dem Löwen über.

Als der Kaiser im Jahre 1166 die Alpen überschritten hatte, setzten sich die sächsischen Fürsten gegen Heinrich den Löwen in Bewegung. Der aber wehrte sich seiner Haut, so gut es ging, und noch war es zu keiner Entscheidung gekommen, als des Kaisers Boten Christian von Mainz und Berthold von Zähringen in Deutschland erschienen, den Kämpfenden Waffenruhe bis zur Rückkehr Friedrichs zu gebieten. Für die sächsischen Verschworenen stand die Sache schlecht, seit durch den Tod Rainalds das Bündnis Kölns mit Magdeburg gelöst war. Trotzdem schienen sie in dem heimkehrenden Kaiser nur einen machtlosen besiegten Mann sehen zu wollen. Dreimal ließen sie sich vorladen, ehe sie in Würzburg am 29. Juni 1168 erschienen. Aber die stattliche Versammlung, welche hier den Staufer umgab, mußte bald jeden überzeugen, daß des Kaisers Macht wohl geschwächt, aber noch lange nicht vernichtet war. Friedrich maß den Sachsen den Verlust Italiens bei, und soweit dieser Verlust auf physischem Kraftmangel beruhte, wohl nicht mit Unrecht, denn die Kämpfe in Deutschland hatten den Kaiser an einer sofortigen nachdrücklichen Operation gegen die Lombarden gehindert. Dieser Vorwurf zeigt, daß Friedrich sofort und offen die Sache seines welfischen Vetters als die seinige betrachtete. Der alte Bund des Staufers mit den Welfen, der schon einmal Friedrichs energisches Auftreten ermöglicht hatte, ward in dem Augenblick erneuert, als Rainald, der Gegner dieses Bundes, die Augen geschlossen hatte. Das Streben, Alexander in Rom, Heinrich an der Elbe für immer und zu gleicher Zeit matt zu setzen, war vollkommen gescheitert, die Elbe behauptete sich als neue, gewaltig frequentierte Handelsstraße neben der alten des Rheins. In dem engsten Bunde suchten nun die Vertreter der beiden mächtigsten deutschen Fürstenhäuser, Friedrich und Heinrich, ihre Macht zu stärken und zu erweitern.

Einen merkwürdigen Aufschwung nahm Heinrichs Macht eben in der Zeit, als man sie für immer niederzubrechen sich angeschickt. Des Kaisers Dazwischenkunft gab ihm die volle Herrschaft über die nordischen Bistümer zurück; sie ermöglichte ihm den Sieg über König Waldemar von Dänemark, der sich Rügens bemächtigt und das Heidentum der Ranen gestürzt hatte. Als er sich weigerte, nach einem früheren Vertrage dem Herzoge die Hälfte der Beute zuzustellen, hetzte Heinrich die Wenden auf die Dänen, und nach zweijährigem Kampfe war er am Ziele. Der Dänenkönig bewilligte Heinrich die Hälfte der in Rügen gemachten Beute, die Hälfte des Tributs und der Geiseln. Wir sahen, daß die Wenden, auch Pribislaw, der frühere hitzigste Gegner Heinrichs, vollkommen in der Macht des Herzogs waren. Mehr als alle Herzoge vor ihm, ja selbst mehr als der gefeierte Kaiser Otto hatte er ihre Macht gebrochen und ihnen ein Gebiß angelegt, mit dem er sie lenkte, wohin er wollte. „Er gebietet ihnen Frieden und sie gehorchen; er ruft sie zum Kriege und sie sagen: da sind wir!“ „Das ganze Land, wie es sich von der Eider an zwischen der Elbe und der Ostsee bis nach Schwerin erstreckt, einst ein mit Schrecknissen erfülltes, fast wüstes Gebiet, ist nun gleichsam eine zusammenhängende sächsische Kolonie geworden, wo Städte und Burgen gebaut werden und die Zahl der Kirchen und Diener Christi zunimmt.“ War es eine strenge, ja barbarische Politik, welche Heinrich gegen seine Widersacher verfolgte, wir sehen, daß sie dem Lande und den Leuten zum Segen gereichte.

Gleich ihm versuchte auch Friedrich die Stellung seines Hauses in Südwestdeutschland zu sichern und zu befestigen. Friedrichs gleichnamiger Neffe, der Herzog von Schwaben,

war der römischen Pest erlegen. Bei der Teilung des staufers̈chen Erbes waren diesem Sohne König Konrads außer dem schwäbischen Herzogtum die großen Besitzungen der Staufer in Franken zugefallen. Sie wurden nun für den Kaiser frei, der mit den fränkischen Besitzungen seinen Sohn Konrad, mit Schwaben seinen ältesten Sohn Friedrich belehnte. „Ein schwäbischer Chronist registriert dann weiter die Kauf- und Erbschaftsverträge, durch welche er die Allodien und Lehen einer ganzen Reihe schwäbischer Grafenhäuser im Norden, Osten und Westen des Bodensees gewann. Es gelang ihm endlich, mit dem alten Herzog Welf, der durch den Tod seines Sohnes im Jahre 1167 kinderlos geworden war, ein Abkommen zu treffen, durch welches dieser ihm gegen Zahlung einer Leibrente an Stelle Heinrichs des Löwen die italienischen Besitzungen, das mathildinische Erbe, das Fürstentum Sardinien, das Herzogtum Spoleto und die Markgrafschaft Tuscien übergab und den Anfall der deutschen Besitzungen zwischen Lech und Bodensee nach seinem Tode zusicherte. Durch einen Vertrag mit den Zähringern wußte er sich gleichzeitig die alleinige Herrschaft in Hochburgund freizuhalten." Störte der Tod Friedrichs von Schwaben dadurch, daß Gertrud, die kinderlose Gemahlin des Verstorbenen und Tochter Heinrichs des Löwen, leer ausging, schon die Pläne des Sachsen- und Bayernherzogs, so griffen die Zurücknahme Goslars, dessen Einkünfte sich Friedrich bei der Ordnung der sächsischen Verhältnisse wieder bemächtigt hatte, und der Vertrag mit Welf noch tiefer in die Absichten des Welfen ein, Gründe genug, dereinst einen entstehenden Konflikt zwischen den jetzigen Bundesgenossen zur trennenden Kluft zu erweitern. Wie systematisch Friedrich bei der Begründung seiner Hausmacht zu Werke ging, erzählt uns Nitzsch, der darauf hinweist, wie der Kaiser auch die Mittel der deutschen Kirche fester und fester an sich zu ziehen suchte. In Augsburg, Chur, Konstanz, Basel, Straßburg, Speier, Würzburg, Bamberg, Regensburg, Fulda, Ellwangen finden wir die Söhne Friedrichs im Besitze von Kirchenlehen und als Kirchenvögte. So war der alte Grundsatz, daß weltliche Fürsten nicht Lehensmannen geistlicher Fürsten werden dürften, durchbrochen, und hören wir dazu, daß Friedrich das Regalien- und Spolienrecht, das ihm beim Tode der Bischöfe die Verfügung über deren Mobiliarnachlaß gestattete, in vollem Umfange und voller Konsequenz in Anspruch nahm, so erkennen wir, wie hier das Königtum mit allen Mitteln zur Befestigung seiner eigenen Gewalt zu Werke ging.



Heinrich der Löwe besichtigt die ihm von dem Dänenkönig Waldemar abgetretenen Geiseln.

Zu Gunsten Rainalds hatte einst Friedrich auf die Ausübung des Spolienrechts in der Erzdiöcese Köln Verzicht geleistet. Mit dem Tode Rainalds sah sich die deutsche Kirche ihres Führers beraubt. Es mußte sie mit Besorgnis erfüllen, was sie rings um sich sah; die Aenderung der kaiserlichen Politik beruhte auf dem Bunde Friedrichs mit Heinrich dem Löwen und damit zugleich auf der Aufrechterhaltung des Schismas. Es ist darum natürlich, daß man allmählich innerhalb der deutschen Kirche immer mehr in der Beendigung des Schismas den Weg zur eigenen Rettung erkannte, daß selbst ein Christian von Mainz den Gedanken der Aussöhnung mit Alexander und des Wiedereintritts der deutschen Kirche in die allgemeine Kirche mit Lebhaftigkeit erfaßte und zu verwirklichen strebte. Dieses Streben aber konnte nur Erfolg haben, wenn es gelang,

einerseits den Bund Heinrichs des Löwen mit dem Kaiser zu zerreißen, diesen dadurch für die Beendigung des Schismas zu gewinnen, andererseits den Bund Alexanders mit den Lombarden zu sprengen, der nunmehr das Haupthindernis der Verständigung zwischen Kaiser und Papst bildete. Von den beiderseitigen Fesseln, die zugleich ihre Stützen bildeten, befreit, war zu hoffen, daß sowohl der Kaiser sich zur Anerkennung Alexanders, dieser aber sich dafür zur Anerkennung der vielen schismatischen und von Schismatikern geweihten deutschen Bischöfe entschließen würde.

Indessen das Verlangen der deutschen Kirche nach Frieden mit Rom immer deutlicher zum Ausdruck kam, suchten Friedrichs Blicke immer noch nach jenem Punkte, von dem aus er als Kaiser und Herr der Kirche dem Schisma ein Ende bereiten könnte. Sein getreuester Helfer, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, war gleich nach dem Unglück in Italien (1167) nach Byzanz aufgebrochen. Nur schöne Worte und Geschenke brachte er mit. Ganz Europa war im Aufruhr. Hier im Osten kämpften die Ungarn mit den Griechen, im Westen dauerte der Kampf der Könige von England und Frankreich fort und brach trotz aller Friedensbestrebungen stets von neuem aus. Wir wissen, daß Thomas Becket mit seiner Weigerung, die Beschlüsse von Clarendon anzuerkennen, in der Mitte der Kämpfenden stand. Da war für Friedrich kein Heil zu erwarten, bevor nicht der allgemeine Friede wiederhergestellt war. Im Sommer 1168 ging eine kaiserliche Gesandtschaft an den Hof Heinrichs II nach Rouen ab, um ein neues Einverständnis mit dem englischen Könige in dem Kirchenstreite zu erzielen. Die Gesandten waren Heinrich der Löwe, Christian von Mainz und Philipp von Heinsberg, der Nachfolger Rainalds von Dassel. Philipp war eben erst aus Italien heimgekehrt, wo er die tuscischen Städte in der Treue zum Kaiser erhalten und den Papst Paschalis nach Rom zurückgeführt hatte. Am englischen und französischen Hofe wurden die Gesandten zwar freundlich aufgenommen, aber eine sofortige Einigung der feindlichen Könige vermochten sie ebenso wenig zu bewirken, wie eine energische Erklärung Heinrichs II. Doch gab die Vermählung Heinrichs des Löwen mit Mathilde von England, welche im Februar 1168 stattgefunden hatte, den deutschen Beziehungen zu England einen festeren Halt.

Auf zwei Seiten schien einen Augenblick die Möglichkeit einer Verständigung gegeben. Am 28. September 1168 starb Erzbischof Konrad von Salzburg. Acht Tage vorher hatte Papst Paschalis III in Rom die Augen geschlossen. Die treibende Macht in der Salzburger Diöcese waren die Alexandriner, verbündet mit dem Patriarchen Udalrich II von Aquileja, der noch an Konrad die Aufforderung gelangen ließ, mit den Lombarden gegen Friedrich gemeinsame Sache zu machen. Konrad wich der Versuchung aus, und so konnte er seine letzten Tage in Frieden leben. Die Salzburger wählten bald darauf an seine Stelle Adalbert, den Sohn des Böhmenkönigs Wladislaw, einen Neffen Konrads und Heinrichs von Oesterreich. Auch diesmal hofften sie, das verwandtschaftliche Verhältnis des neuen Erzbischofs zum Kaiser werde das Stift vor Feindseligkeiten Friedrichs schützen. Sie irrten sich. Salzburgs Hinneigung zum Osten tritt hier abermals deutlich hervor. Friedrich drang damals darauf, daß sich die noch nicht geweihten Bischöfe von Christian von Mainz sollten weihen lassen. Albert von Freising fügte sich dem stärkeren Willen, Konrad II von Regensburg erhielt einen Aufschub bewilligt, nach dessen Ablauf entweder die Weihe vollzogen oder er seinem Bistum entsagen sollte. Adalbert von Salzburg aber erwählte den Patriarchen Udalrich zu seinem Weihbischofe und trat damit direkt zu den Feinden Friedrichs über.

Wie hier die Alexandriner gegen den Kaiser, so gingen in Italien die Freunde Friedrichs gegen Alexander vor. Sie erhoben den Abt Johannes von Strumi als Calixt III auf den Stuhl Petri. Trotzdem hören wir wieder von Friedensverhandlungen, welche Friedrich durch die Aebte von Citeaux und Clairvaux mit Alexander anknüpfen ließ. Die beiden Cisterzienser erschienen am deutschen Hofe zu Bamberg während der Fasten 1169. Und noch einmal sehen wir den Bischof Eberhard von Bamberg, seiner alten Rolle getreu, für den Frieden wirken. Er brach mit den beiden Aebten nach Italien auf, mußte aber die Reise unterbrechen, da die Lombarden ihm den Durchzug verweigerten. Alexander kam von Benevent nach Veroli in Campanien, wo Eberhard



Otto von Wittelsbach und Prälat Adalbert.

mit ihm zusammentraf. Außer ihm aber waren auch die Abgeordneten der Lombarden zugegen, welche Alexander berufen hatte, und so zerschlugen sich die Unterhandlungen. Während diese Angelegenheiten noch schwebten, berief Friedrich einen Reichstag nach Bamberg (8. Juni 1169), wo er seinen erst vierjährigen Sohn Heinrich zu seinem Nachfolger wählen ließ. Adalbert war auch nach Bamberg gekommen, wurde aber nicht zugelassen. Der Kaiser brach nach dem Schluß des Reichstags nach Bayern auf. In Passau ließ er an Stelle Albos einen neuen Bischof wählen. Albo rief dagegen die Hilfe des Kardinallegaten in Bayern, Konrads von Wittelsbach, an. Von Passau rückte Friedrich gegen Salzburg vor, um die trotzige Haltung der Salzburger zu brechen. In Salzburghofen bezog er ein Lager. Aber schon war die Stimmung der Salzburger geteilt. Die Ministerialen und Ritter traten mit dem Kaiser in Unterhandlung. So ward er Herr des Erzstiftes, und Adalbert, der nach Kärnten geflohen war, sich dann aber eines andern besonnen hatte, kam nur noch rechtzeitig, um die Uebergabe Salzburgs an den Kaiser vollziehen zu helfen. An Verteidigung konnte man nicht mehr denken. „Welche Ehre ihr auch unserem Herrn Kaiser einräumen wollt," sagte Pfalzgraf Otto dem unfähigen und wankelmütigen Prälaten, da er ihm von der beabsichtigten Uebergabe des Stifts an den Kaiser sprach, „uns steht es nicht zu, sie zu widerraten; dessen aber seid sicher, daß ihr euer Bistum, einmal aufgegeben, während der Dauer des Schismas nicht wiedererhalten werdet." Und das Schisma dauerte fort trotz der Bemühungen der Cisterzienser und Eberhards von Bamberg. Noch wirkten die Würzburger Schwüre nach und verhinderten den Kaiser an energischen und unzweideutigen Maßregeln. Im Januar 1170 kam Friedrich wieder nach Bayern. Er durchzog das Salzburger Gebiet bis in seine entlegensten Teile. In Leibnitz hatte er eine Zusammenkunft mit mehreren Prälaten. Es kam hier die Sprache auf eine Neuwahl. Die Geistlichen widersetzten sich und Friedrich stand von dem Plane einstweilen zurück. Aber neben den Kaiserlichen erwuchsen Adalbert neue Feinde in seinen eigenen Suffraganen. Bischof Heinrich von Gurk strebte für sein Bistum die Reichsunmittelbarkeit an. Er wandte sich mit einem Gesuch an Alexander, und dieses Gesuch fand bei dem Legaten Konrad von Wittelsbach lebhafte Unterstützung.

Ueber Regensburg begab sich der Kaiser im Juni nach Fulda. Hier empfing er den Bericht des heimgekehrten Bischofs Eberhard von Bamberg. Seine Verhandlungen waren gescheitert und Eberhards Tage nahten ihrem Ende. Am 17. Juni erfolgte in Bamberg sein Tod. So waren von den früheren Beratern des Kaisers nur noch zwei um ihn: Heinrich der Löwe und Otto von Wittelsbach. Diesen wie den übrigen Freunden Friedrichs mußte es nun vollkommen klar werden, daß die Angelegenheiten der Lombardei im Vordergrunde standen und vor ihrer Regelung keine Aussicht auf Frieden zu erwarten sei. Nur eine Entscheidung, welche hier fiel, konnte Klarheit bringen. Italien trat wieder vollkommen als treibendes Element in die deutsche Politik.

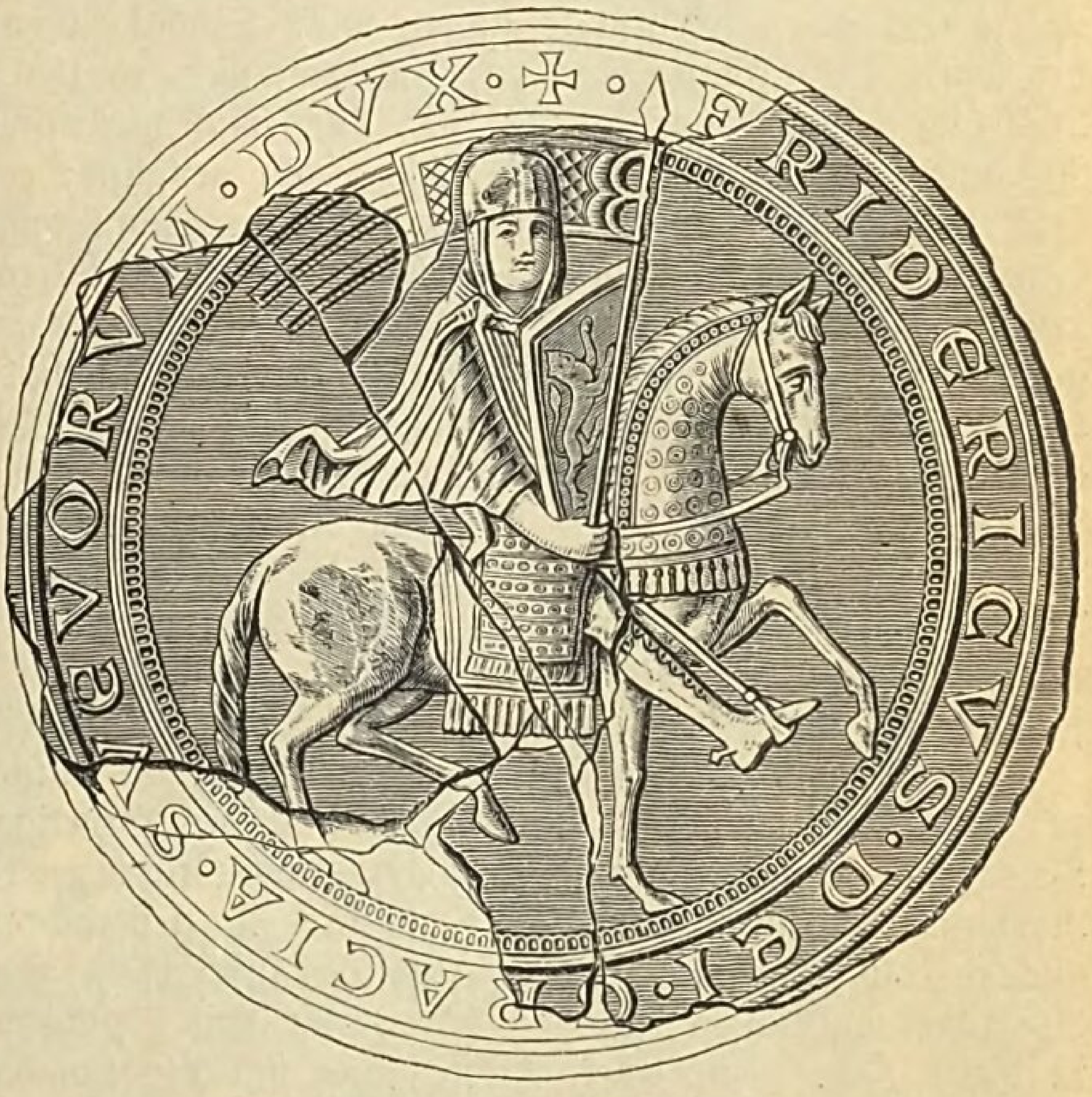
Die Ruhe in Deutschland herzustellen und somit die Kräfte des Reichs für die italienische Heerfahrt zu gewinnen, mußte des Kaisers erste Absicht sein. Wir kennen seine

Bemühungen um die Aufrechterhaltung des Landfriedens in Sachsen. Das Schicksal kam ihm zu Hilfe. Am 18. November 1170 starb Heinrichs des Löwen stärkster Widersacher, Markgraf Albrecht der Bär. Die Zerwürfnisse Friedrichs mit den Söhnen des Markgrafen machten Heinrich nur um so sicherer. Er zog hinaus, die heiligen Stätten des Orients zu besuchen. Im Januar 1172 brach er auf. Durch sein zweites Herzogtum Bayern nahm er den Weg der österreichischen Grenze zu. Ein gewaltiges Aufsehen erregte diese Wallfahrt des Herzogs, die er mit einem glänzenden Gefolge unternahm. In Bayern schlossen sich ihm der Wittelsbacher Friedrich und mehrere andere an. Ueber Oesterreich und Ungarn gelangte man glücklich nach Konstantinopel. Große Festlichkeiten erwarteten hier den Herzog. Zur See gelangte man dann nach Akon und von hier in Begleitung der Templer und Johanniter nach Jerusalem. Alle heiligen Stätten wurden besucht, und da politische Bestrebungen dem Herzoge fern lagen, behielt seine Reise durchaus den Charakter einer Wallfahrt und Privatreise. Ueber Akon und Antiochia nahm Heinrich den Rückweg; hier schiffte er sich nach Tuscien ein, von wo er durch die Länder des Sultans von Ikonium zog und Byzanz wieder erreichte. Ein Jahr war vergangen, seit Heinrich aufgebrochen war; im Januar 1173 sah er Braunschweig und seine Gemahlin wieder, die ihm indessen eine Tochter Richinza geboren hatte. Auch fortan schien des Herzogs Streben auf Werke des Friedens gerichtet. Der Bau des großen Domes von Braunschweig beschäftigte ihn damals.

Der Kaiser hatte indessen der Klärung der deutschen Verhältnisse seine Kraft gewidmet. Immer noch machten ihm die Salzburger Angelegenheiten manche Sorge. Adalbert figurierte hin und wieder als Erzbischof, eine Neuwahl durchzusetzen, war dem Kaiser noch nicht gelungen. Alexander III hielt an Adalbert fest und befahl auch dem Salzburger Klerus, ein gleiches zu thun. Selbst der Erzbischof Wichmann von Magdeburg, der Markgraf Dietrich von der Lausitz und Graf Dedo von Groitzsch versuchten, von Adalberts Vater, dem Böhmenkönige Wladislaw, bewogen, eine Vermittlung beim Kaiser. Und Friedrich ließ sich herbei, Adalbert und den Salzburger Klerus nach Goslar zu berufen. Mit großen Summen hoffte Adalbert Friedrichs Gunst wiederzugewinnen, aber die Geistlichkeit Salzburgs wünschte selbst die Absetzung Adalberts und ersuchte den Papst um dieselbe. Im November 1171 wartete Friedrich auf Adalbert in Goslar vergebens. Er besaß die Zusage des Böhmenkönigs, welche das Versprechen großer Geldsummen und der Lossagung Adalberts von Alexander enthielt. Statt in Goslar erschien der Flüchtling wieder im Salzburgischen. Da brach der Kaiser anfangs 1172 nach Salzburg auf, die Angelegenheit endgültig zu entscheiden. Im Februar hielt er dort einen Hoftag ab. Adalbert war in der Nähe. Aber sein erbärmliches Verhalten empörten den Kaiser und die Fürsten nur noch mehr. Friedrich drang auf eine Neuwahl, bewilligte aber nochmals auf Bitten der Bischöfe und Fürsten eine Frist bis zum 24. Juni. Salzburgs Not stieg aufs höchste. Alles appellierte an den Papst. Doch was nützten da Worte? — Von Salzburg brach Friedrich nach Passau auf, wo er Dietpold, einen Neffen des Grafen Berthold von Andechs, zum Bischofe wählen ließ. Auch der war ein Alexandriner, wie die Mehrzahl des bayerischen Klerus. Auf einem Reichstag in Worms (März 1172) erhielt dann Friedrich die Zusage der Fürsten zur Heerfahrt nach Italien, welche binnen zwei Jahren angetreten werden sollte. Schon Ende 1171 war der Erzbischof Christian als kaiserlicher Legat nach Italien aufgebrochen.

Durch das zweideutige Vorgehen Adalberts war auch das frühere freundschaftliche Verhältnis seines Vaters mit Friedrich getrübt worden. Böhmen schien wie Polen und Ungarn sich vom Reiche abwenden zu wollen. Dem kam der Kaiser zuvor. Im Juli 1172 brach er gegen Miseco III von Polen auf, der sich unterwarf und die Hoheit des Reiches wieder anerkannte. Herzog Boleslaw, der Neffe Misecos, ward dadurch wieder in dem Besitz Schlesiens gesichert. Dieser Sieg Friedrichs wirkte auf die böhmischen Verhältnisse zurück. König Wladislaw, von Alter, Krankheit und seelischen Leiden gebrochen, entsagte zu Gunsten seines Sohnes Friedrich der Herrschaft in Böhmen. Der Kaiser war nicht gesonnen, dieses eigenmächtige Vorgehen anzuerkennen. Die Söhne Sobeslaws I fühlten sich in ihren Rechten verletzt und Udalrich bat den Kaiser um Hilfe.

Eine Vorladung der streitenden Parteien nach Nürnberg blieb ohne Erfolg. In Hermsdorf aber erschienen Wladislaw und Friedrich, Sobeslaws I ältester und gleichnamiger Sohn und sein Bruder Udalrich. Das Ende war, daß Friedrich das Vorgehen Wladislaws kassierte und Sobeslaw die Herrschaft in Böhmen zusprach. Damit war auch Adalberts Sache für immer verloren. Wie ein Flüchtling irrte er in Kärnten und Oesterreich umher, wo namentlich sein Oheim Heinrich Jasomirgott sich seiner annahm. — Vergleichen wir die Erfolge Heinrichs des Löwen bei den Wenden mit diesem ewigen Schwanken in den Verhältnissen Böhmens, Polens und Ungarns, wo Bela III als Freund des Oesterreichers und Manuels, nicht aber als Vasall des deutschen Kaisers die Herrschaft führt, sehen wir, wie dieses fortwährende Schwanken nachteilig auf die Haltung der östlichen Reichsprovinzen wirkt, wie Oesterreich selbständig und unbekümmert um den Westen dahinlebt, Steiermark und Kärnten sich durch das Reich nicht allzu sehr stören lassen und auch die Salzburger Kirchenprovinz in diese östlichen Bestrebungen hineingezogen wird, so begreifen wir, warum Heinrichs des Löwen Wirksamkeit sich viel mehr in Sachsen als in Bayern bemerkbar macht. Hier war das Ausfallthor nach Osten mit mehrfachen Riegeln versperrt; es war nicht zu hoffen, daß der Kaiser helfen würde, diese Hemmnisse zu beseitigen, und so blieb denn Bayern ein Land, auf sich selbst, seine Kräfte, seine Verwaltung und Organisation angewiesen, und ein Herzog konnte daran nicht viel mehr ändern. So verstehen wir es, wenn wir Heinrich wohl mit Friedrichs Maßnahmen gegen Salzburg einverstanden, andererseits aber auch nichts unternehmen sehen, die Lage der Verhältnisse für sich auszubeuten. Hatte er im Anfang seiner Herrschaft wie in Sachsen das bischöfliche Regiment einzuschränken gesucht, er mußte einsehen, daß in Bayern eben nicht wie in Sachsen nur politische Motive zu einem Bunde mit der Kirche rieten oder denselben widerrieten. Hier arbeitete ein anderer Geist, der Geist der religiösen Anhänglichkeit an das römische Oberhaupt der Kirche, und an diesem Geiste brachen sich alle Gelüste einer frei bewegten, nur von natürlichen und weltlichen Gesichtspunkten geleiteten Politik. So vermochte auch Heinrich nicht, seinem bayerischen Herzogtum die natürliche äußere Politik wiederzugeben. Seine Thätigkeit blieb beschränkt, und in Bayern selbst vergaß man immer mehr die Grundlage, auf welcher einst des Landes Größe und Gedeihen geruht.



Siegel Herzog Friedrichs V von Schwaben.

Immer näher rückte die Zeit, welche Friedrich zum Aufbruch nach Italien bestimmt hatte. Salzburgs Verhältnisse vorher zu ordnen, mußte ihm als dringende Notwendigkeit erscheinen. Zu Johannis 1174 berief er deshalb einen Reichstag nach Regensburg. Die stattlichste Versammlung, welche man in Bayern je gesehen zu haben glaubte, umgab ihn. Außer Albert von Freising waren alle Bischöfe zur Stelle, von den weltlichen Fürsten namentlich die Herzöge von Bayern, Oesterreich und Kärnten. Auch Adalbert hatte sich eingefunden. Aber für ihn war es zu spät. Gegen seine Einsprache ward Richer von Brixen zum Bischofe geweiht. Der Geweihte gab das erste Votum gegen

Adalbert ab, und alle folgten dem Spruche, der Adalberts Absetzung enthielt. Nur Herzog Heinrich von Oesterreich widersetzte sich dem Antrag. Es war ohne Belang. Heinrich, Probst von Berchtesgaden, der einst Adalbert als Märtyrer gepriesen, wurde nun an seine Stelle gewählt. Friedrich bestätigte ihn und die Großen huldigten ihm. Auch Heinrich der Löwe suchte die Bestätigung der Lehen nach, welche er vom Salzburger Erzstift innehatte.

Und nun dachte Friedrich an seine Heerfahrt nach Italien. Eine gewaltige Macht stand ihm hier entgegen. Ueber dreißig Städte waren dem Bunde beigetreten, Pavia war zum Beitritt gezwungen worden, die Grafen von Biandrate mußten sich den Städtern fügen, und selbst der Markgraf Wilhelm von Montferrat bekam demnächst die Macht des Bundes zu spüren. Dazu war Mailand aus den Trümmern stark und mächtig emporgestiegen, es strebte zur Herrschaft mehr denn je. Am Tanaro hatte sich an der Stelle des alten Rovoreto, mitten zwischen Reichsgütern, eine neue Stadt erhoben (1168), der man den Namen Alessandria gab. Erkennt man aus Namen und Lage die Bedeutung der Stadt, so aus ihrer Entstehung, wie weit Italiens Volksentwicklung der deutschen vorangeeilt war. Einstmals sagten wir, Städte zu bauen konnte man den Leuten nicht befehlen. Jetzt konnte man es, und daß man es that, zeigt, wie hier die Stärke des Volkslebens bereits vollkommen auf dem frischen Aufschwunge des Städtewesens beruhte. Alexander III zu Ehren ward diese Stadt genannt; er war der Herr des lombardischen Städtebundes und ließ ihm seinen kirchlichen Schutz angedeihen. Allein was einen Augenblick Wirklichkeit hatte werden wollen, der Bund Alexanders mit Kaiser Manuel, Wilhelm von Sicilien, Venedig, den Lombarden und den Handelsrepubliken Pisa und Genua gegen den Staufer, war bereits wieder zur Unmöglichkeit geworden. Das Aufstreben Mailands hatte die Eifersucht Cremonas, des bisherigen Vorortes des Bundes, erweckt, Piacenza und Parma haderten miteinander, Manuels Bewerbungen um die Kaiserkrone des Westens fanden bei Alexander wenig Anklang, das handelsmächtige Venedig geriet mit Manuel in Streitigkeiten, Ankona, die Bundesgenossin der Griechen, ward von den Venetianern offen bekämpft, wohingegen Pisa gegen seine alten Feinde Genua und Lucca in dem Bunde mit Manuel und König Wilhelm von Sicilien sein Heil erblickte. So standen die Verhältnisse, als Christian Ende 1171 in Italien erschien.

Bald war es dem Erzbischofe gelungen, im Bunde mit Genua Pisas Machtstellung zu erschüttern; er schloß ein Bündnis mit den Venetianern gegen Ankona, und wenn die Belagerung dieser Stadt (1173) auch resultatlos verlief, die Städte Tusciens und der Romagna bewahrten dem Kaiser die Treue. Ueberall also zeigten sich Punkte, von denen aus ein diplomatischer Feldzug Aussicht auf Erfolg versprach, und wie der Kaiser mit Alexander anknüpfen ließ, so hören wir von Gesandtschaften nach Byzanz und Sicilien in dieser Zeit. Für einen Waffengang mit den Lombarden aber schienen die Aussichten viel weniger günstig. Nur die deutsche Kirche stellte ihm ihre Geldmittel und Streitkräfte zur Verfügung. Wir hören da von großen Geldanleihen, welche Friedrich zur Rüstung machte. Doch auch jetzt hielt der bayerische Episcopat zurück. Hier war die alexandrinische Gesinnung mächtig und sie fand indirekt einen Rückhalt an Herzog Heinrich, der den Kaiser nicht nach Italien begleiten wollte und einen Vorwand fand, daheim zu bleiben. Sachsen und Bayern entzogen sich also der Heerespflicht, und das war für diesen Zug von der größten Bedeutung.

Wir bewundern in Friedrich Barbarossa den großen Politiker, der mit staatsmännischem Geiste ein festes Ziel erkennt und auf dasselbe lossteuert. Unentwegt? — Nein! Wir wissen, daß das der damaligen Welt noch unmöglich war. Persönliche Motive spielten in diesen Menschen eine noch zu mächtige Rolle, als daß sie der Größe ihrer Aufgabe die Befriedigung ihrer Leidenschaften hätten opfern können. Als Friedrich Ende September 1174 in die lombardische Ebene hinabstieg, ließ er Susa in Flammen aufgehen. Es war ein Akt der Rache. Asti wurde unterworfen, Pavia, der Markgraf von Montferrat und andere traten wieder auf seine Seite. So zog man vor Alessandria. Was wollte man hier? Die Stadt im Sturm zu nehmen, wäre recht gewesen. Allein sich Monate lang vor sie hinzulegen, das war ein Werk verletzter Eitelkeit, eine Thor-



Fußfall Kaiser Friedrichs vor Heinrich dem Löwen.

heit. Was lag an Alessandria? Ob es fiel oder nicht, der Bund bestand deshalb doch. Den Bund ins Herz zu treffen, wäre nur durch einen energischen Vorstoß auf Mailand oder Cremona möglich gewesen, jetzt, wo man über des Kaisers Ankunft so bestürzt war. Aber Friedrich sah und hörte nichts mehr. Ein erster Sturm auf Alessandria war abgeschlagen worden. Der Winter zog herein, und schon begannen die Deutschen in ohnmächtiger Wut ihren Haß wieder an den Gefangenen auszulassen, wie einst vor Crema und Mailand. Die Stadt hielt sich bis in den April. Alle Angriffe wurden abgewiesen, und beträchtliche Verluste hatte der Kaiser zu beklagen. Das Heer wurde unwillig und mutlos. Da rückten die Lombarden zum Entsatze der bedrängten Stadt herbei. Nach einem abermaligen Fehlangriffe brach der Kaiser auf, um mit seinen deprimierten Leuten den Lombarden entgegenzutreten. Bei Montebello traf man sich. Man sah sich an einen halben Tag lang und begann dann — zu unterhandeln.

Fickers Untersuchungen haben ergeben, daß es hier zu einem Friedensschlusse kam, nach welchem von beiden Parteien ein Schiedsgericht erwählt werden sollte zur Aufklärung der streitigen Punkte. Sollte von diesen Erwählten eine Einigung nicht erzielt werden, blieb den Konsuln von Cremona die Entscheidung überlassen. Der Kaiser verzichtete auf die Ausführung der roncalischen Beschlüsse in der Regalien- und Konsulnfrage, und so kam es am 17. April zur Unterwerfung der Lombarden. Ihren Führern gewährte Friedrich den Friedenskuß und die Reichsacht über die Städte hob er auf. Am folgenden Tage wurde das deutsche Heer entlassen und die Lombarden zogen mit ihren Streitkräften ab. Barbarossa begab sich nach Pavia. So schien alles gut zu enden, wenn Alessandria nicht gewesen wäre und des Kaisers Haß gegen diese Stadt. Hier war der Punkt, wo Mailands und Cremonas Eifersucht zum Ausbruch kam, aber auch andere Faktoren hatten indessen eine Einwirkung auf die schwebende Angelegenheit erlangt — die Geistlichkeit. Von einem Frieden des Kaisers mit Alexander und der Kirche war in Montebello nicht die Rede gewesen. Als nun die Lombarden ihre Vorschläge einreichten, ward dieser Punkt auf das schärfste betont. Der abgeschlossene Vertrag sollte hintertrieben werden, denn ein einseitiger Friedensschluß des Kaisers mit den Lombarden setzte die Kirche, wie man meinte, den größten Gefahren aus. Ueber Alessandria und den Frieden mit dem Papste einigten sich die Schiedsmänner nicht, und so traten dafür Cremonas Konsuln ein. Sie bestimmten, daß die Freundschaft mit Alexander für den Kaiser keine Veranlassung zum Einschreiten oder zum Zwang abgeben sollte, den Bewohnern von Alessandria aber müsse Friedrich erlauben, nach ihren früheren Heimatsorten unbehelligt zurückzukehren.

Alessandria war aufgelöst durch einen Machtspruch Cremonas. Mailand und die Mehrzahl der Städte wollten davon nichts wissen, brachen den geschworenen Eid und griffen aufs neue zu den Waffen. Nicht lange darauf trat Cremona aus dem Lombardenbunde aus. Mailand hatte es mit vollem Erfolge aus seiner einstigen Führerrolle verdrängt.

Bei dieser Sachlage war kaum zu hoffen, daß mit dem Papste angeknüpfte Verhandlungen zu einem Resultate führen würden. Wohl aber hatten die Bestrebungen, zwischen Pisa und Genua, Lucca und Florenz einen Frieden zu vermitteln, Erfolg. Dem Lombardenbund gegenüber kam es auf einen neuen Waffengang an. Stellte Deutschland jetzt seine militärischen Kräfte zur Verfügung, war nichts verloren. Mit den Lombarden ihre Landsleute zu bekämpfen, war aussichtslos. Alessandria hielt sich trotz erneuter Angriffe von seiten des Kaisers. Ja, der Papst erhob die Stadt zu einem eigenen Bistum und zeigte so aller Welt, wie seine Sache mit der der Lombarden verwachsen war. Ein Heer des Siciliers, welches Alexander zu Hilfe kommen sollte, wurde von Christian von Mainz im März 1176 energisch zurückgewiesen, während der Erzbischof von Köln in Deutschland weilte, ein neues Heer für den Kaiser zu werben.

Es kam darauf an, daß Heinrich der Löwe aus seiner Zurückhaltung heraustrat. Friedrich hatte mit ihm deshalb eine Zusammenkunft, wahrscheinlich bei Chiavenna. Von der Erörterung der Sagen, welche sich um diese Zusammenkunft gewoben, deren Ort man nicht einmal sicher weiß, sehen wir ab. Sie charakterisieren nicht die Persönlichkeiten, sondern die Zeit und die Berichterstatter. Ein Fußfall Friedrichs vor Heinrich, der ihm

die Hilfe verweigert, wäre jedenfalls mit ganz anderen Augen zu betrachten, als dies bisher gewöhnlich geschehen ist. Wir erinnern uns des Fußfalls Heinrichs II vor der Prälatenversammlung in Frankfurt. Dort stand ein Lebenswerk auf dem Spiel, hier auch; was der nüchterne Kaiser des 11. Jahrhunderts thun konnte, war auch im 12. noch möglich, ja erst recht, denn die Menschen waren nicht gesunder, sondern nervöser geworden. Die betreffende Schmach und Verletzung der kaiserlichen Würde in der Weise früherer Historiker aufzubauschen, unterlassen wir; die Tendenz solchen Vorgehens liegt klar zu Tage. Wir unterlassen es aber ebenso, in der Weise neuerer Historiker eine lange Explikation an diesen Vorgang zu knüpfen; seine geschichtliche Bedeutung an sich ist dazu nicht groß genug. Wenn wir das Zusammensein Friedrichs mit Alexander in Venedig zu schildern haben, wollen wir uns dieser Scene erinnern. Erscheint uns dort Friedrich in seiner ganzen bezaubernden Liebenswürdigkeit, so hier in seiner ganzen Aufregung, wie andererseits vor Crema, Mailand und Alessandria in seiner ganzen Brutalität. Die Majestät der damaligen Zeit ist ein Jüngling, der, vordem ihm der Bart gewachsen, sich ein männliches Ansehen geben möchte. Es gelingt nicht, denn überall durchbricht die frische Jugendkraft die selbstgezogenen Schranken, und der Aufwand orientalischen und altrömischen Komödiantentums genügt nicht, die lebensfrische germanische Natur vollkommen unkenntlich zu machen.

Nach Heigels Darstellung dieser Zusammenkunft betrachtete Heinrich der Löwe die früher vom Kaiser empfangenen Wohlthaten als ein Entgelt für früher geleistete Dienste. Wollte Friedrich mehr, mußte er mehr geben, und der Herzog verlangte Goslar. Als dies verweigert wurde, trat Heinrich von der Hilfeleistung zurück. Und betrachten wir die Lage der Dinge im damaligen Deutschland, sehen wir, wie Heinrichs Interesse in ganz anderer Sphäre lag, wie er „seine Kraft vornehmlich in Norddeutschland, in den Marken gegen die Dänen und Slaven konzentriert und dort sich ein Reich geschaffen, dessen Interessen wenig mit denen des eigentlichen Reichs verknüpft waren", so werden wir es begreiflich finden, daß er die Ruhe und Sicherheit seiner Herrschaft nicht für die Vergrößerung eines fremden Machtgebietes aufs Spiel gesetzt sehen wollte, wenn ihm für das Opfer nicht ein hinreichender Ersatz geboten wurde. Man hat die Weigerung Heinrichs als nationale That der Sachsen in und an den Wendenmarken auffassen wollen; Heigel spricht dieser Auffassung nicht alle Berechtigung ab, und wenn wir auf die Entwicklung Sachsens zurückschauen, so müssen auch wir jedenfalls zugestehen, daß die staufische Politik — denn nur um eine solche handelt es sich hier in erster Linie — mit der welfischen in diesem Falle gar keine Berührungspunkte hatte.

Das Entscheidende für die Zukunft war, daß der bisherige Bund des Staufers mit dem Welfen zerrissen war. Eine persönliche Entfremdung war eingetreten, und bezeichnend für die damaligen staatlichen Zustände ist, daß dieses persönliche Zerwürfnis indirekt zu staatsrechtlichen Folgen führte. In der Weigerung Heinrichs selbst lag auch für Friedrich keine Handhabe zu gerichtlichem Vorgehen. Wir haben also nur festzustellen, daß Heinrich der Löwe fürderhin auf seiner Hut sein muß, denn an die Stelle des bisherigen kaiserlichen Schützers war ein Gegner getreten, auf dessen Nachsicht und Milde er nicht mehr zu zählen hatte. Noch schlimmer aber gestaltet sich seine Lage, wenn wir bedenken, daß er Friedrich durch sein Verhalten zwang, sich ganz dem deutschen Episcopate zu übergeben, also derjenigen Partei, welche dem Herzog bisher das größte Kontingent unversöhnlicher Feinde gestellt hatte. Ein Sieg Friedrichs im Bunde mit der deutschen Kirche bedeutete in seiner letzten Konsequenz die Vernichtung Heinrichs des Löwen. Er mochte dem zuvorkommen wollen, denn die nächsten Schritte Heinrichs in Bayern sind als verdächtige bezeichnet worden, und gefährliche Pläne soll der Herzog gegen den Kaiser geschmiedet haben. Seine Zusammenkunft mit Heinrich Jasomirgott in Enns (14. März 1176), sein Vorgehen gegen den Bedränger des Klosters Reichersberg, Heinrich von Stein, sind in diesem Sinne gedeutet worden. Wir glauben, kaum mit Recht. Für Heinrichs Vorgehen hatte Friedrich selbst einen Präcedenzfall geschaffen, indem er dem Herzoge von Oesterreich eine solche Ausnahmestellung einräumte. Was war denn der mehr als die andern Reichsfürsten? Doch nicht nur das. In seinen nördlichen

Herrschaftsgebieten war Heinrich selbst bisher unumschränkter Herr gewesen. Friedrich hatte allen seinen Regierungsmaßregeln zugestimmt, dieselben sogar unterstützt. So nahm Heinrich der Löwe hier eine ähnliche Stellung ohne Urkunde ein, wie Heinrich Jasomirgott in Oesterreich. Von einer Verletzung der Vasallenpflicht aber läßt sich gar nicht reden, denn die Kriege des Kaisers waren an die Zustimmung der Fürsten und zwar jedes einzelnen gebunden. Diese Zustimmung aber war nicht eingeholt worden, und so konnte Friedrich nur bitten, aber nicht befehlen. Daß der Löwe seinem Interesse und dem Interesse seines Landes vor seiner Ritterlichkeit die erste und entscheidende Stimme einräumte, kann man ihm zum Vorwurfe machen, dann aber muß man auch zugeben, daß Friedrichs Verfahren gegen Alessandria und die Städte nicht darnach angethan war, einen Mann zu begeistern, der gerade in dem städtischen Leben und Treiben die festesten Grundlagen seiner eigenen Macht sah und dasselbe auf alle Weise begünstigte. Neuerdings hat man gegen die Annahme protestiert, Heinrich sei von dem Bewußtsein geleitet worden, daß es mit Niederdrückung der Lombarden einem ebenso verwerflichen wie mit der Ausdehnung deutscher Herrschaft über slavische Gebiete einem gerechten und wohlthätigen Ziele gelte, die historische Berechtigung der Herrschaft eines Volkes über das andere sei damals nicht nach dem Verhältnisse der beiderseitigen Kulturen bemessen worden. Wir gestehen das gerne zu, aber diese moderne Auffassung ist uns auch nicht von heute auf morgen angeflogen, sondern hat sich erst mit der Erkenntnis des natürlichen Entwicklungsgesetzes eingestellt. Zu dieser Erkenntnis lenkt Erfahrung und zu ihr das unbewußte natürliche Handeln. Das letzte aber ist es, was Heinrichs Politik uns als die Politik der Zukunft erscheinen läßt, während von diesem Standpunkt gesehen Friedrich ein Stockreaktionär war. Und wenn wir endlich die Frage aufwerfen, wie stellte sich Heinrich zum Schisma? — so müssen wir eingestehen, daß die Herstellung des Kirchenfriedens ihn am empfindlichsten treffen mußte. Der Kaiser aber hatte in Würzburg geschworen, einen Frieden mit Alexander niemals anstreben zu wollen, und jetzt? Die ganze bisherige Politik Heinrichs mußte einen Umschwung erleiden, ja sie wurde in ihren Grundlagen vollkommen erschüttert, wenn Friedrich seinen Schwur vergaß und brach. Ein Kaiser, der so weit gehen konnte, konnte auch weiter gehen und im Bunde mit der Kirche deren Macht zum Schaden der Laiengewalten von neuem erhöhen. Dazu aber die Hand zu bieten, hatte Heinrich erst recht keine Veranlassung. Daß es zu diesem Bunde trotzdem kam, konnte Heinrich nicht verhindern, aber ihn, als den heftigsten Gegner dieses Bundes, traf denn auch der erste und mächtigste Streich desselben. In der Zeit aber, da Heinrich sich weigerte, seine Herzogtümer zu verlassen, schien ihm die Gelegenheit zu nahen, von neuem einen Einfluß auf die Angelegenheiten des ihm abhanden gekommenen Herzogtums Oesterreich zu gewinnen. Wie dies geschehen sollte, ist nicht klar, da wir von den Verhandlungen in Enns nichts wissen. Genug, daß die feindliche Haltung des Böhmenherzogs Sobeslaw und Herzog Konrads von Znaim, mit denen sich die Ungarn und der Markgraf Ottokar von Steiermark im Einverständnis befanden, die Veranlassung zu der Zusammenkunft des Herzogs mit seinem Stiefvater gab! Die Verhandlungen hatten keinen Erfolg, denn als im Sommer 1176 die Böhmen und Mähren Oesterreich verheerend überfluteten, blieb Heinrich Jasomirgott ohne die Hilfe seiner bayerischen Nachbarn. Des Babenbergers Tage waren gezählt. Noch vor Beendigung des Krieges starb er am 13. Januar 1177 zu Wien, das er zu seiner Residenz erhoben hatte. Die Nachfolge im Herzogtum ging ungestört an seinen Sohn Leopold über. Die Kulturarbeit der Deutschen gegen den böhmischen, slavischen und ungarischen Osten wurde durch die Befestigung dieser Verhältnisse und der damit verbundenen Zersplitterung der Kräfte des Bayernstammes dauernd unmöglich gemacht. Der Eifersucht unserer Fürsten haben diese Völker die Erhaltung ihrer Nationalität zu danken, der Ablenkung aber von seiner natürlichen Bahn Bayern die langsam hereinbrechende geistige Stagnation.

Erzbischof Philipp von Köln war im Winter 1175 nach Deutschland geeilt, neue Rüstungen zu betreiben. Aus der Opferwilligkeit der deutschen Kirchenfürsten ersehen wir, daß sie ihre Sache mit der des Kaisers als auf das innigste verbunden betrachteten. Wie er die Vasallen aus den rheinischen und westfälischen Gebieten zu sammeln verstand, so

Erzbischof Wichmann von Magdeburg diejenigen Ostsachsens. Heinrichs des Löwen persönliche Gegner vereinigten sich um den Kaiser bei Bellinzona, wohin er seine lombardischen Hilfsscharen, namentlich die Comasken, geführt hatte. Sofort brach das Heer gegen Mailand auf. Dort aber war man gerüstet. Lodi, Novara, Vercelli, Piacenza, Brescia und Verona hatten bereits ihre Hilfsscharen gesendet, die der andern Städte waren im Anmarsch. Man wartete nicht, sondern rückte mit dem Caroccio dem Feinde entgegen. Am 29. Mai 1176 stand man einander bei Legnano gegenüber. Friedrich griff trotz der feindlichen Ueberzahl sofort an. Es gelang ihm, mehrere Treffen der



Kampf um den Fahnenwagen der Mailänder bei Legnano.

Mailänder zu durchbrechen und bis zum Fahnenwagen vorzudringen. Hier aber stieß er auf den Widerstand des mailändischen Fußvolkes. Der Siegeslauf kam zum Stehen und verwandelte sich in eine vollkommene Niederlage der Deutschen.

Die Niederlage war empfindlich, aber nicht entscheidend. Ja, in der Machtstellung Friedrichs wurde durch sie nichts wesentlich geändert. Cremona, die von Mailand überholte Rivalin, bewarb sich nur noch eifriger um die kaiserliche Gunst, und schon hatte es sich zur Vermittlerin zwischen Friedrich und den Lombarden angeboten, als die Kunde kam, der Kaiser unterhandle abermals mit Alexander.

Und diesmal war es ernst. Das Zerwürfnis des Kaisers mit Heinrich dem Löwen wirkte für ihn der Kirche gegenüber wie eine Erlösung. Wohl war Friedrich mehr denn

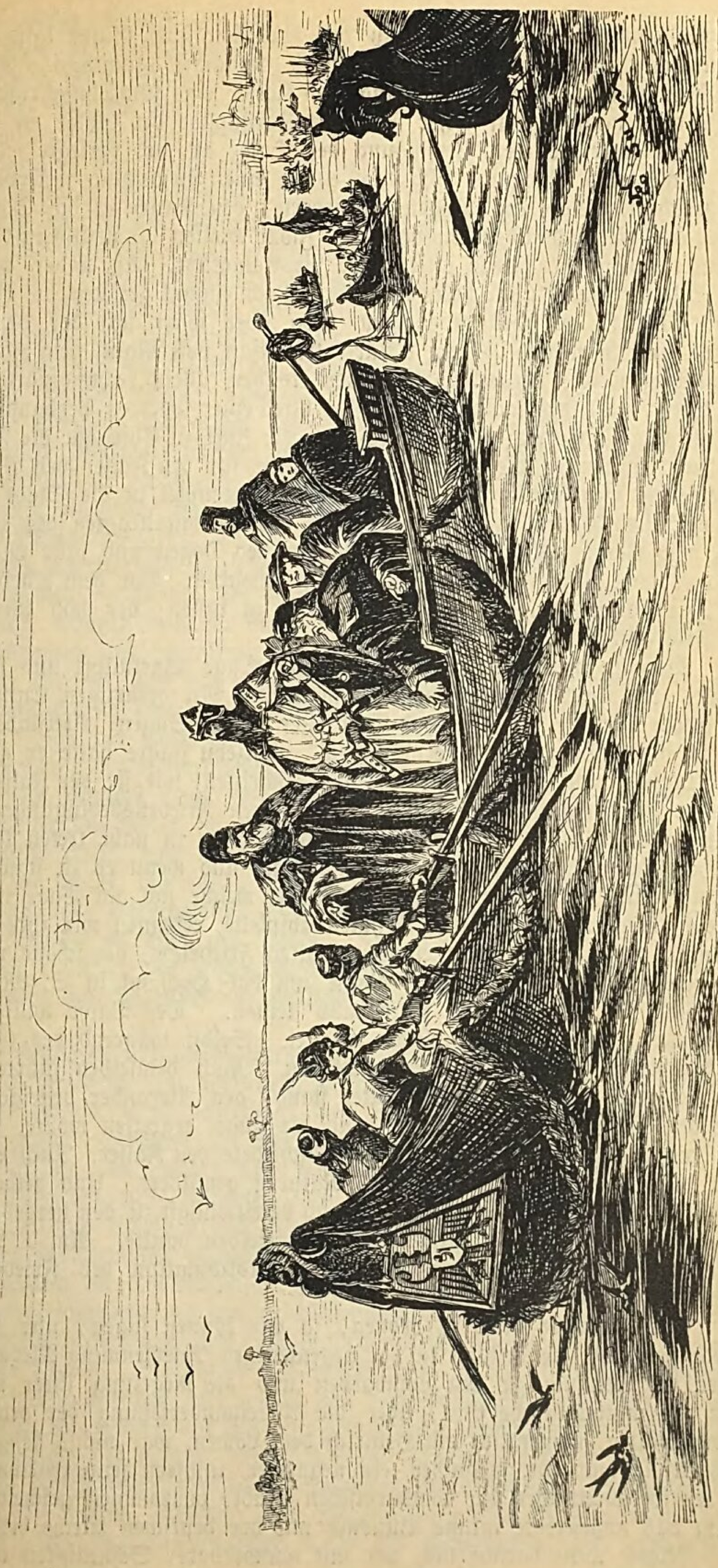
jemals auf die Hilfe der deutschen Kirche angewiesen, aber die Rücksicht auf seine welfischen Bundesgenossen hinderte ihn nun auch nicht mehr, den Wünschen des deutschen Episcopates entschiedener Rechnung zu tragen. „Sollte er noch weiterhin auf die Unterstützung der deutschen Kirche rechnen dürfen, so mußte er jetzt den Interessen derselben diejenige Beachtung schenken, welche er ihnen bisher noch versagt hatte.“ Und für die deutsche Kirche war, wie oben betont, der Wiedereintritt in die allgemeine Kirche zur Notwendigkeit geworden. Hatte Heinrich der Löwe denselben bisher unmöglich gemacht, so mußte gerade der Vollzug dieses Schrittes auf ihn als direkter Schlag zurückfallen. Die Magdeburger Jahrbücher schließen ihren Bericht über die Schlacht von Legnano mit der Bemerkung: „Die Bischöfe Deutschlands und der Lombardei beschlossen, die schon lange mit dem Papst Alexander bestehende Feindschaft zur Eintracht und zum Frieden zurückzuführen.“ Von anderer Seite wird dieses Bestreben der deutschen Bischöfe bestätigt. Wichmann von Magdeburg und Konrad von Worms, Erzbischof Christian und der Protonotar Wortwin machten sich nach Anagni auf den Weg, um mit Alexander die Friedenspräliminarien zu beraten (Herbst 1176).

Nach einem freundlichen Empfange bestimmte Alexander den Gesandten einige Kardinäle, um mit ihnen eine Vereinbarung über die Hauptpunkte zu treffen. Das Werk gelang. Aus den Beratungen ging ein Vertrag hervor, welcher die Billigung des Papstes wie der Kardinäle fand. Nach demselben verpflichteten sich der Kaiser, seine Gemahlin und König Heinrich, der im Jahre 1169 zu Aachen gekrönt worden war, zur Anerkennung des Papstes Alexander. Dasselbe Verhältnis, welches früher zwischen Kaisern und Päpsten bestanden habe, sollte wiederhergestellt werden. Die während des Kampfes vom Kaiser beschlagnahmten Regalien und Güter sollten dem Papste unverkürzt zurückgegeben werden. Hierin war das mathildinische Gut einbegriffen. Dazu sollte der Kaiser sich zum Frieden mit den Lombarden, dem Könige von Sicilien und Kaiser Manuel verpflichten. Im andern Teil gesteht der Papst den schismatischen Erzbischöfen und Bischöfen ihre Bistümer zu, so namentlich dem Kanzler Christian von Mainz und Philipp von Köln. Das erste Erzbistum, welches im deutschen Reiche erledigt werden sollte, wird Konrad von Wittelsbach überwiesen. Dem Gegenpapst und seinen Kardinälen wird der Wiedereintritt in die Kirche durch Zugeständnisse ermöglicht. Dagegen wird eine Ausnahme mit dem Bischof Gero von Halberstadt, der unbedingt abgesetzt werden, und Erzbischof Balduin von Bremen, dessen Sache untersucht werden soll, gemacht, und gerade diese Ausnahme bedeutet, wie wir später sehen werden, den ersten Schlag der Kirche gegen Heinrich den Löwen. In Italien und den außerdeutschen Ländern wird die Entscheidung über alle Kleriker dem Papste überlassen, doch verspricht derselbe, die Wünsche des Kaisers dabei zu berücksichtigen.

Alexander mußte voraussehen, daß seine Verhandlungen mit dem Kaiser das Mißtrauen der Lombarden erwecken würden. Er hoffte dasselbe durch seine persönliche Anwesenheit zu besiegen und faßte deshalb eine Reise nach Norditalien ins Auge, damit der Friede vollends zu stande käme. Allen seinen Bundesgenossen kam der Kaiser mit seinen Friedensbestrebungen entgegen, während der Papst bei den Lombarden gerade das Gegenteil zu befürchten hatte. Er brach daher schon am 6. Dezember 1176 von Anagni auf. Die Lombarden hatten Bologna ausersehen, um dort die Verhandlungen zu führen. Der Kaiser war für Ravenna. Die Weiterreise des Papstes verzögerte sich. Erst Anfangs März 1177 bestieg Alexander mit seinem Gefolge die sicilischen Galeeren und gelangte endlich am 23. des Monats glücklich vor der Lagunenstadt an. Ein festlicher Empfang ward ihm von den Venetianern bereitet, und belebte Tage begannen nun in der Stadt. Abermals hatte der Kaiser Venedig oder Ravenna für den Friedenskongreß in Vorschlag gebracht, und Alexander kam diesem Wunsche entgegen, indem er die Lombarden zu einer Vorbesprechung nach Ferrara beschied. Hier erschienen denn auch bald die sieben kaiserlichen Gesandten, die vier Erzbischöfe von Mainz, Köln, Trier und Magdeburg, der Erwählte von Worms, der Kanzler Gottfried und der Protonotar Wortwin, und mit Hilfe des Papstes einigte man sich für Venedig. Papst und Lombarden ernannten ihrerseits gleichfalls je sieben Bevollmächtigte, und um die Mitte des Mai begannen in der Stadt des hl. Markus die Verhandlungen.

Die Vorfragen wurden glücklich erledigt. Das Haupthindernis bildeten die Forderungen der Lombarden. Christian von Mainz forderte von ihnen, was einst Heinrich IV geleistet worden sei. Die Lombarden wollten nur von den Leistungen, wie sie seit Heinrich V üblich gewesen, etwas wissen. Sie beriefen sich dabei auf den Schiedsspruch der Cremonesen. Die kaiserlichen Gesandten traten darüber in Diskussion, aber eine Einigung wurde nicht erzielt. Da wandte man sich an den Papst, und Alexander schlug vor, einstweilen nur einen sechsjährigen Waffenstillstand mit den Lombarden, einen fünfzehnjährigen mit dem Könige von Sicilien abzuschließen. Der Boden der Verabredungen von Anagni wurde also aufgegeben und zwar zuerst durch den Papst.

Erzbischof Christian mußte wegen dieses Vorschlages bei dem Kaiser anfragen. Der verwarf denselben, entschloß sich aber bald, insgeheim Alexander zu verständigen, daß er bereit sei, denselben anzunehmen, wenn der Papst



Kaiser Friedrich, Barbarossa, begibt sich nach San Marco.

ihm auf fünfzehn Jahre den Besitz des mathildinischen Gutes lasse und ihm dann zugestehen wolle, sein Recht auf die gräfliche Erbschaft darzuthun. Alexander wies diesen Vorschlag nicht ganz zurück, gestand dem Kaiser eine fünfzehnjährige Nutznießung zu, verlangte aber nach Ablauf dieser Frist die Zurückgabe der Güter an die Kirche. Friedrich stand von einer weiteren Verfolgung der Sache ab und verlegte sein Lager in die Nähe der Stadt, nach Chioggia. Da kam es zu einer Bewegung innerhalb der venetianischen Bürgerschaft, welche den Dogen aufforderte, den Kaiser in die Stadt einzulassen. Das wirkte auf die zaudernden Diplomaten. Zwar wollten die sicilischen Gesandten spornstreichs abreisen, allein der Doge erließ eine Proklamation, daß wider den Willen Alexanders Friedrich die Stadt nicht betreten dürfe. Noch einmal gerieten die Verhandlungen an den Punkt, wo sie zu scheitern drohten. Da aber warf sich der deutsche Episcopat ins Mittel, und in seinem Namen erklärte Christian von Mainz dem Kaiser rund heraus, daß er entschlossen sei, fürderhin Alexander als den allein rechtmäßigen Papst anzuerkennen. Der Streit über das mathildinische Gut blieb einer späteren Verhandlung vorbehalten, und so genehmigte Friedrich denn endlich am 21. Juli zu Chioggia die Friedensurkunde. Am 22. Juli beschwuren die kaiserlichen Gesandten für den Kaiser den Frieden, und Alexander forderte die Venetianer auf, den Versöhnten ehrenvoll in die Stadt zu holen. Bis zum 24. war alles bereitet, und Friedrich, von dem Kardinallegaten des Papstes schon auf dem Lido vom Banne gelöst, bestieg die Galeere des Dogen und fuhr nach San Marco. Hier ward er vom Papste und großem Gefolge erwartet. Vor dem Throne Alexanders beugte sich Friedrich nieder, dem Papste die Füße zu küssen; der hob ihn empor und bot ihm den Friedenskuß.

Auch an diese Zusammenkunft hat die Sage angeknüpft und sogar den Fußkuß des Kaisers zum Fußtritt des Papstes verwandelt. Mit derartigen Entstellungen kennzeichnen sich jedoch nur die Erfinder und Verbreiter solcher Sagen. Alexander war kein Fanatiker und in diesen Tagen am allerwenigsten. Achtzehn Jahre hatte er gekämpft und gerungen mit Klugheit und Geduld, vor extremen Schritten, wie sie der Kaiser in Würzburg that, hatte er sich möglichst fern gehalten; in seinen Friedensbedingungen hatte er keine Forderung gestellt, welche dem Kaiser irgendwie hätte zu nahe treten können; stets hatte er die Hauptsache im Auge, den Frieden selbst, und wenn er zu stande kam, ihm war es in erster Linie zu danken. Aus der Scene, welche sich am Tage nach dem Einzuge des Kaisers zwischen den beiden Versöhnten abspielte, erkennen wir ihre Charaktere, die ganze fast naive Lebendigkeit und Liebenswürdigkeit Friedrichs, die schöne und versöhnende Ruhe Alexanders. Friedrich bat den Papst um das Hochamt in S. Marco. Er wollte ihm nun auch die Dienste des Marschalls leisten. Der Papst willigte ein. Vom Kaiser empfangen, wurde er zum Altare geleitet. Selbst während des Gottesdienstes erwiesen sich die beiden gegenseitige Freundlichkeiten. Nach demselben führte Friedrich den Papst zum Ausgang, wo der weiße Zelter stand, den Alexander besteigen sollte. Der Kaiser hielt den Steigbügel, und als er dann die Zügel ergreifen wollte, Alexander zu geleiten, wies dieser den Dienst zurück und verabschiedete den Kaiser. Auch ein hartes Zeremoniell wird durch die Behandlung großer Naturen gemildert. Und beide Partner zeigten sich hier als solche: der Kaiser, indem er sich bereitwilligst zu den hergebrachten Handhabungen herbeiließ, der Papst aber, indem er für dieselben dankte. Am 1. August kam es in dem Palaste des Patriarchen zur öffentlichen Proklamation des Friedens und die offizielle Feier erreichte damit ihr Ende.

Noch manches blieb zu ordnen, ja wir können sagen, nur eine Lösung hatte der Friede gebracht; sie bestand in der gegenseitigen Anerkennung Alexanders und Friedrichs. Ueber die Stellung zu den Lombarden und die Regelung ihrer städtischen Verhältnisse über das mathildinische Gut, über die Auseinandersetzung der deutschen Kirche mit den Laiengewalten, namentlich mit Heinrich dem Löwen, war nichts festgesetzt worden. Friedrichs Erfolg war ein zweifacher, ein negativer, insofern seine reaktionäre Wirtschaftspolitik an der fortschrittlichen der lombardischen Städte vollkommen gescheitert war, ein positiver, indem das angestrebte intime Bündnis mit der deutschen Kirche erhalten blieb.

Nitzsch weist darauf hin, wie mit wunderbarer Schnelligkeit nach dem Frieden von

Venedig die Früchte dieser Politik zur Reife gediehen und sich das Uebergewicht der deutschen Kirche über die Laiengewalten mit unwiderstehlicher Konsequenz geltend machte, nachdem sie ihren alten Platz im Mittelpunkt der allgemeinen Kirche wieder eingenommen hatte. Blieb bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts neben der nationalen und territorialen Bedeutung des Herzogtums dessen Abhängigkeit vom Könige doch noch, mehr aber der Amtscharakter der Grafschaft in lebendigem Andenken, erschienen als Stände auf den Reichs- und Hoftagen alle Inhaber königlicher Aemter und trugen sie als solche den gemeinsamen Namen Fürsten oder Primaten, begann dann schon im 11. Jahrhundert, wie wir sahen, hier eine leise Scheidung einzutreten, indem man von Fürsten, Edlen, Freien und Ministerialen zu sprechen anfing: so trat eine volle Aenderung ein, als die Landesherrlichkeit sich zu entwickeln begann auf Grund der Erblichkeit der Lehen und so der alte Bestand der Amtsbezirke, namentlich der Herzogtümer, auf das heftigste erschüttert wurde. Das gemeinsame Merkmal bildete die bloße Abhängigkeit vom Kaiser, die Unmittelbarkeit. „Ob der einzelne Herzog, Bischof, Abt, Markgraf, Pfalzgraf, Graf hieß, war für seine rechtliche Stellung bis gegen das Ende des 12. Jahrhunderts ohne Einfluß. Von dem sachlichen Merkmale waren sie Fürsten." Und nun blieb auch ihnen allein der Name „Reichsfürsten", während die nicht unmittelbaren Grafen, Edlen, Freien oder Ministerialen einfach als Edle, Barone oder sonstwie bezeichnet wurden. Fürst war jetzt nur ein reichsunmittelbarer Herr, der direkt vom Kaiser ein mit vollem Gerichts- und Heerbann versehenes Territorium zu Lehen trug, und zu diesen Fürsten zählten einstweilen nur die Bischöfe und Reichsäbte, der König von Böhmen, die Herzoge, die Markgrafen von Brandenburg, Meißen und der Lausitz, der rheinische und sächsische Pfalzgraf, der Landgraf von Thüringen und der Graf von Anhalt.

Auch hier haben wir es nicht mit einer theoretisch geschaffenen Rechtsbestimmung, sondern mit einer allmählich sich festsetzenden Gewohnheit zu thun, und in dieser Gewohnheit erkennen wir die Folge der Entwicklung, welche seit Heinrich III zuerst entschieden angesetzt hatte. Die Majestät des Königtums trat von ihrer Höhe abwärts, dafür erhoben sich diejenigen, welche sie zunächst dazu veranlaßt hatten, um einige Stufen aufwärts. Königtum und Reichsfürstentum traten sich näher, ersteres hatte an Macht verloren, dieses gewonnen. Der Umstand aber, daß das Fürstentum im Bunde mit der Kirche seine Siege erfochten, hatte zur Folge, daß durch das Emporstreben des deutschen Fürstentums die kirchliche Gewalt das volle Uebergewicht über das Kaisertum erlangte. Wir werden dies noch mehr und deutlicher erkennen als bisher. Nur mit Hilfe dieser kirchlichen Gewalten aber vermochte der Kaiser den letzten Widersacher niederzuringen, der die Macht des weltlichen Fürstentums im Gegensatz zur deutschen Kirche zu heben und zu befestigen versucht hatte.

Trat hinter den Bischöfen und Reichsäbten die Mehrzahl des weltlichen Adels zurück, gaben jene in der durch Friedrich neu geordneten Verfassung „die Säulen und Leuchten der kaiserlichen Gewalt" ab, so ist es begreiflich, daß auch ihre Diener, die Ministerialen, dadurch in eine bevorzugtere Stellung im Reichsdienste gelangten. „Unter den Ministerialen standen obenan die des Kaisers und Reiches, welche als stete Begleiter selbst auf den Reichstagen erschienen und stimmten und zum Reichsdienst verbunden waren. Diese Stellung gab ihnen bald ein so großes Ansehen, daß ihre Unfreiheit gänzlich zurücktrat. Wollte der Kaiser Ministerialen auszeichnen, so gab er ihnen die Rechte der Reichsministerialen, was bezüglich der Dienstmannen geistlicher Fürsten so häufig geschah, daß man diese allmählich als gleichstehend mit den Reichsdienstmannen ansah." Durch diese Verschmelzung gelangten die Ministerialen zum Standesbewußtsein, und dieses erhob die einst Unfreien selbst über die Freien. Sie hatten sich den Eintritt in die Reihen des niederen Adels erkämpft und bildeten nun das Fundament des deutschen Königtums. Nur zu bald sollte sich das Uebergewicht dieser durch ein Interesse gebundenen kompakten Masse bemerkbar machen. Der Sturz Heinrichs des Löwen, das großartigste Ergebnis der kirchlichen Politik, ward vornehmlich durch dieses Uebergewicht der vereinigten Ministerialität zur Wirklichkeit.

Im Sommer 1178 betrat Friedrich den Boden Burgunds. Er besuchte, seine Autorität zu befestigen, jetzt auch die südlichen Teile des Königreichs, und nachdem er

sich in Arles feierlich vom Erzbischof Raimund hatte krönen lassen, zog er über Vienne, Lyon und Besançon nach Speier, wo er gegen Ende Oktober anlangte. Seine Regierungsthätigkeit in Deutschland begann er aufs neue mit der alten Sorge für den Landfrieden. Im Elsaß, in Rheinfranken und Schwaben, in Thüringen und Sachsen war es zu erbitterten Fehden gekommen, nur in dem Lande, das vor der Heerfahrt nach Italien dem Kaiser die meiste Sorge machte, schien die Ruhe endlich wieder eintreten zu wollen.

Noch in Venedig waren die Bestimmungen über die Salzburger Angelegenheit geändert worden. Auf dem Reichstage zu Regensburg (Juni 1174) wurde Adalbert, wie wir hörten, abgesetzt. An seine Stelle trat Heinrich, Probst von Berchtesgaden. Adalbert gab sich nicht zufrieden, appellierte an alle Welt, im Dezember 1174 selbst an die Waffen. Umsonst. Erzbischof Heinrich und der jüngere Otto von Wittelsbach trieben ihn hinweg. Ein päpstlicher Legat brachte auch keine Klarheit, und so forderte endlich Alexander den Vertriebenen auf, in Venedig sich zu stellen. Wohl kam er, aber auch sein Nebenbuhler Heinrich war anwesend. Aus dieser schlimmen Lage fand man endlich den Ausweg, beide Erzbischöfe zu entfernen und einen neuen zu wählen. Kaiser und Fürsten, Papst und Kardinäle stimmten hierin überein, und Adalbert und Heinrich gaben ihr Bistum in die Hände des Papstes zurück. Das erste deutsche Erzbistum, welches erledigt werden sollte, war Konrad von Wittelsbach versprochen. Das Versprechen wurde nun erfüllt. Friedrich investierte ihn mit den Regalien in ihrem vollem ehemaligen Umfang, und bald gelang es Konrad, die Ruhe in seinem heimatlichen Erzstifte wiederherzustellen.

Nach dem Zerwürfnis Heinrichs des Löwen mit Friedrich war zunächst nichts weiter erfolgt. Heinrich kehrte nach Sachsen zurück und nirgendwo begegnete er Spuren von Auflehnung oder Widerstand. Vereint mit Otto von Brandenburg und König Waldemar von Dänemark unternahm er im Sommer 1177 einen Kriegszug gegen die Pommern und belagerte das neu aufgebaute Demmin. Hier traf ihn die Kunde von dem ersten Schlage, den die deutsche Kirche von Venedig aus gegen ihn geführt: Bischof Udalrich von Halberstadt war infolge der Venetianer Bestimmungen, welche Gero das Bistum absprachen und ihn restituierten, nach Halberstadt zurückgekehrt. Heinrich schloß einen Vertrag mit dem Pommernfürsten Kasimir und eilte nach Sachsen. Als wütender Reaktionär trat Udalrich sein Amt wieder an. Alle Lehen zog er ein, welche sein Vorgänger ausgethan. Mit diesem Vorgehen traf er namentlich den Herzog. Der widersetzte sich und der Kampf war da. Udalrich verhängte über Heinrich den Bann. Der antwortete mit der Zerstörung der Halberstädter Feste Hornburg. Der Bischof suchte sich durch Anlage einer neuen Feste auf dem Hoppelberge bei Halberstadt zu schützen. Dem Bau trat Heinrich entgegen. Doch schon war Erzbischof Philipp aus Italien zurückgekehrt, und im Bunde mit Udalrich und den ostsächsischen Fürsten entflammte er nun den Krieg, den einst schon sein Vorgänger Rainald von Dassel gegen den Herzog heraufzubeschwören sich bemüht hatte.

Schon sichteten sich die Parteien. Bernhard von Lippe, der Gründer von Lippstadt, einst ein Anhänger Philipps von Köln, trat auf die Seite Herzog Heinrichs und wurde einer seiner bedeutendsten Heerführer. Philipps Feindschaft war in den Verhältnissen Westfalens begründet. Kamen auch persönliche Motive hinzu, so war doch die von seinem Vorgänger übernommene Stellung zu Heinrich die Hauptsache. Und schon hatten die deutschen Fürsten von den italienischen Städten gelernt. Philipp schloß ein Schutz- und Trutzbündnis mit Udalrich; wie dort war auch hier nur der Kaiser von der Gegnerschaft des Bundes ausgeschlossen. Mit einem großen Heere brach der Erzbischof in Westfalen ein. Das Land wurde weit und breit verwüstet, die Stadt Höxter zerstört. Da übernahm Erzbischof Wichmann von Magdeburg die Vermittlung zwischen den Gegnern. Man sollte die Entscheidung des Streites dem Kaiser anheimstellen. Als aber Udalrich den Bau von Hoppelberg weiterbetrieb, schritt Heinrich abermals gegen ihn ein. Zwar erlitt sein Bundesgenosse Pfalzgraf Adalbert eine Niederlage durch die sächsischen Fürsten, doch mußte der Burgenbau eingestellt werden, da eine kaiserliche Gesandtschaft denselben verbot.

Der Streit der Parteien trat damit in eine neue Phase. Die neueren Geschichtschreiber haben versucht, ein festes Bild des Prozeßganges gegen Heinrich zu entwerfen. Uns scheint das an sich nicht so wichtig, als die Feststellung der Thatsache, daß nicht Friedrich als Kläger im Streit auftrat, sondern die Fürsten, daß nicht von dem Kaiser das Urteil gesprochen würde, sondern ebenfalls von den Fürsten, also den Klägern. Das Formelle erscheint neben dieser Thatsache als nebensächlich. Nicht als Richter über den Parteien sprach Friedrich das Urteil, sondern als Dolmetscher der Heinrich feindlichen Partei, welche sich der Person und Autorität des Kaisers zu ihren Zwecken bediente. Der Ausgang ist damit entschieden.

Als Friedrich im Oktober 1178 zu Speier erschien, versammelten sich um ihn die deutschen Fürsten, unter ihnen auch Heinrich der Löwe. Er rief das Gericht des Kaisers gegen seine Gegner an, aber diese blieben die Antwort nicht schuldig und verklagten auch ihn. Friedrich schob die Enscheidung auf, lud aber Heinrich zu seiner Rechtfertigung auf einen späteren Reichstag nach Worms. Der Herzog mußte erkennen, daß seine Stellung zum Kaiser eine totale Aenderung erfahren. Der einstige Schützer seiner Interessen war ihm verloren, ein persönlicher Gegner stand ihm gegenüber. So erschien er auf dem Wormser Reichstage nicht (Januar 1179), und der Prozeß gegen den Herzog wurde beschlossen. Als Angeklagter wurde er zu einem Hoftage nach Magdeburg geladen, der um Johannis stattfinden sollte. Zahlreich erschienen hier seine Gegner, aber der Herzog selbst blieb fern. Dadurch wuchs natürlich die Kühnheit seiner Feinde, und es kam von ihrer Seite sogar zur Anklage des Hochverrates, weil er die Wenden auf die Lausitzer gehetzt hatte. Von dem nahen Haldensleben aus betrachtete sich Heinrich das gegen ihn begonnene Spiel und entschloß sich, den Kaiser um eine persönliche Zusammenkunft zu bitten. Sie wurde ihm gewährt. Es wird nun berichtet, Friedrich habe gegen die Summe von 5000 Mark dem Herzog seine Vermittlung mit den Fürsten angeboten, dem Herzoge aber sei die Summe zu hoch gewesen, und so wäre die Zusammenkunft erfolglos verlaufen. Es mögen dies die nackten Thatsachen sein. Aber der Grund des Scheiterns liegt tiefer. Heinrich hatte durch seine Hilfsverweigerung in Chiavenna (?) den Umschwung der kaiserlichen Politik veranlaßt, er hatte Friedrich gezwungen, sich ganz dem Willen und der Macht der deutschen Bischöfe und der Fürsten zweiten Grades zu übergeben. Die Lösung dieser Fessel war nur möglich, wenn es ihm gelang, seine persönliche Macht so zu heben, daß er gebieten konnte, wo ihm bisher nur gewährt wurde, oder aber wenn Heinrich sich ihm mit seiner Macht wieder vollkommen zur Verfügung stellte. Das letztere zu thun mußte der Herzog aber Bedenken tragen, so lange er Friedrich im offenen Bunde mit seinen Gegnern sah, und an diesem Mißtrauen des einen gegen den andern scheiterte die Unterhandlung. Damit nun war für Friedrich die Notwendigkeit gegeben, die Macht, welche sich ihm und seinen Zwecken versagte, zu brechen. Der Sturz Heinrichs des Löwen war unvermeidlich. Und so ließ der Kaiser dem Prozesse seinen Lauf. Persönlich griff er in denselben nur noch einmal ein, als er sich trotz des bereits gefällten Urteils der Fürsten entschloß, Heinrich einen letzten Termin zu seiner Verantwortung zu gewähren.

Die Folge der Gerichtstage läßt sich nicht genau bestimmen, nur die Resultate sind bekannt. Heinrich stellte sich nicht mehr und nahm auf keine Vorladung Rücksicht. Mitte August fiel zu Kaina das Urteil. Dem Herzog wurden Eigentum und Lehen abgesprochen und die Acht sollte über ihn verhängt werden. Da bewilligte Friedrich einen letzten Tag, der im Januar 1180 in Würzburg abgehalten werden sollte. Bis dahin blieb die Achtverkündigung verschoben.

Inzwischen war der Krieg in Sachsen an allen Enden von neuem entbrannt. Ein herzogliches Heer brach im August 1179 in Westfalen ein und gewann entschiedenen Vorteil. Die bedrohten Fürsten rüsteten dagegen und überfielen die Besitzungen Heinrichs in Sachsen. Da warf sich Heinrich auf Halberstadt. Die Stadt ging in Flammen auf und Bischof Udalrich fiel als Gefangener in die Hände der Herzoglichen. Furchtbare Greuel waren verübt worden, und sie schadeten Heinrich mehr, als seine Siege ihm nützten. Philipp von Köln war indessen zum zweitenmal in Westfalen eingedrungen; seine Scharen standen an Wildheit und Frevelmut den herzoglichen nicht nach, und man kann sich das

Unglück vorstellen, welches sie dem heimgesuchten Lande brachten. Vor Heinrichs Feste Haldensleben vereinigten sich die Scharen seiner Gegner. Die Besatzung hielt aus und die Feinde mußten abziehen. Als das Weihnachtsfest herannahte, war es klar, daß Herzog Heinrich allen weltlichen und kirchlichen Feinden gegenüber das Feld siegreich behauptet hatte und die Siegesfeier in Lüneburg wohl berechtigt war.

Heinrich entließ um diese Zeit Bischof Udalrich aus seiner Haft, nachdem er mit ihm einen Vertrag geschlossen, wonach der Bischof den Herzog nach seiner Freilassung vom Banne lösen und ihm die entzogenen Lehen zurückgeben sollte. Der Vertrag war umsonst. In Udalrichs Macht lag es nicht mehr, das heranstürmende Unwetter zu beschwören, und als er im Juli 1180 starb, zerfiel die Abmachung von selbst.

Mitte Januar war der Reichstag in Würzburg zusammengetreten. Heinrich fehlte auch diesmal, und so kam es denn zur Achterklärung gegen ihn. Er verlor seine Herzogtümer Bayern und Sachsen, alle Lehen und Eigengüter. In der darüber ausgestellten Urkunde wird dem Herzoge Beraubung der Kirchen und Edlen des Reichs und die Beeinträchtigung ihrer Rechte vorgeworfen. Der Vorwurf des Majestätsverbrechens ist nicht näher begründet, darum auch nicht darauf hingewiesen, ob man die Hilfsverweigerung Heinrichs als solches betrachtet habe. Zu einem rechtlichen Einschreiten gegen Heinrich bot sie jedenfalls keine Handhabe, doch ist es natürlich, daß man in ihr den Ursprung der kaiserlichen Ungnade und darum auch die Verurteilung Heinrichs erblickte. Fassen wir aber die Möglichkeit ins Auge, daß das Urteil nicht vollstreckt wurde, daß es nicht gelang, Heinrichs gewaltige Macht zu brechen, so war das Kaisertum bedeutungslos. An Heinrichs Sturz hing seine fernere Existenz.

Anfangs April versammelten sich die Großen in Gelnhausen um den Kaiser. Es erfolgte die Verfügung über das sächsische Herzogtum. Graf Bernhard von Anhalt erhielt die herzogliche Gewalt in Sachsen, nachdem Westfalen von dem alten Herzogtum getrennt worden war. Der Erzbischof Philipp von Köln wurde mit Westfalen belehnt, und so vollzog sich die Entwicklung, auf deren Beginn wir in der ersten Regierungszeit Friedrichs hinwiesen. „Aber damit war die Zertrümmerung dieses großen Laienamtes noch nicht beendet: Köln erhielt die herzogliche Gewalt nur im Umfange seiner Diöcese, während die sonstigen welfischen Rechte hier den einzelnen Sprengelbischöfen zugewiesen wurden; Bernhard mußte das Herzogtum, welches er übernahm, nicht allein auf die Grenzen reduzieren, die unter den Billungern bestanden hatten, sondern auch auf die Investitur der transalbingischen Bischöfe verzichten, wie sie Heinrich geübt hatte. Gleichzeitig forderten die sächsischen Bischöfe ihre an Heinrich übertragenen Kirchenlehen zurück."

Es ist klar, daß die Wiederaufrichtung der bischöflichen Gewalten in Norddeutschland das Ziel dieser Politik war. Durch die Restituierung der kirchlichen Macht hoffte Friedrich hier seinen Einfluß wiederzuerlangen und zu begründen. Es wurde der Reichskrieg gegen den Herzog verkündigt. Am 25. Juli sollte er beginnen. Als Antwort auf diese Beschlüsse erfolgte Heinrichs Angriff auf Goslar. Die Stadt selbst zu überraschen gelang ihm nicht. Friedrich hatte sich vorgesehen. Aber im Mai wurden ihre Hüttenwerke und Schmelzöfen zerstört, die Königspfalz zu Nordhausen ging in Flammen auf, ein Einfall in Thüringen endete mit der vollen Niederlage des thüringischen Landgrafen Ludwig und Herzogs Bernhard bei Weißensee. Ludwig fiel selbst mit einer Anzahl Edler in die Hände des Siegers. In derselben Zeit hatten die Heinrich verbündeten Pommern und Liutizen einen abermaligen siegreichen Einfall in die Lausitz gemacht. Bei der Siegesfeier aber kam es in Braunschweig zu einem Zerwürfnis zwischen Heinrich und Adolf von Holstein, infolgedessen sich der Schauenburger auf die Seite der Gegner schlug. Und das bedeutete für den Löwen einen größeren Verlust, als eine Niederlage.

Friedrich war im Juni nach Bayern geeilt. In Regensburg hielt er einen Landtag ab, und auch hier leuchteten vor allen übrigen die Mitglieder des bayerischen Episcopates, geführt von Konrad von Wittelsbach, hervor. Die Fürsten stimmten dem Urteil zu, daß Heinrichs herzogliche Macht in Bayern als erloschen zu betrachten sei. Die Föhringer Brücke, die als erstes Opfer der herzoglichen Gewalt Heinrichs gefallen war, sollte wieder aufgebaut, die Brücke bei München aber zerstört werden. Also auch hier eine erste

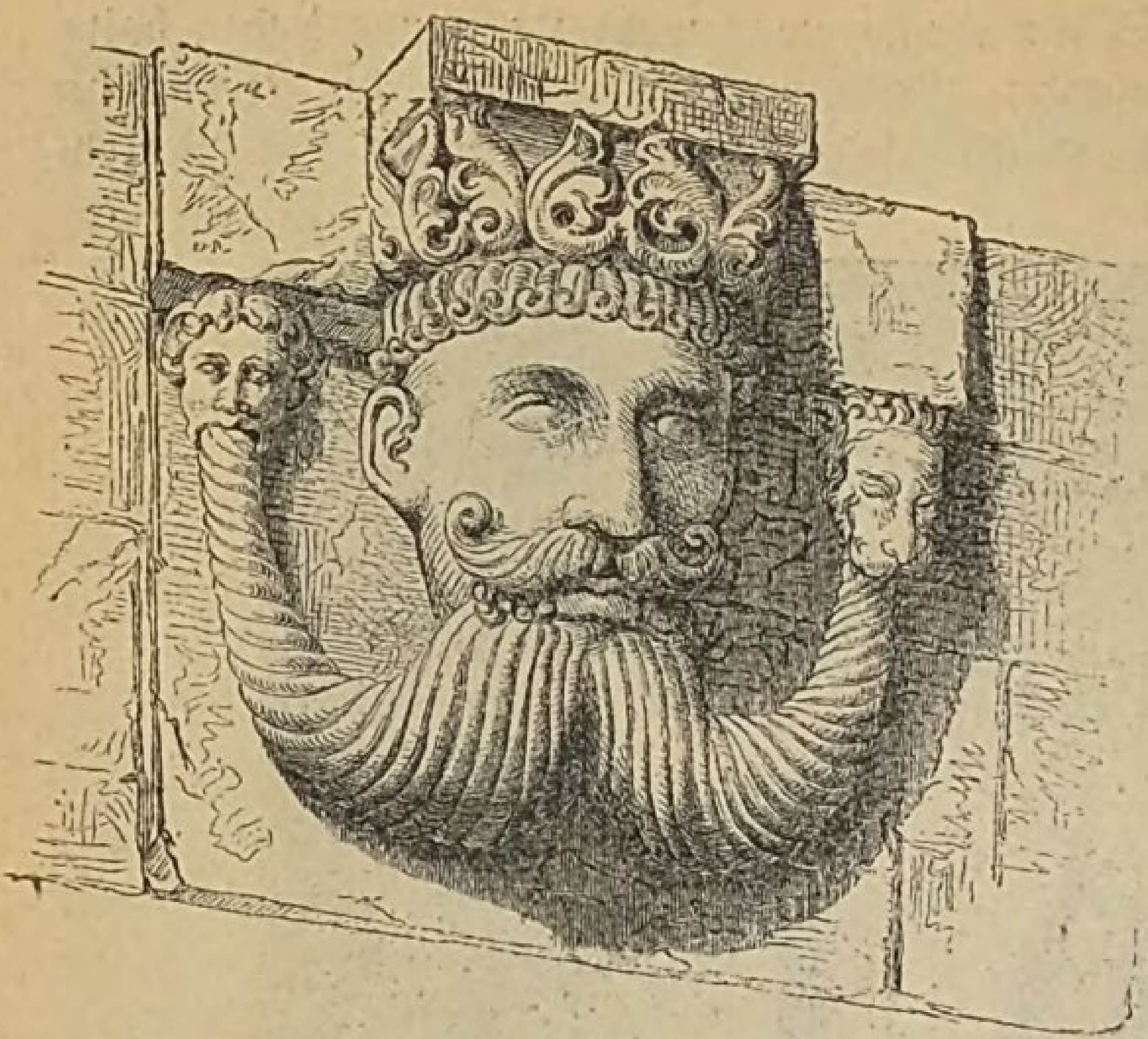
Konzession an den Klerus! Aber da stieß man auf etwas, was mehr Kraft und Leben hatte, als eine Urkunde mit willkürlichen und brutalen Bestimmungen. Ward die Brücke bei München zerstört, so wurde sie gewiß ebenso schnell wieder aufgebaut. Leben und Verkehr



Barbarossas Palast in Gelnhausen.

hatten sich in dieser Richtung ergossen und ließen sich aus derselben nicht mehr verdrängen. Heinrichs Scharfblick für die Gunst der Lage bewährte sich durchaus.

Aus Bayern eilte der Kaiser nach Sachsen, um sich an die Spitze des Reichsheeres zu stellen. Der Abfall des Grafen Adolf gab ihm ein Mittel ein, dessen Wirkung für Heinrich verderblich werden sollte. Den Anhängern des Herzogs ließ Friedrich drei



Barbarossakopf in Gelnhausen.

Termine bestimmen, bis zu welchen sie seine Gnade und Verzeihung wiedererlangen könnten. Der Umschwung erfolgte sofort. Fast ohne Schwertstreich fielen die Burgen Heinrichs am Harz dem Könige zu. „Denn viele seiner Ministerialen, welche von der Wiege auf von ihm erzogen worden waren und deren Väter ihm ohne jedes Sträuben gedient hatten, wie Heinrich von Weida, Lupold von Herzberg, Ludolf von Peine und viele andere verließen ihn und gaben sich an das Reich. Also erstarkte der Kaiser, indem er die sehr festen Burgen Herzberg, Lauenburg, Blankenburg, Heimburg, Regenstein gewann." Hier tritt uns das verlockende Uebergewicht der Reichsministerialität, von der wir oben sprachen, deutlich entgegen. Die Ministerialen Heinrichs drängten sich in den Dienst des Reiches.

Bezeichnend für den Umschwung der Dinge seit einem Jahrhundert, da die Sachsen das deutsche Königtum vom Harze vertrieben (1076) ist der Wiederaufbau der Harzburg, den Friedrich jetzt zugleich mit der Wiederherstellung der Hornburg und der Burg auf dem Hoppelberge in Angriff nehmen ließ. Nach diesem Erfolge entließ der Kaiser das Heer, verließ Sachsen und begab sich nach Altenburg. Hier hielt er Mitte September einen Hoftag ab und stand nun nicht mehr an, auch über Heinrichs zweites Herzogtum, über Bayern, zu verfügen. Der ältere Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, der treueste Freund Friedrichs, auf dessen Ergebenheit er jeden Tag und jede Stunde seit seiner Thronbesteigung hatte zählen können, wurde nun zum Herzog von Bayern erhoben. So hatte sich der Kreislauf vollzogen. Zu den Nachkommen des alten liutpoldingischen Herzogsgeschlechtes kehrte die Herzogswürde nun zurück, nicht aber ohne daß es dem Lande ein neues Opfer gekostet hätte. Wie früher schon Kärnten und Oesterreich sich dem bayerischen Herzogtum entzogen und als eigene Herzogtümer erhoben, so nun auch Steiermark. Friedrich löste die Abhängigkeit Steiermarks und des Traungaues vom bayerischen Herzogtum. Ebenso wurde das Verhältnis der Grafen von Andechs, Bertholds III und Bertholds IV, zur bayerischen Herzogswürde jetzt gelockert. Die Andechser Grafen waren nicht nur treue Anhänger Friedrichs gewesen, sondern besaßen auch eine ausgedehnte Herrschaft in den bayerischen Ländern, namentlich aber in Tirol und den südöstlichen Marken. Seit 1173 war ihnen zudem die Markgrafschaft Istrien als Reichslehen zugefallen, und zu diesem Besitz verlieh ihnen nun der Kaiser den Titel eines Herzogs von Kroatien, Dalmatien und Meranien, den bisher der Graf von Dachau geführt. Schon Berthold IV ersah sich die Burg Meran in Tirol zum Aufenthalt und kraft seiner unabhängigen Stellung, die ihn nur als bayerischen Magnaten an die Oberhoheit des bayerischen Herzogs band, sonst aber als Reichsfürsten direkt unter den Kaiser stellte, begann sich in diesen Landesteilen eine abermalige, von der bayerischen sich langsam loslösende Entwicklung zu vollziehen. Ziehen wir dazu in Betracht, daß auch die bayerischen Bischöfe als Reichsfürsten eine unabhängigere Stellung wiedergewannen, wie sie dieselbe seit langer Zeit nicht mehr besessen, so erkennen wir, daß das bayerische Herzogtum in voller Auflösung begriffen war. Wenn nunmehr ein Halt in diese Auflösung kam, so wurde dies durch den Umstand bewirkt, daß eben seit jenem Jahre 1180 ein abermaliger Dynastiewechsel in Bayern bis auf den heutigen Tag unnötig wurde. Dem Bestande des Wittelsbachischen Hauses hat Bayern als solches zum größten Teil seinen Bestand zu danken, und der Umstand, daß die Wittelsbacher selbst echte Söhne des Landes waren, deren Traditionen in die frühesten Zeiten hinaufreichten, wurde zur Ursache, daß das also



Otto von Wittelsbach wird zu Altenburg in Sachsen mit dem Herzogtum Bayern belehnt 1180.

Nach dem Gemälde von Mosdorf.

erhaltene bayerische Herzogtum sich auch seinen Stammescharakter in einem Maße zu bewahren vermochte, wie dies bei keinem andern der alten Herzogtümer der Fall war. Ob bewußt oder unbewußt, Friedrichs konservative Politik trat in der Erhebung der Wittelsbacher vollkommen klar zu Tage.

Der Abfall seiner Ministerialen, der an Ausdehnung immer mehr zunahm, bedeutete für Heinrichs des Löwen Schicksal die Wendung. Während er sich in Holstein und Wagrien festzusetzen suchte, von wo er den Grafen Adolf und Bernhard von Ratzeburg vertrieben hatte, bezwang Erzbischof Wichmann von Magdeburg nach langer Belagerung Haldesleben. Heinrich mochte daran denken, daß ihm Hilfe vom Auslande kommen würde. Aber König Waldemar von Dänemark sagte sich von ihm los, sein Schwiegervater Heinrich von England war zu entfernt und auf Frankreichs Beistand war nicht zu zählen. So nahte der Sommer des Jahres 1181, und zum zweiten Male brach das Reichsheer gegen den feindlichen Welfen auf. „Es war im vollsten Sinne ‚das Reich‘, das ganze neugeordnete Gefüge königlicher, kirchlicher und laienfürstlicher Macht, welches jetzt den sächsischen Boden mit seinen kriegerischen Kräften überflutete, um die alte Verfassung auch hier wieder aufzurichten.“ (Nitzsch.) Und Heinrich hatte dem nicht viel mehr entgegenzusetzen als den alten holsteinischen Adel und die Streitkräfte der Lübecker Bürgerschaft. Der Erzbischof von Köln blieb mit einem Teile des kaiserlichen Heeres vor Braunschweig liegen. Die übrigen Mannschaften führte der Kaiser durch die Lüneburger Heide gen Bardewik. Hier blieb wieder ein Teil des Heeres unter der Führung Herzog Bernhards von Sachsen zurück.



Heinrich der Löwe erhält die Verbannung.

Mit dem Reste, der zum größten Teil aus oberdeutschen Streitern bestand, ging Friedrich über die Elbe und zog vor Lübeck. An der Mündung der Trave erschien der Dänenkönig mit einer Flotte, die Belagerung der Stadt von dieser Seite zu unterstützen. Und so kam es denn hier zu einem jener schönen Beweise von Bürgertreue, die bis in die neueste Epoche der Geschichte fast stets die Zuverlässigkeit der ritterlichen Leute in den Schatten gestellt hat. Während die welfischen Ministerialen scharenweise zu Friedrich übergingen, hielt die Bürgerschaft Lübecks auf ihres Herzogs Seite aus und übergab sich den Belagerern erst, nachdem Heinrich selbst in die Uebergabe

gewilligt. Der Bischof hatte die Vermittlung übernommen und Friedrich bestätigte der Bürgerschaft ihre Freiheiten und das Recht von Soest, das ihr einst Heinrich verliehen. Die neue städtische Kultur erfocht also selbst bei dieser Niederlage einen Sieg über das reaktionäre Element in Friedrichs Politik. Als königliche Stadt blieb Lübeck der Mittelpunkt des deutschen Ostseeverkehrs und der deutschen Kolonisation auch fürderhin. — Lübeck und München — wir nannten sie einst zusammen, wir thun es hier wieder. Gegen die Existenz Münchens that Friedrich, wie wir hörten, einen direkten Schritt. Aber auch München wehrte sich, das junge Leben behielt die Oberhand und entwickelte trotz Pergament und Dekret seine weiteren kräftigen Triebe. Hier lag die Zukunft und kein Kaiser vermochte sie zu vernichten.

Nach der Uebergabe Lübecks begann Heinrich wegen seiner Unterwerfung mit dem Kaiser zu unterhandeln. Erst im November 1181 erfolgte dieselbe auf einem Reichstage zu Erfurt. Trotz aller Versuche, auf den Kaiser einzuwirken, hatte der Geächtete nichts weiter zu erlangen vermocht, als den Besitz seiner Allodien. Aus der Reserve trat Friedrich nicht mehr heraus und überließ den Fürsten das Urteil über Heinrich. Auf drei Jahre Verbannung lautete der Spruch. Heinrich der Löwe begab sich zu seinem Schwiegervater Heinrich von England, wo er in fürstlicher Pracht lebte.

Die Kirche hatte den vollsten Sieg errungen, und es war vergebliches Hoffen, dem sich Heinrich hingegeben zu haben scheint, dereinst seine Macht wiederzugewinnen. Sie war für immer gebrochen. Die neuen Besitzer fesselte ein gleiches Interesse, sich in ihren Errungenschaften zu erhalten. Dadurch erlangte der Kaiser auch in Sachsen eine Macht, wie er sie ehedem niemals besessen hatte. Die kaiserliche Verwaltung war in vollem Umfange hergestellt und dehnte sich aus bis zur Ostsee. Wenn Friedrich jetzt den Lombarden entgegentreten mußte, konnte er es in anderer Weise als jemals zuvor. Geachtet und gefürchtet von allen, hatte er selbst keinen ernstlichen Widerstand mehr zu fürchten. Er würde Sieger bleiben über alle, wie er zum Sieger würde über seinen stolzesten, mit königlicher Macht ausgerüsteten Vasallen, über Heinrich den Löwen.

Die ersten Wittelsbacher und die Erhebung des staufischen Königtums bis zum Tode Kaiser Heinrichs VI.

Deutsche Kaiser: **Friedrich** I, Barbarossa — 1190.
Heinrich VI. 1190—1198.
Bayerns Herzöge: **Otto** I. 1180—1183.
Ludwig I. 1193—1231.

Der Sturz Heinrichs des Löwen ist für die deutsche Geschichte von zwiefacher Bedeutung, indem er einerseits als Sieg des Kaisertums über das Fürstentum aufzufassen ist, andererseits aber klar darthut, daß dieser Sieg sich nicht ausdehnte über die jungen im Volke sich regenden Kräfte, auf welchen Heinrich vornehmlich seine Macht errichtet. Ja, nicht einmal die Machtstellung der Fürsten ward durch den Sieg wesentlich beeinträchtigt, nur in ihren extremen Aeußerungen war sie getroffen worden. „Die fürstliche Politik war durch zwei Zielpunkte fest bestimmt: ihr Streben richtete sich nach oben zu auf gesicherten und erweiterten Anteil an der Regierung, nach unten zu auf Lockerung der königlichen Gewalt über die Lehen und auf Begründung der eigenen über sie." Das Lehensobjekt war nach damaliger Auffassung das Land selbst, nicht mehr der Amtsbezirk. Die Amtstitel der Herzöge und Grafen hatten ihren Charakter eingebüßt; sie waren erblich geworden und konnten selbst ohne entsprechende Amtsgewalt und Besitz fortgeführt werden. Die konsequenteste Verwirklichung hatte diese Wandlung in und durch Heinrich den Löwen erfahren. Sein ganzes Streben führte darauf hinaus, das herzogliche Lehensamt zu einer territorialen Fürstengewalt umzugestalten, die königlichen Rechte sollten sich nur bis zu seiner Person erstrecken, nicht aber auch über die herzoglichen Lehensmannen; bischöfliche, gräfliche und markgräfliche Gewalt sollte innerhalb seiner Länder ihm allein verbunden sein und ihm für dieselbe die Vertretung gegenüber dem Königtum zufallen, so daß er nach unten die allein berechtigte Person war, wie er nach oben die allein verpflichtete sein wollte. Heinrich der Löwe fiel, und an seine Stelle rückte eine Mehrzahl von Fürsten, welche, kaum in ihrem neuen Besitz befestigt, Heinrichs bisherige Politik zu der ihrigen machten. Die fürstliche Sonderpolitik war durch den Sturz des einen Mannes, ihres gewaltigsten und erfolgreichsten Vertreters, nicht aus der Welt geschafft. Dadurch aber, daß es den einzelnen Fürsten an eigener Macht fehlte, waren sie gewungen, zusammenzuhalten, Bündnisse zu schließen, sich selbst mit derjenigen Macht zu verbinden, deren eifrigster Gegner eben Heinrich der Löwe gewesen war: mit der Kirche. So lange also

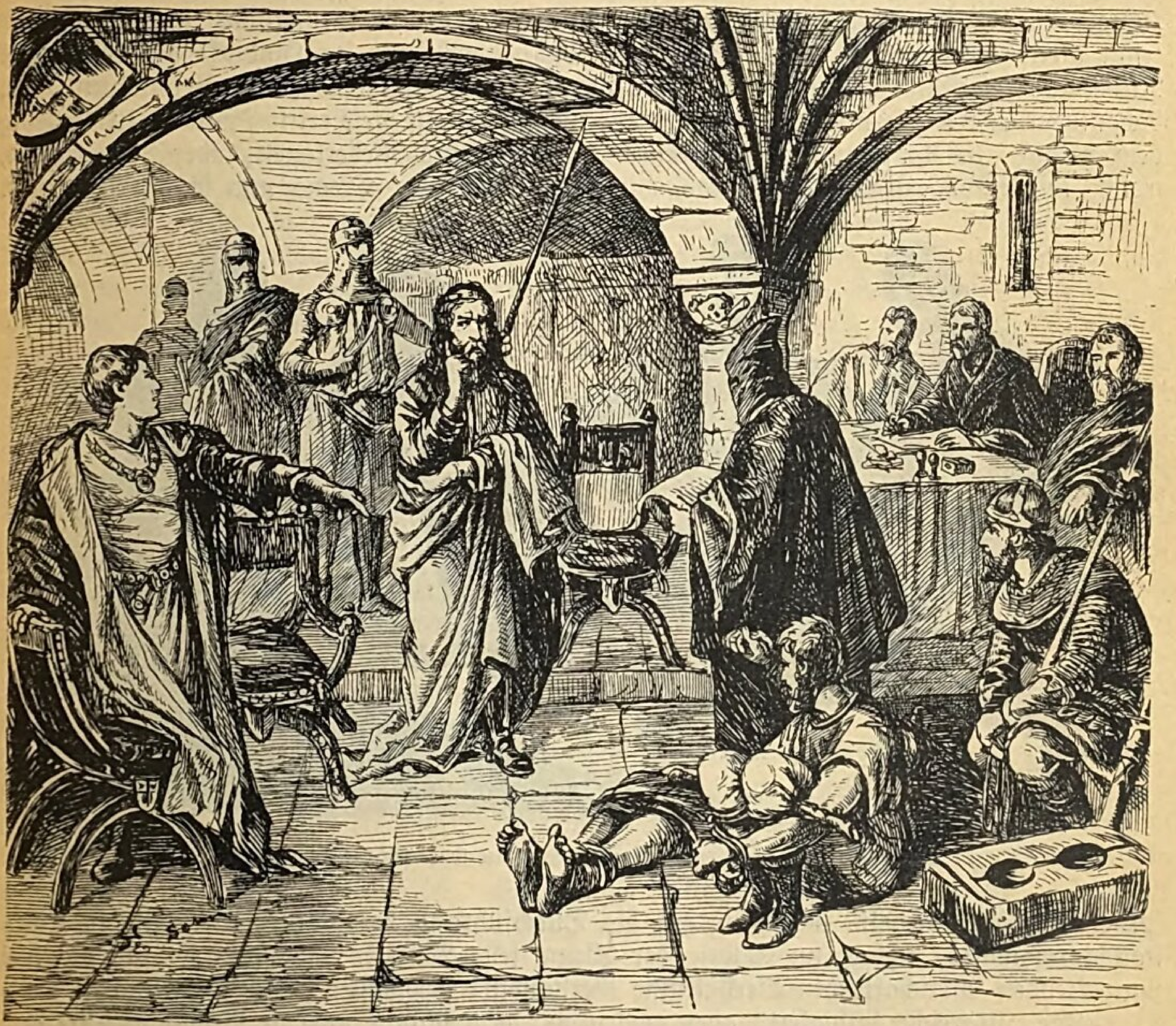
Friedrich die Macht der Kirche in seiner Gewalt behielt, war an eine erfolgreiche fürstliche Opposition nicht zu denken. Sofort aber mußte der Umschwung eintreten, wenn der Bund des Königtums mit der Kirche eine Lockerung erfuhr. Demgegenüber werden wir es begreifen, wenn Friedrich all sein Streben dahin richtete, die durch die Fürsten angestrebte Auflösung des Lehensverbandes zu verhindern, wenn er in der Festigung des Lehenswesens und seiner strengsten Durchführung die einzige Rettung für die einheitliche Macht des Königtums erblickte. Dieses Streben aber konnte nur wieder von Erfolg gekrönt sein, wenn es dem Königtum gelang, die ihm durch die Fürstenmacht entfremdeten unteren Stände sich neu zu verbinden. Friedrich mußte dem jung aufstrebenden Leben Rechnung tragen; er versuchte es, wie wir bei Lübeck sehen, indem er sich und das Königtum in diejenige Stellung hineinschob, welche bisher der Herzog innegehabt hatte. Die herzogliche Stadt wurde zur königlichen. Dem entspricht vollkommen das nunmehrige Vorgehen Friedrichs den Lombarden gegenüber. Die beginnenden Friedensverhandlungen wurden allein dadurch ermöglicht, daß das deutsche Königtum von vornherein auf die Ausführung der roncalischen Beschlüsse verzichtete. Nicht das absolute Königtum der ersten Jahre Barbarossas, sondern das naiv konstitutionelle*) ist als Sieger aus dem langjährigen Kampfe hervorgegangen.

Was wäre wohl geworden, wenn diese beginnende Zersetzung im Reiche ungehemmt fortgeschritten wäre? Wenn nach den Herzögen die Grafen und Bischöfe, nach diesen der weitere Adel, Ministerialen und Bürgertum zu absolutem Selbstregiment gelangt wären? Denn daß diese Tendenz vorlag, beweist nicht nur die Klage Arnolds von Lübeck über Sachsen, „wo jeder that, was ihm gut dünkte, wo jeder wie ein Tyrann an seinem Orte regierte und entweder selbst seinem Nächsten Gewalt anthat oder sie erduldete", sondern auch die dann wirklich eintretende vollkommene Zersplitterung der Herzogtümer Franken und Schwaben. Hier war man am weitesten von der Grundlage natürlichen Lebens abgeirrt, und so kam es, daß gewissermaßen jeder für sich den Versuch machte, diese natürliche Grundlage für sich wieder zu entdecken und zu schaffen. Der Prozeß, der im großen sich im Reiche vollzieht, wiederholt sich hier auf die mannigfaltigste Art im kleinen.

Daß zunächst in Sachsen der Sturz Heinrichs die schwersten Folgen haben mußte, ist klar, wie es ebenso natürlich ist, daß man in Bayern den Sturz des Herzogs viel weniger bemerkte. Dort stand die Entwicklung zur Monarchie in den ersten kräftigsten Stadien der Vollendung, als eine furchtbare Erschütterung dieselbe traf; hier war die Entwicklung in andern Bahnen fortgeschritten, und die Politik der Karolinger, Herzog Heinrichs I und Kaiser Heinrichs II, dann der Salier wirkte nachhaltig genug, um einer neuen chaotischen Verwirrung vorzubeugen. Dazu kam der Umstand, daß in Bayern mit dem ersten Wittelsbacher ein Mann die Regierung übernahm, der in dem festen Vertrauen seines Kaisers und seines Volkes stand, der im Reichsdienste ergraut war, von dem sich nicht annehmen ließ, er werde mit ehrgeizigen und egoistischen Plänen seine bisherige glänzende Thätigkeit Lügen strafen. Es ist nicht viel, was wir von Unruhen bei dem Herzogswechsel vernehmen. Als Richter durchzog Otto I alsbald seine Länder, hielt Landtage in Pleinting und Amberg und gab eben durch diese durchaus friedfertige Thätigkeit den besten Beweis, daß des Reiches Kräfte durch Friedrichs unablässiges Streben endlich das gewünschte Gleichgewicht wieder erlangt hatten. Eins aber konnte auch Otto sich nicht verhehlen: in unruhigen Zeiten hätte seine Macht nicht ausgereicht, in Bayern die Ruhe aufrecht zu erhalten. Da mußten feste Verbindungen angeknüpft werden, welche einen Teil der bayerischen Großen in den Dienst des Herzogtums unbedingt fesselten. Der Wittelsbacher mußte mit den Mitteln seiner Zeit rechnen, und so setzte er nach dem Beispiele der Staufer den Gelüsten der Großen das Streben nach Befestigung und Vermehrung seiner Hausmacht gegenüber. Vier seiner Töchter verheirateten sich an bayerische

*) Bei dieser Bezeichnung sehen wir natürlich von allen heutzutage mit diesem Begriffe verbundenen Bestimmungen ab. Es soll damit nur angedeutet sein, daß die Entwicklung des Königtums keine von allen Rücksichten befreite mehr sein konnte, sondern daß die Grenzen immer sichtbarer wurden, innerhalb welcher die königliche Macht sich zu entwickeln hatte.

Große: Agnes dem Grafen Heinrich von Plain, Heilika dem Grafen Dietrich von Reichenhall und Wasserburg, Elisabeth dem Markgrafen Berthold von Vohburg und Mechtild dem Grafen Rapoto II von Ortenburg, dem späteren Pfalzgrafen. Zu kurz war Ottos Regierung, um bedeutende Früchte zu zeitigen. Er wies den Weg, den seine nächsten Nachfolger glücklich weiterschritten. Eine bedeutende Wandlung aber macht sich schon in Ottos Tagen bemerkbar. Regensburg war nach dem Sturz Heinrichs des Löwen nicht mehr „Wohnsitz der Herzoge". Schon Otto residierte meist zu Kehlheim, Wartenberg, Landshut. Am Fuße der Trausnitz hatte er für diese letzte Stadt den Grund gelegt und Ansiedler herangezogen. Das Aufblühen Regensburgs zu städtischer Selbstbedeutung zeigt



Otto I von Wittelsbach hält Gerichtstag.

uns, daß auch in Bayern die Zeit herannaht, in der das bürgerliche Element nach Anteilnahme an der Regierung verlangt.

Zu Pfingsten 1183 besuchte der Kaiser seinen treuesten Helfer in Regensburg. Von hier zogen beide gen Konstanz. Schon Ende 1182 hatten Unterhandlungen mit den Lombarden begonnen. Jetzt kamen sie zum Abschluß. Der Kaiser verzichtete auf die Durchführung der roncalischen Beschlüsse, gab die Regalien und die Wahl der städtischen Magistrate frei, behielt sich aber die Investitur derselben vor. Die einzelnen Städte erhielten die Gerichtsbarkeit, das Befestigungs- und Bündnisrecht. Das Hoheitsrecht wurde anerkannt, soweit es sich nicht über die bischöfliche Diöcese, den Komitat, erstreckte. Die Beisteuer zu den italienischen Fahrten, nicht bloß zur Krönungsfahrt, blieb bestehen und die Wege zu den kaiserlichen Heerzügen waren von den Städten in Ordnung zu halten.

Wie das Hoheitsrecht wurde auch die Gerichtsbarkeit insofern beschränkt, als alle gerichtlichen Streitigkeiten über mehr als 25 Pfund (bisher 100) von den kaiserlichen Gerichten entschieden werden sollten. „Die Unabhängigkeit Alessandrias, welche der Bund forderte, verweigerte Friedrich und schloß schon im März 1183 mit dieser Stadt einen Separatvertrag, welcher ihm die Einkünfte derselben vorbehielt und sie verpflichtete, den Namen Cäsarea anzunehmen.“ Der Bund erlegte für die Friedensbewilligung die Summe von 15 000 Pfund.

Glaubt Ficker nun auch schließen zu dürfen, daß der Friede, wie er im Juni 1183 zu Konstanz zum Abschlusse kam, nicht viel hinter den Forderungen des Kaisers zurückgeblieben sein dürfte, und verweist Nitzsch auf die siegreiche Zähigkeit, mit welcher der Kaiser den Lombarden gegenüber an dem Umfang seiner „ursprünglichen Zugeständnisse“ festgehalten habe, so ist dieser Sieg als solcher doch nur im Hinblicke auf Friedrichs Niederlage bei Legnano aufzufassen. Das Leben selbst hatte seine früheren absolutistischen Neigungen und Forderungen korrigiert, und in Bezug auf diese erlitt Friedrich zu Venedig dem Papste, zu Konstanz den Lombarden gegenüber nur Niederlagen, aber Niederlagen, welche uns mehr erfreuen als Siege, wie er sie einst über Crema und Mailand erfocht.



Otto I von Wittelsbach unterzeichnet die Friedensurkunde mit den Lombarden.

„Die kaiserliche Gewalt, indem sie auf die Durchführung der Naturalwirtschaft in Oberitalien verzichtete, schlug im Süden der Alpen feste Wurzeln, nachdem sie für die hier vorwaltenden wirtschaftlichen Verhältnisse Verständnis gewonnen hatte.“ (Nitzsch.)

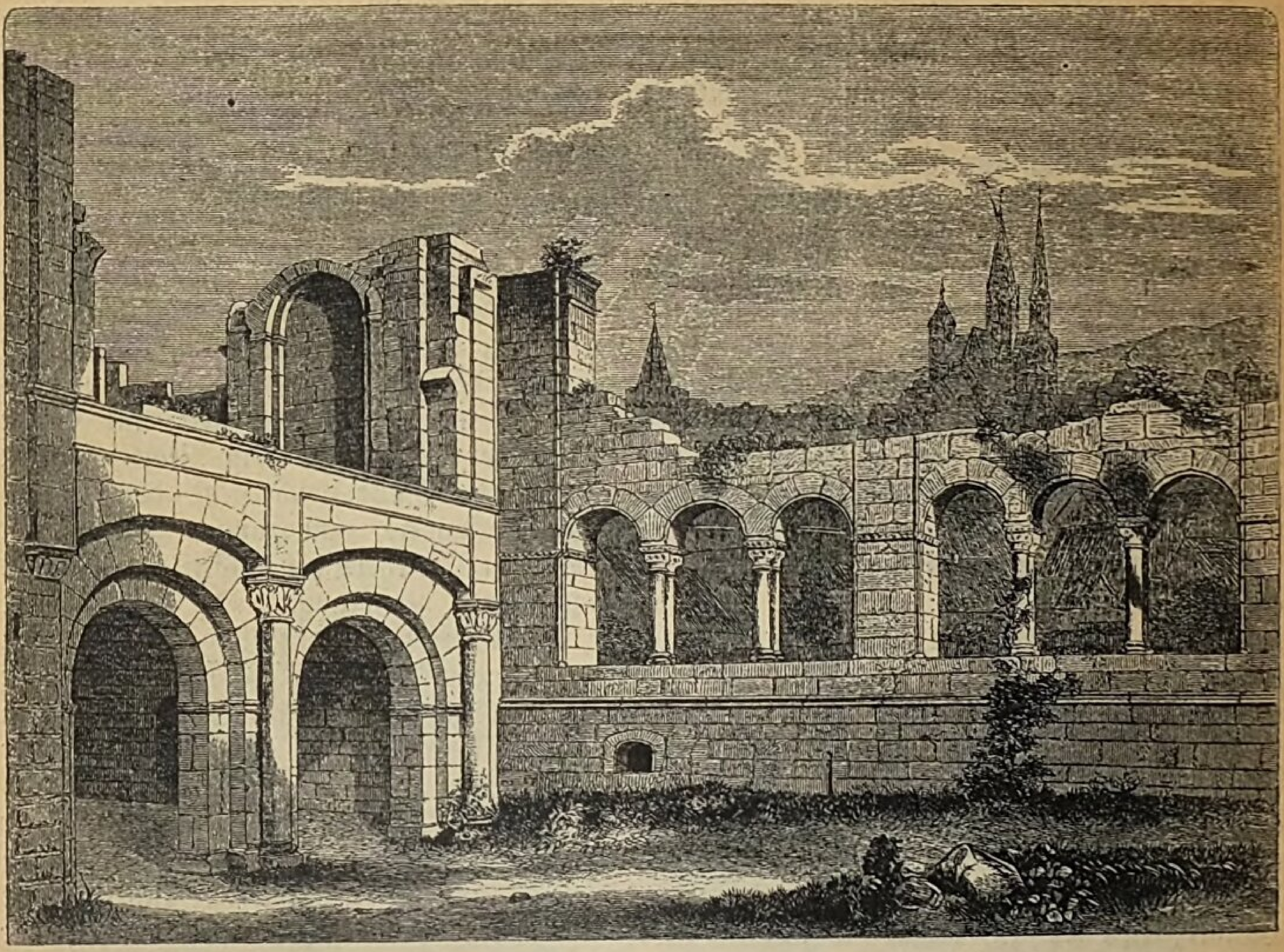
Die „siegreiche Zähigkeit“ aber wollen wir dem Manne auf die Rechnung schreiben, an dessen Beirat Friedrich in dieser Angelegenheit zum letztenmal appelliert hatte, der mit stetem Erfolge die kaiserliche Sache in Italien vertreten hatte, Otto I von Wittelsbach. Wie er einst mit Erstürmung der Veroneser Klause seine ruhmreiche Laufbahn im Dienste Friedrichs begonnen, so schloß er dieselbe nun zu Konstanz, indem er die Friedensurkunde mit den Lombarden unterzeichnete. Eine gewaltige Entwicklung liegt zwischen diesen beiden Zeitpunkten, und mit dieser Entwicklung ist der Name des ersten Wittelsbachers auf das Innigste verknüpft. Auf der Rückreise von Konstanz überraschte ihn am 11. Juli 1183 zu Pfullendorf der Tod. Im Kloster Scheiern fand er nach tapferem und mannhaftem Leben seine Ruhestätte.

Die alte Verfassung schien wieder hergestellt. Die Gewalten der alten Zeit standen um das Königtum geschart im Dienste desselben. Man hätte nun sagen sollen, daß die wirtschaftliche Produktivität durch diesen reaktionären Umschwung wäre gehemmt worden. Dem aber war keineswegs so. Und da ist es nun Nitzsch, welcher unseres Wissens zuerst

darauf aufmerksam macht, daß die Zunahme der wirtschaftlichen Erträge der Nation fortdauerte. Die Quellen waren eröffnet, und ob man nun so oder so politisierte, sie ergossen ihren Reichtum über das Land und ließen sich nicht mehr verstopfen. Nitzsch berührt mit dieser Darlegung den Punkt, der nach unserem Dafürhalten als Zentralpunkt der ganzen großen Bewegung anzusehen ist. Die Revolution, welche seit einem Jahrhundert Deutschlands innerstes Leben mit periodisch wiederkehrenden Stößen erschütterte, war erst in zweiter Linie eine politisch-religiöse, in erster aber eine soziale.

Die verhältnismäßige politische Ruhe unter den Sachsenkaisern, das herrschende Uebergewicht der Krone unter den ersten Saliern hatten dem Lande und Volke zur gedeihlichen Arbeit verholfen. Die Arbeit brachte Erfolg, der Erfolg Reichtum, dieser aber die Sehnsucht nach Autonomie. Der Kampf begann, indem die Ministerialität ihr eigenes Interesse zu erkennen und zu vertreten anfing. Der Kampf aber entfesselte alle Kräfte der Nation. Noch einmal versuchte der deutsche Bürger und Bauer sein Recht mit dem Schwerte zu vertreten. Das Schwert ward ihm aus der Hand geschlagen, der Versuch mißlang. Da kehrte er zu seiner Waffe zurück, zum Handwerk, zum Handel, zum Pfluge. Eine Kluft entstand zwischen der erwerbenden und der kriegerischen Klasse der Nation, eine Kluft, welche nach und nach alle Zwischenelemente verschlang. Die Verarmung, welche der Krieg brachte, führte eine Menge der bisher Freien in den Vasallenstand. Um ein Lehen gaben sie sich in Dienst. Aber auch nach der andern Seite flossen bisher freie Elemente ab. Seitdem die Herrschaft die Produkte ihrer Hörigen nicht mehr vollkommen zu verwerten vermochte, ergossen sich dieselben auf den freien Markt. Das Geschäft war einträglich und lockte andere an, und so ergänzte sich der Stand der Zinsleute ebenfalls aus einem Reste alter Freien. Dadurch kam ein neues Element in diesen Stand, der nun sofort in neue Erwerbsbahnen einlenkte. Einerseits überschritt er die Elbe und trug deutsche Bauernkultur nach den Ländern der Slaven, andererseits warf er sich auf den Handel, den er zu bisher ungeahnter Bedeutung emporhob. Die Vermehrung der wirtschaftlichen Arbeitskräfte, hervorgegangen aus der Vermischung der Zinsleute mit bisher freien Elementen, hatte einen doppelten Erfolg. Einerseits drängte die vergrößerte Masse von selbst in neue Bahnen, andererseits gab die Durchsetzung mit freien Elementen diesem Stande einen anderen politischen Charakter und warf ihn in den Kampf um seine politische Autonomie. Damit erst drang ein politisches Motiv in diese gewaltige, man möchte sagen, elementare Bewegung.

Der soziale Krieg war entfacht worden durch das Aufstreben der Ministerialität. Er riß das früher einigende Band zwischen Königtum und Kirche entzwei; jene Vereinigung betrachteten wir als die einstige Grundlage des wirtschaftlichen Gedeihens der unteren Stände. Jetzt wurden diese schutzlos. Gottesfriede, Landfriede und sonstige Bemühungen waren nur periodische Hilfsmittel. Sie halfen heute, morgen nicht mehr. Trotz der Siege, welche Fürstentum und Kirche vereint errangen, blieb es ihnen versagt, die Ministerialität auf jene Stufe herabzudrücken, welche sie siegreich verlassen hatte. Kein Stand aber war wie der der Dienstleute geeignet, die Interessen der erwerbenden Bevölkerungsklassen zu erkennen, keiner wie er, dieselben wahrzunehmen und zu schützen, denn ihr eigenes Interesse verknüpfte die Dienstleute mit dem der arbeitenden und erwerbenden Bevölkerung. Die Bürger von Worms und Köln traten auf die Seite Heinrichs IV, des Freundes der Ministerialenschaft, die Dienstleute von Mainz erschlugen ihren Bischof, als er sie (1160) bei der Forderung der Reichssteuer von den Zinsleuten umging. Die Interessen dieser beiden Stände waren auf das innigste mit einander verwachsen. Und so ist es denn nur zu natürlich, daß mit dem steigenden Einfluß der Ministerialen auch in den Censualenschaften ein kräftigeres Leben zu pulsieren begann. „Die ganze wirtschaftliche und politische Produktivität," sagt Nitzsch, „welche in der bäuerlichen und bürgerlichen Bewegung des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts hervorbricht, ist nicht denkbar ohne die Existenz dieses Standes (der Ministerialen), welcher gewissermaßen in die Bresche trat, welche die Trennung des Königtums vom Bistum gerissen hatte. Es ist die Zeit, wo bei uns das Recht der Vogtei beschränkt, der Einfluß der geistlichen Gerichtsbarkeit zurückgedrängt, der Blutbann der Laienrichter, der geistliche der geistlichen



Ruinen des Reichspalastes in Gelnhausen.

Richter auf ein bestimmtes Maß zurückgeführt werden und sich die ersten Keime für die Selbstverwaltung der Gemeinden zu bilden beginnen." Alle diese Einzelbewegungen gehen neben einander her und bedingen einander.

Betrachten wir den Verfassungsbau, wie er sich in den Friedensjahren nach dem Konstanzer Frieden zeigt, als Ganzes, so haben wir den Kaiser an der Spitze des Heerschildes; unter ihm als erste Lehensträger die geistlichen Fürsten, im dritten Heerschilde erst die weltlichen Fürsten, welche fast alle Mannen der Kirche geworden sind. Scheinbar starr und fest stehen diese Formen da, deren einziges Verbindungsglied das Lehenssystem selbst ist. Das Leben, der Geist, welcher sie einstens durchdrang, sind im Erlöschen; das religiöse, tiefernste Motiv der sächsischen Kaiserzeit ist verklungen, weltliche Aufgaben erfüllen den Kaiser, die geistlichen wie die weltlichen Fürsten. Hatte das Jahrhundert der sozialen Kriege dazu beigetragen, die deutsche Laienwelt wirklich und zum ersten Male ganz mit christlichen Ideen zu durchdringen, sahen wir in den ersten Kreuzzügen diese Ideen nach einer großartigen Verkörperung ringen, so war es dieselbe Zeit, in welcher die geistlichen Fürsten sich der Größe und Ergiebigkeit der ihnen gestellten Verwaltungsaufgaben zum ersten Male vollkommen bewußt wurden. Der geistige Unterschied zwischen den beiden Ständen, dem geistlichen und weltlichen Adel, nahm infolge der lebhafteren Färbung bei dem letzteren und des Erblassens bei dem ersten einen mehr einheitlichen Ausdruck an, und dieser Unterschied schien nun vollkommen durch Friedrichs Streben nach Ausbildung des Lehensrechtes fortgeschafft werden zu sollen. An die Stelle jenes tief religiösen Geistes der Vergangenheit trat der höfische Geist; Pfaffen sind es, welche den ritterlichen Kreisen die ersten taufrischen Blüten einer heimischen Poesie bieten, und denken wir an den Hof der Sachsenkaiser, an welchem Mathilde, die Ahnfrau des Geschlechtes, in sittsamer Einsamkeit das Scepter führt, so will uns das Leben an dem glänzenden Hofe eines Welf etwa wie eine aus weiter Ferne nach Deutschland verpflanzte, mit ihrer strahlenden Schönheit und ihrem üppigen Dufte berauschende Blume erscheinen.



Herzog Heinrich der Stolze erbaut 1135 bis 1146 die Brücke zu Regensburg.
Nach dem Gemälde von Mosdorf.

Und doch ist es der deutsche Geist selbst, welcher zum ersten Male alle seine Sinne den Herrlichkeiten der Natur preisgiebt und so aus sich selbst heraus dann auch jene naturduftenden Gestalten gebiert, welche wir bei den Sängern und Künstlern der Zeit wiederfinden. Die Geistlichkeit mußte verweltlichen, bevor sie den wahren Ton finden konnte, der bei dem Laienadel anklang.

Diese Verweltlichung des geistlichen Standes aber rief das Mißtrauen nach zwei Seiten hin wach: bei den Mönchen und bei dem Papsttum. Wie anders klingen die Klagen Arnolds von Lübeck, als die Prophezeiungen und dichtrischen Lobpreisungen des Mönchtums bei Otto von Freising erklangen! „Was war einst," sagt jener, „das Leben der Mönche anders, als die reine Unschuld, der Pfad der Gerechtigkeit, das Muster des Wandels, der Weg zum Paradiese? — Sobald die Fürsten es kennen lernten, haben sie es mit Ehren überhäuft und ihm, da sie es höher als Gold und Edelsteine schätzten, die ausgedehntesten Güter verliehen und es gar reich bedacht. Aber der Besitz wuchs, die Frömmigkeit schwand. Denn während die Mönche, durch den Ueberfluß an weltlichen Dingen verleitet, weltlich zu leben begannen, fingen sie auch an, weltlichen Sinnes zu werden. Die Liebe erkaltete, die Weltgier fand Eingang und die Religion hatte da, wo der Hoffahrt der Zutritt offen stand, keinen Eingang. — Und so kam es dahin, daß zuletzt nur die äußere Form des Glaubens blieb, die Richtschnur der Gerechtigkeit aber den Mönchen gänzlich verloren ging." Zweifeln wir noch, daß der Bann gebrochen, in dem einst Bernhards Geist die europäische Menschheit gefangen hielt? Und doch, konnte, nachdem Bernhard selbst den Weg der Politik eingeschlagen, nachdem die Glut mystischer Begeisterung erloschen war, ein anderes Resultat erzielt werden, als jenes, von welchem uns Arnold berichtet? Durch Friedrichs Walten war die Ordnung wiederhergestellt. Die Ordnung machte der Lebensnot ein Ende und brachte Reichtum ins Land. Damit war die Quelle verstopft, aus welcher einst die Sehnsucht nach dem himmlischen Jerusalem geflossen war. Man hatte Glück und Leben und suchte es zu genießen, und diese reale Sehnsucht war der Grund, aus welchem eine reale Poesie, die zu allen andern Zeiten unmöglich ist, emporzusprießen vermochte.

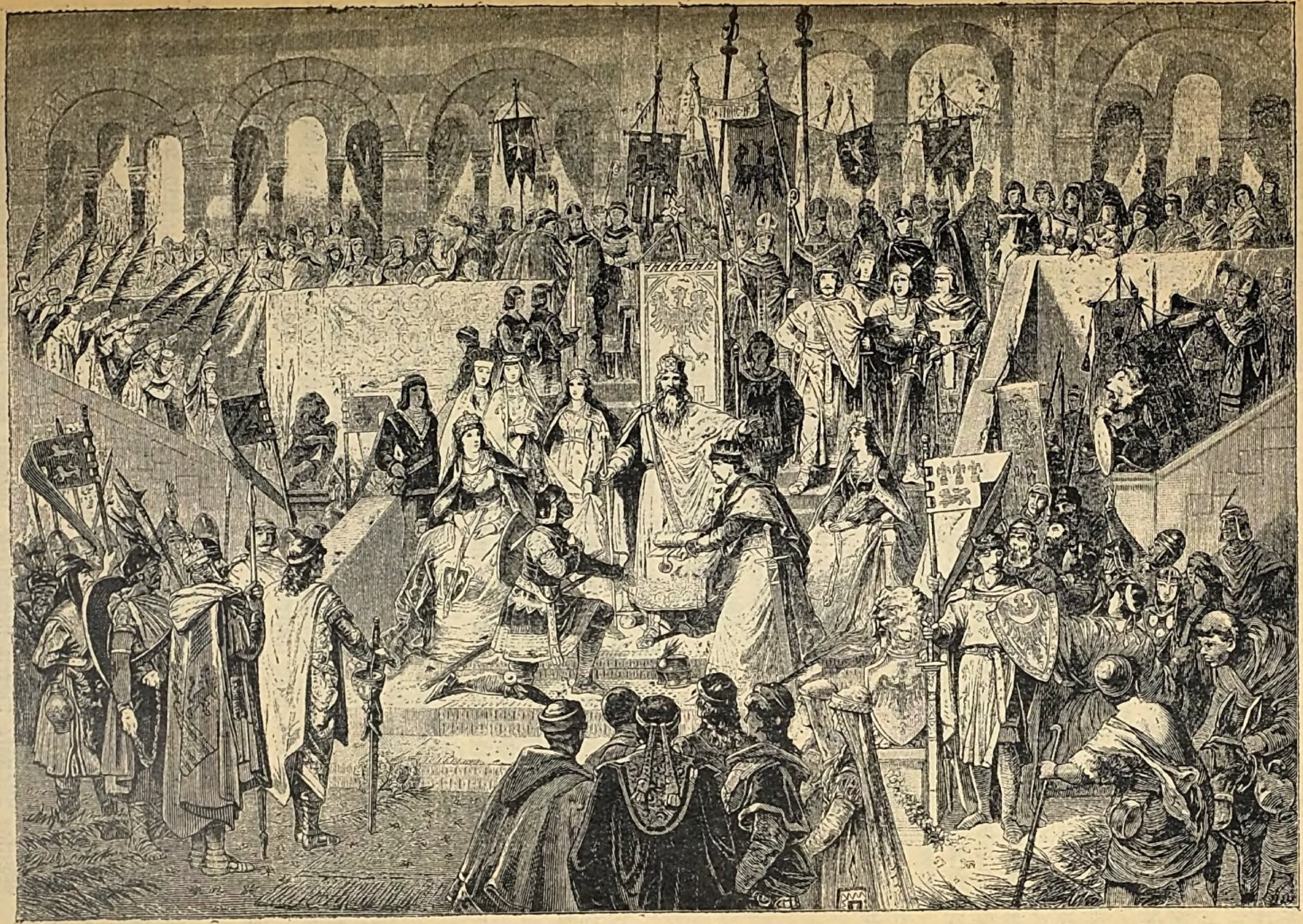
Die deutsche Kirche hatte Friedrich die Mittel geboten, das Lehensrecht den weltlichen Fürsten gegenüber zur Anerkennung zu bringen. Der Streit um dieses Prinzip mußte natürlich auch die Wirkung haben, daß sich die geistlichen Fürsten selbst immer mehr mit lehensrechtlichen Ideen erfüllten. Und so brachte der Kaiser die Lehnbarkeit der kirchlichen Temporalien zur strengen Ausbildung. Nicht nur zur Treue, sondern auch zur Mannschaft verpflichteten sich die geistlichen Fürsten dem Kaiser wieder. Wir denken an die Erzbischöfe von Köln und Mainz, diese gewaltigen Politiker und Schlachtenlenker. Die Regalien wurden als verliehen und lehnbar aufgefaßt; an dem Spolienrecht, dem Recht, den Nachlaß der verstorbenen Prälaten für sich zu beanspruchen, hielt Friedrich fest, und als Vogt der allgemeinen Kirche scheint Friedrich sein Vogteirecht über die einzelnen Kirchen begründet zu haben. Daß der Kaiser mit diesem Vorgehen das tiefste Mißtrauen bei der Kurie erwecken mußte, welche eben damals versuchte, die Schirmvogtei der Laien über die Stifter ganz abzuschaffen und dieselben einzig unter den Schutz der Kirche zu stellen, ist erklärlich. Fußte das Mißtrauen der Mönche auf religiösen Motiven, so dasjenige des Papsttums auf politischen. Aber das Vorgehen des Papstes gegen die Gründer geistlicher Stifter, welche fürderhin kein Eigentum an den Temporalien, keinerlei Schutz- und Nutzungsrechte über ihre Stiftungen mehr behalten sollten, sein Vorgehen gegen die Dingvogtei, wodurch den Stiftern untersagt wurde, sich fürderhin einen Laien als Beamten zur Besorgung ihrer weltlichen Geschäfte zu wählen, war ein abermaliger Angriff auf die deutsche Verfassung selbst, welche den Unmündigen, zu denen auch die Geistlichen zählten, zu ihrer Vertretung Vögte vorschrieb. Die kaum vereinten Fäden liefen also hier schon wieder auseinander.

Die Unvereinbarkeit aller Gegensätze aber wird uns noch klarer, wenn wir uns ins Gedächtnis zurückrufen, daß das Uebergewicht der königlichen Macht in erster Linie auf dem Ausbau der staufischen Macht beruhte, daß diese sich wieder auf die Ministerialität stützte. Die Ministerialen in dieser Bedeutung sind ein neuer Faktor innerhalb der

alten Verfassung, ein lebendiger Faktor, der jene starren Formen zerbrechen wird. Hier also steht das Königtum auf unsicherem Boden. Es will die alte Verfassung, bedarf aber zu ihrer Aufrechterhaltung eines neuen Faktors, ob es will oder nicht, es muß zum direkten Diener des neu emportreibenden Lebens werden. So haben wir die Erklärung der scheinbaren Widersprüche, welche sich in Friedrichs Politik bemerkbar machen. Er versuchte die Städte den Bischöfen gegenüber in der Stellung zurückzuhalten, die sie seit Heinrich IV hie und da zu verlassen begonnen. Wohl fixierte er reichsrechtlich, daß Handels- und Geschäftsbetrieb zur Steuer verpflichte und doch suchte er dem Prozesse der Entwicklung aus der bischöflichen Censualenschaft zur Kaufmannschaft entgegenzutreten. Im Jahre 1182 verordnete er, daß es den Bürgern von Worms nicht gestattet sei, diejenigen Hörigen, welche der Kirche noch persönliche Dienste leisteten, zur Hof- und Heersteuer heranzuziehen, und daß nur diejenigen Hörigen, welche zweifellos Kaufleute geworden, dieser Steuer unterworfen seien. „Und wenn er seine Verfügung damit motiviert, daß dieser alte Grundsatz von den Wormser Bürgern nicht mehr gehörig beachtet werde, so sehen wir, daß diese Bewegung damals keineswegs stillstand.“ Der Zudrang der Handwerker aus dem bischöflichen Hof auf den städtischen Markt dauerte eben fort. Wie hier, trat Friedrich in München für die Rechte des Freisinger Bischofs ein, indem er die Isarbrücke nach Föhring zurückzulegen befahl. Die Verleihung des Marktrechts war entscheidend für die Entstehung einer Stadt. Dieses Recht hatte in München Heinrich der Löwe ausgeübt. Noch dem Sturze des Mannes schritt Friedrich gegen sein Werk ein. Wir werden sehen, daß es ohne Erfolg geschah. Trat Friedrich hier dem Vorgehen des Herzogs entgegen, so suchte er andererseits, wie bei Lübeck und der Eroberung der Harzburgen, wieder, sich in die bisher vom Herzog eingenommene Stellung hineinzuschieben. Wir erwähnten bereits, daß Regensburg als Wohnsitz der Herzoge zurücktrat. Aber in eben jener Zeit verlieh Friedrich der Stadt für die steinere Donaubrücke, deren Bau 1135 begonnen worden war, ein Privileg, welches bestimmte, daß es keinem zustehen solle, von einem Passanten der Brücke einen Zoll zu erheben, wenn derselbe nicht aus freiem Willen zur Erhaltung der Brücke etwas beisteuern wolle. Auf der einen Seite fortschrittlich, auf der andern reaktionär, erkennen wir auch Friedrichs Politik als eine auf die Dauer unmögliche. Das Leben hatte sein Wollen korrigiert, aber die reaktionären Keime werden weiterwachsen, bis sie des Reiches Machtbau unterhöhlt haben und zum Einsturz bereitet.

Riezler weist darauf hin, daß Bayern an der städtischen Entwicklung weniger teilgenommen, als andere deutsche Länder. Derselbe Forscher deutet an, daß die Reichsministerialen in Bayern allmählich fast ganz verschwanden. War nun das Fehlen einer welfisch-herzoglichen Ministerialität die Ursache, daß sich der Herzogswechsel fast ohne Wellenschlag vollzog, so wird das Fehlen jener schroffen Gegensätze, wie sie in dem schnellen Aufblühen der Städte und der Reichsministerialen zu andern Machtgruppen hervortreten, dazu beitragen, daß die Herzoge des Wittelsbachischen Hauses ihre herzogliche Autorität in größerem Umfang zur Geltung bringen können. Wo das Neue nicht zu dringend und drängend auftritt, kann der Uebergang sich langsamer, aber um so sicherer und innerlich fester vollziehen. Der konservative Charakter der bayerischen Bevölkerung ist also in letzter Instanz eine direkte Folge der natürlichen Beschaffenheit des Landes, welche der Entwicklung von städtischem Wesen in früherer Zeit sehr ungünstig war. Erst die Neuzeit konnte da mit der Verbesserung der Verkehrsmittel Wandel schaffen.

Indem Friedrichs ganzes Streben sich auf die Niederhaltung der Gegensätze richtete, schuf er für Deutschland eine Zeit, mit welcher an Reichtum, Lebenslust, Kunstblüte und Gedeihen sich nur sehr wenige vergleichen lassen. Zum eigentümlichsten Ausdruck kam dieses strahlende Glück auf dem Reichstage, den Friedrich 1184 zu Mainz abhielt. Es galt da die Schwertleite seiner beiden ältesten Söhne, König Heinrichs und Herzog Friedrichs von Schwaben, zu feiern. Mit unermeßlichem Aufwand und Glanz wurde das Fest in Scene gesetzt. Eine große Stadt erhob sich in der weiten Ebene, die im Süden und Westen vom Main und Rhein bespült und im Norden vom Taunus geschützt wird, eine Stadt, welche wenige Wochen zu den volkreichsten der Welt gehörte und dann wieder



Das Fest der Schwertleite beim Reichstage zu Mainz 1184.

verschwand, wie durch Zauber vernichtet. An 70 große Fürsten zählte man, an 70000 weltliche Herren vom Stande, die hier zusammengeströmt mit prächtigem Troß und Dienerschaft. Aber schon bei Beginn des Festes zeigte es sich, daß selbst des Kaisers Gegenwart nicht immer ausreichte, Zwist hintanzuhalten. Erzbischof Philipp von Köln geriet mit dem Abte von Fulda in einen Rangstreit, in dem selbst des Königs Bruder, Pfalzgraf Konrad, obgleich der Kaiser dem Abte zugestimmt, auf die Seite des Erzbischofs trat. „Ich bin des Kölners Lehensmann,“ sagte er, „und es geziemt sich, daß ich ihm aller Orten folge.“ Friedrichs Werk, die strenge Durchführung des Lehenswesens, schien so fest gewachsen, daß der Meister nun selbst nichts mehr darüber vermochte. Ob Bruder des Kaisers, ob Pfalzgraf bei Rhein, Konrad folgte seinem Lehensherrn, dem Kölner Erzbischof. Wir sehen, wie der Laienstand nunmehr zugleich mit der Kirche in eine straffe Organisation hineingeraten war. — Das Mainzer Fest war kein rein deutsches. Es war ein Fest der internationalen Ritterschaft, denn aus aller Herren Länder waren die Vertreter dieses Standes hier zusammengekommen. Man kann dasselbe als eine Verbrüderung des romanischen Weltgeistes mit dem Geiste der deutschen kirchlichen und weltlichen Bildung, in höfischer Form vollzogen, betrachten, eine Siegesfeier und eine Feier des Friedens zu gleicher Zeit. Heinrich von Veldecke, der am Baume der Dichtung das erste Reis in deutscher Zunge pfropfte, knüpfte mit seiner Eneide an dieses Fest und pries es in Versen:

„Dem Kaiser Friedrich
Geschah so viele Ehr',
Daß man immer mehr
Wunders davon sagen mag
Bis an den jüngsten Tag
Ohne Lügen; ja fürwahr,
Es wird noch über hundert Jahr
Von ihm gesaget und geschrieben.“

Dieses Fest war gleichsam die Antwort des Kaisertums auf die Siegesfeier des Papstes. Noch einmal hatte die Kirche ihre Macht und Herrlichkeit entfaltet, nachdem Alexander III vom Kaiser in Venedig geschieden war. Im März 1179 trat das dritte Laterankonzil zusammen, auf dem Alexander von der ganzen abendländischen Christenheit als rechtmäßiger Papst anerkannt wurde. Damals wurde die Bestimmung getroffen, daß nur der als rechtmäßiger Papst zu gelten habe, der allein von den Kardinälen gewählt sei und zwei Drittel ihrer Stimmen auf sich vereinigt habe. Diese Bestimmung gilt bis auf den heutigen Tag.

Dem von der Welt Anerkannten versagte Rom die Freundschaft. Nur unter dem Schutze Erzbischof Christians von Mainz vermochte Alexander in der ewigen Stadt zu weilen. In Civita Castellana ereilte den hochbetagten Greis am 30. August 1181 der Tod. Auch das vermochte die Römer nicht mit dem Hingeschiedenen zu versöhnen. Der Pöbel empfing den Leichenzug mit Schmähungen, und Kot und Steine flogen auf den Sarg. Alexander III war unstreitig einer der größten Päpste, der Kraft und Herrschergeist mit versöhnlichem Sinne und weiser Mäßigung verband. Auf sein Pontifikat fiel ein verschönender Strahl von dem vollen Morgenrot der Städtefreiheit Italiens.

Auch sein Nachfolger Lucius III vermochte den Geist der Opposition in Rom nicht zu brechen. Christian von Mainz mußte auch ihm zu Hilfe eilen, und die Römer, die gegen Tusculum ausgezogen waren, in die Stadt zurücktreiben. Aber das Augustfieber, dem einst Rainald von Köln erlegen war, raffte auch ihn dahin. In Tusculum, dem Orte, der einst seine herrlichsten Kriegsthaten gesehen, fand der Mainzer Erzbischof sein Grab (1183). Der Papst mußte nach dem Tode seines Beschützers Rom verlassen; er ging nach dem Norden und hat die ewige Stadt nicht wiedergesehen.

Wenige Monate waren vergangen, seitdem der Tod den ersten Wittelsbacher seinem kaum gewonnenen Herzogtum entführt hatte. Der Tod Christians von Mainz entführte nun auch Ottos I Bruder, den Erzbischof Konrad von Salzburg, zum zweiten Male seinem Heimatlande. Als neugewählter Erzbischof von Mainz trat er abermals an die Spitze der deutschen Kirche.

Nach dem Tode Ottos I von Bayern hatte der Kaiser das Herzogtum an dessen erst zehnjährigen Sohn Ludwig I übertragen. Für den Unmündigen führten seine Oheime Konrad und Pfalzgraf Otto der Jüngere die Regierung. An die Stelle Konrads von Salzburg trat nun wieder der Böhme Adalbert, der schon früher in Salzburgs unglücklicher Zeit das Erzbistum verwaltet hatte. Konrad von Mainz aber ward bald wieder in die große Politik hinausgeführt.

Seit dem Frieden von Venedig hatten die Unterhandlungen des Kaisers mit der Kurie fortgedauert und waren auch anfangs in beiderseits friedlicher Tendenz geführt worden. Allein wir sahen, wie sich die Grundlagen der deutschen Politik vollkommen verschoben. Der Friede mit den Lombarden beraubte den Papst eines festen Rückhaltes in einer Zeit, da er vor der kommunalen Bewegung in Rom abermals zum Wanderstabe greifen mußte. Dazu kamen jetzt im Oktober 1184 die Verhandlungen mit dem Sicilier zum Abschluß. Zu Augsburg verlobten die sicilischen Gesandten Konstanze, die Tochter ihres Königs, mit Friedrichs Sohn, Heinrich VI. Konstanze war die Erbin des sicilischen Königreichs. Der über hundert Jahre währende Kampf des Reiches mit der normannischen Monarchie kam damit zum Abschlusse. „Man mochte den Frieden von Venedig, die Auflösung der welfischen Macht, die Verhandlungen von Konstanz als glänzende Resultate einer klaren und zielbewußten Politik anerkennen: mit ihnen verglichen, war die Erwerbung Siciliens ein politischer Schachzug, hinter dessen Tragweite alle bisherigen Erfolge des Kaisertums weit zurückblieben." Das Papsttum wurde durch diese große Veränderung am meisten getroffen. Nur in Verbindung mit der sicilischen Monarchie, welche sich als Lehensträgerin des Papsttums bekannte, waren die Erfolge möglich gewesen, welche dasselbe seit den Tagen Gregors VII errungen. Jetzt verband sich diese Monarchie dem Reiche, und die politische Stellung des Papsttums sank in Trümmer.

Als dieses Werk in Augsburg zum ersten Abschluß kam, weilte der Kaiser bereits in Italien. In Mailand hatte man ihn festlich empfangen (September 1184). Von hier war der Hof über Pavia und Cremona nach Verona aufgebrochen, wohin Lucius III zu einer persönlichen Zusammenkunft mit Friedrich sich begeben hatte. Im Gefolge des Kaisers befand sich neben andern Bischöfen und Grafen auch Konrad von Mainz. Die Verhandlungen über das mathildinische Erbe, die Ordination der zahlreich herbeigeeilten schismatischen Geistlichen und die Kaiserkrönung Heinrichs VI scheiterten vollkommen. Geradezu feindlich aber trat der Papst in der Trierer Erzbischoffrage dem Kaiser gegenüber. Hier hatte nach dem Tode Arnolds (1183) eine Doppelwahl stattgefunden, und Lucius III versagte dem Kandidaten des Kaisers die Anerkennung. Wurden die Verhandlungen auch offiziell aufgegeben, Erzbischof Konrad und andere Boten gingen zwischen den beiden Höfen hin und her. Doch Lucius versagte zuletzt den Wunsch des Kaisers, die Kaiserkrönung seines Sohnes, offen und klar: bevor Friedrich die kaiserlichen Abzeichen nicht niedergelegt habe, könne er sie dem Sohne nicht übertragen. Friedrich hingegen dachte an das frühere Verhältnis der römischen Imperatoren zu den Cäsaren und hielt seinen Wunsch für berechtigt.

Im Frühjahr 1185 durchzog der Kaiser die südliche Lombardei und Romagnola. Es war ein Triumphzug. In dieser Zeit gelang es ihm, Mailand zu dem innigsten Bündnisse mit seiner Macht zu bewegen. Er bewilligte der Stadt die Regalien in ihrer Diöcese gegen eine Jahresabgabe von 300 Pfund. Dann erteilte er die Erlaubnis zum Wiederaufbau Cremas und verletzte damit die Cremoneser Bürgerschaft auf das tiefste. Im Juli brach er auf, die Braut seines Sohnes an der apulischen Grenze in Empfang zu nehmen. Im September fand die Vereinigung statt und im Oktober zog Konstanze, von den Bürgern glänzend empfangen, in Mailand ein. Bald darauf, am 25. November, starb Lucius III, und der Mann wurde sein Nachfolger, den Friedrich durch die Emanzipation Mailands am meisten gekränkt hatte, der ohnedies ein geschworener Feind der Hohenstaufen war. Humbert, aus der mailändischen Familie der Crivelli, bestieg als Urban III den Stuhl Petri. Auch jetzt eilte Konrad von Mainz wieder als kaiserlicher Gesandter an den päpstlichen Hof. Seine Bemühungen waren umsonst. Urban verzichtete auch als Papst nicht auf das Mailänder Erzbistum und wagte bald einen offenen

Angriff auf die deutsche Verfassung. Er behauptete, die Besetzung der mathildinischen Güter sei widerrechtlich, forderte die Verzichtleistung des Kaisers auf das Spolien- und Regalienrecht, erklärte sich für die Abschaffung der Vogtei an den bischöflichen Kirchen und verlangte die Beseitiguug der Verleihung von kirchlichen Zehnten an Laien. Das war ein Schlag, in der Absicht geführt, den deutschen Episkopat von des Kaisers Seite hinweg auf die päpstliche zu ziehen. Die Erneuerung des Investiturstreites war als nächste Folge dieses Vorgehens zu erwarten.

Ende des Jahres 1185 war Heinrich VI aus Deutschland herbeigeeilt. Im Januar 1186 weilte er mit seinem Vater in Mailand. Die Hochzeit des Kaisersohnes wurde vorbereitet und aller Glanz des staufischen Hofes entfaltete sich vor den erstaunten Augen Italiens. Die Edlen aller Länder versammelten sich um Friedrich in Mailand und die ruhmvollen Tage des Ostgoten Theoderich schienen den Zeitgenossen für Italien wiedergekehrt. Am 27. Januar wurde die Trauung vollzogen. Dann ließ sich Friedrich von dem Erzbischof Aynard von Vienne als König von Burgund, Konstanze von einem deutschen Bischof als deutsche Königin, seinen Sohn Heinrich aber von dem Patriarchen Gottfried von Aquileja zum Könige von Italien krönen. Dadurch wurde der Papst, der zugleich Erzbischof von Mailand geblieben, abermals verletzt. Von jetzt an sei Heinrich „Cäsar“ genannt worden, lauten verschiedene Berichte der Zeitgenossen. Papst und Erzbischof von Mailand waren umgangen worden und Friedrich hatte, was er gewollt. Sofort aber knüpfte Friedrich auch mit der Kurie neue Verhandlungen an. Wiederholt verweilte Konrad von Mainz bis Ende März am päpstlichen Hofe. Der neue König von Italien sollte dem Papste den Kirchenstaat wieder unterwerfen, und schien es auch einen Augenblick, als ob Urban III bereit sei, auf dieses und andere Anerbieten einzugehen, so trieb doch die alte Feindschaft neue Keime, als Friedrich sich jetzt zum Angriff auf Cremona rüstete. Urban III entsetzte am 20. Mai des Kaisers Kandidaten Rudolf und weihte Volmar zum Erzbischof von Trier. Der Bruch war da.

In dieser Zeit rächte sich das radikale Verfahren gegen Heinrich den Löwen an Friedrich selbst. Der Mann, welcher durch den Sturz des Welfen am höchsten gestiegen, wandte sich vom Kaiser ab und verband sich mit Urban III. Erzbischof Philipp von Köln war in persönliche Zerwürfnisse mit Heinrich VI geraten. Der kleine Anlaß sollte große Wirkungen haben, da er den Erzbischof vollends auf die Seite der Kölner Bürgerschaft und in den Dienst derselben trieb. Wir erwähnten der Entwicklung Kölns unter Philipps Vorgänger Rainald; es wurde gezeigt, wie durch die Uebertragung der Reliquien Mailands die Blüte und Macht der italienischen Kommune symbolisch an den Rhein verpflanzt schien. Diese Entwicklung hatte fortgedauert, aber nicht mehr wie einst unter Rainalds energischer zielbewußter Führung zu Gunsten der Souveränität des Erzbischofs, sondern zu Gunsten der städtischen und bürgerlichen Freiheit. Der Schwerpunkt hatte sich dahin verschoben, wo er naturgemäß lag. Der glänzende Empfang, welcher dem Erzbischof im August 1184 in England bereitet wurde, zeigte, was Köln für England war. Der englische Chronist Wilhelm von Malmesbury nennt Köln die Hauptstadt von ganz Deutschland, und auch schon Otto von Freising rühmt, daß sie an Reichtum, an Pracht der Gebäude, an Größe und Wohnlichkeit die erste aller deutschen Städte sei. Wir wissen, daß auch in anderer Hinsicht die Deutschen von den Italienern gelernt hatten. Philipp schloß ein Schutz- und Trutzbündnis mit Bischof Udalrich von Halberstadt gegen Heinrich den Löwen. Jetzt versuchte er, die westfälischen Herren in einen solchen Bund gegen Friedrich hineinzuziehen. Man hat Zweifel darüber, ob Philipp mit Heinrich dem Löwen in Verbindung trat. Aber was Köln anbelangt, so zeigte es in der Folge genugsam, daß nicht die staufische, sondern die welfische Politik seine Beistimmung fand. Köln wurde zum ersten Sammelplatz für die Gegner der Staufer. Damit strafte es die Politik Lügen, zu der es einst Rainald von Dassel und den Staufern seine Macht geliehen. Und nur diese Vergangenheit, nur der Umstand, daß gerade das Erzbistum Köln durch den Sturz des Welfen am meisten gewonnen, verhinderte jetzt das Bündnis mit demselben. Hier ist eine klar rechnende städtische Politik, der es trotz Heinrichs des Löwen gelang, die intimen Beziehungen zu England und dem englischen Königshause aufrecht zu erhalten

und zu befestigen. Philipps Stellung war daher von Anfang an eine schwankende. Nur das Bündnis mit dem Papste gab ihr einigen Halt und bewirkte den Uebertritt einer Anzahl deutscher Bischöfe zur Opposition. Diese Erfolge wurden zu nichte, als Friedrich im Herbst 1186 nach Deutschland zurückkehrte.

In Italien hatte der Kaiser seinen Sohn beauftragt, den Papst in Verona zu umstellen und die Länder der Kurie zu besetzen. Im Juli 1186 unterwarf sich Cremona dem siegreichen Könige. Das Kardinalkollegium spaltete sich infolge dieses energischen Vorgehens der Staufer, und es bildete sich eine Partei, welche auf die gesamte weltliche Machtstellung des Papsttums Verzicht leisten wollte. „Indem sie darauf hinarbeitete, an Stelle des weltlichen den rein geistlichen Einfluß der Kurie neu zu beleben und zu kräftigen, verwarf sie die aggressive Politik Urbans III gegen den Kaiser." Friedrich konnte Italien verlassen. Er eilte nach Deutschland, wo seine Anwesenheit dringend erforderlich schien.

Zunächst hatte der Kaiser eine Zusammenkunft mit Philipp von Köln. Sie führte zu nichts. Da berief er einen Reichstag nach Gelnhausen zum November 1186. Es erschienen die Erzbischöfe von Mainz, Magdeburg, Salzburg und Bremen und viele Bischöfe. Der Kölner blieb fern. Konrad von Wittelsbach, einst der intimste Freund Alexanders III, ergriff hier, nachdem der Kaiser eine ausführliche Darlegung des zwischen ihm und dem Papste schwebenden Streites gegeben und sich als Schützer der bischöflichen Interessen angeboten hatte, das Wort. Er empfahl eine Vermittlung zwischen den Häuptern der Christenheit. Ein gemeinsames Schreiben der deutschen Bischöfe sollte an den Papst gesendet werden, in welchem sie ihn um Gehör für die gerechten Forderungen des Reiches ersuchten.

Je unerwarteter dem Papste diese Festigkeit und Bestimmtheit der deutschen Bischöfe war, um so furchtbarer war auch die Niederlage seiner Politik. Urban III wies alle Vermittlung zurück und rief seine Anhänger zu den Waffen. Philipp von Köln und Volmar von Trier wurden in dieser Zeit von ihm zu Legaten innerhalb ihrer beiden Diöcesen ernannt. Und als Friedrich im Anfang des Jahres 1187 in Regensburg Hof hielt, schienen die schrecklichen Zeiten Heinrichs IV wiederkehren zu sollen. Doch muß man bedenken, daß dem Staufer eine ganz andere Macht zur Verfügung stand, als einst dem Salier, und daß Urban III kein Gregor VII war. Während man in Köln durch die Vermittlung des Grafen von Flandern auf den Abschluß eines festen Bündnisses mit Heinrich II von England hinarbeitete, erbat sich Philipp August von Frankreich den Beistand des Kaisers gegen den englischen König. Friedrich versprach denselben und führte ein Heer an die Mosel. Da erfaßte Furcht die Kölner Bürgerschaft; nicht gegen England, sondern gegen die eigene Stadt glaubte man des Kaisers Pläne gerichtet. Die Befestigung wurde in Angriff genommen, Gräben ausgebessert, neue Thore gebaut; dann zerstörte der Erzbischof eine Brücke über die Mosel und hemmte so den Vormarsch des Kaisers. Das war Friedensbruch, und der Prozeß gegen Philipp von Köln wurde in Worms am 15. August begonnen. Eine Verkehrssperre auf dem Rhein wurde gegen Köln verhängt. Noch standen die Dinge trotz massenhaften Uebertritts früherer Anhänger Philipps zu Friedrich vollkommen in der Schwebe, als am 20. Oktober 1187 Urban III zu Ferrara starb, noch ehe er den Bann gegen den Kaiser hatte schleudern können.

Sein Nachfolger war der Kanzler der Kurie und Kardinal von S. Laurentius von Lucina, Albert von Morra, der eifrigste Freund Friedrichs I am römischen Hofe. Mit der Erhebung Gregors VIII, eines ehrwürdigen Charakters, hatte die Friedenspartei der Kardinäle den Sieg. Aber dieser war erst ermöglicht worden durch die Unglücksbotschaften, welche aus dem Orient Schlag auf Schlag einliefen und das Abendland in die größte Aufregung versetzten. Saladin hatte am 4. Juli 1187 das christliche Heer bei Hittin am See Genezareth vollkommen geschlagen; am 3. Oktober fiel Jerusalem, die königliche Stadt; bis auf Tyrus war das ganze christliche Gebiet in Palästina in der Gewalt der Araber.

Nur das Abendland konnte helfen, und von Trauer und Mitleid brach sich die Stimmung zu dem Entschlusse Bahn, die heiligen Stätten den Ungläubigen wieder zu


Barbarossa als Kreuzfahrer.

entreißen. Riezler hat in den Forschungen zur deutschen Geschichte die Geschichte des dritten Kreuzzugs behandelt, und da zeigt es sich, daß der bewegende Geist dieses Zuges ein wesentlich anderer war, als in früherer Zeit. An großen Unternehmungen tritt der Wandel des Zeitgeistes stets offen hervor, so auch hier. Nicht Gregor VIII, der schon im Dezember 1187 zu Pisa starb, noch Clemens III, sein Nachfolger, treten entscheidend, wie einst Gregor VII und Urban II, wie dann wieder Bernhard von Clairvaux, in den Vordergrund, sondern diejenigen Mächte, welche in den einzelnen Ländern und bei den verschiedenen Völkern die Führung übernommen haben, entscheiden auch über den Kreuzzug. Gregors VIII erhabenes Vorbild hätte vielleicht abermals mit einer religiös-ascetischen Begeisterung die Gemüter für Augenblicke zu durchbringen vermocht, aber er starb. So behielt die Bewegung ihren reinen, ritterlichen Charakter. Nicht Völker brachen auf, Jerusalem zu gewinnen, sondern ein Heer, ein in sich fest gefügtes und durch seine Disziplin geschultes Heer der abendländischen Ritterschaft. Der Cisterzienserorden hatte seine politische Thätigkeit gegen die Verwaltungsarbeiten ausgetauscht. Der Papst wirkte in Ober- und Mittelitalien für den Kreuzzug, allein über dieses Gebiet hinaus verlor er die Leitung. Er konnte ermahnen und auffordern, aber nicht die Völker, sondern deren Fürsten. Die Zeiten des allgemeinen mönchischen Enthusiasmus waren vorüber.

„Man darf hinzufügen, daß das Hervortreten neuer sittlicher Anschauungen eben durch diesen Rückgang der extremen mönchischen Ideen bedingt war. Die neue Gesellschaft der Höfe emanzipierte sich vom Einfluß dieser ascetischen Kreise: sie vertauschte die Dogmen der Kirche mit denen der neuen geselligen und sittlichen Bildung; an die Stelle der Virginität trat die „Minne", an die Stelle der Buße die „Maße" und „Fuge", an die Stelle des Glaubens die ritterliche Treue, an die Stelle eines universalen Mönchtums der Kosmopolitismus des Rittertums: auch ein Heide konnte Ritter werden."

Die Aussichten für den Kreuzzug waren in der ersten Zeit sehr gering. Der Kaiser konnte nicht fort, bevor nicht die Empörung Philipps von Köln niedergeworfen war. Die Könige von Frankreich und England lagen noch immer mit einander im Streit. Hier mußte zuerst eine Einigung erfolgen. Sie gelang den Vermittlungen des Bischofs Heinrich von Albano, des päpstlichen Legaten diesseits der Alpen. Am 21. Januar 1188 schlossen die Könige den Frieden von Gisors und empfingen aus der Hand des Legaten das Kreuz. Philipp von Köln stand isoliert. Als nun die deutsche Ritterschaft zu dem Hoftage „Jesu Christi" am 27. April 1188 in Mainz zusammenströmte, zeigte es sich, daß die Kreuzzugsbewegung national geworden, und Friedrich trug kein Bedenken, auf den Rat der Fürsten das Kreuz zu nehmen. Die Streitigkeiten mit dem Papsttum hatte Clemens III beigelegt. Volmar von Trier wurde zur Verantwortung nach Rom geladen; die Botschaft von Rom lief ein, daß der Kaiserkrönung Heinrichs VI und Konstanzens nichts im Wege stehe und der Papst die Krönung je eher je lieber vornehmen wolle, und jetzt unterwarf sich denn auch Erzbischof Philipp von Köln dem Kaiser in Mainz. Auch hier hatte Heinrich von Albano vermittelt.

Die Zwischenzeit bis zum Aufbruch benützte Friedrich, den Frieden herzustellen und für die Zeit seiner Abwesenheit zu sichern. Heinrich der Löwe, der seit 1185 aus der Verbannung zurückgekehrt war, mußte aufs neue gebunden werden. In Goslar, wo auch Herzog Ludwig I von Bayern, der seit 1187 die Regierung selbst übernommen,

anwesend war, stellte der Kaiser dem Welfen die Wahl unter drei Bedingungen: entweder sollte der Herzog selbst Verzicht leisten auf die ihm durch das Urteil der Fürsten abgesprochenen Gebiete oder er sollte am Kreuzzuge teilnehmen auf Kosten des Kaisers und dann in seine früheren Würden wieder eingesetzt werden, oder er sollte abermals auf drei Jahre mit seinem Sohne in die Verbannung gehen. Heinrich wählte das letztere und begab sich wieder nach England. Was den Kreuzzug selbst angeht, so wurde die Bestimmung getroffen, daß keiner mitziehen dürfe, der nicht im Besitze von drei Mark sei oder sich auf zwei Jahre verproviantieren könne.

Um Georgi 1189 sammelte sich zu Regensburg das Heer. Hier hielt Friedrich Barbarossa seinen letzten glänzenden Reichstag. Der bayerische Herzog blieb zurück, aber auch ohne ihn waren die Söhne des Landes zahlreich zur ritterlichen Fahrt erschienen. Von den Bischöfen beteiligten sich Konrad III von Regensburg und Dietpold von Passau,



Kaiser Friedrich Barbarossa beginnt den Kreuzzug. Abschied.

von weltlichen Großen zogen aus Markgraf Berthold von Vohburg und Berthold IV von Andechs, Gebhard von Dollnstein, die Brüder von Dornberg, Kuno von Falkenstein, Siegfried von Lebenau, Dietpold von Leuchtenberg. Die Blüte der deutschen Ritterschaft hatte sich um den Kaiser gesammelt. „Die eiserne Disziplin und die wahrhaft entsetzliche Strenge", welche alle Bestandteile dieses Heeres zusammenhielt, die „unvergleichliche und unglaubliche Ausdauer in jeder Art von Beschwerden" erregten nach dem aufreibenden Marsch durch Kleinasien das Erstaunen und die Bewunderung der Armenier. Die Regierung in Deutschland hatte Friedrich seinem Sohne Heinrich übertragen, den staufischen Besitz aber hatte er unter seine Söhne geteilt. So bestieg er am 11. Mai 1889 das Schiff, welches ihn von Regensburg die Donau hinabführte. Das Heer zog den Strom entlang. Am 31. Mai schied Kaiser Friedrich von der deutschen Erde.

Vierundzwanzig Jahre war Heinrich VI alt, als er die Zügel der Regierung übernahm. Nicht wie sein Vater war er emporgestiegen aus den Kreisen der Fürsten. Er war das Kind des Königs und Kaisers und als solches von Jugend auf erzogen und

gebildet. Das Verhältnis war ähnlich, wie es einst bei Konrad II und Heinrich III obwaltete. Aber mehr als Konrad II, mehr als überhaupt einer seiner Vorgänger hatte Friedrich I die Würde und Hoheit des Königtums durch äußeren Glanz und ceremonielles Wesen zu erhöhen gesucht und neben der Erweiterung seiner realen Macht diese Seite absolut nicht als gleichgültig betrachtet. Wie dann die Idee der Majestät in Heinrich III eine weitere Ausbildung erfuhr und die Neigungen desselben zu absolutem Regiment als eine Folge von Erziehung und Gewohnheit hervortraten, so werden wir dies in erhöhtem Maßstabe bei Heinrich VI zu vermerken haben, nur daß sich hier durch die zwingende Macht der Umstände die Entwicklung in ungleich rascherem Tempo vollzieht und in der kurzen Regierungszeit Heinrichs VI Resultate zeitigt, welche selbst nach einem Heinrich III ein Heinrich IV nicht zu erzielen vermochte. Die Bedeutung, welche die Reichsministerialität sich in dem Jahrhundert seit Heinrich IV erkämpft, ist für Heinrichs VI Politik ausschlaggebend. „Man wird zunächst nicht davon auszugehen haben, daß hier die Erscheinungen einer berechnenden Politik vorliegen, daß der Sohn Friedrichs I die Staatskunst wieder aufnahm, an welcher der Sohn Heinrichs III gescheitert war, sondern wir werden annehmen dürfen, daß der Einfluß der Reichsministerialen unter Heinrich VI deshalb den fürstlichen überflügelte, weil dieser Stand eben wirklich der wichtigste Vertraute des Königtums geworden war. Seine Bedeutung macht sich wie von selbst und mit Naturnotwendigkeit geltend. Vom Harz bis in die Campagna verstreut, erscheint er in dieser Zeit als der eigentliche Kitt der staufischen Macht.“ (Nitzsch.)

Im Oktober 1189 landete der älteste Sohn Heinrichs des Löwen in Deutschland. Bald folgte ihm der Vater. Der Eid war vergessen; als Feinde des Reiches traten die Welfen auf und begannen den Kampf. Holsteiner und Stormarn fielen zu ihnen ab. Heinrich der Löwe ging über die Elbe und das ganze Land erklärte sich für ihn. Hamburg, Plön und Itzehoe wurden erobert, die alte und reiche Stadt Bardewick wurde erstürmt und für immer vernichtet. Im November ergab sich Lübeck. Nordalbingien war in des Herzogs Gewalt. Dieser Einfall setzte der unsichern Haltung Kölns ein Ziel. Heinrich VI durfte auf den Beistand des Erzbischofs hoffen. Er sammelte im November ein Heer und führte es vor Braunschweig. An eine regelrechte Belagerung war in dieser Zeit nicht zu denken. Der Herzog zeigte außerdem Neigung zum Frieden, und derselbe kam durch die Vermittlung Konrads von Wittelsbach und Philipps von Köln zu stande. Die Mauern von Braunschweig sollten eingerissen werden, Heinrich der Löwe erhielt die Hälfte von Lübeck als ein Geschenk des Königs und stellte zwei seiner Söhne als Geiseln.

In der Zeit, da sich das Reichsheer gegen Heinrich den Löwen sammelte, war in Sicilien der letzte Normannenkönig Wilhelm II gestorben (18. November 1189). Schon im Jahre 1186 hatte er seiner Tante Konstanze und deren Gemahl Heinrich VI in Palermo huldigen lassen. Die Nachfolge stand also außer Frage. Jetzt aber war die Weltlage eine andere. Der Papst hielt sich für den obersten Lehensherrn der sicilischen Monarchie. An seine Zustimmung glaubte man die Nachfolge gebunden. Und als sich nun eine nationale Partei im Königreiche zu regen begann, welche von der deutschen Herrschaft nichts wissen wollte, schlug sich der Papst auf ihre Seite. Unter Zustimmung des Papstes wurde Tankred von Lecce, ein Bastard der sicilischen Dynastie, zum Könige erwählt, und der Erzbischof von Palermo, der zuerst tapfer für Konstanze eingetreten war, krönte ihn im Januar 1190. Es mußte eine der nächsten Aufgaben Heinrichs VI sein, seinem Rivalen entgegenzutreten. Einstweilen hielten ihn die Verhältnisse in Deutschland fest. Der Reichsmarschall Heinrich von Kalden ging statt seiner nach Italien ab. Dieser begabteste Vertreter der damaligen Reichsministerialität ging energisch vor, warb ein Heer mit der Pfandsumme, welche er auf die Einkünfte tuscischer Städte erhalten hatte, drang mit demselben bis zum Tarentiner Meerbusen vor und zerstörte Corneto. Bei der dann unternommenen Belagerung von Ariano ereilte das italienische Fieber die Deutschen und zwang Heinrich von Kalden zum Rückzug.

Gleichzeitig war das orientalische Unternehmen der Staufer ins Stocken geraten. Saladin hatte sich zu rüsten gesucht. Mit dem griechischen Reiche strebte er eine Verbindung an. 1180 war Kaiser Manuel gestorben. Andronicus verwaltete die Herrschaft

für den jungen Alexius, ließ ihn aber bald erdrosseln. Nicht lange währte seine tyrannische Herrschaft. Er wurde gestürzt, und Isaak Angelus bestieg 1185 den byzantinischen Thron. Außer ihm standen die Armenier zu Saladin. Dem großen Bunde des Occidents hatte Saladin einen solchen des Orients entgegenzusetzen gewußt. Aber Friedrich



Schlacht bei Iconium.

ging rücksichtslos vor. Mitte August erreichte er über Ungarn Sofia. Je weiter er vordrang, um so feindseliger gebahrten sich die Griechen. Thracien wurde von den Deutschen verwüstet; die Ebene südlich des Balkan ward wie ein erobertes Land behandelt. Da gab der byzantinische Hof nach und trat zu Friedrich zurück. Ende März überschritten die Deutschen den Hellespont. In Kleinasien hofften sie auf gute Aufnahme,

da Friedrich mit dem Emir von Iconium in gutem Einvernehmen stand. Dieser aber hatte seinen Söhnen weichen müssen; ein Schwiegersohn Saladins führte in Iconium die Herrschaft. Statt Freunde erwarteten den Staufer nur Feinde. Er drang gegen Iconium vor und unter den Mauern der Stadt schlug er am 16. Mai 1190 das Heer der Seldschucken. Die Stadt ergab sich dem Sieger. Von Iconium zogen die Deutschen südwärts gegen den Taurus. Man erreichte das Thal des Saleph. Schon lag Seleucia im Angesichte der deutschen Scharen. Da fand der greise Kaiser in den Wellen des Flusses den Tod. Am 10. Juni 1190 ist Kaiser Friedrich I gestorben.



Heinrich VI.

Der Tod Barbarossas war das Zeichen zur Auflösung seines Heeres. Aus den Häfen Ciliciens kehrten viele der deutschen Pilger, an einem Erfolge verzweifelnd, heim. Andere schlossen sich der Führung Friedrichs von Schwaben an, der nach dem Tode des Vaters den Befehl übernahm. Vor Antiochia ward das Heer abermals furchtbar durch die Pest decimiert. Mit dem Reste der Deutschen erschien Herzog Friedrich vor den Mauern von Akkon. Aber auch ihm ward bald ein Ziel gesetzt. Er erlag der wütenden Krankheit am 24. Januar 1191. Unendlich vielen Kreuzfahrern bereitete auch dieser dritte Kreuzzug, der so imponierend begonnen, das Grab.

Es schien, als ob der Tod des großen Kaisers alle Gewalten in Europa entfesseln sollte, das Reich und die Macht der Staufer zu verderben. Die Gärungen in England, Frankreich und Italien, die Kämpfe um Lehen und Bistümer in der nächsten Zeit zeigen, welche Erregung die Gemüter allenthalben erfaßt hatte.

Ende 1190 ging Heinrich über die Alpen, einen zweiten Angriff auf Apulien zu

unternehmen und die Kaiserkrone zu gewinnen. Clemens III hatte ihm die Krone zugesagt, aber er starb noch bevor Heinrich Rom erreichte. Sein Nachfolger war Hyacinth, aus dem mächtigen römischen Adelsgeschlecht der Orsini. Er nannte sich Cölestin III. War er ein milder Greis von 85 Jahren, an seiner Seite weilte der Vertreter der Zukunft, der junge Kardinal Lothar, aus dem Hause der Grafen von Segni, der als Innocenz III die Welt mit Staunen und Bewunderung über die Hoheit und Macht der Kurie erfüllen sollte. Mit einem Schlage war die Sachlage durch den Papstwechsel verändert. Cölestin verweigerte die Kaiserkrönung nicht, suchte aber Zeit zu gewinnen. Der König drängte. Der Papst wies darauf hin, daß er selbst noch nicht geweiht sei. Da bot Heinrich den Römern ihre alte Feindin, die Stadt Tusculum an, die ihn selbst um Hilfe gebeten hatte. Rom und der Papst griffen zu, und die Krönung ward am 13. April 1191 in St. Peter vollzogen. Noch heute geben die Trümmer von Tusculum in der Nähe von Frascati Zeugnis von der rücksichtslosen Politik Heinrichs VI. Zum ersten Mal erkennen wir in ihm den Mann, der kein Mittel scheut, seine Herrschaft zu erhalten und über den Erdkreis auszudehnen. Darauf zog Heinrich gegen Apulien. Er fand nur geringen Widerstand. Aber Neapel mußte belagert werden. Schon im Mai errichteten die Deutschen ihre Lagerzelte vor der Stadt. Bis in den August zog sich die Belagerung erfolglos hin. Die Seuche überfiel das Heer. Heinrich selbst erkrankte auf den Tod. Seine Gemahlin fiel den Normannen bei Salerno in die Hände; Heinrichs des Löwen Sohn entkam und floh zu Tankred. Man mußte zurück. Neun Zehntel des deutschen Heeres waren vor Neapel der Seuche erlegen, unter den Führern Erzbischof Philipp von Köln und der Böhmenherzog.

Niederlage auf Niederlage hatte die staufische Politik in den letzten Jahren getroffen. Im Orient wie in Italien war sie auf den Sand gelaufen, mit den Welfen hatte Heinrich Frieden schließen müssen, und während hier Schlag auf Schlag folgte, erhob sich Englands Ruhm zu nie geahnter Größe. In Sicilien war Richard Löwenherz direkt feindlich gegen Heinrich VI aufgetreten, er hatte ein Bündnis mit Tankred geschlossen und einen seiner Neffen mit einer Tochter Tankreds verlobt. In Palästina überflügelte er durch die Wiedereroberung Akkons und der Küstenplätze den deutschen Einfluß vollkommen. Tankred hatte bis Ende 1192 fast die ganze sicilische Monarchie in seiner Gewalt. Es fehlte, daß alle feindlichen Elemente die Vereinigung gegen die Staufer fanden. Und an dieser Vereinigung arbeiteten nun mit aller Macht die Welfen.

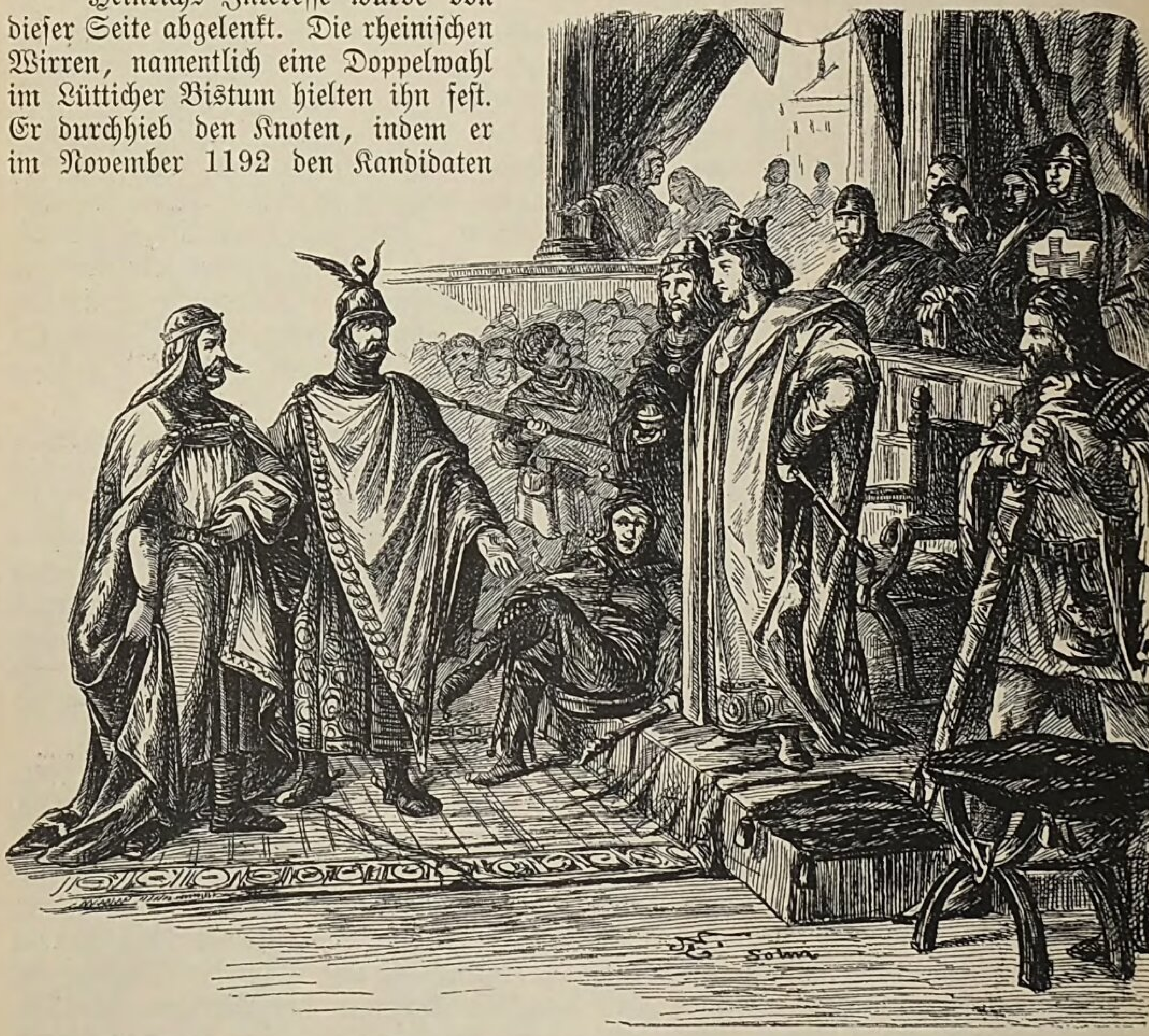
Das Fallen und Steigen der kaiserlichen Politik gibt uns nur ein Beispiel jener furchtbaren Schwankungen, denen damals das Abendland ausgesetzt war. Ein Egoismus, wie er nur in den dunkelsten Zeiten deutscher Geschichte begegnet, paarte sich allenthalben mit einer Rücksichtslosigkeit sondergleichen, die selbst die verwerflichsten Mittel nicht scheute, ihre Ziele zu erreichen. Die nächsten Jahre sind erfüllt von Unruhen, Konspirationen und Niedertracht, und mag man auch behaupten, die Fehden in Süddeutschland stünden in keinem Zusammenhang mit der Empörung der rheinischen und sächsischen Fürsten, sie entstammen demselben Boden, derselben Zeit, denselben Regungen und Motiven. Wittelsbachs herzogliche Macht in Bayern stützte sich auf die Macht der Staufer. In dem Augenblick, wo diese eine Erschütterung erlitt, stand der junge Wittelsbacher hilflos da. Alte Wünsche und Interessen regten sich wieder, und wo sich eine Handhabe bot, suchte man sie zu verfolgen. Wo eine Lücke entstand, da war nicht einer, sondern immer gleich mehrere, welche sich in dieselbe hineinzuschieben suchten. Und der Tod riß damals gewaltige Lücken in die Reihen der deutschen Geschlechter.

Vor Neapel waren die Fortschritte des Staufers gehemmt worden. Von Neapel aus trug der junge Welfe die Empörung hinaus in die Welt. Die Welfen und Richard Löwenherz, Tankred und Papst Cölestin — das ist die internationale Koalition, der wir zunächst begegnen. Dieser setzte der Staufer ein Bündnis mit Philipp August von Frankreich entgegen, welches zu Mailand abgeschlossen wurde, als beide Fürsten hier zusammentrafen. Der französische König war auf der Heimreise aus dem heiligen Lande. Es war ein Glück für Heinrich, daß er bei seiner Heimkehr im Dezember 1191 auch persönlich eine neue Stärkung erfuhr. Er begegnete dem Leichenzug des alten Welf, der am

15. Dezember 1191 in Memmingen gestorben war. Die großen welfischen Stammlande, die sich vom Bodensee bis nach Augsburg und zu beiden Seiten des Lech bis zu seiner Quelle in Tirol erstreckten, kamen somit in Heinrichs Hand. Die Lücken in der kaiserlichen Dienstmannschaft wurden damit glücklich ausgefüllt.

In Sachsen erwartete man des Kaisers Hilfe. Schon war der Kampf mit den Welfen entbrannt und drohte die weitesten Dimensionen anzunehmen. Der Kaiser war hier vollkommen in der Uebermacht, wenn er die Umstände sofort benützte. Heinrich der Löwe bot Frieden an. Aber der Kaiser wies alles zurück und verhängte über den entflohenen Sohn des Herzogs die Reichsacht.

Heinrichs Interesse wurde von dieser Seite abgelenkt. Die rheinischen Wirren, namentlich eine Doppelwahl im Lüttricher Bistum hielten ihn fest. Er durchhieb den Knoten, indem er im November 1192 den Kandidaten



Richard Löwenherz als Gefangener in Regensburg.

des Papstes und der Kölner, Albert von Brabant, ermorden ließ. Zwar schwur er, nichts von dem Anschlag gewußt zu haben, aber das ist für jene Zeit und diesen Kaiser ganz ohne Bedeutung. Für uns ist das eine von Wichtigkeit, zu sehen, auf welch' ungesunde verderbliche Pfade unsere Entwicklung geraten war. Mag man immerhin von Idealen schwärmen und erstaunen über des Reiches Macht und Herrlichkeit, der Boden, auf welchem diese Herrlichkeit ruhte, war durch und durch faul, der Machtbau noch vor seiner Vollendung dem Untergang geweiht. Otto III hatte nur geträumt, Heinrich III seinen Traum mit einem realen Plane verbunden, Heinrich VI träumte nicht mehr, er handelte. Sein Plan war Weltherrschaft. Nur diesen kannte er, und was ihn von dessen Verwirklichung trennte, wurde schonungslos niedergetreten.

Der ganze Sommer 1192 war mit diesen rheinischen Angelegenheiten dahingeflossen.

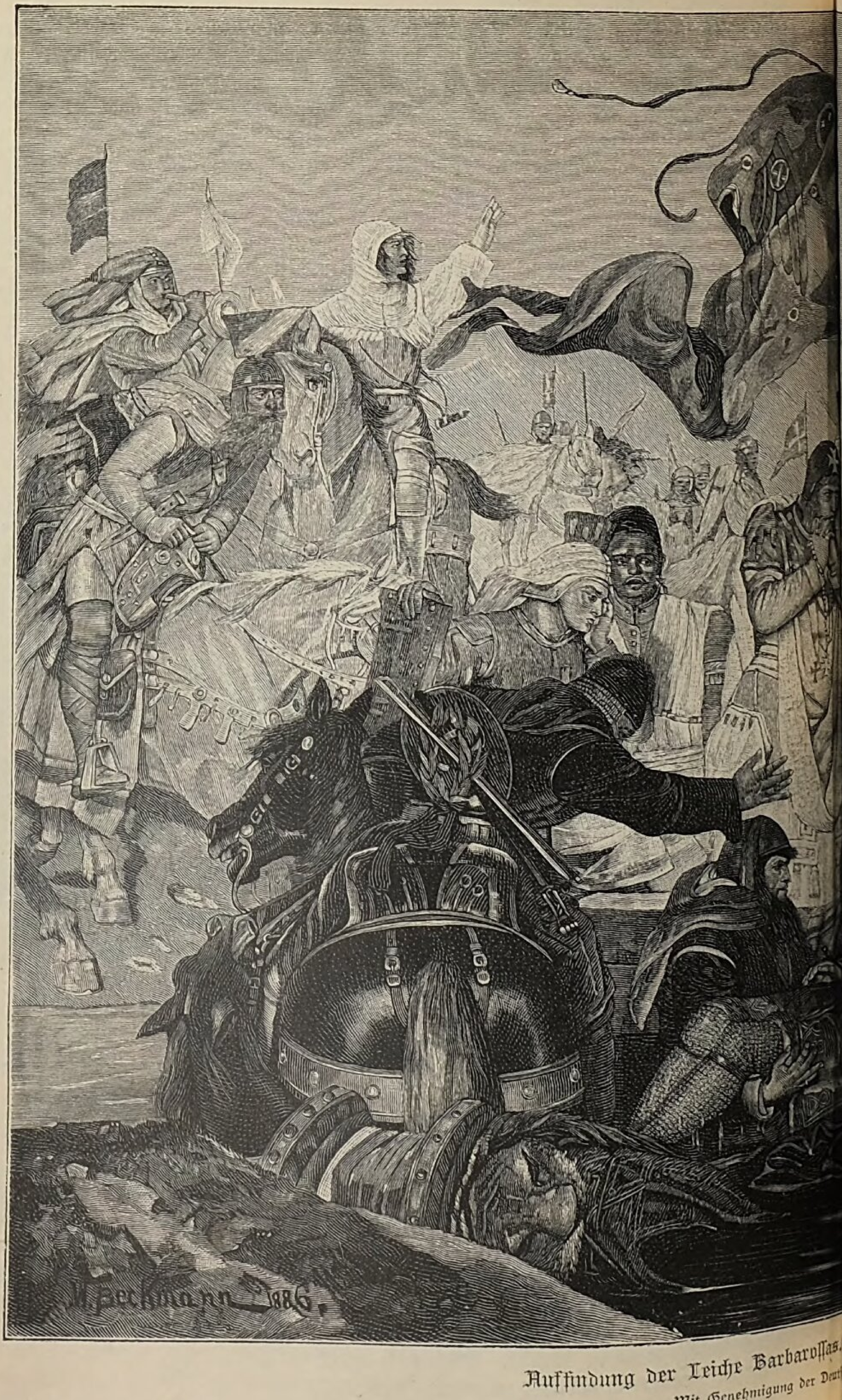
Die sächsischen Fürsten warteten vergeblich auf den Zuzug des Kaisers gegen die Welfen. Als dieser nun im Oktober in Sachsen erschien, war alles verändert. Man mißtraute ihm und zog sich von ihm zurück. Die Bundesgenossen, welche er suchte, fand er nicht, und die Nachricht von einem beabsichtigten Mordanschlag auf sein Leben erhielt für ihn die Bestätigung. Es ist bekannt, daß nun die beiden oppositionellen Strömungen nach der Ermordung Alberts zusammenflossen, und sich an der Konspiration gegen den Kaiser die Erzbischöfe von Mainz und Köln, die Welfen und Zähringer, die Herzoge von Brabant, Limburg, Sachsen und Böhmen, der Markgraf von Meißen und der Landgraf von Thüringen beteiligten. Hinter denselben stand die große Koalition: England, Sicilien, Rom.

Im August fiel Albert III von Bogen, unterstützt von dem Böhmenherzog Ottokar, dessen Nichte Ludmilla Alberts Gemahlin war, in das herzogliche Gebiet ein. Ihren vereinten Kräften mußte Ludwig weichen. Bayern war der Verwüstung durch die böhmischen Horden preisgegeben. „Gleichzeitig und wohl im Zusammenhang mit dem wittelsbachisch-bogenschen Kriege wütete Fehde im Osten.“ Herzog Leopold von Oesterreich im Bunde mit dem Herzog Berthold von Meran überflutete im Oktober die Besitzungen der Ortenburger Grafen Rapoto II und Heinrichs. Der Kaiser setzte dem Kampfe ein Ziel und sagte auf den 6. Januar 1193 einen Reichstag nach Regensburg an. Bayern hätte selbst, wenn Herzog Ludwig I auch unangefochten die Gewalt inne gehabt hätte, dem Kaiser in dem Streite gegen die Fürsten nichts nützen können. Die Verwüstungen hatten die Kraft des Landes erschöpft, und so blieb es ebenso von dem Einfluß der aufrührerischen Fürsten frei. Dafür aber trat der Böhme zur Opposition über. Heinrich blieb der gewaltigen Verschwörung gegenüber, welche sich von den Schweizeralpen durch die Rheinlandschaften und Lothringen bis nach Sachsen und Böhmen gegen ihn erhob, auf seine Hausmacht und sein Glück angewiesen. Das letzte bewährte sich. König Richard von England fiel am 21. Dezember bei Wien in die Hände Leopolds von Oesterreich.

So nahe dem Gelingen scheiterte das Werk der Opposition. Mit den Waffen war jetzt nichts mehr zu machen. Man mußte unterhandeln. Wir erwarten von Heinrich, daß er dieses unerhörte Glück rücksichtslos auszubeuten versucht. In Regensburg erschien Leopold mit dem gefangenen Könige. Die bayerischen Wirren wurden beigelegt, Albert von Bogen geächtet, der Böhme verlor sein Herzogtum. Aber erst in Würzburg kam es im Dezember 1193 zur Festsetzung der Auslieferungsbedingungen zwischen Kaiser und Herzog. Richard sollte 100 000 Mark Silber zahlen. Diese Summe sollte geteilt werden zwischen Heinrich und Leopold. Dazu aber sollte Richard Löwenherz 50 Schiffe rüsten, 100 Ritter und 50 Bogenschützen zu dem Zuge gegen Tankred stellen und sich selbst an diesem Zuge beteiligen. Der Gefangene ging in die Hände des Kaisers über. In Speier kam es dann im März zu neuen Verhandlungen. Der Kaiser forderte den Lehenseid des englischen Königs und einen jährlichen Tribut von 5000 Mark. Richard mußte nachgeben.

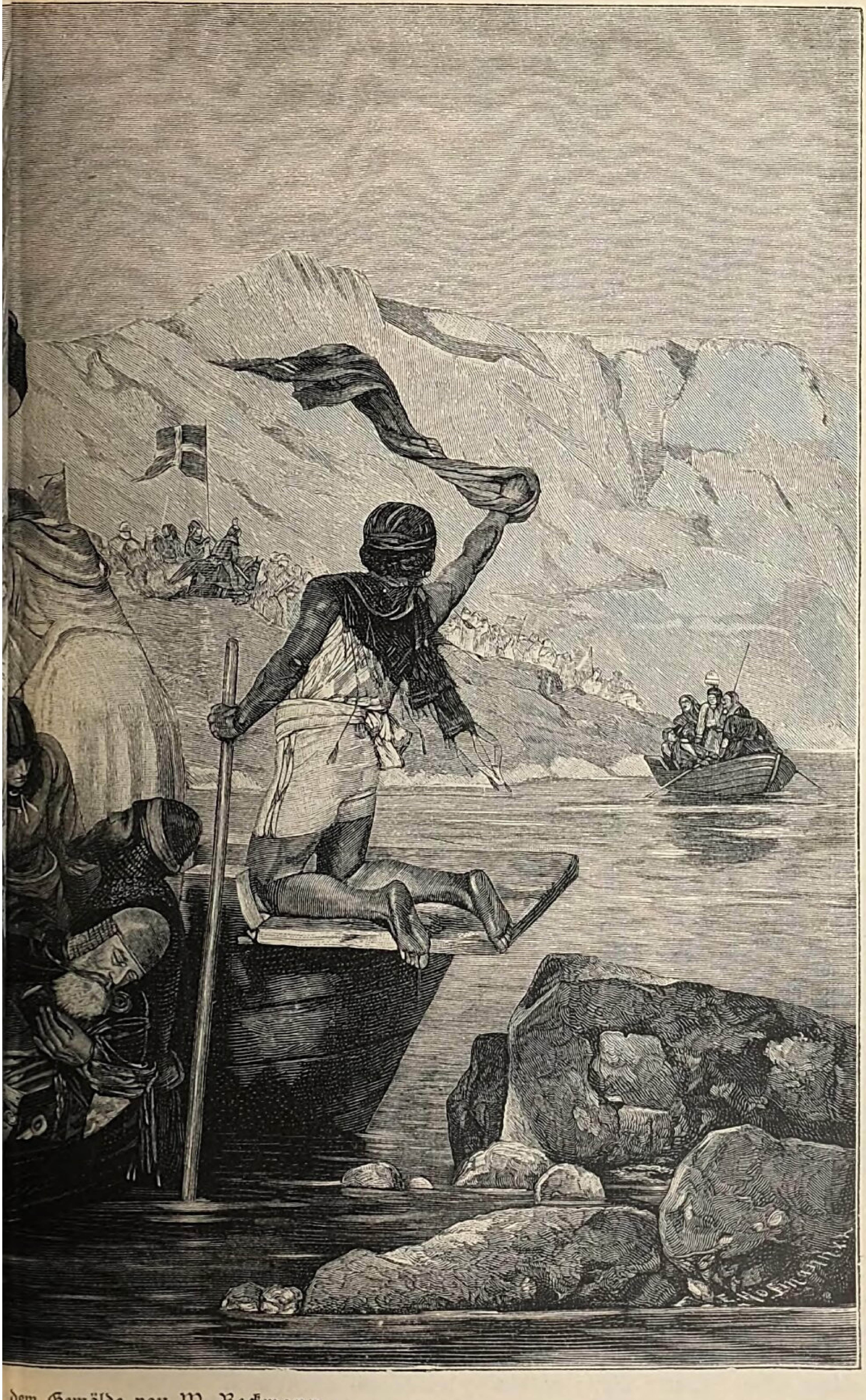

Richard Löwenherz' Siegelbild.

Der Bund der Opposition war nicht gesprengt. Das vermochte allein ein Bündnis Heinrichs mit Frankreich. Dadurch aber kam Richard in die schlimmste Lage und mit ihm die feindlichen Fürsten. Die Zusammenkunft des Kaisers mit dem Könige von Frankreich in Vaucouleurs wurde verabredet. Am 25. Juni 1193 sollte sie stattfinden. Da schlossen die rheinischen und sächsischen Fürsten Frieden mit dem Kaiser. Anstatt nach Vaucouleurs zu gehen, verhandelte Heinrich mit den Fürsten in Koblenz. Es kam zum Frieden, von dem Heinrich der Löwe ausgenommen wurde. Natürlich geriet man in Frankreich darüber in große Besorgnis, Philipp August versuchte alle Mittel, den Kaiser



Auffindung der Leiche Barbarossas.

Mit Genehmigung der Deut



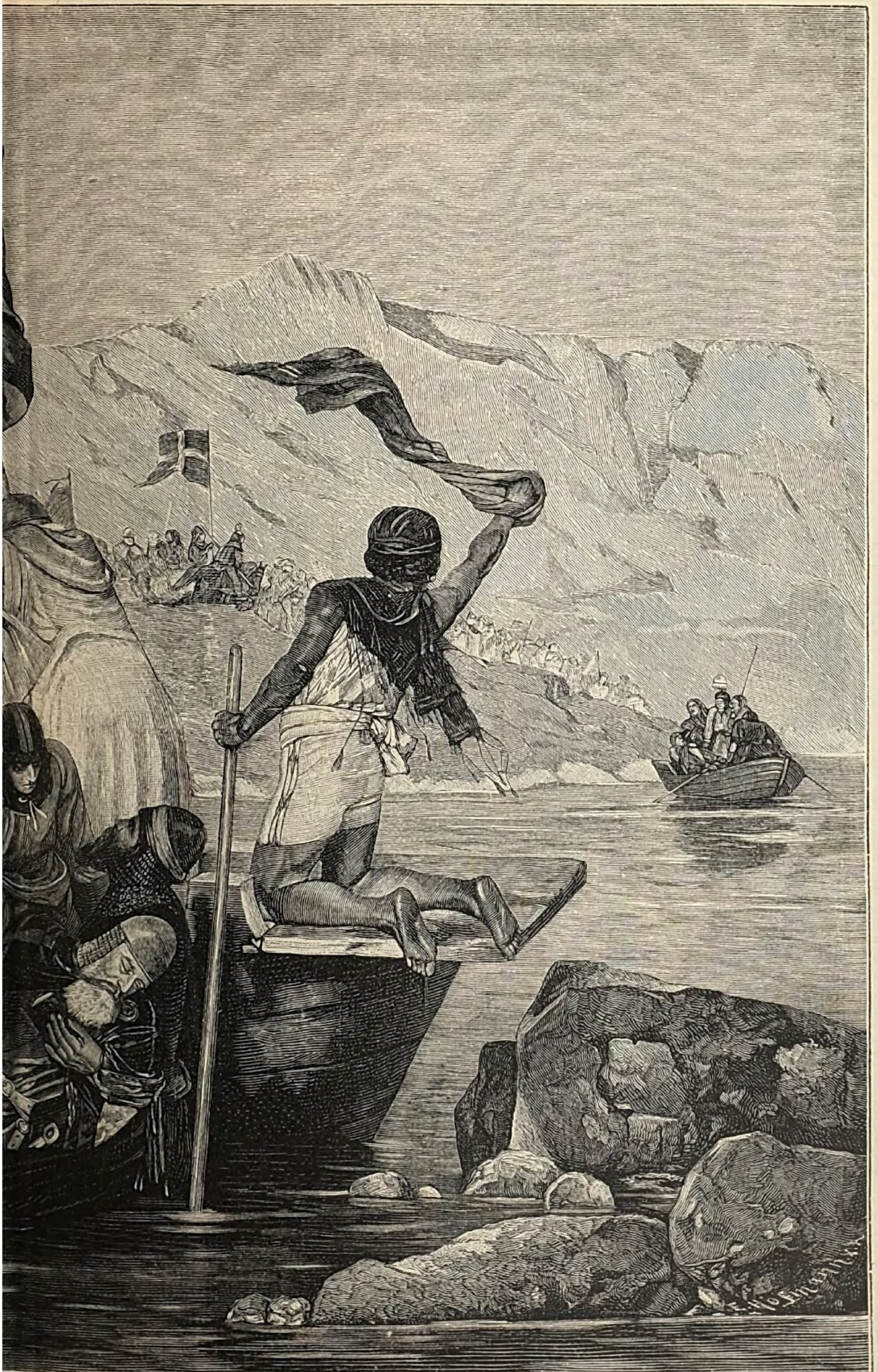
dem Gemälde von W. Beckmann.

lags=Anstalt in Stuttgart.



Auffindung der Leiche Barbarossas.

Mit Genehmigung der Deutsch



ch dem Gemälde von W. Beckmann.

erlags-Anstalt in Stuttgart.



Standbild Heinrich des Löwen in Braunschweig.

umzustimmen, bot die gleiche Summe für die Auslieferung Richards an Frankreich und begehrte des Kaisers Nichte Agnes, des Pfalzgrafen Konrad Tochter, zur Ehe. Aber während man noch verhandelte und der Kaiser schwankte, welchen Lockungen er folgen solle, spielte das Mädchen ihm einen bösen Streich. Agnes reichte heimlich dem jungen Welfen, Heinrich von Braunschweig, die Hand zum Ehebunde, und ob der Kaiser tobte, in der Liebe zählte seine Stimme nicht: er mußte den Bund anerkennen.

Im Februar 1194 erhielt Richard Löwenherz in Mainz die Freiheit, im März schloß Kaiser Heinrich zu Tilleda am Harz seinen Frieden mit den Welfen. Die Nach-

folge des jungen Heinrich in der rheinischen Pfalzgrafschaft wurde anerkannt. Auch in seinen letzten Lebensjahren verleugnete sich Heinrichs des Löwen schöpferischer Geist nicht. Die Politik hatte er seinem Sohne überlassen, er selbst lebte gemeinnützigen Bestrebungen und nahm die Angelegenheiten seines kleinen Landes wahr. Am 6. August 1195 ist Heinrich der Löwe gestorben.

Jetzt dachte Heinrich VI an Italien. Tankred war am 20. Februar 1194 gestorben. Sein Tod war für das Schicksal des Normannenreiches entscheidend. Als dreijähriger Knabe wurde Tankreds Sohn Wilhelm von der nationalen Partei zum Könige erhoben und die vormundschaftliche Regierung seiner Mutter Sibylla übertragen. Aber des Kaisers Feldherrn Konrad von Lützelhard, Markgraf Dietpold von Vohburg und Graf Berthold von Künsberg hatten die deutsche Sache in Süditalien mit Tapferkeit und nicht ohne Erfolg verfochten und hielten immer noch einige feste Plätze besetzt. An diesen festen Stamm schlossen sich bald andere an, und als nun der Kaiser im Mai 1194 vom Trifels aufbrach, über den Splügen eilte und in Oberitalien mit stattlichem Heere erschien, war kein Halt mehr. Im Sturme eroberte Heinrich VI das sicilische Reich, Salerno wurde zerstört, bis zur sicilischen Meerenge huldigte man ihm. Im November 1194 begrüßten die Deutschen Palermo, die Normannenherrschaft hatte für immer ein Ende. Heinrich wurde am Weihnachtstage in Palermo gekrönt, am Tage darauf gebar ihm Konstanze zu Jesi in den Abruzzen einen Sohn.

In Italien gebot des Kaisers Wort. Gestützt auf die Macht dreier scharfgeschiedenen politischen Bildungen, Deutschland, das Städtegebiet der Lombardei und das zum Meere führende sicilische Königreich, konnte Heinrich seine weiteren Pläne verfolgen. „Der rohe Versuch, die deutschen Verhältnisse für die Behandlung der lombardischen zum Maßstab zu nehmen, welchen Friedrich I unternahm, blieb vereinzelt: die staufische Dynastie hatte jedem dieser drei Gebiete gegenüber ein festes Verwaltungssystem gewonnen. In Deutschland hatte Friedrich I den geistlichen Fürstenstand aufs neue zur „Säule" der kaiserlichen Gewalt erhoben; sein Sohn erkannte die Stellung desselben an, aber er machte sich zugleich zum Mittelpunkt der Reichsministerialität. In der Lombardei und in Tuscien verfügten die Staufer über eine geordnete Fülle von Mitteln, sie hatten hier eine Verwaltung organisiert, in welcher Amt und Lehen streng von einander geschieden waren und nach langem und heftigem Kampfe sich den Städten gegenüber zu einer festen und billigen Stellung bequemt. In Sicilien und Apulien verrät das ganze Auftreten Heinrichs VI, daß er hier sich einfach als den Erben jener harten monarchischen Gewalt betrachtete, welche diese Gebiete mit fester Hand zu einem Ganzen zusammengeschlagen hatte." (Nitzsch.)

Den Mörtel dieses großartigen Machtbaues bildete die Reichsministerialität. Aber eine neue Standesmischung fand in dieser Zeit statt. Die Abschließung des deutschen Fürstenstandes verlegte dem niederen Adel und der Vasallität nach oben den Weg ihrer weiteren Entwicklung. Jetzt schloß sich dieser Adel der siegreichen Ministerialität an und nahm an ihren Erfolgen teil. Die überflüssigen und auf Deutschland wie ein Alp lastenden militärischen Massen ergossen sich in freier Flut über das neu eroberte Gebiet.


Siegel Heinrichs VI.

Mit dieser Macht gelang es Heinrich, Herr von Sicilien zu werden. Nationale Regungen wurden mit aller Strenge unterdrückt. Eine Verschwörung endete mit der Ueberführung der königlichen Familie und der feindlichen Großen nach Deutschland. Die fabelhaften Schätze der normannischen Könige wurden nach dem Trifels geschickt und bald zierte der Luxus des Südens die kaiserlichen Schlösser im Norden. Deutschland war erstaunt ob all der Pracht und reichen Beute, welche dem Kaiser die Mittel verschafften, seine großartigen Pläne ins Werk zu setzen. Die Waffen Deutschlands, die Schätze Siciliens machten Heinrich VI zum Herrn der Welt.

Im April 1195 trat ein Reichstag zu Bari zusammen. Seiner Gemahlin Konstanze übertrug Heinrich die Regierung Siciliens. Palermo blieb die Residenzstadt der Königin. Konrad von Urslingen, der Herzog von Spoleto, trat ihr als Statthalter des Reichs zur Seite. Der königliche Dienstmann Markward von Anweiler wurde in den Stand der Freien erhoben und zum Markgrafen von Ancona, Herzog der Romagna und von Ravenna ernannt. Mit dem Herzogtum Tuscien wurde des Kaisers Bruder Philipp belehnt, der das mathildinische Gut in seiner Hand vereinigte und seine Mark bis zum rechten Tiberufer ausdehnte. Konrad von Lützelhard wurde Markgraf in den Abruzzen.

Und Rom? Man wartete und sah der Entwicklung der Dinge zu. Cölestin III führte noch das Regiment. In seiner Seele wohnte der Friede. Von Bari aus drang die Nachricht in die Welt, der Kaiser habe den Kreuzzug mit 1500 Rittern und 1500



Bestrafung der Rebellen in Sicilien.

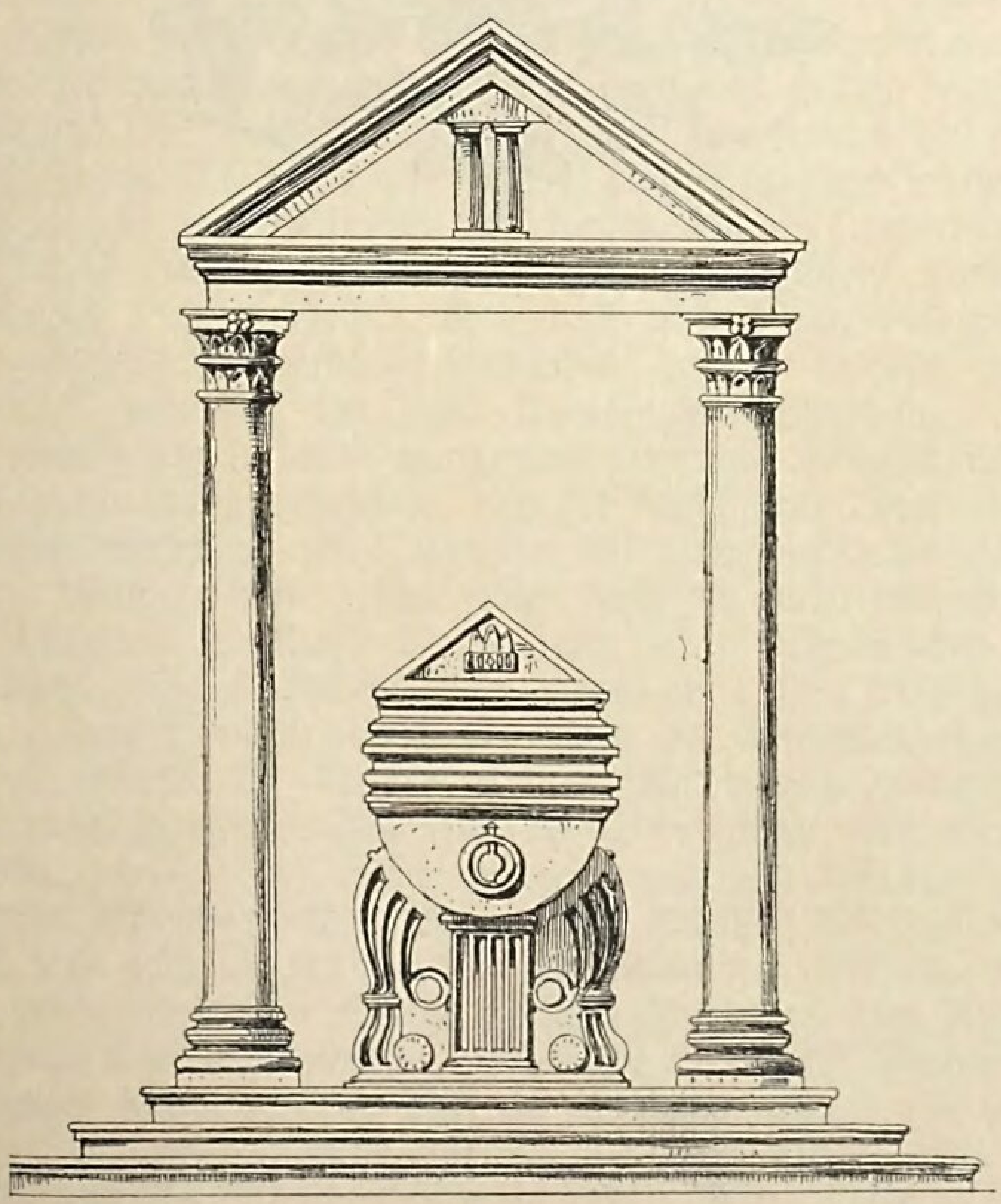
Knappen gelobt. Sein Plan war geteilt. Er stellte der Kirche seine Waffen zur Verfügung, dachte aber zugleich an die Eroberung des byzantinischen Reiches. Cölestin schickte dem Kaiser seinen Segen.

Im Sommer 1195 kehrte Heinrich VI nach Deutschland zurück. Dem neugegründeten Machtbau dauernde Festigkeit zu geben, strebte er nun an. Er verlangte zweierlei: die Erblichkeit der Krone in seinem Hause und die Vereinigung seines normannischen Erbes mit dem Reiche. Auf dem Reichstage zu Würzburg im April 1196 gewann er einen großen Teil der Fürsten für diesen Plan. Den Bischöfen versprach er die Aufgabe des Spolienrechts, den weltlichen Fürsten die Erblichkeit der großen Reichslehen, die auch auf weibliche Erben übergehen sollten. Der Zeitpunkt war gut gewählt, da Pfalzgraf Konrad im November 1195 gestorben war, und sein Schwiegersohn, der Welfe Heinrich, die pfälzischen Reichslehen angetreten hatte. Von den Welfen war also keine Opposition mehr zu erwarten. Der Papst stand in freundlichen Beziehungen zum Reiche.

Die Verhandlungen kamen nicht zum Abschluß, da Adolf von Köln und die sächsischen Fürsten dem Plane widerstrebten. Heinrich mußte nach Italien zurück. Sein Bruder Philipp, der nach dem Tode seines älteren Bruders Konrad mit Schwaben belehnt worden war, blieb als Reichsverweser zurück. Philipp sollte vorläufig die Wahl des Knaben Friedrich durchsetzen, und das gelang. In den letzten Tagen des Jahres 1196 wurde Friedrich zu Frankfurt, erst zwei Jahre alt, zum Nachfolger Heinrichs VI erwählt. Konrad von Mainz, in dieser ganzen Zeit als treuer Berater an des Kaisers Seite, arbeitete nun mit ganzer Seele daran, den deutschen Kreuzzug zu stande zu bringen.

Großartige Pläne erfüllten das Haupt des bleichen Mannes. Nur Sorgen, keinen Genuß kennt der junge Kaiser. Er träumt von der Unterwerfung der Mauren in Spanien und an der Nordküste Afrikas, von dem Lehenseid der spanischen und französischen Könige, während er nach dem Osten hin seinen Einfluß zur Geltung zu bringen sucht. „Er erhielt die Tributzahlungen der arabischen Dynasten an der afrikanischen Nordküste; im Mai 1194 hatte er zu Mailand eine armenische Gesandtschaft empfangen, welche von ihm für den Fürsten Leo II die Belehnung nachsuchte; im Jahre 1196 leistete ihm ein Gesandter König Amalrichs von Cypern den Lehenseid. Im ganzen Orient schien der deutsche Einfluß den byzantinischen zurückzudrängen. Weihnachten 1196 erschien Heinrich von Kalden am Hofe von Konstantinopel, um alle Provinzen südlich von Epidaurus und Thessalonice, welche vorübergehend in den Händen Wilhelms II gewesen waren, als Erbteil Heinrichs herauszufordern. Die Besorgnisse vor Heinrichs Absichten war so groß, daß sich Kaiser Alexius zur Zahlung eines jährlichen Tributes von 5000 Pfund Goldes verstand.“ Diese Summe wurde auf 16 Goldtalente ermäßigt, aber man scharrte in den Kaisergräbern, um sie zusammenzubringen. „Wie der Herr aller Herrscher,“ sagt der byzantinische Geschichtschreiber Niketas, „wie der König aller Könige trat Heinrich mit seinen Forderungen auf.“ Schon sammelte sich das Heer der deutschen Kreuzfahrer. Mit furchtbarer, unermeßlicher Strenge wurde ein Aufstand in Sicilien im April 1197 unterdrückt. Im Laufe des Sommers langten an sechzigtausend Kreuzfahrer in Unteritalien an und erfüllten die apulischen Städte. Anfang September ging die Flotte von Messina gegen Akkon in See. Erzbischof Konrad von Mainz stand an der Spitze des deutschen Heeres.

Den Kaiser hielt Krankheit zurück. Im sumpfigen Thale des Nisi hatte er im August der Jagd obgelegen. Da überfiel ihn das Fieber. Er ließ sich nach Messina bringen, wo die Krankheit zu weichen schien. Schon wollte er nach Palermo aufbrechen, als ein Rückfall eintrat, dem er am 28. September 1197 erlag.



Grabmal Heinrichs VI in Palermo.

Hatte man seinen Vater als den Moses gepriesen, der sein Volk durch die Wüste dem gelobten Lande zuführte, so bezog man die Weissagungen des Jeremias auf ihn. Er war „der Hammer der Erde“ geworden, der die Halsstarrigen zermalmen sollte. „Ich sehe einen heißen

siedenden Topf von Mitternacht her. Von Mitternacht wird das Unglück hereinbrechen über alle, die im Lande wohnen. Denn siehe, ich will rufen alle Fürsten in dem Königreiche gegen Mitternacht, spricht der Herr, daß sie kommen sollen und ihre Stühle setzen vor die Thore zu Jerusalem und rings um die Mauern her und vor alle Städte von Juda.“ Heinrich war der Nebukad Nezar, dem der Herr die Rute zur Geißelung der Kirche anvertraut, deren Päpste um weltlichen Besitzes willen den deutschen Königen dienstbar wurden und häufig Schmach in des Herrn Kirche duldeten. So urteilt der Prophet jener Zeit, Abt Joachim von Calabrien, über den Kaiser, während Innocenz ihn später mit der Wut des Nordsturmes verglich, der über die Erde dahingefahren.

Wohl ist die entsetzliche Trauer begreiflch, welche der Tod dieses Fürsten bei seinen Anhängern wachrief. Deutschlands Verfall setzt mit furchtbarer Gewalt ein. Ein eigentümliches Geschick war es, daß unter den Sturmeszeichen einer neuen Zeit auch Papst Cölestin III aus dem Reiche der Lebenden schied und zu seinem Nachfolger der Mann erhoben wurde, dessen Namen allein den bedeutendsten Inhalt der nächsten Zukunft verkündet — Innocenz III.

Die Zersetzung des Reiches und die Grundlegung des territorialen Staates in Bayern.

1197—1235.

Als Heinrich III das deutsche Kaisertum bei seinem Tode auf einer Machthöhe zurückließ, welche es niemals vordem eingenommen hatte, da war ein unmündiges Kind sein Nachfolger. Eine gewaltige Lücke entstand, wo ehedem die Kraft des großen Kaisers gewaltet, und in diese Lücke schob sich das Papsttum Gregors VII allmählich hinein. Die Zeiten bei dem Tode Heinrichs VI sind jenen nicht nur ähnlich, sondern die politischen und geistigen Bewegungen gehören demselben großen Naturprozesse an, wie jene zur Zeit Heinrichs IV. Seit dem Untergang des Römervolkes fluten die Völkerwogen des Nordens gegen Süden, bis ihre Kraft erlahmt und sie langsam in ihr natürliches Bett zurücktreten. Und wie sie ihre Sedimente zurücklassen und den Ländern und Völkern neue Lebenskräfte und frische Säfte zuführen, so tragen sie auf ihrem Rücken die Fragmente der antiken Welt nach dem Norden. Man darf das Christentum nicht nur als die Blume begrüßen, welche den neuen Lenz verkündete, sondern dasselbe ist aus der antiken Welt hervorgewachsen, gleichsam ihr letzter lebensfähiger Sprößling. Nicht nur in die Zukunft, sondern ebenso sehr in die Vergangenheit führt uns die christliche Weltanschauung, und deshalb dürfen wir ruhig behaupten, daß der Kampf der Deutschen mit dem Papsttum nur die geistige Fortsetzung jenes Kampfes der alten Germanen mit der Römerwelt ist. Rom will die Weltherrschaft. Ihm fehlen dazu die materiellen Mittel. Es wendet sich an die Deutschen, um vermittelst ihrer jungen und unverwüstlichen Kraft diese Weltherrschaft zu erringen. Die Deutschen gehen darauf ein. Ihr Blick weitet sich, er umspannt die Welt. Immer mehr dringt bei ihnen die Erkenntnis durch, daß der die Herrschaft zu führen berufen sei, der die wirkliche Macht besitze, nicht aber der, welcher nur dem Namen nach herrsche. Das war der Orakelspruch, den sich einstens Pippin bei Papst Zacharias geholt. In Deutschland hatte man ihn behalten. Je weniger dann die Kirche im ausschließlichen Besitze der geistigen Schätze blieb, je weitere Kreise der Bevölkerung nach und nach an den Schätzen der damaligen Bildung partizipierten, um so weitere Dimensionen mußte der Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum annehmen. Aber die merkwürdige Verschachtelung der juristischen Grundsätze brachte es mit sich, daß das Papsttum dennoch jeden Vorstoß, den das Kaisertum machte, in letzter Instanz als ihm selbst zu gute kommend betrachtete und für sich auszubeuten suchte. Es drängte in die Lücken, welche vom Kaisertum gelassen wurden. Wir folgten diesem Wechselspiele bisher und wollen es nun in seiner letzten großartigsten Phase betrachten.





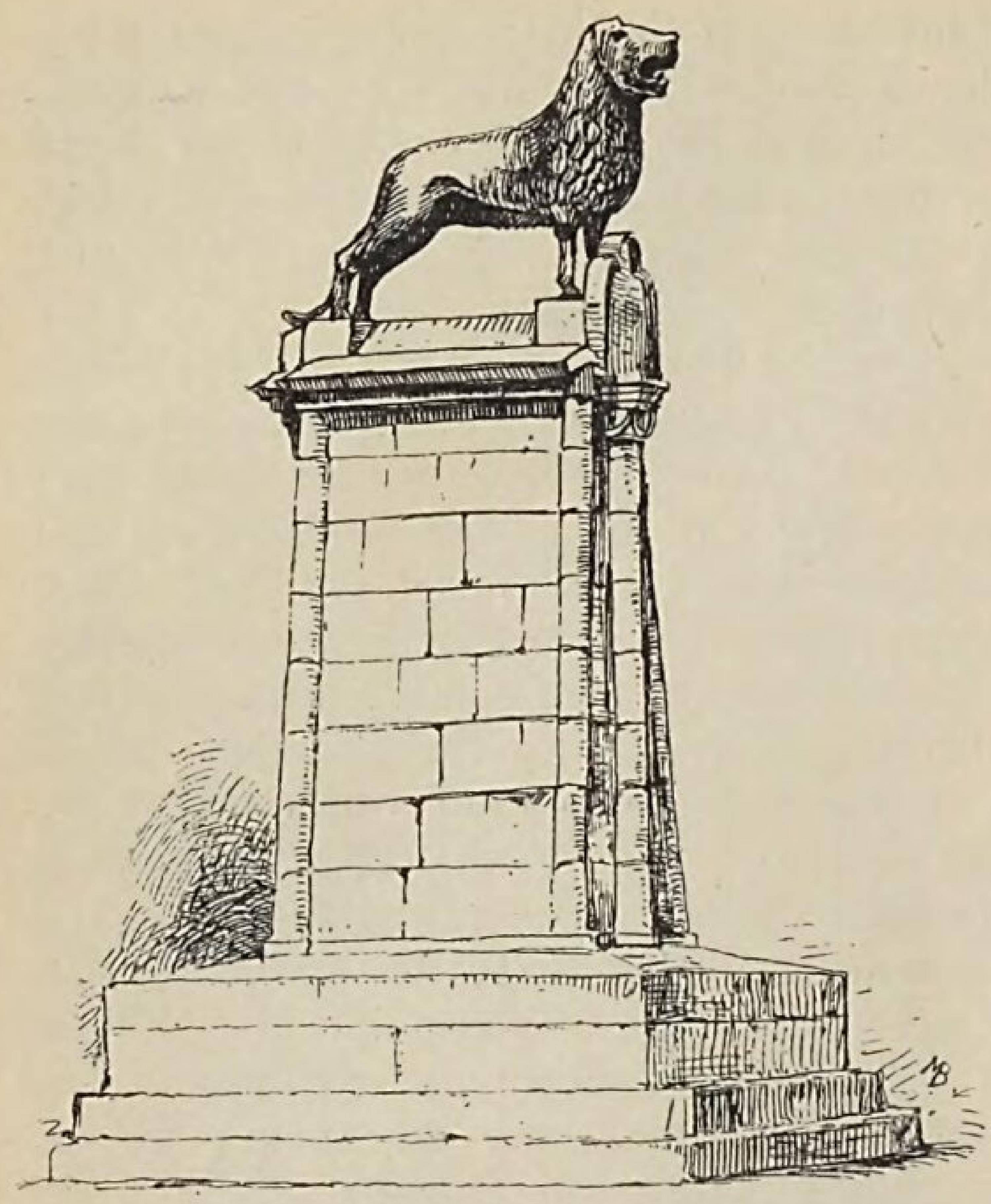
Grabmal Heinrichs des Löwen und seiner Gemahlin Mechtild im Dom zu Braunschweig.

Nicht auf den äußeren Machtmitteln beruht die Emanzipation der Völker von fremder Herrschaft. Jene sind erst die Produkte der werdenden Freiheit. Und wie sich die Kirche nicht durch eine weltliche Machtstellung von der Herrschaft der Deutschen emanzipieren konnte, sondern nur durch innere Reform, durch eigenes geistiges Wachstum, so die

Deutschen nicht von antiken Ideen durch die Universalmacht des Kaisertums, sondern ebenso nur durch inneres Wachstum, durch ein Besinnen auf die eigene natürliche und nationale Art. So tief wie kein anderes Volk waren die Deutschen in den Schacht der Antike und der römischen Kultur hineingestiegen, wie kein anderes mußten sie ringen, sich wieder zum Tageslicht emporzuheben. Der Kampf um den nationalen Staat hat in Deutschland einen Zeitraum erfüllt, wie nirgendwo anders.

Der höchste Universalismus und der größte Individualismus bedingen einander notwendig und naturgemäß. Wo wir jenen finden, da ist dieser. Ueberschattet von dem universalen Streben des Kaisertums mußte sich das ganze natürliche und nationale Leben des deutschen Volkes mehr auf sich selbst zurückziehen, und durch diese Beschränkung kam es hier zur Aussaat einer ganz unendlichen Masse von kleinen nationalen Gebilden, welche in dem Augenblicke zu einer unerwartet mächtigen Fülle emporschossen, als jener universale Schatten wich und dem jungen Leben das Licht der Sonne und die reinen Wogen des Aethers freigab. Je mehr das deutsche Kaisertum in die Weite strebte, um so größere Beweglichkeit gewannen die inneren wirtschaftlichen und künstlerischen Kräfte des deutschen Volkes, und die Produkte auf diesen Gebieten sind mit der ganzen Entwicklung deshalb ebenso innig verbunden, als die Charakterlosigkeiten eine natürliche Folge jeder extremen Politik sind, die uns mit ihrem großartigen Gesamtbilde für die Einzelheiten entschädigen muß. Daß der Frühling nicht nur den Blumen, sondern auch dem Unkraut neue Lebenskraft erweckt, dürfte uns allmählich nicht mehr befremdlich erscheinen. „Jene Weltherrschaft", sagt Winkelmann, „welcher Heinrich nachjagte, mag eine große Idee sein, sie zu verwirklichen, war bare Unmöglichkeit und besonders für Heinrich . . . Er war weder ein großer Krieger, noch — mit Ausnahme seiner letzten Stunden — ein großer Politiker." Allerdings war es für Heinrich unmöglich, diese Idee zu verwirklichen, aber nicht weil er weder ein großer Krieger, noch ein großer Politiker, sondern weil es der damaligen Zeit noch vollkommen unmöglich war, diese Idee um ihrer selbst willen zu verfolgen, die berechtigte Eigenart anderer Völker anzuerkennen, weil das Kind die Aufgabe nicht zu lösen vermag, welche der ganzen energischen und doch wieder sich selbst beherrschenden Kraft des Mannes bedarf. Alle jene Versuche mußten scheitern, und doch trieb dieselbe Idee stets zu neuen Kraftanstrengungen, fort und fort bis herauf in unsere Tage. Es wird so bleiben, bis sich die Idee selbst verwirklicht, nicht durch einen großen Krieger oder Politiker, sondern durch die bewußte Aufnahme der Arbeit an der Menschheitskultur, der die Nationalität nicht nur nicht im Wege steht, sondern deren Vorbedingung sie geradezu ist.

Damit ist natürlich auch die Annahme kirchlicher Historiker ausgeschlossen, die Kirche habe dieses Ideal klar gesehen und zu verwirklichen gestrebt. Der Katholizismus befand sich stets im Vorschreiten, wenn er eine wesentliche Seite der Kultur in sich darstellte und mit den frisch zur Gestaltung ringenden jungen Kräften des Lebens in direkte Berührung trat. Er ist nicht die treibende Kraft des Mittelalters, sondern eine aus dem allgemeinen Leben notwendig emporstrebende Form, mit ihrem Werden und Wachsen an dieses allgemeine Leben geknüpft und ihm unterworfen. Jeder Versuch, seine Herrschaft über das Leben der Völker in abstrakter Weise zu begründen, führt diese Form zur augenblicklichen Erstarrung, vor der das Leben zurückweicht. Die Kenntnis der Gesetze des Lebens hätte eine solche Herrschaft allein ermöglicht, und von der waren die kirchlichen Würdenträger so weit entfernt als ihre weltlichen Zeitgenossen. Es bleibt also auch fürderhin dieses Fortschreiten zur Erkenntnis an die Thatsache gebunden, daß es, sei es in Einzelindividuen oder Menschenverbänden, zu Bildungen kommt, welche in ihrem naiven Wesen unbewußt diese Gesetze gleichsam verkörpert enthalten, und die häufige Wiederholung der Thatsache ist in jenen frühen Zeiten um so eher möglich, als die gesellschaftlichen und sonstigen Schranken eben doch noch lange nicht so fest geschlossen sind, um nicht einer mehr natürlichen und naturwahren individuellen Entwicklung Raum zu gönnen. Wo sich aber diese Schranken fest und fester schließen, da dürfen wir in Zukunft um so weniger nach dieser lebendigen und lebenerweckenden Fortentwicklung suchen. In den höheren Kreisen der Gesellschaft werden Dogma und System herrschend werden, und die



Der Löwe zu Braunschweig.

natürliche Folge davon wird sein, daß die lebendige Fortentwicklung sich mehr und mehr von den Gesellschaftsspitzen herab in die tiefer stehenden, aber um so frischeren und unverbrauchteren Kreise des Volkes hineinzieht. Kirche und Kaisertum werden immer mehr darauf verzichten müssen, die Verkörperung einer universalen Menschheitsidee darzustellen, und doch wird diese Idee nach ihrer Verkörperung weiter ringen in dem Wachstum und natürlichen Streben der Völker selbst. Die Folge davon wird sein, daß die bisherigen Vertreter dieser Idee immer mehr in die Enge geraten, und je mehr dies geschieht, sie nach Mitteln zu ihrer Erhaltung greifen, welche mehr dem Wahnsinn, als dem natürlichen und ruhigen Denken entsprossen scheinen. Kirchliches und weltliches Recht müssen dadurch in eine Entwicklung hineingetrieben werden, welche sich als höchsten Grad menschlicher Verirrung erweist. Doch an dem Vergewaltiger rächt die Natur ihre Vergewaltigung, und die furchtbare geistige Not, welcher die Menschheit verfallen muß, wird erst die Erweckerin jener Faktoren sein, welche die Menschheit zu erlösen geeignet sind. Die religiöse Aera muß auslaufen in die Aera des Naturerkennens. Es gibt keinen andern Weg; er ist der allein mögliche, er ist die Notwendigkeit. Die Gesetze der Natur, die Gesetze der Menschheits- und Völkerentwicklung zu erkennen, das ist die Aufgabe der Zukunft, denn in dieser Erkenntnis allein beruht fürderhin die menschliche Freiheit, welche ohne dieselbe ein poetisches Luftgebilde ist.

Nitzsch, der in sich selbst den Wechsel zweier Epochen der deutschen Geschichtswissenschaft verkörpert darstellt, hat die Resultate der bisherigen deutschen Entwicklung zusammengefaßt, und wir folgen ihm, als unserem liebsten und bewährtesten Führer. Der Tod Heinrichs III unterbrach die seitherigen Versuche, den römischen Stuhl in die deutsche Verfassung einzufügen. Im Bunde mit dem Laienadel geht die Kurie gegen dieses Streben vor und hebt die Laieninvestitur auf. Der kirchliche Begriff des bischöflichen Amtes erhält neue Bedeutung, das Priestertum emanzipiert sich vom Staate. Andererseits aber gleicht sich der bisherige Gegensatz der germanischen Laienkultur mit der lateinischen des höheren Klerus aus. Das System des Lehenswesens überspannt alle politischen Bildungen, und auch die Kirche sieht sich genötigt, das Verhältnis von Huld und Treue, wie es zwischen Lehensverleiher und Lehensempfänger besteht, als eine Grundnorm staatlichen Lebens zu acceptieren. Damit ward es dem Königtum möglich, aus seiner bisherigen schwankenden Stellung herauszukommen; es trat an die Spitze des Lehensverbandes und gewann also wieder neue Fühlung mit den geistlichen Fürsten, welche in diesem Verbande die oberste Formation bildeten, und indem der König zum Lehensmann der Kirchen wurde, gewann er andererseits wieder festen Zusammenhang mit dem ihm entfrembeten kirchlichen Gut. Zu betonen bleibt, daß in letzter Instanz ein sittliches Verhältnis, das der Huld und Treue, den Kitt des ganzen Systems bildete. Von dieser Position aus gewann nun das Königtum mit dem Konstanzer Frieden festen Fuß in Italien; hier schien ihm die Ausbildung des Amtscharakters seiner Behörden zu gelingen, an der es in Deutschland gescheitert war. Die Erwerbung der sicilischen Monarchie verstärkte diese Position, und nun glaubte Heinrich VI in Deutschland mit einer gleichen Umgestaltung durchdringen zu können. Während aber das Königtum sich in diese auswärtigen Unternehmungen einließ, war die Entwicklung in Deutschland nicht stillegestanden.

Hier war fest geworden, was ehedem los und locker war. Dieses Werden haben wir nun zu verfolgen.

„Aeußerlich betrachtet erscheint allerdings der Untergang der Staufer als der große Wendepunkt unserer nationalen Geschicke. Jenseits desselben liegt die monarchische Kaiserperiode, diesseits die Periode der fürstlichen Territorialgewalt und der städtischen Republiken. Aber neben dem negativen Zuge des zunehmenden Verfalls der alten Verfassung und der alten Machtstellung treffen wir doch sofort auf eine Fülle neuer lebendiger Kräfte, welche aus dieser Zersetzung hervortreten. Für sie hatte der Untergang der Staufer keineswegs die Bedeutung eines nationalen Unglücks: sie brechen vielmehr mit der ganzen Jugendlichkeit und Frische lebensfähiger Organismen durch die lockere Pflanzendecke der alten Verfassung."

So zeigt es sich auch hier wieder, daß kein Ereignis nur mit der Zukunft, sondern auch mit der Vergangenheit in innigster Verbindung steht. Die neue Wendung war bereits eingetreten, als der Sturz der Staufer erfolgte. Er ist das Resultat dieser neuen Wendung, welche es allein der Kirche ermöglichte, so vorzugehen, wie sie es that. Man kann zugeben, daß „das Urteil über unsere Vergangenheit noch heute durch die großen politischen und religiösen Gegensätze derselben bestimmt wird, weil dieselben eben noch heute wirksam sind"; man wird sich vielleicht eingestehen müssen, „daß eine vollkommen unbefangene Darstellung, so lange diese Gegensätze ihres letzten Ausgleiches harren, schwierig, vielleicht unmöglich ist"; hat man aber die Ueberzeugung, „daß diese Gegensätze, wie sie aus der Zersplitterung des nationalen Lebens hervorgegangen sind, so auch durch die neue Zusammenfassung desselben dahin geführt werden müssen, sich langsam, aber stetig mit einander zu verständigen", so spreche man auch ebenso klar aus, daß diese Verständigung erst auf einer höheren Kulturstufe möglich ist, als dieselbe von der Allgemeinheit heute eingenommen wird. Und diese zu erreichen, dazu bedarf es nur der Kraft, des Wachstums und der Zeit. Um diese Ingredienzien war das deutsche Volk bis heute nicht verlegen, und darum hoffen wir, daß es auch fürderhin so bleibt.

„Alles freut sich mit dem Papst über den Tod des Tyrannen, die Geißel Italiens, die böseste Schlange ist tot." So klang es von Apulien herauf, als Herzog Philipp von Schwaben auf Befehl seines Bruders über die Alpen stieg, um den dreijährigen Neffen Friedrich aus Foligno zur Krönung nach Deutschland zu holen. Zu Pfingsten 1197 hatte Philipp auf dem Gunzenleh Hochzeit gefeiert mit Irene, der kaiserlichen Prinzessin von Byzanz. Im September zog er nach Italien hinab. In Montefiascone ereilte ihn die Nachricht von dem Tode seines Bruders. In Italien war seines Bleibens nicht. Das Land war in hellem Aufruhr. Er mußte zurück. Doch schon war die unheilvolle Kunde ihm vorangeeilt ins Reich, und auch hier war die Wirkung eine ungeheure. „Es war zu erstaunen und zu bejammern," schrieb Philipp später selbst an Innocenz III, „in wie wilde Aufregung nach dem Tode Heinrich VI das Reich geriet; wie es zerrissen und in allen seinen Teilen und Grenzen so erschüttert wurde, daß einsichtige Männer mit vollem Recht verzweifeln konnten, ob es in unsern Tagen jemals in den früheren Zustand gebracht werden könnte, da ein jeder bereits ohne Richter und ohne Gesetz lebte und nach freiem Antrieb und Gutdünken seines Willens handelte. Ganz Deutschland glich einem von allen Winden gepeitschten Meere." Vor ihm die Bestürzung, hinter ihm der Aufruhr, mit ihm der Bann des Papstes — so erschien Philipp wieder in Deutschland.

Es ist erwiesen, daß Heinrich VI in seinen letzten Tagen das Kommende vorausgesehen und versucht hat, ihm vorzubeugen, das Testament Heinrichs VI ist von Winkelmann und Ficker für echt erklärt und ein Zweifel kann nicht mehr dagegen erhoben werden. Aber was bedeutete in dieser Stunde ein Stück Pergament? Auf dem Sterbebette hatte Heinrich bestimmt, daß die Lehenshoheit der Kurie über Sicilien anzuerkennen sei; die Verfügung über das Königreich sollte ihr zufallen, falls Friedrich ohne Kinder

stürbe. Die Kurie sollte dagegen seinen Sohn als Kaiser anerkennen und dafür nicht nur das Patrimonium Petri und die mathildinischen Güter zurückerhalten, sondern der Truchseß des Reichs, Markward von Anweiler, Herzog von Ravenna und Markgraf von Ancona, sollte für diese Landschaften der Lehensmann des Papstes werden. Winkelmann macht darauf aufmerksam, daß für Konrad von Urslingen, Herzog von Spoleto, eine gleiche Bestimmung getroffen wurde. So glaubte Heinrich, seinen hervorragendsten Gegner, das Papsttum, im Schach halten und sich verbinden zu können.

Markward sollte das Testament veröffentlichen. Er that es nicht. Erst nach drei Jahren erfuhr man von seinem Inhalte. Die Aussicht, fürderhin des Papstes Lehensmann zu sein, scheint Markward nicht sonderlich gereizt zu haben: „die staufische Ministerialität war ohne Zweifel entschlossen, ihre mittelitalische Stellung selbst gegen den letzten Willen des Kaisers selbständig gegen die Kurie zu behaupten".



Philipp von Schwaben.
Nach einem Gemälde im Römer in Frankfurt a. M.

Wenn irgend etwas geeignet ist, das schwere Regiment der Staufer zu erklären, so gewiß die allgemeine Anarchie, welche dem Tode des Kaisers folgte. „Gleich gierigen Wölfen warfen sich die Stärkeren auf die Schwachen." „Mit dem Kaiser starb Recht und Frieden im Reich." So lauten die Urteile der Zeitgenossen. Und gewiß war der Umstand von höchst peinlicher Wirkung, daß gerade jetzt die vornehmsten Fürsten des Reichs im fernen Osten weilten. Als sie die Kunde vom Ableben Heinrichs an der syrischen Küste traf, erneuten sie den dem jungen König geleisteten Eid. Allein was bedeutete das? Fern der Heimat konnten sie ihr Ansehen nicht zur Geltung bringen.

Wir wissen, warum es in Deutschland zu einer vollkommenen Auflösung der Ordnung kommen mußte. Jetzt war der Augenblick da, wo das fließende Leben in die festen alten Formen mit mächtigem Schwalle eindrang und sie zersprengte. Köln, die Kaufmannsstadt, steht an der Spitze gegen die Reichsministerialität, Rittertum und Bürgertum treten einander gegenüber, wie Handels- und Geldinteressen gegen Ackerbau und Naturalwirtschaft. „Alle Kreise beteiligen sich an diesem Ringen und rühren frische Kräfte."

Da erscheint Philipp wieder in Deutschland, und die Reichsministerialität gewinnt in ihm ihren natürlichen Mittelpunkt. In diesen Kreisen war es ein selbstverständlicher Gedanke, daß nur ein Staufer König von Deutschland sein könne. Das staufische Haus stand in einer Machtfülle da, mit der sich kein anderes Fürstengeschlecht messen konnte. Die Zahl seiner Dienstmannen war so groß, daß sie sich in einer bestimmten Angabe nicht fassen ließ. Burgen und Städte, Märkte und Dörfer standen ihm zur Disposition. Dazu besaß es den Schatz der normannischen Könige, und in seiner Hut waren die Insignien des Reichs. „Niemand konnte zum Könige erwählt werden", schrieb Philipp später an Innocenz III, „der nicht mehr meiner Unterstützung, als ich seines Wohlwollens bedurft hätte."

Die staufisch Gesinnten versammelten sich Weihnachten 1197 zu Hagenau, und der Gang der Dinge nötigte dazu, den Umstand ins Auge zu fassen, ob man nicht lieber anstatt des erwählten königlichen Kindes den Oheim Philipp zum Throne berufen solle. Nicht mehr die Regentschaft Philipps, sondern seine Königswahl trat in den Vordergrund.

Der heftigste und hervorragendste Gegner des Staufers war Erzbischof Adolf von Köln. Er entstammte dem mächtigen Hause der Grafen von Berg, welches mit seinen Verzweigungen, den Grafen von Altena, von Mark, von Isenburg und von Limburg, über weite Gebietsstrecken zu beiden Seiten des Rheins gebot. Drängte das Interesse die Staufer zum Bunde mit Frankreich, so dasjenige Kölns den Erzbischof zur Freundschaft mit England. Ueber die Bedeutung dieser mächtigen rheinischen Handelsstadt ist vieles geschrieben worden. Bei allem Für und Wider ist zu bedenken, daß sie ein auf eigener Kraft beruhendes, von einem vollkommen individuellen Leben mächtig durchströmtes Gebilde war. Was ihre Stellung als Handelsstadt betrifft, so konnte sie kühn den größten Stadtgemeinden des damaligen Europa an die Seite treten, und mit dieser äußern Fülle von Reichtum und Kraft verband sich der Ruhm der Heiligkeit, der Wissenschaft und Kunst. „Kein Ort galt nächst dem hl. Grabe zu Jerusalem, den Gräbern der Apostel zu Rom und dem des hl. Jakob zu Compostella für so geweiht und wurde von Wallfahrern so besucht, wie das heilige Köln." Der Charakter der Stadt und ihre Politik sind durch einander bedingt, und beide fanden ihren natürlichen Ausdruck in dem Zusammengehen des Erzbischofs mit der Bürgerschaft. Hatte Friedrich I es verstanden, die Interessen der bischöflichen Ministerialität eng mit denen der königlichen zu verknüpfen, so trat seit Heinrich VI eine allmähliche Trennung ein, eine Trennung, welche dort zu ihrem ersten offenen Ausdrucke notwendig gelangen mußte, wo die bischöfliche Ministerialität und die Bürgerschaft die weitesten Fortschritte in ihrer Machtentwicklung gemacht hatten. Daß Köln der Sitz der Opposition wurde, ist vollkommen naturgemäß. Daß aber Köln der Hauptrückhalt der Welfen wurde, bedarf einer Erörterung. Das Interesse Kölns wurde durch den Machtaufschwung Heinrichs des Löwen gefährdet. Seine nordischen Stadtgemeinden traten in lebhafte Handelskonkurrenz mit der rheinischen Stadt. Hier wie dort galt es dasselbe Ziel, die Eroberung des englischen Marktes. Die Welfen gewannen den Vorsprung, und Köln wurde aus der Rivalin zur Feindin. Den Erzbischöfen von Köln hatte Heinrich der Löwe in erster Linie seinen Sturz zu verdanken. Diese Erzbischöfe aber standen unter dem politischen Einfluß ihrer Stadt.

Die Genossenschaft „der Reichen" stellt die Kräfte zur städtischen Verwaltung. Der königliche Burggraf paralysiert die Uebergriffe geistlicher Hoheit und unter diesem Doppelschutze gewinnt die Bürgerschaft bald an Selbstleben und Selbstwillen. „Der Drang selbständiger Aktion tritt bei keiner Bürgerschaft so früh und mit solcher Vehemenz hervor, wie in Köln. Dem Aufstand von 1075 gegen Erzbischof Anno folgte dreißig Jahre später der siegreiche Widerstand gegen die Ritterschaften Heinrichs V. Zu dem Aufstand von 1114 gab die Haltung der Kölner Bürgerschaft die eigentliche Losung. Unter den Pontifikaten Rainalds von Dassel und Philipps von Heinsberg ist der politische Einfluß des Erzbischofs in der Stadt beständig gesunken. Die Bürgerschaft erkauft sich im Jahre 1180 durch eine Zahlung von 2000 Mark das Recht der Stadtbefestigung; schon 1174 verpfändete Philipp den Zoll um 600 Mark an einen Bürger, die Einkünfte der Münze um 1000 Mark an die Stadt. Am Ende des Jahrhunderts verpfändete auch der Burggraf seine Burg an einen Bürger." Die Erwerbung des Herzogtums Westfalen änderte an dieser Stellung des Erzbischofs zur Bürgerschaft einstweilen nichts; in der Stadt lag der Schwerpunkt seiner Macht.

Der Repräsentant dieser Macht war seit dem Jahre 1194 Erzbischof Adolf. Hervorgegangen aus der niederrheinischen Opposition gegen die Staufer, war es natürlich, daß er auf diejenigen Mittel sah, welche ihm aus seiner Stellung erwuchsen. Gegen die reale Beweiskraft derselben vermochte kein antik-idealer Gedanke etwas. Als erster Vertreter der deutschen Kirche — Erzbischof Konrad von Mainz weilte noch im hl. Lande — hielt er sich für berufen, die Neuwahl zu leiten. Bernhard von Sachsen lehnte seine Anerbieten ab; Berthold V von Zähringen empfing lieber Summen von Philipp, als daß er sie für eine Krone bezahlt hätte, welche er dem Staufer erst hätte abnehmen müssen. Am 8. März 1198 erfolgte zu Mühlhausen in Thüringen die Wahl Philipps zum deutschen Könige. Adolf mußte eilen. Er folgte dem Winke Englands und berief als Gegenkönig Otto von Poitou ins Land, den jüngsten Sohn Heinrichs des Löwen und Mathildens

von England. Die welfische Kandidatur war die noch allein mögliche, und Köln verstand sich dazu, trotzdem einst des Welfen Macht seine Hauptgegnerin gewesen war. Aber Otto war nicht nur Welfe, sondern auch der Neffe des englischen Königs, also „der geeignetste Vermittler der englischen und niederdeutschen, speziell der kölnischen Interessen."

Am 9. Juni 1198 wurde Otto als König in Köln proklamiert. Der Bürgerkrieg begann. Es handelte sich um den Besitz von Aachen. Hier schalteten im Auftrage Philipps der Truchseß Heinrich von Waldburg und Herzog Walram von Limburg. Philipps Hilfe blieb aus, und am 10. Juli ergab sich die alte Kaiserstadt dem Welfen. Am 12. wurde Otto von Erzbischof Adolf gekrönt.

Man sollte nun denken, Kölns selbständiges Auftreten hätte auch die andern deutschen Städte zu gleichem Vorgehen und zum Uebertritt ermutigt. Aber das geschah keineswegs. Aachen mußte belagert werden. Speier war von Philipp gewonnen durch die Bestätigung

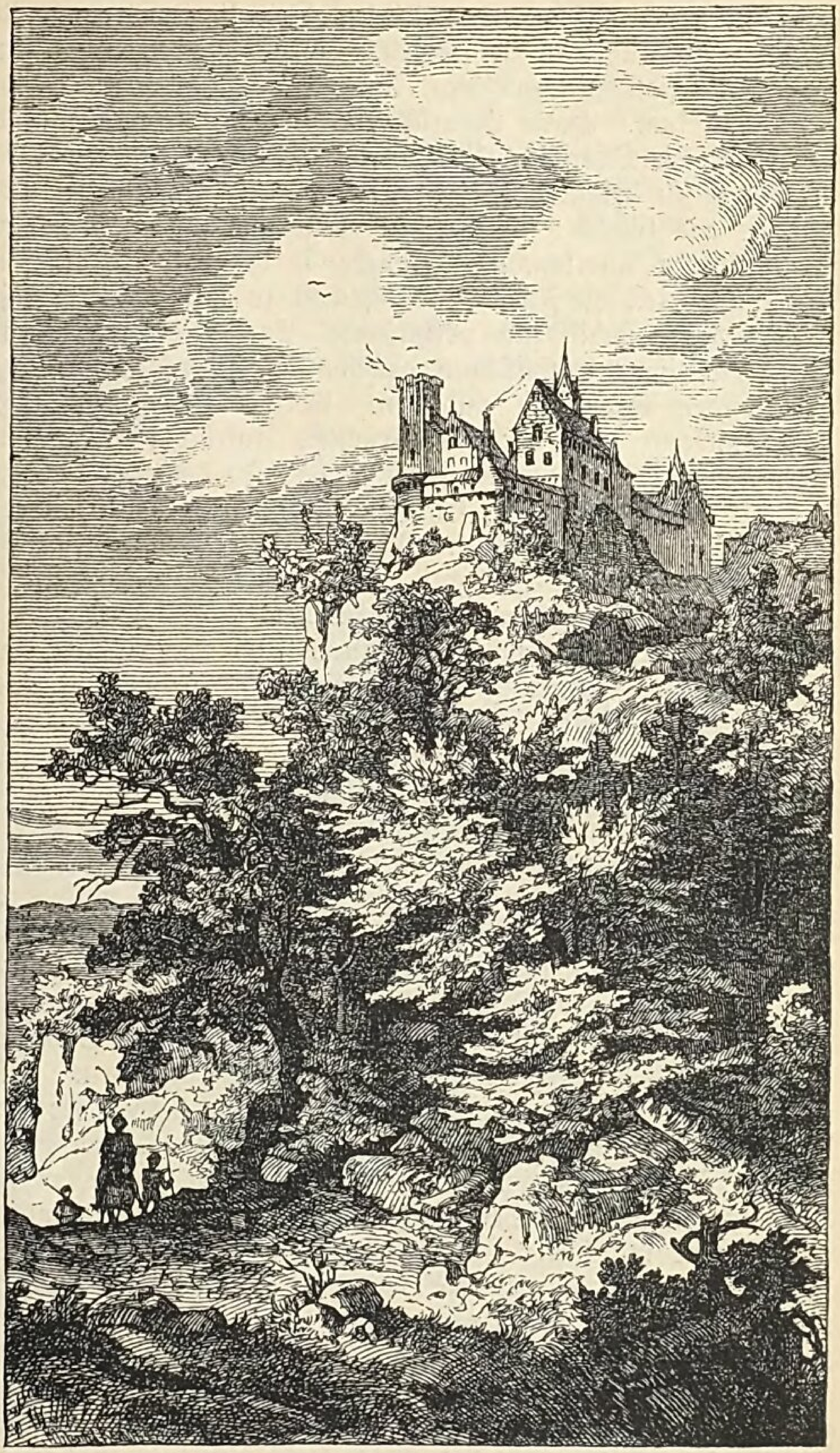


Otto von Poitou wird in Köln als König proklamiert.

seiner Freiheiten schon bevor Philipps Wahl beschlossene Sache war. Einstweilen folgte nur Straßburg dem Beispiele Kölns. Das Interesse war entscheidend für die Handlungen des einzelnen, und in dieser bewegten Zeit ließ sich dasselbe oft so anders deuten. Von einer bewußten patriotischen Haltung, von einem großen vaterländischen Zuge sehen wir in dieser Zeit der Kleinarbeit nur wenig. Unbesiegt stand die universale Tendenz, verkörpert in dem von der Ritterschaft umgebenen Kaisertum, im Felde und ihr gegenüber wogten die partikularistischen Empfindungen der einzelnen politischen Gestaltungen. Die geistige Bewegung stand nicht still. „Als ihr glänzendster Mittelpunkt erscheint gerade der durch den Krieg fast am schwersten heimgesuchte thüringische Hof auf der Wartburg. Aber die eigenen Schicksale Walters von der Vogelweide, welcher trotz seiner reinen patriotischen Empfindungen seine Partei nach dem augenblicklichen Vorteil fortwährend wechselte, und das schwankende Verhalten eben jenes thüringischen Hofes verraten zugleich jene politische Sittenlosigkeit, welche so oft die Schattenseite eines geistig reich bewegten Zeitalters bildet." Nur einer kannte sein Ziel, und weil er es allein erkannte, ward es ihm

auch allein möglich, sich jene durchschlagenden Erfolge zu sichern, welche wir am Ende seines Lebens konstatieren müssen — Innocenz III.

Am 8. Januar 1198 war Papst Cölestin III gestorben. Am folgenden Tage schon wurde sein Nachfolger erwählt. Lothar von Segni, der Diakon von S. Sergius und S. Bacchus wurde mit 37 Jahren der Nachfolger des verstorbenen Greises. Ein Mann in den Jahren seiner besten Kraft, fand Innocenz III den freien Wirkungskreis, den seine persönlichen Fähigkeiten wohl verdienten. Nicht religiöse Motive, sondern praktische, politische gaben den Ausschlag bei dieser Wahl. Erst am Tage vor seiner Papstweihe, am 22. Februar, dem Tage der Stuhlfeier Petri, wurde Innocenz zum Priester geweiht. „Seine Größe liegt in einer Vereinigung mönchischer Kontemplation, wie sie in seiner Schrift de miseria humanae conditionis ihren Ausdruck findet, und jener eminenten staatsmännischen Begabung, von welcher uns seine Briefe und politischen Aktenstücke Zeugnis geben. Er besaß neben einem tiefen Gefühl für die Würde seines Amtes eine Kunst der Verstellung, des Zugreifens, eine Gewandtheit, die Dinge zu behandeln und zu beherrschen, welche an die Staatskunst der normannischen Könige Siciliens erinnert. ‚Er war hochsinnig und verschlagen‘: so charakterisiert ihn sein Biograph."



Die Wartburg im Mittelalter.

Jene Gedanken, welche wir bei Gregor VII noch in mystischer Umhüllung, aber doch schon zur Verkörperung drängend, antrafen, welche dann in der Zeit nach Urban II jene merkwürdige Deutung fanden, beleben auch Innocenz III und potenzieren sich in ihm zur höchsten Klarheit. Er denkt nicht an eine nur nominelle Unterwerfung der weltlichen Hoheit unter die geistliche, noch weniger denkt er an die Aufgabe des weltlichen Besitztums, um also den ersten Grund fremder Einsprache hinwegzuräumen, sondern er drängt mit aller Macht nach in jene Weltstellung, welche der tote Kaiser eben verlassen. Er

will den vollen Besitz der weltlichen Gewalt, um den vollen Besitz der geistlichen verfechten und ausüben zu können. Kaiser und Papst in einer Person — das war das Ziel dieser ganzen Bewegung, einer Bewegung, welche mit seinem Tode keineswegs zum Stillstand kam. Hatte Heinrich VI den König von England zum Lehenseid gezwungen, dachte er die Oberlehensherrlichkeit des Kaisertums in der ganzen Christenheit zur Anerkennung zu bringen, der Papst trat seine Erbschaft an und forderte von den Nationalkönigen das Gleiche. Wenn das Kaisertum später noch einmal in Friedrich II zu einer allgemeineren Anerkennung gelangte, so verdankte er dies indirekt Innocenz III, der in stürmischer Zeit die Fülle seiner Gewalt zu retten und zu bergen versuchte und den frühzeitigen vollen Schiffbruch verhinderte. Er that dies für sich und die Kirche, aber die Natur pflegt mit ihrer Entwicklung gewöhnlich andere Zwecke zu verfolgen, als wir uns in kurzsichtigem Egoismus einbilden. Gerade darin zeigt es sich deutlich wie nirgendwo, daß Innocenz trotz der beanspruchten Unfehlbarkeit von dieser Bewegung ebenso sehr getragen wurde, als er sie selbst trug. In der Mitte zwischen Gott und den Menschen stand er als Stellvertreter Christi. „Zwar unter Gott, aber über den Menschen; weniger als Gott, doch mehr als ein Mensch", so lautete sein eigener Ausspruch, nach berühmtem Muster also ein Halbgott. Wir kennen den Charakter der Zeit, in welchen Halbgötter notwendig geboren werden müssen; ihre Geburt steht in innigstem Zusammenhange mit dem Sinken des naiven Glaubens und dem Sinken der Menschenwürde, ihr Walten kennzeichnen Verleugnung jedes natürlichen Rechts und Knechtung des freien Gedankens auf der einen Seite, Egoismus und materielle Versumpfung auf der andern.

Der erste Erfolg des neuen Papstes war die Bändigung des Römervolks. Am Tage nach seiner Weihe leistete ihm der Stadtpräfekt, bisher der Vasall des Reiches, Treueid und Mannschaft. In kurzer Zeit war Innocenz im Besitze der Maritima, Campagne, Sabina und des römischen Tusciens. Wir kennen die Ansprüche der Kurie, und Innocenz vertrat sie bis zum letzten Punkte. Die nationale Bewegung in Italien geht gegen die Deutschen. Der Papst schwingt sich an die Spitze dieser Bewegung. So gewinnt er das Land an der sicilischen Grenze bei Ceperano gen Norden bis Acquapendente und Radicofani; er beansprucht die Mark Ancona, das Herzogtum Spoleto und ganz Tuscien. Konrad von Urslingen, der Herzog von Spoleto, muß weichen, nachdem er sich vergebens dem Papst zum Lehensmann angeboten. Innocenz tritt in seine Stelle, er fordert alle Rechte und Leistungen, welche bisher der Herzog gehabt. — Weiter nach der Mark Ancona! Markward von Anweiler will sich mit dem Testament Heinrichs VI retten. Es nützt nichts. Die italienischen Städte wollen ihn nicht. Sie schließen einen Bund gegen die Deutschen und stellen sich unter den Schutz des Papstes. Ein materieller Vorteil war mit dieser Erwerbung kaum verbunden, noch weniger in der Romagna und in Tuscien, aber die deutsche Herrschaft in Mittelitalien war zerstört, der Bann gebrochen, der sich beengend um Rom gelagert, und das nationale Leben rang sich empor. Die Kaiserin Konstanze erbot für sich und ihren Sohn den Lehenseid unter Bedingungen. Innocenz strich diese Bedingungen und schickte seinen Legaten, den Lehenseid in Empfang zu nehmen. Am 27. November 1198 ist die Kaiserin gestorben. Ihr Testament bestimmte den Papst zum Regenten des Königreichs und zum Vormund ihres Sohnes. Die nationale Einigung Italiens unter der politischen Führung des Papstes schien Wirklichkeit zu werden.

Die allgemeine Bewegung, in welche das Abendland jetzt geraten war, die Thatsache, daß der deutsche Thronstreit weit über die Grenzen Deutschlands hinausreichte, daß er innerhalb des Reiches selbst in den kleinsten und entferntesten Lebensäußerungen nachhallte, zeigt nur zu deutlich, wie die kaiserliche Macht bisher doch der mehr oder minder glückliche Erhalter des allgemeinen Gleichgewichts gewesen war. Bayern verloren wir scheinbar aus den Augen. Doch wir wissen, daß dort ein junger Mann in einer jungen Bewegung steht, deren Charakter sich erst herauszubilden haben. Das Wachstum der Wittelsbacher ist noch an die Macht der Staufer geknüpft, und wir haben die Entscheidung über Bayerns Schicksal in der Entscheidung zwischen Staufern und Welfen zu suchen. Hier ist der Angelpunkt, um den sich einstweilen noch alles dreht. Stoßen wir in dieser

Bewegung erst wieder auf bayerische Kräfte, so werden wir auch bald gezwungen sein, ihnen und ihrem Walten weitere Aufmerksamkeit zu schenken.

Um die Mitte des Jahres 1198 kamen allmählich die Fürsten wieder in die Heimat, welche den Kreuzzug mitgemacht hatten. Zunächst verstärkte sich die Partei des Welfen. Herzog Heinrich von Brabant, Pfalzgraf Heinrich, Ottos IV Bruder, Landgraf Hermann von Thüringen entschieden sich für Otto. Der Staufer behielt in Süddeutschland die Oberhand, der Welfe im Nordwesten des Reichs. Bald nach seiner Krönung hatte Otto eine Gesandtschaft an den Papst abgesendet, welche demselben die Aufgabe des Spolienrechts verkündigen und die Anerkennung der weltlichen Machtstellung des Papsttums in Italien versichern, dazu aber den Papst auffordern sollte, gegen Philipp mit den Machtmitteln der Kirche vorzugehen. Innocenz hielt zurück. Eine



Rückkehr aus dem Kreuzzuge.

Befestigung der königlichen Gewalt in Deutschland mußte er für seine italienischen Unternehmungen fürchten. Nur der Kampf in Deutschland sicherte ihm in Italien den Erfolg.

Im Sommer 1198 verwüstete Philipp das Gebiet der Stadt Straßburg. Anfangs September zog er nach Mainz und ließ sich dort von dem burgundischen Erzbischof Aimo von Tarantaise am 8. September krönen. Die deutschen Erzbischöfe fehlten. In Mainz weilte an Philipps Seite auch Herzog Ottokar von Böhmen, der, wie es heißt, von Herzog Ludwig von Bayern bestimmt, sich für den Staufer entschieden hatte und nun den Lohn dafür in der Erhebung seines Landes zum Königreiche erhielt. Von Mainz rückte Philipp mit seinem Heere rheinabwärts, dem Welfen entgegen. Unter entsetzlichen Verwüstungen drang er bis Bonn vor, das wie Remagen in Flammen aufging. Von hier kehrte

Philipp an den Oberrhein zurück. An eine Belagerung Kölns dachte er nicht, und immer noch scheint er dem Traume nachgehangen zu haben, die Gegner würden einen Vergleich suchen. So hatte der Zug kein Ergebnis. Der Vorstoß Ottos dagegen gegen Goslar verlief ebenso resultatlos, da Philipp die Stadt entsetzte.

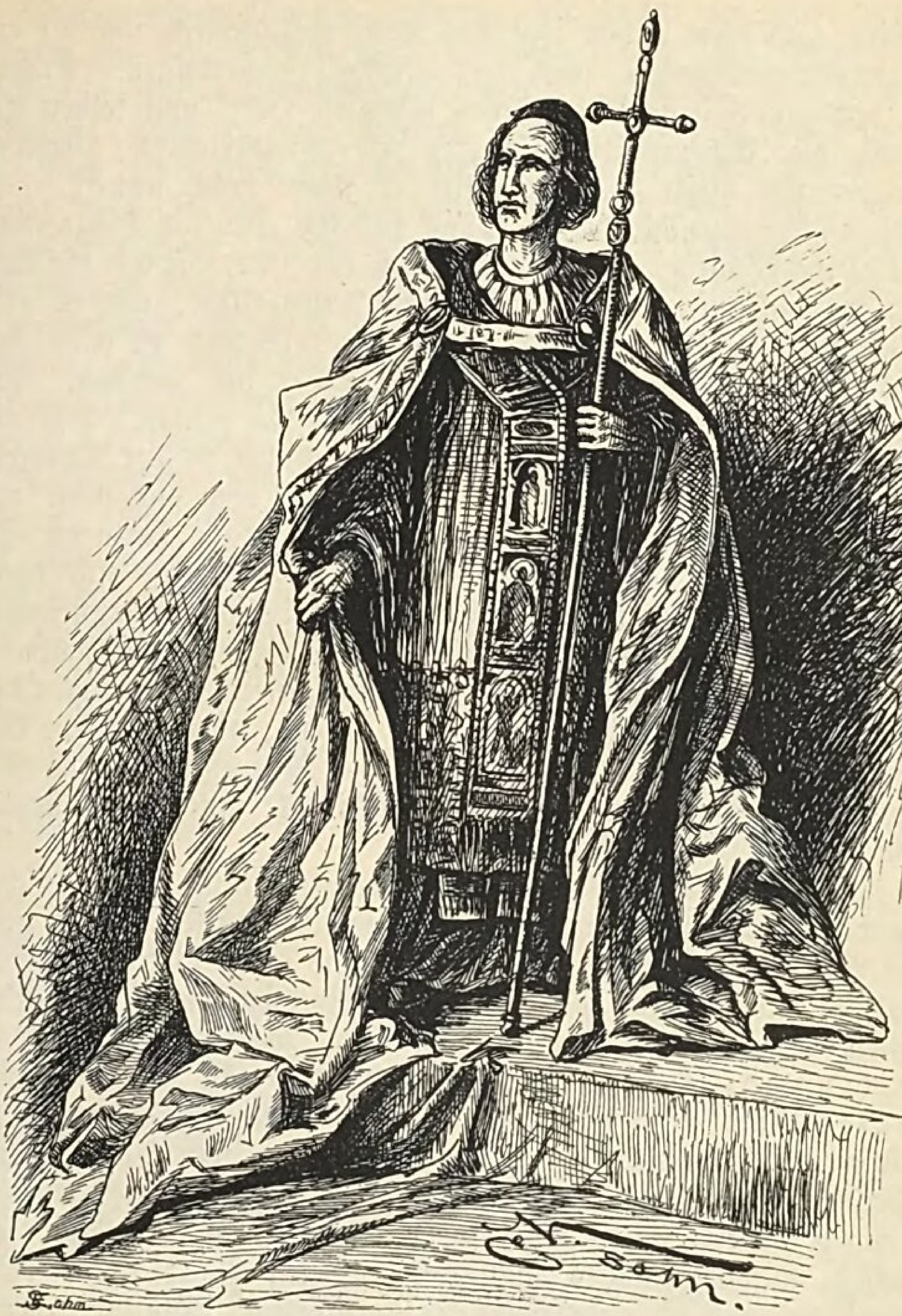
Im Sommer 1199 drang Otto den Rhein herauf bis Boppard. Weiter kam er nicht. Bei Philipp weilte nun wieder der Reichsmarschall Heinrich von Kalden, der aus dem Osten heimgekehrt war. Er lenkte den Angriff des jungen Königs auf Straßburg, und die Stadt fiel. Ebenso trat Landgraf Hermann von Thüringen zu Philipp über, doch nur um sich zu bereichern, wie er sich durch die Anerkennung Ottos bereichert hatte. Bei Gelegenheit wird er das Geschäft von neuem versuchen. In demselben Jahre starb in England König Richard, der seines Neffen Sache bisher mit Rat und That unterstützt hatte. Ein schwerer, vielleicht der schwerste Schlag für Otto!

Den Vertrag, welchen König Philipp gegen dieses englisch-welfische Bündnis mit Philipp August von Frankreich zu Worms geschlossen hatte, beurteilen Neuere viel zu schroff und einseitig, wenn sie ihn als eine „Schmach“ bezeichnen. Deutsche Reichsbürger gab es damals noch nicht oder nicht mehr. Von dem dynastischen Standpunkt aus aber scheint uns dieser Vertrag nach Zeit und Umständen vollkommen natürlich. Frankreich und der Staufer reichen sich die Hand zur Unterdrückung rebellischer Vasallen, und patriotische Gesichtspunkte dürfen wir nicht suchen bei Leuten, welche sie nicht haben können, in einer Zeit, die von ihnen nichts weiß. Das Interesse gebietet überall, und zwar jenes Interesse, das so klein und kleinlich ist, wie der Gesichtskreis der Interessenten und eben deshalb hier und dort eine so individuelle Gesundheit zu züchten und zu erhalten vermochte trotz der Krankheit des Ganzen.

Für Innocenz konnte es nur eine Frage geben: den Schiedsrichter in der deutschen Angelegenheit zu spielen. Von dieser Anerkennung als Schiedsrichter waren die Zugeständnisse, welche der von dem Begünstigten für sich und die Kirche in Italien herauszuschlagen hoffte, abhängig. Otto bewies für alles Entgegenkommen, Philipp gar nicht, und so neigte sich die Schale von vornherein zu Gunsten Ottos. Seinetwegen wünschte Innocenz den Frieden zwischen England und Frankreich, damit König Johann seinen Neffen mit aller Kraft zu unterstützen vermöchte. Es kam anders. Nicht die Parteinahme des Papstes sollte den Kampf, sondern dieser über das Urteil des Papstes entscheiden. Wohl kam der Friede zwischen England und Frankreich zustande, aber dieser Friede zwang König Johann zu dem Versprechen, jede Unterstützung seines Neffen fürderhin zu vermeiden. Otto IV war auf sich, seine deutschen Freunde und den Papst angewiesen. Er selbst besaß wenig; seine deutschen Freunde fingen an zu wanken; der Papst zögerte.

Da kehrte der Kardinalbischof und Erzbischof von Mainz, Konrad von Wittelsbach, aus Palästina zurück. Schon vor seiner Ankunft in Italien hatte Innocenz sich an ihn gewendet mit einem Schreiben, welches dem deutschen Erzbischofe nur sehr schmeichelhaft sein konnte. Der Papst nennt ihn da das vornehmste Glied der Kirche, das an Rang nur dem Papste selbst nachstand. Zugleich aber mit dieser Anerkennung enthielt das Schreiben die Aufforderung, den Anordnungen des Papstes in Deutschland zuzustimmen und die Prälaten, Lehensleute und Beamten der Mainzer Kirche zu bewegen, den als König aufzunehmen, welchem der apostolische Stuhl seine Anerkennung gäbe. Konrad begab sich nach seiner Landung in Apulien (Juli 1199) nach Rom, wo er mehrere Monate verweilte. Aber er blieb Reichsfürst und opferte als solcher seine Unabhängigkeit nicht dem Papste. Innocenz erhielt von dem Erzbischofe nur die Zusage, daß er sich vor der endgültigen Ordnung der Reichsangelegenheiten nach der Meinung des Papstes erkundigen wolle. Wir kennen den Mann, der Zeit seines Lebens auf Frieden bedacht war, und sehen ihn nun wieder in Deutschland seines schönen Amtes walten. Er selbst verhandelte mit Philipp, der Markgraf Bonifaz von Montferrat in seinem Auftrage mit Otto. Dieser wollte von keiner Verhandlung über sein Königtum etwas wissen, und Konrad trat auf die Seite des Staufers. In Nürnberg versammelten sich im März 1200 die Anhänger Philipps. Süddeutschland war hier durch seine Herzoge und Bischöfe zahlreich vertreten.

Alle hielten zu Philipp. Trotzdem aber schauten Konrads Augen rückwärts statt vorwärts. Er dachte an Friedrich II, den einzigen rechtmäßigen König, und hielt einen Waffenstillstand zwischen den streitenden Parteien einstweilen für das beste. Auch damit drang er nicht vollkommen durch. Nur das Rheingebiet wurde dem Frieden unterstellt. Ein neuer Vorschlag war dann, zur Entscheidung des Thronstreites nochmals das Urteil der Fürsten anzurufen. Dem Welfen hätte das nur recht sein können, dem Staufer nicht, und hier stieß der Plan auf Widerstand. Konrad ließ ihn fallen.



Kardinalbischof Konrad von Wittelsbach.

Und sofort trat die staufische Partei in eine herzhafte Aktion. Am 28. Mai 1200 ging von Speier aus eine Erklärung der Fürsten an den Papst, in welcher sie ihm anzeigten, daß sie sich zur Unterstützung Philipps gegen alle Feinde vereinigt hätten; wohl wollten sie die Rechte der Kirche achten, ebenso aber möge der Papst die Rechte des Reiches achten. Er möge ihren Freund Markward, den Markgrafen von Ancona, Herzog von Ravenna, Prokurator des Königreichs Sicilien und Reichsseneschall, in der Handhabung seiner Geschäfte unterstützen! „Mit aller Macht, so viel sie können“, würden sie demnächst nach Rom ziehen und ihren gewählten König zur Kaiserkrönung geleiten.

Im Sommer 1200 zog Philipp gegen Braunschweig. Die Stadt wurde von Ottos Bruder, dem Pfalzgrafen Heinrich, verteidigt. Ein Handstreich schlug fehl, und Philipp zog mit den Seinen wieder ab. Die Belagerung war erfolglos geblieben.

Auf die Erklärung der Fürsten von Speier hatte der Papst eine umschreibende Antwort gegeben. Aber er verlieh auch damals schon der Meinung Ausdruck, daß die erste und letzte Entscheidung der Kirche zustehe, „jene, weil durch sie das Kaisertum vom Osten auf den Westen übertragen worden sei, diese, weil sie die Kaiserkrone zu vergeben habe.“ Innocenz mochte diese Beweisform wohl anstehen, aber daß bis auf den heutigen Tag von Leuten, die Geschichtschreiber sein wollen, eine solche theoretische Formel aufrecht erhalten wird, ist kindisch. Oder glaubt man, wenn Innocenz nicht mit einem gewissen Schein von Recht diese Formel hätte anwenden können, er würde sich in den Lauf der Dinge ergeben haben? Doch wohl nicht! Macht und Scharfsinn standen auf seiner

Seite, und diese gaben ihm das Recht einzugreifen und in einer Zeit, wo jeder nur sein Interesse wahrnahm, auch das seinige zu verfolgen. Eines andern „Rechtes“ bedurfte er nicht, und seine theoretischen Phrasen sollte man seiner Zeit ruhig lassen, aber nicht durch die Jahrhunderte hindurch wie unwiderlegliche Weisheitssprüche hindurchschleppen. Er bedurfte dieser Phrase; hätte er ihrer nicht bedurft, würde er ohne Gewissensbisse eine andere gewählt haben. Was für ihn, der die Dinge nicht anders zu sehen vermochte, subjektive Wahrheit sein konnte, muß für uns, die wir die Dinge anders sehen und infolge der Entwicklung, welche vor unsern Augen liegt, anders sehen müssen, zur subjektiven Lüge werden. Es trieb den Papst unwiderstehlich zu jener bereits mehrfach angetroffenen Behauptung, das Kaisertum sei ein Lehen des Papstes. An dieser Behauptung konnte das Papsttum nicht vorbei seit Heinrichs III Zeiten. Sie war sein letzter Rückhalt, und wenn es diese Behauptung fallen ließ, mußte es der Omnipotenz des Kaisertums unterliegen. Es handelte sich aber bei Philipp noch gar nicht um den Kaiser, sondern erst um den deutschen König. Und in dessen Wahl hatte der Papst mit gar keinem Rechte einzugreifen. That er dies dennoch, so widerlegt sich damit die andere Behauptung, das Kaisertum, der freien Verfügung des Papsttums anheimgegeben, sei nicht an Deutschland geknüpft gewesen. Das ist erst eine Behauptung späterer Zeit, die ebenso notwendig dann aufgestellt werden mußte, als jene ältere zu versagen begann. Doch alles das sind, wie wir sehen, Theorien, Blüten des Lebens, aber ohne jede Einwirkung auf den damaligen Gang der Dinge. Dieser blieb an die Interessen, an die Kraftfülle und den Nachdruck, mit denen jene vertreten wurden, geknüpft, und alle Theorien waren nur äußere Umhängsel der realen Machtfrage.

Für die Charakterisierung jener Zeit und ihrer Anschauungen ist nun eine solche theoretische Deliberation, wie sie Innocenz anstellte, höchst interessant. Er unterwirft da die Ansprüche der drei erwählten Könige einer Betrachtung, und wie sehr er bei seinen Entschlüssen sich von rein subjektiven Motiven leiten läßt, ist nur zu deutlich. Friedrich II gesteht er sein Recht auf den Thron zu, welches ihm durch die Wahl der Fürsten zuteil geworden sei. Aber er sei ein Kind, und ein Kind dürfe nicht Kaiser werden. Daß *dieses* Kind aber am allerwenigsten Kaiser werden dürfe, gesteht Innocenz mit verblüffender Offenheit, da er als Kaiser, wie sein Vater, dem Papste den Lehenseid für Sicilien verweigern würde. Die Wahl Philipps betrachtete Innocenz ebenso als vollkommen legitim. Ein Widerspruch gegen dieselbe müsse die Kirche dem Vorwurf des Hasses und Eigennutzes aussetzen. Wegen seiner großen Macht sei seine Anerkennung einerseits dankbar, andrerseits sehr gefährlich. Philipp aber sei im Banne gewesen zur Zeit der Wahl, und wenn auch seine Lossprechung durch den Bischof von Sutri, den Legaten des Papstes, erfolgt sei, so sei er trotzdem noch im Banne wegen des Eidbruchs an Friedrich und seines Verkehrs mit Gebannten. Zu alledem der „idealste“ Grund: es handle sich darum, die Erblichkeit der deutschen Krone zu verhüten und das Wahlrecht der Fürsten zu schützen. Aber wer gefährdete dasselbe mehr, als gerade dieser raffinierte Diplomat, der entschlossen war, keine andere Wahl gelten zu lassen, als die, welche seinem Interesse entsprach? Als letzter Grund gegen Philipp wird dann noch seine Abstammung von dem „Geschlechte der Verfolger“ angeführt. — Gegen Ottos Wahl spreche zwar die geringe Zahl seiner Wähler, der Anschein der Parteilichkeit, wenn die Kirche sich trotzdem für ihn erkläre, und die Unsicherheit seiner Zukunft — aber der Herr erhebe die Schwachen und er stamme aus einem stets durch Devotion ausgezeichneten Geschlechte; daher sei es erlaubt, geziemend und nützlich, ihm die apostolische Gunst zuzuwenden. Winkelmann ist den Gedanken des Papstes bis in seine letzten Winkel nachgegangen und er kommt zu dem Schlusse, daß Innocenz entschlossen gewesen sei, mit oder ohne den Willen der deutschen Fürsten die Anerkennung Ottos durchzusetzen. Wenn's mit dem Willen der Fürsten ging, um so besser!

Schon hatte er sich für diesen letzten Versuch entschieden und den Kardinalbischof Guido von Pränefte zum Legaten für Deutschland bestimmt, als von dort Nachrichten eintrafen, welche ihn aus der Unentschiedenheit herausrissen und zum letzten Schritte, zur direkten Anerkennung Ottos bewogen.

Kardinal Konrad von Wittelsbach wollte den Frieden. Er dachte an einen neuen Kreuzzug. In Deutschland war auf den Frieden nicht zu hoffen, und die kriegerischen Ereignisse, die Lösung der Ordnung entzündeten allenthalben den Kämpfermut. Von großer Gefahr aber war es dem Reiche, wenn zu dem inneren Zwiste auch noch auswärtige Komplikationen hinzukamen. Von Osten stieg ein Gewitter auf, und Konrad beeilte sich, dasselbe zu beschwören. König Bela III von Ungarn war 1196 gestorben. Ihm folgte sein Sohn Emmerich. Ein anderer Sohn, Andreas, aber bestritt dem Bruder die Herrschaft. Auf der Seite des Empörers stand Herzog Leopold VI von Oesterreich, der seinem 1198 im heiligen Lande verstorbenen Bruder Friedrich gefolgt war. Dazu verstieß jetzt König Ottokar von Böhmen seine Gemahlin Adela von Meißen und heiratete Konstanze, eine Schwester der ungarischen Brüder. Wettiner, Anhaltiner und Sachsen gerieten so in Gegensatz zu den Böhmen und Ungarn, und Philipps Sache, der bisher alle gedient hatten, schien durch diesen Separatstreit schwer bedroht, ebenso aber der Lieblingsgedanke Konrads — der neue Kreuzzug. Er eilte nach Wien. (28. Mai 1200.) Es gelang ihm zwischen Emmerich und Leopold, dann auch zwischen Emmerich und Andreas zu vermitteln. Auf dem Heimwege befiel den Erzbischof schwere Krankheit, zu der er im Orient den Keim eingesogen. Noch weihte er das Kloster Weihenstephan, gelangte über Regensburg nach Prüfening, wo er am Grabe des hl. Erminold um Genesung oder Erlösung betete. Sein Erzbistum sah er nicht wieder. Am 20. Oktober 1200 starb er zu Riedfeld zwischen Nürnberg und Würzburg. Seine Leiche begleitete Bischof Wolfger von Passau nach Mainz. Herzog Ludwig aber, der Neffe des Verstorbenen, bemächtigte sich des Nachlasses an kostbaren Kirchengewändern, welche Konrad seinem Stifte zu schenken beabsichtigt hatte.

Schon mehrmals ward darauf hingewiesen, daß mit der Aufgabe eines königlichen Rechtes zu Gunsten der Kirche die ursprüngliche Absicht keineswegs erreicht wurde. Hier und dort gab es andere Mächte, welche das vom Könige aufgegebene Recht an sich nahmen. Auch das königliche Recht, den Nachlaß verstorbener Prälaten an sich zu nehmen, stand seit langer Zeit, wie wir wissen, auf der Liste der Streitpunkte. Noch hatte Philipp dasselbe keineswegs aufgegeben, und doch wagte hier Herzog Ludwig einen offenen Eingriff in dasselbe. Wir müssen zurücksehen.

Die Zeit ist uns im Gedächtnis, da Kaiser Heinrich VI den Wittelsbacher Herzog gegen die von Böhmen, Oesterreich und Meran hereinbringende Ueberflutung in Schutz nahm und Frieden befahl. (1192). Zu jenem Kampfe schon gab das Aussterben der Burggrafen von Regensburg und Landgrafen von Steffling die Veranlassung. Ludwigs Minderjährigkeit scheint mehrfach Ursache zu Uebergriffen der Großen gewesen zu sein. Das Aussterben der burggräflichen Linie stand zunächst in Aussicht. Aber es ließ sich denken, daß hier einerseits der Bischof Konrad bestrebt sein würde, die richterliche Gewalt, wie seine Amtsbrüder in anderen Städten, an sich zu bringen, andrerseits aber auch der Kaiser auf die mächtige Donaustadt ein Auge werfen würde. Ferner läßt sich begreifen, daß auch andere Großen, so die Meraner und Oesterreicher, ein Wachstum des Wittelsbachers nur mit Neid betrachten würden. Im Jahre 1185 erlosch die burggräfliche Linie. In demselben Jahre aber starb auch Bischof Konrad II von Regensburg. Sein Nachfolger wurde Konrad III von Laichling (1186), der auf dem Reichstage zu Regensburg 1187 dem Kaiser die burggräflichen Lehen verlieh. Ludwig war in seiner Erwartung getäuscht. Nach dem Tode des Kaisers brach dann jener furchtbare Verheerungssturm von Osten über Bayern herein, und wir dürfen annehmen, daß die Angelegenheit eben nicht endgültig geregelt schien. Heinrich VI that dem Kampfe Einhalt. Herzog Ludwig begleitete dann 1193 den Kaiser nach Apulien und Sicilien; 1196 nahm er Anteil an den Beratungen der Fürsten zu Würzburg und Mainz über des Kaisers Plan, die Kaiserkrone erblich zu machen; 1197 zog der Herzog abermals nach Sicilien hinab, kurz, wir erkennen in ihm einen der bedeutendsten Verbündeten Heinrichs VI. Nach dessen Tode war der Wittelsbacher ebenso ein eifriger Parteigänger Philipps und nahm an allen Maßregeln zur Befestigung der staufischen Herrschaft lebhaften Anteil. War er einerseits auf die Freundschaft des Königs immer noch angewiesen, da auch der Tod des 1196

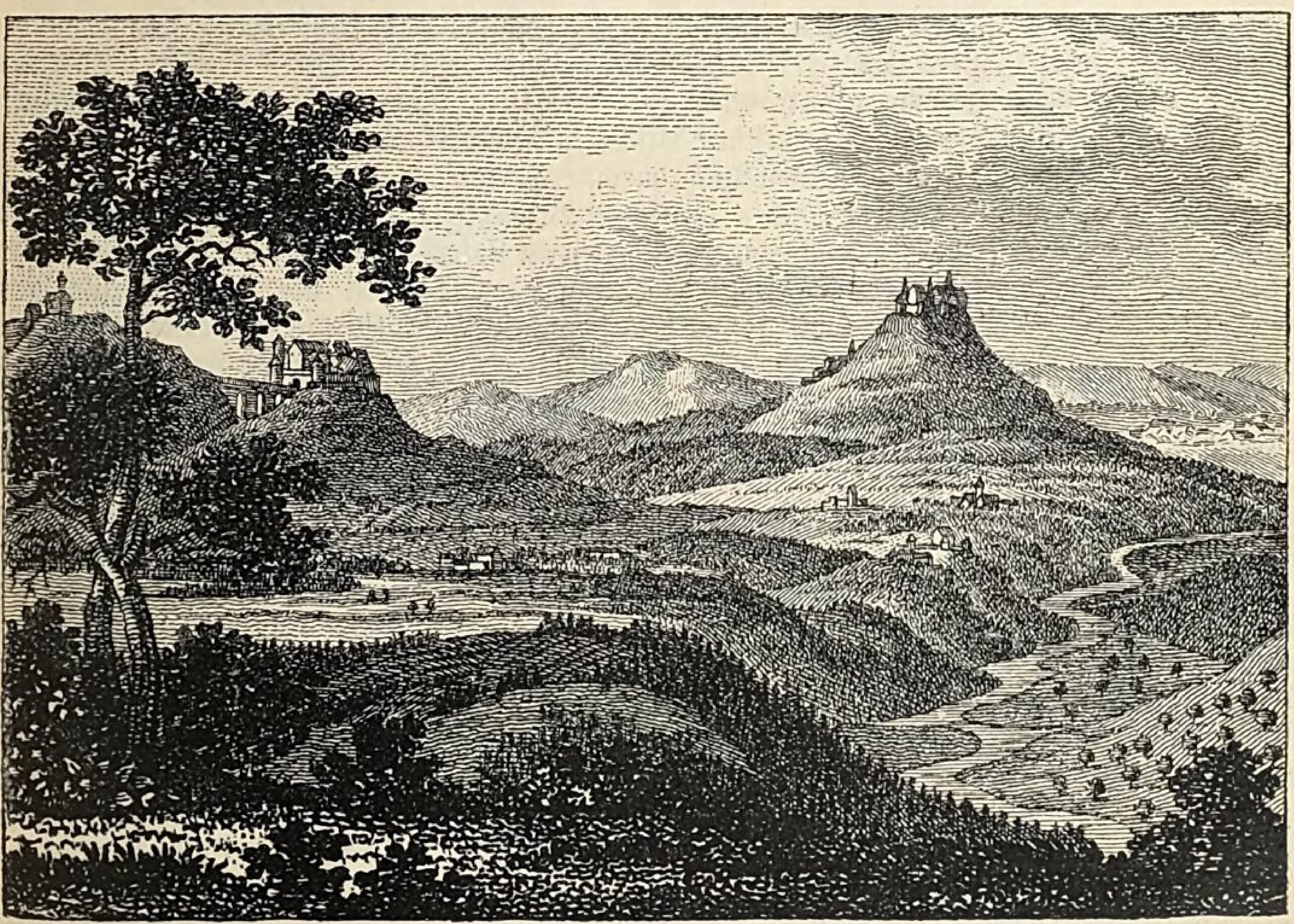
verstorbenen letzten Landgrafen Otto von Steffling immer noch keine Klarheit über die Hinterlassenschaft der Burggrafen und Landgrafen brachte, so ist doch andrerseits zu verstehen, daß auch Ludwig sich dem allgemeinen Geiste der Zeit, dem „Rechte" des öffentlichen Zugreifens gegenüber nicht nur passiv verhielt. Er nahm die bewegliche Habe seines verstorbenen Oheims, ohne auf Testament oder königliches Spolienrecht zu achten, an sich.

Auch im Salzburgischen tobte schon jahrelanger Krieg. Der Kampf drehte sich um die Salzwerke von Reichenhall und Berchtesgaden. Erzbischof Adalbert griff zur Exkommunikation, und da dieselbe nichts fruchtete, zu den Waffen. Der Bayernherzog wurde in den Streit hineingezogen. Die eigenen Ministerialen wüteten gegen den Erzbischof, der eine Zeit lang ihr Gefangener wurde. Noch waren die Wirren nicht gelöst, als Adalbert am 7. April 1200 starb. Sein Nachfolger wurde Eberhard, Bischof von Brixen, aus dem Hause der Truchsessen von Waldburg. Obgleich ebenfalls anfänglich auf der Seite Philipps, trat er doch mit Ludwig in gespanntes Verhältnis, während er mit Leopold von Oesterreich Freundschaft schloß. Freising, Regensburg, Salzburg standen gegen den Herzog. Allein mit ihm war Wolfger von Passau, dem er nach der Rückkehr aus dem heiligen Lande (1199) die Ortenburger vertreiben half. Aus alledem erkennen wir deutlich, wie auch in Bayern alle Bande gesprengt schienen. Die Ministerialen wüten gegen die Bischöfe, diese streben ihre Fürstenmacht auszudehnen im Gegensatze zur herzoglichen Gewalt, dazu ist der Wittelsbacher ein Neuling auf dem Herzogsstuhle, schlecht angesehen bei seinen ehemaligen Standesgenossen, und hier und dort erheben sich die Grafen direkt oder indirekt gegen ihn, ihre persönliche Macht zu verstärken. Da bedarf es der Aufmerksamkeit, Klugheit und Tapferkeit, sich zu behaupten, und das lange Schwanken des deutschen Thronstreites konnte nur noch mehr zersetzend auf diese überall sich regenden Interessen wirken. Die Auflösung schien vollkommen werden zu wollen, als jetzt zum Unglück aller auch noch der Friedensheld Deutschlands, Konrad von Wittelsbach, starb.

König Philipp erschien zur Beerdigung des großen Kirchenfürsten selbst in Mainz. Die Stadt war bedroht durch den Abfall der mächtigen Reichsministerialen Werner und Philipp von Bolanden. Außerdem aber suchte die welfische Partei hier Boden zu gewinnen. Die Mehrzahl des Mainzer Domkapitels erwählte auf Philipps Empfehlung den Bischof Lupold von Worms, aus der Familie der Schönfeld, zu Konrads Nachfolger, während die welfische Minderheit in Bingen den Domprobst Siegfried von Eppstein, den Schwager der Bolanden, zum Erzbischof erkor. Mit der Wahl Lupolds gab Philipp dem Papste die Handhabe zum Eingreifen, denn zur Uebernahme eines Bistums durch einen Bischof bedurfte man der päpstlichen Erlaubnis. Siegfried fand sofort die Hilfe des Welfen. Als Philipp sorglos dem Erzbistum den Rücken kehrte, ward Lupold bald aus Bingen vertrieben, und Otto IV selbst kam zum Weihnachtsfeste nach Mainz. Ein weiterer Schlag, der Philipp traf, war, daß ein Teil seines Schatzes dem Welfen in die Hände fiel, und derselbe dadurch wieder mehr Kredit gewann. Das linke Rheinufer ging dem Staufer verloren, ein großer Abfall der Ministerialen in der Rhein- und Moselgegend erfolgte, der Welfe Heinrich kam wieder in den Besitz seiner rheinischen Pfalzgrafschaft, und selbst vom Oberrhein her tönte dem Welfen Freundschaftskunde entgegen. Auch der Straßburger Bischof hoffte nun seiner alten Partei zum Siege verhelfen zu können. Auf einen schnellen Vorstoß kam alles an. Und Otto säumte nicht. Er drang bis Weißenburg vor, als er vernahm, Philipp sei im Anmarsch.

Ottos Erfolge hatten den Papst gleichfalls zum Vorgehen ermutigt. Am 1. März 1201 schrieb Innocenz dem Welfen, daß er ihn als König und künftigen Kaiser anerkenne. Mit dieser Parteinahme des Papstes wurde die Stellung der deutschen Bischöfe eine äußerst schwierige. Sie standen mit wenigen Ausnahmen auf der Seite des Staufers. Als Geistliche mußten sie den Befehlen des Papstes gehorchen; als Fürsten des Reiches waren sie an seine Autorität nicht gebunden. Innocenz aber machte seine geistlichen Spenden von der Willfährigkeit abhängig, mit welcher die Bischöfe in Reichsangelegenheiten seinen Zwecken zu dienen versprachen. Eberhard von Salzburg weilte in den Monaten Januar und Februar 1201 in Rom. Und durch ihn scheint Innocenz genauere Auskunft über Parteiungen und Personen in Deutschland erhalten zu haben, so daß er

von jetzt ab jeden einzelnen, den er ansprach, mit seinen Lieblingsgedanken locken konnte. Unter anderem schrieb er auch an Herzog Ludwig von Bayern und suchte ihm die Furcht vor den Welfen dadurch zu nehmen, daß er in Ottos, seiner Brüder und in seinem eigenen Namen versprach, daß alle Ehren und Würden ihm unverletzt erhalten bleiben sollten, wenn er Otto unterstützte; dem ward noch die Drohung angehängt, er könne dem Könige Otto den päpstlichen Schutz ferner nicht mehr versagen gegen jene, welche ihm noch widerstrebten, und sei daher gezwungen, gegen solche mit der ganzen kirchlichen Strenge zu verfahren. Man braucht Eberhard von Salzburg nicht für einen Verräter zu halten wegen jener Aufschlüsse, denn daß er dem päpstlichen Diplomaten in keiner Weise gewachsen war, zeigte sich nur zu bald, wie sich aus seinem Vorgehen ebenso die wirklich schwierige Stellung der deutschen Bischöfe deutlich erkennen läßt. Gegen die diplomatischen Künstler Roms waren diese Herren die reinsten Kinder.



Hohenstaufen und Rechberg. Nach einem Gemälde in der Johanniskirche in Gmünd.

Für Otto bedeutete die Annäherung des Papstes die Rettung. Innocenz hatte den Schritt gethan, als er von Ottos Vordringen gegen Mainz und Weißenburg hörte. Er wußte freilich noch nicht, daß der Welfe ebenso rasch das Terrain wieder räumen mußte, wie er es eingenommen hatte. Im wesentlichen hatte sich Ottos Lage, verglichen mit der Zeit seiner Wahl, weder gebessert noch verschlechtert. Er konnte also wie damals kein Bedenken tragen, die Rechte des Reichs den Forderungen des Papstes zu opfern.

Zu Neuß kam am 8. Juni 1201 der geheime Vertrag zustande, durch welchen sich Otto verpflichtete, die bisherigen Erwerbungen des päpstlichen Stuhles anzuerkennen und ihn bei der Behauptung derselben zu unterstützen. Er verzichtete auf alle Reichsrechte in dem Gebiete zwischen Radicofani und Ceperano, im Exarchat Ravenna, in der Pentapolis, der Mark Ancona, dem Herzogtum Spoleto, dem mathildinischen Lande, der Grafschaft Bertinoro und behielt sich nur die Verpflegung in diesen Gebieten bei seinem Krönungszuge vor. Er gelobte ferner, das Königreich Sicilien für die römische Kirche zu verteidigen und sein Verhältnis zum tuscischen und lombardischen Bunde nach den Wünschen

des Papstes zu ordnen. — Am 3. Juli 1201 versammelte sich ein Teil der Anhänger Ottos im Dome zu Köln, wo der Legat Guido von Präneste den Welfen kraft päpstlicher Vollmacht als rechtmäßigen König ausrief, ihm den Segen erteilte und über alle den Bann verhängte, welche sich ihm fortan widersetzen würden. So ward der neue „König der Römer durch Gottes und des Papstes Gnade", wie Otto sich später zu nennen beliebte, gemacht. Der Halbgott hatte die Mitregentschaft über die Welt angetreten. Wie weit von allem natürlichen geraden und redlichen Denken man allerseits abkam, beweist der Ausspruch des Papstes, als man sich über seine Legaten zu klagen erlaubte: „Gesetzt, daß Guido oder gar er selbst sich irgend etwas hätten zu schulden kommen lassen, so wären die Kläger doch verpflichtet, um der Ehre der Kirche willen es demütig und gehorsam zu tragen und nichts ans Tageslicht zu ziehen, was ihr zum Schimpfe gereichen könnte." Wir staunen einerseits über eine solch' impertinente Zumutung und andererseits müssen wir doch die großartige Anschauung des Papstes bewundern, der sich in so rückhaltloser Weise mit seinen Legaten für solidarisch erklärte und selbst den Glanz der Kirche durch Aufdeckung seiner eigenen Fehler nicht getrübt sehen möchte. Selbst im Irrtum verleugnet sich seine Herrschernatur nicht, aber wie klein erscheint sie, wenn wir ihr einen Gardolf von Halberstadt, einen deutschen Bischof gegenüberstellen! Der treue Mann geriet in Verzweiflung, als seine Fürstenpflicht durch des Papstes Vorgehen mit seiner Pflicht als Bischof in Konflikt geriet. „Sein deutsches Bewußtsein erlaubte ihm nicht, die Einmischung des Papstes in die Reichsangelegenheiten zu unterstützen; sein kirchliches Gewissen verbot ihm, dem Befehle des Papstes Ungehorsam, den Strafen der Kirche Nichtachtung entgegenzusetzen." Er wollte nach Rom, den Papst zum Rückschritt zu bewegen; er kam nicht dazu, weil ihn die furchtbare Aufregung aufs Krankenbett warf und tötete. Ein Lichtblick schießt herüber zu uns aus den brechenden Augen dieses braven, ehrlichen Mannes, aber schon wälzen sich schwarze Wolken über den einen erlösenden Strahl, und wir erinnern uns, daß sich die Geschichte jugendlicher Völker in den Extremen bewegt.

Auf staufischer Seite kam man nach einer Reihe von Vorverhandlungen am 8. September 1201 in Bamberg überein, in der bisherigen Weise auszuharren, und wahrscheinlich entschloß man sich schon damals, einen neuen Protest an den Papst zu senden. Aber schon weilten Verräter unter den Anwesenden. Philipps Kanzler Konrad von Würzburg hatte in Rom die Anerkennung des Papstes mit dem Wechsel der Partei erkauft. Sein Einfluß war ein verderblicher auf Philipp seit dieser Zeit, um so mehr, als dieser den Verrat nicht durchschaute und Konrad seine hohe Gunst noch in Bamberg erwies. Ebenso war in Bamberg anwesend Erzbischof Eberhard von Salzburg. Auch bei ihm hatte Innocenz seine Lockungen versucht, aber Eberhard vergaß seine Versprechen, wenn er solche gab, als er von seinen Füßen den Staub der Tiberstadt geschüttelt. Philipp erwartete auch ferner seine Hilfe und verlieh ihm in Bamberg die Klöster Frauenchiemsee und Seon, die also ihre Reichsunmittelbarkeit und ihren fürstlichen Heerschild verloren, wenngleich ihnen das aktive Lehensrecht urkundlich voll verbrieft war. Dieses enge Bündnis, welches Philipp mit der Salzburger Kirche schloß, scheint den Herzog Ludwig verstimmt zu haben, der gerade damals aktiv gegen Salzburg einzuschreiten begonnen hatte. Denn Ludwig fehlte nicht nur in Bamberg, sondern auch bei den nächsten wichtigen Aktionen der staufischen Partei bemerken wir seine Abwesenheit, obgleich dieselbe sich ebensowohl durch die Mißverhältnisse im eigenen Lande erklären läßt. Kaum ist anzunehmen, des Papstes Drohung habe Eindruck auf ihn gemacht.

Zu Halle entschloß man sich zu Anfang des Jahres 1202 zu einer abermaligen Vorstellung an den Papst. Der Protest ist aus den bischöflichen Kreisen hervorgegangen und verfehlte vollständig seinen Zweck, weil sich in ihm nur zu sehr die Zwitterstellung und die damit notwendig verbundene Energielosigkeit dieser Kreise verriet. Zudem hatte man so lange gezögert und beraten, daß der Papst schon eine Antwort auf dieses Manifest senden konnte, bevor es in seinen Händen war. Er hatte ja Leute, die ihm verrieten, was vorging. Die Gesandten, darunter Eberhard von Salzburg, erfuhren die Demütigung, daß Innocenz in ihrer Gegenwart ihrem Gegner Siegfried von Eppstein das Pallium für die Erzdiöcese Mainz verlieh.

Innocenz konnte so vorgehen, weil er unterdessen wohl erfahren hatte, wie das Königtum des Welfen sich zu befestigen begonnen. Graf Adolf III von Schauenburg erlag im Jahre 1201 der dänischen Uebermacht. Holstein war verloren. Von Hamburg aus versuchte der Graf noch einmal sein Glück, mußte sich aber am 26. Dezember dem siegreichen Waldemar, dem Bruder des Dänenkönigs Knud, ergeben. Graf Adolf war der alte Vertreter der staufischen Politik. Sein Fall weckte die Welfen auf. Sie eilten herbei und schlossen Bund und Freundschaft mit den Dänen. Otto IV gab auch hier gleich rücksichtslos das Interesse des Reichs für seinen persönlichen Nutzen preis. Er verlobte Helene, die Schwester Waldemars, mit seinem jüngsten Bruder Wilhelm und eine Tochter des Pfalzgrafen Heinrich, seines ältesten Bruders, mit Waldemar selbst. Der Erzbischof von Bremen mußte nun seinen Widerstand aufgeben. Bremen ergab sich, als Otto direkt von Hamburg heranrückte. Pfalzgraf Heinrich übernahm wieder die Lehen des Bremer Erzstiftes, welche einst sein Vater Heinrich der Löwe innegehabt. Durch diesen Bund mit Dänemark gesichert, schritten die welfischen Brüder zur Teilung ihres väterlichen Erbes. Pfalzgraf Heinrich, der Inhaber der bremischen Lehen, gewann die welfischen Güter zwischen Leine und Rhein; Wilhelm, der jüngste Bruder, erhielt die welfischen Territorien in Slavien und Holstein mit Lüneburg, König Otto aber Braunschweig und die im Harz und Thüringen zerstreuten Besitzungen.

Wohl war Otto nun als König anerkannt in dem ganzen Gebiete „vom Meer bis zur Mosel und Werra, von der französischen Grenze bis zur Elbe und bis in den Harz," aber die Festigung der welfischen Herrschaft im Norden machte auf gewisse Leute einen andern Eindruck, als man erwartet hatte. Wir wissen, wie einst das Erzbistum Köln durch den Sturz der welfischen Macht emporgekommen war. Nun erwarten wir von hier die Antwort.

König Otto und seine Brüder hatten dem Kölner Erzbischofe zwar wiederholt versichert, sie beabsichtigten keine Restauration des väterlichen Besitzes. Allein was waren damals Versicherungen, wenn man die Macht zu nehmen hatte! Jeder kleinste Anlaß von der Gegenseite genügte, alle Versicherungen hinfällig zu machen. Der Titel des Pfalzgrafen Heinrich — „Herzog von Sachsen" — gewann mit jenen Erfolgen im Norden eine ganz andere Bedeutung. An den nun folgenden Vorkehrungen aber erkennen wir, wie den Fürsten die Macht aus den Händen gewunden wurde, und die Städte zu einer Bedeutung gelangten, welche sie niemals vorher gehabt hatten. Als Otto nach Köln kam (Herbst 1202), brachten der Legat, die Geistlichkeit, der Stiftsadel und die Bürgerschaft eine nochmalige Verständigung zwischen König und Erzbischof zustande, aber für die Zukunft schworen Stiftsgeistlichkeit, Adel, Dienstmannen und Bürgerschaft dem Könige, den Erzbischof nötigenfalls zum Gehorsam zwingen zu wollen. Drei Mitglieder aus jedem der vier Stände sollten das Schiedsgericht bilden, welches zu entscheiden habe, ob man den sonst dem Erzbischof schuldigen Dienst dem Könige zu leisten habe. Otto verfügte also im Notfalle auch ohne den Erzbischof über die Mittel des Erzstifts und der mächtigen Stadt.

Der Schwachheit Erzbischof Johanns von Trier, der den Drohungen des Papstes und seines Legaten nicht zu trotzen vermochte, machten die Geistlichen, Dienstleute und Bürger von Trier am 11. Oktober gleichfalls ein Ende, indem sie sich unmittelbar mit Philipp selbst verständigten und ihm ihre Hilfe gegen Otto IV zusagten. In die gleiche Kategorie gehört die Ermordung Konrads von Würzburg, nur daß hier die Erhebung zu höherer Selbständigkeit nicht im direkten Anschluß an die Königsmacht, sondern auf eigene Faust mit gewaltsamen Mitteln versucht wurde und also notwendig zum Verbrechen führen mußte. Philipp mußte von der Mosel vor Otto zurückweichen. Er zog gegen Speier. Da fiel sein Kanzler Konrad offen von ihm ab (Anfang November 1202). Sogleich eilte der König nach Schwaben und rüstete gegen Würzburg. Aber am 6. Dezember wurde Konrad von seinen eigenen Dienstleuten, Bodo und Heinrich von Ravensburg erschlagen. Der Domscholaster Heinrich wurde sein Nachfolger im Bistum, im Kanzleramte folgte ihm Hartwich von Tollenstein, Bischof von Eichstädt.

Gegen Ende des Jahres 1202 schrieb Otto IV dem Papste, daß er demnächst einen großen Umschwung erwarte. Der Umschwung erfolgte; die Erhebung des Kanzlers Konrad



Siegel Otto IV.

bildete das Vorspiel desselben. Diesem Abfall folgte der Abfall des Landgrafen Hermann von Thüringen und König Ottokars von Böhmen. Im Mai führte Philipp seine Scharen gegen den Thüringer. Er mußte zurück, als von Norden Pfalzgraf Heinrich, von Süden der Böhmenkönig zum Schutze ihres Verbündeten herbeieilten. Der Feldzug blieb ohne Erfolg. Herzog Ludwig von Bayern hatte zwischen dem Könige und dem Landgrafen, als beide sich noch allein gegenüberstanden, einen achttägigen Waffenstillstand vermittelt. Er war nicht bei der Sache, denn im eigenen Lande gärte es, und es drängte ihn nach Hause. Die partikularen Interessen standen überall obenan, und wir müssen dessen stets eingedenk sein. Des Welfen Macht hatte den Höhepunkt erstiegen. Dazu kam das Unglück für Philipp, daß gerade in dieser Zeit eine Menge Bischofsstühle durch den Tod ihrer Inhaber erledigt wurden. Gewiß folgten zumeist Anhänger des Staufers, aber doch Leute, deren Anschauungen nicht wie die ihrer Vorgänger in der Vergangenheit ruhten, sondern die im Zwiste emporgekommen waren und nun suchten, zuerst ihre eigenen Interessen zu vertreten. Selbst ein Mann wie Diethelm von Konstanz wandte sich nach Rom um Lösung vom Banne. Das Interesse am Thronstreite erlosch zusehends, aber es erlosch nicht bloß auf der staufischen, sondern auch auf der welfischen Seite.

Namentlich im Südosten des Reichs war die Reichspartei in voller Zersetzung. Herzog Leopold von Oesterreich schloß Freundschaft mit dem Böhmenkönig. Erzbischof Eberhard von Salzburg wand sich wie eine Schlange zwischen den Versprechungen, welche er dem Papste gegeben, und seiner Gesinnung für den Staufer, auf den ihn sein Geschlecht verwies. Wir dürfen annehmen, daß nach der früheren Haltung des Salzburger Erzstiftes die Stimmung im allgemeinen nicht gar zu freudig für den Staufer war, ebensowenig aber für den Welfen, dessen Machtaufschwung gerade hier alles bedroht hätte. Eberhard stand mit Oesterreich in freundlichem Verkehr, mit Ludwig von Bayern dagegen nicht. Und als dieser jetzt aus Thüringen zurückkehrte und sich auf den Regensburger Bischof warf, trat Erzbischof Eberhard auf die Seite seines Amtsbruders. Es begann eine wütende Fehde, die Bayern schweres Unheil brachte und erst im folgenden Jahre (1204) beigelegt wurde. Bald nach dem Frieden ist Konrad III von Regensburg gestorben (23. April 1204). Ihm folgte aus dem Grafengeschlechte von Frontenhausen Konrad IV. In demselben Jahre erbaute Herzog Ludwig die Burg und Stadt Landshut, um sein Land gegen Regensburg sicher zu stellen.

Der Vertrag, welcher mit dem neuen Bischof alsbald (1205 zustande kam, ist bezeichnend für die Bestrebungen der Vertreter der Regensburger Kirche. Das erledigte Landgrafenlehen um Kuffstein und im Leukenthal erhält der Herzog sogleich, jedoch nur gegen die Zusicherung, daß im Falle seines Absterbens ohne gesetzliche Nachkommen acht seiner Burgen, darunter Landshut, mit allen Ministerialen, Einkünften und Eigenleuten der Regensburger Kirche zufallen sollten. Würde Ludwig zu Gunsten der Regensburger Kirche auch auf sein Herzogsamt verzichten, so sollte er ein weiteres Fürstenlehen erhalten. Bei der Wahl eines neuen Bischofs erhielt der Herzog Sitz und Stimme gleich einem Kanonikus oder Dienstmann. Gemeinschaftlich sollten die Grafenrechte ausgeübt, gemeinschaftlich der Landfriede geschützt werden.*) Also nach dem Herzogsamte strebt der Regens-

*) Man hat über einen noch ferner bezeugten Burggrafen Albert bisher gestritten. Daß es ein Graf von Bogen nicht sein kann, giebt man zu. Wittmann glaubt, es sei Albert von Prunnenlaite in diesem Albert von Regensburg zu sehen. Dem widerspricht Riezler (II. 31. Anmerk.), da derselbe der Regensburger Hansgraf, also ein Kaufmann gewesen sei, auf den die Uebertragung der Burggrafschaft nicht denkbar wäre. Riezler führt keine weiteren Gründe dafür an, und so glauben wir darauf verweisen zu müssen, daß zu gleicher Zeit in Köln das gleiche geschah. Auch dort verpfändete der Burggraf seine Burg an einen Bürger. Bedenken wir, daß es der damaligen Zeit viel mehr um die Einkünfte, als um die Rechte zu thun war, daß diese Einkünfte aus den Händen der Bürger am sichersten flossen, so wäre, was in Köln denkbar ist, auch in Regensburg denkbar, und zu den beiden Rivalen, dem Herzoge und



Ludwig der Kelheimer vollendet die Befestigung von Landshut 1204.
Nach dem Gemälde von Mosdorf.

burger Bischof. Während er indes diesem idealen Phantom nachging und sich mit Aussichten auf die Zukunft vertrösten ließ, schob der Wittelsbacher seine wirkliche Macht um eine gute Strecke weiter und vereitelte also das damals für den Bischof wohl erreichbare Ziel, Herr und Fürst in seiner Stadt zu werden. Immer noch blieb Regensburg zwischen Herzog und Bischof geteilt, und das bedeutete für den Herzog einen wirklichen Sieg. Allein es ist darauf hinzuweisen, daß auch hier die Rivalität der Großen das Schutzdach für die Entwicklung der unteren Volkskreise abgab, und mit diesem Erstarken der Bürgerschaft wird es auch in Regensburg dahin kommen müssen, daß die Stadt zur freien, zur Reichsstadt wird. Es ist wohl anzunehmen, daß Philipps Einfluß bei dem Zustandekommen dieses Vertrags von Wirkung gewesen ist, um so mehr, als er auch zu Anfang des Jahres 1205 den neuen Bischof von Regensburg, Konrad IV, zu seinem Hofkanzler ernannte.

Während Philipp hier bemüht war, Einigkeit und Frieden wiederherzustellen, lenkte er Rom gegenüber in ganz neue Bahnen. Otto rechnete mit dem Beistande des Papstes, dieser mit der Hilfe Ottos. Mit Zuversicht erwartete der Welfe den baldigen Abfall Süddeutschlands von Philipp, so namentlich des Erzbischofs von Salzburg und seiner Suffragane und der Herzoge von Bayern und Oesterreich. Er schrieb an Innocenz, daß er mit seinem Werke bis Mariä Lichtmeß 1204 fertig zu werden gedenke. Dieser dagegen verwandte sich für Otto bei den deutschen Fürsten. Im Dezember 1203 schrieb er an Herzog Ludwig, er solle sich nicht länger auf ein Schilfrohr stützen, sondern an jener Säule sich halten, „die auf des Felsens sichern Hort gestützt weder Regenschauer noch Sturmesfluten noch der Orkane Wucht erschüttern würden.“ Auch das war Phrase, denn bis zu jenem Zeitpunkt war es Innocenz nicht einmal gelungen, seine vormundschaftliche Regierung in Sicilien zur Geltung zu bringen. Bis zum Jahre 1202 hatte Markward von Anweiler hier mit Erfolg gegen die päpstliche Herrschaft gerungen. Nach dem Tode Markwards traten andere deutsche Hauptleute in des Verstorbenen Stelle.

Auf der andern Seite entwanden eine Stadt und sein Hauptgegner Philipp dem Papste die Leitung eines Unternehmens, auf welches er große Hoffnungen gesetzt hatte. Französische Ritterschaften hatten einen neuen Kreuzzug ausgerüstet. Von Venedig sollte die Ueberfahrt nach Syrien bewerkstelligt werden. Philipp gewann mit den Kreuzfahrern Fühlung durch den Markgrafen Bonifaz von Montferrat, den die Franzosen zu ihrem Führer erkoren hatten. Der König lenkte die Blicke des Markgrafen auf Byzanz. Hier war Philipps Schwiegervater, Kaiser Isaak II Angelus, im Jahre 1195 von seinem Bruder Alexius III gestürzt, geblendet und gefangen genommen worden. Der Sohn des Gefangenen, Alexius IV, wandte sich an den deutschen König um Hilfe. Der konnte nicht. Aber jetzt zeigte sich eine Gelegenheit. Zugleich mit Philipps Wünschen war das Auge des Dogen Dandolo von Venedig auf Byzanz gerichtet. Den Kreuzfahrern fehlte das Geld zur Ueberfahrt. Der Doge machte ihnen den Vorschlag, sie sollten gemeinschaftlich mit den Venetianern Zara erobern. Das geschah, und hier erschienen Philipps Gesandte, den Markgrafen von Montferrat und die Kreuzfahrer weiter gegen Konstantinopel zu treiben. Es ist bekannt, daß dieser Plan ausgeführt, Konstantinopel im Juli 1203 erobert, Isaak II restauriert, und Philipps Schwager Alexius IV zum Mitregenten ernannt wurde.

Der spätere Ausgang dieser Unternehmung hat gezeigt, daß hier das deutsche Interesse zurücktreten mußte hinter zwei andern Richtungen, von denen die eine in dieser

---

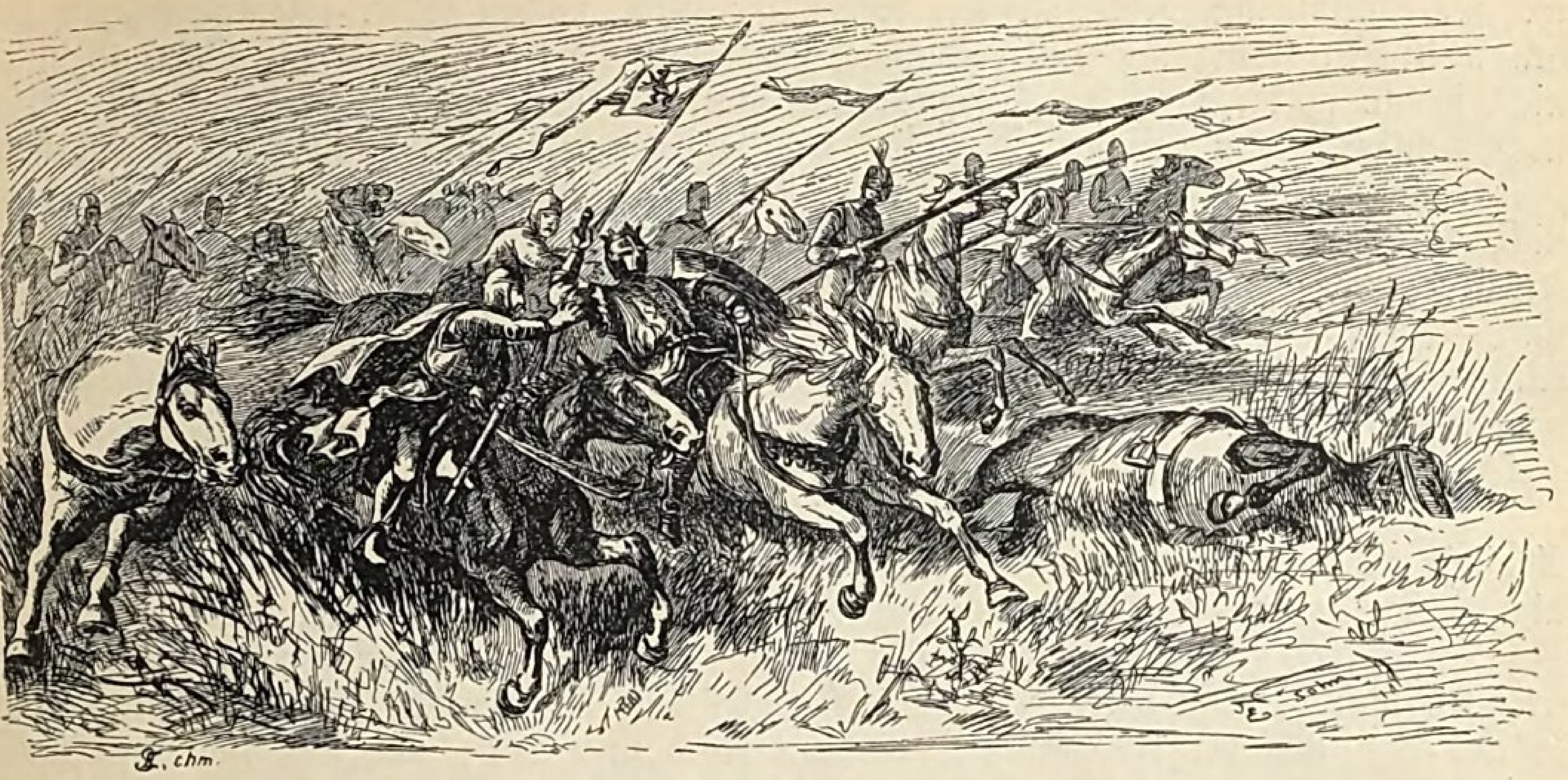
Bischof, träte als dritter die Bürgerschaft selbst hinzu. Eben darin liegt ja der ganze soziale Wandel damaliger Zeit begründet, daß durch die reale Macht des sicheren Arbeitsgewinnes die ideale alter und unsicher gewordener Rechte abgelöst wird und so das Geld einen Zufluß von höheren Rechten und Freiheiten in Standeskreise ermöglicht, welche derselben bisher entbehren mußten. Der städtische ministerialische Patrizier, der ländliche Dienstmann und der Inhaber der Hofämter sind ständisch noch nicht so schroff geschieden, um nicht in ihrem gemeinsamen Interesse immer wieder Vereinigungspunkte zu finden. War diese gemeinsame Bildung städtischer und ritterlicher Kreise die Grundlage, aus der auch die duftende Blume der höfischen Poesie emporschoß, so war sie ebenso der Boden, der die Rechte und Freiheiten höherer Gesellschaftskreise auffog und dann als speziell städtische Gebilde wiederum emportrieb.

Zeit zuerst zur Verkörperung strebte. Das Handelsinteresse Venedigs sollte zunächst durch diesen Zug gefördert werden; dann aber schob sich die romanische Welt, anfangs gemäß den Plänen Philipps, später gegen dieselben in die neu gewonnene Position hinein. Die römische Kirche hatte sich durch die Androhung des Bannes gegen die französischen Ritter einstweilen jeder Handhabe begeben. Wollte sie in dieser Angelegenheit mitreden, so vermochte sie das eben nur durch Philipps Vermittlung. Und auf diesem Wege kam Philipp der Kurie entgegen. Der Prior der Kamaldulenser und der Mönch Otto trafen im Mai 1203 bei Philipp ein. Vor der Welt handelten sie im eigenen Antriebe, im geheimen waren sie vom Papste beauftragt, zu hören, wie weit etwa der Staufer gehen würde. Und dieser wiederholte nun in einer mit Goldbulle versehenen Urkunde zuerst, sein Kreuzzugsgelübde in passender Zeit erfüllen zu wollen. Dann gelobte er, der Kirche alle ihre von ihm oder seinen Vorfahren widerrechtlich entzogenen Besitzungen zurückzugeben, auf das Spolienrecht zu verzichten, volle Freiheit der geistlichen Wahlen, Wiederherstellung der klösterlichen Disziplin, Einschränkung der Vogteirechte. Ferner versprach er, falls Gott ihm oder seinem Schwager Alexius das griechische Kaisertum verleihe, dahin zu wirken, daß sich die griechische Kirche der römischen unterwerfe, dieser ein ergebener Sohn und treuer Verteidiger zu sein und ein Reichsgesetz zu erlassen, wonach der kirchlich Gebannte auch zugleich der Reichsacht verfallen sein sollte. Das für den Papst! Dem „Grafen von Segni“ bot Philipp außerdem die Vermählung einer seiner Töchter mit einem Neffen Innocenz III an.

Der Papst hielt an sich, weil er mußte. Seine Politik beruhte nicht mehr auf nationaler Grundlage, wie es anfänglich schien, sondern er verfolgte einseitig die Interessen der Kirche. Die Lombarden sagten sich damals (Juli 1203) von seiner Politik los und gingen ihren eigenen Interessen nach. Was lag ihnen am deutschen Könige, zumal derselbe doch nur dem Papste das Werkzeug abgeben sollte, die päpstliche Herrschaft statt der kaiserlichen in Italien zu begründen! Hier sind die Grenzen der zukünftigen kaiserlichen und päpstlichen Politik; sie heißen: Venedig, lombardischer Bund und Köln. Da weiß man, was man will, und diesen Willen wird man durchzusetzen suchen trotz Kaiser und Papst.

Das Jahr 1204 brachte endlich die Entscheidung. Hatte Otto auf den Uebertritt der süddeutschen Fürsten gehofft, so geschah nun etwas ganz anderes. Philipp trat in den Fasten einen Zug gegen Norden an, brachte der Goslarer Bürgerschaft frische Kraft und neuen Mut, zog dann gen Burgdorf, wo ein welfisches Heer ihn erwartete. Da trat Ottos Bruder, der Pfalzgraf Heinrich, zu dem Staufer über, noch ehe es zur Schlacht kam. Im Juli brach Philipp dann mit Schwaben, Franken und Bayern in Thüringen ein. Der Landgraf schaute nach Hilfe aus. Wohl zog der Böhmenkönig wie im vorigen Jahre heran, lavierte sich aber in sein Land zurück, als er die Stärke des Gegners erfahren. Hermann von Thüringen mußte sich ergeben. Sofort rückte Philipp nun dem flüchtigen Böhmen nach. Noch einmal verjagt, suchte Ottokar den Frieden. Er hatte durch sein Herüber und Hinüber nur gewonnen, während Thüringen die Zeche bezahlte. Am 11. November folgte zu Koblenz der Uebertritt Erzbischof Adolfs von Köln und des Herzogs Heinrich von Brabant. Wohl hielt die Stadt Köln noch bei Otto aus. Aber der Hauptmacher des welfischen Gegenkönigtums hatte sein eigenes Werk verlassen. Nun war Philipp imstande, sich vom rechten Manne am rechten Orte krönen zu lassen. Zum 6. Januar 1205 wurde die Krönung in Aachen durch Erzbischof Adolf von Köln festgesetzt. Aus derselben Hand, an derselben Stelle hatte vor nicht gar langer Zeit auch Otto IV seine Krone empfangen. „In dieser Zeit des Thronstreites wurde jene grausame Bestie, die Habsucht, den Menschen so vertraut und lieb, daß um ihretwillen christliche Mächte der Gerechtigkeit und Treue absagten, ihrer Eide nicht achteten und Meineide für nichts hielten.“ So Cäsarius von Heisterbach.

Vergebens blieben die Drohungen und Strafen des Papstes. Als Erzbischof Adolf am 19. Mai 1205 gebannt, als er am 19. Juni abgesetzt, und Bruno von Sain an seine Stelle gewählt wurde, erkannte man in Köln den letzteren an, aber die Herren außerhalb Kölns hielten an Adolf fest. Der Kampf entbrannte, aber an den Mauern



Otto IV wird bei einem Ausfall von Köln verwundet.

der Stadt und dem Mute der Bürger versagten die kriegerischen Mittel der Zeit. Mit der Kräftigung der staufischen Macht ward auch die Teilnahme am Kampfe wieder lebhafter. Im September führte Philipp ein Heer heran. In seinem Gefolge waren die Herzoge Leopold von Oesterreich und Ludwig von Bayern, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, und andere Fürsten. Der Reichsmarschall Heinrich von Kalden weilte an Philipps Seite. Anfangs Oktober bestürmte man Köln fünf Tage lang. Bei einem Ausfall wurde König Otto verwundet, aber die Stadt hatte ihre Widerstandsfähigkeit dargethan. Dieses Mißlingen des staufischen Angriffs bestärkte Innocenz III in seiner Theorie. Er erkannte Bruno im Dezember als Erzbischof an und bestätigte der Stadt Köln ihre Gewohnheiten und Freiheiten.

Doch immer energischer vollzog sich der Umschwung zu Gunsten Philipps. Sieht man jetzt nach den deutschen Bischöfen, so findet man sie beherzter. Selbst der vorsichtige Eberhard von Salzburg kam wieder an den Hof des „gebannten" Königs. Als dieser dann im Juni 1206 eine Versammlung in Nürnberg abhielt, fand sich auch Wolfger ein, der von dem Passauer Bischofsstuhl als Patriarch nach Aquileja berufen worden war. Obgleich er als Legat des Papstes erschien, ließ er sich dennoch von Philipp in Nürnberg die Investitur erteilen. Wolfger muß man es zuschreiben, daß die friedliche Stimmung am staufischen Hofe die Oberhand gewann. Philipp erließ ein Schreiben an den Papst. Es geschah dies um dieselbe Zeit, als Goslar von Gunzelin von Wolfenbüttel eingenommen und welfisch wurde. Aber vor Köln mußte die letzte Entscheidung fallen. Im August zog Philipp den Rhein hinab. Der Reichsmarschall stieß an der Roer bei Wassenberg auf ein kölnisches Heer, welches Erzbischof Bruno zum Schutze des Herzogs von Limburg hinausgeführt hatte. Der volle Sieg fiel den Reichstruppen zu, und Bruno geriet selbst in die Gefangenschaft Heinrichs von Kalden. Dieser vermittelte denn eine Zusammenkunft zwischen Philipp und Otto. Sie blieb erfolglos. Da beschloß man in Köln die Unterwerfung. Philipp erneute der Stadt ihre Privilegien, während die Kölner unter anderem versprachen, sich bei dem Papste für die Wiedereinsetzung Adolfs zu verwenden. Im März 1207 sollte Philipp die Huldigung der Kölner empfangen. Das geschah, und der Staufer hielt an Ostern (21. April) seinen Einzug in die Stadt. Er gewährte den Bürgern das Recht, sich nach Gutdünken zu befestigen, Zollfreiheit in Boppard und Kaiserswerth, dazu das Recht, sich von der Durchsuchung ihrer Schiffe durch königliche Beamten nach zollpflichtigem Gut durch einfachen Eid zu befreien.

War auch Ottos IV Stellung vollkommen erschüttert, er hoffte noch. Nach Dänemark eilte er, den Dänenkönig zu thätiger Unterstützung anzufeuern. Dänische Truppen besetzten Braunschweig. Waldemar trug die Unkosten der Ueberfahrt Ottos nach England,

wo der Oheim nun dem sinkenden Neffen die Hand reichen sollte. König Johann fand den welfischen König mit einer Summe von 6000 Mark ab. Und wie Ottos Geist sich nicht sobald in die Rolle des Besiegten hineinzufinden vermochte, so derjenige des Papstes noch weniger. Er verstand es nicht, daß sein vermeintliches Recht nicht gesiegt hatte. Nur langsam und zögernd erwiderte er die entgegenkommenden Schritte des Staufers, nicht dem Willen, der Notwendigkeit folgend. Einen Waffenstillstand schlug er statt eines Friedens vor. Im Hinausziehen der Entscheidung lag ja nur noch seine eigentliche Stärke und — sein Vorteil. Aber da mußte er sich von einem Erzbischof von Salzburg wegen seiner Zweideutigkeit strenge zur Rede stellen lassen, und die Anklage des Erzbischofs zu widerlegen vermochte er nicht. So wird die Einfalt zum Richter der Weisheit, wenn diese sich in idealen und luftigen Abstraktionen und theoretischen Phrasen verirrt.

Von Köln war Philipp rheinaufwärts gezogen. In Straßburg stieß Wolfger von Aquileja zu ihm, der eben aus Rom zurückgekehrt war, wo er mit Erfolg eine Beschleunigung der päpstlichen Politik betrieben hatte. Er meldete die Ankunft zweier päpstlichen Legaten. Nach Worms ward anfangs August 1207 das Hoflager verlegt. Und hierher strömten nun die Anhänger des Staufers. Er war der deutsche König. Man erkannte es aus der Zahl der Anwesenden, die von Nord und Süd, von Ost und West herbeigeeilt waren. Die bayerische Kirche war durch ihren Metropoliten, den Kanzler Konrad IV von Regensburg und Manegold von Passau vertreten; Herzog Ludwig fehlte ebenfalls nicht, und viele bayerische und schwäbische Herren fanden sich außer den sächsischen und fränkischen ein. Die Legaten sprachen Philipp vom Banne los und eilten dann zu Otto, ihn zur Niederlegung der Krone zu bewegen. Da kamen sie schön an. Keine Versprechungen und Verheißungen halfen da etwas. Otto blieb starr. Nur ein Waffenstillstand bis zum 24. Juni 1208 wurde in Quedlinburg Ende September 1207 vereinbart.

Dem Staufer blieb der Sieg. Wir waren bisher gewohnt, bei Siegen des Königtums nach den Mitteln zu sehen, mit denen sie errungen wurden. Da fällt uns nun zuerst auf, daß dieser ganze Bürgerkrieg an Feldschlachten sehr arm ist. Die Städte geben den Ausschlag. Belagerungen sind die Hauptsache. Dann hatten wir eine zeitlang die Gleichgültigkeit des Laienadels zu verzeichnen, welcher seinem eigenen Vorteil nachging und sich in Privatfehden einließ. Die mißliche Lage der Bischöfe ward uns klar. Sie konnten nicht, wie sie wollten. Und doch beruhte auf dem Zusammengehen des Königtums und der Kirche, der königlichen und bischöflichen Ministerialität, die Stärke des ersteren, wie es von Friedrich I wiederhergestellt war. Philipp war bemüht, den Klerus auf seiner Seite festzuhalten. Er konnte dies nur durch große materielle Opfer. Wir hörten von der Verfügung über Chiemsee und Seon zu Gunsten des Erzbischofs von Salzburg. In der ersten Zeit, da es sich um seine Anerkennung, in der letzten, da es sich um die Entscheidung handelte, bemühte sich Philipp ebenso mit großen Opfern um die Höhe der weltlichen Fürsten und Herren. Im übrigen war er jedoch auf seine eigene Ministerialität in der meisten Zeit allein angewiesen. Es ist nun klar, daß die sich ohne ihren bisherigen Rivalen, ohne das Gegengewicht der bischöflichen Ministerialität, ihres Wertes und ihrer Macht ganz bewußt wurde. Mit der Verpfändung des königlichen Gutes war ihr nicht mehr gedient, Philipp mußte Verlehnungen vornehmen. Lehen zu erwerben, das war die Tendenz, welche hier vorlag, „den allodialen Hofdienst in einen Lehendienst zu verwandeln.“ Ebenso klar ist es, daß diese Tendenz bald über die Kreise der staufischen Ministerialität hinausdrang und allgemein wurde. „Aber dieser Lauf der Dinge schloß eine große Gefahr für das staufische Gut in sich. Heimlich und ganz allmählich vollzog sich dieser Prozeß, der die allodialen Güter der Dynastie mehr und mehr entfremdete, ihre Nutzbarkeit beschränkte, die Leistungen von dem guten Willen der Ministerialen abhängig machte.“ Mag man nun die Erzählung des Ursberger Chronisten ganz oder teilweise annehmen oder verwerfen, wir werden nicht umhin können, nach dieser Seite die Augen offen zu halten. Die Grundlagen der staufischen Macht beginnen zu wanken und sich zu verschieben, und das bedeutete bisher immer den nahenden Untergang der Dynastie. Der Chronist aber erzählt von Philipp: „er war weichen Sinnes, mild, leutselig, gütig, freigebig, zarten Körpers, von heitern und schönen Zügen, blondem Haar,

mittlerer Größe, eher schlank als breit. Da er keine Gelder hatte, um den Sold den Rittern zu zahlen, so begann er zuerst die Güter zu verschleudern, die sein Vater Friedrich weit und breit in Deutschland zusammengebracht hatte, so daß er jedem freien Herren und Ministerialen Dörfer oder ländliche Grundstücke oder Kirchen, die ihm gehörten, verpfändete. Und so geschah es, daß ihm nichts übrig blieb, als der leere Name der Landesherrschaft und die Städte und Dörfer, in denen Märkte gehalten werden und wenige Burgen im Lande." Verpfändet hat also Philipp und hier und dort, wie dies Frey nachgewiesen, belehnt. Die Belehnung bedeutete damals eine Besitzentäußerung. Ein zweiter Umstand ist der: die Ritter verlangen für ihre Dienste Sold. Ihren Anschauungen nach sind sie nach Lehn- oder Hofrecht nicht zum Dienste verpflichtet, sondern der muß obendrein bezahlt werden. Nun, was sich hier und dort mit königlicher Zustimmung vollzog, geschah anderswo ohne dieselbe. Das Königtum hat nicht mehr wie einst die Ministerialen unbedingt in seiner Hand, sondern diese sind daran, das Königtum in die ihrige zu bekommen. War einmal das Gut dahin und zeigte sich nicht bald die Möglichkeit, dasselbe auszulösen oder zurückzunehmen, so war auch von dem an ihm haftenden Hoheitsrechte nicht viel mehr zu halten. Der Besitz gibt die Macht und sie schafft in jener Zeit das Recht. Uebertrieben scheint uns daher an jener Nachricht nur zu sein, daß der Chronist die Initiative bei Philipp sucht. Er war es vielmehr, der durch den Gang der Entwicklung in diese Bahnen gedrängt wurde.

Philipp stützte sich anfangs auf die staufischen Einkünfte aus den Gütern und Burgen, auf seinen Schatz und seine Dienstmannen. Demgegenüber stützte sich Otto auf das reiche Köln. Die welfische Städtepolitik kommt hier wieder zum Vorschein. Der Erzbischof von Köln ist eine Zugabe, von der Ottos Verfügung über die Mittel Kölns nicht abhängig ist. Je mehr nun Philipp die alten Mittel versagten, drängt es ihn in die gleiche Bahn, welche Otto bereits eingeschlagen. Schon vor seiner Wahl hatte er durch das Privileg, welches er Speier ausstellte, die Besteuerung vom Bischof an sich selbst gebracht. Später wurde Straßburg in den direkten Dienst des Reiches gestellt, ebenso, wenn auch nicht in gleichem Umfange, Trier. In Regensburg zog er selbst Kleriker und Juden und diejenigen, welche zu einem Geschäfte Kapital hergaben, zur Besteuerung heran. „Die gesamte Wirtschaft des Reiches ging einer Umwandlung entgegen, welche Geldsteuer und Geldwirtschaft an die Stelle der Naturalleistungen und der Domänenwirtschaft setzen und die großen Städte, die bedeutendsten Sammelpunkte des Geldes und daher auch die ergiebigsten Geldquellen der unmittelbaren Herrschaft der Bischöfe entziehen und sie neben diesen zu wichtigen, selbständigen Gliedern des Reiches machen zu wollen schien." Das ist die Tendenz, wie wir sie heute klar erkennen, zu deren Erkenntnis in damaliger Zeit es jedoch einer langen Erfahrung und vielfacher Fehlgriffe bedurfte. Und den Anfang dieser Bewegung führt der Ursberger Chronist auf Philipp zurück. Hätte er ihn auf den Bürgerkrieg zurückgeführt, er würde besser verstanden worden sein. Denn lockte an sich schon der raschere und größere Erwerb die Leute immer mehr nach den Städten, so mußte dies erst recht geschehen, als das Land durch den Bürgerkrieg vollends unsicher wurde, und sich die Arbeit draußen immer weniger lohnte. Vom Lande aber drangen, wie die Hunde der Fährte des Wildes folgend, mit ihren bisherigen Abgaben und Dienste leistenden Untergebenen die Herren in die Städte, welche nun hier eine Entschädigung dafür suchen mußten, was ihnen draußen verloren gegangen war. Also nicht Willkür, sondern ein festes und unumstößliches Gesetz der Bewegung war es, was auch Philipps Aufmerksamkeit auf die Städte und Märkte lenkte, und wenn auch nicht in der Ursache, so scheint uns der Ursberger Chronist doch in den Wirkungen klar gesehen zu haben.

Prinzipiell und nach bestimmtem Systeme zu verfahren, konnte Philipp bei seinen Verleihungen nicht in den Sinn kommen. Er verlieh Reichsgut, Hausgut, Hoheitsrechte und Geld. Wo er des ferneren Beistands sicher war, oder ihn sichern wollte, zögerte er nicht, auf Regalien zu verzichten, sei es nun Städten oder Fürsten gegenüber. Hob er die Zölle für Straßburg, Trier, Köln teilweise auf, so lag dieses in seinem eigenen Interesse. Was er bisher außerhalb der Stadt bezogen hatte, ward durch Hebung ihres Handels und damit der Leistungsfähigkeit der Stadt selbst gedeckt. Daß er das

Bergwerksregal in Brixen und Quedlinburg den Bischöfen und an der Enns das Kloster Rot gegen Vorbehalt des Gewinnanteils abgab, ist nicht als Verschleuderung anzusehen. Konnte er doch hoffen, daß ihm so indirekt zufließen würde, was er direkt nicht oder nur mit schwerer Mühe erlangen konnte. Und so sprechen Zweckmäßigkeitsgründe bei den meisten andern Verleihungen mit.

Eins aber ist sicher: die also Ausgestatteten dachten natürlich in erster Linie an ihren Vorteil, nicht an den des Königs. Damit geriet dieser in gewisse Abhängigkeit. Ein zweiter Punkt war der, daß sich durch die Verschiebung der Grundlagen die Kirche mit ihren Hoheitsrechten immer mehr in die Ecke gedrückt sah. Wo sie einst allein geherrscht, da traten nun mit dem Zufluß fremder Untergebener auch fremde Ansprüche auf. Die allgemeine Unklarheit der Rechtstitel vermehrte sich durch willkürliche Deutungen, durch die gleichzeitigen Bestrebungen von unten nach Autonomie, von oben nach Erhaltung der alten Einkünfte. Zugeständnisse wurden hin und her gemacht. Die idealen Ansprüche verstummten immer mehr vor den realen, und der Geistlichkeit blieb schließlich nichts anderes übrig, als sich dahin zu wenden, wo sie die Bestätigung ihrer idealen Ansprüche erwarten konnte: nach Rom. „Kaum blieb ein Bistum, eine geistliche Würde oder eine Pfarrkirche übrig, die nicht streitig wurde, und wo nicht die Entscheidung nach Rom gelangte, aber nicht mit leerer Hand." „Walthers Klage, daß das deutsche Geld in den wälschen Schrein dahinfahre, erhält durch die weiteren Zornesergüsse des Ursberger Chronisten gegen die Kurie ihre Bestätigung." Das simonistische Geschäft, welches einst, von den Kaisern und Fürsten geübt, der Kurie so große Schmerzen machte, scheint ihr, da sie es selbst ausübte, gar nicht schlecht gefallen zu haben. Die Klagen hierüber wuchsen enorm, und schon wird es zur Redensart in päpstlichen Schreiben, seine Legaten hätten „ihre Hände von der Empfangnahme jedes schimpflichen Geschenkes fernzuhalten," ja Innocenz mußte Belohnungen aussetzen dafür, wenn seine Legaten diese Enthaltsamkeit üben sollten. Zum Bestechen gehören aber immer zwei, einer, der gibt, einer, der empfängt. An sittlicher Hoheit wird kaum einer vor dem andern etwas voraushaben. Außerdem müssen wir darauf hinweisen, daß nicht nur geistliche Fürsten dieser Art von Bereicherung zugänglich waren, sondern fast alle ohne Ausnahme, und außer den Fürsten alle andern Gesellschaftsklassen. Das Urteil damaliger Zeit war in dieser Beziehung eben ein anderes wie heute, und kommt es nur darauf an, festzustellen, wie in diesem Vorgehen, welches sich allmählich zur regelrechten Praxis ausbildete, die allgemeine Abirrung von der glatten und geraden Bahn vollständig klar wird. Der Wandel der sittlichen und geistigen Grundlage ist neben dem der materiellen überall in vollem Gange, und wie großartig erscheinen uns gegen die Anschauungen dieser Zeit die von tiefer Religiosität durchdrungenen Anschauungen eines Heinrich III, eines Gregor VII! Man hat Innocenz III mit Gregor VII vielfach zusammengenannt, aber zwischen beiden besteht eine Kluft, welche durch äußerliche gleichartige Bestrebungen nicht überbrückt wird — der Wandel des inneren geistigen Lebens. Wir werden dies noch mehr erkennen, wenn wir die beiden geistigen Bewegungen in ihren letzten Resultaten, den neuen Mönchsorden, dort der Cisterzienser und Prämonstratenser, hier der Franziskaner und Dominikaner zu besprechen haben.

Der Thronstreit war für die Deutschen mit dem Falle Kölns beendet. Die letzte formelle Auseinandersetzung mit Innocenz und Otto IV berührte die Deutschen sehr wenig, und so ist es erklärlich, daß man auf dem Reichstag zu Augsburg (30. November 1207) von der früheren schroffen Haltung gegen ein päpstliches Schiedsgericht abließ. Die Bedeutung, welche man diesem Schiedsgerichte beilegt, scheint uns übertrieben. Es war im Grunde doch nur mehr der Abschluß eines Geschäfts, bei dem es beiden Teilen darauf ankam, möglichst billig wegzukommen und vielleicht noch etwas herauszuschlagen. Wurde damit formell ein sogenannter „Präcedenzfall" geschaffen, so achtet man das eben in Zeiten wenig, wo man sich der eigenen Macht bewußt ist, mit der man mit oder ohne Präcedenzfall seinen Willen durchzusetzen vermag. Wenn also Innocenz III immer noch versuchte, in dem deutschen Thronstreite eine wenn auch nur scheinbare Rolle zu spielen, so handelte er als wohlbedachter Diplomat, der jede Eventualität ins Auge faßt; wenn die deutschen Fürsten ihm jetzt entgegenkamen, so thaten sie es, weil ihm dieses persönliche

Geschäft des Staufers sehr gleichgültig sein konnte. Wirkliche Gründe hatte der Papst nicht mehr, Philipp entgegenzutreten, und von diesen Gedanken ließ er sich leiten, als er seinen Legaten Auftrag gab, Lupold von Mainz und Adolf von Köln vom Banne zu lösen. Es blieb aber bei ihrer Absetzung. Auch in Sicilien wird der Papst kaum mehr gestritten haben, da im nächsten Jahre seine Vormundschaft ihr Ende erreichte, und Friedrich mündig wurde. Zudem war seine Aufmerksamkeit nach anderer Seite in Anspruch genommen. Im Jahre 1204 kam es in Byzanz durch die französischen Herren zur Errichtung eines lateinischen Kaisertums. Der romanische Einfluß schien hier den deutschen vollkommen verdrängen zu wollen, und Innocenz war die Aussicht geboten, die griechische Kirche seiner Herrschaft wieder zu unterwerfen. Wolfger von Aquileja hatte die deutsche Gesandtschaft nach Rom geführt (März 1208). Er brachte den Frieden zum Abschluß.



Tod Philipps von Schwaben.

Innocenz verzichtete auf die Eroberung in Mittelitalien, hielt aber an dem Anerbieten Philipps vom Jahre 1203 fest, einen seiner Neffen mit einer Tochter Philipps zu verehelichen und dieses Paar mit dem Herzogtum Tuscien auszustatten. Wenn Philipp dann nach Italien komme, werde er ihm die Kaiserkrönung nicht versagen. Von Otto IV und dem formellen Schiedsgericht war nicht mehr die Rede. Da trat ein Ereignis ein, welches alles wieder in Frage stellte.

König Philipp rüstete seit dem Frühjahr 1208 zum letzten Waffengang gegen seinen Rivalen. Gewaltige Kriegermassen sammelten sich um Bamberg und Quedlinburg. Am 21. Juni vermählte Philipp seine Nichte Beatrix, die Tochter und Erbin des Pfalzgrafen Otto von Burgund, mit dem Herzoge Otto von Meran. Nachdem er das Brautpaar noch eine Strecke begleitet hatte, kehrte er in den bischöflichen Palast zurück, wo er den Nachmittag in Ruhe zu verbringen gedachte. Konrad von Scharfenberg, der Bischof von Speier und der Truchseß Heinrich von Waldburg leisteten ihm Gesellschaft. Da kam der bayerische Pfalzgraf Otto von Wittelsbach mit einer Schar Bewaffneter zum Palaste und

begehrte Einlaß. Anstandlos wurde derselbe gewährt. Er trug sein blankes Schwert, wie er dies öfters zu thun pflegte, wenn er den König mit seinen Schwertkünsten zu ergötzen kam. Philipp hatte sich zur Ader gelassen und begehrte, vom Spiel heute zu lassen. „Es soll auch diesmal kein Spiel sein!“ rief Otto, stürzte sich auf den Wehrlosen, und sein blanker Stahl bohrte sich in die Kehle des Königs, der nach einigen taumelnden Schritten tot zusammenbrach. Alles das geschah so schnell, daß die Hilfe des Truchsessen zu spät kam, und Otto dem Hiebe desselben bereits wieder begegnen konnte. Der Truchseß wurde verwundet, und der Mörder entkam.

Wir wissen, daß Ehen in damaliger Zeit nach politischen Gesichtspunkten geschlossen wurden. Wir wissen ferner, daß noch im Jahre 1207 die Töchter Philipps zur künftigen Ehe stark begehrt wurden. Pfalzgraf Otto, der Sohn des Pfalzgrafen Otto VII und der Neffe des ersten wittelsbachischen Herzogs, war nun aber mit jener Tochter Philipps seit dem Jahre 1203 verlobt, welche dieser jüngsthin dem Neffen des Papstes versprochen hatte. Das frühere Versprechen war gebrochen. Ohne großes Herzeleid, wie es scheint, sah sich der Pfalzgraf nach einer andern Partie um und fand eine passende Braut in Gertrud, der Tochter Herzog Heinrichs von Schlesien. Da soll nun aber König Philipp ebenfalls und zwar heimlich hindernd in den Weg getreten sein. — Andrerseits wissen wir, daß Mordthaten aus politischen oder persönlichen Gründen damals keine Seltenheit waren, daß zu diesem Mittel alle, auch die Höchstgestellten, griffen, und selbst Päpste und Kaiser solcher Schandthaten oftmals bezüchtigt wurden. So war schon Philipps Bruder, Konrad von Schwaben, nach liederlichem Leben ermordet worden; Kaiser Heinrich VI ließ, wie wir hörten, den Erwählten Albert von Lüttich ermorden; ein dritter dieser Brüder, der Pfalzgraf Otto von Burgund hat außer andern Frevelthaten Totschlag an dem Grafen Amadeus von Mümpelgard und Meuchelmord an dem Grafen Ulrich von Pfirt verübt. Und da dies alles nichts Ungewöhnliches war, kann man es verstehen, daß auch gegen Philipp der Verdacht sich erhob, als der abtrünnige Kanzler und Bischof Konrad von Würzburg ihm zu sehr gelegener Zeit aus dem Wege geräumt wurde. Wir stehen in der Zeit, von der der Chronist von Ursperg sagt, die Barone und Ritter seien meistenteils Räuber gewesen, und daß bei dieser allseits wogenden Anarchie und Gesetzesverachtung die Kaiser- und Fürstensöhne auch diesbezüglich das meiste Recht für sich in Anspruch nahmen, ist wohl zu verstehen. Nun wird uns aber auch Pfalzgraf Otto nicht als einer der Zahmsten geschildert. Er war nach den vorliegenden Nachrichten ein wilder Sohn seiner wilden Zeit. Für sein verschrobenes Ehr- und Rechtsgefühl war der Rücktritt Philipps von seinem Versprechen, war schon der Verdacht, daß Philipp auch seine zweite Verlobung hindern wollte, vollkommen ausreichend, ihm den Mordstahl in die Hand zu drücken. Einer muß hier den andern entschuldigen, und der Zeitgeist sie alle. Dogma und System liegen im Konflikt mit dem Leben, und eingeengt zwischen diesen erstickenden und ertötenden Schranken, durch sie an jeder natürlichen Bewegung gehindert, macht sich das Leben in furchtbaren Zuckungen und Explosionen Luft. Welch' erbärmliche Motive man damals bei solchen Thaten für möglich hielt, und gewiß nicht mit Unrecht, zeigt die Nachricht Konrads von Scheiern, der Aerger über die Zwecklosigkeit des bei der ersten Verlobung gemachten Aufwands sei das Motiv der That Ottos gewesen. Diese schreckliche materielle und geistige Not war es, welche der Sehnsucht unserer Dichter jene Lieder abrang, die uns heute noch mit ihrem naiven und natürlichen Wesen entzücken. Wenn wir aber zurücksehen, daß gerade in den Kreisen, welche Friedrich I am nächsten standen, jene Saat ausgestreut wurde, deren vernichtende Keime jetzt in die Höhe schossen, so werden wir auch die Politik Kaiser Rotbarts eher zu würdigen wissen. Ziehen wir seiner Wirtschaftspolitik das Motiv der Erhaltung der Ordnung weg, und schieben wir ihr dasjenige der egoistischen Majestätsverteidigung unter, so haben wir die Grundlage der kommenden Zeit. Friedrich begriff eben nicht, daß die strengen Anforderungen, welche er an den einzelnen zur Unterwerfung unter das Ganze stellte, mit dem Abtreten seiner Kraft gerade das Gegenteil des Gewollten hervorbringen mußten. Die individuellen Kräfte, niedergehalten durch die einzige Druckkraft des staufischen Kaisertums, schnellten empor, als diese Druckkraft nachließ und überwucherten so das Ganze. Das System, auf Burgen und Militär gestützt, eine Herr-

schaft zu erhalten, ist ungesund, und nur zu bald werden die Kräfte, welche der Starke zu seiner Herrschaft sammelte, ihm über den Kopf wachsen. Wohl erbten Philipps Töchter außer vielem anderen noch 350 Burgen, allein bei Philipps Tod zeigte es sich, daß die einzelnen Burgkommandanten auch einen Willen hatten, und dieser Wille wuchs, bis er den königlichen vollkommen überwältigte. Konnte man bis dahin immerhin noch mit einiger Scheinheiligkeit von den idealen Zielen der Kaiserherrschaft reden, jetzt herrschte der Egoismus in den krassesten Formen, und wenn es noch einmal zu einer Erhebung der Kaisermacht kommt, wird sie sich genötigt sehen, ihr einziges Stützmittel, die Ministerialität selbst zu zerbrechen.

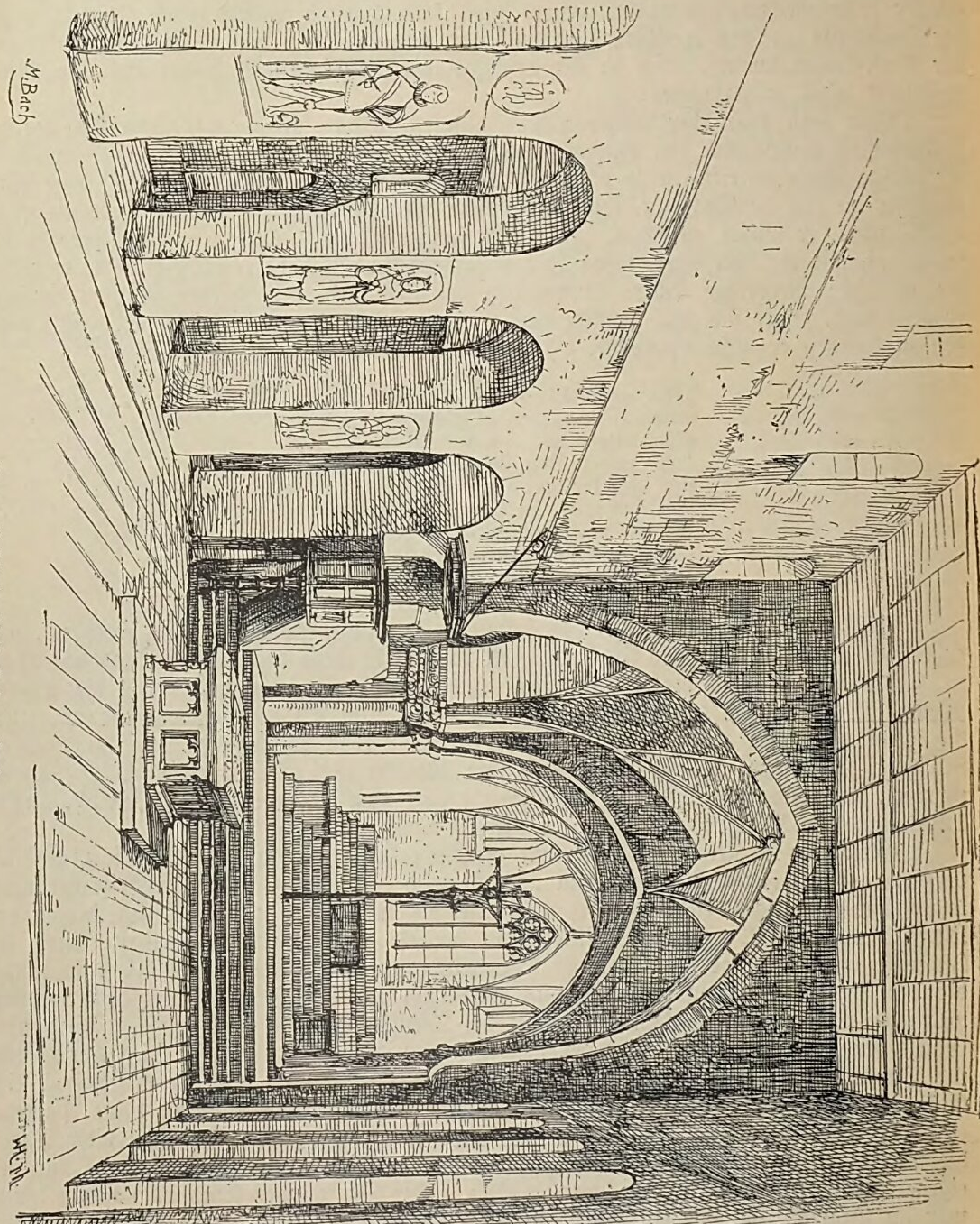
Mag man auch über Philipps Persönlichkeit in das Lob und die Anerkennung der Zeitgenossen einstimmen, den Mächten, welche seine Zeit bewegten, war er nicht gewachsen. Er mußte ihnen unterliegen so oder so. Entweder mußte er aufgeben, was seine Zeitgenossen an ihm bewunderten, seine persönliche Liebenswürdigkeit, sein Wohlwollen, seine Leutseligkeit, er mußte aufhören, „ein süßer junger Mann“ zu sein, und so seine Natur selbst verwandeln, oder aber, wenn ihm diese subjektive Niederlage erspart blieb, war ihm die physische Niederlage sicher. Denn daß er nicht mehr der Träger, sondern der Getragene war, zeigte sich uns deutlich genug bisher. So fiel er dem Dämon zum Opfer, den zu bannen er nicht vermochte.

„Diu sunne hât ir schîn verkêret,
untriuwe ir sâmen ûz gelêret
allenthalcen zuo den wegen:
der vater bî dem Kinde untriuwe vindet,
der bruoder sînem bruoder liuget;
geistlich leben in kappen triuget,
die uns ze himel solten stegen.
gewalt gêt ûf, reht von gerihte swindet,
Wol ûf! hie ist ze vil gelegen.“

So singt Walther von der Vogelweide, von der Trübsal der Zeit ergriffen, und er erkennt es wohl, daß das Uebel der Zeit in dem Verluste der Weisheit und des Adels zu suchen sei, deshalb hinket das Recht und trauert die Zucht und siechet die Scham. Wenige Wochen nach dem Tode des Gatten, über dem sich zu Bamberg am 22. Juni die Gruft geschlossen hatte, folgte ihm Maria nach. Irene, so hieß die Gemahlin Philipps in ihrer griechischen Heimat, war einst von Walther als „Taube ohne Galle“ begrüßt worden; für solche Menschen gab es in jener rauhen Zeit keine Heimstätte. Am 27. August 1208 starb die Königin und wurde im Kloster Lorch begraben.

Gleichsam im Keime erkannten wir die Doppelnatur der damaligen deutschen Politik, verkörpert durch Friedrich Barbarossa und Heinrich den Löwen. Die Reichsministerialität zeigte ihr gewaltiges Uebergewicht, erdrückte die herzogliche und warf den Herzog auf seine Städte zurück. In der Mitte stand damals die Kölner Bürgerschaft, durch ihr Interesse und dasjenige des Staufers festgehalten auf der Seite des Staufers so lange, bis der Sturz des Löwen erfolgte, dann einlenkend und schließlich sich mit dem nordisch-welfischen Städtegebiet verbündend gegen die Dienstmannschaft des Reichs. Diese aber behielt den Sieg trotz Papst und Fürsten und Bürgerschaft, und dieser Sieg kommt klar zur Darstellung in jener merkwürdigsten Wendung, welche nach dem Tode Philipps eintrat und alle, selbst den Welfenkönig ergriff. Wohlgerüstet standen beide Parteien einander gegenüber, als der Führer der einen entrissen wurde. Da warf diese Partei die Waffen weg, alle gemeinsamen Ziele waren vergessen, und jeder trachtete nur mit eigener Kraft nach eigener Machterweiterung. Der Welfe aber stand noch gerüstet und war im Begriffe, sich wie ein Löwe auf die einzeln jagenden Füchse zu stürzen, als Erzbischof Albrecht von Magdeburg zu ihm übertrat (Anfangs Juli). Aber dieser Uebertritt war nur scheinbar. Nicht dem Welfen sich zu ergeben, war Albrechts Gedanke, sondern den Welfen zur staufischen Politik zu bekehren. Und Otto machte wirklich Zugeständnisse in diesem Sinne, welche nicht zu unterschätzen sind. Nachdem er so seinen guten Willen dargethan, vollzog sich der Umschwung rasch und leicht. Die Reichsministerialität trat

zu dem Welfen über. In Halberstadt beschlossen am 25. Juli die sächsischen und thüringischen Fürsten, nur Otto als Thronkandidaten aufzustellen. An dem gleichen Tage erfuhr Innocenz III den Tod Philipps. Er gab ihn als Gottesurteil aus und trat nun mit aller Energie für Otto ein. Seine Ermahnungen gingen gleichzeitig an diesen, wie



Innere Ansicht der Klosterkirche zu Lorch.

an die Fürsten des Reichs. Er riet zur Vermählung Ottos mit Beatrix, der Tochter Philipps, und wir können überzeugt sein, daß Otto diesen Punkt bereits selbst ins Auge gefaßt und damit der Reichsministerialität den Uebertritt erleichtert hatte. Da kehrten die Erzbischöfe Siegfried von Mainz und Bruno von Köln aus Italien zurück, und Siegfried

nahm das Wahlgeschäft mit dem Pfalzgrafen Heinrich in seine Hand. Zum Martinsfest schrieb er einen Reichstag nach Frankfurt aus. Aber noch viel fehlte, daß die Fürsten einig in Bezug auf Otto gewesen wären. Da wühlte Frankreich gegen den Welfen für Heinrich von Brabant; der Böhme setzte eine sehr abgeneigte Miene auf, Herzog Leopold von Oesterreich interessierte sich für den Welfen nicht, und Herzog Ludwig von Bayern hatte ihn zu fürchten, da sein Geschlecht in die von den Welfen geräumte Position eingetreten und bis jetzt keine förmliche Verzichtleistung der Welfen erfolgt war.

Die französischen Intriguen blieben ohne Erfolg, als die Fürsten sich am 11. November in Frankfurt versammelten. Auch Herzog Ludwig von Bayern erschien, um sein Wahlrecht auszuüben. Wir kennen die Haltung Bayerns in allen Reichsfragen. Sein Interesse ist zwischen Osten und Westen geteilt. Dieser gewann auch diesmal die Oberhand, während der Südosten in Frankfurt nicht vertreten war. Es fehlten dort neben dem Könige von Böhmen die Herzoge Leopold von Oesterreich und Bernhard von Kärnten, der Erzbischof Eberhard von Salzburg und der Patriarch Wolfger von Aquileja. Herzog Ludwig aber wurde mit König Otto handelseinig, und nach und nach wird nun Bayern auch die Nachbarfürsten heranziehen. Merkwürdig aber bleibt diese stets sich wiederholende Reihenfolge, in welcher der Einfluß des Westens hier die Oberhand allmählich gewinnt. Es ist klar, daß Otto für die Stimme Bayerns jedem Restaurationsgedanken in diesem Lande vorher förmlich entsagen mußte. Aber das war in den Augen Ludwigs I nur ein selbstverständliches Zugeständnis. Er verlangte mehr. Ein Reichswald und der Hof Mering wurden dem Herzoge zugesprochen. Der Hauptlohn aber erwuchs ihm aus der Verurteilung seines Vetters, des Königsmörders.

So vollzog sich des Welfen Wahl ohne weitere Schwierigkeit, und sein erster Regierungsakt war das Gericht über Otto von Wittelsbach. Das Herzogtum Schwaben war in Frankfurt durch die Reichsministerialität vertreten. Die staufischen Ministerialen blieben auch im Besitze der großen Hofämter, so namentlich fungierten auch unter Otto IV Heinrich von Kalden als Reichsmarschall und Konrad von Speier als Hofkanzler fort. Aus dieser Thatsache geht hervor, daß Ottos frühere Anschauungsweise von derjenigen, welche in diesen Kreisen herrschte, vollkommen überwältigt wurde.

Der Bischof Konrad von Speier, ein Sproß aus dem mächtigen Ministerialengeschlechte der Scharfenberger, führte Beatrix, die älteste Tochter des erschlagenen Königs, der Versammlung in Frankfurt vor. „Mit lauter Stimme brachte das Mädchen gegen den Pfalzgrafen Otto und seine angeblichen Helfershelfer — die Andechser Bischof Ekbert von Bamberg und Markgraf Heinrich von Istrien wurden der Beihilfe am Morde geziehen — ihre Klage vor den nunmehrigen König: sie forderte Rache für den noch ungesühnten Mord.“ Eines Beweises bedurfte man nicht. Die Angeklagten wurden auf der Stelle geächtet. Die Racheforderung der Reichsministerialität scheint jede Untersuchung, deren es bei den Mitangeklagten wohl bedurft hätte, unterdrückt zu haben. Das Eigengut Ottos von Wittelsbach fiel dem Herzog Ludwig, als nächstem Verwandten zu, außerdem aber ward er mit den Reichslehen des Pfalzgrafen und des Markgrafen Heinrich von Istrien belehnt. Die Reichslehen des Andechsers bestanden in den Markgrafschaften Istrien und Krain, den Grafschaften Neuburg, Schärding und Wolfratshausen. Diese kamen also an das bayerische Herzogtum, während Heinrichs Eigengüter auf seinen älteren Bruder Otto übergingen. Mit der bayerischen Pfalzgrafschaft wurde Ludwigs Schwager, Graf Rapoto II von Ortenburg und Kraiburg belehnt. Diese Machterweiterung war für Ludwig, dessen stürmische und mühevolle Jugendjahre wir verfolgten, von großer Bedeutung. Die für ihn so glückliche Lage der Verhältnisse hat ihm viel geholfen, aber andrerseits schaute er auch mit wachsamem Auge hinaus, und keine Gelegenheit entfuhr ihm, bei der er sein Interesse erfolgreich vertreten konnte. Der Welfe Otto aber konnte leicht verzichten, da ihm das große staufische Erbe zufiel und er als König der natürliche Vormund der unmündigen Töchter Philipps zu sein schien. Die Wiederherstellung des Landfriedens war die erste Notwendigkeit, und da führte den neuen König der erste Weg in das Land seiner Vorgänger, wo die Räuber ein sinnloses Jagen nach dem herrenlos und unbeschützt daliegenden Gute der Staufer angestellt.

Die Frage tritt an uns heran, auf welcher Basis das Königtum Ottos beruhte? Frey hat es unternommen, den Wechsel des königlichen Gutes in dieser Zeit darzustellen, doch glauben wir, daß hier viel weniger mit Urkunden und Rechten, als mit Thatsachen gewirtschaftet wurde. Die von den ersten Staufern so sehr bevorzugte Ministerialität wuchs mit den ihr zur Verwaltung anvertrauten Gütern zusammen. In dem Augenblick,



Beatrix, Tochter Philipps von Schwaben, erhebt Klage gegen den Mörder ihres Vaters.

da Philipp abtrat, versuchte jeder sich in seiner Stellung und seinem Amtskreise zu erhalten. Diese Amtskreise aber waren vielfach durch anderweitige Lehen von Kirchen und Klöstern vermehrt, welche bei dem Tode des Lehensträgers wieder für den Besitzer frei wurden, und hiergegen stemmten sich die Ministerialen, Ritter und freien Herren an, indem sie versuchten, kraft eigener Macht und im eigenen Namen zu behalten, was ihnen bisher im Auftrage des Königs zur Verwaltung übergeben worden war. Versuchte es

nun auch Otto, diesem willkürlichen Zugreifen entgegenzutreten und sich in den vollen Besitz der staufischen Erbschaft zu bringen, so war doch mit Gewalt allein kaum mehr auszukommen. Die Gewalt hätte ja zum großen Teil von denen geübt werden sollen, gegen welche sie angerufen wurde. Eben bei diesen räuberischen Kreisen lag ja bisher hauptsächlich die militärische Exekutivgewalt der Könige. Wohl konnte man diesem und jenem die erhaschte Beute wieder abnehmen, aber im großen und ganzen war Otto gezwungen, für den Unterhalt der Dienstmannschaft zu sorgen. Es ist bekannt, daß Otto in Schwaben streng und unnachsichtlich durchgriff, so daß in die Räuber und Friedbrecher ein heiliger Schrecken fuhr, aber man hatte die Freiheit gekostet, und dieser Drang zu Freiheit und Selbständigkeit war nicht mehr zu ersticken. Ihm mußte auch der König Rechnung tragen. Zwischen ihm und seinem Besitz stand eine Macht, die er nicht besiegen und von der er nur dann hoffen konnte, sie würde sich ihm fügen, wenn er andrerseits ihr Streben und ihren Willen berücksichtigte. Und das ist es, was die frühere unbedingte Verfügung über Reichs- und Hausgut dem Könige aus der Hand nahm. Ein „Recht“ wird selten aufgegeben, wenn noch die Macht vorhanden ist, es zu wahren. Die thatsächliche Verschiebung geht also der förmlichen Rechtaufgabe voraus. Und das erklärt uns, warum wir aus Ottos Zeit im Vergleich zu der Zeit seiner Nachfolger sehr wenige Urkunden über Aufgabe königlicher Rechte haben. Trotzdem sind die Einkünfte des Königs nach dieser Seite gefährdet und lange nicht so sicher, wie sie einst unter Friedrich I waren.

Ein zweiter Punkt ist der, daß auch die Einkünfte aus dem Kirchengute dem Könige zu entschwinden beginnen. In den Städten ringt die Bürgerschaft nach Autonomie und in den Städten der Bischöfe sucht dieselbe die Erhebung und Verwendung der steigenden städtischen Einnahmen dem bischöflichen Einfluß zu entziehen. Der Prozeß ist allgemein, allein die Art und Weise seiner Entwicklung nach örtlichen und zeitlichen Verhältnissen vollkommen verschieden. Ueberall mußte der Bürgerkrieg auch hier emanzipierend wirken. So gut wie die königlichen Ministerialen dem Königtum, so gut errangen die Bischöflichen den Bischöfen gegenüber eine freiere und eigenartigere Stellung. Die städtischen Interessen drängen in den Vordergrund und die bischöflichen weichen dagegen zurück. Einen Halt gab es auf dieser Bahn nicht. Wir sahen, wie König Philipp in Straßburg, Trier, Regensburg einen Eingriff versuchte und sich bemühte, einen Teil dieser städtischen Einkünfte auch ohne Bischof für sich zu retten, wir sahen Otto gleicherweise in Köln vorgehen; hier und dort versuchen die Bischöfe ebenfalls dem Prozesse Einhalt zu gebieten, indem sie eigene Beamten in den Stadtrat hineinschieben. Aber auch diesen stand bald das eigene reale Interesse höher, als das ideale ihrer Auftraggeber; der Rat wuchs zusammen in eine Einheit, welche nur ein Interesse kannte: das mit dem ihrigen innig verbundene der Stadt selbst. Und bevorrechtete Geschlechter lieferten bald das alleinige Material zur Ergänzung des Stadtrats. Zudem wuchsen die Kräfte der Bürgerschaft fortwährend; sie konnte nur wachsen, indem sie andern Instituten die bisherigen Kräfte entzog. Der Krieg trieb die Leute von auswärts in die Städte, dadurch ward den ländlichen Verwaltungsbezirken der Herren ein großer Teil ihrer Verwaltungs- und Wirtschaftskräfte entzogen; „das Institut der Pfahlbürger, durch welches es Fremden ermöglicht wurde, ohne Verzicht auf einen außenliegenden Wohnsitz in eine Bürgerschaft und einen Teil der bürgerlichen Rechte einzutreten, wird vor allem diesen Zeiten bäuerlicher Bedrängnis seine Entwicklung verdanken.“ Dadurch aber erlangte wieder ein Teil der ländlichen Bevölkerung einen festen Rückhalt ihren Herren gegenüber an den Bürgerschaften. Und zuletzt hörte auch im Innern der Städte die Bewegung von unten herauf nicht auf. Ein Teil der bisher hörigen Handwerker durchbricht die hofrechtlichen Schranken, drängt seinen Vorgängern nach in den Marktverkehr und damit in den Verband der Zinsleute, aus dem der Weg zum Bürgertum auch für sie früher oder später sich eröffnen muß.

„Für die gesamte Stellung des deutschen Episkopats mußte diese städtische Bewegung von der größten Bedeutung werden. Sie drückte auf die erstere um so stärker, als die Bischöfe in derselben Zeit, wo ihnen die Verwaltung von Münze und Zoll, die Einziehung und Verwendung von Hof- und Heersteuer durch die städtischen Bestandteile ihrer

eigenen Dienstmannschaften streitig gemacht wurden, über ihre Lehenskomplexe und Burgen nicht mehr mit derselben Freiheit wie früher schalten konnten." Dazu traten die Bemühungen, die faktisch erlangte Stellung auch rechtlich zu befestigen. „Wir erfahren von Versuchen, zu Gunsten der städtischen Räte die richterlichen Befugnisse der Herrschaft, die geistliche Gerichtsbarkeit der Bischöfe, die weltliche der Vögte zu beschränken." Wohl bestand die alte Verfassung, aber der Sturmwind der neuen Zeit machte sie in allen Fugen krachen und wanken. An eine einseitige Befestigung derselben war nicht zu denken. Wollte das Königtum hier etwas erreichen, mußte es sich unabhängig von den hier willig oder unwillig gebotenen Mitteln machen, und dazu gab es für die damalige Zeit nur den einen bekannten Ausweg — Italien.

Von Frankfurt wandte sich Otto rheinaufwärts durch die oberrheinische Ebene zum Elsaß; dann eilte er weiter durch Schwaben nach Augsburg, wo er am 6. Januar einen Hoftag abhielt. Hier fanden sich nun namentlich die bayerischen Großen ein, unter ihnen der Herzog, der Herzog Otto von Meran, die Bischöfe Konrad von Regensburg, Hartwich von Eichstätt, Mangold von Passau, Otto von Freising und Konrad von Brixen. Wohl fehlte noch der Salzburger Metropolit, dafür aber traf der Patriarch Wolfger von Aquileja jetzt am Hofe ein, und durch des Königs und der Fürsten Zuspruch gelang es, den Herzog Ludwig wieder zur Aufgabe der eben verliehenen Markgrafschaften Istrien und Krain zu bewegen, welche als Lehen der Kirche von Aquileja galten. Wolfger nahm dieselben in Empfang und kehrte dann als Vertreter des Reichs nach Italien zurück. Was er unter Philipp gewesen, blieb er unter Otto. Die italienischen Verhältnisse traten dem Könige näher, denn auch einige Städtedeputationen erschienen in Augsburg. Außerdem wurde das Frankfurter Urteil über Otto von Wittelsbach und Heinrich von Istrien von dieser bayerischen Versammlung nochmals bestätigt, dessen Vollstreckung Herzog Ludwig und der Reichsmarschall Heinrich von Kalden bereits begonnen hatten.

Den Januar über verblieb Otto in Schwaben. Aber die Liebe seiner ehemaligen Landsleute erwarb er sich nicht. Otto war Sachse der Geburt, Schwabe der Abstammung nach und im Exil in England an der Seite seines Oheims Richard Löwenherz emporgewachsen. Nichts von süddeutscher Gemütlichkeit war mehr in seinem Wesen, wohl aber sehr viel von nordischer Härte. Sein Streben war gerecht zu sein, allein die Form, in der er es war, ließ ihn den Schwaben als „Landfremden" erscheinen. Mit eiserner Strenge handhabte er den Landfrieden, und wohl mag es ihm gelungen sein, den meisten Räubern ihre Beute wieder abzujagen und den Bestand des Kron- und staufischen Hausgutes wiederherzustellen. Aber bekanntlich wird durch Gewalt eine erwachte Lust nicht unterdrückt. In England hatte Otto gesehen, wie ein König mit seinen Baronen und Fürsten umsprang; er versuchte diese Methode auch hier und forderte ohne Rechtstitel die Uebertragung jener Kirchenlehen, welche sein Vorgänger Philipp besessen hatte. Die Ministerialen mochten sich zufrieden geben, denn durch seine Hand blieb ihnen also das frühere Gut erhalten. Allein schon schaute man von Schwaben nach dem Süden, wo der letzte Sproß des staufischen Hauses zu den Mannesjahren langsam heranreifte.

Ende Januar verließ der König das Herzogtum und wandte sich ostwärts nach Franken. In Nürnberg hielt er einen Hoftag ab, und nachdem sich Eberhard von Salzburg schon vordem für Otto ausgesprochen hatte, erschien er nun hier mit den Herzogen von Oesterreich und Kärnten persönlich. Nur der Böhme fehlte noch, allein was machte das nun aus? Eine Auseinandersetzung mit ihm mochte Otto um so lieber aufgeschoben sehen, als ja eine der Töchter Philipps dem Sohne des Böhmenkönigs verlobt war, es also auch zu einer Auseinandersetzung über das staufische Erbgut hätte kommen müssen.

In Rom hatte man scharf aufgehorcht, als die ersten Nachrichten von Deutschland einliefen. Das war kein Welfe, der da regierte, sondern ein Staufer. Alle früheren Besorgnisse wurden wach. Wolfger kam von Augsburg mit unumschränkter Vollmacht zur Handhabung der Reichsrechte in Italien. Und diese Vollmacht erstreckte sich auch über die Romagna, ganz Tuscien, das Herzogtum Spoleto und die Mark Ancona. Von früheren Verpflichtungen Ottos dem Papste gegenüber wußte Wolfger nichts, da Otto

ihm dieselben verschwiegen hatte. Wie durch Ahnungen geführt, begegneten sich die beiden Parteien mit ihren Schachzügen. Wolfgers Urkunde stammt vom 13. Januar 1209, am 16. Januar beauftragte Innocenz seinen Legaten für Deutschland. Schon hatte er den neuen König willfährig zu erhalten gesucht durch die Meldung, daß Friedrich als sein Nebenbuhler auftrete, und Otto bekam darob das Zittern. Zehn Jahre hatte er bereits gerungen, jetzt am Ziele konnte alles wieder in Frage gestellt werden, wenn der Papst seinen staufischen Zögling in Sicilien nicht festzuhalten vermochte. Allein Friedrich dachte an keine Nebenbuhlerschaft, sein Name diente bloß als Schreckgespenst in der Hand des Papstes, und Otto reagierte. Zunächst versprach er, sich bei der notwendigen Auseinandersetzung mit Friedrich dem Gutachten des Papstes fügen zu wollen. Innocenz wollte mehr. Jene Versprechungen Ottos vom Jahre 1201 schwebten ihm in seinen Träumen vor.

Im März 1209 weilte Otto in Hagenau, als ihn die Nachricht vom Tode Ottos von Wittelsbach erreichte. Herzog Ludwig war zuerst in Gemeinschaft mit dem Grafen



Begräbnis des geächteten Otto von Wittelsbach.

Otto von Vallei über die bayerischen Lande des geächteten Andechsers hergefallen. Im Dezember 1208 brach er mit dem Reichsmarschall Heinrich von Kalden auch in die Besitzungen seines Vetters Otto ein. Der leistete anfangs Widerstand, gab ihn aber bald auf und suchte sich zu verstecken. Im März 1209 ward er dem Reichsmarschall verraten, als er in Oberndorf bei Regensburg in einer Scheune Aufenthalt genommen. Die Scheune wurde umzingelt. Das Schwert Heinrichs von Kalden brachte dem Flüchtling den Tod. Sein Kopf wurde in die Donau geworfen, seine Leiche im Felde verscharrt; erst im Jahre 1217 verschaffte Herzog Ludwig dem Geächteten eine Grabstätte im Kloster Indersdorf.

Wenige Tage, nachdem Otto diese Nachricht erhalten, traf er mit den päpstlichen Legaten zusammen. In Speier stellte er denselben am 22. März 1209 abermals eine Urkunde aus, welche folgende Versprechungen enthielt: Verzicht auf das Spolienrecht, erneute Anerkennung des von Innocenz beanspruchten Kirchenstaates und der päpstlichen Lehenshoheit über Sicilien, dann die Verpflichtung, die Kirche in diesen ihren Rechten schützen und unterstützen zu wollen. Zum ersten Male aber gelobte Otto ferner seinen Beistand zur Ausrottung der Ketzerei, er verstand sich zur unbedingten Gewährung der

Appellation an den päpstlichen Stuhl und verzichtete auf jeden Einfluß auf die kirchlichen Wahlen. Mit dem letzten Zugeständnis war das Wormser Konkordat vernichtet, d. h. an die Stelle des königlichen Einflusses bei den kirchlichen Wahlen trat auch hier der päpstliche. Also Position um Position wurde dort geräumt, hier in Besitz genommen, die Investitur durch den König ward mit dieser Verzichtleistung zur bloßen Förmlichkeit. Der päpstliche Einfluß rückte als ein unbedingt dominierender in Deutschland ein. Das nationale Leben unterstand einer Censur, welche furchtbar werden mußte, da zugleich der König dem Papste seine weltliche Macht zur Verfolgung der „Ketzer" zur Verfügung stellte. — System und Dogma nahen sich dem Ende ihrer Entwicklung. Nur Gewalt vermag sie noch aufrecht zu erhalten, und der Papst beansprucht sie. Wo und wann diese Ideen in die Wirklichkeit treten sollen, da wird es zu blutigem Kampfe, zu fürchterlichen Katastrophen kommen. — Aber Otto wagte nicht, diese Zugeständnisse vor Zeugen zu geben. Die Urkunde blieb eine Privatabmachung zwischen ihm und dem Papste. Die Zeugenschaft des Fürstenrates ward so wenig angerufen, wie das Urteil desselben. Zur Ausführung der Urkunde wird also erst dann geschritten werden können, wenn die deutschen Fürsten so tief, ja noch tiefer in die Abhängigkeit hinabgedrückt worden sind, wie von ihrem Königtum etwa die englischen Großen. Auch hier die Bahn zum Absolutismus! Wir haben abzuwarten, ob es Otto gelingen wird, auf dieser Bahn viele Schritte zu thun.

Die Frage, ob Otto schon damals entschlossen gewesen sei, diese Versprechungen nicht zu halten, ob sein Eintritt als Laienbruder in den Cisterzienserorden, den er im Mai 1209 vor zweiundfünfzig im Kloster Walkenried versammelten Aebten des Ordens vollzog, eine Berechnung gewesen, ob ebenso der Aufschub seiner öffentlichen Verlobung mit Beatrix bis zu dem Reichstage von Würzburg (Pfingsten 1209), wo die päpstlichen Legaten ihm zu derselben die Erlaubnis der Kirche erteilten, ein politischer „Kunstgriff" gewesen, können wir unentschieden lassen. Aber treten wir zehn Jahre später an das Sterbelager Ottos und sehen dort ein ebenso extravagantes Gebahren, welches uns nur als der notwendige Rückschlag gegen dasjenige seines Lebens erscheint, so möchten wir uns dahin entscheiden, Otto habe dem Papste, wie dieser ihm, mit jenen Versprechungen wirklich das geheime Programm seines Wollens offenbart, nur daß er im Leben, da er Unmögliches versprach, niemals den Zeitpunkt erwischte, in welchem er dieses Programm hätte verwirklichen können. Während seines ganzen Lebens war und blieb er ohne inneren festen Halt, und so können wir es verstehen, daß er jedem Einfluß, der seine Macht zu fördern und zu befestigen vorgab, sich willig hingab. Wir werden sehen, daß gerade er, dem nichts über sein Recht als Kaiser und sein Majestätsbewußtsein ging, den gründlichsten Verfall des Kaisertums vorzubereiten berufen war.

Auf dem Reichstage zu Würzburg war die Romfahrt beschlossen worden. Schon binnen zwei Monaten sollte sich das Reichsheer auf dem Lechfelde sammeln. Und wie es beschlossen, geschah es. Als man zur Brennerstraße zog, da waren in der Begleitung des Königs außer vielen Bischöfen die Herzoge Ludwig von Bayern und Otto von Meran; Herzog Bernhard von Kärnten und Bischof Konrad von Brixen schlossen sich jenseits des Brenners an. Natürlich bildete die staufische und welfische Ministerialität unter ihren Führern, dem greisen Marschall Heinrich von Kalden, dem Kämmerer Heinrich von Ravensburg, dem Schenken Walter von Schipf und dem Truchsessen Gunzelin von Wolfenbüttel, die Hauptmasse des Heeres. „Zum Teil stand Otto an der Spitze derselben Männer, durch deren Arm Heinrich VI Apulien und Sicilien unterworfen hatte."

Als Otto IV Mitte August 1209 den italienischen Boden betrat, „erzitterte Italien von gewaltigem Schrecken erschüttert." An Widerstand war nicht zu denken. Ermüdet von langem gegenseitigen Kampfe, von den Bürgerfehden, welche seither unaufhörlich gewütet hatten, sehnte ein Teil der Italiener den Hersteller der Ordnung herbei, und ist es merkwürdig, daß unter denen, die dem Welfen zuerst entgegenkamen, sich gerade diejenigen befanden, welche einst den Staufern den zähesten Widerstand geleistet hatten — die Mailänder? Ist es auffallend, daß sich die Sympathien Mailands und des Sohnes Heinrichs des Löwen begegneten? War nicht durch die Versagung der Hilfe des Welfen einst Mailand gerettet worden? Und hatte diese Weigerung nicht den Zwist zwischen dem

Rotbart und dem Löwen heraufbeschworen, der mit dem Sturze des letzteren endete? „Ueber alle Städte des Reichs“ versprach Otto Mailand „an Ehre und Besitz zu erhöhen und die Bürger der Stadt stets zu seinen vorzüglichsten Freunden und Ratgebern rechnen zu wollen.“ Zu diesem Versprechen bemerkt Winkelmann, Otto habe wohl selbst nicht recht gewußt, wie er diese Erhöhung hätte bewerkstelligen sollen. Sei dem, wie ihm wolle, Otto stieß auf keinen Widerstand. Sein Legat Wolfger hatte ihm trefflich vorgearbeitet. Die Großen führten ihm ihre Mannschaften zu, die Städte bereicherten seine Kassen, und selbst die seit dem Tode Kaiser Heinrichs VI unbezahlt gebliebenen Reichsabgaben wurden nachträglich eingefordert, wie auch das von den Städten beschlagnahmte Reichsgut zurückerstattet wurde.

Als Wolfger in der Romagna und Tuscien Ordnung geschafft hatte, streckte er seine Hand nach dem mathildinischen Gute aus. Er hatte bei dem Papste anfragen lassen, wie er es damit wollte gehalten wissen. Der forderte einfach alles für sich und teilte dem Königsboten mit, Otto habe zugleich auf das Herzogtum Ravenna und Bertinoro, auf die Pentapolis und die Mark Ancona, auf das Herzogtum Spoleto und die ehemals streitigen tuscischen Gebiete verzichtet. Wolfger war mit einer Generalvollmacht auch für diese Länder versehen und schickte sich also an, die päpstlichen Deklamationen zu überhören. Wohl stellte er einen Augenblick seine Thätigkeit ein, als von Rom mit Klagen gegen ihn vorgeschritten wurde; als aber jetzt Otto selbst in Italien erschien, behielt Wolfgers Auffassung vollkommen die Oberhand und wir zögern nicht, mit Winkelmann anzunehmen, daß das Gefolge Ottos, die weltlichen und geistlichen Fürsten, wie die Ministerialen, sich einer solchen Privatabtretung von Reichsteilen energisch widersetzten. Man arbeitete in der von Wolfger begonnenen Weise weiter, und der Markgraf Azzo von Este ging als Königsbote in die Mark Ancona. Otto aber legte den bisherigen Titel „von des Papstes Gnaden“ ab. Was mit dem Papste noch verhandelt worden ist, wissen wir nicht. Eine Gesandtschaft ging nach Viterbo, wo der Papst bald darauf (September) mit Otto selbst zusammentraf. Aber hier zeigte sich Otto fest. Eine Einigung über die schwebenden Streitfragen wurde nicht erzielt, doch war Innocenz groß genug, dies nicht den König entgelten zu lassen. Am 4. Oktober 1209 vollzog er an Otto die Krönung in St. Peter. Einen andern Eid als den herkömmlichen Krönungseid scheint Otto nicht geleistet zu haben, und in diesem bestand also die einzige Garantie für den Papst, daß der neue Kaiser seine wirklich berechtigten Ansprüche berücksichtigen werde. Als beide am Abend des Krönungstages vor dem königlichen Lager von einander schieden, war es für immer.



Krönung eines deutschen Kaisers mit der eisernen Krone.
Marmorrelief im Dom zu Monza.

Ende Oktober entließ Otto die deutschen Fürsten nach der Heimat. Die italienischen Großen und die deutschen Ministerialen bildeten fortan die Umgebung des Kaisers. Hier fand er Rat, hier die Hilfe, deren er bedurfte, nur scheint uns Otto von den Reichsrechten in Italien wenig gewußt und Aufschluß darüber nur von dieser Seite gewonnen zu haben. Das italienische Hofgericht trat wieder zusammen und zwar „zum größten Teil aus denjenigen Männern gebildet, welche dem Reiche in gleicher Eigenschaft schon unter Heinrich VI gedient hatten.“ Die erschütterten Rechtsverhältnisse Mittelitaliens zu ordnen blieb die nächste Aufgabe Ottos, und hierbei fand er an Wolfger von Aquileja einen trefflichen

Ratgeber. Es ist nun klar, daß diese Restaurationspolitik bald das Mißtrauen der Kurie erweckte, ebenso aber das Mißtrauen derer zurückdrängen mußte, die bisher die deutsche Verwaltung Heinrichs VI hier und dort mit eigenen Kräften aufrecht zu erhalten versucht hatten. Schon am 20. Januar 1210 wurde Azzo von Este zum Markgrafen der Mark Ancona erhoben. Er empfing dieselbe als Reichslehen aus des Kaisers Hand. Im Februar erhielt Dietpold von Schweinspeunt, der einzige von den Kapitänen Heinrichs VI, der sich wirklich in Italien zu behaupten gewußt hatte, von Otto das Herzogtum Spoleto. Er war ein im Dienste der deutschen Verwaltung emporgekommener Mann, von unfreier Geburt stieg er bis zur Herzogswürde. „Die alten Beamten aus der staufischen Verwaltung Heinrichs VI und staufisch gesinnte Italiener traten an die Spitze der wiederhergestellten Legationen."

Anfangs Oktober 1209 hatte Innocenz III versucht, mit Otto ein Abkommen betreffs der tuscischen Patrimoniums zu treffen. Die beiderseitigen Ansprüche aber waren zu verwickelt, als daß sie sich leicht lösen ließen. Der Papst schlug ein Schiedsgericht vor. Otto lehnte das ab. Innocenz erinnerte an den Krönungseid, die Rechte der Kirche schützen zu wollen. Otto gab zur Antwort, daß er zu gleichem auch dem Reiche gegenüber verpflichtet sei. Von Schwaben aus unterhandelte man mit Friedrich II, der nicht zögerte, herzogliche Rechte dort auszuüben. Diese Intriguen beantwortete Otto mit der Erhebung Dietpolds von Schweinspeunt, der sich zugleich Großkapitän von Apulien und der Terra di Lavoro nannte. Das bedeutete eine Kriegserklärung an den Staufer, den König von Apulien und Sicilien, es bedeutete zugleich eine Absage an den päpstlichen Lehensherrn desselben. Die Linien gehen auseinander. Sie werden sich nicht wieder schneiden. Des Kaisers Absichten wurden immer deutlicher. Es galt einen Kriegszug gegen den Staufer in Sicilien. Im Juni 1210 erschienen der Erzbischof Eberhard von Salzburg, die Herzoge Ludwig I von Bayern und Bernhard von Kärnten am Hofe. Ob sie abhalten oder vermitteln wollten? Wir wissen es nicht. Aber als Otto dem Erzbischof die Bitte vorlegte, mit ihm gegen den Papst zusammenhalten zu wollen, weigerte sich Eberhard. Der Kaiser ließ ihn gefangen setzen und erzwang so, was der Erzbischof freiwillig nicht hatte versprechen wollen. Das war englische Politik, und die deutschen Fürsten werden aufgehorcht haben.

Im August führte der Kaiser sein Heer südwärts. Radicofani und Acquapendente fielen, die Umgegend von Viterbo wurde verwüstet, Montefiascone mußte sich ergeben. Innocenz drohte mit dem Banne, wenn Otto weiter vorgehe. Otto leugnete die Berechtigung der Anwendung von geistlicher Gewalt in diesem Falle. Innocenz arbeitet nach beiden Seiten mit merkwürdigen Mitteln. Er bedroht den Welfen, wie den Staufer, der ebenfalls mit ihm kleine Händel hatte, und dem einen droht er mit dem andern. Seine ganze Ratlosigkeit zeigt sich in seinem Thun, aber das war nicht geeignet, den Lauf Ottos zu hemmen. Bei ihm weilten die Leute, die eine gleiche Situation schon einmal erlebt hatten und trotz des päpstlichen Bannfluches ans Ziel gelangt waren. Sie drängten weiter. Im Herbst überschritt Otto die apulische Grenze. Capua öffnete seine Thore (11. November), Neapel und Salerno erklärten ihren Uebertritt zu Otto. Der Uebergang nach Sicilien wurde ins Auge gefaßt.

Der Welfe war der Erbe des Staufers geworden in allem, selbst in seinen Anschauungen. Was Innocenz für unmöglich gehalten hatte, war geschehen. Am 18. November 1210 schleuderte er gegen Otto IV den Bann.

Innocenz III scheint auch jetzt noch auf die Umkehr Ottos gehofft zu haben. Trotzdem er bereits nach allen Seiten Verbindungen anzuknüpfen suchte, unterhandelte er mit Otto weiter. Fünfmal ging der Abt von Morimund bis Mitte Februar 1211 zwischen den beiden Höfen hin und her. Innocenz verstand sich dazu, allen eigenen territorialen Verlust hinzunehmen. Friedrich von Sicilien machte Anerbietungen. Umsonst! Alles das verriet dem Kaiser bloß die Schwäche seiner Gegner. Ihm zu widerstehen hatten sie keine Aussicht. Im März begann er den neuen Feldzug.

Natürlich griff Frankreich sofort zu, welches dem Welfenkaiser nie günstig war. Papst und König begegneten sich auf halbem Wege. Philipp August versprach einen

Einfall ins Reich und ermächtigte den Papst, von der französischen Kirche Geld zu erheben. Auf Lothringen war des Franzosen Auge gerichtet. Es war noch zu früh. So stand sich die Welt in zwei getrennten Heerlagern gegenüber: der Kaiser und Johann von England, beide im Banne — der Papst und die Könige von Frankreich und Sicilien. Wie wird sich Deutschland dazu stellen?

An eine andere Kandidatur als die des Staufers war gar nicht zu denken. Wer sie aufgebracht hat, ist gleichgültig. Die Opposition, welche sich jetzt zu bilden begann, war nur mit diesem Stichworte „Friedrich" zusammenzuhalten. Papst und König Philipp wirkten in Deutschland. Der staufische Name war ihre alleinige Waffe. Sie wirkte. Schon am 1. Februar 1211 wandte sich Innocenz mit einem Schreiben an die deutschen Fürsten. Er prophezeite ihnen von Ottos Sieg den Untergang ihrer Selbständigkeit. Wohl hatte er gut prophezeien, da doch allein auf dieser Grundlage seine Verabredungen mit dem Kaiser einstens getroffen worden waren. Damals machte ihm dieses Herzensprogramm Ottos keinerlei Gewissensbisse. Aber jetzt war das anders. Jetzt brauchte er die Fürsten wieder, da Otto nicht mehr teilen wollte, und so stand er nicht an, die geheimen Pläne des Gegners ihnen zu verraten. „Daß sich seine Hoffnungen hier verwirklichten, geschah vielleicht nicht minder zum Erstaunen Ottos IV als des Papstes selbst."

Die Bewegung in Deutschland begann, aber sie beschränkte sich auf die Bischöfe, die weltlichen Fürsten und die freien Herren Schwabens. Die Bischöfe fürchteten für ihre Stellung von einem erneuten Streite mit der Kurie. Die Fürsten folgten dem stets vorhandenen Impulse, eine zu große Erstarkung der Kaisermacht zu verhindern, aber wenn wir vorwärts schauen, lagen auch für sie ähnliche Motive zu Grunde, wie für die Bischöfe. Auch der fürstlichen Gewalt entzogen sich die Städte mehr und mehr, und dieses Streben nach Selbstbestimmung begleitete das unbehagliche Gefühl der Fürsten, daß hier der kaiserlichen Gewalt eine stete Handhabe zum Eingreifen in ihre Rechte geboten war. Dem Kaiser konnte es ja schließlich gleich sein, ob er die Einkünfte des Reiches durch die Fürsten oder durch die Stadträte in Empfang nahm. — In Schwaben wirkten die Sympathien für den „natürlichen Herrn".

In Mainz, Thüringen und Böhmen faßte die Opposition sofort Boden. Es galt Anhänger zu werben. Im Frühjahr 1211 trat man in Naumburg zusammen. Es wurde nicht viel erreicht. Namentlich Erzbischof Albrecht von Magdeburg hielt zurück. Ein zweiter Versuch wurde in Süddeutschland gemacht. Etwa im Juni kam man in Bamberg zusammen. Die Herzoge von Bayern und Oesterreich waren anwesend. Zu einem Beschlusse kam es nicht. Wohl sprach Erzbischof Siegfried von Mainz noch in Bamberg den Bann über den Kaiser aus, wohl erklärte Ottokar von Böhmen offen seinen Abfall vom Kaiser und sprach sich als der erste der deutschen Fürsten für Friedrich aus, aber dabei blieb es einstweilen.

Dem Befehle des Papstes getreu, verhängte auch Eberhard von Salzburg den Bann über den Kaiser; in Köln und Sachsen wollte man davon nichts wissen. Man erkennt die Gesetzmäßigkeit der Bewegung, und wir wundern uns nicht, auf einer dritten Versammlung zu Anfang September 1211 in Nürnberg auch die Herzoge von Bayern und Oesterreich neben dem Böhmen, dem Salzburger und Thüringer zu finden. Hier wurde die Wahl Friedrichs beschlossen. Zwei freie Herren aus Schwaben, Heinrich von Neifen und Anselm von Justingen brachen auf, um Friedrich nach Deutschland zu holen, und während Heinrich von Neifen in Verona blieb, dem Staufer den nächsten Weg über die Alpen offen zu halten, gelangte Anselm nach Sicilien.

Die kaiserliche Partei in Deutschland horchte auf. Es war notwendig, daß Otto nach der Heimat zurückkehrte. Fast ganz Apulien war in seiner Gewalt. Er schickte sich zum Angriff auf Sicilien an, als ihn Mitte Oktober die Hiobspost aus dem Norden erreichte. Der Feldzug gegen Sicilien wurde aufgegeben; anfangs November ging der Kaiser nordwärts. Neue Verhandlungen mit dem Papste blieben erfolglos. Auf einem Hoftage in Lodi (22. Januar 1212) zeigte es sich, daß bei den Städten und Großen Italiens Ottos äußere Stellung keineswegs erschüttert war. Aber die Bischöfe fehlten alle, und mit ihnen der Markgraf Azzo von Ancona. So ist es natürlich, daß der Kaiser

nun mit Privilegien gegen seine Feinde nicht kargte. Was Friedrich Barbarossa von Anfang an war, wurde Otto nun auch, ein Parteihaupt. Nicht das Recht, der Vorteil wurde ausschlaggebend, und wir erkennen damit, daß Ottos kaiserliche Stellung innerlich zu wanken beginnt. Hatte der Bischof von Melfi seinen Uebertritt zu Otto damit motiviert, daß er lieber an seiner Ehre, als an seinem Einkommen Einbuße erleiden wolle, so mögen ähnliche Reflexionen nun den größten Teil des lombardischen Episkopates zum Abfall von Otto bewogen haben. Hoffte man hier doch immer noch, die alten stadtherrlichen Rechte wiedergewinnen zu können. Mitte März 1212 traf Otto IV in Deutschland ein.



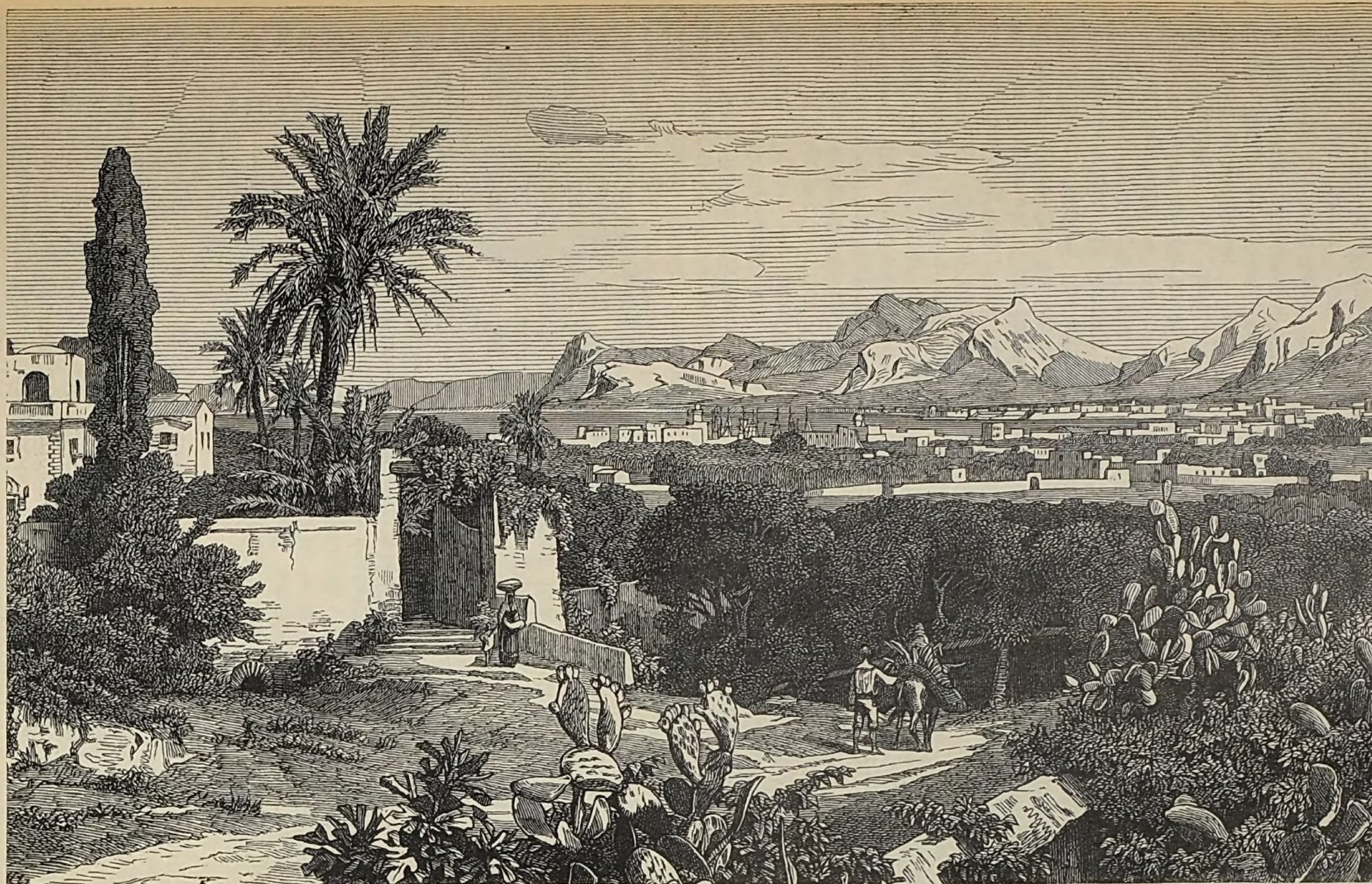
Walther von der Vogelweide.

In Frankfurt trat sofort am Palmsonntag 1212 ein Hoftag zusammen. Walther von der Vogelweide hatte Otto entgegengerufen: „Die Fürsten sind Euch unterthan," und er schien recht zu haben; die Verschworenen hielten nicht mehr zusammen. Otto trieb die Welle, welche von Osten her vorgebrochen war, wieder zurück. Zuerst gewann er in Bayern wieder festes Land. Herzog Ludwig war mit vielen Großen in Frankfurt anwesend. Er schwur dem Kaiser abermals Treue und gelobte, „Zeit seines Lebens in guten Treuen zu ihm zu stehen, gegen den Papst und gegen jedermann durch nichts sich ferner vom kaiserlichen Dienste abhalten zu lassen." Aber Otto war damit allein nicht gedient. Zur Belebung des schwachen Gedächtnisses des Herzogs ließ er sich von zwölf bayerischen Großen, darunter dem Pfalzgrafen Rapoto und seinem Bruder Heinrich von Ortenburg schwören, daß sie dem Kaiser helfen wollten, wenn Ludwig den Eid wieder vergäße. Ebenso schwuren zwölf herzogliche Ministerialen, daß sie im Falle der Untreue Ludwigs sich in Augsburg Otto zu Diensten stellen, d. h. Einlager halten würden. Außerdem mußte der Herzog Geiseln für seine Treue stellen. Wie gegen Ludwig verfuhr Otto damals auch gegen andere Fürsten. Er isolierte sie durch Geiseln und Eide ihren Ritterschaften gegenüber und suchte also das direkte Verhältnis der Krone zu diesem Bevölkerungskreise wiederherzustellen. Die „Prophezeiungen" des Papstes schienen in Erfüllung zu gehen. Unmittelbar danach schloß Otto mit den Rittern und Dienstmannen des Erzbischofs Johann von Trier ein förmliches Bündnis gegen jedermann, erteilte der Bürgerschaft Privilegien und ging ebenso in Köln vor, wo Erzbischof Siegfried von Mainz wieder den einst abgesetzten Adolf von Altena zum Gegenerzbischof gegen Dietrich von Hengebach erhoben hatte. — Die östliche Sturzwelle wurde weiter zurückgetrieben. Herzog Leopold von Oesterreich trat wieder zu Otto zurück und erschien mit dem Herzoge Bernhard von Kärnten auf dem Nürnberger Reichstag, den der Kaiser um Pfingsten (13. Mai) versammelt hatte. Hier wurde Böhmen dem Könige Ottokar abgesprochen und seinem verstoßenen Sohne Wratislaw übertragen. Ottokars Bruder, Markgraf Heinrich von Mähren, trat auf die Seite des Kaisers. Auf Ottokars Hilfe durften die

Verschworenen nicht mehr zählen. Sie waren in die Defensive zurückgeworfen, und schon unterhandelte Otto selbst mit den Ministerialen des Erzbischofs Siegfried von Mainz, so daß auch dessen Kräfte lahm gelegt wurden. Als einziger waffenfähiger Gegner blieb Landgraf Hermann von Thüringen übrig, und gegen ihn führte der Kaiser im Juli sein Heer. Alles schien zu Gunsten Ottos zu enden, der Fall Weißensees und damit die unbedingte Unterwerfung des Landgrafen standen unmittelbar bevor, als Otto durch den Patriarchen Wolfger von Aquileja die Nachricht empfing, Friedrich II sei von Sicilien nach Deutschland unterwegs.

Des Staufers Jugendzeit war in Sorge und Vereinsamung verlaufen. Im Jahre 1208 entwuchs er der päpstlichen Vormundschaft, und bald darauf nahte für ihn eine schwere Zeit, da er zugleich von außen durch den Kaiser, von innen durch vielfache Zwistigkeiten der sicilischen Bevölkerung bedroht wurde. Der Kirche verdankte er alles, Erziehung, Stellung und jetzt auch die Zukunft. Aber bei dieser kirchlichen Erziehung wirkten die wunderbare Natur und die merkwürdigen Bevölkerungsverhältnisse seiner Heimat mit. Palermo war wie kaum eine andere Stadt damaliger Zeit eine Weltstadt. Hier verkehrte der Mohammedaner mit dem Christen, der Römer und Byzantiner mit dem französischen Normannen. Die sinnlich fantastische Natur des Orients fand hier einen wunderbaren Nährboden und wurde von hier aus, wenn wir von der Vermittlung des maurischen Spaniens absehen, dem Occident vermittelt. In dieser, man möchte sagen, mit Märchendüften geschwängerten Luft wuchs der Knabe auf, der Deutschlands König werden sollte, aber seiner Kindheit blieb jener Einfluß fern, der dem Gemüte des Knaben die Möglichkeit erweckt hätte, die Dinge in einem Rosenschimmer zu sehen, der nicht wirklich war. So erwuchs ein Realist jener Zeit, Realist selbst in der Empfindung des Schönen, der aller Augen auf sich lenkte, der anfangs als „Kind von Apulien“ fast bedauert, später als „Wunder der Welt“ angestaunt und gepriesen wurde. Ein eigener Geist, ein seinem Zeitalter weit vorangeeilter und doch der Schwächen seines Zeitalters sich mit Bewußtsein bedienender Geist tritt mit Friedrich auf, gleichsam das traumhafte Urbild des principe Macchiavells. Wir erwarten, daß er mit diesem Zeitgeiste in den furchtbarsten Kampf gerät, um so mehr, als seine wunderbare Geistesentwicklung ihm nicht die Mittel lieferte, die moralischen Defekte des Zeitgeistes in sich selbst zu überwinden.

Die Lage der deutschen Fürsten war diesmal eine andere, als zu jener Zeit, da die Kurie dem Königtum Philipps von Schwaben das welfische Königtum Ottos entgegensetzte. Damals bedurfte das Papsttum der Fürsten, und so kam es, daß Ottos Versprechungen von den Fürsten zurückgewiesen wurden. Diesmal bedurften die Fürsten der Opposition des Papstes, und so war es natürlich, daß sie zuerst der Kurie ihre Forderungen zu bewilligen hatten. Anselm von Justingen wird deswegen in Rom mit dem Papste verhandelt haben. Als sich dann Anselm nach Sicilien begab, Friedrich zur Annahme der Krone zu bewegen, rieten dem Könige seine Gemahlin Konstanze von Aragonien und die sicilischen Barone ab. Dem jungen Friedrich aber erschien das Abenteuer bald nicht mehr zu gewagt. Blieb Otto Kaiser, war er vor ihm in Sicilien nicht sicher; Friedrich konnte alles verlieren. Gelang ihm aber der Streich, hatte er alles gewonnen. Er nahm an und bezeichnete sich im Februar 1212 zuerst als „erwählten römischen Kaiser“. Diese Bezeichnung zeigt uns, daß hier etwas vorgeht, auf das wir später zurückkommen müssen. Die Deutschen wählten bisher nur deutsche Könige. Noch in dem gleichen Monate erkannte Friedrich die Rechte der Kurie über Sicilien ausdrücklich an und verbriefte dieselben urkundlich. Die thatsächliche Vereinigung des Königreichs mit dem Kaiserreiche war damit ausgeschlossen. Im Anschlusse hieran ließ er seinen einjährigen Sohn Heinrich zum König von Sicilien krönen, sicherte seinem Geschlechte also hier die Herrschaft. Im März brach Friedrich von Messina auf und kam im April nach Rom. Hier leistete er dem Papst persönlich den Lehenseid für das sicilische Königreich und nannte sich ebenso, wie einst sein Gegner „von Gottes und des Papstes Gnaden“. Am 1. Mai landete Friedrich glücklich in Genua und gewann sich die Stadt durch Privilegien. Von hier gelangte er im Juli nach manchen Abenteuern über Asti, Pavia nach Cremona und endlich im August über Mantua nach Verona, wo Heinrich von Neifen seiner harrte. Durch



Ansicht von Palermo.

das Etschthal ging's nordwärts nach Trient, von da aber wieder auf verschlungenen Pfaden nach Chur. Bischof Arnold geleitete ihn dann weiter über St. Gallen nach Konstanz, wo er glücklich Eingang fand, noch bevor Otto, der bereits bei Ueberlingen stand, mit seinen Unterhandlungen zu Ende gekommen war.

Betrachten wir die abenteuerliche Fahrt, so begreifen wir, daß Otto im Lager von Weißensee bei der Nachricht von Friedrichs Ankunft in Genua in Spott über den „Pfaffenkaiser" ausbrach. Otto hatte Weißensee bestürmt. Unbedingt wollte er mit Thüringen zu Ende kommen, bevor er sich gegen den Ankömmling wandte, der wie ein Räuber nach seiner Beute schlich. Aber in Thüringen wird man von dem Nahen Friedrichs gleichfalls erfahren haben, und Otto mußte die Belagerung Weißensees aufheben. Um die Volksneigung, welche namentlich in Schwaben dem Staufer zugewandt war, für sich zu gewinnen, vollzog Otto damals in Nordhausen seine Vermählung mit der staufischen Beatrix, aber das Glück ließ sich nicht halten. Am 22. Juli war die Hochzeit, am 11. August starb die junge Frau. „Der Tod der Erbherrin riß das letzte Band entzwei, welches die Schwaben an den wenig beliebten Sachsen knüpfte; sie verließen ihn auf die Kunde von der bevorstehenden Ankunft ihres rechten Herrn. Nächtlicher Weile zogen sie aus dem kaiserlichen Lager in Thüringen ab, und ihnen folgten die Bayern.

Bald eilte Otto den Flüchtlingen gegen Süden nach, um weiteren Abfall zu verhindern. Er kam zu spät. Friedrich weilte im Lande seiner Väter. Rückwärts nach Breisach wandte sich der Kaiser, die Breisacher vertrieben ihn. Die Rheinebene lag dem Staufer offen. Friedrich ging von Konstanz nach Basel, sein Anhang wuchs stündlich. Aber die Ueberläufer wollten belohnt sein, und Friedrich versprach das Beste für die Zeit, „da er mit Gottes Hilfe Geld haben werde." Straßburg trat über, und Anfangs Oktober gewann er Hagenau.

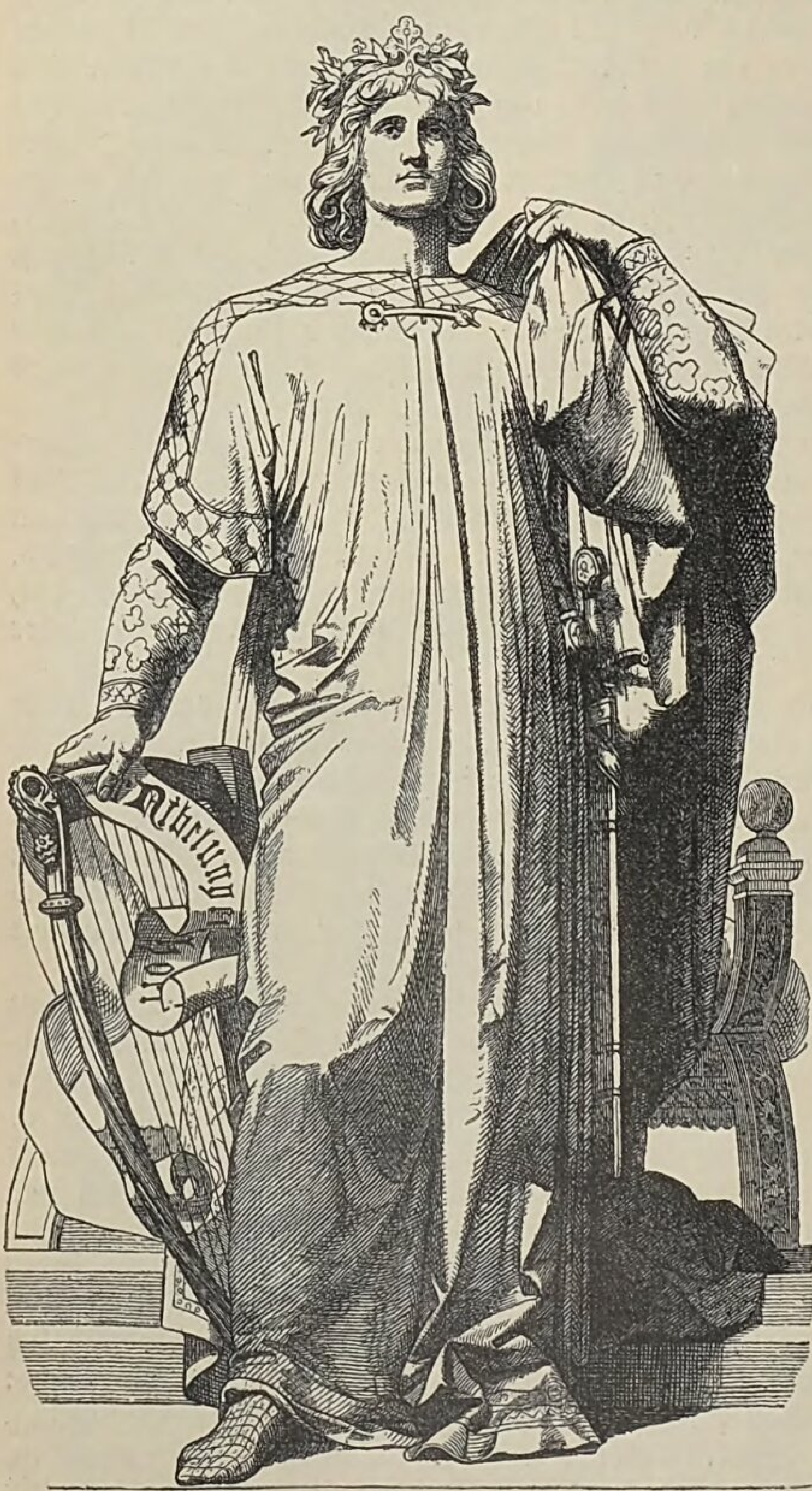
„Dahin hatte die eigentümliche Verwicklung der Verhältnisse geführt, daß der Sohn Heinrichs VI wider den Willen, ja als offener Feind der Reichsministerialität nach Deutschland kam." Als Kandidat der Kirche erschien Friedrich in Deutschland, wie einst Konrad III, und so war es natürlich, daß die geistlichen Fürsten seine entschiedensten Anhänger wurden, während die Reichsministerialen auf Ottos Seite standen. Anselm von Justingen wurde Friedrichs Reichsmarschall, ein freier Herr aus Schwaben, während Heinrich von Kalden noch bei Otto aushielt; Truchseß wurde der mächtige Verwandte des Mainzer Erzbischofs, Werner von Bolanden.

Auch die geistlichen Herrn ließen sich ihren Uebertritt bezahlen; Siegfried von Mainz und Lupold von Worms forderten die Kirchenlehen zurück, welche Otto IV bisher festgehalten hatte. Der Bischof Konrad von Speier blieb wie unter Otto IV Reichshofkanzler und ließ sich außerdem mit dem Bistum Metz belehnen. Dafür nahm er es denn auf sich, den gebannten Kaiser durch den Verrat seiner geheimen Pläne noch mehr zu isolieren. Er verkündete, Otto habe umfassende Säkularisationen vornehmen und außerdem eine allgemeine Reichssteuer einführen wollen. Ob Otto diese Gedanken und wie weit er sie gehegt, ist nicht festzustellen, genug daß die Denunziation des Speierers ihre Wirkung that. Daraus sehen wir, daß der Kernpunkt der ganzen Streitfrage eben doch auch hier an der materiellen Seite zu suchen ist. Die Gedanken Ottos sind ähnlich denen, welche einst Heinrich V gehegt, ja die Quelle, aus der sie flossen, wäre die gleiche: England. Als sich das Gespenst, das nun seit hundert Jahren in Deutschland umging, wieder zeigte, wich man von Otto zurück. Ueberall war die alte Verfassung durchbrochen, sie wankte und zitterte in allen Fugen, und trotzdem galten diese Pläne Ottos als „ein unerhörtes Attentat auf die deutsche Verfassung." Wir erkennen, wie lange ein neuer Gedanke braucht, sich zur Klarheit durchzuringen, und wie weit von hier noch der Weg zur Verwirklichung ist. Jedes radikale Voreilen desselben wird einfach zurückgewiesen.

Ein neuerer Forscher hat darauf hingewiesen, „daß der Begriff der politischen Ehrenhaftigkeit den Großen Deutschlands, wenige ausgenommen, vollständig abhanden gekommen war." Wir meinen, er war überhaupt noch nicht erfunden, denn das alte deutsche Reich baute sich auf der „Treue" auf und zwar jener naiven Treue, die erst korrumpiert sein will, ehe es zu dem Begriff der bewußten Treue oder der politischen

Ehrenhaftigkeit kommen kann. In dieser Zeit der Korruption aber stehen wir eben, und wir wundern uns nicht, wenn wir dieselbe mehr oder weniger überall finden.

Am 18. November 1212 hatte Friedrich II eine Zusammenkunft mit dem französischen Thronfolger Ludwig in Vaucouleurs. Friedrich versprach, mit Otto oder Johann von England oder deren Helfern ohne Wissen des französischen Königs keinen Vertrag eingehen zu wollen und dessen Gegner in seinem Lande nicht zu dulden. Der Franzose zahlte dafür 20000 Mark, welche Friedrich sofort unter die Fürsten verteilen ließ. Zu gleicher Zeit, da Otto eine Musterung seiner Getreuen, die sehr niederschlagend ausfiel, in Aachen abhielt, versammelten sich die Anhänger des Staufers in Frankfurt, wo er am 5. Dezember zum römischen Könige erwählt wurde. Am 9. Dezember vollzog Erzbischof Siegfried an ihm in Mainz die Krönung.



Kaiser Friedrich II.
Nach dem Gemälde A. Krelings in der Burg zu Nürnberg.

In Frankfurt traf nun auch Herzog Ludwig von Bayern ein. Wir sehen, wie haltlos er von dem Wellenschlage der Politik hin- und hergeworfen wurde, und so kam es, daß er in einem Jahre dreimal an einem andern Ufer landete. War er nach dem Tode Philipps vielleicht nicht ohne Bedenken zu Otto übergetreten und von diesem dann mit erklecklichen Benefizien ausgestattet worden, so trat er doch wieder von Otto zurück, als diesen dann in Italien der Bann des Papstes traf. Als der Kaiser wieder nach Deutschland kam, eilte Ludwig, von neuem ihm zu huldigen und lebenslängliche Treue zu schwören, um abermals von ihm abzufallen, als endlich der Staufer den deutschen Boden betrat. Der Wittelsbacher konnte nur auf der Seite des Staufers stehen, wenn es sich um eine Entscheidung zwischen Staufer und Welfen handelte. Hier ward er natürliche Boden, aus dem er gewachsen war, aber diese merkwürdige Naturerscheinung erregte trotzdem Aufsehen.

Das Glück und die Fortschritte Friedrichs hatten zur Folge, daß auch die Inhaber der Reichshofämter nun zu ihm übertraten. Am 2. Januar 1213 ist Heinrich von Kalden an seinem Hofe. „Welchen Wert Friedrich noch immer auf seinen Uebertritt legte,

beweist die Thatsache, daß er ihm zunächst an Anselms Stelle das Hofmarschallamt einräumte. Es läßt sich annehmen, daß der größte Teil der staufischen Ministerialität Heinrichs Beispiel folgte," während die welfische unter der Führung des Truchsessen Gunzelin von Wolfenbüttel bei Otto ausharrte. Dieser „halb erzwungene Uebertritt" der Reichsministerialen bedeutet eine Niederlage ihrer Politik. Auf eine neue Restitution in Italien und namentlich in den Erblanden Friedrichs durften sie nicht hoffen.



Friedrich II mit seinem Falkenjäger.

Fragen wir nun, wem Friedrich so große Erfolge verdankte, so ist es in erster Linie seine Schwäche und Hilflosigkeit, mit der er nach Deutschland kam. Von ihr hatten die Fürsten nichts zu fürchten, von seiner Dankbarkeit aber alles zu hoffen. Und hinter diesem Jüngling stand die gewaltige Macht des Papstes, der es wie selten ein Mensch verstanden hat, sich den Egoismus anderer dienstbar zu machen. Eben damals erreichte seine diplomatische Virtuosität ihre höchste Ausbildung. Ein dritter Faktor, der Friedrich zu Hilfe kam, war die öffentliche Meinung in einem großen Teile Deutschlands. Von dem Sachsen wollte man nichts wissen und erst recht nicht mehr, seit man seine harte Faust gespürt und seine Zukunftspläne erfahren hatte. Gewiß hat Winkelmann recht, wenn er es Otto IV zum Ruhme anrechnen möchte, daß er eine starke Centralgewalt zu schaffen suchte, allein in England zeigte es sich, wohin ein solches Streben in damaliger Zeit führen mußte. Es war zu früh. Die einzig mögliche Centralgewalt damaliger Zeit schuf Innocenz III für einen Augenblick und dann erfuhr auch er, daß sie unmöglich war. Das Ringen nach dieser Centralgewalt gibt die Signatur der folgenden Jahrhunderte ab, aber wie war sie möglich, seitdem man das Kaisertum zur Ohnmacht verdammt hatte? Eine ideale Vereinigung der Christenheit schien einen Augenblick erreicht, aller die Mittel, mit denen sie erhalten werden sollte, zerrissen dieselbe wieder. Still und unansehnlich wuchsen dagegen die Mittel, welche diese Vereinigung in anderer Weise für die Zukunft vorbereiteten. Das Jahr der Schlacht von Bouvines ist das Geburtsjahr Roger Bacons.

In den ersten Monaten des Jahres 1213 setzte Friedrich seinen Umzug durch das Reich fort. An Mariä Lichtmeß hielt er einen Hoftag in Regensburg ab, und hier empfing er die Huldigung König Ottokars I von Böhmen und seines Bruders, des Markgrafen Heinrich von Mähren. Ebenso huldigten hier die Herzoge Leopold von Oesterreich und Bernhard von Kärnten und außer mehreren Grafen der gesamte bayerische Episkopat. In jener Zeit erwarb der Erzbischof Eberhard von Salzburg, dessen Treueschein in der Hand des Welfen war, die sämtlichen Güter des Reichs im Lungau und Friedrichs Erlaubnis, aus dem von Philipp ihm übertragenen Chiemseekloster ein Bistum zu machen. Auf einem Hoftag in Konstanz (Ende März) versammelten sich dann die schwäbischen Großen um Friedrich, der das Herzogtum als staufisches Hausgut bei der Krone behielt.

Das war Ottos Unglück, daß er keine hinreichende Hausmacht besaß. Kurze Zeit war vergangen, seit die Welfen in der Rheinpfalz festen Fuß gefaßt hatten. Wollten sie dieselbe nicht wieder verlieren, mußten sie einlenken. Und so trat Pfalzgraf Heinrich die

Pfalzgrafschaft an seinen gleichnamigen Sohn ab mit der Erlaubnis, auf die Seite des Staufers treten zu dürfen. Friedrich schien am Ziele zu sein. Denn gaben die Welfen auch ihre Sache nicht direkt verloren, so lag doch in dem Uebertritt Heinrichs II von der Pfalz ein bedeutendes Zugeständnis an die Machtstellung des Staufers.

Diese wunderbaren und schnellen Erfolge seines Schützlings mochte Innocenz III nicht erhofft haben, aber sie machten ihn kühn und kühner. Die welfisch-englische Macht sollte durch die staufisch-französische erdrückt werden. Im Januar 1213 ermächtigte der Papst den König von Frankreich zum Kreuzzuge gegen England. Darauf hatte Philipp II August lange gewartet und er schickte sich an, den Befehl zu vollziehen. Der Herzog Heinrich von Brabant, bisher ein Anhänger Johanns von England, trat zu Philipp August über, und wir erkennen aus seinem Eide, wie die universale Tendenz des Kaisertums von den nationalen Königen beantwortet wurde. Hatten die Kaiser geglaubt, die Stellung der nationalen Könige zum Kaisertum endlich klar legen zu müssen, so sehen wir diese jetzt wirklich Stellung nehmen. In die von dem vordringenden Kaisertum gegrabene Bahn ergossen sich nun, da seine Woge zurückwich, die nationalen Fluten, und mit ihnen drang der fremde politische Einfluß immer entschiedener in Deutschland ein. Philipp August forderte von dem Brabanter Hilfe gegen jedermann, mit Ausnahme des römischen Königs Friedrich, und falls dieser stürbe, dessen, welcher „mit Zustimmung seines Herrn, des Königs der Franken, von den Wahlberechtigten dann zum römischen Kaiser erwählt werden würde“. Dieses Zustimmungsrecht war eine Anmaßung, aber eine Anmaßung, die nach der kaiserlichen Universalanmaßung nicht ohne natürliche Berechtigung erscheint. Bevor es jedoch zu der Expedition gegen England kam, wandten sich hier die Dinge vollkommen. König Johann war ein wunderbarer Repräsentant seiner verkommenen Zeit. Seine cynische Gleichgültigkeit gegen Ehre und Wahrheit gab ihm das Mittel seiner Rettung an die Hand. Am 13. Mai 1213 kniete er vor dem päpstlichen Legaten Randulf nieder, trat sein Königtum dem römischen Stuhle ab, erhielt es als tributpflichtiger Vasall zurück, schwur dem Papste Treue und huldigte ihm als seinem Lehensherrn. Den grimmigsten Gegner hatte er sich zum Beschützer und Freunde erworben. Der französische „Kreuzzug“ gegen England fiel in die Nordsee. Das war ein unerhörter Erfolg nach Innocenz' Meinung, der nun nicht anstand, das Werk wieder aufzugreifen, welches er einmal schon halb verloren gegeben.

Am 12. Juli 1213 wiederholte Friedrich in Eger unter goldner Bulle alle Versprechungen Ottos vom Jahre 1201: Verzicht auf das Spolienrecht und jegliche Beeinflussung der kirchlichen Wahlen, das Versprechen der Ketzerverfolgung und der Abtretung der von Innocenz seit 1197 okkupierten Gebiete Mittelitaliens. Und diesmal geschah die Ausstellung der Urkunde im Beisein und mit der Zusage der Fürsten. Gegen diese Schriftstücke war keine Ausrede mehr möglich, um so weniger, als Innocenz sich später auch von den einzelnen Fürsten noch Willebriefe ausstellen ließ. Diese Ausstellung eröffnete der Kurie uneingeschränkten Einfluß auf Deutschlands geistliches Leben und steht an innerer Tragweite jenem Lehenseide des englischen Königs kaum nach. Der Charakter des geistlichen Fürstentums wurde damit vollkommen geändert. Das Wormser Konkordat war aufgehoben und die deutschen Kirchenfürsten wurden aus Beamten des Kaisers zu Beamten des römischen Stuhles. Dem deutschen Königtum aber ward eine seiner vornehmlichsten bisherigen Stützen entzogen. Die Monarchie im alten Sinne der Verfassung wurde zur Unmöglichkeit. „Diese Konzessionen waren ein Sieg des Papsttums über das Kaisertum, aber zugleich über die Reichsministerialität, deren Einfluß sie aufs neue von Mittelitalien abwehrten.“

Nachdem er den Papst zum Freunde gewonnen, ging nun Johann von England seinerseits zum Angriff vor. Otto IV war sein Verbündeter, wie Philipp August derjenige Friedrichs war. Die päpstliche Politik kam in eine merkwürdige Klemme, als es ihr nicht gelang, den Krieg zwischen Frankreich und England zum Stillstand zu bringen. Die Waffen mußten entscheiden, und auf dem Schlachtfelde des Westens fiel zugleich die Entscheidung über das Schicksal der deutschen Monarchie. Im Februar 1214 landete Johann in La Rochelle. Er machte Fortschritte. Im März sammelte Otto in Aachen



Friedrich II erhält von König Philipp von Frankreich den erbeuteten Reichsadler.

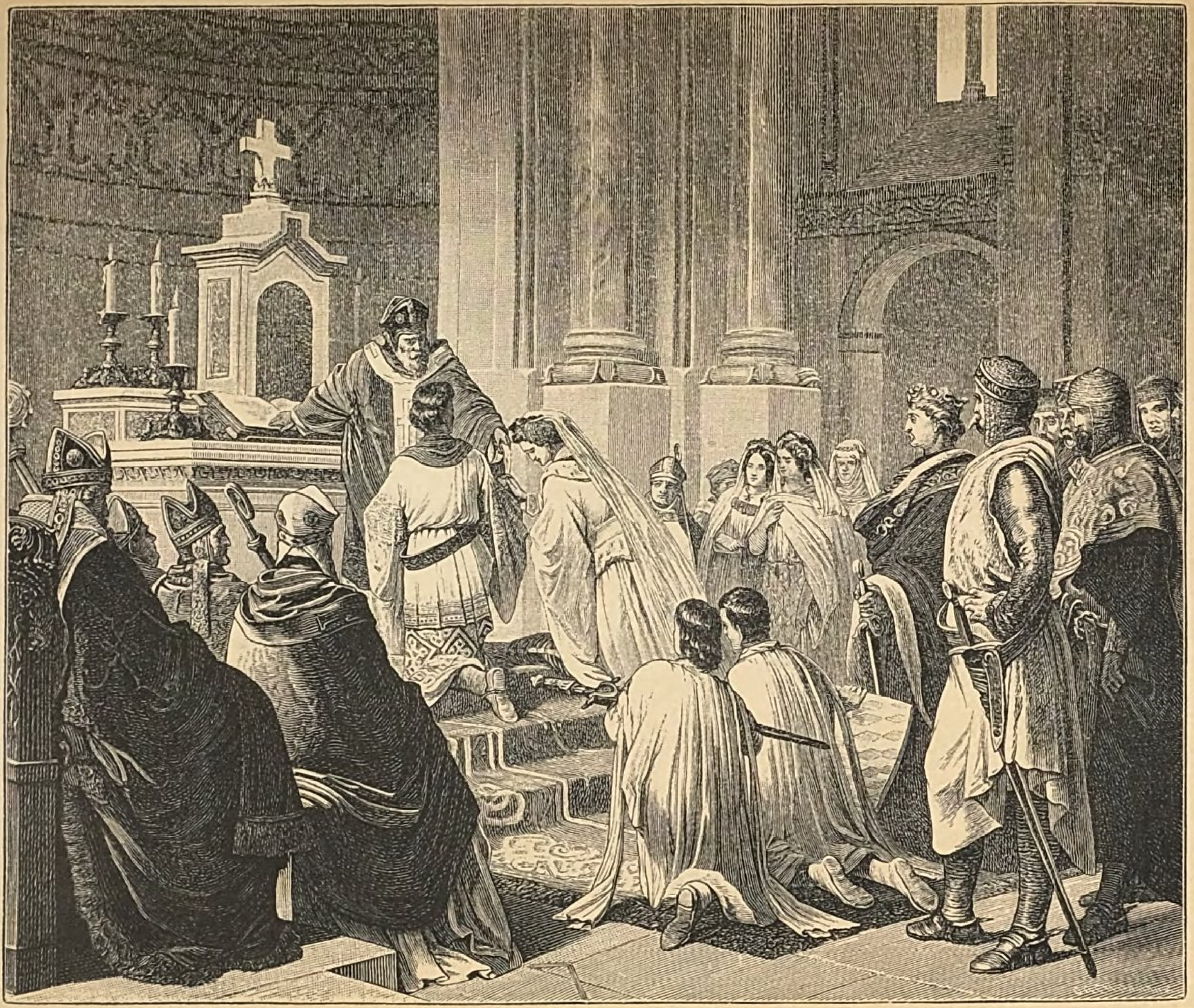
seine Getreuen. Im Juli zog er gegen Westen. Bei der Brücke von Bouvines kam es am Nachmittag des 27. Juli zur Schlacht zwischen dem deutschen Kaiser und dem französischen Könige. Anfangs waren die Kaiserlichen im Vorteil. Da griffen die Hilfsscharen der französischen Kommunen ein, und Otto erlitt eine vollständige Niederlage. Den erbeuteten Reichsadler sandte Philipp an Friedrich; die junge Kraft des französischen Bürgertums erkämpfte dem Staufer den Sieg über seinen Rivalen. König Johann bequemte sich zum Waffenstillstand. „Seit dieser Zeit,“ sagt der Chronist von Lauterberg, „sank der Ruf der Deutschen bei den Welschen.“

Wir haben einen Augenblick zu verweilen. Die alte Verfassung war unmöglich geworden. Von selbst drängte es Monarchie und Fürstentum aus ihrem ehemaligen Charakter heraus. An das Königtum trat die Notwendigkeit, dieser von innen sich vollziehenden Wandlung gegenüber Stellung zu nehmen. Fürchtete man von Otto eine allgemeine Zurückdämmung der geistlichen und damit auch der weltlichen Fürstenmacht und Fürstenrechte, so trat Friedrich sein Königsrecht an die Kurie ab. Zeigte sich Otto in dieser Angelegenheit als den echten Sohn seines Vaters, zugleich durchdrungen von englischen Anschauungen, so war Friedrich immer noch der Abenteurer, der ohne Rücksicht auf Vergangenheit und Zukunft an der Befestigung seiner Stellung arbeitete. Er stellte sich in den Dienst der Kirche, und diese war im vollsten Sinne des Wortes in reaktionärer Arbeit begriffen, sie scheute die furchtbarsten Mittel nicht, um ihre wankende Macht zu halten. Der staufische König aber war der Bundesgenosse der Franzosen, dessen Macht, auf dem nationalen Bürgertum beruhend, sich eben erst so deutlich und gesund erwiesen. Brachte die Schlacht von Bouvines den Engländern ihren ersten Freiheitsbrief, die Magna charta, so hätte man Aehnliches auch in Deutschland erwarten dürfen. Aber hier standen

keine Barone einem reaktionären Königtum gegenüber, sondern Fürsten, deren Existenz auf den gleichen Bedingungen beruhte, wie diejenige des Königtums. Diesem an Machtfülle möglichst viel abzuzwacken, war wohl auch ihre Tendenz, allein nicht in der Absicht, das gewonnene Gut der Allgemeinheit mitzuteilen, sondern es für sich zu behalten. Wollte das Volk in Deutschland etwas haben, mußte es sich selber etwas nehmen, und es schickte sich an dazu. Wir haben uns klar darüber zu werden, daß das Königtum den Bund mit dem geistlichen Fürstentum und dem weltlichen Süd- und Westdeutschlands schließt in dem Augenblick, da in Frankreich die Kommunen dem Könige den ersten großen Sieg über das Kaisertum erringen halfen. Dieses Kaisertum stützte sich allein noch auf seine sächsischen und norddeutschen Hilfsmittel, es wurde geschlagen, und das führende Geschlecht dieser ost- und norddeutschen Opposition — wir dürfen sie die nationale nennen — wurde zur Ohnmacht verdammt, während jenes Geschlecht, das sich in die staufische Politik am tiefsten hineingearbeitet hatte, in die von den Welfen verlassenen Positionen eindrang. Der Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland wird durch das Emporkommen der Wittelsbacher konstant; Bayern tritt in die westdeutsche Politik vollkommen ein, und alles dies wird ermöglicht durch den ersten Sieg Frankreichs über das deutsch-nationale Kaisertum. Die Tonart ist angeschlagen, in der fortan die europäische Symphonie sich entwickeln wird; wir haben sie im Ohre zu behalten, wenn auch noch so gewagte Modulationen uns dieselbe vergessen machen möchten.

Als Friedrich von Süden her im August 1214 über die Mosel ging, war das Schicksal seines Gegners bereits entschieden. In Köln weilte er, wo die Bürgerschaft ihm Unterkunft gewährte. Friedrich kehrte nun seine Waffen gegen Herzog Heinrich von Brabant, der wieder auf die Seite Ottos zurückgetreten war, und die andern niederrheinischen Anhänger des Welfen. — Dieser Heinrich von Brabant ist ein so merkwürdiger politischer Gauner, ein so typischer Charakter seiner Zeit, daß wir ihm wohl einen Augenblick der Betrachtung schenken dürfen. Er selbst war der Schwiegersohn Philipps von Frankreich geworden, als er zu diesem, wie wir hörten, übertrat. Dann kam Kaiser Otto und verlobte sich wieder mit seiner ehemaligen Braut Maria, der Tochter des Brabanters, und der spekulative Schwiegervater trat zum Kaiser zurück. Außerdem war sein Sohn mit der staufischen Maria, der Tochter Philipps von Schwaben vermählt, so daß also das Schicksal machen konnte, was es wollte, der Brabanter blieb oben. — Auf diesem Zuge Friedrichs an den Niederrhein passierte es dem Herzoge Ludwig von Bayern, daß er aus Unvorsichtigkeit in die Gefangenschaft des Grafen Wilhelm von Jülich geriet und ihm Burg Nideck bei Zülpich als Aufenthalt angewiesen wurde. Ein Sturm auf Aachen schlug zwar fehl, aber als dann Heinrich von Brabant zu Friedrich übertrat und wegen seiner hervorragenden Leistungen mit Mastricht von Friedrich belehnt wurde, da fiel nach und nach der Widerstand gegen den Staufer, und auch den allein treuen Städtern blieb es auf die Dauer nicht erspart, das Recht des Siegers anzuerkennen. Jülich ward dann von Friedrich bestürmt, und bei dieser Gelegenheit scheint der Wittelsbacher seine Freiheit wiedererlangt zu haben, zumal der Macht des Königs eine in Bayern aufgebrachte Summe von 20 000 Mark zum Loskauf Nachdruck gab. In Bayern war man über den Unfall des Herzogs in große Bestürzung geraten, und ein gutes Zeugnis für Ludwig ist es, daß alles sich vereinte, das Lösegeld aufzubringen.

Den Welfen hatte die Uebertragung der Rheinpfalz an Heinrichs gleichnamigen Sohn keinen Vorteil gebracht. Der junge Pfalzgraf starb im Frühjahr 1214, ohne Erben zu hinterlassen. Die rheinische Pfalzgrafschaft fiel an Friedrich zurück, und nun sehen wir die Wittelsbacher den zweiten Schritt nordwärts thun in jene Stellungen, welche die Welfen räumten. Herzog Ludwig hatte sich mit Ludmilla, der Witwe des 1197 verstorbenen Albert III von Bogen vermählt, gegen den Ludwig einen seiner ersten Waffengänge hatte unternehmen müssen. Ludmilla war die Tochter des Böhmenkönigs Friedrich, die Nichte König Ottokars I von Böhmen und des verstorbenen Erzbischofs Adalbert von Salzburg. Dieses Verwandtschaftsverhältnis, in welches Ludwig also zu den östlichen Fürsten trat, scheint seiner Stellung in Bayern nicht geringe Festigkeit verliehen zu haben. Wir sahen ja, wie die Wogen des Westens hier in glatten Wellen verliefen und Bayern,



Erbprinz Otto erwirbt durch seine Verbindung mit der Erbgräfin Agnes die Pfalzgrafschaft, 1225.

Nach dem Gemälde von Wagner.

Kärnten, Oesterreich, Salzburg, Böhmen bei den Thronstreitigkeiten fast stets Hand in Hand gingen. Ludmilla schenkte ihrem Gemahl einen Sohn Otto, der auch der einzige blieb, und dieser Sohn soll auf dem Nürnberger Hoftage vom Jahre 1212 mit des Pfalzgrafen Heinrich zweiter Tochter Agnes verlobt worden sein. Bei dem Tode des Bruders nun waren Agnes und ihre ältere Schwester Irmengard, die spätere Gemahlin Hermanns V von Baden, unzweifelhaft die Erbinnen der welfischen Allodien in Süd- und Westdeutschland. Agnes' Bräutigam Otto hatte also einen Vorsprung andern Fürsten gegenüber, und Friedrich II, der Politik seiner Vorfahren folgend, belehnte denn auch den jungen Wittelsbacher mit der Rheinpfalz (Herbst 1214). So erfüllte sich trotzdem, wenn auch spät, die Absicht Heinrichs VI, die rheinische Pfalzgrafschaft an die Wittelsbacher zu bringen, was einstens durch die geheime Ehe des Welfen Heinrich I mit Agnes, der Tochter des staufischen Pfalzgrafen Konrad, hintertrieben worden war. Herzog Ludwig übernahm die Lehensvormundschaft für seinen noch unmündigen Sohn, dem auch die



Herzog Ludwig gerät in Gefangenschaft des Grafen Wilhelm von Jülich.

welfischen Allodien ganz zufielen, wofür Irmgard mit einer Geldsumme vom Könige abgefunden wurde. So faßten die Wittelsbacher außerhalb Bayerns Fuß, und Bayerns Politik wandte seitdem jenen alten Bahnen, denen sie immer noch zu folgen versucht hatte, mehr und mehr den Rücken. Ins Reich hinein strebten nun die Führer Bayerns, und wir werden die merkwürdigsten Konflikte zu verzeichnen haben, in welche das Wittelsbachische Geschlecht geriet, seit es dem Westen und Norden seine Arbeit zuwandte, trotzdem Bayerns Vorgeschichte gegen Osten und Süden wies.

Zu Ende des Jahres 1214 hielt Friedrich einen Hoftag in Metz. Hier stellte er eine Urkunde zu Gunsten Dänemarks aus, worin er das Land jenseits der Elbe bis zur Elde Waldemar II abtrat. So sprengte er den Bund Dänemarks mit dem Welfen. Am 24. Juli 1215 fielen Aachen und Kaiserswert, am 4. August Köln. Otto mußte aus Köln entfliehen. „Zum zweiten Mal war das welfische Königtum auf Braunschweig und den Harz zurückgeworfen.“

In Aachen hatte Friedrich am 25. Juli eine nochmalige Krönung durch Erzbischof Siegfried an sich vollziehen lassen. Und hier an historisch heiliger Stelle erfaßte ihn bei dieser Feier noch einmal der alte Geist mit alter Macht. Er ließ sich das Kreuz auf die Schulter heften und that das Gelübde der Kreuzfahrt, ein Gelübde, das er später wohl hundertmal verwünscht haben mag.

Nitzsch macht auf den Umschwung der Machtverhältnisse seit Heinrichs VI Tode aufmerksam. Er erinnert daran, daß nur der erste Kreuzzug unmittelbar aus der Initiative des Papsttums hervorgegangen sei, während der zweite ein Werk der Cisterzienser war, und der dritte auf dem freien Entschluß der weltlichen Fürsten beruhte. Führte diese dritte Unternehmung dann zu jener rein staufischen Eroberungsexpedition des Jahres 1196, so zog diese wiederum die französisch-venetianische des Jahres 1203 nach sich und gab ihr Ziel und Richtung. Man spekulierte nach dieser Seite weiter und machte die kindische Erfindung, daß das Reich des Ostens allein von Gott abhänge, der Besitzer desselben also unabhängig sei. Deshalb riet der „Magister" Gervasius von Tilbury auch Otto IV, dorthin seine Waffen zu tragen. Dort könne er werden, was er im Westen niemals sein könne: ein Kaiser von Gottes Gnaden. Aber außer den Staufern, den venetianischen Händlern und den französischen Rittern war auch das Papsttum schon nach dem Osten mit seinen Plänen unterwegs. Von ihm ging jetzt die Kreuzzugsbewegung, wie einst die erste, abermals aus. Aeußerlich gleichen sich die Zeiten wohl, aber innerlich fehlt der flammende Geist, der einst dem ersten und dann auch dem zweiten Kreuzzug voraufgeeilt war. Es galt einen päpstlichen Eroberungszug. Die Weltherrschaft des Papsttums sollte keine lediglich ideale mehr sein, sondern auf der breitesten materiellen Grundlage aufgeführt werden.


Siegel Friedrichs II.

In dieser gewaltigen Stellung zeigte sich der römische Halbgott der Welt, als er im November 1215 das große Laterankonzil eröffnete. Eine Versammlung wie diese war noch nicht gesehen worden. 71 Primaten und Metropoliten, darunter die Patriarchen von Konstantinopel und Jerusalem, 412 Bischöfe, über 800 Aebte und Prioren hatten sich eingefunden. Die Gesandten der Könige von Deutschland, Frankreich, England, Arragon, Kastilien, Ungarn, Cypern und Jerusalem waren zugegen. Der Erdkreis schien in dieser Versammlung enthalten. „Vom Ebro bis zum Nil und zum schwarzen Meer erschien die römische Kirche als die gemeinschaftliche Organisation der christlichen Welt, innerhalb deren die Unterschiede der nationalen und politischen Gemeinwesen fast verschwanden."

Wir wissen, daß diese Unterschiede leben und mächtig sind und lassen uns durch das großartige Phänomen, das vor unsern Augen auftaucht, nicht blenden. Auch ein Innocenz III hatte, trotzdem er in diesem Augenblicke höher stand, als irgend einer seiner Anhänger, gegen das vorwärtsdrängende Leben nichts anders mehr einzusetzen, als konservative Maßregeln. Der Stiftung neuer Mönchsorden zeigte er sich abhold, doch als Kenner der Menschen schuf er sich trotzdem dann die Waffen, mit denen er die Ketzerei zu besiegen hoffte, in den neuen Orden der Bettelmönche, der Dominikaner und Franziskaner, deren jugendlichen Eifer er sofort unter römische Kuratel stellte. Hand in Hand mit den furchtbaren Maßregeln, welche damals gegen die Ketzer beschlossen wurden: „Der Ketzer und seine Leiche sollten verbrannt, sein Haus zerstört werden, seine Erbschaft nur an solche Verwandten fallen, deren orthodoxe Gesinnung unzweifelhaft sei," ging die Erklärung des Papstes, daß er nicht nur der Vertreter Petri, sondern Christi und Gottes auf Erden sei, Hand in Hand damit gingen die Feststellung des alten Bekenntnisses und die Fixierung des Dogmas. Die Greuel der altrömischen Kaiserzeit scheinen wiedergekehrt. Bedürfen wir weiterer Beweise dafür, daß wir uns dem Ende einer Entwicklungsreihe nahen? — Auf jener Bahn zur Weltherrschaft aber wurden positive Schritte vorwärts gethan: das Konzil erklärte Otto IV trotz vielfachen Widerspruchs für abgesetzt und beschloß einen allgemeinen Kreuzzug, welcher den Ruhm und die Macht der römischen

Hierarchie bis zu den Ungläubigen, bis ans Ende der Welt tragen sollte. Das war von nun an die Hauptsorge, welche die letzten Tage Innocenz III erfüllte. An dem Gelingen dieser Expedition mußte sich zeigen, ob das Werk des gepriesenen Papstes ein inneres Leben habe oder ob durch die konservativen Maßregeln nicht gerade für die Kirche ein furchtbares Hemmnis ihrer eigenen Weiterentwicklung geschaffen wurde?

Der Kuratel, welche über Friedrich II einerseits vom Papste, andrerseits von den deutschen Fürsten ausgeübt wurde, vermochte Friedrich sich einstweilen nur durch negative Mittel zu entziehen, durch das Mittel der Zugeständnisse. Durch diese aber verlor er fortwährend an eigener realer Macht, und es wird sehr die Frage sein, ob ihm zuletzt genug übrig bleibt, seine Herrschaft zur wirklichen zu gestalten. Im Mai 1216 verzichtete er zu Gunsten der geistlichen Fürsten auf das Regalienrecht, „auf Grund dessen die Einkünfte eines erledigten geistlichen Fürstentums während eines ganzen Jahres für die Krone in Anspruch genommen wurden.“ Auf dem gleichen Hoftage wurde ein Tausch rückgängig gemacht, den Friedrich im Jahre zuvor abgeschlossen hatte. Von dem Bischofe von Regensburg erhielt er die Stadt Nördlingen gegen die Klöster Ober- und Niedermünster. Aber die Fürsten erklärten nun, kein Fürstentum dürfe durch Tausch oder sonst dem Reiche entfrembet werden ohne Zustimmung des Besitzers und seiner Ministerialen. Wie die Aebtissinnen fürchteten eben auch andere Fürsten die Mediatisierung. Zu gleicher Zeit wurden Unterhandlungen mit Rom geführt. Friedrich verlangte die Ueberführung seines Sohnes Heinrich nach Deutschland. Die Kurie war damit nicht einverstanden, denn Heinrich war König von Sicilien und sollte es bleiben, während Friedrich zum Kaiser bestimmt war. Kam nun der junge König nach Deutschland, so ward damit zugleich die Regierung des Königreichs nach Deutschland verlegt. Die Vereinigung der Reiche, wie sie eben durch Friedrich dargestellt wurde, schien damit dauernd werden zu sollen, und gerade das wollte die Kurie unter allen Umständen verhüten. Wollte Friedrich also seinen Sohn haben, bedurfte es neuer Zugeständnisse. Er gab sie am 1. Juli 1216. Nach seiner Kaiserkrönung versprach er den Sohn aus der väterlichen Gewalt zu entlassen, den Namen eines Königs von Sicilien abzulegen und die Regierung Siciliens einem Verwalter zu übergeben, „damit man nicht daraus, daß er zugleich das Kaiserreich und das Königreich inne habe, schließe, das letztere bilde irgend eine Einheit mit dem Kaiserreich, weil aus solcher sowohl dem apostolischen Stuhl als auch seinen eigenen Erben Nachteil entstehen könne.“

Innocenz III wirkte für den Kreuzzug. Durch persönliches Eingreifen suchte er den Seekrieg zwischen Genua, Pisa und Venedig beizulegen. Auf dem Wege nach dem Norden ereilte ihn in Perugia unerwartet der Tod (16. Juli 1216). Schon am 18. wählten die Kardinäle den Kardinalpresbyter Cencius zu seinem Nachfolger, der als Honorius III den Stuhl Petri bestieg. Dieser Wechsel gab auch der Stellung des Königs der Kurie gegenüber sofort einen andern Charakter, denn Honorius III war ein friedfertiger Greis, der nur in einem Punkte die große Erbschaft seines Vorgängers antrat: in der Sorge für die Kreuzfahrt.

Anfangs Dezember traf Friedrichs Gemahlin mit dem jungen Heinrich in Nürnberg ein. Sofort verlieh Friedrich dem Sohne das Herzogtum Schwaben. Der König von Sicilen wurde Reichsfürst. Als dann Berthold V von Zähringen im Februar 1218 starb, ward Heinrich auch Rektor von Burgund.

Am 19. Mai 1218 starb Kaiser Otto IV. Ein Feldzug, welchen Friedrich 1217 gegen ihn unternommen hatte, war an den Mauern Braunschweigs zum Stehen gekommen. Jetzt war Friedrichs Bahn frei. Das Glück hatte ihm geholfen, sein Königtum zu errichten. Am 18. Juni 1218 übergab Pfalzgraf Heinrich I dem Könige zu Goslar die Reichsinsignien.

Ob wir rückwärts oder vorwärts sehen, es dürfte schwer sein, eine ähnliche unerquickliche Lage der beiden höchsten Gewalten zu einander festzustellen, noch schwerer aber einen Mann zu finden, der mit gleicher Schmiegsamkeit sich an den drohenden Klippen vorbeizuwinden wußte, wie eben Friedrich. Ein fürchterlicher Druck lastete auf ihm, so lange sein einstiger Vormund und Schützer lebte. Als der die Augen schloß, atmete

Friedrich auf, er beschritt jene merkwürdigen Diplomatenpfade, die in ihrer Verwirrung nur ihm bekannt waren und auf denen jeder, der ihm nicht folgte, auf falsche Wege geraten mußte. Hier war er Herr und Meister, hier zeigte er eine wunderbare Kunst, allein es ist immer ein böses und ungesundes Zeichen der Völkerentwicklung, wenn sie aus den geheimen Kabinetten heraus geleitet werden soll, es ist ein ebenso böses Zeichen für die innere Schwäche und Haltlosigkeit des Kaisertums, daß es auf diesen Pfad gedrängt wurde und sich drängen ließ. Alle Siege auf demselben sind Pyrrhussiege, mit dem eigensten Herzblute erkauft, und ihnen nach folgt der Untergang.

Wenden wir aber auch die Blicke nach auswärts, so werden wir erkennen, daß die Konstellation der Gewalten nirgendwo für die Entwicklung des Volkes eine so hinderliche war, wie in Deutschland. Die Bischöfe bildeten hier seit Friedrich I wieder die vornehmste Stütze des Königtums. Aber die Zeiten gegen früher waren andere. Das Papsttum hatte sich zur Selbständigkeit erhoben und vollkommen von dem Kaisertum emanzipiert. So sah sich dieses genötigt, die Bischöfe durch Zugeständnisse auf seiner Seite zu fesseln. Jede Konzession aber lockerte gerade das frühere straffe Verhältnis der bischöflichen zur königlichen Gewalt, und der Boden, welchen diese einräumte, wurde von der Kirche als solcher, d. h. in letzter Instanz vom Papst, in Besitz genommen. Trotzdem blieben auch für Friedrich II die Bischöfe noch immer die einzigen Stützen gegen die aus der Erbfolge hervorgegangenen natürlichen Sonderbestrebungen der weltlichen Fürsten. Und doch ist dies dieselbe Zeit, da das französische Königtum die Macht der Vasallen mit Hilfe der Kommunen niederrang, da in England die Barone ihrem Lande gegen Königtum und Papsttum die magna charta erkämpften. Friedrich konnte eben nicht daran denken, einen dieser Faktoren, die alle als Produkte einer großartigen Entwicklungsreihe dastanden, gewaltsam auszuwischen. Hatte Friedrich I dies mit dem Laienadel versucht, so mußte er doch bald die gewaltige Lebenskraft dieser erdgeborenen Gewalten erkennen. Er konnte einschränken, vernichten konnte er nicht.

Beruhte die bischöfliche Macht immer mehr auf den geordneten Einnahmen ihrer Städte und Marktgebiete, so drängte der Laienadel ihr auch auf diesem Wege siegreich nach. „Die Städtegründungen und Kolonisationen der Zähringer, Welfen, Schauenburger, Askanier, die überall aufkommenden Zollstätten der weltlichen Herren zeigen zur Genüge, wie schnell der Laienadel dem geistlichen Fürstentum die Mittel seiner administrativen Erfolge abgelernt hatte.“ Dazu aber kommt, daß das „königliche Geschlecht“ eben doch in letzter Instanz ein weltliches Adelsgeschlecht war. Es machte dieselbe Entwicklung gleichzeitig mit jenen durch und vermochte die Wurzel nicht zu verleugnen, aus der es selbst emporgeschossen war. Immer noch bilden die Pfalzen und Burgen der Staufer zugleich die Residenzen der Könige. Wie wir es zuletzt doch nicht zu einem königlichen Geschlechte brachten, so auch zu keiner königlichen Residenz, und so ist es nur zu natürlich, daß gerade dort die Opposition gegen dieses Geschlecht zur höchsten Macht emporstieg, wo sich aus frisch und wild treibender Wurzel Mittelpunkte des nationalen Lebens bildeten, so in Köln, so später in den einzelnen Territorien. Und nichts bestätigt uns mehr die Aussichtslosigkeit, in Deutschland ein königliches Geschlecht zu etablieren, die Abhängigkeit der untern Stände von der Krone herzustellen und die Macht der autochthonen oder gewählten Zwischenmächte zu brechen, als die Thatsache, daß Friedrich II, der in Sicilien vollkommen als der Erbe der normannischen Könige, als absoluter Herr auftrat, für Deutschland auf einen solchen Versuch verzichtete.

In Deutschland ging eben jeder seinen eigenen Weg, und gerade das war es, was dieser vielfach verzwickten und bunten Entwicklung doch einen natürlichen Halt und einen gesunden Zusammenhang gab. Der Bauer kolonisierte weit über die Landesgrenzen hinüber und nahm seine alten Rechtstraditionen mit hinaus, auch in dem neuen Gebiete mit alter Zähigkeit seine Selbständigkeit zu wahren. Andere zogen heran an die Städte, Vor- und Neustädte errichtend und so dem bürgerlichen Elemente gesunde Verstärkung bringend. Und diese Städte selbst, einerseits Folge, andrerseits Ursache der Verschiebung und Verlegung der alten Handelsstraßen, standen eben damit auf einem so natürlich gesunden Boden, daß alle Gegenpolitik sie in ihrem Gedeihen nicht aufzuhalten ver-

mochte. So mußte es von selbst dahin kommen, daß mit der von Handel und Gewerbe erforderten freieren Bewegung die alten Schranken der bischöflichen Verwaltung in Stücke gingen, daß also von hier aus gleichzeitig mit dem größeren Einfluß, den Rom auf unsere Verfassung gewann, diese selbst eine gewaltige Erschütterung erlitt. Aber wie lange wird es dauern, daß die freiere Bewegung auch auf andere Gebiete hinübergreift, so auf das geistige, und Rom von hier aus einen Feind erwachsen sieht, stärker und mächtiger als das überwundene Kaisertum jemals war?

Auf einen zweiten Punkt macht Nitzsch aufmerksam. Neben der Stellung des Königtums an der Spitze der Lehensverfassung bildeten die königlichen Burgen und Domänen eine altertümliche Grundlage der königlichen Macht. Diese waren, als Friedrich nach Deutschland kam, zumeist in den Händen der Dienstleute und niederen Vasallen, und nur die Plätze, „in welchen Märkte gehalten werden", standen dem Königtum noch zur Verfügung. In diesen königlichen Pfalzgemeinden, zu denen Städte wie Goslar, Aachen, Frankfurt, Ulm zählten, vollzog sich nun der gleiche Umschwung, wie wir ihn in den Bischofsstädten kennen lernten. Censualen- und Ministerialenstand näherten sich einander, erlangten also das Uebergewicht und verdrängten die ritterlichen Herrn und Freien von den städtischen Gefällen allmählich hinweg. Teilweise verschwinden die königlichen Vögte ganz, teilweise werden sie zurückgedrängt und der Schultheiß tritt an die Spitze der gesammten Verwaltung. Hören wir nun von der Entwicklung der norddeutschen Städte, wo freie Geburt und freie Stellung als erstes Erfordernis für die Ratsfähigkeit eines Mannes angesehen wurden, so begreifen wir den Umschwung zur Demokratie, welcher sich da zu vollziehen beginnt. Entwickelt sich die Bürgerschaft im Süden und Westen aus den einstmals hofrechtlichen Klassen heraus, so wies man im Norden den Einfluß der königlichen und bischöflichen Gewalt von vornherein und prinzipiell zurück, indem man wie in Hamburg betonte, „daß weder Vogt, noch Münzmeister, noch Zöllner, noch Ungelder, noch ein Amtmann des Herrn, noch ein Mann, der an diesen Geschäften teilnehme, zum Rate gehören dürfe." Nicht mehr unbewußt wandelt die Entwicklung diese Wege, und so erwarten wir demnächst bewußte Gegenmaßregeln von der andern Seite.

Noch in der Zeit, da Friedrich in Deutschland weilte, zeigte sich sein eigentümlich organisatorischer Geist, den er später in Sicilien so großartig entfaltete. Das Lehenswesen von dem jungen Leben der städtischen Gemeinden fernzuhalten, wie er dasselbe später in Sicilien aus den Städten hinausdrängte, scheint der leitende Gedanke bei seinem Vorgehen gewesen zu sein. Und während er dann von seinem sicilischen Königreiche von Schritt zu Schritt weiterging und eine vollkommene moderne Monarchie schuf, stellte sich ihm in Deutschland bei seinen ersten Schritten schon die Mannigfaltigkeit der bisherigen Entwicklung hindernd entgegen. Am 8. November 1219 erteilte er Nürnberg das Privilegium seiner Reichsunmittelbarkeit. Die bisherige staufische Stadt wurde Reichsstadt. Sie hatte seitdem keinen Vogt als allein den Kaiser. Die Burgmannschaft und der Burggraf blieben von der Verwaltung der Stadt ausgeschlossen. „Wenn Friedrich dann weiter bestimmt, daß kein Bürger jemandes Mundmann werden, daß von einem Bürger, dem Eigen oder Lehen als Bürgschaft oder Pfand verliehen sei, beim Tode des Verpfänders weder dessen Lehensherr noch dessen Erben Ansprüche erheben sollen, bevor sie jene Pfandschaften eingelöst, daß derjenige, welcher einen Nürnberger belehne, sich bei Rechtshändeln an dem Zeugnis der Mitbürger genügen lassen müsse, daß niemand einen Nürnberger vor sein Lehengericht ziehen oder zum Zweikampf nötigen könne, so verfolgen wir mit diesen einzelnen Bestimmungen zugleich die verschiedenen Wege, auf welchen die Bürgerschaft allmählich in die Lehensverfassung hätte hineingezogen werden können. Friedrich II sicherte sich also die Verfügung über diese Städte, indem er der Ausdehnung der Lehensverfassung an ihren Mauern eine Grenze setzte."

Diese Begünstigung der Königsstädte nun hatte zur Folge, daß von den Nachbargebieten die Leute in die Städte strömten, und ob auch Reklamationen und Gesetze erlassen wurden, diese Bewegung konnte nicht mehr zum Stillstand gebracht werden. Bis in das nächste Jahrhundert hinein werden dagegen Bestimmungen erlassen, und jenes



Friedrich II.
Nach einem Gemälde im Römer in Frankfurt a. M.

Privileg, welches Friedrich schon einigen Städten verlieh, daß die frühere Herrschaft nach einem Jahre das Recht verlieren solle, einen ausgewanderten Hörigen von der Stadt zurückzufordern, nimmt allmählich allgemeine Bedeutung an. Doch alle diese Schritte Friedrichs II in den ersten Jahren seines deutschen Königtums sind Versuche, hinter denen wohl weitergehende Gedanken lebten; diese aber kommen hernach nicht oder nur teilweise zur Ausführung, und so bleibt die Entwicklung mehr ihrem natürlichen Werden überlassen. Jenen Einigungspunkt zu finden, an welchem die deutsche und sicilische Politik einander fördernd und ergänzend begegnen sollten, blieb dem Könige versagt.

Erste Bedingung war es für Friedrich und seine Herrschaft, sich die finanziellen Mittel seiner Länder flüssig zu erhalten. Er selbst dachte an keine Vereinigung des sicilischen Königreichs mit dem Kaiserreich, wohl aber dachte er daran, wie er hier und dort seine Stellung behalten und seinen Einfluß zur Geltung bringen könnte. Selbst König von Sicilien zu bleiben, seinem Sohne die Herrschaft in Deutschland zu verschaffen und für sich dazu die Kaiserkrone und oberste Leitung — das schien ihm nun am vorteilhaftesten. Mit dieser Kombination hatte man in Rom nicht gerechnet, und jedenfalls stand ihr der Vertrag vom Jahre 1216 nicht im Wege. Dem entspricht es, daß auch der Papst auf eine Anfrage äußerte, die Wahl eines römischen Königs gehe ihn nichts an. Die einen haben nun von der Falschheit Friedrichs gedichtet, und bis heute klingen diese Anklagen fast ebenso heftig nach, wie sie schon früher erhoben wurden, die andern entschuldigen und suchen Friedrich zu entlasten. Nun, der König stand offenbar an geistiger Feinheit seinem Partner weit voran, er war ein trefflicher Spieler, gewann oft, aber nicht immer, und weil er oft gewann, muß man ihn nicht für einen Falschspieler halten. Um was es sich handelt, wissen wir seit Innocenz III. Es ist nicht der Glaube das Ziel, sondern das Mittel, das Ziel ist die Herrschaft. Diesem Spieler aber folgt seit seinen ersten glücklichen Erfolgen das Mißtrauen der Gegner und zwar in einer solch' merkwürdigen Steigerung, daß wir erstaunen, wie Friedrich immer wieder gezwungen war, nach Mitteln zu suchen, dieses Mißtrauen zu besiegen, wie er diese Mittel fast immer fand. Und doch fragen wir nach der Ursache dieses Mißtrauens, das seinen Schritten unablässig folgte, so lag es weit weniger in den Handlungen Friedrichs selbst begründet, als eben in dem unsichern Gefühle der Kurie, welches das eigene Unrecht ihr erweckt hatte. Alle Bestätigungen und Zugeständnisse der Kaiser und Könige vermochten den Zweifel nicht zu besiegen, es werde der Tag kommen, da man von ihr das Gut zurückfordern werde, welches sie in den Zeiten der Ohnmacht dem Reiche entrissen hatte. Ein furchtbarer Alp lastete seitdem auf der Politik der Staufer, ein Alp, welcher auch den aufgeklärten Geist Friedrichs, der die Kurie zum Freunde behalten wollte, auf Mittel denken ließ, die uns als entehrend, verwerflich, ja geradezu als verbrecherisch erscheinen. „Ketzer" und „Rebell" — das sind zwei Schlagworte, welche uns wie nichts die geistige Dekadenz der Zeit vor Augen führen, und in dieser traurigen Materie sehen wir einen Mann arbeiten, der von seiner Zeit als „Wunder der Welt" angestaunt wurde. Wenn wir Friedrich auf diesem Gebiete begegnen, werden wir wie in früheren Perioden des Niedergangs in seiner geistigen Qualität die Entartung seines Geschlechtes darzuthun haben.

Friedrich II arbeitete an der Wahl seines Sohnes zum deutschen Könige. Der Papst bestätigte im voraus denjenigen, welchen der König zu seinem Stellvertreter während seiner Abwesenheit einsetzen werde. Bis jetzt war keine Möglichkeit gewesen, den Kreuzzug anzutreten. Honorius bewilligte darum mehrfachen Aufschub. Dem Papste war seit der Erklärung Friedrichs vom 10. Mai 1219 das Streben desselben nach der Wahl seines Sohnes kein Geheimnis mehr. Die Unterhandlungen über die Kaiserkrönung waren im Gange, bei der Kaiserkrönung selbst sollte über das Verhältnis Siciliens zum Reiche definitiv Beschluß gefaßt werden. Da verlangte der Papst die Erneuerung jener Urkunde vom 1. Juli 1216, welche jede Vereinigung Siciliens mit dem Reiche ausschloß. Und Friedrich kam diesem Verlangen nach am 10. Februar 1220. Er fügte nur hinzu, daß er seinem Sohne, falls dieser stürbe, in Sicilien nachfolgen dürfe. In dem Begleitschreiben aber sprach Friedrich offen die Hoffnung aus, den Papst in persönlicher Verhandlung dahin bringen zu können, daß er ihm selbst das Königreich auf Lebenszeit überlasse. Honorius zeigte sich nicht abgeneigt, darüber mit Friedrich nochmals in Unterhandlung zu treten. Für ihn war der Kreuzzug die Hauptsache, und schon hatte er es dahin gebracht, daß im Jahre 1217 der König Andreas II von Ungarn und ebenso eine kölnisch-friesische Flotte wirklich nach dem Orient abgingen. Dem ersteren hatten sich die Herzoge Leopold von Oesterreich und Otto von Meran, der Bischof Ekbert von Bamberg und andere angeschlossen. Im Jahre 1219 wurde Damiette erobert, allein die Expedition geriet hier bald ins Stocken, und die Aufforderungen des Papstes an Friedrich, Hilfe zu leisten, wurden dringlicher.



Minnesänger Hartmann von Owe. Nach der Weingartner Handschrift.

Im April 1220 versammelte sich zu Frankfurt ein großer Reichstag. Römerzug und Kreuzfahrt wurden definitiv beschlossen, die Wahl Heinrichs wurde durchgesetzt und als Dank dafür den geistlichen Fürsten ein großes Privileg verliehen.

Wir wissen, daß die Wahl Heinrichs bei einem Teile der Fürsten auf Widerstand stieß. Der Widerstand wurde gehoben, als sich die Verhandlungen mit Rom klärten und den Fürsten die Furcht genommen wurde, Heinrichs Wahl möchte einen Konflikt mit Rom zur Folge haben. Schwäbische Ministerialen, Konrad, der Schenk von Winterstetten und Eberhard, Truchseß von Waldburg, wirkten für die Wahl. Sie erfolgte zwischen dem 20. und 26. April. Am 23. verbrieften die Fürsten dem Papste nochmals alles, was Friedrich der Kirche verliehen und versprochen „in Bezug sowohl auf das

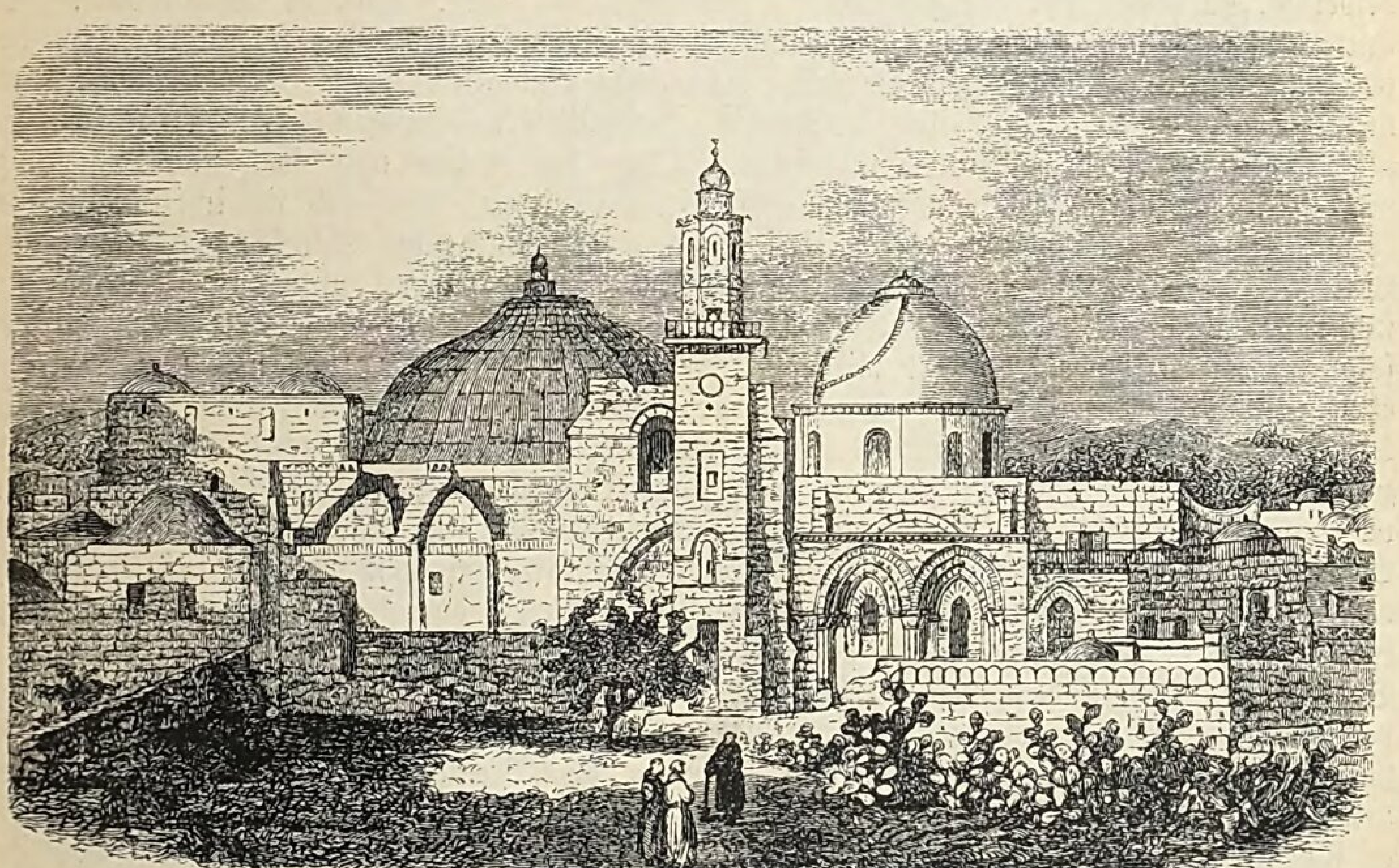
Kaiserreich, als auf das Königreich Sicilien". Eine Einheit zwischen beiden solle nicht bestehen.

Am 26. April erteilte Friedrich den geistlichen Fürsten das große Privileg, da sie die Wahl Heinrichs nun namentlich gefördert hatten. Das Privileg ist wichtig für den weiteren Verlauf der deutschen Geschichte, und mag deshalb sein Hauptinhalt hier Platz finden. Der König verzichtet auf das Spolienrecht, bestätigt die Zoll- und Münzrechte und verspricht, auf kirchlichen Territorien keine neuen Zölle und Münzstätten zu errichten. Von der Kirche abhängige Leute sollten in den Königsstädten keine Aufnahme finden, der Willkür und den Uebergriffen der Vögte wird Einhalt geboten; von der Gewohnheit Friedrichs I, sich in frei werdende kirchliche Lehen hineinzuschieben, sieht Friedrich II ausdrücklich ab; die bürgerliche Rechtsfähigkeit der Exkommunizierten wird beschränkt; der Gebannte soll nach sechs Wochen der kaiserlichen Acht verfallen; die eigenmächtige Anlage von Burgen und Städten auf stiftischem Gebiet wird untersagt und die kaiserlichen Beamten werden von den Territorien geistlicher Fürsten ausgeschlossen, ohne vorherige Ankündigung eines Hoftags soll von ihnen keine Gerichtsbarkeit geübt werden und auch dann nur acht Tage vor Beginn oder acht Tage nach dem Schlusse eines königlichen Hoftags.

Die Integrität des stiftischen Gebietes wurde damit im weitesten Umfange gewahrt und die Möglichkeit gegeben, der Kirche ihre Einkünfte und Herrschaft voll und ganz zu erhalten. Friedrich verzichtete für seine Königsstädte auf den Zuwachs der Bevölkerung zu Gunsten der Bischöfe und wehrte zugleich den Eingriffen der Reichsministerialen in die Einkünfte der Kirche. Aus diesen Schutzmaßregeln erkennt man deutlich die Richtung, welche die Entwicklung eingeschlagen. Ihr, die die weltliche Macht der Kirche zu ersticken drohte, sollte nun Einhalt geboten werden. Auf Kosten der bischöflichen Städte, teilweise sogar der königlichen, erteilte Friedrich diese Privilegien den geistlichen Fürsten. In ihnen sah auch er die Hauptstützen seiner Macht. Ein Erzbischof wurde zum Gubernator des Reiches für die Zeit der Abwesenheit des Königs bestellt — Engelbert von Köln, „d. h. derjenige geistliche Fürst, der damals in der bischöflichen Restaurationspolitik die größte Energie entwickelte". Neben Engelbert behielt Konrad der Hofkanzler, der nun als Legat dem Könige nach Italien vorausging, seinen Einfluß. Er war bekanntlich Bischof von Speier und Metz. Die Verwaltung des Herzogtums Schwaben übertrug Friedrich dem Schenken Konrad von Winterstetten und dem Truchsessen Eberhard von Waldburg; aus den gleichen ministerialischen Kreisen setzte sich die Umgebung des jungen Königs zusammen; Konrad und Werner von Bolanden wurden die eigentlichen Erzieher Heinrichs VII. Bischöfe und Reichsministerialen, geeint zu einer Verwaltung — das ist kein Versuch, der großen Erfolg verspricht!

Ende August 1220 ging Friedrich über den Brenner. In seinem kleinen Gefolge waren der Herzog Ludwig von Bayern und die Bischöfe Ulrich von Passau und Siegfried von Augsburg. In Italien hatte die Kurie seither eine merkwürdige Rolle gespielt, nicht nur daß sie die Herrschaft in Mittelitalien für sich verlangte, auch in Oberitalien arbeitete sie im Sinne Innocenz' III, der sich bekanntlich bemüht hatte, die Herrschaft des Kaisers im Süden der Alpen unmöglich zu machen. Diese Tendenz war nicht aufgegeben, wenn sie auch nicht mehr so offen und ungescheut zur Verwirklichung strebte. Aber jenen Rechtszustand, wie er durch den Konstanzer Frieden geschaffen worden war, erkannte die Kurie offenbar nicht mehr an, denn ihre Antwort auf die Anfrage Alessandrias, ob man Friedrich huldigen sollte, lautete: „Falls andere Bürger der Lombardei dem genannten Könige den Schwur der Treue leisten sollten, ist es gegenwärtig am besten für euch, daß auch ihr schwört, wenn ihr dazu aufgefordert werdet." Wie sehr Friedrich sich noch immer unter dem Druck dieser haltlosen geistlichen Politik befand, zeigen seine Verhandlungen und Zugeständnisse, welche er bei Gelegenheit der Kaiserkrönung der Kirche machte. Am 22. November 1220 vollzog Honorius III die Krönung. An demselben Tage erließ Friedrich eine Anzahl Gesetze, deren Inhalt wir uns denken können. Da wurde die Tilgung aller gegen die Kirchenfreiheit gerichteten städtischen Rechtssätze anbefohlen, die Kirchen und geistlichen Personen von allen Abgaben befreit, dem geist-

lichen Gericht das weltliche Schwert zur Verfügung gestellt. Bei dieser Gelegenheit war es, daß Friedrich seinen intimen Bund mit dem Papsttum gegen die Ketzer schloß. Er folgte den Traditionen seines Geschlechts. Arnold von Brescia ward von Friedrich I für die Kaiserkrone dem Henker überliefert. Ewige Infamie, Acht, Konfiskation der Güter, und für die Kinder der Verlust des Erbes wurde da den Ketzern bestimmt. Ketzer und Rebellen — für Friedrich waren sie dieselben Personen und wohnten zumeist in den Städten der Lombardei. Indem der Kaiser gegen jene dem Papste Hilfe zusagte, glaubte er die Hilfe des Papstes gegen diese zu gewinnen. Er täuschte sich, wie wir sehen werden; er täuschte sich so furchtbar, als dieser Bund traurig und unnatürlich war. — Von Rom zog der Kaiser seiner südlichen Heimat zu. Er blieb Kaiser und König von Sicilien, die Kurie hatte seinen Vorstellungen nachgegeben. Trotz seiner Loyalität aber folgte ihr Mißtrauen dem Davonziehenden und hing sich hemmend an seine Ferse.



Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem.

In Apulien begann Friedrich sofort mit der Reorganisation seiner Erbmonarchie. „Die Wiederherstellung und Erweiterung der apulischen Domänen, die Unterwerfung der sicilischen Sarazenen, die Reform und Zentralisierung der Justiz, die Regelung des Steuerwesens verwandelten hier mit wunderbarer Schnelligkeit den alten normannischen Lehensstaat in eine absolute Monarchie."

Bei seiner Krönung hatte Friedrich abermals bindende Zusagen betreffs des Kreuzzuges geben müssen, und die Angelegenheiten des Ostens nahmen seitdem einen großen Teil seiner Aufmerksamkeit in Anspruch. Noch zu Ende des Jahres 1220 gingen der Meister des deutschen Ordens, Hermann von Salza, und der Bischof Siegfried von Augsburg mit einer ersten Expedition nach Damiette ab. Im April 1221 stachen die deutschen Herrn unter der Führung Ludwigs von Bayern in See. Sie überbrachten den Befehl, daß die Kreuzfahrer vor Friedrichs Ankunft nichts neues unternehmen sollten. Im Juli führten der Admiral Graf Heinrich von Malta und der Kanzler Walter von Palearia, Bischof von Catania, eine dritte Flotte in der Stärke von vierzig Segeln hinüber. Noch ehe diese die Küste Afrikas erreichte, war durch die Unfähigkeit des päpstlichen Legaten Pelagius bereits das ganze Unternehmen in die Brüche gegangen.

Gegen den Willen der Deutschen drängte er, ohne die weiteren Unterstützungen abzuwarten, zu einem dem Kreuzzug vollkommen fernliegenden Unternehmen. Er führte am 17. Juli die Kreuzfahrer aus Damiette gegen Kahira. Italienische Handelspolitik hatte dieses Ziel gewiesen. Binnen wenigen Tagen stack das Kreuzheer in den Sümpfen des Nil; seine Proviantflotte nahm der egyptische Sultan Kamel weg; man mußte zurück. Am 30. August kapitulierte Pelagius. Der Sultan sicherte freien Abzug gegen die Auslieferung Damiettes zu. Er empfing Geiseln, unter ihnen den Herzog Ludwig. Ein achtjähriger Waffenstillstand wurde geschlossen, den in dieser Zeit nur ein gekrönter christlicher König sollte aufkündigen können. Am 8. September 1221 zog der Sultan in Damiette ein.

Das Unternehmen war vollkommen gescheitert, gescheitert dadurch, daß die Kurie die Leitung desselben in die Hand genommen. Es wurde oben das Gelingen desselben als ein Prüfstein hingestellt für das ganze Werk Innocenz' III. Der Kreuzzug sollte beweisen, ob das Werk des Papstes ein inneres Leben habe. Hier ist die Antwort. Sie lautet: Nein! Die Bewegung war künstlich gemacht. In sich trug sie nichts mehr von jenem großen Geiste, der einst die ersten Kreuzzüge ermöglicht hatte. Wie schwache Nachwellen jener großen Sturmflut erscheinen diese Unternehmungen, Wellen, welche sich plätschernd am fernen Gestade verlaufen. Ohne den Kaiser war jetzt nichts mehr zu machen. Und die Kurie wandte sich ernsthafter an ihn. Ihm gab sie in ihrer naiven Impertinenz die Schuld an dem Mißlingen des Kreuzzugs, die Schuld, welche in erster Linie der Papst selbst infolge seines unvernünftigen Drängens und Hastens hätte auf sich nehmen müssen. Handelsinteressen hatten im Jahre 1203 das Ziel des Zuges verschoben, sie verschoben es jetzt wieder. Die Motive der alten und neuen Zeit waren eben vollkommen verschiedene. Trotzdem arbeitete die Kurie mit den alten, aber bereits verbrauchten Mitteln fort, und so mußte das Werk mißlingen. Waren die ersten Kreuzzüge einem ökonomischen Bedürfnisse entsprungen, welches eine ideale Begeisterung dann vollkommen mystifizierte, so drangen mit der Ausführung derselben Erkenntnis und Erfahrung herauf, und politische und ökonomische Berechnungen wurden zur Grundlage der weiteren Expeditionen. Trotzdem hielt die Kurie, obwohl sie selbst auch andern Gesichtspunkten Rechnung trug, dem Abendlande gegenüber an der Forderung idealer Begeisterung fest, vollkommen verkennend, daß diese wieder einer sehr realen Unterlage bedürftig ist, und gerade die letztere fehlte. Sie war nicht künstlich zu schaffen. Das Ende der ganzen Bewegung tritt uns dann in dem Romantiker der Kreuzfahrer, dem heiligen Ludwig von Frankreich, entgegen. Friedrich II aber war Realpolitiker. Wenn er sich für Palästina erwärmte, so geschah es aus dem sehr natürlichen Grunde, daß eben seine sicilische Monarchie und Seemacht im Orient sehr natürliche und bedeutende Lebensinteressen zu vertreten hatte, und von diesem Gesichtspunkte aus ist seine folgende Politik zu beurteilen.

Anfangs März 1223 traf der Kaiser mit Honorius in Ferentino zusammen. Der neue Kreuzzug wurde bis zum 24. Juni 1225 hinausgeschoben. Am 23. Juni 1222 war die Kaiserin Konstanze gestorben. Jetzt verlobte sich Friedrich mit Isabella, der Erbtochter des Königs von Jerusalem. Dadurch gewannen die Unternehmungen Friedrichs gegen Osten erst recht einen dynastischen Charakter, und daß man das in Europa wohl verstand, beweist allein die Thatsache, daß auf die Aufforderungen der Kreuzprediger die Antwort der Völker ausblieb. Die Verlockungen und Verheißungen der predigenden Bettelmönche zogen nicht, und das Gesindel, welches unter dem Schutze des Kreuzes zu Freveltaten auszog, schreckte alle besseren Elemente nur noch mehr zurück. Es zeigte sich, daß die Ausrüstung des Kreuzzuges zu der angesetzten Frist unmöglich war. Im Vertrage zu S. Germano (Juli 1225) erwirkte der Kaiser daher einen abermaligen Aufschub bis August 1227. Dieser Vertrag bestätigte den Wandel der Zeit. Sicilien sollte gegen die mohammedanischen Herrscher Palästinas kämpfen. Der universelle Charakter der Kreuzzüge war geschwunden, ein „politischer Krieg" trat an die Stelle des „Religionskampfes". Im November 1225 feierte Friedrich zu Brindisi seine Vermählung mit Isabella, deren Vater Johann er dann zum Verzicht auf das Königreich Jerusalem zwang.



Ludwig der Kelheimer auf dem Zuge gegen Cairo.
Nach dem Gemälde von Beyschlag.

Der deutsche Hof, wie er sich bisher um die Könige erhalten hatte, löste sich auf. Wohl erschienen Bischöfe, Fürsten, Reichsministerialen wie ehedem an demselben, aber die alte Organisation geriet in Verfall. Man hat Friedrich den Vorwurf gemacht, er habe all' seine Kraft seinem sicilischen Königreiche gewidmet. Er konnte wohl nicht anders. In Deutschland gab es für einen thatkräftigen Herrscher keinen festen Boden mehr. Stadtwesen und Geldwirtschaft drangen siegreich empor gegen den Zusammenhang der alten Gewalten, und die Bedeutung dieses unaufhaltsamen Fortschritts zu einer höheren Kulturstufe wird uns klar, wenn wir das stumme Ringen der jungen Fürstenstädte gegen die alten Bischofsstädte ins Auge fassen. Gegenüber diesem selbständigen Werden hatte der Kaiser keinen anderen Ersatz, als die Reichsstädte. Allein lagen die Verhältnisse schon so fest und sicher, daß er eine rücksichtslose Inanspruchnahme dieser jungen Kräfte hätte wagen dürfen? Hätte ein solches Vorgehen nicht gerade die Konkurrenzfähigkeit der Reichsstädte mit den anderen Städten bedeutend gefährdet und wäre so nicht der Machtstellung des Kaisers der erwartete Nutzen dennoch verloren gegangen? Mit einer merkwürdigen Vorsicht sehen wir Friedrich sich zwischen diesen vielgestaltigen Bildungen bewegen. „Sein Sinn und sein Verständnis ist jedem, auch dem kleinsten Interesse, offen; aber sein Blick überschaut in jedem Momente zugleich die Gesamtheit seiner Stellung und ihrer Aufgaben.“

Sehen wir diesen Mann in Gesellschaft des Hochmeisters des deutschen Ordens und des Ordensgenerals der Franziskaner, wie er Hermann von Salza, den scharfen und selbstlosen Diplomaten, an sich heranzog und durch ihn die deutschen Ordensritter für die Teilnahme an der deutschen Kolonisationsarbeit inmitten der heidnischen Gebiete zwischen Weichsel und Düna gewann, durch Elias aber und die Franziskaner direkte Fühlung mit den in den Städten sich regenden Lebenskräften suchte, so erkennen wir den weiten Blick dieses Kaisers, der für Deutschland nichts anders that, als daß er die selbständige Entwicklung nach allen Seiten lebhaft verfolgte.

Gegenüber den Orden der älteren Periode, Benediktinern, Prämonstratensern und Cisterziensern, bei denen der Landbau eine wesentliche Seite ihrer Thätigkeit und Aufgaben ausmachte, fanden die neuen Bettelorden ihr weitestes und lohnendstes Arbeitsfeld gerade in den Städten. Die innere Mission wurde ihr Beruf, und wir erkennen auch hier wieder, wie die Entwicklung des christlichen Bekenntnisses an eine Grenze geraten war, von der aus sie mehr und mehr auf die Herausarbeitung und Verteidigung der Dogmen zurückgeworfen wurde. Dogmenverehrung und innere Mission gehen Hand in Hand, wie lebendiger Glaube und äußere Mission. Dominicus Guzman, aus edlem kastilianischem Geschlechte (1170—1221), wurde der Stifter des Dominikanerordens. Er hatte seine Laufbahn mit der Bekämpfung der Albigenser und anderer antikatholischer Sekten begonnen. Predigt und Seelsorge erschienen ihm als die besten Mittel, der Vernachlässigung des Volksunterrichts und damit der Sektiererei zu steuern. Fast gleichzeitig gründete der italienische Kaufmannssohn Franciscus von Assisi (1182—1226) den Orden der Franziskaner. Selbstlose Liebe zu Gott und Menschen trieben ihn zu freiwilliger Armut und zur Predigt des Christentums. Beide Orden entstammen demselben Boden, von den Franziskanern übernahmen auch die Dominikaner das Prinzip der Besitzlosigkeit und wandten sich bettelnd den Städten zu. Ihren außerordentlichen Einfluß auf das kirchliche und politische Leben zu erkennen, werden wir noch oft genug Gelegenheit haben.

Und gerade in Deutschland gelangten diese beiden von Ausländern gestifteten Orden zu einer bedeutenden Entwicklung. In Speier setzten sich die Franziskaner 1219, in Worms, Köln, Regensburg und München um 1221 fest. Von hier aus verbreiteten sie sich im Laufe des Jahrhunderts über ganz Bayern. Wir finden sie in Ingolstadt, Landshut, Amberg, wir begegnen ihnen in der steten Begleitung der Herzoge. 1229 finden wir die Dominikaner in Regensburg, fast gleichzeitig müssen sie sich in Würzburg niedergelassen haben, und auch sie gewannen rasch an Ausdehnung und Zahl, wenn sie auch wegen des bald auflodernden Glaubensfanatismus an Popularität gegenüber den Franziskanern verloren. Die Erfolge dieser Orden sind natürlich, denn belehrt uns schon das Auftreten so vieler Sekten, daß man in weiteren Bevölkerungsschichten den naiven

Glauben zu überwinden begann und statt dessen dem Hange nach Grübelei und Forschung, daß man eigenen Gedanken nachging und selbstthätig den Geist der christlichen Lehre zu erfassen suchte, so begreifen wir, daß Lehrer und Prediger, welche mit glühenden Worten die allgemeine Erkenntnis zu fördern schienen, von der Menge mit Jubel aufgenommen wurden. Das vorhandene Bedürfnis nach Belehrung läßt uns dann wieder den blinden Fanatismus verstehen, mit dem der große Haufen diesen eifernden Demagogen folgte. Es ist bezeichnend, daß in dieser Zeit der Zersetzung und Gärung, wo der bisherige naive Glaube dem Drang nach Erkenntnis bei der reifer gewordenen Bevölkerung zu weichen begann, die Dominikaner nach dem Aristoteles griffen, um den philosophischen Beweis der christlichen Wahrheiten anzutreten, und also die Vollender der scholastischen Studien wurden. Ebenso bezeichnend für diese Zeit der religiösen, politischen und geistigen Zersetzung ist es, daß das deutsche Kaisertum den drängenden lebendigen Faktoren zu folgen gezwungen war, daß Friedrich in derselben Zeit, als „der italienische Kaufmann am Rande einer versinkenden, der deutsche inmitten einer noch halbbarbarischen Kultur festen Fuß faßte, in seinen sicilischen Häfen einen Kreuzzug nach dem Orient rüstete, während zugleich sein Berater Hermann von Salza die deutschen Ritter an die Weichsel schickte".

Erzbischof Engelbert von Köln führte indessen in Deutschland die Reichsverweserschaft. Ihm gegenüber bestand die Umgebung des jungen Königs Heinrich aus Ministerialen. Den Landfrieden zu wahren, war Engelberts erste Sorge, seine unnachsichtige Strenge aber machte ihn bald in den Kreisen der Ritter verhaßt. Die Bischöfe fanden an ihm einen starken Rückhalt gegen die feindlichen Strebungen in ihren Städten, aber ihre Bestrebungen waren ebenso einseitig und konnten nur dazu führen, den Egoismus der Gegner noch lebhafter zum Bewußtsein emporzutreiben und die Opposition zu vermehren. Die Erwartungen der Opposition gegen das bischöfliche Regiment auf endlichen Sieg schienen um so berechtigter zu sein, als sich auch bald herausstellte, daß diese bischöfliche Politik denn doch keine Reichspolitik war, daß sich dieselbe namentlich in den äußeren Angelegenheiten mit den Absichten des Kaisers im Widerspruch befand.

Am 6. Mai 1223 bemächtigte sich der Graf Heinrich von Schwerin auf der Insel Lyö bei Fünen des Königs Waldemar II von Dänemark und seines Sohnes. Glücklich gelangten die Räuber mit ihren Gefangenen nach Mecklenburg, wo dieselben auf Schloß Dannenberg aufgehoben wurden. Der Augenblick schien für das Reich gekommen, seine alte Obergewalt wieder zur Geltung zu bringen. Friedrich beauftragte den Bischof Otto von Würzburg zu sofortigen Verhandlungen, während der Gubernator Engelbert auf bedingungslose Befreiung der Könige drang. In Nordhausen versprach der Graf die Auslieferung der Gefangenen gegen eine hohe Geldsumme an das Reich. Dänemark sollte für die Freilassung seines Königs auf die besetzten Reichsgebiete verzichten. Da starb Otto von Würzburg, und der Papst wirkte im Sinne Engelberts. Anfangs 1224 kam der Kardinal Konrad von Urach nach Deutschland, aber im Mai erschien auf dem Hoftage zu Frankfurt auch Hermann von Salza. Der faßte die Sache sofort am rechten Ende an, ging nach Dannenberg und unterhandelte direkt mit Waldemar. Am 4. Juli kam ein Vertrag zustande: Waldemar sollte 25 000 Mark zahlen oder auf zwei Jahre einen Kreuzzug antreten, die deutschen Länder herausgeben und Dänemark wieder als Reichslehen empfangen. Die kaiserliche Autorität war gewahrt, und Hermann von Salza überließ die Ausführung des Vertrags dem Gubernator. Der aber machte die Sache sofort anders. Als er im Herbst 1224 zu Blekede an der Elbe erschien, verwarfen die dänischen Abgesandten den Vertrag, und so blieb Waldemar in der Gefangenschaft des Schweriners. Die Waffen sollten entscheiden. Da zeigte es sich, daß der Schweriner nicht nur als Räuber, sondern auch als Vorkämpfer nationaler Interessen betrachtet wurde.

Erzbischof Gerhard von Bremen, Graf Adolf IV von Schauenburg stellten sich auf seine Seite und fielen in Holstein ein. Das Land wurde von den Deutschen wieder genommen. Als ihnen dann Otto von Lüneburg mit dem Grafen Albrecht von Orlamünde entgegentrat (Jan. 1225), wurden die beiden bei Mölln geschlagen und Otto fiel ebenfalls in die Gefangenschaft Heinrichs von Schwerin. Die norddeutschen Interessen

waren gewahrt, daß die Interessen des Reiches unberücksichtigt blieben, war Engelberts Schuld. Wir erkennen also auch hier wieder die Zersetzung, die siegreiche Ueberflügelung der Reichsgewalt durch die territorialen Mächte. Am 17. November 1225 schloß Heinrich von Schwerin mit seinem Gefangenen einen Vertrag, in welchem Waldemar in den Verlust der Reichslande willigte, 45 000 Mark zu zahlen und Hamburg und Lübeck ihre alten Privilegien zu bestätigen versprach.

In gleichen Konflikt mit dem Reichsinteresse geriet Engelbert damals durch die Verfolgung seiner Kölner Interessen in England. Ludwig VIII von Frankreich brach im Jahre 1224 den Waffenstillstand mit England und eroberte La Rochelle. Im November 1224 erneuerte Friedrich II seinen alten Vertrag mit den Kapetingern. Dagegen intriguierte Engelbert mit England. Die Verhandlungen König Heinrichs VII mit König Ludwig in Vaucouleurs verliefen resultatlos — Engelbert hatte dafür gesorgt —, während in der Mitte Januar 1225 der Gubernator in Ulm mit seinem Plane hervortrat, König Heinrich mit der Schwester des englischen Königs zu vermählen. Dafür sollte König Heinrich III von England eine Tochter Herzog Leopolds von Oesterreich heiraten. Aber für solche Pläne war in Süddeutschland kein Boden, da jeder der Fürsten hoffte, der junge König werde in seiner Familie die Braut erwählen. König Ottokar I von Böhmen bot seine Tochter Agnes mit 30 000 Mark an, und Herzog Ludwig von Bayern setzte dieser seiner Nichte ebenso 15 000 Mark aus; König Andreas II von Ungarn stellte ebenso eine Tochter zur Verfügung, und alles das geschah in der Abwesenheit Friedrichs II, des Kaisers. So blieben natürlich die Verhandlungen ohne Erfolg. Im Februar ging Herzog Leopold im Auftrage der süddeutschen Fürsten nach San Germano, die Entscheidung des Kaisers zu holen. Und der entschied weder für England, noch für Böhmen, sondern bestimmte seinem Sohne Margarethe, die älteste Tochter des Herzogs von Oesterreich, zur Gemahlin (Juli 1125). Diese Entscheidung gab den Anlaß zu einer Parteibildung in Deutschland, welche auf die folgenden Ereignisse von nicht geringer Bedeutung sein sollte. Da stand Böhmen-Bayern-Ungarn Thüringen-Oesterreich gegenüber und beiden wieder die niederdeutsch-englische Machtgruppe. Als es am 18. November 1225 zu Nürnberg zur Doppelhochzeit zwischen König Heinrich VII und Margarethe von Oesterreich, und Heinrich von Oesterreich und Agnes von Thüringen kam, weilte Engelbert der Gubernator nicht mehr unter den Lebenden. Am 11. November war er von einem seiner Verwandten, dem Grafen Friedrich von Altena, bei Schwelm ermordet worden.

Für das Reich hatte der Tod des Gubernators zunächst die Bedeutung, daß die Verständigung Heinrichs VII mit König Ludwig VIII von Frankreich nunmehr zustande kam. Am 11. Juni 1226 bestätigte König Heinrich das Bündnis. Für Bayern war die Folge, daß Herzog Ludwig die vormundschaftliche Regierung übernahm, nachdem er von dem ungarisch-böhmischen Bündnis gegen Oesterreich zurückgetreten war. Der Herzog hatte niemals sonderlich mit seinem Vorgänger übereingestimmt. Hatte derselbe doch, als er die Grafen an der Mosel und auf dem Hunsrück der Kölnischen Lehensmannschaft wieder einverleibte, sich auch der Burg Turon an der Mosel bemächtigt (1217), welche zu dem pfälzischen Machtbezirke Herzog Ludwigs gehörte.

Engelbert war dem Hasse der Herren, der selbst in seine eigene Familie hineindrang, zum Opfer gefallen. Tiefe Erbitterung der ritterlichen Kreise gegen die Bischöfe herrschte fast allenthalben. Die Uebertragung der Reichsverweserschaft an den weltlichen Fürsten Ludwig bedeutete demnach für alle diejenigen eine Entlastung, welche unter dem bischöflichen Regiment der letzten Jahre geseufzt hatten. Allerorten brachen die Fehden los. Auch in Bayern kämpfte man. Im Jahre 1226 lag des Herzogs Stiefsohn, Graf Albert von Bogen, mit dem Pfalzgrafen Rapoto, dem Schwager des Herzogs, in Fehde. Ebenso kämpften die Ortenburger mit dem Bischof Gebhard von Passau und den Edlen von Hals um die Feste Rotenberg. Die Gärung, welche hier herrschte, zeigte sich schon bei den Bündnissen, welche man miteinander schloß; wir erkennen sie ebenso aus der auffallenden Thatsache, daß Herzog Ludwigs Blicke trotz der Rheinpfalz immer noch gegen Osten schweiften, wie dies aus der Angabe Riezlers, Herzog Ludwig habe die alte Grafschaft Steier als bayerisches Land bezeichnet, deutlich hervorgeht. Die Entwicklung der



Trachten der Ungläubigen.

Verhältnisse im Südosten stand eben damals vor ihrer Befestigung. Es war nur die Frage, welche der rivalisierenden Mächte dazu die Grundlage abgeben sollte: ob Bayern mit seinen alten historischen Ansprüchen, ob Böhmen infolge seines jugendlichen Machtaufschwunges, ob Oesterreich oder Ungarn? Wir möchten deshalb Schirrmachers Vermutung, auch Friedrich II habe bei der Vermählung seines Sohnes mit der Oesterreicherin die Möglichkeit in Aussicht genommen, Oesterreich später einmal an sein Haus zu bringen, nicht mit Winkelmann vollkommen von der Hand weisen, zumal wir denn bald wieder on einer Empörungv des jungen Heinrich von Oesterreich, des Schwagers König Heinrichs, gegen seinen Vater Leopold hören (1226), deren Grund wir nicht wissen. Die Dinge hier unten sind unstät und im vollen Flusse, wir erwarten die ersten Ansätze einstiger Festigung. Indem Friedrich nun die vormundschaftliche Regierung dem Herzog Ludwig übertrug, suchte er einstweilen das gestörte Gleichgewicht wiederherzustellen und die vorhandenen Gegensätze zu überbrücken.

Aber auch in den Städten atmete man auf, seitdem das bischöfliche Regiment durch die Ermordung Engelberts erschüttert war. Die Kölner ließen sich von dem Nachfolger Engelberts, dem früheren Propste Heinrich von Bonn, alle ihre Privilegien bestätigen und verbaten sich, „Unterthanen" genannt zu werden. Trotz der Verbote Friedrichs dauerte der Zuzug der hofrechtlichen Hörigen in die Königsstädte fort. „In derselben Zeit (1226) tritt ein Bündnis der Bischofstädte Mainz, Bingen, Worms, Speier mit den Königsstädten Frankfurt, Gelnhausen und Friedberg ans Tageslicht, über dessen Zweck wir nur erfahren, daß es gegen die Kirche von Mainz — d. h. den Erzbischof — gerichtet war. Im Juni 1226 erhielt Lübeck von Friedrich II die Zusicherung unbedingter Reichsfreiheit und die Befreiung von den mißbräuchlichen Abgaben, welche die Kölner und Thieler eingeführt hatten; die Stadt trat zugleich mit dem Herzog von Sachsen in ein Bündnis, worin sich dieser verpflichtete, keinen Vertrag mit den Reichsfeinden ohne Zustimmung Lübecks zu schließen. Ueberall treten die Spuren der wachsenden städtischen Bewegung zu Tage."

Nitzsch verlegt auch in diese Zeit die Bildung der Zünfte. Waren die Gewerbsgenossen schon durch das natürliche Interesse mit einander verbunden, war es eine Notwendigkeit, daß zur Handhabung der Ordnung über das einzelne Gewerbe, über Handel und Markt durch eine Anzahl von Amtleuten gesorgt wurde, und brachte dies von selbst eine gemeinsame Führung mit sich, so mag gerade die vermehrte Unsicherheit infolge der neu erwachten Fehden nach Engelberts Tod einen schnellen und präzisen Zusammenschluß der Gewerbsgenossen verursacht haben. Eine solche Vereinigung, ist sie einmal entstanden, wird nun ihre vermeintlichen Interessen und Rechte gegen jedermann zu vertreten und zu wahren suchen, und so mußte es bald dahin kommen, daß auch eine Tendenz gegen die Einschränkungen durch das Hofrecht, oder wo die Vereinigung über die Stadt hinaus auch die Genossen desselben Gewerkes anderer Städte umfaßte, gegen die verschiedenen

Hofrechte erwachte. Und diese natürliche Tendenz rief dann wieder die „historisch Berechtigten" gegen sich in die Schranken.

Es geschah in derselben Zeit, daß Friedrich II auch in Oberitalien seine kaiserliche Autorität zum erstenmale zur Geltung zu bringen suchte. Er schrieb zu Ostern 1226 einen Reichstag nach Cremona aus. Indem aber Friedrich die Verfolgung der Ketzer an erster Stelle mit in das Beratungsprogramm dieses Reichstages aufnahm, zeigte er, daß er der päpstlichen Gewogenheit noch nicht entbehren konnte und ermutigte dadurch die Lombardenstädte, welche durch diese Ankündigung sich namentlich bedroht fühlten, zu energischem Vorgehen. Nicht nur daß zehn Städte der Lombardei mit Mailand an der Spitze den alten Bund auf 25 Jahre erneuerten, dem bald viele andere beitraten, sondern die Veroneser sperrten den heranziehenden Deutschen die Etschklausen, so daß der Reichstag die beabsichtigte Bedeutung vollkommen verlor. Zwar standen die Bischöfe bei Friedrich, allein angeknüpfte Unterhandlungen mit den Lombarden führten zu nichts. Am 11. Juli wurden die Städte exkommuniziert, von Friedrich geächtet und der Konstanzer Friede widerrufen.

Aber dem Kaiser fehlten die Mittel, die Acht zu vollstrecken. Er mußte die Vermittlung des Papstes anrufen, und der kümmerte sich um die beleidigte kaiserliche Majestät sehr wenig. Sein Schiedsspruch ging dahin, daß die Lombarden die Rechte der Geistlichkeit achten, die Gesetze gegen die Ketzer ausführen und auf zwei Jahre zum Kreuzzuge des Kaisers vierhundert Mann stellen sollten. Honorius umging also die politische Seite vollkommen, denn eine Entscheidung nach dem Wunsche der Lombarden hätte den Kreuzzug in Frage gestellt, und nach dem Wunsche Friedrichs zu entscheiden, daran dachte man in Rom schon lange nicht mehr.

Schon daß wir alle diese Einzelheiten zu verfolgen gezwungen waren, legt uns den Gedanken nahe, daß wir es nicht mehr mit einem zusammenhängenden Ganzen zu thun haben. Ueberall regt sich eine Fülle politischer Kräfte, welche in dem Streben zu und gegen einander nur zu sehr den lokalen und partikularen Charakter verraten und das Fehlen eines großen gemeinsamen Interesses deutlich hervortreten lassen. „Man hat den Eindruck eines verfallenden großen Systems."

Ohne Zuthun der Reichsgewalt wurde im Norden die dänische Macht endgültig aus dem Gebiete des Reichs hinausgeworfen. Waldemar II hatte sich nach seiner Freilassung von seinem Eide durch den Papst entbinden lassen und fiel wieder in Holstein ein. Da erhoben sich die niedersächsischen Stände gegen die Dänen. Die Bürger von Lübeck, der Erzbischof von Bremen, der Herzog Albrecht von Sachsen und die Grafen Adolf IV von Holstein, Heinrich von Schwerin und Heinrich von Werla standen zusammen, den Feind zu vertreiben. In der Schlacht bei Bornhövede am 22. Juli 1227 siegten die Verbündeten über Waldemar II und Otto von Lüneburg. Nach dänischen Berichten waren es die Ditmarschen, welche den Verlust der Schlacht herbeiführten und zwar dadurch, daß sie sich absichtlich zurückzogen oder gar ihre Waffen mit den feindlichen vereinigten. Der Dänenkönig wurde verwundet, Otto von Lüneburg geriet in Gefangenschaft. Das Land nördlich der Elbe fiel bis zur Eider den Deutschen wieder zu. Die lokalen Mächte hatten einen nationalen Sieg erfochten. Noch lebte der sächsische Geist, der einst Heinrichs des Löwen siegreiche Politik getragen hatte.

Von Reichswegen fühlte sich der bayerische Gubernator nicht verpflichtet, in diese Angelegenheiten einzugreifen. Aber wir sahen die Wittelsbacher auf den Bahnen nachdringen, auf welchen die Welfen zurückwichen. Schon hatte Herzog Ludwig versucht, nach dem Tode Ludwigs VIII von Frankreich (Nov. 1226) die einstmals verhaßte englische Politik Engelberts von Köln wieder aufzunehmen. Dynastische Motive lenkten ihn bei diesem Vorgehen. Der englische König sollte die Tochter des Böhmenkönigs, Ludwigs Nichte, heiraten und vermittels des englischen Einflusses durfte Ludwig dann hoffen, sich auch in den norddeutschen Welfenlanden festsetzen zu können. Am 28. April 1227 starb der frühere Pfalzgraf Heinrich I. Sein Neffe Otto von Lüneburg sollte sein Erbe sein. Allein da tauchten andere Ansprüche auf. Gerhard von Bremen zog Stadt und Grafschaft Stade ein, Braunschweig und Göttingen folgten dem Zuge der

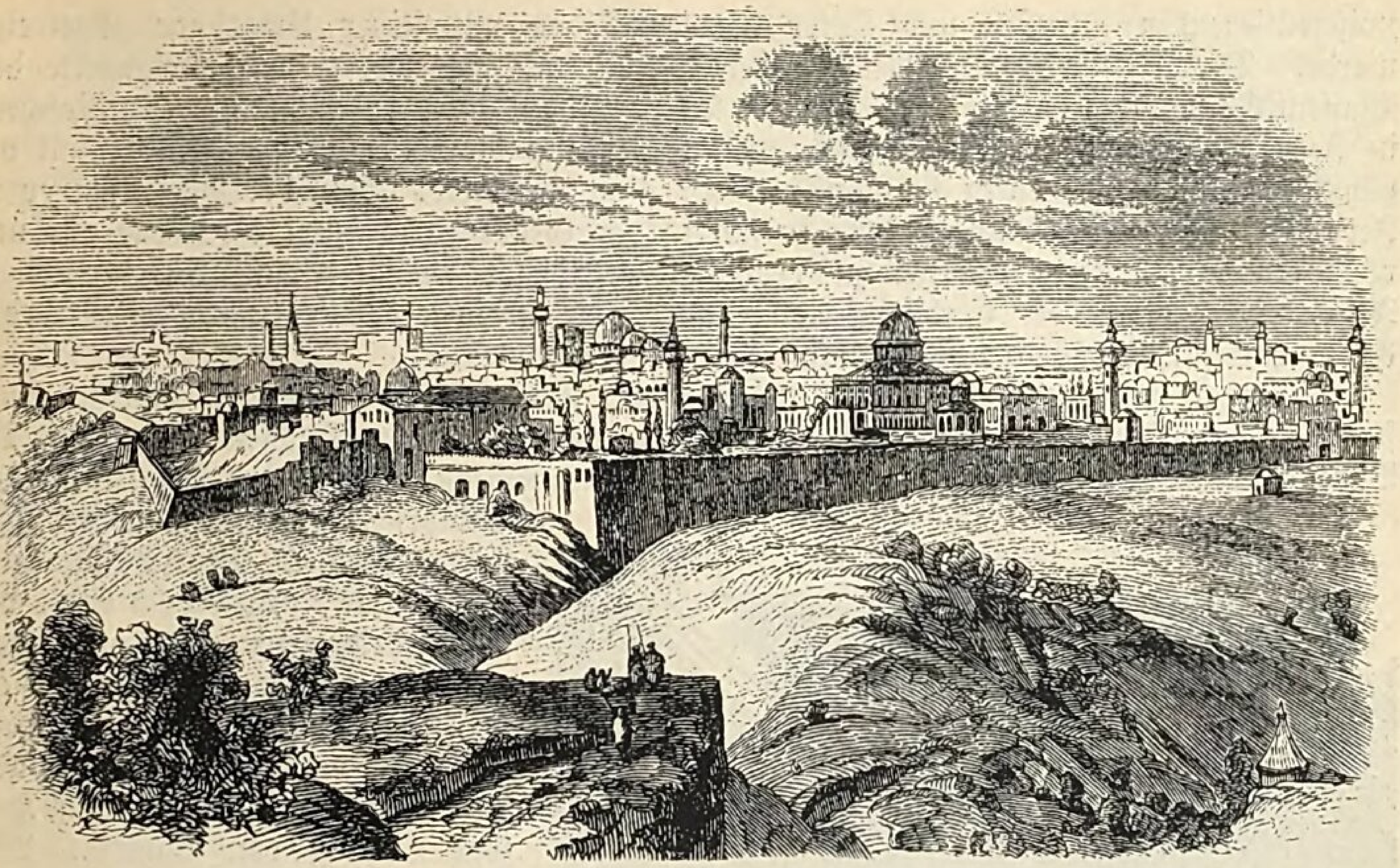
Zeit und dachten an Reichsunmittelbarkeit, und König Heinrich VII und Ludwig von Bayern forderten eine Teilung der welfischen Erbgüter. Otto von Lüneburg kam den Mitbewerbern durch die Besetzung Braunschweigs zuvor. Als er aber jetzt bei Bornhövede in die Gefangenschaft des Schweriners fiel, drangen König und Herzog ins Braunschweigische ein. Die Gelegenheit schien günstig. Allein die Braunschweiger wehrten sich so tapfer, daß die Angreifer ohne Erfolg wieder abziehen mußten. Friedrich II selbst hatte das Zustandekommen des Bundes zwischen England und Wittelsbach-Böhmen durch die Erneuerung seines Vertrags mit Frankreich unmöglich gemacht. Aber die Sehnsucht Ludwigs, auch im Norden der Nachfolger der Welfen zu werden, blieb lebendig. So sehr hatte die äußere Politik Bayerns ihren Kurs verloren, daß nun ein persönliches und verwandtschaftliches Verhältnis des Fürsten den Ausschlag gab und nicht mehr die natürlichen Interessen des Landes.

Am 18. März 1227 war Honorius III gestorben. Nachdem Graf Konrad von Urach, der Bischof von Porto und S. Rufina, General des Cisterzienserordens, die Wahl abgelehnt, folgte am 19. März Hugolin, der Graf von Segni, Bischof von Ostia und Velletri, als Gregor IX nach. Gregor war bei seiner Wahl bereits über achtzig Jahre alt. Mit seinen männlichen Jahren reichte er in die Zeit zurück, da ein Innocenz III die Geschäfte der Kurie leitete. Ein früheres Zeitalter stieg in versteinerter Größe empor und fand seine Verbindung mit der Gegenwart durch die Bettelmönche, deren Protektor Gregor IX wurde.

Friedrich II arbeitete für den Kreuzzug. In seinem süditalischen Reiche schrieb er eine allgemeine Steuer aus, und Hermann von Salza begab sich nach Deutschland, die Werbungen dort zu betreiben. Die Herzoge von Limburg und Oesterreich, der Landgraf Ludwig von Thüringen, die Bischöfe von Passau, Regensburg, Augsburg und andere rüsteten sich zur Teilnahme. Die Bürgerschaften von Worms, Lübeck und Köln zeichneten sich durch besonderen Eifer aus. Seit dem Mai sammelten sich die Pilger um Brindisi. An 60 000 stellten sich ein. Die Schiffe reichten nicht aus zur Ueberfahrt. Diese verzögerte sich. Der Sommer kam und mit ihm das Fieber, welches furchtbar unter den zusammengeströmten Massen aufräumte. Eine erste Expedition ging unter Herzog Heinrich von Limburg in See. Am 8. September 1227 folgte Friedrich mit dem Landgrafen von Thüringen und dem Reste der Flotte. Kaiser und Landgraf waren schon krank, als sie die Schiffe bestiegen. Ihre Krankheit verschlimmerte sich und trieb sie zum Lande zurück. In Otranto starb Landgraf Ludwig am 11. September. Der Kaiser eilte in die Bäder von Puteoli und schickte den Rest der Schiffe allein ab. Der Papst bezichtigte Friedrich der Lüge und verhängte über ihn nach dem Wortlaute des Vertrags von San Germano am 29. September zu Anagni den Bann.

Mehr als der nun folgende litterarische Streit zwischen den „Häuptern der Christenheit“, in welchem Friedrich die überstürzten Anschuldigungen Gregors mit Ruhe und Bestimmtheit widerlegte, interessiert uns eine Episode, welche damals in Rom spielte. Hier hatte man einen falschen Papst erhoben, der den Pilgern um vier Mark die Lösung vom Kreuzzugsgelübde verkaufte und sechs Wochen lang ausgezeichnete Geschäfte machte. Daß solches möglich war, läßt erkennen, was man in der Christenheit schon damals für möglich hielt, und daß auch bei den echten Vertretern der Kirche solche Geschäfte nicht ungewöhnlich waren.

Friedrich II hielt an seinem Gelübde trotz des Bannes fest. Unbekümmert um das Vorgehen des Papstes, der in greisenhaftem Fanatismus alles für ungültig erklärte, sowohl was bisher für den Kreuzzug geschehen war, als was noch geschehen würde, betrieb Friedrich seine Rüstungen, welche ihm allerdings durch die kleinlichen und erbärmlichen Mittel, zu welchen die Päpstlichen griffen — die Mailänder und Veroneser beraubten die Kreuzfahrer, welche zum Kaiser wollten, und beriefen sich dabei auf den Befehl des Papstes — sehr erschwert wurden. Doch wehrte sich der Kaiser zunächst, indem er auf die Erneuerung des Bannes am Gründonnerstag 1228 mit der Erklärung antwortete, die Reichslehen der Kirche seien verwirkt. Der sicilische Statthalter, Herzog Rainald von Spoleto, wurde zum Legaten in der Mark Ancona und in Tuscien



Ansicht von Jerusalem.

ernannt. So widerrief Friedrich II die Versprechungen Ottos IV und die eigenen. Am 28. Juni 1228 ging Friedrich in Begleitung Hermanns von Salza von Brindisi aus mit vierzig Galeeren in See.

Nach drei Wochen landete der Kaiser auf Cypern, übernahm die Regentschaft des Königreichs und setzte anfangs September nach Palästina über. Als er in Akkon am 7. September ans Land stieg, begann für ihn eine Zeit, wie sie unglücklicher nicht gedacht werden kann. Umgeben von geringen Streitkräften und nicht in der Lage, einen kräftigen Vorstoß wagen zu können, ward er in seinen Schritten nicht nur von den Mohammedanern gehindert, sondern mehr noch von den christlichen Ritterorden der Johanniter und Templer, von dem Patriarchen Gerold von Jerusalem und den Kreaturen des Papstes, die ihm über das Meer gefolgt waren. Friedrich blieb ruhig und brachte die Verhandlungen mit Sultan Kamel dennoch zum Abschluß.

Man hat bis auf den heutigen Tag in gewissen Kreisen das Bildnis des Kaisers mit den Farben gemalt, welche von seinen Gegnern zurecht gemischt worden sind. Will man erkennen, warum Friedrichs Charakter uns manchmal so charakterlos erscheint, so muß man ihn in seiner Umgebung betrachten, man muß die Leute einmal ins Auge fassen, welche seine Gegner waren, man muß sich erinnern, wie schon dem Jünglinge das stete Mißtrauen der Kurie folgte, wie in der Atmosphäre, in welcher er aufwuchs, die Entwicklung einer redlichen Offenheit geradezu unmöglich war. Betrachtet man den Kaiser so, bringt man die Mittel in Anschlag, mit denen gegen ihn gearbeitet wurde, so erhebt sich die Gestalt Friedrichs II als eine königliche über alle seine Zeitgenossen. Wir müssen in Rechnung bringen, daß er ein Nachkomme der Staufer und Normannenkönige ist, daß er seine Jugend in Gegenden verlebte, wo religiöser Indifferentismus zur Lebensnotwendigkeit gehörte, um den Mann zu begreifen, der uns für seine Zeit so kraftvoll und modern, für die unserige manchmal so rückständig und reaktionär erscheint. Aber stand nicht der vollen und allseitigen Entfaltung dieses merkwürdigen Geistes sein ganzes Zeitalter entgegen? Es war ein Titanenkampf, den er mit diesem Zeitgeiste begann, ein Kampf, in welchem er schließlich unterliegen mußte.

Anfangs Februar 1229 schloß Friedrich mit dem Sultan Kamel von Egypten einen Vertrag, demzufolge den Christen Jerusalem, Bethlehem und Nazareth mit den

zwischenliegenden Straßen und Orten, ferner Sidon mit seiner Umgebung abgetreten wurde. Der Sultan gestand den Christen das Befestigungsrecht zu und verlängerte den Waffenstillstand auf weitere zehn Jahre. Den Arabern blieb der Besuch zweier Moscheen in Jerusalem gestattet. Am 7. März traf den Kaiser die Nachricht von dem Einfall der päpstlichen Schlüsselsoldaten in Apulien. Er ging vorwärts. Am 17. März zog er in Jerusalem ein. Tags darauf setzte er sich in der Grabeskirche selbst die Krone auf und redete in versöhnlichen Worten zu der herbeigeströmten Menge. Am 19. verließ er Jerusalem, nachdem der Erzbischof von Cäsarea die heiligen Stätten mit dem Interdikt belegt hatte, und rüstete sich in Akkon zur Heimkehr.

Gregor hatte indessen keine Mittel gescheut, Friedrich zu verderben. Seine Heere fielen in das Königreich ein. Die Bettelmönche wirkten in den Städten für ihn. Die Barone fielen von Friedrich ab, und bald war das Festland außer der Basilicata und Calabrien in der Gewalt des Papstes. Auch in Deutschland hatte Gregor die Fürsten vom Eide, den sie Friedrich geschworen, entbunden, und seine Werbungen fanden gerade dort Anklang, wo man es am wenigsten vermuten sollte, bei dem Gubernator des Reichs, dem Herzoge Ludwig von Bayern. Wir brauchen nach Motiven nicht zu suchen. Ludwigs dynastische Politik war in demselben Jahre (1227), da er mit dem Papste in Verbindung trat, von dem Kaiser durchkreuzt worden. Sehen wir weiter zurück, so erkennen wir in den Schwankungen, denen damals der Südosten des Reiches unterworfen war, eine hinreichende Ursache, um das Schwanken der auf diesem Boden Weilenden zu verstehen. Aber Ludwig trat mit seinem Gesinnungswechsel nicht sofort offen hervor, und der Grund hiervon mag wohl der sein, daß die Päpstlichen eben damals an einen welfischen Gegenkandidaten, eben jenen Otto von Lüneburg, dachten, gegen welchen Ludwig seine Ansprüche im Norden zur Geltung zu bringen suchte. Erst zu Hagenau, wo König Heinrich 1228 das Christfest feierte, wurden die Umtriebe Ludwigs offenbar, und es folgte das sofortige Zerwürfnis zwischen ihm und seinem Pflegling. Ein Kardinallegat weilte in Deutschland, erreichte aber sonst nicht viel, da auch Otto von Lüneburg seinen Lockungen widerstand.



Kapelle des heiligen Grabes in Jerusalem.

Im Sommer 1229 fiel König Heinrich in Bayern ein und verwüstete weit und breit das Land. Am 27. August mußte Ludwig um Waffenstillstand nachsuchen, der dann in einen Frieden endigte. Heinrich konnte seine Kraft gegen Straßburg wenden, das ebenfalls abgefallen war, sich aber bald fügte, als von Apulien die Nachricht von den Siegen des Kaisers einlief.

Am 10. Juni 1229 war Friedrich in Apulien gelandet. Die Nachricht verbreitete allgemeinen Schrecken. Hatte Gregor doch die Kunde von dem Tode des Kaisers verbreiten lassen. Die Schlüsselsoldaten fingen an davonzulaufen, aber der Papst blieb

hartnäckig wie zuvor. Von Frieden wollte er nichts wissen. Er appellierte an die Welt zum Kampfe gegen den Kaiser. Die Welt rührte sich nicht, selbst die Lombarden hatten daheim genug zu thun und konnten ihm keine nachdrückliche Unterstützung zuteil werden lassen. Ende August war der Kaiser gerüstet und zog zum Entsatze Capuas heran. Das päpstliche Belagerungsheer löste sich auf. Bis zum Ende des Oktober war Friedrich wieder Herr seines Reiches. An der Grenze des unverteidigten Kirchenstaates machte er Halt und bot dem Gegner Frieden an. Da gab Gregor nach. Im November begann Hermann von Salza die Unterhandlungen. Anfangs 1230 trafen die verschiedenen Unterhändler, darunter die Herzoge Leopold von Oesterreich, Bernhard von Kärnten und Otto von Meran in San Germano ein. Je entgegenkommender aber Friedrich sich zeigte, um so unverschämter wurden die päpstlichen Abgeordneten mit ihren Forderungen. Trotzdem kamen die Verhandlungen zum Abschluß. Am 28. August 1230 wurde Friedrich zu Ceperano vom Banne gelöst. Der Papst erkannte die Lösung des Kreuzzugsgelübdes an und bestätigte damit sein eigenes Unrecht gegen Friedrich. Am 1. September traf Gregor mit „seinem sehr geliebten Sohne" in Anagni zusammen, und beide schieden nach drei Tagen augenscheinlich als Freunde von einander.

Wir müssen einen Augenblick verweilen. Herzog Ludwig war nach seiner Unterwerfung unter König Heinrich in seinem eigenen Herzogtum in verschiedene Streitigkeiten geraten, durch welche den Staufern abermals Gelegenheit geboten wurde, gegen ihn vorzugehen. Graf Konrad von Wasserburg hatte des Herzogs Gesandten an Friedrich, den Bischof Konrad von Passau, gefangen genommen. In der gleichen Zeit ließ sich Ludwig von dem Bischofe Gerold von Freising die Stadt Freising übertragen und dem Herzoge erwuchsen in dem Domkapitel und dessen Stimmführer, dem Probste von Innichen, Konrad von Tölz und Hohenburg, neue Feinde. Der letztere begab sich sofort zum Kaiser und zum Papste, gegen die Uebertragung Freisings Klage zu erheben. Der Bischof wurde vorgeladen; Erzbischof Eberhard von Salzburg und Bischof Siegfried von Regensburg wurden beauftragt, gegen alle mit dem Banne vorzugehen, welche an dem unrecht erworbenen Gute festhalten würden. Gerold widerstand, wurde abgesetzt und an seine Stelle wurde eben jener Konrad von Tölz erwählt. Auch Kaiser Friedrich ließ zu Anagni durch die dort versammelten deutschen Fürsten erklären, ein Bischofsitz könne nicht zu Lehen gegeben werden. Unter diesen Urteilfindern aber befanden sich die Herzoge von Meran und Kärnten, welche jedes Wachstum des mittelsbachischen Nachbars mit Mißtrauen verfolgten.

Als eben der Friede in San Germano zum Abschluß gekommen war, der auch die Amnestie Ludwigs in sich begriff, wurde Bayern plötzlich durch die Schreckenskunde in Aufruhr versetzt, der Herzog sei ermordet worden. Er fiel unter dem Stahl eines Unbekannten am 15. September 1231, als er die Kehlheimer Brücke passierte. Das wütende Volk brachte den Mörder sofort um, noch ehe derselbe Ursache und Urheber der That hatte angeben können. Die öffentliche Meinung beschuldigte den Kaiser als Anstifter des Mordes. Wir vermuten, daß hinter der Angabe Konrads von Pfäffers, der Kaiser habe die sicheren Beweise einer gegen ihn gerichteten Verschwörung erhalten, für deren Haupt eben Ludwig galt, weitere uns unbekannte Thatsachen sich verbergen. Daß Friedrich einer solchen That fähig war, bezweifeln wir nicht, aber die Gründe, welche uns direkt überliefert sind, reichen für einen Friedrich nicht aus.

Ueberblicken wir nun die Gesamtstellung Herzog Ludwigs I von Bayern, so erkennen wir in ihm zunächst einen Mann, der nur ein Ziel kannte: seine Herrschaft, seine Macht, die Größe seiner Dynastie. Gerade in Bayern müssen wir den ersten Vollzug jener Entwicklung suchen, welche die Reichsfürsten zur Landeshoheit führte. Durch alle Schwierigkeiten seiner Lage hatte Ludwig sich ungefährdet hindurchzubringen gewußt. In seinen Mitteln war er nicht wählerischer, wie alle seine Zeitgenossen, von diesen aber übertraf er sehr viele durch festes Zielbewußtsein, Geistesgegenwart und klare Kombination. Unter ihm vergrößerte sich das Herzogtum Bayern um ein gutes Stück und gewann dadurch an Lebensfähigkeit. Schon Otto I war die Grafschaft Dachau zugefallen, Ludwig vereinigte mit Ausnahme der Linie Vallei, welche unter seinem Sohne ausstarb, alle

Besitzungen der Wittelsbacher wieder in seiner Hand. Er beerbte zum Teil die Burggrafen von Regensburg und die Landgrafen von Steffling; nach dem Tode des Markgrafen Berthold II von Vohburg (1204) fielen Ludwig die Grafschaften Vohburg und Cham auf dem Nordgau zu; 1217 erwarb er die Grafschaft Velburg im Nordgau, 1218 einen Teil des Beilensteinischen Erbes, 1228 die Grafschaft Kirchberg um Mallersdorf. Ebenso fielen ihm Megling, die Grafschaft Dornberg und Besitzungen der Lebenauer Grafen zu, und auch nach anderer Seite erwarb er noch manches schöne Stück durch Kauf und glückliche Fügung. Zwei Erwerbungen, auf die er allem Anschein nach sehr großes Gewicht gelegt hatte, blieben ihm versagt: Regensburg und Freising. Sie verraten uns, nach welcher Richtung der Zug der herzoglichen Politik ging. Die Herrschaft der Bischöfe, die gleich ihm zur Landeshoheit strebten, mußte ihm sehr im Wege liegen. In München suchte er ebenso die Mitherrschaft des Freisinger Bischofs zu verdrängen. Dann baute



Tod Herzog Ludwigs von Bayern.

er die Städte Landau an der Isar, Straubing und Landshut. Aus alledem erkennen wir, wie dieser Wittelsbacher den Zug der Zeit begriff und die Konkurrenz der Bischofsstädte zu bezwingen suchte. Er fühlte sich als „Monarch“ und nannte sein Land eine „Monarchie“. Gerade über die letzten Vorgänge vor seinem Ende sind wir nicht genug unterrichtet, vermuten aber, daß wenn irgendwo hier der Grund jener Mordthat, zu welcher der Kaiser den Antrieb gegeben haben soll, zu suchen ist. Sehen wir, ob wir durch Betrachtung der Verhältnisse dem Thatbestande indirekt näher kommen!

Am 28. Juli 1230 war Herzog Leopold von Oesterreich in San Germano gestorben. Am 15. Dezember desselben Jahres starb ebenso König Ottokar I von Böhmen. Diesem folgte sein Sohn Wenzel I, jenem sein einziger Sohn Friedrich der Streitbare. Die Nachricht vom Tode Leopolds kam in der Zeit nach Deutschland, als König Heinrich gegen Ludwig von Bayern im Felde lag. Es folgte der Waffenstillstand zwischen beiden Gegnern am 27. August. Daß sich hier eine neue Parteigestaltung vollzog, d. h. die einstige wieder lebhafter erneuert wurde, erkennen wir aus dem Einfall Wenzels I in

Oesterreich, der bei den Dienstleuten des Herzogs, so bei Heinrich Hund von Chunring, welcher sich damals „Rektor von Oesterreich" nannte, vielen Anhang fand. Wir wissen, daß die böhmische Partei auch den Herzog Ludwig zu ihren Genossen zählte, und man sollte nun vermuten, König Heinrich habe um so entschiedener die Partei seines österreichischen Schwagers ergriffen. Aber nichts davon! Er stellte sich auf die Seite der Gegner Friedrichs und trug sich mit dem Gedanken, seine österreichische Gemahlin Margaretha zu verstoßen und die böhmische Agnes zu heiraten. Schon die Zeitgenossen erblickten darin eine Auflehnung Heinrichs gegen seinen Vater, den Kaiser. Nun erzählt uns Konrad von Pfäffers, daß Heinrich dies „auf die Aufforderung gewisser Fürsten" gethan habe. Alles dieses geschah aber nach dem Tode Leopolds und vor dem Tode Ludwigs in der Zeit vom 28. Juli 1230 bis zum 15. September 1231. Derselbe Konrad von Pfäffers meldet uns dann weiter, daß der Kaiser nach seiner Versöhnung mit dem Papste sichere Nachricht erhalten habe, der Herzog von Bayern sei Anfang und Ende einer gegen ihn gebildeten Verschwörung. Deshalb habe er ihn erdolchen lassen.

Friedrich von Oesterreich hatte zur Gemahlin Agnes von Meran. Otto von Meran war der Helfer König Heinrichs gegen Ludwig, dann ging er nach Italien, den Frieden zwischen Kaiser und Papst zu vermitteln. In der Zeit dieser Abwesenheit muß sich die Annäherung Heinrichs an die böhmisch-bayerische Partei vollzogen haben. Vor dem letzten Schritte hielt den jungen König der Abt von St. Gallen zurück. Den „Vermittler" Otto von Meran und den Abt von St. Gallen aber treffen wir dann im April 1231 bei einem zweiten Friedenswerke. In derselben Zeit, da sich in Oesterreich die Ministerialen erhoben, scheint eine Bewegung auch in die Reichsministerialität gekommen zu sein. Nach der Unterwerfung Herzog Ludwigs begann König Heinrich eine städtefreundliche Politik, welche sich direkt gegen die geistlichen Fürsten, die bisherige Hauptstütze seines Vaters, wandte. Welche Besorgnis dadurch erwachte, erkennen wir aus dem sofortigen Einschreiten der Bedrohten. Schon im Januar 1231 mußte Heinrich in Worms seine den Städten gemachten Zusagen widerrufen, und die Fürsten stellten fest, daß weder der König ohne ihre Zustimmung, noch ein Fürst ohne die Zustimmung des Königs zur Errichtung städtischer Vereinigungen, Brüderschaften und Bündnisse berechtigt sei, — d. h. er erklärte sich zu Gunsten der Bischöfe gegen die Selbständigkeit ihrer Städte. Betrachten wir diese Erklärung aber nach der realen Seite, so richtete sie sich ebenso gegen die weltlichen Fürsten. Wir erkannten die Richtung, in welcher ein Ludwig von Bayern Politik trieb. Wollten die weltlichen Fürsten gleichen Schritt halten mit der auf den alten Städten beruhenden Macht der Bischöfe, so konnten sie das nunmehr nur noch durch die Begünstigung ihrer eigenen neu errichteten Städte. Die wurde jetzt verboten. Nach dieser vorläufigen Bestimmung zu Gunsten der Bischöfe versammelte sich Ende April und Anfang Mai 1231 in Worms ein zweiter Hoftag, auf welchem abermals das geistliche Element durch die Anzahl seiner Vertreter bedeutend überwog, doch finden wir auch weltliche Fürsten dort und unter ihnen den Herzog Otto von Meran. Ebenso ist der Abt von St. Gallen anwesend. Aber die bayerisch-böhmische Partei ist nicht vertreten und durch dieses Fernbleiben bewies sie wohl genugsam, daß sie mit dem Wege, den nun der König wandelte, nicht einverstanden war.

Die Bestimmungen, welche hier getroffen wurden, zogen einerseits die volle Konsequenz einer bisherigen stillen Entwicklung, andrerseits erschienen sie als ein Versuch des Königs, die Interessen der Fürsten mit denen der Ministerialen auszugleichen und sich so seinem Vater gegenüber eine freiere königliche Stellung zu verschaffen. Zum ersten Mal werden die Fürsten als „Landesherren" bezeichnet, die Territorialität wird anerkannt. „Der König verzichtete auf das Recht, neue Städte zum Nachteil der Fürsten anzulegen, durch neue Märkte oder Straßen die alten zu schädigen; er verordnete, daß die Reichsstädte die sogenannte Bannmeile und den Gerichtszwang außerhalb der Städte beseitigen, keine Pfahlbürger, keine Eigenleute von Fürsten, freien Herren, Ministerialen oder Kirchen, auch keine Verurteilten oder Geächteten aufnehmen, daß die Vogteileute von städtischen Abgaben frei bleiben, daß die Städte okkupiertes Eigentum oder Lehen herausgeben und ohne Einwilligung der Lehensherrn kein Lehen als Pfand mit Beschlag belegen sollten.

Die Fürsten sollten ihre alten Gerichte, Freiheiten, Grafschaften, Lehen, ihr Geleitsrecht behalten, die Gerichtsstätten ohne ihre Bewilligung nicht verlegt werden dürfen. Im Interesse der Reichsverteidigung wurde den Fürsten das Recht zugesprochen, ihre Städte mit Wall und Graben zu befestigen, aber zugleich bestimmt, daß sie ohne die Zustimmung der „Mächtigeren und Besseren" des Landes keine neue Verordnungen erlassen durften." Betrachten wir dieses Fürstenprivileg in seiner Allgemeinheit, so ist dasselbe gewiß von hoher Bedeutung. Fragen wir aber, was Bayern dadurch gewann, so ist nicht viel zu verzeichnen. Ludwig war Landesherr auch ohne dieses Privileg und ohne dasselbe hatte er bisher selbstständig dafür gesorgt, daß diese Landeshoheit Wirklichkeit war. Winkelmann macht die Bemerkung: „die natürlichen Gegner dieser alles an sich ziehenden Landeshoheit waren alle kleineren Stände, besonders aber die Städte." Wir möchten die Aeußerung dahin ändern, daß wir sagen: die natürlichen Gegner dieser allgemeinen Festlegung waren alle lebendig aufsteigenden Kräfte, und zu diesen gehörten in erster Linie das Königtum der Böhmen und das Herzogtum der Wittelsbacher. Wenn eine allgemeine Landeshoheit festgesetzt wurde, so legten sich die Aebte und Bischöfe mit ihren Gebieten als feste Schranken um die herzogliche Macht. Wie der Andechser sich bereits der herzoglichen Oberherrlichkeit entzogen hatte, so würden das nun die Bischöfe und übrigen Reichsfürsten thun. Und daß die Bewegung dahinausging, zeigen die Kämpfe, in welche Otto II gleich nach seinem Regierungsantritt mit den Bischöfen geriet, daß es eben diesem Nachfolger Ludwigs I zustieß, daß die Bischöfe mit dem Besuche seiner Landtage Schwierigkeiten machten. Ja, Ludwig mußte um so mehr Zweifel gegen dieses Werk des umhertastenden Königs, des Meraners und der Bischöfe hegen, als in gleicher Zeit auch die Entscheidung gegen seine Belehnung mit Freising fiel. Und da erreicht uns die Nachricht, er sei als Haupt einer Verschwörung durch den vom Kaiser gedungenen Mörder gefallen. Wir können das nun begreifen.


Friedrich II.
Wandgemälde in Lorch.

Mit der aufsteigenden Macht der Städte sank die Bedeutung der Burgen und Burgenverwaltungen fortwährend. Dadurch geriet die Ministerialität in eine schwankende Stellung. Das Streben Heinrichs nach Emanzipation von der väterlichen Gewalt hat seinen letzten Grund in dem Drängen dieser Kreise, welche seine Umgebung bildeten. Und doch mit der Abnahme ihrer wirtschaftlichen Bedeutung verloren die Ministerialen ebenso jene positive politische Kraft, welche sie einst zu großen Siegen geführt. „Der Ton leichtlebiger Geselligkeit, welcher den Hof des jungen Königs kennzeichnete, entspricht den ausschweifenden Plänen, denen er sich hingab. Die Ueppigkeit und Genußsucht, welche die Zeitgenossen an dem jungen König zu tadeln fanden, erscheint in milderem Lichte, wenn wir sehen, daß sich zugleich die höfische Dichtkunst an seinem Hofe durch den Schenken Konrad von Winterstetten noch einmal neu belebte; aber sie steht auch andrerseits mit jenem Schwanken zwischen unsittlichen Mitteln und halsbrecherischen Entschlüssen in Einklang, welches die sinkende politische Befähigung dieser Kreise verrät." Durch das autokratische Streben Ludwigs beunruhigt, wandten sich dieselben gegen ihn und ließen sich dann von ihrem bisherigen Hauptgegner, dem Episkopat, erst recht überrumpeln und in eine reaktionäre Bahn hineindrängen. So machte die Ministerialität es dem Kaiser möglich, den Sohn mit den eigenen Waffen zu schlagen.

In Bayern äußerte sich der Groll gegen diese dienstmännisch-geistliche Politik nach dem Tode Herzog Ludwigs in eklatanter Weise. Ein Schwabe durfte sich hier nicht mehr blicken lassen, und selbst der Abt von St. Gallen fand kein Geleit durch Bayern. Wir erkennen hieraus deutlich, wie die Politik Herzog Ludwigs I wirklich von der Stimmung

des Landes getragen wurde. Das partikularistisch-territoriale Bewußtsein ist kein politisches Machwerk, sondern der Boden, aus welchem erst eine solche Politik erwachsen konnte. Es bekundete sich bei der Gefangennahme des Herzogs im Jahre 1214, es bekundete sich jetzt wieder bei seiner Ermordung. Damit berühren wir den lebendigen Faktor, welcher sich zersetzend und spaltend in die kaiserliche Reichspolitik hineinschob.

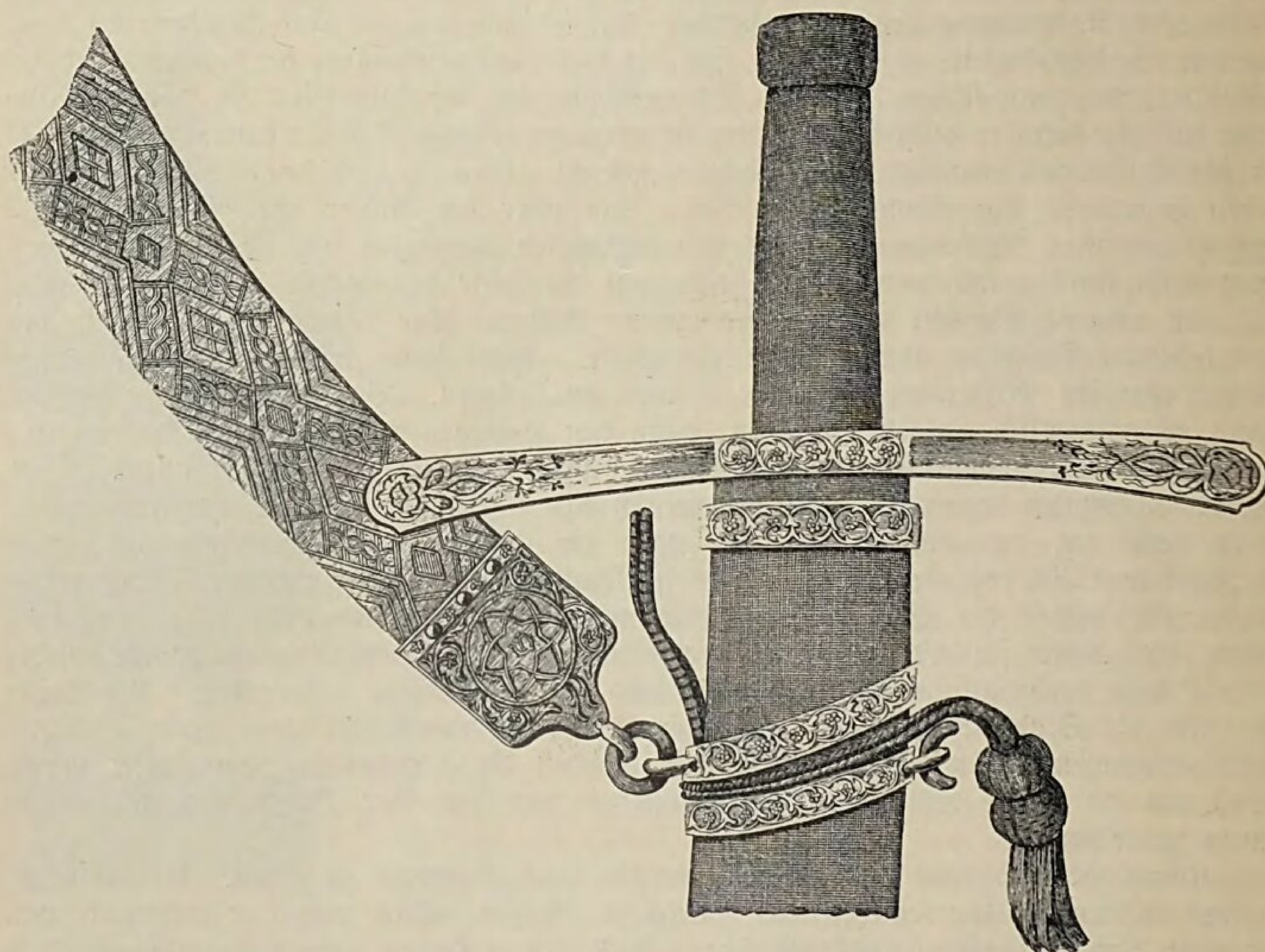
Friedrich II wandte nun, nachdem er den Frieden mit der Kirche hergestellt und seinem sicilischen Königreich zu Melfi (August 1231) eine streng monarchische Verfassung gegeben, dem Reiche seine volle Aufmerksamkeit zu. Beruhte sein System in Sicilien auf der scharfen Ausprägung des monarchischen Begriffs und auf der Unterdrückung der kommunalen Selbständigkeit, so konnte er sich auf das massige Gebäude der deutschen Lehensverfassung nur dann stützen, wenn er sich entschloß, für die Interessen der hohen Aristokratie, insbesondere der geistlichen Fürsten, einzutreten. Diesem Streben hatten Heinrich VII und die Reichsministerialität zuvorzukommen gesucht, indem sie sich den Fürsten gegenüber zu den genannten Konzessionen verstanden. Als aber der Kaiser für November 1231 einen allgemeinen Reichstag nach Ravenna ausschrieb, zeigte es sich, daß diese Konzessionen nicht stark genug waren, die Fürsten auf der Seite des Königs festzuhalten. Aber auch ein anderes Element trat neuerdings in Aktion. Die Lombarden verlegten den heranziehenden Deutschen abermals die Alpenpässe. Wohl hatte Friedrich sie zu gewinnen gesucht, aber ihr Mißtrauen vermochte er nicht zu besiegen. Von den deutschen Fürsten gelang es namentlich einigen Bischöfen, dann den Herzogen von Sachsen, Kärnten und Meran, wie dem Landgrafen von Thüringen, nach Ravenna zu kommen, und die Verhandlungen konnten beginnen. Außerdem waren viele italienische Bischöfe anwesend, welche immer noch von dem Kaiser ihr Heil gegen die mächtigen Stadtgemeinden erhofften. Im Januar 1232 hob Friedrich alle Genossenschaften, Räte, Bürgermeister, Beamten, die von der Gesamtheit der Bürger ohne Erlaubnis der Bischöfe eingesetzt seien, auf und erklärte die Zünfte für nichtig. Die Verwaltung der Städte und Regalien wurde wieder in die Hände der geistlichen Fürsten gelegt und alle Privilegien widerrufen. Der Kaiser faßte also die Städtentwicklung in Deutschland und der Lombardei unter einem Gesichtspunkte zusammen. „In diesem Parlament wurden die Lombarden vom Kaiser vorgeladen, um die Rechte des Reiches zurückzugeben und für ihre Okkupierungen Genugthuung zu leisten.“

König Heinrich hatte keine Miene gemacht, nach Ravenna zu gehen. Er versuchte, sich nun in den Städten eine getreue Partei zu schaffen, allein auch hier mißtraute man dem eben noch fürstenfreundlichen Manne. Bald sah er keinen andern Ausweg, als doch nach Friaul zu gehen, wohin der Kaiser den Reichstag verlegt hatte. Am 11. April 1232 erschien Heinrich in Aquileja, um sich dem Vater zu unterwerfen. Zwölf Fürsten, unter ihnen die Bischöfe von Salzburg, Regensburg, Bamberg, Würzburg, Worms und Freising, der Abt von St. Gallen, die Herzoge von Meran und Kärnten übernahmen die Garantie der von Heinrich gegebenen Versprechungen. Der Kaiser bestätigte dann im Mai 1232, „als das Haupt, das auf ehrenwerten Gliedern ruht“, das große Privileg Heinrichs über die Landeshoheit vom 1. Mai 1231 zu Cividale. Fürsten und Kaiser bildeten also nach damaliger Auffassung einen Organismus, dem Land und Volk zur Speise dienen sollten. Auf die zahlreiche Vertretung der Kirche sei aufmerksam gemacht. Es liegt darin eine Bedeutung, deren wir weiter unten erwähnen müssen. Die Politik Heinrichs und der Reichsministerialen wurde durch die kaiserlich-fürstliche Politik aus dem Felde geschlagen.

Merkwürdig verwickelt lagen damals die Verhältnisse in Süddeutschland. Herzog Otto war nicht erschienen, weil er den Verdacht hegte, der Kaiser habe seinen Vater ermorden lassen. Dadurch bekamen die Bischöfe das Uebergewicht. Ebensowenig aber war Herzog Friedrich von Oesterreich erschienen, weil er den Staufern mißtraute. Der Kaiser

begab sich seinetwegen nach Portenau. Allein blieb auch die Ehe des Kaisersohnes mit Margaretha von Oesterreich erhalten, eine Freundschaft zwischen Staufer und Babenberger kam nicht zustande. Gegen die Lombarden schritt Friedrich einstweilen durch den Erlaß seiner berüchtigten Ketzergesetze ein. (März 1232.) Er wollte damit den Papst auf seine Seite ziehen. Außerdem aber gelang es dem Kaiser, durch eine Verständigung mit Ezelin von Romano Verona zu gewinnen, welches nun eine deutsche Besatzung aufnahm. Die Verbindung zwischen Deutschland und Italien war hergestellt.*)

Die Haltlosigkeit Heinrichs zeigte sich sofort bei seiner Rückkehr nach Deutschland. Man hat nach dem Warum seiner Handlungsweise gefragt. Diese Frage scheint überflüssig gegenüber einem Menschen, der von einer höheren Lebensauffassung nirgendwo eine Spur verrät. Genug, daß wir ihn in einer Gesellschaft von gleichgesinnten Genossen



Schwertgriff Friedrichs II, gefunden in dessen Grabe zu Palermo.

wissen, die wohl sahen, daß der frühere Einfluß ihres Standes abnahm, die aber nicht erkannten, daß die Ursache dieser Abnahme innig mit ihrer eigenen geistigen Decadence verbunden war. Bei seinem Aufenthalt in Regensburg verhängte der junge König am 1. Juli 1232 eine Geldstrafe über die Kaufleute, weil ihm bei seiner letzten Anwesenheit weder im großen noch im kleinen geleistet worden sei, was ihm als König und Herrn gebühre. Die Regensburger strebten nach Autonomie. Diese ward ihnen von König, Herzog und Bischof bestritten. 1229 hatten sie mit Heinrich gegen Herzog Ludwig gekämpft. 1230 verlieh ihnen Friedrich gewisse Freiheiten. Dem Bischofe mochten sie natürlicherweise am wenigsten vertrauen, da sie von seiner Freundschaft mit dem Kaiser

*) Man hat dieses Hineinziehen des Papstes in den Streit des Kaisers mit den lombardischen Städten „ein diplomatisches Meisterstück“ Friedrichs genannt, obgleich es den Anfang jener traurigen Entwicklung bildete, an der dann die Staufer zu Grunde gingen. Es ist die Bezeichnung wohl einer Begriffsverwirrung entsprungen, nach der man schließlich jeden unredlichen Handel, der Gewinn abzuwerfen verspricht, als „diplomatisches Meisterstück“ bezeichnen könnte.

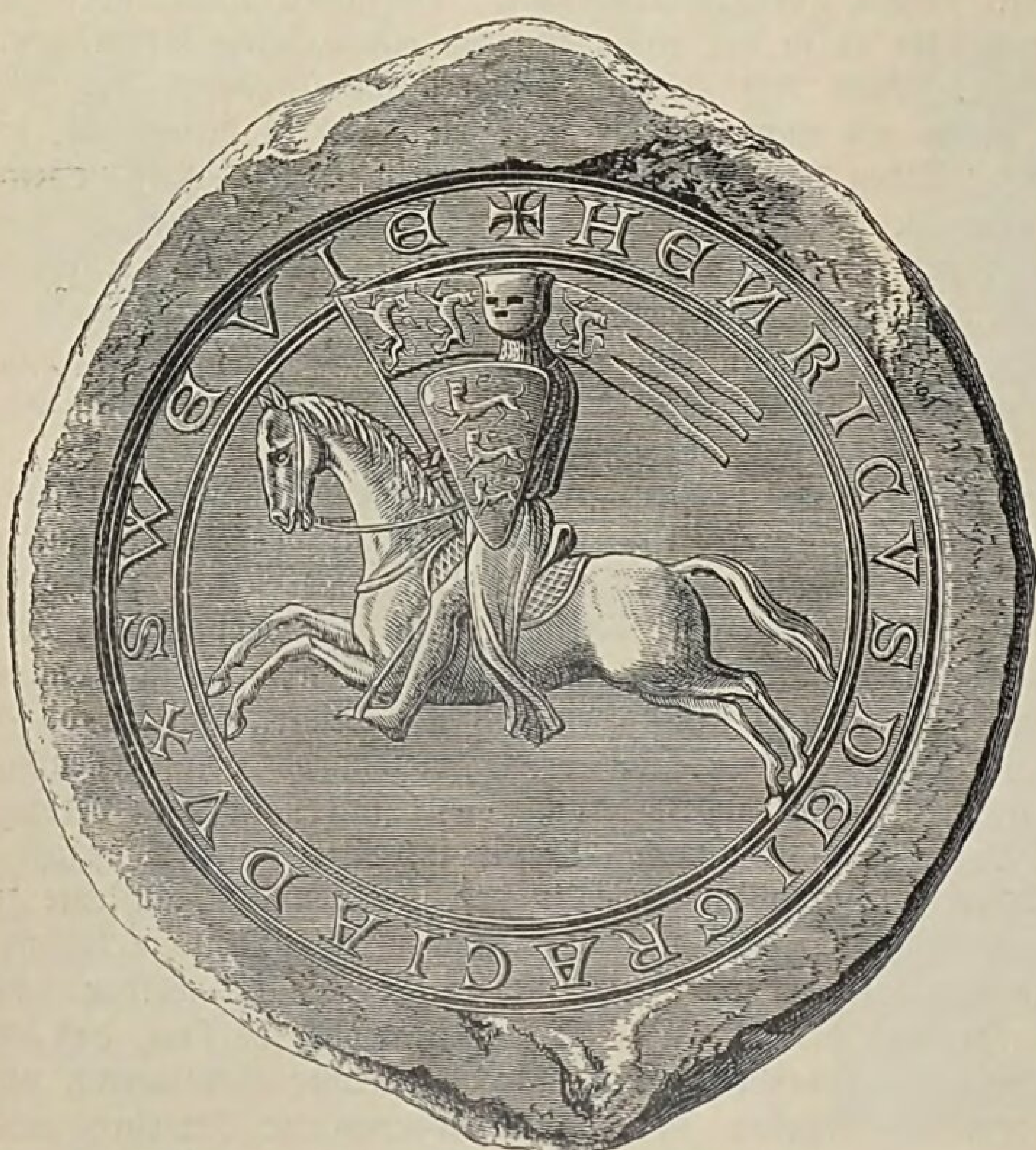
nichts Gutes zu erwarten hatten. König Heinrich aber ließ sich eben durch diesen Bischof bestimmen, nach Friaul zu gehen, wo jene städtefeindlichen Publikationen ihren Abschluß fanden. Das mußte ihm seine früheren Bundesgenossen entfremden.

Auf einem Hoftage zu Frankfurt am Main bestätigte Heinrich den Wormsern ihre alten Freiheiten. Das geschah am 3. August. Am 4. August zwangen ihn die Fürsten, diese Bestätigung zurückzunehmen und sich an das Edikt von Ravenna zu halten. Der Stadtrat und die Brüderschaften wurden für aufgehoben erklärt. Man erkennt die Haltlosigkeit in den Entschlüssen des Königs. Die Bürger von Worms brachen ihr Stadthaus nieder, welches sie für das schönste Haus der Erde hielten. „Die Stadt erbebte bei seinem Einsturze.“ Im Februar 1233 kam es zwischen ihnen und dem Bischof zu einem Vergleich.

Aber der König hörte mit diesen „bürgerfreundlichen“ Versuchen nicht auf. In Metz, Straßburg und Bremen machte er in der Folgezeit noch einige solche Experimente und wahrscheinlich auch anderswo. Aber daß er mit seinen dienstmännischen Freunden besonderen Anklang gefunden, hören wir nicht. Wohl aber zeigte sich in dieser Zeit, wo Friedrich II alle Gewalt in den Händen der Fürsten zu vereinigen suchte, daß selbst seine ersten deutschen Freunde an ihm zu zweifeln begannen. „Heinrich von Neiffen und Anselm von Justingen erscheinen als die Haupturheber der gegen Friedrich gerichteten hochverräterischen Pläne, welche an dem staufischen Hofe in Deutschland auftauchten. Neben diesen freien Herren bilden die Schenken von Winterstetten, Schipf, Limburg, die Kämmerer von Ravensburg, auch ein Sohn Heinrichs von Kalden in den königlichen Urkunden aufs neue die beständige Begleitung des Hofes.“

Betrachten wir dieses ganze zerfallende System, in dem nirgendwo mehr ein fester Halt erscheint, sehen wir, wie der Kaiser autokratisch vorschreitet, wie der König haltlos hin- und herschwankt, wie den Bischöfen nur mehr ihre weltliche Herrschaft Sorge zu machen scheint, und die Fürsten sich unter einander befehden, bald mit dem Könige, bald mit ihren Standesgenossen, bald mit den Bischöfen aneinandergeraten, wie Reichsministerialität und Ritterschaft den festen Boden unter den Füßen verlieren und in diesen Kreisen ein Ton Aufnahme und Anklang findet, wie er in Neidhards von Reuenthal Poesieen herrscht, dem Liebschaften mit Bauerndirnen und die damit notwendig verbundenen Stänkereien mit den „Dörpern“ und „Gauhühnern“ bis ins Alter hinein die einzige und immer wieder gesuchte Unterhaltung boten; wie in den Städten die Kaufleute zu Reichtum und Habe emporsteigen, während der Pöbel in viehischer Dummheit verkommt; wie auf dem Lande eben durch jene Herren und Ritter die Sitten gelockert werden, und eine derbe Sinnlichkeit erwacht: so brauchen wir nicht zu fragen, woher es kam, daß die Bettelmönche so wunderbare Verbreitung fanden. Wir werden es aber ebensowenig unnatürlich finden, wenn wir von massenhafter Verbreitung sogenannter Irrlehren und Sekten hören. In jeder, auch der sinnlich verkommensten Zeit gibt es Elemente, die nach andern Zielen ausschauen. Diesem Heere von „Fragern“ aber konnte aus der damaligen Kirchen-, Staats- und Gesellschaftsverfassung keine befriedigende Antwort kommen. Dogmen und Edikte sind da nur unzureichende und unverdauliche Nahrung, wo nach lebendiger Speise für Geist und Gemüt verlangt wird. Diese nun suchten die Predigermönche zu bieten, aber mit ihnen konkurrierte die „ketzerische“ Propaganda. Die größeren Massen laufen immer denen nach, welche mit einer „Autorität“ als Rückhalt und Blendlicht erscheinen. Und so fluten die Elemente zusammen. Der Kaiser erläßt Edikte gegen die Ketzer. Seine Autorität verlangt das, denn Ketzer sind Rebellen. Auch bedarf er der Gewogenheit des Papstes. Beide bedienen sich des Werkzeugs, das sich ihnen gerade bietet — der Bettelmönche. In Ravenna erließ Friedrich II ein diesbezügliches Gesetz, das alle früheren hinter sich ließ: Tod den Verurteilten, lebenslängliches Gefängnis denen, die widerrufen, den Rückfallenden Tod, den Hehlern Tod; Ehr- und Rechtlosigkeit den Nachkommen bis ins zweite Glied, nur die Kinder seien ausgenommen, welche ihre Eltern selbst dem Scheiterhaufen überliefern. Die Dominikaner werden losgelassen; sie stehen unter dem Schutz des Kaisers und Papstes. Wie eine das Wild spürende Meute durchirren sie die Fluren Deutschlands. Schon im Jahre 1214 begann der berüchtigte Konrad

von Marburg sein Handwerk. Er trat später in den Franziskanerorden ein. „Gelehrt, sittenstreng, Magister“ — das sind die Titel, welche dieser Mann bis auf den heutigen Tag in den Geschichtsbüchern führt, und wir begnügen uns mit dieser Charakteristik, da in ihr die ganze Armut und Hohlheit einer zu Ende gehenden geistigen Entwicklungsepoche genugsam angedeutet ist. In diesen Titeln liegt Konrads Entschuldigung, dessen „Erfolg“ eben in den Jahren 1232 und 1233 den Gipfelpunkt erreichte. Hören wir eine Stimme der Zeit über dieses Treiben! Der Wormser Annalist erzählt: „Im Jahre des Herrn 1231 kam großer Jammer und schweres Gericht über uns durch Gottes Zulassen. Denn es kam ein gewisser Bruder Konrad Dorso vom Predigerorden, in allem ein Laie, und er brachte einen Weltgeistlichen, Johannes, mit, der einäugig und lahm war und in Wahrheit ein Taugenichts. Diese beiden begannen in den oberen Landen erst bei den Armen, indem sie sagten, sie wüßten schon die Ketzer und verbrannten sie. Einige von diesen gestanden auch ihre Schuld ein, wollten aber doch nicht von ihrer Sekte lassen. Und als das Volk sah, daß sie solche verbrannten, da wurde man ihnen sogleich günstig und leistete ihnen Beistand und mit Recht, denn jene hatten den Tod verdient. Als aber die beiden sahen, daß das Volk ihnen so anhing, gingen sie sogleich weiter und fingen in Stadt und Dorf, wen sie wollten, ohne ein anderes Zeugnis vorzubringen, als daß sie den Richtern sagten: „Jene sind Ketzer, wir haben mit ihnen nichts mehr zu schaffen,“ und dann mußten die Richter solche verbrennen. Und sie achteten nicht die Vorschrift und Anordnung der heiligen Schrift, das war den Geistlichen überall ein großer Schmerz. Und weil das Volk jenen ungerechten Richtern immer anhing, behielt ihr Wille überall die Oberhand. Sie verurteilten viele (wol dusent von enem brodere, de het Conrad Torsus“), die in der Stunde des Todes unsern Herrn Jesum Christum von ganzem Herzen anriefen und die Hilfe der heiligen Gottesmutter und aller Heiligen, auch im Feuer mit lautem Geschrei erflehten. Hört, wie groß das Elend war! Damals sahen jene halben Richter ohne Erbarmen, daß sie so nicht die Oberhand behaupten konnten, ohne den Beistand der Landesherren, und sie gewannen den König Heinrich und die Herren also: „„Seht, wir werden viele Reiche verbrennen, und deren Gut sollt ihr haben, und in bischöflichen Städten soll der Bischof die eine Hälfte erhalten und der König oder ein anderer Richter die andere.““ Da freuten sich die Herren und standen ihnen bei und führten sie in ihre Städte und Dörfer, gruben Gruben und fielen selbst hinein. Also starben viele Unschuldige ihres Gutes wegen durch die Herren, welche es erhielten. Das Volk aber, das solches sah, erbarmte sich und sagte furchtsam zu ihnen: „„Weshalb verfahrt ihr also?““ Sie aber antworteten maßlos: „„Hundert Unschuldige wollten wir verbrennen,



Hohenstaufen-Siegel.
Aus den Schriften des Württ. Altertum-Vereins.

wenn auch nur ein Schuldiger darunter wäre."" Da zitterte das ganze Land und die anders wollten, vermochten nichts."

Solche Thatsachen sagen uns, daß eine Herrschaft auf diesen Fundamenten unmöglich geworden ist. Gregor IX schickte seine Anweisungen an die Fanatiker und feuerte noch mehr zur eifrigen Vernichtung der Ketzer an, und dem Unwesen wurde erst dann ein Ziel gesetzt, als die Flammen der Scheiterhaufen bereits hinaufzüngelten an die Throne der Mächtigen und Höchsten und es denen selbst unheimlich wurde. Heinrich, aber, des Staufers Sohn, steht vor uns als ein wunderbar redendes Zeugnis dynastischer Verkommenheit. Am 30. Juli 1233 wurde Konrad von Marburg mit einem Gefährten erschlagen. Der Papst pries den Erschlagenen als einen zweiten Moses. Auf einem Reichstag in Frankfurt im Februar 1234 mußte König Heinrich in die Wege einer geordneten Justiz zurücklenken. Seine Politik war nicht zu halten, und die Fürsten wandten sich mehr und mehr von ihm ab. Sie errichteten einen Landfrieden gegen die Bestrebungen der radikalen Hetzer. Der König versprach, wöchentlich zu Gericht zu sitzen und alle Fürsten, Grafen und Richter sollen das Gleiche thun. Falsche Münze, ungerechte und neue Zölle sollten abgethan, das Urteil der zuständigen Richter geachtet werden. Man erkennt abermals, daß auch dieser geistigen Bewegung politische und ökonomische Ursachen zu Grunde lagen, man erkennt ebenso, daß der größte Teil der Klagen sich direkt gegen das Königtum richtete.

Und während sich hier die Abneigung der Fürsten so offen bekundete, war Heinrich nach einer anderen Seite schon in den Kampf geraten. Wir sahen ihn haltlos zwischen der österreichischen und der bayrisch-böhmischen Partei hin- und herschwanken. Er entfremdete sich dadurch beide. Als aber im Frühjahr 1233 Herzog Otto II von Bayern die Waffen gegen den Babenberger trug, Wels besetzte und das Kloster Lambach beraubte und verbrannte, trat Heinrich auf die Seite des Oesterreichers zurück. Er sammelte ein Heer und brach im Juli 1233 gegen Bayern auf. „Ottos Ungehorsam gegen den Kaiser" soll Heinrich dazu bewogen haben, aber die Bayern meinten das Gegenteil: gerade weil Otto auf Heinrichs Pläne nicht habe eingehen wollen, sei der König über ihn hergefallen, und das letztere klingt uns viel wahrscheinlicher, da Heinrichs Abfall von seinem Vater damals immer mehr zu Tage trat. Der Erzbischof von Salzburg vermittelte, als Heinrich im August vor Regensburg erschien, Otto gab nach und stellte seinen Sohn als Geisel. Friedrich II zog den Herzog wieder auf seine Seite, indem er befahl, den vergeiselten Sohn dem Vater zurückzugeben.

Eigentlich schwebt ein volles Dunkel über dem damaligen Werden der Dinge im Südosten des Reichs. Wir können nur aus einzelnen Thatsachen Schlüsse ziehen. Ob sie vollkommen zutreffend sind, mag dahingestellt bleiben. Böhmen und Bayern streben nach Vergrößerung in Oesterreich. Heinrich möchte mithelfen, wenn ihm der Löwenanteil zufiele. Das scheint man ihm nicht bewilligt zu haben, und so wandte er sich auf die österreichische Seite gegen Bayern. Hier ging aber neben dem äußeren Kampfe ein innerer her. Ludwig I nannte sein Land eine Monarchie. In offenem Kampfe und diplomatischer Fehde ging er gegen die Landeshoheit der Bischöfe vor. Er machte Ansprüche in München und Regensburg geltend, ließ sich mit Freising belehnen, kurz, wie die Wittelsbacher den äußeren Bahnen der Welfen nachdrängten, so scheint auch das innere Wesen der Politik Heinrichs des Löwen von ihnen begriffen und aufgenommen worden zu sein. Ludwigs Ermordung sollte hier hemmend wirken. Sie that es nicht, denn Otto II trat in die Erbschaft seines Vaters ein. Er übernahm den Kampf nach allen Seiten und 1234 liegt er mit den Bischöfen von Salzburg, Regensburg, Augsburg und Freising in Fehde. Wir haben hier die Symptome eines neuen Werdens und Wollens. Die Kämpfe nach oben, gegen den österreichischen Nachbarn und die geistliche Landeshoheit lassen uns über das Ziel dieses Wollens kaum mehr im Zweifel. Dieses Wollen selbst wird ermöglicht durch die Ablenkung der Reichspolitik einerseits im Süden, andrerseits im Westen und Norden. Die rheinischen Städte, die schwäbische Ritterschaft, die norddeutschen Bestrebungen, die sich bis nach Preußen hinausdehnen, alles dies ließ den Südosten unberührt und führte ihn einen Augenblick auf seine natürliche Entwicklungsbahn



Heinrich, Sohn Kaiser Friedrichs II, wird Herzog Otto zum Gewahrsam übergeben.

zurück. Aber die Frage ist nicht mehr, ob Bayern gegen Böhmen, Oesterreich gegen Ungarn arbeiten soll, sondern wer von diesen Mächten hier überhaupt die Oberhand über die andern gewinnen wird? Diese Frage ringt in der Folgezeit sich vollkommen klar empor.

Der Sturz König Heinrichs vollzog sich nun rasch und präcise. Der Angriff auf Bayern, der Angriff Heinrichs von Neiffen auf den Grafen von Hohenlohe und Herzog der Romagna, den Freund Friedrichs II, scheiterten. Heinrich veröffentlichte am 2. September 1234 ein Manifest, in welchem er sich an die Reichsstädte wandte. Diese mißtrauten ihm. So forderte er die Kinder der vornehmsten bürgerlichen Familien als Geiseln. Im November 1234 ging Anselm von Justingen über die Alpen, den Lombardenbund zu gewinnen; im Februar 1235 begab sich Heinrich von Neiffen nach Frankreich, einen Ehevertrag zwischen den Kindern beider Könige zu vereinbaren. Die Lombarden bissen an, Frankreich lehnte ab.

Friedrich konnte aus Italien abkommen, denn der Papst war ihm einstweilen sicher, da die Lombarden den Kompromiß, welchen er eben erst zwischen ihnen und dem Kaiser vermittelt hatte, auf Heinrichs Lockungen hin brachen. Dem Werben Heinrichs um Frankreich setzte Friedrich seine Verlobung mit Isabella von England (November 1234) entgegen, den etwaigen Königsfreunden in den Städten gegenüber konnte der Kaiser auf die Hilfe der Fürsten, namentlich der Bischöfe, zählen. Von diesen leisteten nur die Bischöfe von Straßburg, Speier, Worms, Würzburg und Augsburg dem Könige den geforderten Eid. Sein Anhang bestand also wesentlich aus den Ministerialen Schwabens und Frankens. Am 25. April 1235 schlug die Wormser Bürgerschaft, welche wie die von Würzburg gegen den Bischof auf Friedrichs II Seite aushielt, den Sturm Heinrichs siegreich ab. In derselben Zeit setzte Friedrich sich nach Deutschland in Bewegung. Anfangs Mai schiffte er sich in Rimini nach Friaul ein. In Cividale empfingen ihn die deutschen Fürsten; auch der Oesterreicher, dem man mißtraut hatte, fand sich schließlich ein.

„Wieder zog Friedrich in dieser schwersten Unternehmung seines Lebens nicht das Schwert. Er hatte eine vollkommen klare Uebersicht über die Kräfte, die ihm gegenüberstanden, und über die Mittel, sie zu lähmen. Am 24. Mai hielt Isabella ihren

glänzenden Einzug in Köln, während Heinrich am Neckar, in Wimpfen, Stellung nahm, und Friedrich von den Ostalpen her an den Rhein zog."

Am 4. Juli öffneten sich dem Kaiser die Thore von Worms. Auch Bischof Landolf von Worms war unter den zwölf Bischöfen, welche ihn hier empfingen. Heinrichs Anhang hatte sich verlaufen. Hermann von Salza hatte ihn bewogen, sich in Worms dem Vater zu stellen. Er bat um Gnade. Der Kaiser verweigerte sie und ließ den Sohn gefangen nehmen. Herzog Otto von Bayern übernahm die Bewachung seines alten Feindes in Heidelberg. Später wurde Allerheim bei Nördlingen dem gefallenen König als



Otto von Lüneburg schwört dem Kaiser Friedrich II die alte Feindschaft ab.

Aufenthalt angewiesen. Dann entführte ihn des Kaisers Befehl nach Apulien, wo er nach sieben Jahren als Gefangener starb.

Am 15. Juli feierte Friedrich in Worms seine Vermählung mit Isabella. Einen Monat später sammelte sich um den Kaiser ein großer Reichstag in Mainz. Die gesetzlichen Bestimmungen, welche hier erlassen wurden, bilden den Abschluß einer Entwicklungsepoche und damit also zugleich die Grundlage einer neuen Zeit. In den Städten, Märkten, Dörfern und Ortschaften wurde die Gerichtsbarkeit der Bischöfe wieder gehoben, damit die Regellosigkeit namentlich der Ketzerrichter zurückgewiesen. Die Vögte wurden zum Schutz der Kirchen wieder angehalten. Dem Frieden und der Ordnung waren alle Bestrebungen gewidmet, darum wurden Selbsthilfe und der Bruch eines Waffenstillstands verboten und diesem Gesetze durch Ernennung eines Reichshofjustitiars, der „ein Freier",

kein Ministeriale sein sollte, Nachdruck gegeben. Ungerechte Zölle wurden abgeschafft; wer dagegen handelt, soll als Straßenräuber betrachtet werden. Das Institut der Pfahlbürger und Mundmannen wurde abermals aufgehoben, doch sei es gleich gesagt, auch diesmal ohne besonderen Erfolg. Namentlich aber wurden die Urheber der letzten Empörung getroffen durch die Bestimmung, daß der Sohn, welcher sich an dem Gute seines Vaters vergreift, alles Anrecht auf Eigentum und Erbschaft verliert; trachtete er nach dem Leben des Vaters, wird er ehrlos und rechtlos; Ministerialen und Hörige, welche dem Sohn Beistand leisten, werden ehr- und rechtlos, der Vasall aber verliert seine Lehen.

An die Stelle des gestürzten Sohnes seinen zweiten Sohn Konrad zu erheben, gelang Friedrich II einstweilen noch nicht, da die Freundschaft des Papstes mit dem Sturze Heinrichs erkaltete.

Von den Fürsten war Otto II von Wittelsbach einer der ersten gewesen, welche sich dem Kaiser gegen Heinrich anschlossen. Otto unterdrückte den Verdacht gegen Friedrich wegen der Ermordung seines Vaters. Zugleich war es dann in Regensburg, wo der Kaiser bei seiner Ankunft in Deutschland weilte, zu dem Beschlusse einer noch innigeren Verbindung der beiden Familien gekommen. Konrad, Friedrichs Sohn und wahrscheinlicher Nachfolger, sollte sich mit einer Tochter des Bayernherzogs verehelichen.

Ein zweites Fürstengeschlecht versöhnte sich der Kaiser in Mainz. Otto von Lüneburg, der letzte Welfensproß, schwur die alte Feindschaft ab, übertrug dem Kaiser sein Eigengut Lüneburg, „so daß dieser, welcher auch dem Herzoge von Bayern und dessen welfischer Gemahlin Agnes ihre Ansprüche auf Braunschweig abkaufte, für einen Augenblick das ganze Erbe Heinrichs des Löwen sein nennen konnte." Der ganze Güterkomplex wurde nun zu einem neuen Herzogtum erhoben und dieses am 21. August 1235 als ein in männlicher und weiblicher Linie forterbendes Reichslehen an Otto, den neuen Herzog von Braunschweig-Lüneburg, der damit in den Reichsfürstenstand eintrat, verliehen. „Friedrich trat vollkommen in die Spuren der kölnischen Politik: er hatte Frieden mit den Welfen und Freundschaft mit England."

Am folgenden Tage wurde der Reichstag mit glänzenden Festlichkeiten beschlossen. Friedrich ging bei denselben unter der Krone, aber betrachten wir die Gesamtlage, so müssen wir uns doch gestehen, daß die Erfolge des Kaisers, die ihn für den Augenblick groß und mächtig erscheinen ließen, für die Zukunft sehr fraglich waren. Die Fürsten waren nicht mehr bloß eine Staffage der königlichen und kaiserlichen Macht, sie waren Landesherren. Sie beschlossen nun den Kriegszug gegen die lombardischen „Rebellen", gegen welche der Kaiser bisher vollkommen ohnmächtig gewesen war, und kaum mag die Größe und Macht des Kaisertums das Hauptmotiv zu diesem Entschlusse gewesen sein, denn nun, am Ziele ihrer Wünsche, verband die Fürsten ein Interesse mit dem Kaiser gegen Unruhestifter und Rebellen. Jenes mächtige Rüstzeug aber, mit welchem einst ein Friedrich I und Heinrich VI den weiteren Gelüsten der Fürsten hatten entgegentreten können, war zerschlagen. Die Reichsministerialität hatte auf diesem Mainzer Reichstage eine furchtbare Niederlage erlitten. „Die schneidige Waffe seiner Ahnen", welche allein bisher dem Kaiser seine Oberherrlichkeit gewahrt hatte, war ihm aus der Hand gerungen und „lag zerbrochen und abgenutzt am Boden".

Das Regiment Herzog Ottos II und seiner Söhne bis zur ersten Landesteilung. (1255.)

Verfall der deutschen Verfassung 1235—1256.

Die Aussöhnung Friedrichs II mit dem Welfenhause hatte für Bayern eine hohe Bedeutung. Dem wittelsbachischen Hause war das Ziel gesetzt auf der Bahn, welche es seit dem Sturze Heinrichs des Löwen zu verfolgen begonnen. Von der welfischen Bahn hinweg in die staufische hinein, das war Friedrichs II Ziel gewesen. Er erreichte es. Die Wittelsbacher wurden die Erben des staufischen Geschlechts, und damit drängte sich in ihr Wachstum ein Faktor, der dieses selbst verlangsamte und manchmal vollkommen lahm zu legen schien. Das reaktionäre Element drang empor und fesselte die natürliche Bewegung und Fortentwicklung des Landes und Volkes.

In Bayern mochte man über diese Ablenkung vom Norden nicht besonders ärgerlich sein, da hier schon die Erwerbung der Rheinpfalz sehr zweideutig aufgenommen wurde. Wie kaum ein anderes größeres Gebiet in Deutschland war Bayern, wenn der Ausdruck erlaubt ist, kontinental geworden. Die Alpenpässe wurden wohl von Kaufleuten begangen, aber nicht mehr von bayerischen Rittern, die zur Eroberung auszogen. Die Burg Garda gab Otto I von Wittelsbach wieder auf. Oesterreich, Kärnten, Steiermark, Böhmen, Mähren, Ungarn, lagen nach Osten vor den Thoren Bayerns; die Bedeutung des Donaustromes als Handelsstraße nahm in dem bayerischen Gebiete mehr und mehr ab, seitdem sich Wien im Osten als mächtige Rivalin Regensburgs emporhob, dessen einstige Bedeutung dadurch, wie durch die Eroberung Konstantinopels (1204) und die Unklarheit der inneren Verhältnisse fortwährend sank. Gegen Westen hin aber wurden die schwäbischen Städte Kempten, Memmingen, Augsburg, Ulm und im Nordwesten das fränkische Nürnberg zu glücklichen Rivalinnen der alten Königs- und Herzogsstadt, welche diesen ihren alten Ruhm jetzt durch ihre unklare Stellung zu büßen hatte. Herzog, Bischof und auch die Kaiser übten, wie wir hörten, hier noch Gewalten aus, ohne daß doch Regensburg zu einer herzoglichen, bischöflichen oder reichsunmittelbaren Stadt wurde. Diese Zwitterstellung der ersten Stadt im deutschen Süden hatte auf Bayern eine große Wirkung.

Der Mittelpunkt, das lebendige Herz fehlte dem bayerischen Organismus. Die Herzoge behielten zwar noch längere Zeit eine Hand auf ihren Rechten in Regensburg, allein die demokratische und hier vollkommen decentralisierende Entwicklung konnte wohl gehemmt, nicht aber aufgehoben werden. Ihre Fortschritte zeigen sich sowohl in dem Freiheitsbriefe Philipps vom Jahre 1207, in welchem bereits von freigewählten Richtern die Rede ist, als auch besonders in dem Freiheitsprivileg Friedrichs II vom Jahre 1230, durch welches namentlich das Institut der Mundmannen verboten und ungerechte Zölle abgeschafft wurden. Dieses Fortschreiten zur Autonomie indes drängte die herzogliche Gewalt aus der Stadt allmählich hinaus, und so mußte es dahin kommen, daß Bayern, anstatt aus sich herauszuwachsen, in sich hineinwuchs. Das wäre nun kein Fehler gewesen, wenn man die Stunde der Erlösung nicht ungenützt vorüberstreichen ließ, aber gerade darin, daß dies, wie wir sehen werden, nicht geschah, erkennen wir die Bedenklichkeit dieser kontinentalen Entwicklung in Bayern. Das Volk gab die Initiative an andere ab, zu früh ging ihm die offensive Kraft seiner Jugend verloren, und wir stoßen schon in der Zeit Ottos II auf Dinge, welche uns geradezu in Erstaunen setzen. Trotzdem nach Ottos II Abgang das herzogliche Territorium fast den dreifachen Umfang erreicht hatte, als es unter dem ersten Wittelsbacher besaß, hören wir einen Steiermärker über die politische Kraftlosigkeit der Bayern höhnen, deren Herzog sich von dem Chronisten die Bezeichnung eines „weibischen Charakters" gefallen lassen muß. Und doch ist dieser Herzog der Enkel jenes Wittelsbachers, der einst die offensive Politik Friedrichs I in Italien zugleich mit jenem Rainald unbedingt als erster Führer vertrat. Und doch ist dieser Herzog der Sohn jenes Ludwig, der gewiß nicht wegen allzu großer Traumseligkeit gewaltsam auf die Seite geschafft wurde, sondern gerade wegen seiner Rührigkeit und seiner aggressiv-weitsichtigen Pläne. Von dem Hasse der Bayern gegen die Schwaben nach der Ermordung Herzog Ludwigs hörten wir und wir erkennen aus alledem, daß die sonderheitliche Denkart bereits in einer Weise in den einzelnen Territorien entwickelt ist, wie wir das bisher nicht ahnten. Auch aus andern Umständen wird uns klar werden, daß die Entwicklung Bayerns nach außen an eine unüberwindbare Grenze gekommen ist. Hat dies auch zunächst keinen besonders gefährlichen Einfluß auf die allgemeine Fortentwicklung des Landes und Volkes, so kann es doch gefährlich werden für den Fall, daß die Zeit der inneren Arbeit unverhältnismäßig und bis zur Ermüdung ausgedehnt und dadurch eine geistige und politische Stagnation hervorgerufen wird, welche Bayern an dem frischen Wettbewerb mit dem übrigen Deutschland verhindert. Daß wir diese Befürchtung hier aussprechen, rührt daher, weil es uns bedünkt, daß Bayern zur Zeit des dritten Wittelsbachers am Scheidewege angelangt ist, weil wir ferner in dem bayerischen Volkscharakter, wie wir ihn bisher erkannten, jene lokale Einseitigkeit bereits in einem Maße entdecken, daß wir die Frage aufwerfen: „Ist noch aggressive Kraft genug vorhanden, die kontinentale Ummauerung mit gewaltigem Vorstoße zu durchbrechen?

Nach der Gefangennahme König Heinrichs war ein Teil seiner Anhänger nach Oesterreich geflohen zu dem Schwager des Königs. Des Kaisers nächstes Ziel aber war die Unterwerfung der Lombarden. So übertrug er in Augsburg im Juni 1236 die Vollstreckung der über Friedrich von Oesterreich verhängten Acht dem König von Böhmen, dem Herzog von Bayern, dem Markgrafen von Brandenburg und den Bischöfen von Bamberg und Passau. Er selbst zog nach Italien hinab, gewann im August durch Ezelin von Romano Verona und erstürmte am 1. November Vicenza.

Die Exekutoren waren indessen von drei Seiten über Oesterreich hergefallen. Das Land schien der Preis zu werden, in welchen sich die Sieger teilen würden. Mit dem Herzoge Otto zog der Bischof von Passau; beide konnten jedoch Linz nicht nehmen. Erst als sich der Böhme mit ihnen verband, ging es voran, und auch Wien fiel in die Hand der Sieger. Herzog Friedrich hielt sich hinter den Mauern von Wiener-Neustadt und machte im Bunde mit Graf Albert von Bogen noch einmal einen glücklichen Ausfall.

Da kam der Kaiser aus Italien zurück und nahm das eroberte Herzogtum Oesterreich mit Steiermark ans Reich. Wien wurde zur Reichsstadt erhoben und im Februar 1237 die Wahl des zehnjährigen Konrad zum deutschen König durchgesetzt. Dieses Vorgehen



Am Hofe Friedrichs II zu Palermo.

schien den Exekutoren bedenklich, denn nur zu deutlich mußte es allen werden, daß Friedrich sich ihrer in diesem Falle vollkommen als Reichsbeamten bedient hatte. Der Wittelsbacher machte zuerst seinen Frieden mit den Bischöfen von Regensburg, Salzburg und Freising, mit denen er immer noch im Hader lag. Dann kam es zu einer Verständigung mit dem Babenberger, und Otto bewirkte dann weiter ein Einverständnis des Babenbergers mit dem Böhmenkönig (7. März 1238). Die kaiserliche Machtfülle schien ihnen wohl zu gefährlich. — Zum Reichsverweser hatte Friedrich II, als er im September 1237 wieder nach Italien hinabzog, den Erzbischof Siegfried III von Mainz ernannt, während er Gottfried von Hohenlohe zum Pfleger des jungen Königs bestellte. Mit dem Reichsverweser geriet Otto in dieser Zeit wegen des Klosters Lorsch und der Burg Starkenberg in Fehde, und Kaiser und Papst traten für das Recht des Wittelsbachers ein. Man erkennt das Bestreben Friedrichs II, das Gleichgewicht unter den Rivalen zu erhalten.

In der Lombardei schien der Kaiser sein Ziel zu erreichen. Am 27. November 1237 schlug er die Mailänder in der berühmten Schlacht von Cortenuova; bis auf Mailand, Alessandria, Brescia und Piacenza gelang ihm im folgenden Jahre die volle Unterwerfung der Lombarden. Seine Vikare und Kapitane traten in die Verwaltung und Rechtspflege der Städte ein, zwei Generalvikariate umfaßten die ganze Lombardei. Die deutsche Ministerialität blieb diesem Lande jetzt vollkommen fern, nur einheimische und apulische Adelige traten in die neu geschaffenen Aemter.

Alle diese Fortschritte aber mußten bei der Kurie gewaltige Aufregung hervorrufen. Die staufische Verwaltung umklammerte den Kirchenstaat wieder von allen Seiten, und Gregor IX setzte nun den Hebel da an, wo er seit alter Zeit niemals versagt hatte. Im Spätsommer hatte Friedrich II von der Belagerung Brescias nach großen Verlusten Abstand nehmen müssen. Das kam einer Niederlage gleich. Gregor schritt vorwärts. Am 30. November 1238 schloß er mit Venedig und Genua zu Rom ein Bündnis gegen den Kaiser auf neun Jahre. Am 20. März 1239, dem Palmsonntage, verhing er über Friedrich II den Bann; im Juni war es klar, daß nur der Sturz des Kaisers und seines Hauses dem Papsttum noch genügen würde.

Das war nur zu erreichen, wenn die deutschen Fürsten, wie so oftmals vordem, mit dem Papste gemeinsame Sache machen würden. Am bayerischen Hofe weilte seit 1237 Albert Beheim von Kager, der in der Passauer Kirche zum Range des Erzdiakons emporgestiegen war. Dieser Mann stand in dem Leben seiner Zeit. Fanatisch, herrschsüchtig, selbstsüchtig, gewissenlos — ein Beispiel jener berüchtigten Sorte von Priestern, wie wir sie nunmehr öfters antreffen werden — steht er vor uns als eine der ersten Blüten jener kirchlichen Entwicklungsepoche, die in allen ihren Erzeugnissen den offenbaren Verfall des kirchlichen Lebens nur zu deutlich verrät. Von Rom geschickt, die Entscheidung zu treffen in dem Streite des Herzogs mit dem Bischofe von Freising, hob er den Bann, den dieser über Otto verhängt hatte, sofort auf und sprach dann über den Bischof selbst die Exkommunikation aus. Die bayerische Kirche aber wollte von diesem Banne nichts wissen, und so flogen die Banndekrete von der Landshuter Burg hinab nach allen Windesrichtungen. Kurz vor der Bannung Friedrichs II durch den Papst verkündigte dieser, daß ohne seinen Befehl ein Bann über den Wittelsbacher überhaupt nicht mehr verhängt werden dürfe (9. Februar 1239). Otto sollte, wenn er nicht schon gewonnen war, der päpstlichen Partei gegen den Kaiser gewonnen werden. Und das gelang, aber nicht mehr.

Es ist klar, daß die bayerischen Bischöfe von selbst auf die gegnerische Seite gedrängt worden wären, auch wenn der deutsche Episkopat nicht allgemein an der Sache des Kaisers festgehalten hätte. Bei den Kirchenfürsten verfingen die Lockungen und Drohungen Albert Beheims absolut nicht. Sie hielten an der Seite des Kaisers aus, der sich nach erfolgter Exkommunikation betreffs der Beschwerden und maßlosen Anklagen Gregors auf ein Konzil berufen hatte. In Bayern aber war die Stellung des Episkopats insofern eine weit unangenehmere, als der Abfall des Herzogs offenbar war, und dieser nun sein dynastisches Streben hinter den Befehlen des Papstes verbergen konnte. Darum sehen wir auch schon sofort im März 1239 die Bischöfe von Salzburg, Passau und

Freising von Padua aus den Papst um Mäßigung und Umkehr ersuchen. Umsonst! Albert ruhte nicht. Dem von Konrad IV im Juni 1239 zu Eger abgehaltenen Reichstag setzte der Bayernherzog eine Zusammenkunft mit dem Könige von Böhmen in Elnbogen entgegen. Beschlossen diese beiden hier unter Alberts Einfluß den Dänenprinzen Abel als Gegenkönig aufzustellen, so ging im Auftrag der übrigen Fürsten der Deutschordensmeister Konrad, der Bruder Heinrich Raspes von Thüringen, nach Italien, zwischen



Kaiser Friedrich II schlägt die Mailänder in der berühmten Schlacht bei Cortenuova.

Kaiser und Papst zu vermitteln. Auf beiden Seiten wurde kein Erfolg erzielt. War das bayerisch-böhmische Bündnis durch den Beitritt des Babenbergers ein in sich vollkommen unnatürliches geworden, und ließ dieser, nachdem er sein Land mit der Hilfe seiner Bundesgenossen vollkommen wiedergewonnen hatte, dieselben auch sofort wieder im Stich, indem er noch im Dezember 1239 seinen Frieden mit dem Kaiser machte, so scheiterten auch alle Vermittlungsversuche an der Hartnäckigkeit des greisen Papstes. Der Hochmeister Konrad starb im Juli 1240.

Friedrich II beschloß, den Kirchenstaat zu erobern. Sein natürlicher Sohn Enzio, der König von Sardinien, wurde im Juli 1239 zum Generallegaten für Italien ernannt, und wenn auch in der Lombardei die Erfolge der Staufer ins Stocken gerieten, so drangen sie doch in Mittelitalien siegreich vor. Tuscien erkannte den Kaiser an und erhielt einen Generalkapitän. Anfang 1240 überschritt Friedrich die Grenzen des Kirchenstaates. Das Herzogtum Spoleto und die Mark Ancona fielen ihm zu; Viterbo öffnete die Thore, selbst in Rom wankte die Herrschaft des Papstes. Da kam es auch hier zum Stillstand. Gregor entflammte durch eine feierliche Prozession am 22. Februar 1240 die Römer zum Widerstand und der Kaiser mußte finanzieller Schwierigkeiten wegen nach Apulien eilen. Italien sollte eine einheitliche Organisation erhalten. Des Kaisers Pläne aber riefen den äußersten Widerstand der Kurie wach, der Kampf auf Leben und Tod begann.

Die feste Haltung des deutschen Episkopates wirkte auf die renitente Haltung der südöstlichen Fürsten zurück. Im April 1240 sammelten sich die bayerischen Großen in Straubing. Bezeichnend für diese Zusammenkunft und die Stellung des Herzogs in Bayern ist, daß dieser nur die weltlichen Herren zu einem Hoftag lud, während der Erzbischof von Salzburg die Geistlichkeit zu einer Synode berief. Hoftag und Synode fielen dann zusammen. Im Sommer 1240 erfolgte der Uebertritt König Wenzels von Böhmen zur kaiserlichen Partei. Otto stand allein, und Albert Beheim erging sich in Klagen an den Papst: die deutschen Bischöfe seien fast ohne Ausnahme nicht gesonnen, den Bannspruch des Papstes zu verkünden. Wenn Otto jetzt nicht einlenkte, konnte er in dieselbe Lage geraten, in welcher vor einigen Jahren sein österreichischer Nachbar gewesen, denn schon rüstete sich König Konrad zum Kriege, und das Regensburger Domkapitel versprach seinen Beistand. Otto brach nach Regensburg auf und machte der Stadt Zugeständnisse, Zugeständnisse erhielt in dieser Zeit ebenso Bischof Konrad von Freising — empfindliche Stöße für die oberherrliche Macht des Herzogs.

Von der Wahl des Dänenprinzen war nicht mehr die Rede. Außer Otto von Bayern fand sich kaum einer, der gegen Friedrich hätte wählen mögen. Die Beeinflussung der Wahlfürsten war also unmöglich, und da that die Kurie den letzten Schritt: sie sah nicht nur von der Nationalität ab, sondern behauptete auch die Berechtigung zu haben, die Kaiserkrone, wem sie wolle, zu verleihen. Und eben unser Otto verleugnete sein Wahlrecht vollkommen und stimmte der Kurie zu. Albert Beheim schrieb über dieses „große Geheimnis“ an den Papst, er habe dem Herzog klar gemacht, daß sowohl er, wie seine Mitwähler ihr Recht verwirkt hätten, weil sie in der „gesetzmäßigen Zeit“ sich desselben nicht bedient hätten, und die römische Kirche nicht länger warten könne; dieselbe dürfe sich vielmehr nun nach einem anderen in Frankreich, der Lombardei oder sonstwo umsehen, um denselben zum König, zum Patricius oder auch zum Vogt zu ernennen, ohne die Deutschen zu fragen; infolgedessen könne das Kaisertum an eine andere Nation kommen. Auf dieses alles habe der Herzog ruhig und gerade heraus erwidert: „daß doch unser Herr Papst das schon gethan hätte! Für diesen Fall möchte ich wohl auf meine beiden Stimmen verzichten, auf die pfälzische, wie auf die herzogliche, und der Kirche darüber für mich und meine Erben eine öffentliche Urkunde ausstellen.“ Wenn man an die mit einem Rechte verbundenen Pflichten erinnert wird, kann manchmal auch ein Recht dem Träger desselben sehr lästig werden. Albert aber hatte den bayerischen Herzog in seiner Hand, und das fanatische Drängen des Erzdiakons hatte den widerstandslosen Mann in die traurige Lage gebracht, sich allein gegen eine Welt von Feinden verteidigen zu müssen. Kaiser, König, Bischöfe, Fürsten und Städte standen gegen den einen Herzog, der kein Mittel zu seiner Rettung besaß, als den problematischen Schutz der Kurie. Man hat des Herzogs Verhalten als „undeutsch“ bezeichnet, aber das Gegenteil davon, die deutsche Gesinnung wird wohl schwerlich bei vielen damals bewußter Besitz gewesen sein. Die Politik des reinen Egoismus äußerte sich allenthalben, sowohl in den gesunden, wie in den kranken Teilen des deutschen Lebens, und auffällig ist nur der eine Umstand, daß bei dem „jungen“ Geschlechte der Wittelsbacher sich diese Zeitkrankheit in einem Anfalle greisenhafter Resignation äußerte, der Resignation auf ein so

wesentliches Recht, wie es das Wahlrecht der deutschen Fürsten war. Der Mann war nicht dazu geschaffen, die Ummauerung Bayerns zu durchbrechen und dem Volke seine offensive Kraft wiederzuerwecken. Und das sollte für Bayern verhängnisvoll werden.

In dieser traurigen Zeit, da eben Kaiser Friedrich den Herzog hatte mahnen müssen, sich zu besinnen, durch wen die Wittelsbacher zu ihrer Stellung gekommen seien, rettete ein Ereignis den Herzog aus seiner verzweifelten Lage, das ganz Europa in Aufregung und Furcht versetzte. Die Horden Batus, des Mongolenfürsten, pochten an die erbebenden Pforten des Westens. 1238 war Moskau gefallen, Ende 1240 Kiew erobert worden, anfangs 1241 drangen die gelben Söhne Asiens in Polen ein und gewannen Krakau, die Karpathen wurden überschritten, Ungarn fiel ihnen zu, König Bela flüchtete nach Oesterreich. Aller Blicke wandten sich nach Osten.



Siegfried von Eppstein, Erzbischof von Mainz. Denkmal im Dom zu Mainz.

Und der Kaiser? Der Papst? Dachten sie an Frieden? — Nein, die Tartaren waren von Italien noch ziemlich weit, und Friedrich II durfte hoffen, in kürzester Zeit mit seinen römischen Feinden fertig zu sein. Der Papst hatte ein Konzil berufen. Der Kaiser suchte das zu vereiteln, denn nur seine Feinde oder zweifelhafte Leute würden jetzt nach Rom gehen. Im Februar 1241 rüstete er seine Schiffe, im März gingen Reiter und Fußvolk zum Schutze der Küsten ab, gen Pisa stach die Flotte in See; im April ward Benevent zur Uebergabe gezwungen, und Faenza fiel nach achtmonatlicher Belagerung; am 3. Mai erfolgte der Zusammenstoß der vereinten sicilianischen und pisanischen Flotte mit der genuesischen. Der Sieg der Kaiserlichen war vollständig. Ueber hundert Prälaten wurden gefangen, das Konzil war unmöglich. Am 9. April aber erlagen auch die schlesischen Herzoge bei Liegnitz der Uebermacht der Tartaren. Der Kaiser eilte weiter gegen Campanien und Rom, während er seinem Sohne die Verteidigung Deutschlands übertrug. Gregor rief gegen den Siegreichen die Hilfe Frankreichs an und bot dem Kapetinger die Kaiserkrone. Umsonst! Keine Hilfe weit und breit — nur der Fanatismus der Bettelorden arbeitete als treuer Bundesgenosse des Papsttums an der Umkehr der Völker. Da starb Gregor IX am 21. August 1241.

Nachdem Cölestin IV bereits einen Monat nach seiner Wahl gestorben war, blieb die Kirche fast zwei Jahre lang ohne Führer. Hatte die Kunde von dem Andringen der Mongolen den Herzog von Bayern wieder an das gemeinsame Interesse der Deutschen erinnert, ließ er infolgedessen seinen bisherigen Schützling Albert Beheim fallen, der ihm den Weg zur Verständigung mit den Bischöfen und Fürsten bisher versperrt hatte, so schritt er nun, wenn auch oftmals zögernd, auf diesem Wege fort, der ihn unfehlbar auch dem Kaiser wieder nahe bringen mußte.

Blicken wir auf die inneren Verhältnisse in Deutschland, so haben wir ein positives, stetiges Wachstum nur nach einer Seite zu verzeichnen, während nach allen übrigen ein fortgesetztes Schwanken und Wanken bemerkbar ist. Am Hofe Friedrichs treten die alten kirchlichen Ratgeber nach dem Tode Hermanns von Salza (1239) zurück. Der Kaiser weist die neuen Orden aus seinem italischen Reiche. Die reine Staatsraison erhält das



Ludwig IX von Frankreich. Miniatur aus St. Denis.

Uebergewicht, und mit ihr steigert sich die imperialistische Tendenz ins Maßlose. Am deutschen Hofe verschwinden nach und nach die großen Hofämter. Den Reichsstädten gegenüber bewahrt Friedrich seine zurückhaltende und schützende Stellung, auf die Fortentwicklung der Bischofsstädte hatten die Beschlüsse von Ravenna keinen Einfluß. Stetig und fest vollzieht sich die Umgestaltung der innerstädtischen Verhältnisse, die Sonderung der Kaufleute vom Handwerk und diesem gegenüber, das sich in Zünfte verband, die Ausbildung der Bürgerschaft aus den alten grundbesitzenden und ratsfähigen städtischen Familien. Der Stadtpatriziat tritt am Schlusse dieser Entwicklung als das feste Resultat derselben den zünftigen Handwerkern und Bauern gegenüber hervor. Das Kapital macht seine Bedeutung in immer weiteren Kreisen auch der ländlichen Bevölkerung geltend, und trotz aller Verbote bleibt es bei der Zunahme des Pfahlbürgertums. Die fürstlichen Landstädte haben dieser Entwicklung gegenüber einen schweren Stand. Vermehrung der Bauernzinsen und Anlage von Zöllen sollten den fehlenden Eingang der landesherrlichen Kassen ersetzen. Die Burgen des Adels sinken vollkommen zu Zufluchtsstätten der Wegelagerer und Räuber herab, denn in diesem ganzen System, wie es sich jetzt entwickelte, fand sich keine Stelle mehr für Ministerialen und Vasallen.

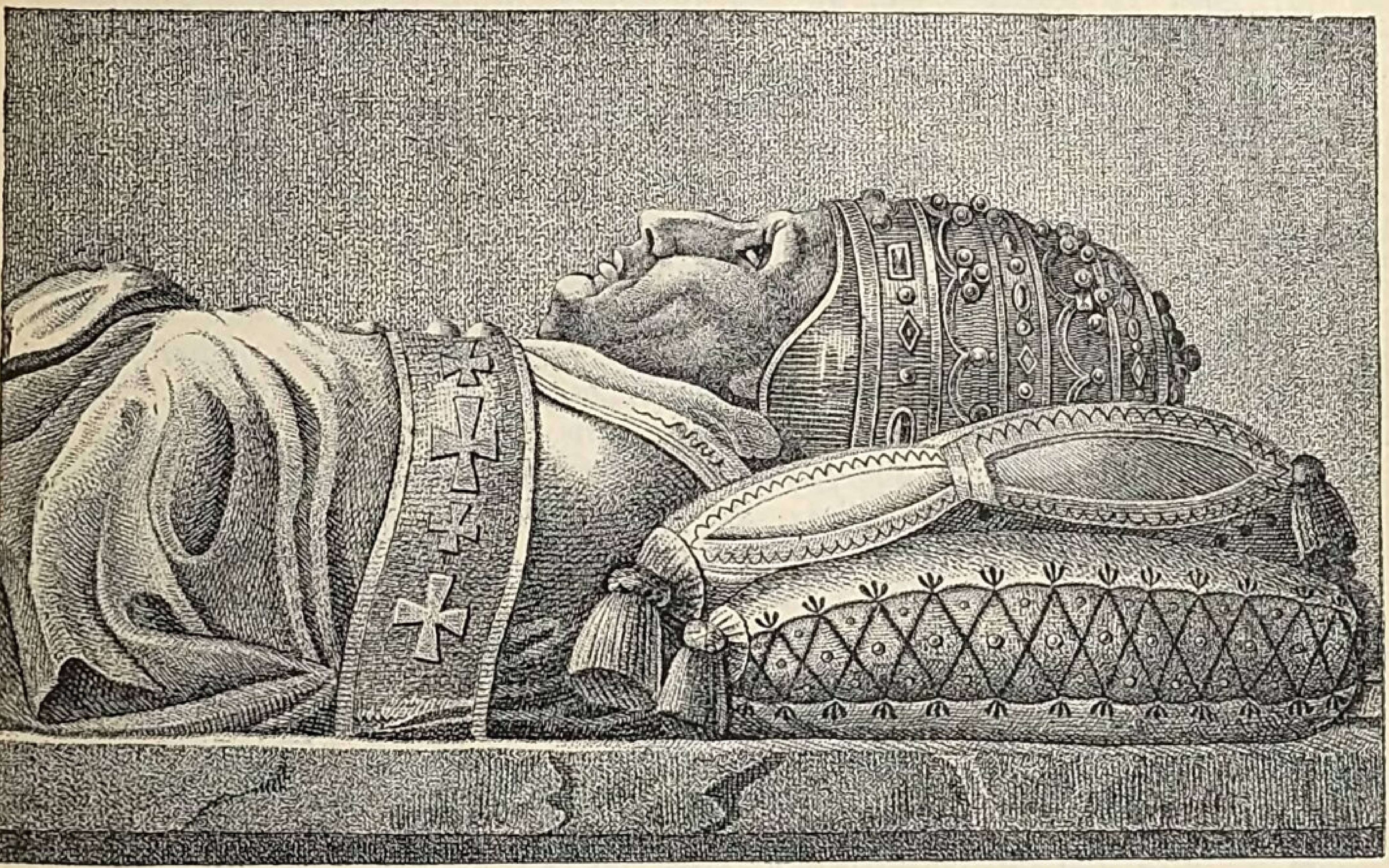
Die Schwenkung in der kaiserlichen Politik wurde immer offenbarer, einerseits in ihrem energischen Vorgehen gegen Rom und der damit zusammenhängenden Steigerung der imperialistischen Tendenz, andererseits in dem frohen Anschluß der Reichs- und Bischofsstädte an dieselbe. Die Bischöfe horchten auf, und noch vor dem Tode Gregors IX kam es zwischen den Erzbischöfen von Mainz und Köln, Siegfried III von Eppstein und Konrad von Hochstaden, zu einem Einverständnis, welches beide zu gemeinsamem Handeln und gegenseitiger Unterstützung verpflichtete. Es geschah das ungefähr um dieselbe Zeit, als Otto von Bayern von seinem kirchlichen Eifer abzulassen begann. Friedrich II war zur Stelle. Im März oder April 1242 erschien er in Deutschland, und nun vollzog sich die Schwenkung vollkommen Siegfried von Mainz verlor die Reichsverweserschaft, welche dem Landgrafen Heinrich Raspe von Thüringen und dem Könige Wenzel von Böhmen übertragen wurde. Der Laienadel und die Reichsministerialität erschienen wieder am Hofe Konrads IV. Reichs- und Bischofsstädte erhielten mannigfache Vergünstigungen. Bald darauf suchte der Kaiser auch im Südosten des Reichs wieder festen Fuß zu fassen. Hier hatten die lokalen Gegensätze eine Schärfe angenommen, welche durch nichts zu beseitigen schien. Der Oesterreicher verstieß um die Mitte des Jahres 1243 seine Gemahlin Agnes von Meran und bewarb sich um eine bayerische Prinzessin. Gegen Ende des Jahres aber warb der Kaiser um die Hand Gertruds, der Nichte des Oesterreichers. Das bayerisch-österreichische Bündnis ging in die Brüche, als das staufisch-österreichische sich der Verwirklichung näherte. Oesterreich-Steyermark sollte ein Königreich werden, und Friedrich von Oesterreich ließ seine bayerischen Heiratspläne fallen. Während hier die lokalen Interessen das Uebergewicht behielten und neue Kämpfe erweckten, hatte draußen im Reiche der kolossale Kampf begonnen, in dem das Geschlecht der Staufer sich den Tod holen sollte.

Ludwig IX von Frankreich drängte auf eine neue Papstwahl. Im anderen Falle würde eine solche Wahl von den französischen Prälaten besorgt werden. Wir erkennen, wie alle bisherigen Verhältnisse ins Schwanken gerieten. Am 25. Juni 1243 wurde zu Anagni der Kardinalpriester Sinibald Fiesko, Graf von Lavagna, zum Papst gewählt und am 28. Juni als Innocenz IV geweiht.

Was man gehofft hatte, es werde dem Neugewählten gelingen, den Frieden herzustellen, ging nicht in Erfüllung. War es bei Gregor die Starrheit des Alters, so bei Innocenz IV diejenige der juristischen Formel, an welcher der Friede scheiterte. Innocenz, ein Schüler der Universität Bologna, galt als einer der besten Kanonisten seiner Zeit. Nach einigen Versuchen von Unterhandlungen, die schließlich zu einer persönlichen

Zusammenkunft des Kaisers mit dem Papste in Narni führen sollten, bog dieser plötzlich ab, bestieg am 29. Juni 1244 die in Civita vecchia bereit gehaltenen genuesischen Fahrzeuge, um über Genua nach Frankreich zu fliehen.

Innocenz IV hoffte auf die Hilfe des französischen Königs. Der aber war eine tief religiöse Natur, ein Romantiker der Kreuzzugsepoche, und erkannte, daß das päpstliche Streben mit der Religion sehr wenig Berührungspunkte hatte. So lehnte er die Aufnahme des Papstes in Frankreich ab, und dieser begab sich nach Lyon. Ein Konzil wurde auf Johanni 1245 berufen. Zahlreich strömten die Vertreter der Kirche herbei, nur aus Deutschland kamen wenige. Köln und Mainz hatten sich jedoch bereits mit dem Papste geeinigt, für den Fall der Absetzung Friedrichs eine Neuwahl zu betreiben. Der Mainzer erschien nun auch in Lyon und in seiner Begleitung Albert Beheim, sein ehemaliger Gegner. Die Anschauungsweise und Stimmung der Kurie erklären ihr Vorgehen. Hatte man bisher immer noch einen Schein des Rechtes zu wahren gesucht, jetzt



Innocenz IV.

ward auch das aufgegeben. Der Kaiser wurde abgesetzt. Am 17. Juli 1245 las Innocenz das diesbezügliche Urteil den Versammelten vor. Die Aufforderung zur Neuwahl an die deutschen Fürsten war damit verbunden. Das Ausland erteilte Deutschland diesen Befehl. Das konnte nur geschehen, nachdem das natürliche Gefühl der Zusammengehörigkeit so vollkommen in Deutschland „überwunden" war, wie wir das bei Otto von Bayern erkannten.

Der Urteilsspruch von Lyon bedeutete für den Kaiser die Kriegserklärung. Der Kampf begann auf Leben und Tod. Sehen wir nach den Mitteln beider Kämpfer, so stehen auf der Seite des Kaisers die alten und neuen Institutionen und wohl berechneten Kräfte des Kaisertums. Diese aber sind vollkommen durchsetzt von einer gärenden Masse, über welche das Papsttum durch die Macht der Bettelorden wenn auch nicht die Leitung, so doch deren Nutznießung gewinnt. So dürfen wir kaum behaupten, daß die städtischen Bevölkerungen auf der Seite des Kaisers standen; einem großen Bruchteile derselben mochten die feurigen Reden der Predigermönche viel verlockender erscheinen, so namentlich jenen Massen, denen die Privilegien Friedrichs nicht direkt und in erster Linie zugute kamen. Auf die geistig Entwickelteren aber konnten hinwiederum die litterarischen

Bestrebungen der Dominikaner nicht ohne Einfluß bleiben, und so dürfen wir wohl sagen: während der Kaiser die Verbindung mit der Zeitströmung suchte und derselben von der materiellen Interessenseite nahe zu kommen suchte, besaß das Papsttum diese Verbindung eben in dem idealen Bande, welches durch die Arbeit der Bettelmönche um die religionsbedürftigen Teile der städtischen und ländlichen Bevölkerung geschlungen war. Der innere Geist der deutschen Verfassung, welcher den ersten Staufern ihre Stellung und imposanten Siege noch ermöglicht hatte, war gebrochen, und die Flamme des Egoismus loderte hoch empor zugleich mit jener Flamme der Sehnsucht nach einer besseren Welt. Für beide hatte das Papsttum seine Mittel. Den Egoismus brachte es durch Bestechungen, die Sehnsucht durch mystische Versprechungen in seinen Dienst, und gegen diese Mittel versagte die tote Logik des staufischen Systems. Das bisher mühsam erhaltene Gleichgewicht war gestört und ließ sich nicht wiederherstellen.

Hatte im Jahre 1235 die bischöfliche Partei einen vollkommenen Sieg errungen, und war namentlich die Ritterschaft aus dem lebendigen Verbande des deutschen Verwaltungslebens durch jene hinausgeschoben worden, so sehen wir nun diese alten Feinde sich zur Wahl eines Gegenkönigs die Hand reichen, als Friedrich II sich dem deutschen Laienfürstentum und den Städten mit aller Entschiedenheit zuwandte. Am 22. Mai 1246 wurde Heinrich Raspe von Thüringen zu Hochheim zum Gegenkönig erwählt. Die drei rheinischen Erzbischöfe hatten diese Wahl ins Werk gesetzt. Aber viel fehlte, daß dieses Vorgehen die unbedingte Billigung ihrer Amtsgenossen gefunden hätte. Eberhard von Salzburg war am 4. Dezember 1245 im Banne gestorben. Noch im Juni, als in Lyon das Konzil bereits tagte, war er mit seinen Suffraganen am Hofe des Kaisers in Verona gewesen. Damals weilten ebenso die Herzoge von Oesterreich, Meran und Kärnten am kaiserlichen Hofe. Wir hörten von der Absicht des Kaisers, sich mit der Nichte des Oesterreichers zu vermählen. Dieses Vorhaben hatte Otto von Bayern auf seiner Bahn zum Kaiser einhalten lassen, und Zerwürfnisse mit dem Oesterreicher waren die Folge davon. Jetzt änderte sich das alles. Herzog Friedrich bot seine Nichte Gertrud dem böhmischen Königssohne Wladislaw, der Kaiser aber warb bei Otto für seinen Sohn Konrad um die Hand Elisabeths. Das Bündnis des Staufers mit dem Wittelsbacher wurde fest, und schon am 1. September 1245 befahl Innocenz, den Bayernherzog zu bannen.

Diese Abschwenkung Ottos trieb natürlich seine Gegner auf die andere Seite. Siegfried von Regensburg ließ sich von Albert Beheim absolvieren, Konrad von Freising holte sich die Absolution in Lyon, wohin er im Auftrage des Kaisers gegangen war. Zu gleicher Zeit gewann Herzog Otto gegen Oesterreich einige Erfolge, während Otto von Meran seinen Bund mit dem Kaiser löste und sich der päpstlichen Partei anschloß.

In Otto besitzen wir ein wunderbares Beispiel jener vom religiösen Zeitgeiste und dem Egoismus der Zeit geschüttelten Naturen. Nicht ohne umzuschauen vermochte er den Schritt zum Kaiser zu thun. Noch einmal wandte er sich um Rat an seinen alten Freund Albert Beheim, und der stand denn auch nicht an, ihm mit impertinenter Naivetät die Schacherkunst der Kurie vor Augen zu führen. Wenn der Herzog die Verlobung seiner Tochter mit Konrad rückgängig machen wolle, so werde er (Albert) dafür sorgen, daß auch der Papst dieselbe für ungültig erkläre, und wenn dies geschehen, werde der Papst ebenso für eine noch bessere Verehelichung der Wittelsbacherin Sorge tragen, die Eintracht zwischen dem Herzoge und dem Könige Heinrich Raspe herstellen und jeden Bannspruch von Otto nehmen. — Eine zweite Möglichkeit sei, daß der Papst auf Wunsch des Herzogs die Ehe seiner Tochter mit Konrad bestätige. Wieder wollte Albert dann dafür sorgen, daß der Papst den Herzog und seine Länder, wie jenen Konrad unter seinen besonderen Schutz nehme und ihm das Reich Sicilien und Jerusalem überlasse, damit er es zur Ehre Gottes besitze und dort ruhig und friedlich herrsche. Als Gegenleistung wird für diesen Fall nur verlangt, daß der Sohn den Vater gänzlich verlasse, „wie einen Ketzer und Verdammten“, denn der Papst will auf alle Weise das Imperium dem neuerwählen Könige erhalten, „von welchem Vorhaben er nicht ablassen wird, sollten auch die Sterne vom Himmel fallen, und die Ströme sich in Blut verwandeln!“

Otto scheint nun begriffen zu haben, daß die ganze Angelegenheit von der Kurie als „Geschäft" betrachtet wurde, und gerade über seine etwaigen religiösen Bedenken mußte ihm Alberts cynische Offenheit am besten hinweghelfen. Die Ehe Elisabeths mit dem Könige Konrad IV wurde vollzogen, trotzdem nach Alberts Ausspruch Engel und Erzengel nicht imstande sein würden, diese Wahl zu einer heilbringenden zu machen (September 1246).

Die Lage des Bayernherzogs war keine beneidenswerte, denn rivalisierend stand nun der Böhmenkönig da, als am 15. Juni der Babenberger im Kampfe gegen Bela von Ungarn gefallen war. Prinz Wladislaw hatte die Oesterreicherin Gertrud geheiratet und damit einen gewissen Anspruch auf die österreichisch-steierische Erbschaft gewonnen. Dazu hatte eben am 5. August Konrad IV bei Frankfurt eine Niederlage durch Heinrich Raspe erlitten, und als dieser nun seine Kräfte gegen Schwaben wendete, fielen ihm die ritterlichen Massen des niederen Adels, der Staufer alte Stütze zu. Vor Ulm kam dann allerdings der Siegeslauf des Gegenkönigs jäh zum Stehen. Er wurde bei der Belagerung verwundet und starb auf der Wartburg am 17. Februar 1247.

Zum 24. Juni 1247 ließ der Kaiser in Deutschland einen Hoftag ansagen. Er hatte die Absicht, über Lyon nach Deutschland zu gehen, zuerst einen letzten Versuch zu machen, den Papst zum Frieden zu bewegen, dann in Deutschland die Verhältnisse zu ordnen. Da erfolgte der Abfall Parmas. Am Fuße der Alpen kehrte Friedrich II um, den Abfall zu rächen. Aber hier vor Parma traf ihn der erste verderbende Schlag des Schicksals. Die Pfade, welche Friedrich wandelte, waren unmöglich geworden. Er fühlte es. Seine Natur verlor das ruhige Gleichgewicht, und in unheimlichen Zuckungen sehen wir diesen Mann und mit ihm die Macht der Staufer verenden. Das staufische Prinzip, die Macht zu nehmen, wo sie sich findet, ohne Bedacht auf die wirkenden und lebendigen Kräfte der Völker, sie zu erhalten mit allen Mitteln, welche zu Gebote stehen, auch gegen das junge und zukunftsfrohe Leben, dieses im tiefsten Grunde rein egoistische und reaktionäre Prinzip brachte Friedrich II in eine Stellung, welche unhaltbar war. In Deutschland warb er um die Freundschaft der Städte, in Italien waren die Städte seine heftigsten Gegner.

Schon im Juli 1247 hatte die Belagerung Parmas begonnen. Immer enger zog sich der Kreis, immer verzweiflungsvoller wurde die Lage der Stadt, immer übermütiger aber auch die Siegeszuversicht der Belagerer. Da brach das Unglück herein. Das kaiserliche Heer erlitt im Februar 1248 eine vollständige Niederlage. Die neue Stadt Vittoria, welche Friedrich um Parma hatte anlegen lassen, wurde vernichtet, des Kaisers Krone und Siegel, eine unermeßliche Beute fiel den Feinden in die Hände, die edelsten Freunde und Berater des Staufers deckten das blutige Feld. Unvorsichtigkeit und Uebermut hatte alles dies verschuldet.

Bedenklich wurde es in der Nähe des Kaisers. Verschwörungen wurden angezettelt, und wo Friedrich die Beweise davon erhielt oder zu erhalten glaubte, schritt er mit fürchterlicher Strenge ein. In Fossalta wurde Enzio, sein natürlicher Sohn, im Mai 1249 von den Bolognesen gefangen genommen. Niemals sah der Vielbesungene und Betrauerte die Freiheit wieder. Der Kaiser ging vorwärts. Noch einmal raffte er in Apulien eine neue Streitmacht zusammen. Noch stand er unbezwungen, noch glaubte er an Sieg, als der Tod ihm das Scepter aus den Händen schlug. Friedrich II starb zu Fiorentino bei Foggia am 13. Dezember 1250.

In Deutschland hatten indes die Feinde der Staufer am 3. Oktober 1247 zu Neuß den zwanzigjährigen Grafen Wilhelm von Holland zum Könige gewählt. Die Wahl brachte in der Stellung der Parteien keine Aenderung hervor. Die Städte hielten am Kaiser fest, während die Ritterschaft dem Gegner zuströmte. Die Kräfte des Bayernherzogs wurden in der Heimat festgehalten. In der bayerischen Kirche gewannen die Päpstlichen die Oberhand. Der Tod Ottos von Meran (Juni 1248), des letzten Sprossen des Hauses Andechs, führte dem Wittelsbacher eine bedeutende Verstärkung seiner Hausmacht zu, während fast in der gleichen Zeit die Macht des Wasserburger Grafen Konrad von den Wittelsbachern gebrochen, und so den Päpstlichen ein kräftiger Rückhalt entzogen

wurde. Grafschaft und Eigengüter des Vertriebenen wurden von dem Herzog eingezogen, wodurch das herzogliche Gebiet abermals einen festeren inneren Halt und Zusammenhang

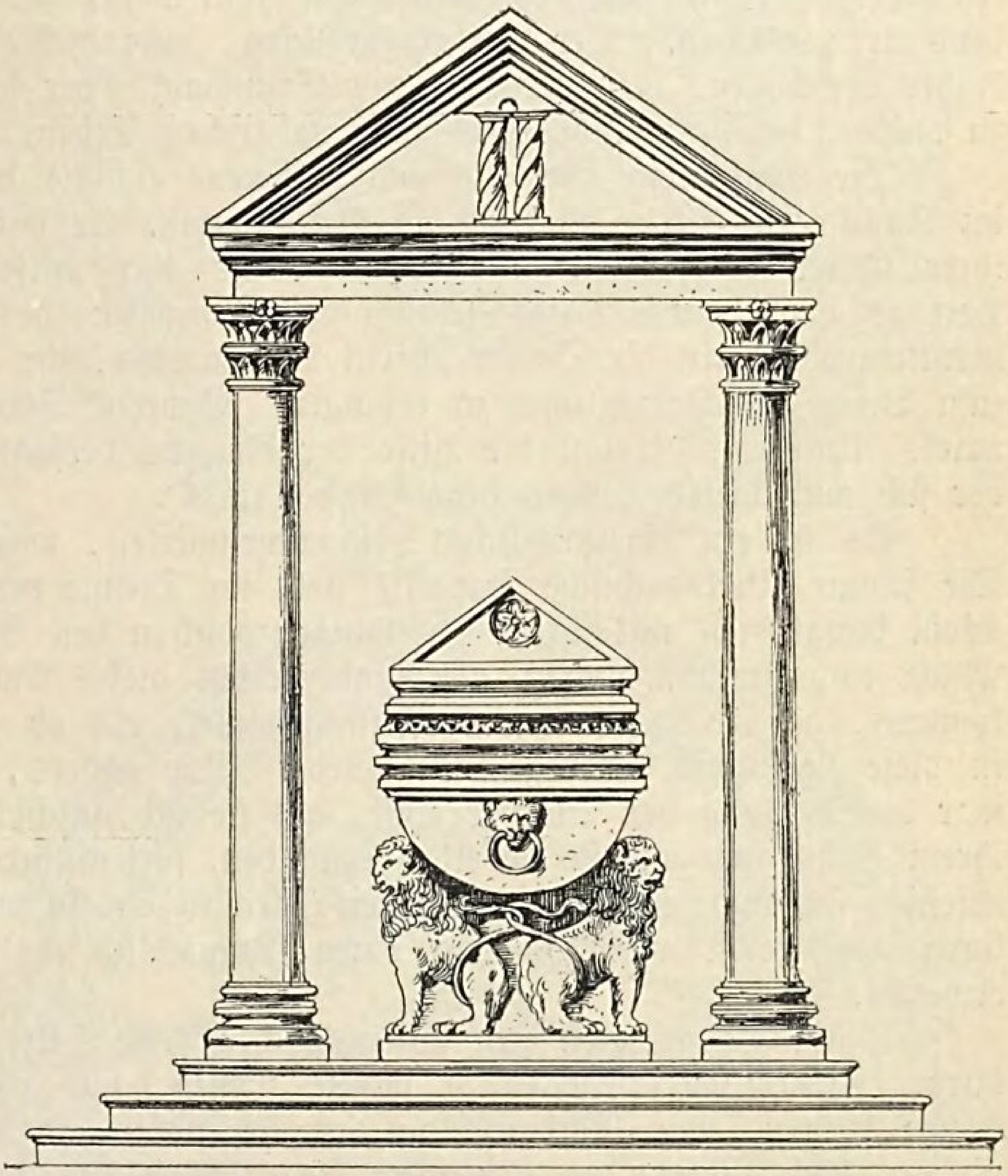


Tod Kaiser Friedrichs II. Von Alex. Zick.

gewann. Bedeutsam aber für die damaligen Zustände in Deutschland ist sowohl bei dem Tode des **Meraners** wie bei der Vertreibung des Wasserburgers die Thatsache, daß auch andere Grafen und Großen kecklich zugriffen und von der Beute nicht unbedeutende Stücke

für sich in Sicherheit brachten. Bei dieser allseitigen Konkurrenz ist es klar, daß man dem mächtigsten Konkurrenten nicht helfen wird, eine größere Aufgabe zu lösen und seine Macht vor allen anderen noch mehr zu verstärken, wenn sich eine solche Aufgabe bietet.

Und diese Gelegenheit war da. Oesterreich und Steiermark waren erledigt. Böhmen stand auf dem Sprunge, die Beute zu erwischen. Es läßt sich denken, daß auch Otto seine Blicke begehrend nach Osten schweifen ließ. Er suchte und fand den Rückhalt an den Staufern. Da erlosch das Anrecht Böhmens mit dem Tode Wladislaws, der Gertruds Gemahl gewesen. (Januar 1247.) Margaretha, die Witwe König Heinrichs und Schwester Herzog Friedrichs, wandte sich zugleich mit Gertrud, der Nichte des Herzogs, an den Papst, seinen Schiedsspruch zu fordern. Der bestimmte den Markgrafen Hermann von Baden der Gertrud zum Gemahl und setzte ihn im September 1248 als Herzog ein. Der Kaiser dagegen nahm Oesterreich und Steiermark als heimgefallene Lehen ans Reich zurück und ernannte Otto zum Reichsverweser für Oesterreich, den Grafen Meinhard von Görz zum Reichsverweser in Steiermark. Die Gelegenheit war für eine rücksichtslos entschlossene Natur, die alles wagt, um alles zu gewinnen, nicht ungünstig, allein Otto besaß diese Energie nicht. Er fühlte sich dieser Aufgabe nicht gewachsen. Zwar hat ein neuerer „Geschichtschreiber“ von dem edelmütigen Wittelsbacher, dem es eine leichte Aufgabe gewesen wäre, die ihm feindliche Partei mit Waffengewalt zu unterdrücken, eine patriotische Dichtung zusammengereimt, allein die einfache Betrachtung der thatsächlichen Verhältnisse widerlegt diese „rührende Geschichte“. Oesterreich selbst war von Parteien durchsetzt. Anarchie und Egoismus führten das Regiment. Im Osten standen die Ungarn und bewachten eifersüchtig das Werden in diesem Lande, im Norden die Böhmen, hinter beiden der Papst, der zugleich die bayerische Kirche zu seiner Verfügung gegen Otto hatte und eben damals (Februar 1249) dem Erzbischof Philipp von Salzburg den Befehl gab, den Bann über Otto zu erneuern. Zu dieser Macht gesellte sich als weltlicher Exekutor nunmehr Hermann von Baden, ein Neffe der Gemahlin des Bayernherzogs. Die dem Bayern feindliche Partei in Oesterreich hätte also der Bundesgenossen genug gefunden. Ottos Mittel gegen diese Mächte waren beschränkt. Der Rückhalt an den Staufern genügte wohl, ihm sein Land zu erhalten, nicht aber ein neues zu erwerben, denn eben dafür hatte ja Friedrich II wiederum einen Rückhalt an Otto zu gewinnen gehofft. Neben diesem und dem Mangel eigener Entschlossenheit würde dem Bayern zur Erwerbung Oesterreichs, wie ihm die Macht der bayerischen Kirche versagte, auch wohl ganz oder teilweise die Macht der bayerischen Großen versagt haben, denen es um die Machterhöhung ihres Herzogs nicht zu thun sein konnte. Und so wird wohl die Annahme gerechtfertigt erscheinen, daß Otto, nachdem er die Verhältnisse erkannt


Grabmal Friedrichs II im Dom zu Palermo.

hatte, seinem Neffen keine Schwierigkeiten bereitete, denn der mußte ihm von allen Bewerbern noch am annehmbarsten erscheinen.

Hermann von Baden aber starb bereits im Oktober 1250. Er hinterließ einen Sohn Friedrich, der dereinst des letzten Staufers Heer- und Leidgenosse zu werden bestimmt war. Oesterreich war wieder herrenlos, und wieder machte Otto einige vergebliche Anstrengungen, sich Anerkennung im Lande zu verschaffen. Der Tod Kaiser Friedrichs II trat hinzu, die Lage des Wittelsbachers noch bedenklicher zu gestalten. In seinem Testament hatte der Kaiser versucht, die Gegensätze auszugleichen. Er hatte bestimmt, daß der Kirche all das Ihrige zurückgegeben würde, wenn sie auch dem Reiche das Seinige wiedergäbe. Als Erben im Königreich und Kaiserreich hinterließ er Konrad, zum Herzoge von Oesterreich und Steiermark ward im Testamente Friedrich ernannt; der Sohn des abgesetzten Königs Heinrich und seiner österreichischen Gemahlin Margaretha. Es war ein letzter Versuch, ganz Oberdeutschland zum Schutz der staufischen Herrschaft in Deutschland zu vereinigen. Der Versuch mißlang, denn dieser Friedrich ist schon im folgenden Jahre verschollen. So verhallte das Grundmotiv der salischen Politik, ohne Gegenklang zu wecken, bei dem Aussterben ihrer politischen Erben, der Staufer.

Die Konkurrenz Bayerns und Böhmens endigte damit, daß Ottokar von Böhmen im Spätherbst 1251 Oesterreich in Besitz nahm. Er hatte den Bischöfen die Restauration ihrer Güter versprochen und erhielt dafür ihre Hilfe. Die Macht des bayerischen Herzogs ward durch dieses selbständige Vorgehen des Episkopates gelähmt. Ottokar heiratete obendrein die Oesterreicherin Margaretha, um so auch einen „rechtlichen" Titel zum Besitze des Herzogtums zu erlangen. Bayerns Streben wandte sich nun auf Steiermark. Umsonst! Selbst die Hilfe der Ungarn versagte gegen den mächtigen Böhmen, der sich auch dieses Landes bemächtigte (1254).

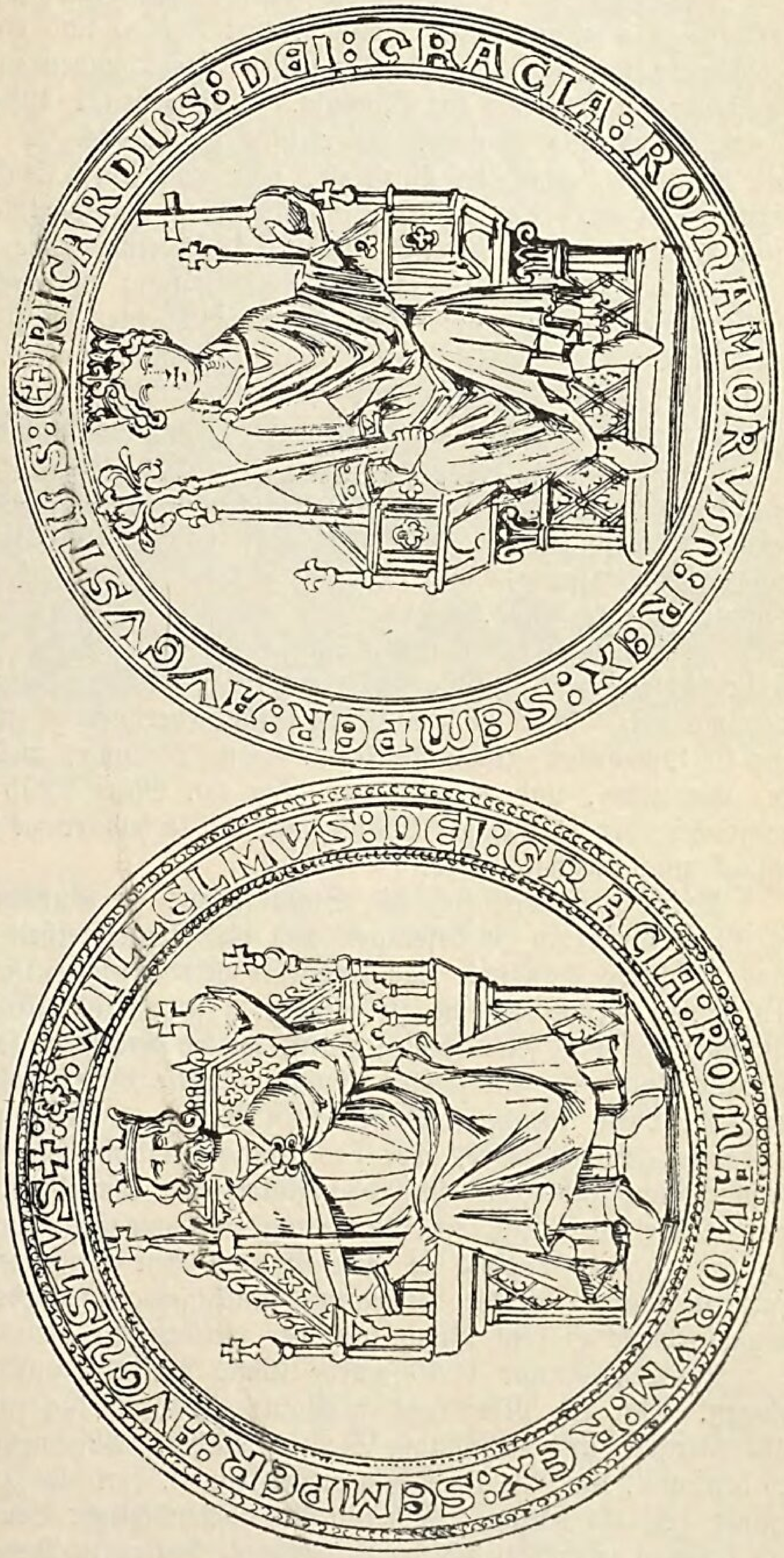
Es ist ein eigentümliches Zusammenwirken, welches wir hier verfolgen müssen. Die junge wittelsbachische Dynastie steht im Dienste der absterbenden staufischen Macht. Wohl düngt diese mit ihren Zersetzungsprodukten den Boden, aus welchem die bayerische Macht emporstrebt, hindert aber andererseits dieses Emporstreben in jener Zeit so vollkommen, daß es sogar den Anschein gewinnt, als ob die Macht der Wittelsbacher mit in diese Zersetzung hineingezogen würde. Wie anders, wie viel freier und beweglicher war die Stellung der Staufer einst, als sie sich anschickten, die Politik der Salier nach ihrem Geiste und wie sie dieselbe verstanden, fortzuführen! Die bischöfliche Landeshoheit befestigt sich nun, und der Zug gegen Osten ist ein so mächtiger, daß man von Brandenburg und selbst von Böhmen einen Augenblick die Wiederaufrichtung des Reiches erwartet.

König Konrad lieh dem Wittelsbacher seine Hilfe gegen den Bischof von Regensburg. Albert von Regensburg mußte fliehen, und die Stadt nahm die Gegner auf. (Ende 1250.) Ein Mordanschlag des Regensburgers auf Konrad wurde glücklich verhindert, doch dauerte der Krieg um Regensburg fort, und auch der Böhme griff nun zu Gunsten der Bischöfe zu den Waffen. Alles stand in Frage, da brach König Konrad im Oktober 1251 nach dem Süden auf. Von Sicilien aus, wo sein Halbbruder Manfred die staufische Herrschaft mit Glück und Erfolg vertreten hatte, gedachte er eine dominierende Stellung auch in Deutschland wiederzugewinnen. In Italien schien über das Schicksal Deutschlands entschieden zu werden. Herzog Otto ward vor dem Abzuge des Schwiegersohns mit der Reichsverweserschaft betraut. In diesem Amte gelangte er jedoch zu keiner Bedeutung. Die Kandidaten des Papsttums behaupteten in Deutschland dort, wo der geistliche Einfluß überwog, das Feld, während das weltliche Fürstentum ohne Zusammenhang mit dem Königtum seine territoriale Machtstellung auszubilden suchte. Zwischen beiden kam es zum erstenmal in Deutschland zu einer großartigen Entfaltung städtischer Macht und Lebenskraft.

Den Herzog der Sache der Hohenstaufen zu entziehen, eilte der berühmte Prediger Berthold von Regensburg nach Landshut. Die Partei Wilhelms von Holland, zu dem auch allmählich die weltlichen Fürsten ihre Stellung regelten, drohte dem Wittelsbacher mit einem letzten vernichtenden Schlag. Das Schicksal hielt denselben auf. Unter

Rüstungen starb Otto, noch bevor der Kampf entbrannte, am 29. November 1253 zu Landshut eines plötzlichen Todes.

König Konrad IV hatte damals gerade Neapel, den Sitz der Empörung gegen die staufische Herrschaft, überwältigt. (Oktober 1253.) Unteritaliens war er Herr. Im Frühjahr 1254 sammelte sich bei Melfi und Venosa ein zahlreiches Heer. Mittel- und Oberitalien, dann Deutschland, das waren die Pläne Konrads. Doch schon wühlte das südliche Fieber in seinem Körper, dem er am 20. Mai zu Lavello erlag. „Der Tod zerriß den Zusammenhang, den Konrad zwischen Italien und Deutschland hatte erhalten wollen."



Siegel Wilhelms von Holland und Richards von Cornwallis.

Der Tod Konrads zerriß den Zusammenhang der ganzen bisher bestehenden Verfassung. Nicht nur Italien trennte sich vom Reiche, auch das Königreich Burgund, welches sich langsam in die Freigrafschaft Burgund, Savoyen, Provence und Dauphiné auflöste. Und sehen wir weiter, so finden wir, daß in allen Teilen des Reiches dieser Zersetzungsprozeß jetzt eintrat oder, wo er schon eingetreten, fortdauerte. Nur ein einigendes Element, ein positiv schaffendes regte sich bei diesem allgemeinen Rückgang. Während die Nation vollkommen in ihre einzelnen kleinen und kleinsten Teilchen sich aufzulösen schien, erhielt sie in dem Bürgertum eine Stütze und einen Rückhalt, von dem aus sie selbst abermals den langen Weg zur Einigung einzuschlagen vermochte.

Die Städte kamen über den territorialen Unterschied hinweg, weil in ihnen gerade die Territorialität ihren extremsten Ausdruck bereits gefunden hatte. Das klingt parador, aber die Entwicklungslinie ist einfach zu verfolgen. Das individuelle Leben kam in den Städten allenthalben zur konsequentesten Ausbildung. Hier berührte die deutsche Entwicklung mit ihren tausend Wurzelfasern wiederum den vaterländischen Boden. Alle Konstruktionen und Theorien verschwanden an diesem Punkte, Zeit und Oertlichkeit machten ihren Einfluß wieder geltend und trieben, so verschieden im einzelnen, doch im großen und ganzen aus gleichartigen natürlichen Bedingungen eine Menge gleichartiger Gebilde

hervor, deren elementare Kraft eben in dieser hundertfach wiederholten natürlichen Gleichartigkeit beruhte. Die städtische Entwicklung war ein Ganzes und als solches vermochte sie dem zersetzenden Wesen der Zeit Widerstand entgegenzusetzen und sich ihrer inneren Einheit durch die Not bewußt zu werden.

„Im Juli 1253 schlossen die westfälischen Städte Münster, Soest, Dortmund und Lippstadt — zwei bischöfliche Städte, eine Reichs- und eine laienfürstliche Stadt — zum gemeinsamen Schutze ihrer Bürger gegen Beraubungen und Pfändungen, also wesentlich zum Schutz der Straßen ein Bündnis." Im Februar 1254 verständigten sich zu gleichem Zwecke Mainz und Worms. Hier kam es bereits zu einem vollkommenen Bündnis; eine Kommission von acht Bürgern, vier von jeder Stadt, sollten vorfallende Streitigkeiten entscheiden. Den beiden Bischofsstädten trat die Reichsstadt Oppenheim bei. Aus diesem Bunde erwuchs bereits im Juli 1254 eine große Städtekonföderation, welche die Erhaltung des Landfriedens und die Abschaffung ungerechter Zölle, wie sie namentlich die rheinischen Ministerialen- und Herrengeschlechter willkürlich errichtet hatten, sich zum Zweck setzte. Die Städte Mainz, Köln, Worms, Speier, Straßburg, Basel und andere traten also zusammen. Es war natürlich, wollten die Bischöfe von dieser städtischen Bewegung nicht ans Land gespült werden, daß sie in dieselbe einzutreten suchten. Auch viele Grafen und Herren sahen sich zum Eintritt genötigt, denn die Städte gingen defensiv gegen dieselben vor, indem sie alle dem Frieden Widerstrebenden von ihrem Verkehr ausschlossen. „Der Unterschied zwischen königlichen und bischöflichen Städten verschwindet: sie alle nehmen „wunderbar und gewaltig" die Handhabung der öffentlichen Ordnung in ihre Hand."

Im Februar 1255 trat König Wilhelm an die Spitze des Bundes. Es hatten sich Leute gefunden, welche statt seiner den Böhmenkönig zum Könige Deutschlands erheben wollten. Aber die staufischen Städte verharrten seit dem Tode Konrads IV nicht mehr in Opposition gegen Wilhelm. Die Stellung, welche der Staufer geräumt hatte, stand ihm offen, und er griff zu. Am 10. März 1255 bestätigte er zu Hagenau den Landfrieden der rheinischen Städte, am 21. erhob er zu Wetzlar den Grafen Adolf von Waldeck zum Reichsjustitiar.

Wohl verstanden sich die Städte dazu, zu Gunsten ihrer fürstlichen Verbündeten das Pfahlbürgertum zu beseitigen und die Steuerfreiheit des Klerus anzuerkennen, aber dieses städtische Bündnis war trotzdem weit davon entfernt, dem Leben der Nation in allen seinen Teilen gerecht zu werden. Indem es Fürsten und Ritter als Verbündete aufnahm, nahm es jene Elemente auf, welche den Bund selbst zu zersetzen und zu sprengen bestimmt schienen. Ein starkes Königtum hätte dieser Politik wohl die Wendung zu geben vermocht, durch welche statt des städtischen das Reichsinteresse in den Mittelpunkt der Bewegung getreten wäre, aber das Königtum floh, wie wir sahen, in den Schutz dieser Konföderation und geriet in Abhängigkeit von demselben. Am 10. November 1255 trat unter Wilhelms Vorsitz ein Bundestag zu Oppenheim zusammen und hier war es, wo auch der Herzog Ludwig II von Bayern den Landfrieden beschwor. Als rheinischer Pfalzgraf war er in die Bewegung hineingezogen worden. Als der erste und einzige Herzog gehörte er dem Bunde an, der mittlerweile weit über sechzig Städte umfaßte.

Am 28. Januar 1256 wurde König Wilhelm auf einer Heerfahrt in Friesland erschlagen. Am 12. März trat in Mainz ein Städtetag zusammen, der zur neuen Königswahl energisch und selbständig Stellung nahm. Allgemeine Bewaffnung wurde beschlossen und bestimmt, nur den als König anzuerkennen, den die „zur Kur berechtigten" Fürsten einstimmig gewählt hätten. Während hier aus mächtiger Bewegung heraus ein neues Deutschland geboren zu werden schien, hatte die Zersetzung in Bayern einen Schritt weiter gemacht.

Es ist merkwürdig, daß mit der Befestigung der Landeshoheit auch jenes altdeutsche Prinzip der Landesteilung wieder in Erinnerung kam. Wenn irgend etwas, so kann uns dieser Umstand belehren, daß die deutsche Entwicklung, nachdem Italien und Burgund als zur Selbständigkeit ringende Bildungen abgestoßen waren, ebenso wiederum ahnungsvoll Fühlung gewann mit ihrem einstigen natürlichen und nationalen Werden. Mag man es für Bayern bedauern, daß hier diese Entwicklung zuerst wieder mit kräftigem



Die Herzoge Ludwig II und Heinrich XIII teilen sich in das Erbe ihres Vaters.

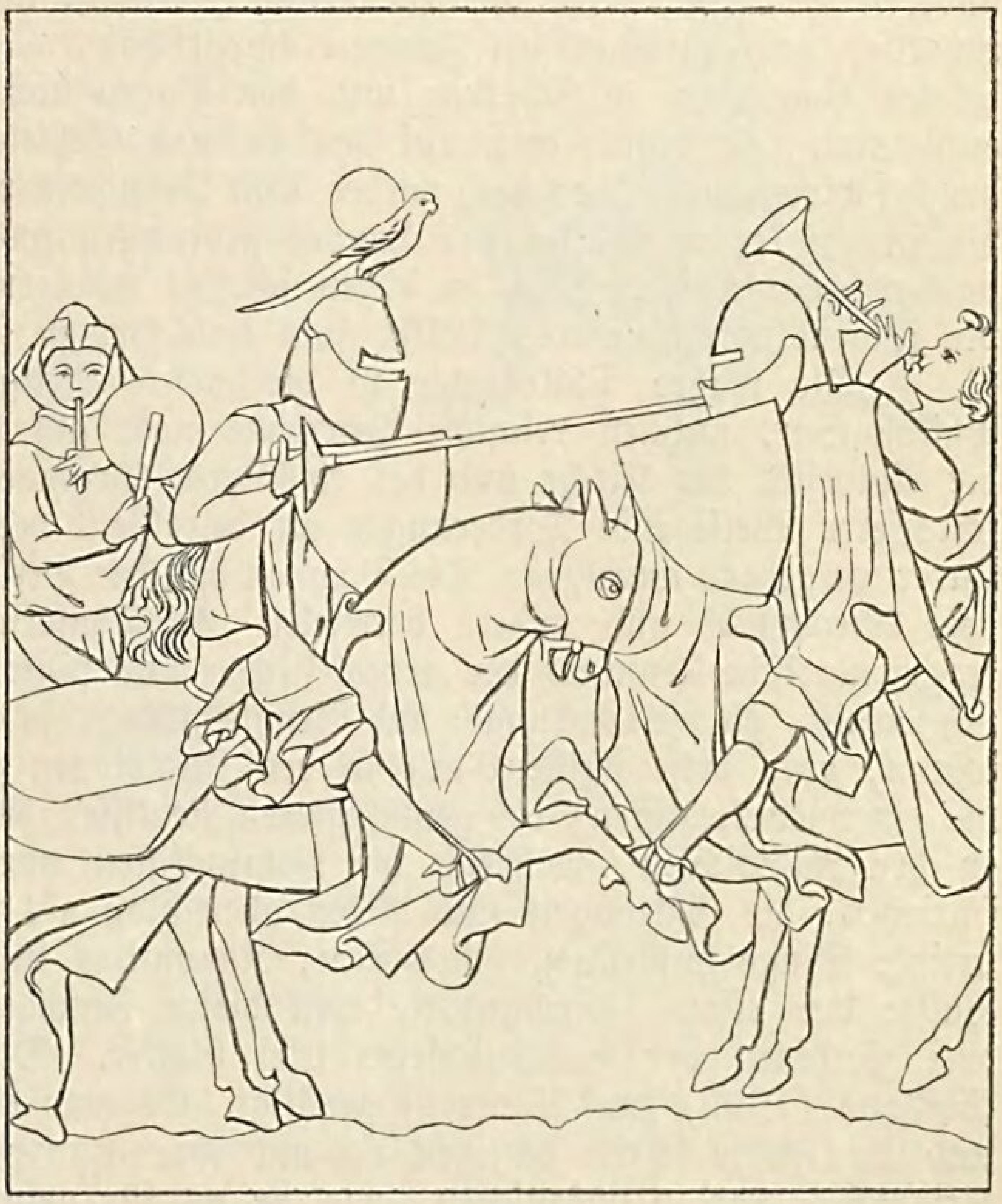
Zuge einsetzte, es war doch anders keine Möglichkeit, zu einer nationalen Staatenbildung zu gelangen, als durch Zurückgehen bis an jenen Punkt, wo allein die territorialen und natürlichen Bedingungen als lebenweckende und fortbildende zur Geltung gelangen konnten. Die Auflösung des alten Reiches war zur Notwendigkeit geworden. Sollte es noch einmal zu einem dichtbelaubten deutschen Walde kommen, so mußten die alten absterbenden Stämme sinken, um den jungen Keimen Licht und Sonne zu geben und mit ihrem Moder das Erdreich weithin zu düngen. Das Reichsgesetz, daß ein Reichsfürstentum unteilbar sei, das Gesetz einer aufstrebenden Epoche, wurde verdrängt von dem Gesetze der absterbenden Epoche, daß jeder Sohn gleichen Anteil an dem Erbe des Vaters habe.

Die Söhne Ottos II von Bayern, Ludwig II und Heinrich XIII, hatten eine gemeinschaftliche Regierung versucht. Es ging nicht. Am 28. März 1255 entschlossen sich die beiden Brüder zur Teilung. Ludwig behielt die Rheinpfalz und das obere Bayern für sich, Heinrich erhielt das niedere Bayern mit der bisherigen Hauptstadt Landshut. Ludwigs bayerischer Anteil umfaßte noch Kufstein, Rattenberg, Kitzbüchel und das Zillerthal, während Heinrichs Teil im Südosten mit der Gegend um den Chiemsee, Trostburg, Traunstein, Reichenhall, dem Innviertel östlich vom Inn und westlich des Flusses mit Rosenheim und Erding ausgestattet wurde. Nördlich der Donau griff Ludwigs Herrschaft über Regenstauf, Burglengenfeld und Kalmünz hinaus und überdies erhielt er die Rechte eines Burggrafen von Regensburg. Wir könnten diese Teilung als eine Fortsetzung jener früheren östlichen Abtrennungen von Bayern betrachten, aber ein Umstand ist diesmal anders: Oberbayern hat seinen Arm in das Reich hinausgestreckt und direkt mit dem Westen in der Rheinpfalz Fühlung gewonnen. Diese Thatsache wird für die Weiterentwicklung in Bayern, wie für die Begründung neuer fürstlicher Gewalten in den westlichen Zersetzungsgebieten von der größten Bedeutung sein.

Um- und Rückblick.

Das Geschlecht der Staufer ist tot. Wohl kämpft in Italien noch ein Bastard des Geschlechts um die Erbschaft seiner Ahnen, wohl treibt es binnen wenigen Jahren auch den letzten legitimen Nachkommen des Kaiserhauses, den jungen Konradin, seinem Verhängnis entgegen, aber mit Friedrich II und Konrad IV schließt die Bedeutung des Geschlechtes für die Geschichte ab. Es ist ein merkwürdiger Blick, den wir dem scheidenden nachwerfen. Bewunderung und Grauen, Mitleid, Trauer und Hoffnung mischen sich in ihm. Dürfen wir nicht den Ausgang des Geschlechts einen tragischen nennen, wenn wir die glänzenden Geistesgaben eines Friedrich II verkümmern sehen in einem Streite mit gegebenen Faktoren, deren erdrückender Last er nicht gewachsen war? Und sind wir andererseits nicht froh, von der Begleitung eine Geschlechtes endlich befreit zu sein, dessen politische Mittel bei Friedrich I so brutal, bei seinem Sohne Heinrich VI so unbeschränkt und rücksichtslos, bei seinem Enkel, Friedrich II, trotz allen legalen Strebens doch schließlich so unwahr und unheimlich erschienen? Und doch, mögen wir immerhin in Friedrich II den rücksichtslosen und konsequenten Diener der absoluten Staatsidee erkannt haben, er ist gerade als solcher der Begründer eines ersten wirklichen Staates; mag er gegen Ketzer und Rebellen wüten, er arbeitete für Europa, indem er ihm die Kenntnis der giechischen Philosophie, der arabischen und orientalischen Wissenschaft vermittelte und vermehrte; mag er absolutistisch alles bis ins kleinste in seinem sicilischen Königreich zu ordnen versucht haben, daß er eben auch den kleinsten Verhältnissen seine Aufmerksamkeit zuwendete, war ein gewaltiger Fortschritt. Er unterlag im Kampfe gegen Papsttum und italienische Bürgerfreiheit. Nur indem sich dieses unnatürlichste aller Bündnisse vollzog, indem sich die absoluteste Macht der Welt mit der aufstrebenden Kraft des Bürgertums verband, verlor das Kaisertum seine natürliche Grundlage und geriet in eine vollkommen zweideutige und unhaltbare Stellung. In Deutschland fanden wir die Kräfte auf seiner Seite, welche ihm in Italien entgegenstanden. Nachdem nun der letzte Damm hinweggeräumt war, hätte man die Zeit vollständiger geistiger Knechtschaft erwarten sollen, heraufgeführt vom Papsttum mit allen Mitteln des Schreckens und der Reaktion. Sie blieb auch nicht aus, aber sie kam in anderer Weise, als das Papsttum sich träumen ließ und trug ihm keine Früchte. Seiner politischen universalen Machtstellung stemmte sich allenthalben die Nationalität, die natürliche Entwicklung der Völker und Individuen mit immer festerem Willen und Bewußtsein entgegen. Einen Augenblick schien es wohl nach dem Untergang der Staufer, als habe die Weltgeschichte ihren Faden verloren;

alles schwankte hin und her, nirgendwo zeigte sich eine Stätigkeit, denn dort, wo eine solche war, in dem „Leben" der Völker selbst, fand und erkannte man sie nicht. Aber das Papsttum genoß die Früchte seiner Anstrengung kaum. An die Stelle des zurückgedrängten Kaisertums trat bald der französische Einfluß, die französische Herrschaft, die päpstliche Knechtschaft, die babylonische Gefangenschaft der Kirche. Und was zeigt uns dieses Erleiden, dem das Papsttum trotz aller Anstrengungen unterworfen blieb? Wohl nichts anderes, als daß die positiv schaffende Kraft nicht in der Kirche, sondern außer ihr lebte, daß wir den Kampf der Negation in der Kirche gegen die schöpferische Lebenskraft der Völker bis zu seinem Gipfelpunkt erst zu erwarten haben. Mag auch einem ungeübten kindlichen Auge manche Erscheinung groß und gewaltig vorkommen, der Kritiker hat mit dem Stabe zu klopfen, um zu erfahren, ob der Koloß ein massiver Erzguß sei, oder ob er auf thönernen Füßen stehe? „Der Mann hat zehn Folianten voll geschrieben." Staunt da nicht jedes Kind, dem schon sein kleines Heft solche Mühe macht? Und doch ist es nach dem alten Bülau weniger anstrengend, hundert Bände voll Fakta zu schreiben, als hundert Seiten voll Ideen.



Turnier nach der Manessischen Handschrift um 1300.

Wir verfolgten den Gang der politischen Entwicklung und erkannten, daß die romanische Idee des Weltimperiums noch einmal alle Anstrengungen machte, die deutsche Auffassung von Kaisertum zu Boden zu ringen und in ihren Dienst zu zwingen. Wie bei jedem jugendlichen Volke konnte der Herrschaftsgedanke in Deutschland nur auf dem Wege der Eroberung zu einer Verwirklichung gelangen. Die Eroberung mißlang den Staufern im letzten Augenblick. Schon Friedrich I sah sich genötigt, den brutalen Versuch, die deutsche Naturalwirtschaft wieder nach Italien zu verpflanzen, wieder aufzugeben. Heinrich VI mußte anerkennen, daß er zu seinen Eroberungsplänen, wenn auch nur scheinbar, die Legitimation aus dem Streben der Kirche ableitete, die Herrschaft des Christentums auszudehnen. Philipp fühlte sich ohne die Anerkennung des Papstes unsicher in dem Besitze seiner königlichen Würde. Otto IV nannte sich „von Papstes Gnaden" Kaiser, und ihm folgte eine Zeit lang Friedrich II. Die Stellung des Kaisertums gegenüber dem Papsttum wurde immer schwieriger. Der Papst setzte den Kaiser ab, und es zeigte sich, daß der Widerstand der kaiserlichen Macht gegen die päpstliche stets aussichtsloser wurde. Wenn also der Kaiser wirklicher Herrscher von Deutschland war, so mußte auch Deutschland notwendig der Oberherrlichkeit des Papsttums verfallen. Geschah das? — Nein! Der Papst erlangte nur so weit Macht und Einfluß in Deutschland, als er seine Macht gegenüber der deutschen Kirche zur Geltung bringen konnte, und das geschah allerdings, da der deutschen Kirche ihr alter Rückhalt am Kaisertum fehlte, in nicht geringer Ausdehnung. Wo aber war ein Damm, der diesem eindringenden romanisch-christlichen Geiste auf die Dauer noch hätte widerstehen können? — Wohl nirgendwo anders, als in dem natürlichen Leben des Volkes selbst. Deutschland war auf sein nationales Leben zurückgeworfen und das begann sich mit kräftigem Zuge zu entwickeln.

Je weiter das Kaisertum ausschweifte, um so entschiedener zog sich das deutsche Volksleben auf sich selbst zurück. Als der Sturz der Staufer erfolgte, ward das deutsche Volk in diesen Sturz nur zum Teil hineingezogen. Sein Einfluß im Auslande, in Italien und Burgund, schwand dahin, aber in den von Germanen bewohnten Gebieten unterlag es nicht fremder Herrschaft. Wie war das möglich? Eben nur dadurch, daß das deutsche Volksleben andere, selbständige Bahnen eingeschlagen hatte, auf denen es des Kaisertums nicht bedurfte. Wilhelm von Holland konnte nur zu einiger Macht gelangen, indem er sich an die Spitze des Städtebundes stellte. Die ganze päpstliche Autorisation, die ihm zur Verfügung stand, hätte nicht hingereicht, ihm in Deutschland einen Einfluß zu verschaffen.

Auf politischem Gebiete also war eine starke, lebensvolle Reaktion vorhanden, die Reaktion des natürlichen deutschen Lebens. Wir erwarten dieselbe ebenso auf allen anderen Gebieten. Wie die territoriale Herrschaft überall in den verschiedenartigsten und innerlich doch gleichartigen Formen emporschoß, wie jedes neue politische Gebilde den lokalen Charakter an sich trug und den Boden nicht zu verleugnen vermochte, dem es entstammte, so mußte auch auf den anderen Gebieten dieser lokale Charakter zum Ausdruck kommen und dann doch wieder dem Beschauer verraten, daß der allgemeine Frühling bis in die letzten Winkel des Landes gedrungen und sein mächtiges „Wach' auf!" verstanden worden sei. Auch in diesen lokalen Aeußerungen des allgemeinen Werdens muß die Jugendlichkeit unseres Volkes fort und fort zu Tage treten.

„Die wahre Philosophie ist die wahre Religion," so lautete der Spruch jener Philosophen, welchen religiöse Probleme noch als die bedeutendsten erschienen. Gegen die Autorität der Kirche und des kirchlichen Dogmas, welche seit Gregor VII in immer schrofferer Weise ihre Forderungen an den Geist der Völker stellte, sahen wir die Aufklärer vergebens anringen. Die Dogmen von der Dreieinigkeit, der Menschwerdung Christi, dem Abendmahl und andere bereiteten den Denkern gewaltige Kopfschmerzen. Auf die fragmentarische Kenntnis der aristotelischen und platonischen Schriften gestützt, zankte man sich darum, ob die Gattungs- und Geschlechtsbegriffe auch Ausdruck selbständiger Existenzen wären, oder diese Existenz nur in den Individuen zu suchen sei. Das erstere glaubten die extremen Realisten; die gemäßigteren Realisten behaupteten die Existenz der Gattungen in den Individuen, während die Nominalisten nur den Individuen reale Existenz zuschrieben, die Gattungen und Arten aber bloß als subjektive Zusammenfassungen gleichartiger Dinge hinstellten. Roscellin, Kanonikus in Compiègne, machte in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts von dieser Anschauung Gebrauch und behauptete, die drei Personen der Gottheit seien drei Götter. Dafür wurde er auf der Synode zu Soissons (1092) zum Widerruf genötigt. Es war ein Wortstreit, wie ihn Kinder führen, und die Kirche schritt dagegen ein mit ihrer ganzen Autorität, indem sie befahl, den Aristoteles nur so auszulegen, wie sie es für gesund und zweckmäßig hielt. Auf diese Weise kam es dahin, daß „Realist sein" schließlich nichts anderes bedeute, als „rechtgläubig sein". Doch das wuchtige Einschreiten der kirchlichen Autorität wirkte für ein Jahrhundert so viel, daß auch ein Abälard sich genötigt sah, seine nominalistischen Regungen in sanfterem Lichte erscheinen zu lassen. Alle früheren Versuche, die Vernunft als Maßstab der Wahrheit hinzustellen, waren gescheitert. Abälard versuchte wenigstens eine Vermittlung zwischen den Grundlagen des Christentums und den Vernunftwahrheiten. Es gab keinen Ausweg. Wie die Opposition des Kaisertums gegen das Papsttum eine erfolglose war, so mußte die Opposition innerhalb der Wissenschaft gegen das bisher Geltende aussichtslos sein. Was bleibt, wenn wir die Autorität des Aristoteles anfechten? fragt Abälard. Gewiß, das Mittelalter mußte ohne diese Autorität vollkommen ratlos werden, mit ihr aber erst recht. Wie Zwerge standen diese Denker auf den Schultern der Riesen der alten Welt, und daß sie sahen, war nicht die Folge der Schärfe ihres eigenen Blicks oder einer inneren Erhabenheit, sondern davon, daß jene sie eben emporhoben und das dem kleinen Zögling Verständliche zeigten. Bernhard von Chartres gesteht das unumwunden ein. Welche Bedeutung mußte es deshalb haben, als ein Otto von Freising die Logik und Analytik des Aristoteles als einer der ersten mit nach Deutschland brachte!

Die dogmatische Entwicklung war in eine Sackgasse geraten. Man versuchte die Konstruktion der Dreieinigkeit und sonstiger Dogmen. Umsonst! Es wollte nicht gehen. Mit scholastischen Schulphrasen ließ sich so etwas nicht beweisen. Da hätte nur die Antwort auf die Frage: Wie kam man zu diesen Dogmen? helfen können. Aber statt historische Forschung zu befehlen, sagte die kirchliche Autorität: „sie sind offenbart worden." Wo war ein Ausweg? Die Natur mußte helfen. Da kam nun zuerst die Reaktion des natürlichen Denkens gegen diese verschrobene Schulweisheit. Man hörte von den ungemessenen Ansprüchen der kirchlichen Autorität auf Gehorsam und sah auf der anderen Seite die furchtbare sittliche Entartung der Vertreter dieser Kirche. Das konnte sich ein naives Gemüt nicht zusammenreimen. „Wo findest du einen Prälaten, der nicht eifriger wäre, die Kasten seiner Untergebenen auszuleeren, als ihre Laster auszurotten!" So rief der heilige Bernhard, der Mönch von Clairvaux, verzweiflungsvoll aus. Das deutsche Volk war religiös vollkommen verwahrlost. Aeußere Lebensnot drückte die unteren Stände und fachte die Sehnsucht nach Erlösung zur Flamme. Woher sollte die Erlösung kommen? Die hervorragenden Männer der Kirche ergingen sich in gelehrten Phrasen. Was hatte das Volk davon? Die Päpste und Kardinäle rangen mit den Kaisern Prinzipienstreite aus. Sie frugen wohl: Wer von uns zwei hat das Recht, die Welt zu knechten, nicht aber, ob es überhaupt einer von beiden habe? Das Volk mußte dafür bezahlen mit Gut und Blut. Verwilderung erfaßte das männliche Geschlecht, und schutz- und wehrlos stand die Frau bei diesen fortwährenden Fehden, Kämpfen, Kriegen und Kreuzzügen da. Da gründete Lambert Beghe († 1187) in Lüttich den ersten Frauenverein. Das Beginenwesen nahm seinen Ursprung und breitete sich bald aus in ganz Westdeutschland bis tief hinab in den Süden. Daß die soziale Not die Urheberin dieser Vereinigungen war, läßt sich aus den Vereinsregeln klar erkennen. Aus Lyon kam die Nachricht von der Laienverbindung, welche Petrus Waldus begründet hatte. Die Päpste horchten auf. Sie mißtrauten den Neuerungen. Da gewannen sie an den Franziskanern und Dominikanern das Gegenmittel. Demselben Bedürfnis entsprungen, waren diese Orden am ersten geeignet, gegen ketzerische Anwandlungen und Versuchungen dem niederen Volke ein Gegengewicht zu bieten.

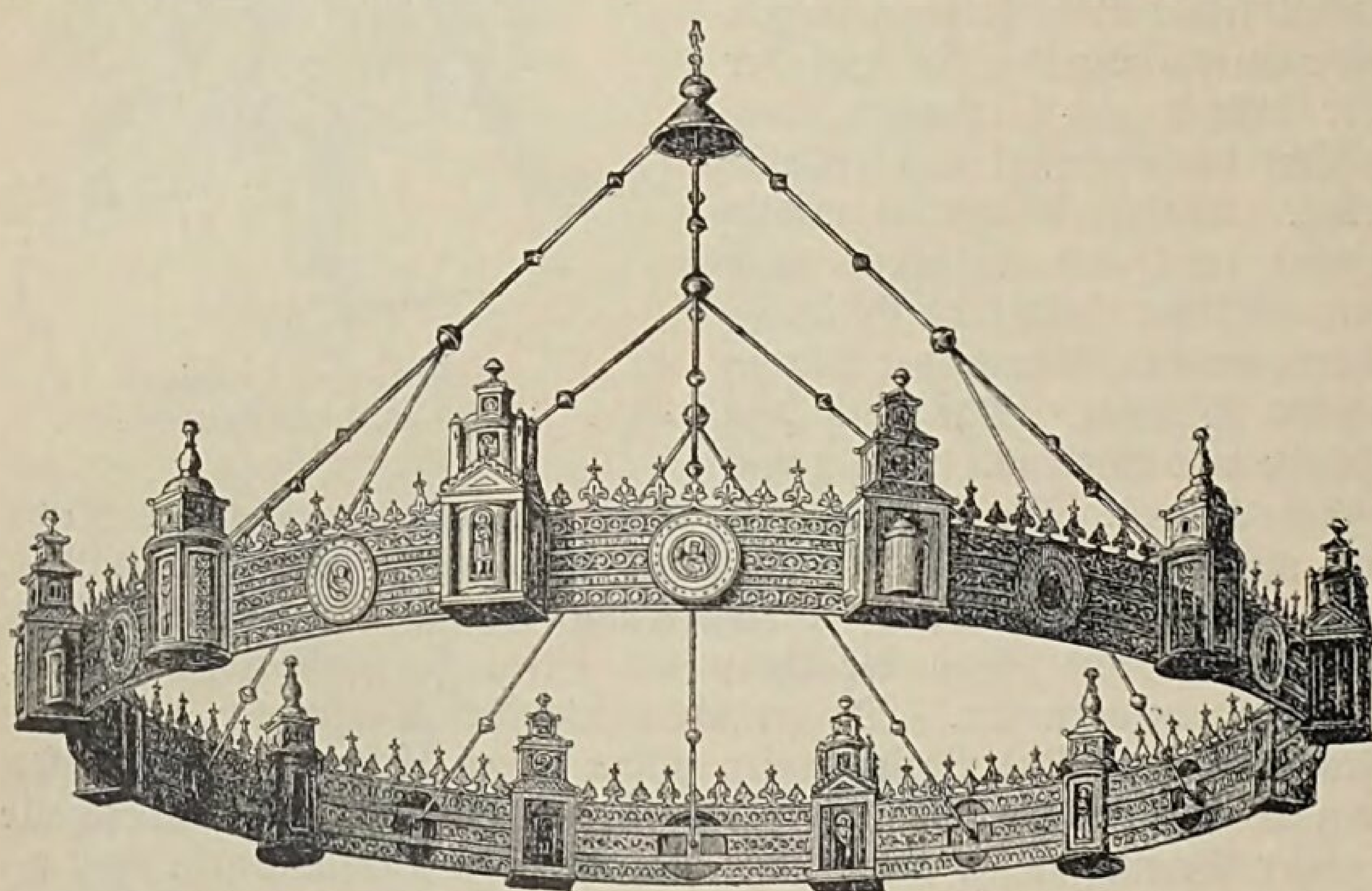


Altarleuchter aus Comburg.
10.—13. Jahrhundert.

Wir wundern uns nun nicht, wenn wir in Franken und Schwaben, den Ländern, wo auch die politische Zersetzung am weitesten vorschritt, den eigentlichen Nährboden für derartige Bestrebungen erkennen. Das soziale Bedürfnis lag vor. Man kam ihm nach, bereitete damit aber zugleich den mystischen Bestrebungen den Weg. In der Mystik, wie sie auf diesem wohl präparierten Boden nunmehr zu erblühen begann, erkennen wir die Reaktion von unten herauf gegen die scholastische Verkommenheit, da eine Reaktion innerhalb der wissenschaftlichen Kreise erst Boden fassen konnte, nachdem sie in dem natürlichen Denken und Sinnen des Volkes ihre junge Kraft gestählt. Die Antwort fällt aus, wie sie ausfallen kann und muß in einem Kampfe zwischen grammatikalischem, totem Formelkram und lebendigen wunschvollen Gemütswallungen. Diese mystische Bewegung aber trägt in ihrem Ursprung den lokalen Charakter. In Thüringen und Sachsen haben die Hauptvertreter derselben ihre Heimat. Auf diese merkwürdige Art erfaßte diesen Stamm die religiös-soziale Bewegung, — und wie wunderbar natürlich diese Reaktion war, zeigt sich in der Volkstümlichkeit, zu welcher diese „deutsche Theologie" dann auch weithin im

Westen gelangte. Wie hinter den Sängern der Minne die Frauen des Adels stehen, vertreten Frauen ebenso die Mystik. Erinnern wir uns hier, was Tacitus von den deutschen Frauen sagte, daß man glaube, ihnen wohne etwas Heiliges und Prophetisches ein, so dürfen wir diese durch Frauen vermittelte mystische Bewegung in letzter Linie als eine Reaktion des reinen deutschen Gemütslebens gegen jegliche Art von schematischer Unnatur und Verkommenheit hinstellen, und gleich hier betonen wir es, wie in den unverdorben deutschen Ländern an der nördlichen Ostgrenze die Mystik ihre vornehmlichste Heimstätte und Pflege fand, so in denen an der südlichen Ostgrenze die deutsche Lyrik. Das subjektive Leben, hier zugleich das natürlich nationale, reagiert gegen jeden Zwang und verallgemeinernden Schematismus. Sich im individuellen Leben zu ergehen, ist das Vorrecht der zur Mannbarkeit heranreifenden Menschen und Völker, und wohl zu begreifen ist es, daß diese Herzenstöne, welche vom Osten her erklangen, im Westen, in Schwaben und Franken, einen so seltsamen Widerhall fanden, hier, wo die politische Zersetzung in so wunderbarer Weise dem Einströmen jugendlich individuellen Geistes die Hindernisse hinweggeräumt.

Es ist eine der merkwürdigsten Verschlingungen psychologischer Ursachen und Wirkungen in dem Leben unseres Volkes, welche sich da vor unseren Augen entfaltet. Die auf Weltherrschaft hinausstrebenden Thaten der Kaiser schaffen dem Deutschen das stolze Selbstbewußtsein anderen Nationen gegenüber, aber dieses Selbstbewußtsein findet nirgendwo einen Damm. Es flutet zurück in die Stämme und wieder in die Familien und einzelnen Individuen. Hier gelangt es mit vaterländisch elementarer Art in direkte Berührung und strömt nun zurück, gesättigt mit diesem schöpferischen, belebenden Urstoffe, die ganze Nation durchdringend und ermunternd. So gelingt es einem großen Teile der deutschen Litteratur, aus Fremdtümelei und Ueberwirklichkeit herauszukommen und das zu werden, was sie ward: eine erste, durch und durch deutsche, echt vaterländische Schöpfung. In diesen ungeahnten und ungewollten Wirkungen waren die Thaten der Hohenstaufen deutsch, wie sie es waren in ihrem unbewußten Ursprung, in der energischen, natürlich kraftvollen Art, aus der sie hervorgingen. Und trotzdem verlor das Kaisertum mehr und mehr an Boden im deutschen Volke selbst, der Individualismus drang empor und ein naiv demokratischer Geist rang mit elementarer Kraft dem Cäsarentum, dem romanischen Weltherrschaftsgedanken gegenüber zum Sonnenlicht.


Kronleuchter zu Comburg aus „Bock, der Kronleuchter“, 10.—12. Jahrhundert.

Man hat die Geschichte der Mystik eine Krankheitsgeschichte genannt, ihr Auftreten „ein Zeichen des Verfalls“. Wir unterschreiben das ganz, blicken wir nur auf gewisse Resultate. Allein ein positiv gesunder Kern lag dieser Bewegung zu Grunde: der Drang nach Selbstsehen und Selbstleben. Daß die Keime, welche die durch und durch mit Nährstoffen gesättigte Pflanzendecke durchbrachen, teilweise blut- und farblos blieben, ein totenähnliches Aussehen trugen, daß das drängende Leben gleich zuckenden Blitzen leblose Körper gespenstig durchirrte, lag nicht an diesen Keimen, nicht an diesem Leben, es lag

an der Unmöglichkeit, vor starrenden Ruinen und absterbenden Gebilden sofort zum freien Aether durchzudringen.

Von dieser Seite erkannten wir den Versuch der Umgehung der Kirche. Es hätte nicht viel genützt, wenn nicht von anderer Seite damals ebenfalls eine Erschütterung erfolgt wäre, welche die Scholastik von neuem in Bewegung gesetzt hätte. Um den Anfang des 13. Jahrhunderts kam eine gewaltige Stoffzufuhr nach Europa. Der „ganze" Aristoteles gelangte zur Kenntnis des Abendlandes durch arabische Vermittlung. Und mit ihm floß ein großer Teil der ebenfalls auf Aristoteles aufgebauten arabisch-orientalischen und arabisch-spanischen Weisheit in das geistige Stillleben der europäischen Begriffsspalter. Aber nicht sofort nahm man diese Stoffzufuhr in Arbeit. Innocenz III verbot zuerst einmal 1209 und dann 1215 das Studium der aristotelischen Physik und Metaphysik. Das nützte nichts. Arabisch-pantheistische Lehren waren eingedrungen und verbreiteten sich schnell. Ein gewisser Simon von Tournay sprach das kühne Wort aus, daß die Welt von drei Betrügern, Moses, Christus und Mohammed, betrogen worden sei. Gregor IX hat in einem Schreiben von 1239 Kaiser Friedrich II beschuldigt, daß er diesen Ausspruch gethan habe. Die Kirche stand auf der Wacht. Mit allen möglichen Mitteln versuchte man, sie zu umgehen. Man wollte zwischen einer philosophischen und theologischen Wahrheit unterscheiden. Die Kirche verbot diesen Schmuggel. Es war ein gefährliches Thun, wie Bernhard von Clairvaux an den Geist des Einzelnen zu appellieren, indem er „die geheimnisvolle Auffahrt der Seele in den Himmel, das süße Heimkehren aus dem Lande der Leiber in die Region der Geister, das Sichaufgeben in und an Gott" als die höchste der Seligkeiten pries und mit seinen zündenden Worten die Herzen der Völker entflammte. Wohl vermochte er die Geister zu wecken, aber als sie erwacht waren, verlor er die Lenkung. Die Niederlage der Kirche im Orient bei dem zweiten Kreuzzug versetzte ihrer Autorität einen schweren Schlag. Sekten tauchten auf, und weit und breit erschollen die Lehren der erwachten Geister. Die durch Amalrich von Bena geschaffene pantheistische Häresie, dem subjektiven Streben des Zeitgeistes entsprungen, konnte nicht anders, als diesem Subjektivismus neue Zugeständnisse zu machen. „Gott ist alles." „Jeder Christ ist ein Glied Christi." „Dem in der Liebe Stehenden, wird keine Sünde zugerechnet." Die Amalrikaner bekannten sich zu diesem Glaubensbekenntnis und wandten seine Lehren an. Damit fielen die Gottheit Christi, die Auferstehung, Paradies und Hölle, Sakramente, Heiligendienst u. s. w., und das Prinzip, daß der Amalrikaner keine Sünde thun könne, krönte diesen Glauben. Damit war das ganze kirchliche Dogma verneint. Es war dahin gekommen, wohin es kommen mußte: die extreme Darstellung des christlichen Glaubens als eines Glaubens an die Autorität der Kirche erzeugte das Gegenextrem der Negation aller und jeglicher Autorität. Während Amalrichs Lehre bei den Brüdern des freien Geistes, namentlich in der Schweiz und Süddeutschland Aufnahme und weiteste Verbreitung fand, sehen wir in dem Denken Davids von Dinant das mystische Element zugleich mit dem pantheistischen in noch schärferer Weise emportreiben. Für ihn ist Gott das Formlose. Alles Erkennen beruht auf Abstraktion der Form eines Dinges und Reproduzierung derselben in uns. Will ich also Gott erkennen, so muß mein Verstand formlos werden und sich so mit der formlosen Gottessubstanz vereinigen. Der glückliche Besitzer eines formlosen Verstandes, der Verrückte, ist demnach am ehesten in der Lage, Gott zu erkennen. Die spiritistische Durchbrechung aller körperlichen, formlichen Schranken, die Abstraktion vom eigenen körperlichen Sein ist damit im Prinzipe ausgesprochen.

Ob kirchliche, ob sonstige Mystiker, gewisse gleiche Grundlagen finden sich bei allen. Auch Bernhard von Clairvaux lehnte das Wissen um des Wissens willen ab. Frömmigkeit, nicht Spekulation war sein Ziel. Auch ihm war die Unterdrückung der Sinnlichkeit, wie wir sahen, ein Mittel zum Fluge zu Gott. Unterdrückung der Sinnlichkeit aber ist dem gleichen Prinzipe der Raumbewältigung und Formdurchbrechung entsprungen. Liebe und Betrachtung lassen auch bei ihm den Menschen in Gott aufgehen, wie der Wassertropfen im Wein verschwindet. Aber er ist, wie zeitlich einer der ersten, so auch einer derjenigen Mystiker, welche die Höhe noch nicht erreicht haben. Er hält noch am Menschen

fest und fordert vorsichtig für ihn, daß das „schauende" Leben hinter dem „wirkenden" Leben zurückzustehen habe.

Vergebens aber war das Ringen der kirchlichen Denker, Mystik und Scholastik zu vereinigen. Die romanische Scholastik überwältigte in dem Sachsen Hugo von St. Viktor, da er nach Paris kam, die Mystik vollkommen. Wohl vermochte er den Pantheismus zu verneinen, nicht aber zu überwinden. Sein Nachfolger und Schüler Richard retirierte wieder vollkommen auf den Glauben, als den Ausgangspunkt für alles theologische Denken und näherte sich nur insofern der Mystik, als er Zerknirschung statt der Forschung, Seufzer statt der Argumente forderte. In Bonaventura endlich verrät sich die Ohnmacht der Scholastik der Mystik gegenüber vollkommen. Er registrierte und kategorisierte und aus dieser praktischen Gesinnung floß sein „Itinerarium mentis ad deum", ein „himmlischer Bädecker", mit Hilfe dessen er dem menschlichen Geiste den Weg zu Gott weisen wollte.

Die Vereinigung war nicht zu erreichen. „Die Scholastik hat die Tradition zur Voraussetzung, die Mystik das innere Erlebnis." Das Gebiet jener ist engbegrenzt, und kein Ausweg führt aus ihm, das Gebiet dieser ist ein unendliches. Der Scholastik Ende nahte heran mit ihrem sogenannten Höhepunkt in Albertus Magnus und Thomas von Aquino. Beide sind Encyklopädisten. Encyklopädien und Auszüge aus ihnen waren aber bisher für uns stets die sicheren Anzeichen einer verfallenden Geistesrichtung. So auch hier.

Albert der Große, der „Universaldoktor", war zu Lauingen in Schwaben geboren (1193). Er entstammte der Familie von Bollstädt. Zu Paris und Padua gebildet, als Dominikaner zu Paris und Köln lehrend, hatte er eben als Lehrer einen großartigen Erfolg. In den Jahren 1260—1262 weilte er als Bischof in Regensburg, zog sich dann aber wieder nach Köln zu seinen Studien zurück, wo er 1280 starb. Er schrieb eine „Summe der Theologie". In einundzwanzig Foliobänden ergoß sich seine Schreibseligkeit. Eigentum ist ihm davon nichts. Alles hat er abgeschrieben irgendwoher. Aber den Zweck, die aristotelische Philosophie ihrem ganzen Umfange nach, gestützt auf die arabischen und jüdischen Kommentatoren, der christlichen Welt zugänglich zu machen, hat er in gewissem Sinne erreicht. Daher sein Einfluß und sein Ruhm. Doch — und das ist für uns das wichtigste — dieser Planet der Scholastik sah sich genötigt, in der Gotteslehre die strenge Sonderung der natürlichen Theologie von der Offenbarungslehre durchzuführen. Der Dreieinigkeitsglaube ward mit seinen Konsequenzen als theologisches Mysterium dem begründenden philosophischen Denken entzogen. Das war ein Ausweg, aber ein reaktionärer, der einer Bankerotterklärung der Scholastik in letzter Bedeutung gleichkam. Was Kirchenväter und ältere Scholastiker als die Hauptaufgabe ihres philosophischen Denkens betrachtet hatten, ward durch Albert und seine Anhänger der Forschung entzogen. Auf diesem Wege folgte dem Lehrer der Schüler Thomas von Aquino. Auch er war Encyklopädist, wenn er auch, was systematischen Geist, kritischen Blick und Klarheit des Gedankens angeht, Albert bedeutend überragte. Der natürlichen Erkenntnis setzte er wie Albert Schranken, aber anstatt aufzugeben, was sich nicht beweisen ließ, forderte er den Glauben. Die dogmatische Entwicklung war am Ende angelangt. Wohl wurde im Jahre 1271 zu Paris die Obmacht der Theologie über die Philosophie dekretiert, allein dieses Dekret war doch nur ein Ausfluß innerer Ohnmacht. Die lebendige Quelle des Lebens, aus der alle Fortentwicklung fließt, sollte verstopft werden, denn dieses abgegrenzte, in sich selbst erstarrende System konnte eine Stoffzufuhr nicht mehr bewältigen. So bewies es seine Feindschaft gegen das Leben selbst, indem es dem natürlichen Denken die Berechtigung absprach. Hemmen und zurückdämmen ließ sich diese Quelle wohl für eine Zeit, aber am Durchsickern erkannte man ihre verborgene Existenz, und einmal mußte der Damm weichen vor dem mächtigen Schwalle der inzwischen im stillen angesammelten realen Gewalten und Gedanken. Eine neue Ueberflutung wird hereinbrechen, diesmal aber wird sie aus dem nationalen Geiste heraus sich ergießen und in ihrem Gefolge wird die nationale Freiheit das fruchtgeschwängerte Sediment dieser Ueberflutung sein.

Dem stillen Werden, dem verborgenen Schaffen, das bescheiden seinen jugendlichen Gang beginnt, noch einen Blick! Zeitgenosse dieser scholastischen Fremdlichtleuchten war Roger Bacon. Bei Ilchester in dem Jahre geboren, da das französische Bürgerheer dem staufischen Könige bei Bouvines die Krone gewann (1214), trat Bacon später in den Franziskanerorden ein. Dem Geiste der Zeit trug er Rechnung sowohl hierdurch, als durch das Bekenntnis seiner mystischen Anschauungen, aber dem Geiste der Zukunft folgte er, als er die Unfehlbarkeit des Aristoteles verwarf und sich eigenes Sehen, Denken, Schaffen, eine eigene Kritik erlaubte. „Ohne Erfahrung kann nichts hinreichend gewußt werden." Aber diese Erfahrung hat zuletzt einen mystischen Hintergrund: die Erleuchtung durch Gott. Mathematik, Physik und Sprachkunde will er energischer und selbständiger betrieben sehen, da nur auf solcher Basis ein sicheres Stehen möglich sei. „Hemmungen des Wissens" sind ihm die Bezugnahme auf hinfällige und unwürdige



Roger Bacon im Kerker.

Autorität, langjährige Gewohnheit, der unerfahrene Sinn der Menge und die unter Schaustellung von Scheinweisheit bewerkstelligte Verdeckung der Gelehrtenignoranz". Auf dem Gebiete der Optik errang Bacon selbst nachhaltige Erfolge. Daß er mit seinen Anschauungen in seiner Zeit allein blieb, daß er schlimmen Verfolgungen anheimfiel und noch im späten Lebensalter zehnjährige Gefängnishaft erdulden mußte, befremdet nicht. 1292 oder 1294 ist er gestorben.

Wie immer war auch damals nicht das, worauf die Zeitgenossen den meisten Wert legten, das Bleibende, Dauernde und Belebende, sondern das von ihnen Verkannte, als nebensächlich Behandelte oder gar Unterdrückte. Aus dem Volke heraus drangen die Fragen empor, welche auf Antwort harrten. Die Antwort konnte nur in der Sprache des Volkes gegeben werden. Und da sehen wir denn im Gegensatz zu den gelehrten, lateinschreibenden Dominikanern, den Kurialisten und Erzpapisten des Mittelalters, den gediegensten Vorläufern der Jesuiten, die Franziskaner in ein mehr volkstümliches Wesen

einlenken. Sie waren mehr Praktiker, während jene trockene Theoretiker waren und blieben. Den Franziskanern war die Theologie eine „Medizin für den Geist", ihnen schlug das Herz für die geistige Not des niederen Volks und sie errichteten ihm niedere Schulen. „Der Lehre von dem mittlerischen Thun der Kirche und des Einzelnen gegenüber, welche die unmittelbare Gewißheit des Heils unmöglich macht, erscheint denn doch immer wieder die Mystik als ein Versuch von Selbsthilfe, um jenes unvertilgliche Verlangen des Herzens zu befriedigen." Offenbart waren die unverständlichen Sätze des Glaubens. Wer sie verstehen wollte, mußte sie sich abermals offenbaren lassen. Unmittelbare Früchte trug diese auf sich selbst gestellte Gotteserforschung dem Volke, aber nicht durch die sogenannten Offenbarungen, sondern durch den Bruch der scholastischen Formen, durch den Sturz der lateinischen Sprache. Die praktische Mystik gedieh auf deutschem Boden, in Deutschland sprach sie deutsch und was für Deutsch! Und in diesem unbewußten, aber natürlichen und notwendigen Vorgehen erkennen wir nicht nur die Heimkehr des deutschen Volksgeistes aus der Fremde, sondern auch die Schöpfung der Waffe, welche dem Volke in Zukunft dienen sollte, seine Art, sein Denken und Glauben, sein heimatliches Leben zu entwickeln und zu verteidigen.

Als deutsche Praktiker seien denn zuletzt die unserem engeren Vaterlande angehörenden und nahestehenden Franziskaner David von Augsburg und Berthold von Regensburg genannt. Sie reden und schreiben deutsch. Sie erringen unserer Muttersprache, unserer deutschen Prosa, die Fähigkeit, das Gemütsleben zu erfassen und allen verständlich plastisch darzustellen. Im Laufe der vierziger Jahre des dreizehnten Jahrhunderts begründete Berthold, Davids Schüler und Genosse, seinen Ruf als großer Prediger. Beider Tod fällt in das letzte Jahr des Interregnums (1272). Mit einer unvergleichlichen Gewalt des Worts hat Berthold zuerst in Süddeutschland, dann in ganz Deutschland die Massen des Volkes erschüttert und in den Bahnen des religiösen Lebens zu erhalten und zu stärken versucht, und so gewissermaßen den Boden geistig bearbeitet, auf welchem dann auch eine äußere Ordnung mit Rudolf von Habsburg wieder einigermaßen Platz greifen konnte. „Unbehindert durch totes Wissen, aber desto offeneren Blickes für das Leben um ihn her und desto freier, neuer, eigener in den Symbolisierungen seiner Lehre, seinen Auslegungen und Anwendungen", hielt Berthold sich der eigentlichen Mystik fern, wie auch David an die Frömmigkeit der Einfältigen appellierte und sich mit Erleuchtung, statt der Erkenntnis, zufrieden gab. Auch er fällt gegen die Gelehrten und ihr hochtrabendes Wesen aus und preist ihrem Wortgefasel gegenüber die unmittelbare Empfindung der Wahrheit, wenn dieselbe auch der verstandsmäßigen Darlegung entbehre. Aber auch gegen die sogenannten Offenbarungen ist David vorsichtig, die er in den meisten Fällen für Selbsttäuschungen hält. Um vor solchen Täuschungen bewahrt zu bleiben, soll man ihnen eine gleichgültige und zweifelnde Stimmung entgegensetzen, und immer besser sei es, den Geist auf das zu richten, was wirklich notthue. „Not aber sei, die Sünde auszutilgen, der Tugend nachzustreben, den gesunden Schriftsinn zu erforschen, durch das Gebet die Andacht zu entzünden. Das allein begründe Verdienst und Ruhm bei Gott." Wie Innocenz III, der Halbgott, uns klein erschien gegenüber dem einfältig wahren und ehrlichen Wesen eines Gardolf von Halberstadt, so fallen die Foliantenfabrikanten der Scholastik in das Nichts zurück, stellen wir ihnen diese tapferen deutschen Mönche, diese erfolgreichen Arbeiter auf dem Felde deutscher Volksbildung, entgegen.

Wir erkannten die Richtung, in welche das Gemütsleben des Volkes hineindrängte. Der Subjektivität, der persönlichen Bedeutung ihr Recht — dieser Wahrspruch geht durch alles hindurch und drängt selbst die Prediger in eine Bahn, auf der es am Ende nur eines geben konnte: Trennung von der Kirche als Universalvermittlerin zwischen Gott und Menschheit und Selbstpriestertum. In den Städten empfing die Predigt neues Leben und wir erkannten in der städtischen Entwicklung überhaupt eine Rückkehr zum natürlichen, den realen Fragen und Aufgaben sich zuwendenden Wirken. Wenn irgendwo, haben wir hier künftighin die Beweise für den Fortschritt und die Weiterentwicklung zu suchen.

Und nun kehren wir um! Das subjektive Element dringt vor. Es muß auch dort zur Geltung kommen, wo wir bisher die Stützen der alten Zeit, die Grundlagen der alten Verfassung, den Glauben an die Universalmacht des Kaisertums fanden. Während wir im städtischen Leben nur erst den Anstieg zur Höhe verzeichnen konnten, müssen wir in diesen Kreisen, welche, wie Adel und Ministerialität, damals ihren politischen Höhepunkt erreichten und überschritten, auch den allgemeinen geistigen Höhepunkt erreicht sehen. Die Betrachtung der Dichtkunst führt uns zu dieser Höhe. Auch hier kommt von Osten her die Antwort auf die Anfrage des Westens. Aus Oesterreichs Gauen erhebt sich der Aar der deutschen Poesie, der die lateinische Versmacherei verklingen läßt. Oesterreich, Steiermark, Kärnten, die selbständig gewordenen Marken des bayerischen Mutterlandes gehen voran. Es ist eine selbständige, volkstümliche, eine im wahren Sinne des Wortes nationale Reaktion.

„Alle Mundarten und Dialekte entfalten sich vorschreitend, und je weiter man in der Sprache zurückschaut, desto geringer ist ihre Zahl, desto schwächer ausgeprägt sind sie.“ Es müßte also im Laufe der Zeit jeder zu seinem Privatdialekt kommen. Dem aber tritt die inzwischen erfolgende Niedersetzung der Schriftsprachen entgegen. Das ist etwas fest Gewordenes, welches bleibt, Früchte zeitigt, abstirbt und langsam verwesend die Nährstoffe für die neu aufkeimende Saat abgibt. Wir erwarten nun, daß die Sprache des herrschenden Stammes in Deutschland auch zur Grundlage der Schriftsprache wird. Und der herrschende Stamm waren die Schwaben. Die schwäbische Mundart ist die Sprache der Staufer, und wie der Name Alemannien damals als Bezeichnung für ganz Deutschland Bedeutung gewann, so gelangte auch in der alemannischen Mundart das Hochdeutsche zum Siege. Diese hochdeutsche Sprache war die Vermittlerin aller anderen. Schwabens Herrschaft, die Herrschaft der Salier und ihrer staufischen Erben beruhte auf der Verbindung der oberdeutschen Stämme. Stützten sich die Salier namentlich auf Bayern und Burgund, so die Staufer auf die Franken und Hessen des Oberrheins und die Burgunder. Franken, Bayern, Thüringer, Oesterreicher und Hessen halfen dann auch mit, diese mittelhochdeutsche Schriftsprache zu bilden, und nur ein sprachlicher Unterschied blieb auch im 13. Jahrhundert bestehen: Schwaben und Sachsen. Nicht umsonst verfolgten wir parallel mit der bayerischen Entwicklung diejenige des übrigen Deutschlands und namentlich Sachsens. Wir erkannten die Eigenart des sächsischen Stammes und bemerkten, wie Bayern bald sich ihm, bald sich wieder dem Westen näherte. Die Zeit nun, da der sächsische Einfluß ein wirklich allgemeiner in ganz Deutschland war, die Zeit Lothars, Heinrichs des Stolzen und Heinrichs des Löwen, kurz das zwölfte Jahrhundert, bildete eine Sprache aus, welche den Uebergang vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen vermitteln half — das Mitteldeutsche. Hier zeigte sich die Einwirkung des Niederdeutschen in einer ganz überraschenden Weise. Aber dann isolierte sich die niederdeutsche Sprache, nachdem sie noch zur Ausbildung der niederländischen, wie einst zu derjenigen der englischen Sprache mitgeholfen hatte, wieder, zersplitterte und sank in die Reihe der Dialekte zurück. Hierin zeigt sich der Eigenwille der Niederdeutschen abermals vollkommen, und wir müssen zugestehen, daß auch in seiner Sprache der sächsische Stamm von der Gesamtheit der west- und süddeutschen Stämme ebensowenig überwunden wurde, wie in seiner politischen Entwicklung. Der auf romanischer Grundlage ruhenden Verallgemeinerung der West- und Süddeutschen widersetzte sich Sachsen mit seiner ganzen Zähigkeit, und so blieb die Bahn offen, welche dann von dem staufischen Centrum hinweg zu den Einzelstämmen in vielfacher Verzweigung wiederum zurückführte.

Blicken wir auf die Epochen der Entwicklung der deutschen Litteratur, so fallen sie mit denen des natürlichen Wachstums des deutschen Volkes vollkommen zusammen. Die althochdeutsche Zeit ist die Zeit der Epik. Dem Kinde ist es um die Begebenheit selbst zu thun. Es läßt sich erzählen und vordichten, um zu lernen. Die mittelhochdeutsche Zeit ist die Zeit der erwachenden Subjektivität, des Austritts aus der Schule, der Lyrik, des Selbstlebens und Liebens. Die neuhochdeutsche Zeit ist diejenige des Selbsthandelns, des Dramas, der Umsetzung von Erfahrung und Erlebnis, von Selbstdenken und Selbstforschen in kunstvolle Wirklichkeit. Geistlichkeit, Rittertum, Bürgertum teilen sich in die



Wolfram von Eschenbach.

Führung der drei Epochen, deren Grenzen natürlich nicht festgezogen sind, sondern vielfach in einander hineinspielen. Hatten die oberen Gesellschaftsklassen in früherer Zeit ihre Litteratur, drang diese Litteratur selbst noch in die mittelhochdeutsche Zeit hinein, so erhielt sich im Volke die Heldensage. Oesterreich war das erste deutsche Land, welches vom Reiche auf sich selbst gestellt wurde. Hier hatten eigene Kraft und eigenes Wollen gelebt und sich entwickelt zu mächtigem Schwunge, die territoriale Lostrennung vom Reiche war nicht nur eine Gunstbezeigung Friedrichs I, sondern auch eine Anerkennung der hier vorliegenden Entwicklung gewesen. Und so fand man denn zuerst hier den Mut, in eigener Sprache und eigenen Tönen zu sagen und zu singen, was bisher im Volke unbeachtet gelebt. Westwärts drang dieser Sang und ermunterte die schläfrigen Träumer, während zu gleicher Zeit fast vom Westen des Rheins die Lieder der Troubadours herüberklangen. Wohl gehört die Poesie der Fahrenden noch dem Volke an, aber jetzt bringt sie empor an die Höfe und ruft dort das subjektive Leben zum Selbstbewußtsein wach. Die höfische Dichtkunst erhebt sich, aber der Dichter führt die Muse. Er tritt als Persönlichkeit hervor. Der Adel nimmt sich der Pflege der Kunst an, und schnell ist das düstere Gewand alter Gelehrsamkeit vertauscht mit glänzendem höfischem Kleide. Das cölibatäre Denken der Geistlichkeit macht dem Natursange der Liebe Platz, von der mystischen Verehrung des weiblichen Geschlechts in Maria geriet man an das reale Weib selbst, das sich nun in seiner germanischen Art wieder zeigte und einen großen Teil der Verehrung in Anspruch nahm, welche man bisher seiner christlichen Patronin gewidmet hatte. Und diese Minneseligkeit überwältigte nun alles. Die Schranken der Gesellschaft, der Ehe, des Glaubens wurden durchbrochen. Man liebte und sang, wo das Herz dazu antrieb. Wohl mahnte ein Wolfram von Eschenbach an die Treue, bei welcher allein die rechte Minne bestehen könne, allein auch er behandelte, abgesehen von seinen Tageliedern die Frage des Liebeslebens mit einer solch naiven Offenheit und Natürlichkeit, wie es nur einem unverdorbenen Naturkinde möglich ist. Nicht nur einmal vergißt er bei Hochzeiten zu bemerken, daß auch der Priester dazu seinen Segen gegeben habe. Und wenn wir trotzdem gerade ihn von hohem, sittlichem Ernste durchdrungen sehen, so ist das ein doppelter Beweis dafür, daß eben jene Zeit sich eine natürliche Moral geschaffen hatte, welche mit der christlichen nur sehr wenig zu thun hatte. Doch nicht nur das. Auch im Parzival klingen jene Akkorde an, welche wir anderswo bereits vernahmen. Der Spruch von den drei Betrügern war mehr als eine subjektive Meinung. Auch dem prädestinierten Gralkönige naht der Zweifel, und im Unmut verleugnet er Gott und kümmert sich weder um Sonn- und Feiertage, noch um die übrigen Vorschriften der Kirche.

Die sittlichen Probleme werden mit ernstem Selbstdenken erfaßt. An der Epik über Christus und Maria beteiligen sich die höfischen Dichter nicht, aber sie greifen die Legende an und versuchen an diesen Stoffen ihr sittliches Urteil. Ein bedeutendes Beispiel hierfür ist der heilige Gregorius des Hartmann von Aue. Der Held der Dichtung ist von Bruder und Schwester gezeugt und liebt später unbewußt wiederum die eigene Mutter. Sein strenges Büßerleben hilft ihm über diese Frevel hinweg, und mit geläutertem Sinne vereinigen sich später wiederum Mutter und Sohn, heiligem Werke

dienend. Auch in zwei späteren Dichtungen, dem Erek und Iwein, bezeugt sich Hartmann als Dichter seiner Zeit. Er verfolgt da das Problem, daß nicht in der Wollust und ihrer Befriedigung das Glück der Liebe beruhe, sondern in der sittlichen Wertschätzung der beiden Gatten, nur allein ermöglicht durch gegenseitig fortbildende Thatkraft und Arbeit. Mit wundervoll poetischem Geschick weiß er in Erek die Frage der Erkaltung dadurch zu lösen, daß er darthut, wie nach der Hochzeit der Mann bald aufhörte, der Held zu sein, als welcher er einst die Liebe seines Weibes gewann. Mit der Ermannung kehrt auch das Glück der Liebe wieder und in reinerer, schönerer Form, als es den Gatten einst beschieden war.

Mit einem kühnen Sprunge sind wir auf der Höhe angelangt. Wir haben die Dichtung, welche den leitenden Grundgedanken in sich birgt. Wir müssen zurücksehen. Wie unscheinbar stand in der früheren Zeit die Dichtung da! Gereimte Prosa schien sie uns und wir erkannten, wie der objektiv formlose Stoff das kindliche Gemüt noch vollkommen überwältigt. Dennoch verrieten uns Reim und Strophenbau bereits den Anfang der Selbstarbeit, und in Predigt und Gebet gewahrten wir sogar den schüchternen Versuch, über die Katechismusformel hinauszubringen (S. Bd. I, S. 770). Jetzt aber schmiegen sich Technik und Stoff inniger aneinander an, es muß dahin kommen, daß die selbstschaffende Technik den Stoff überwältigt. So nur kommt es zu einer Kunst. Auch sie hat ihre Lebensalter. Mit Walther von der Vogelweide erreichen wir die sonnige Höhe. Von da geht's abwärts. Die Technik wird zur Künstelei, Stoff und Form verflachen und sterben dahin. So ist der naturgemäße Lebensgang. Neben dem Kunstgesange aber geht die Volksdichtung her, langsamer, bedächtiger, mit schwererem Schritt, eine fortwährende Quelle frischer Kräfte für jene. Das 12. Jahrhundert war am reichsten an epischem Volksgesang, während sich auf dem Grunde der Reimprosa die epische Kunstdichtung erhob. Diese blieb vorläufig noch in den Händen der Geistlichkeit. Ihre Stoffe entnahm sie der Geschichte, Legende und antiken Sage, nicht aber der deutschen Heldensage. Noch war ihr der gelehrte Charakter vollkommen eigen, kein lebendiger Gedanken erfüllte sie — eine irdische Leibesform ohne unsterbliche Seele. Da drang im Südosten Deutschlands die deutsche Heldensage in die Dichtung der Höfe ein, und noch einmal nahmen unsere germanischen Götter und Helden den Kampf auf gegen die christlich-romanischen Ritter von König Artus' Hof und der Gralburg. Noch lebten jene und sterbend ward ihnen der Sieg. Unsere Litteratur ward eine echtdeutsche trotz der französisch-christlichen Stoffzufuhr, Dank unserer Helden und Götter. Und so stehen denn die gewaltigen Werke neben einander, die Volksepen der Nibelungen und Kudrun und die Kunstepen eines Hartmann, Wolfram und Gottfried von Straßburg, jene eine gewaltige unmittelbare Schöpfung des Volkes und seiner Vergangenheit, während in den Werken dieser die Künstler selbst als eine Verkörperung der Gegenwart, als Geschöpfe des Zeitgeistes erscheinen. Aus dem Volke und aus der Fremde strömte die Poesie der Fahrenden zu den Höfen hin und erweckte dort nun selbst lauten und herrlichen Sang. Der Gegenwart wandten sich diese höfischen Dichter zu. Aus dem frischen Leben nahmen sie ihre Farben, ihr subjektives Leben tritt nicht zurück, und so entschwindet die alte Objektivität der naiven Zeit, und die nationale Epopöie wird zum Kunstepos, in welchem das romantische Element bereits eine hervorragende Rolle spielt. Man erzählt nicht nur mehr, was man sah, sondern auch, wie man es sah, nicht der


Hartmann von Aue.



Gottfried von Straßburg.

Stoff ist dem Dichter alleinige Hauptsache, sondern ebenso die Eindrücke und Empfindungen, welche ihm der Stoff hervorrief.

Wie die Dichtungen, welche ihren Stoff aus der Legende, der Geschichte des Altertums und der Weltgeschichte entnahmen, zur poetischen Encyklopädie hinaustreiben, dort zu dem großen Passional, welches das Leben Jesu und Mariens, der Apostel und Evangelisten und dann der Heiligen nach dem Kirchenjahr in mehr als 100 000 Versen schildert, hier zu den Kaiser- und Weltchroniken, so versuchte das mittelalterliche Rittertum im Parzival des Wolfram von Eschenbach dieselbe Aufgabe für sich und in seiner Weise zu lösen. Auch hier ein zusammenfassendes Bild einer zur Höhe gelangten Lebensbildung. Wie in Goethes Faust ist es das Streben des unbefriedigten Menschenherzens, das im Genusse der Welt und ihrer Güter keine Ruhe findet und höher strebt nach einem überweltlichen Ideale. Das psychologische Epos entsprang in dieser Zeit als eben so natürliche und notwendige Frucht dem Leben, wie in der späteren das psychologische Drama. Wolfram nennt sich einen Bayer von Geburt und trägt seinen Namen nach dem Städtchen Eschenbach zwischen Amberg und Gunzenhausen. Seine Dichterzeit fällt in die beiden ersten Dezennien des 13. Jahrhunderts. Sein Parzival führt die Geschichte des Menschen, der für Wolfram nur ein Ritter sein konnte, hinaus bis zur Abwendung von der Welt. Diesen Charakter tragen fast alle psychologischen Dichtungen damaliger Zeit an sich, und auch Wolfram, der dem Menschlichen keineswegs asketisch abgewendet war, der in seinen Wächterliedern, welche den heimlich Liebenden das Nahen des Tages und die Notwendigkeit des Scheidens verkünden, Bilder fand, wie jenes unvergleichliche: „Seine Klauen hat der Tag durch die Wolken geschlagen, auffsteigt er mit großer Kraft", konnte nur diesen Ausweg finden. Auch hier also klingt uns das Motiv eines mystischen Aufgehens in Gott entgegen. Ja selbst ein Gottfried von Straßburg, in dessen Tristan alle großen Vorwürfe stille stehen, der nur all das Kleine bringt, was direkt der Liebe dient, das aber in einer wunderbar berückenden Anmut, hat kein anderes Ende für diese eine verzehrende natürliche Liebe, als den Untergang der Liebenden. So erscheinen selbst diese beiden großen Kunstepen, Parzival und Tristan, vom Gegensatz geschaffen, dennoch als Früchte der einen, von demselben Leben, von den gleichen Gedanken und Gefühlen durchfluteten Zeit.

Und eben dieselbe Zeit, in welcher ein Parzival gedichtet wurde, beschenkte uns mit einer nochmaligen Ueberarbeitung der Nibelungen. Das südöstliche Deutschland zeigte auch hierin seine selbständigere Entwicklung. Die Götter sind zu Menschen geworden, Charaktere stehen vor uns groß und gewaltig, nur die Phantasie waltet unter diesen Gestalten und führt sie uns vor, und wie der Druck erkünstelter Formen von uns weicht, so mit ihm die Schemen einer sinkenden Kunst, die ziellose Lust am Abenteuer, wie sie in den Artusromanen vorwaltet. Diese Richtung zum Nationalen, welche sich hier im Stoffe verrät, werden wir in Süddeutschland noch weiter zu verfolgen haben, von wo ja auch die dichterische Behandlung der Landes- und Zeitgeschichte ihren Ausgang nahm. Hielten im Volksepos gerade die südöstlichen Länder an dem Nationalen fest, so kenn-

zeichnet dies das Beharren in der eigentümlichen Richtung, der man auch über den Höhepunkt der mittelalterlichen Litteraturepoche hinaus folgte. Dem Eigenen und Realen blieb die Dichtung hier zugewandt, und dafür sind uns des Steiermärkers Ulrich von Liechtenstein Frauendienst (1255) und das Fürstenbuch von Oesterreich und Steiermark vollgültige Beweise. Von hier wandte sich diese geschichtlich-poetische Methode auch in andern Gegenden dem Individuellen und Landheimischen wieder zu.

Das Eindringen der Subjektivität, des Selbsterdachten und Erlebten in die Dichtung kennzeichnet das eigentliche Zeitalter der deutschen Lyrik. Sie ist die duftigste Blüte der damaligen deutschen Entwicklung. Ihren Ursprung vermag sie nicht zu verleugnen, den sie zum Teil aus der epischen Gelegenheitsdichtung des Volkes und den Sittensprüchen nahm. Das Aufraffen des Volkes zum Selbstleben zeichnet sich in ihr und dies nirgends schöner als in Walthers von der Vogelweide politischen Liedern. Die Anteilnahme an der großen Politik bringt in weitere Kreise. Mit den fahrenden Sängern, ihren älteren Pflegern, tritt die Lyrik in die höfischen Kreise und findet dort Aufnahme und hervorragendste Pflege. Auch hier geht der Südosten voran, und in den älteren Dichtungen Dietmars von Eist, des Kürenbergers, des Burggrafen von Regensburg, Meinlos von Sevelingen und Spervogels bringt die Weise des Volkes noch empor. Noch sind die Formen einfach und hergebracht. Doch schon zeigt sich der Drang nach Formenentwicklung, so in der nach ihm benannten Kürenberger Strophe, in welcher auch das Nibelungenlied dreißig Jahre später (um 1200) gedichtet wurde. Die Minnepoesie ist ihm noch fremd, dagegen tritt sie bei Dietmar von Eist bereits hervor, von provençalischen Anregungen geheimnisvoll erfaßt. Ueber alle diese Vorläufer schreitet Reinmar der Alte hinaus. Und sein Schüler ist Walther von der Vogelweide, der von ihm am österreichischen Hofe die ersten Anregungen (Schulen gab es noch nicht) empfing. Wenn wir seine Sprache, seine Kunst in Vers und Reim, seine Gedankenfülle betrachten, so mag wohl gerechtfertigt erscheinen, daß Gerhoh von Reichersberg (um 1148) der deutschen Sprache das Zugeständnis macht, sie sei mehr als alle andern geeignet zu wohlklingenden Liedern. Welcher Weg von jenen Zeiten, deren wir im ersten Bande (S. 766) gedachten, bis zu diesem Lobe!



Reinmar der Alte.

An den Höfen entwickelte sich nun Gedanke und Stoff in jenen Formen, deren Verständnis die Romanen uns vermittelten. Form und Inhalt durchdrangen sich zu einem Sein, und die deutsche Dichterei ward zur Kunst. Und wie weit überwuchs sie ihr romanisches Vorbild! Mit Walther, dem größten Dichter des Mittelalters, errang diese Kunst ihren Höhepunkt, und er sah noch die Sonne zum Untergang sich neigen. Er übernahm nach dem Tode Reinmars das Amt, der Nachtigallen Leitfrau zu sein. Wie innig er mit dem Boden seiner Heimat verwachsen war, zeigt sich in seiner Klage, als er in späteren Jahren die Stelle wiedersah, da er von Kind auf war erzogen:

„Bereitet ist daz velt, verhouwen ist der walt,
wan daz daz wazzer fliuzet als ez wilent floz."

Wo Walther mit Reinmar wetteifert, erreicht er denselben immer und übertrifft jenen, der ganz von der Analyse des Gefühls und der Reflexion erfüllt ist, durch seine Natürlichkeit, welche er zuerst in die lyrische Poesie hineinbrachte. Ebenso übertrifft sein Humor denjenigen aller Vorgänger, und seine Kunst, in wenigen Strophen ein greifbares Bild vor unsere Sinne zu stellen, ist eine wundervolle. Denken wir nur an sein ewig schönes „Unter der Linde, an der Haide": Wie hier durch seine Liebeslieder überragt er alle seine Vorgänger durch seine Spruchpoesie. Alle Fragen auf sittlichem Gebiete werden bei ihm behandelt. Ebenso betonten wir schon, daß er der erste war, der auch politischen Stoff poetisch behandelte. Wohl nimmt er Anteil an den großen Fragen der Zeit, allein von einer politischen Ueberzeugung dürfen wir auch bei ihm nicht reden. Das ist ein Ding, welches nicht auf einmal geschaffen wird. Daß aber Walther diesem Gebiete sein Augenmerk zuwandte, zeigt, wie er in direkter Fühlung mit seiner Zeit stand und blieb. Wir wollen nicht darum streiten, wo Walthers Heimatland zu suchen, obgleich die Annahme Tirols als solches in letzter Zeit bedeutend an Allgemeinheit gewonnen hat. Genug, daß Frankenland, Bayern und Oesterreich, selbst das Schwabenland ihn für sich in Anspruch nehmen, daß unsere deutschen Stämme alle noch eine Ehre darin sehen, diesen glänzendsten Stein in der deutschen Dichterkrone ihr eigen nennen zu dürfen.

„Nur daß das Wasser fließet, wie es weiland floß". — Walther erlebte den Wandel überall. Er sah den beginnenden Kampf Friedrichs II mit der Kurie, und müde vom Getriebe der Welt nahm er Abschied von ihr in einem wunderschönen allegorischen Poem. Da ist die Welt als Besitzerin einer Schenke dargestellt, deren Wirt der Teufel ist. Walther will die Schenke verlassen, Frau Welt bittet ihn zu bleiben. Er aber erwidert, so lange er ihr in die Augen gesehen, wäre ihr Anblick wunderbar gewesen, doch nun hat er sie vom Rücken gesehen und will nichts mehr von ihr wissen. Aber ganz ernst ist es ihm nicht mit den Vorwürfen. Eine wundervolle Natürlichkeit liegt in der folgenden Bitte der Frau Welt, wenn er denn gehen wolle, möge er doch der manchen lichten Tage nicht vergessen und bisweilen zurückschauen, wenn ihn die Langeweile plage. Der Dichter möchte wohl, fürchtet aber seine Unbeständigkeit, denn vor der List der Frau könne sich niemand bewahren. „Gott geb' dir, Fraue, gute Nacht — ich will zu meiner Herberge fahren!" Wir kennen die Herberge, welche hier gemeint ist. Kann man schöner Abschied nehmen, und kann man selbst in einer Verneinung des Lebens und der Welt schöner, inniger darthun, wie man doch dieses alles einst geliebt? Ihm blutete das Herz, als er ging, aber er ging.

Walther hat Nachfolger gehabt, zahlreiche Sänger kamen nach ihm, keiner erreichte ihn mehr. Wie das Leben zersplitterte und verflachte, dem diese Kunst entsprossen war, so die Dichtung selbst. Aber umsonst war der Dichter Schaffen nicht. Wir wiesen darauf hin, daß der deutschen Prosasprache durch die Prediger eine wunderbare Ausdrucksfähigkeit verliehen wurde. Wohl starb die Dichtung ab, aber die Prosa belebte sich. Hier wurde gleichsam praktisch verarbeitet, was die Ahnung der Dichter geschaffen. Das Didaktische einerseits, die Willkür andrerseits drangen in die höfische Poesie hinein. Wohl ward in diesen oberen Kreisen der Gesellschaft, da sie selbst und durch sie das nationale Leben zu einem ersten Höhepunkt ihrer Entwicklung hinaufstrebte, auch die Poesie zu einer ersten herrlichen Sammlung und Entfaltung geführt, aber diese höfischen Kreise sanken dann schnell hinab, unter Friedrich II löst sich der deutsche Königshof bereits auf, nachdem eine lockere Gesellschaft den jungen Heinrich VII umgeben und ihn ins Unglück gestürzt hatte. Da flieht auch die Göttin ins Dunkel zurück und harrt verstummend des fernen, einstigen Erlösers. Dornröschen sinkt in Schlaf.

Nur noch einen Blick auf die Poesie des Volkes! Auch in die Kreise des Volkes dringen die höfischen Sänger und schildern das hier Erlebte. Das geschieht aber nur und fast ausschließlich in Bayern und Oesterreich. Hier lebt Neidhart von Reuenthal. Ein Bayer von Geburt und jüngerer Zeitgenosse Walthers von der Vogelweide, trägt er dem Volke die Formvollendung der höfischen Poesie zu. Seine Frühlings- und Winter-



Beisetzung des berühmten Minnesängers Walther von der Vogelweide 1230.

Nach dem Gemälde von Echter.


Neidhart von Reuenthal.

lieder bringen uns meist nach einer epischen, oftmals entzückenden Einleitung mit den damaligen süddeutschen Bauern in Verkehr. In Aeußerlichkeiten begann bereits das höfische Leben zu entarten, und diese Aeußerlichkeiten reizten auch die niederen Stände zur Nachahmung, ein Zeichen, wie hier bereits die Expansivkraft zu erlöschen begann. Der Bauer hat wieder sein Schwert an der Seite, aber nicht zur Eroberung und Kolonisation, sondern weil es ritterlich aussah. Er trägt Kleider nach der Hofsitte, mit Seide benäht, und Tuch aus Oesterreich. Die Bauernweiber erscheinen in Seide, in welcher sich beim Tanze die Sporen der Bauern verfangen. Rote Hüte, Schnallenschuhe, schwarze Hosen und Handschuhe, selbst mit „Draht gesteifte Röcke" fanden Aufnahme bei den „Geburen und Gauhühnern". Aber das war nicht alles. War ohnedies das individuelle, natürliche Leben in den unteren Schichten der Bevölkerung ein kräftigeres und gesunderes geblieben, so setzte sich dies nun durch das Eindringen fremder äußerer Formen in volle Ungebundenheit und Willkür um. Man wollte nicht nur leben, sondern auch erleben und ging in seiner Weise auf Abenteuer aus, die Bauerndirnen auf Liebschaft mit den Ritterleuten, die Bauern selbst auf Raub und Gewaltthat, auf „ritterliche Fahrt". Ist Neidhart der Lyriker dieser Gesellschaft, so finden wir in Maier Helmbrecht Wernhers des Garteners einen solchen Bauernburschen novellistisch geschildert, der das ritterliche Leben eben nur von dieser Seite zu erfassen vermochte und erfaßte. Und wie bei Neidhart Stand und Namen der Geliebten kein Geheimnis bleiben, was in der höfischen Poesie durchaus der Fall ist, so treten wir auch in dieser Novelle wirklichen und leibhaftigen, furchtbar realistisch geschilderten Personen gegenüber. So durchbricht auch hier das Leben die erstarrende Form, und der Wirklichkeitssinn zerreißt den Mantel einer zur Lüge gewordenen, nur äußerlichen und förmlichen Reinheit. Die Neidhartpoesie erhielt sich noch lange Jahre, immer wieder knüpfte man an ihr wenn auch mit vollem dichterischen Unvermögen an, während man der großen Sänger des Mittelalters auf Zeiten ganz vergaß.

Wie das ritterliche Leben seine einstige in der Zeit und dem Zeitgeist wurzelnde hohe Bedeutung verlor, so verlor es auch die Führung der Poesie an die jüngere, unverbrauchtere Volksklasse des Bürgertums. Bis dieses aber fähig wurde, sein hohes Amt als Kunstwart zu übernehmen, bedurfte es einer langen Zeit. Es liegt in der Art der menschlichen Entwicklung begründet, daß das Formelle zuerst erfaßt wird, das Aeußere und rein Sinnliche, während das Sinnige, das Innerliche erst erfaßt werden kann, wenn der Schüler selbst durch Leben und Erfahren zum Meister und damit zum Meister seiner Meister ward. Das Bürgertum war noch ein Kind. Bis zur Meisterschaft hatte es weiten Weg. Es übte, was es konnte, die Form, aber auch hier griff es nur die Form des Liedes an, während Leich und Spruch zurücktraten. Mit dem Wachstum des Bürgertums, mit dem Empordringen praktischen Lebensverstandes erhebt sich denn auch zuerst unsere deutsche Prosa zu einer bisher ungekannten Lebenskraft, wenn auch einstweilen noch mit des Traumlebens mystischem Schleier umhüllt. Der deutsche Geist behauptete den Sieg über den romanischen, obgleich die deutsche Poesie in Trümmer ging. Wie eine Ahnung dieses Sieges durchdrang es uns in der liedfrohen Zeit, und daß gegen Ende

des 13. Jahrhunderts die deutsche Prosa sich mächtig zu entwickeln begann, daß hier wiederum das Beispiel des niederen Deutschland, des Sachsenstammes mit seinem Sachsenspiegel, von hoher Einwirkung war, bezeugt uns nicht nur, wie unzertrennlich das innere Leben der deutschen Stämme im früheren Mittelalter dahingeflossen war, sondern verbürgt uns auch die jugendliche Kraft und das echtdeutsche Wesen der neu anhebenden Entwicklung. Sachsen- und Bayerstamm — in ihrer Totalität bewahrten sie sich den oppositionellen Charakter gegen den romanischen Westen. Dort die Rechtsprosa, hier die Predigt, dort die Mystik, hier die Poesie — und was aus dieser echtdeutschen Quelle floß, dem gaben Schwaben und Franken die edlere, kunstgerechte Form. Rückkehr zum Volksmäßigen, zum Natürlichen, Nationalen — wir erkennen sie in dem Aufschwung des Bürgertums, selbst in dem ungeschlacht auftretenden Selbstbewußtsein und Protzentum der süddeutschen Bauern, wir erkennen sie ebenso in dem individuellen Drange der einzelnen Stämme und Stammesteile nach Selbstregierung, wir erkennen sie in allem und überall, und mag immerhin dieses allgemeine Streben nach Individualität und Selbstleben die vollkommene Zersetzung alter Lebensformen bedingen, wir wissen, daß es deren bedarf, um neuem Leben Platz und Nahrung zu verschaffen. Deutsch mußte das Christentum werden, so hat es der Heiland verkündigt, deutsch die ganze romanische Kultur, welche mit dem Christentum von Westen und Süden, über die Alpenpässe und den Rheinstrom herüber eindrang.

Ein Wort der Musik zu widmen, ist uns untersagt. Ihr kindlich-traumhaftes Leben ist noch nicht begrifflich faßbar. Wohl bringen in den Melodien der Minnesänger unsere modernen Tonarten bereits unbewußt hervor, als eine natürliche Frucht natürlicher Entwicklung vom Volke durch die Fahrenden den Höfen vermittelt, doch Theorie und Praxis gehen auseinander und jene findet fast alleinige Pflege in der Kirche. Wohl ringen die Minnesänger namentlich in Deutschland auch in der Musik nach dem Ausdruck des rein Menschlichen und Natürlichen, allein die Musik bleibt Wissenschaft und wird nicht zur Kunst. In dieser Zeit, da in Deutschland die Höfe widerhallten von natürlichem Sange, ward in Frankreich die erste Schule begründet. Wie die Dialektiker, Scholastiker und Philosophen nach Paris wanderten, ihre Weisheit zu holen, so bald die Jünger der Tonkunst. Wie in Paris die gotische Baukunst der Theorie nach ihren Ausgang nahm, so die Musik, welche der Polyphonie zudrängte. Das frühere internationale Zusammenwirken hört auch auf technisch-musikalischem Gebiete auf, das nationale beginnt. Und Deutschland wird erst hier lebenspendend eintreten können, wenn es in seiner eigenen nationalen geistigen Entwicklung zu einer ersten Höhe gelangt ist. Musik und Christentum — wir sahen ihr Zusammengehen in früherer Zeit. Wenn das deutsche Volk der christlichen Religion eine eigene, eine nationale Seite abgewonnen hat, wird sein religiöses Empfinden auch in Tönen ausklingen. Die Anfänge auf jenem Gebiete erkannten wir in der „Deutschen Theologie", der Mystik. Die unbewußten Anfänge auf diesem erkennen wir in dem Eindringen der deutschen Sprache mit dem Kirchenliede in die Kirche. Wallfahrten, Kreuzzüge, Bittgänge arbeiteten hier vor, vielleicht mehr als sie die „Ketzerlieder", welche für und gegen die Kirche im Volke, selbst bei den Kindern in Umlauf kamen. Das Ketzertum besaß eben in diesen Liedern in deutscher Sprache eine Waffe, deren sich die Kirche selbst bemächtigen mußte, wollte sie auf die Dauer nicht unterliegen.

Städtische Autonomie und fürstliche Territorialgewalt — das waren die Strebungen der Zeit, ihnen gegenüber fanden wir zuerst den Kaiser mit den Ministerialen, dann die Bischöfe, appellierend an die Kaisermacht, diese aber mehr und mehr schwankend zwischen alter Theorie und jungem Leben. 1226 verlieh Friedrich II der Stadt Lübeck das Münzrecht. Das Recht der Ratswahl besaß sie bereits. 1232 folgte Hermann von Salza in Kulm mit gleicher Maßregel nach. Im Jahr 1235 wird der erste Landfriede in deutscher Sprache verkündigt; von Dortmund, Soest, Lübeck und Magdeburg setzt die Ausbildung und Verbreitung der Stadtrechte mit großartiger Energie ein; in Bayern dagegen bringt die Zeit kein hervorragendes Stadtrecht hervor. Diesem jugendfrischen Leben gegenüber steht Bayern in abwartender unentschlossener Stellung. Die Hemmnisse

in der Entwicklung Regensburgs haben wir früher erkannt; die herzogliche Landeshoheit sucht nach allseitiger Anerkennung und Befestigung, der Hofstaat wird eingerichtet und herzogliche Beamte greifen in die Verwaltung des Landes allenthalben ein. Seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts erscheinen die Vitztume (Vicedomini). Das Streben der königlichen Macht, durch Beamte Verwaltung und Regierung zu regeln, ward vereitelt, aber nicht vernichtet, es ging auf die Landesherren über und rang sich hier langsam siegreich empor. Diese Bewegung kann aber erst dann zum Siege gelangen, wenn sie die bisher wesentlich juristische Bildung des deutschen Laien zersetzt und überwältigt hat, und dazu bediente man sich von fürstlicher Seite derselben Mittel, wie wir sie bereits von Kaiser und Kirche versucht sehen: des römischen Rechts. Der Weg, den man einschlagen wird und muß, liegt vor uns. Einstweilen aber sind wir noch nicht so weit, noch haben sich die Verhältnisse nicht geklärt, noch stehen die Städte im Vordergrund der Bewegung, und die Fürsten sind einen Augenblick ratlos. Wohl hat die Zersplitterung der Herzogtümer Bayern und Sachsen die Entwicklung zur Landeshoheit angebahnt, die Regierungszeit Friedrichs II und die Auflösung des schwäbischen Herzogtums dieselbe vollendet, wohl steigt mit der sinkenden Kaisermacht das Recht und die Macht der Landesherren und geht mit dieser Rechtsmehrung das frühere persönliche Abhängigkeitsverhältnis allmählich zum Unterthanentum über, allein die Landeshoheit bleibt nicht bei den Herzogen und Fürsten stehen. Wir sahen die Kämpfe Ludwigs I mit den Großen des Landes, mit den Grafen und Bischöfen, die Städte gewannen ihr Teil, und selbst Vasallen und Ministerialien strebten nach den landesherrlichen Rechten auf ihren, wenn auch manchmal sehr kleinen Gebieten.



Bischof Eckbert von Bamberg 1203—1235.

Dieser gewaltigen Zersetzung gegenüber steht der Rest der freien Bevölkerung. In Sachsen erhielt sich ein großer Teil der alten Gemeinfreien. An sie trat die Frage: was soll nun mit uns werden? Und aus diesen Kreisen drang dann noch vor 1235 die Antwort empor: der Sachsenspiegel. Bei den vielfach neuen Verhältnissen der Landeshoheit bedurften die Schöffen zu ihrem Urteil einer festen Basis. Sah man hinaus, wie am kaiserlichen Hofe die gelehrten Herrn von Bologna Aufnahme fanden, wie unter Friedrich II 1235 der „Hofjustitiar" auch in Deutschland eindrang, wenn auch einstweilen noch in der Person eines deutschen „Freien", wie der Klerus in Bologna seine Rechtskenntnisse holte, und römisches und kanonisches Recht freilich einstweilen nur erst theoretisch in Umlauf und Anwendung kamen, so bedurfte es einer festen Antwort. Sie konnte, da sie von Sachsen ausging, nicht anders als deutsch lauten. Das Landrechtbuch des Eike von Repgow, eines schöffenbar freien Mannes, entstand in der Zeit zwischen 1224 und 1235, und bald folgte das Lehenrechtbuch nach. Nicht bloß eine Aufzeichnung des

alten Gewohnheitsrechtes will er geben, sondern er versucht zusammenzufassen und in den ursprünglichen Sinn der Rechte einzudringen. Die Unfreiheit des Menschen gehe wider Gottes Willen, sie habe ihren Ursprung „von Zwang und von Gefangenschaft und von unrechter Gewalt, die man von Alters in unrechte Gewohnheit gezogen hat und nun für Recht halten will; denn Gott habe den Menschen nach seinem Willen geschaffen und durch sein Martyrium erlöst, den einen wie den anderen: ihm ist der Arme also nahe, wie der Reiche.“ Der Mannigfaltigkeit des Rechts der Dienstleute, die es einstmals nicht gab, da alle Leute frei waren, stellt er das Recht der freien Landbewohner als ein auf der Grundlage einheitlicher Anschauungen beruhendes entgegen. Wer möchte verkennen, daß hier in wahrem Sinne das Ergebnis aus einer einheitlichen langjährigen Entwicklung gezogen wird? Und wundern wir uns, daß auch im Sachsenspiegel das Recht der Nationalität dem universellen, weltbürgerlichen, romanisch-christlichen Streben entgegengehalten wird? In der Sprache, die ihm angeboren ist, soll jedweder vor Gericht gefragt und beschuldigt werden, damit er in derselben antworten könne. Eine Nationalität auf ihrem Gebiete zu unterdrücken, sei nicht „deutsche“ Art, hat man daraus gefolgert, und wir stimmen dem zu, sehen aber, daß die deutsche Art zuletzt nur mehr einen bewußten Rückhalt in Sachsen fand. Heinrich der Löwe verweigerte Friedrich I die Hilfe gegen Mailand. Sachsen und Schwaben ist der Gegensatz wie in der Sprache, so im Recht und Leben, wie es einst der Gegensatz zwischen Sachsen und Franken war. In Sachsen lag die nationale Opposition von jeher, welche dem Einfluß des Westens einen Damm entgegensetzte. Sachsen und Bayern zu einen, war das Ziel der großen sächsischen Fürsten. Es gelang nicht. Und so gab man in Sachsen Bayern verloren. Deutlich zeigt sich dies in den Bestimmungen des Sachsenspiegels über das Recht der Kurfürsten, welche uns hier zum ersten Mal in solcher Bestimmtheit begegnen: „In des kaiseres kore sal die erste sin die bischop von megenze“; der andere der von Trier, der dritte der von Köln. Unter den Laien ist der erste an der Kur der Pfalzgraf vom Rhein, des Reiches Truchseß; der zweite der Herzog von Sachsen, der Marschalk; der dritte der Markgraf von Brandenburg, der Kämmerer. Der Schenk des Reichs, der König von Böhmen, hat kein Kurrecht, „umme dat he nicht düdesch n'is“.

Der Kaiser wird **gewählt**, nicht vom Papste ernannt. Ueber das Recht der beiden Schwerter geht Eike hinweg, denn die römische Kasuistik liegt ihm zu fern. Wohl berührt er diesen Punkt, aber ihm steht fest, daß **Gott** zwei Schwerter verlieh zum Schutze der Christenheit, dem Papst das geistliche, dem Kaiser das weltliche. Beide sollen einander unterstützen. Die Deutschen sollen durch Recht den König kiesen. Wenn er geweiht wird von den Bischöfen, die dazu gesetzt sind, und auf den Stuhl zu Aachen kommt, hat er königliche Gewalt und kaiserlichen Namen. Wenn ihn der Papst weiht, so hat er des Reiches Gewalt und kaiserlichen Namen.

Der Gegensatz Sachsens zu dem Westen und Süden aber zeigt sich deutlich in der Bestimmung, daß Schwaben und Bayern im Kurfürstenkolleg ohne Stimme bleiben, während Sachsen deren drei stellt: den Erzbischof von Köln (als Herzog von Westfalen), den Herzog von Sachsen und den Markgrafen von Brandenburg. Zeigt sich hierin schon das starke Stammesbewußtsein des Sachsenvolkes, so sein national-deutsches in dem Ausschluß des vierten Besitzers eines Erzamtes, des Königs von Böhmen, „weil er nicht deutsch ist“. Halten wir dazu die hohe Bedeutung, welche der Sachsenspiegel dem Pfalzgrafen vom Rhein beilegt, der selbst über den König richtet und unter den weltlichen Kurfürsten der erste ist, so nimmt der Kampf der Staufer und Welfen um die rheinische Pfalzgrafschaft, die Verdrängung der letzteren durch die Wittelsbacher auch für uns eine weit tiefere Bedeutung an. Hier ist gleichsam der Mittelpunkt, um den sich der Kampf des Westens und Südens gegen den Norden und Osten drehte.

Wie sehr diese aristokratische Entwicklung neben der königlichen herging, zeigt sich deutlich in der Thatsache, daß auch in ihr erst mit der Neubefestigung des Königtums eine Stätigkeit wieder zu Tage trat. Von Sachsen aus ertönte der nationale Weckruf. Wir eilen vor, um die Antwort aus dem westlichen und südlichen Deutschland darauf zu vernehmen. Im sogenannten Schwabenspiegel wurde diese Antwort gegeben. Sie

stammt wahrscheinlich aus dem Jahre 1275. An die Stelle der sächsisch-oppositionellen und doch so echt deutschen Grundsätze traten schwäbisch-bayerische, und selbst römisches und kanonisches Recht drangen durch. Der Schwabenspiegel fand ungeheuren Anklang, und deutlich erkennen wir daraus, welchen Einfluß der Westen und Süden auf die deutsche Entwicklung in der staufischen Kaiserzeit gewonnen. Die Erben der Staufer, die Wittelsbacher, suchten diesen Einfluß zu behaupten. Ein gemeines Recht zu geben, stehend über den Partikularrechten, war der Zweck des Schwabenspiegels. In dieser Absicht also hat er Gemeinschaft mit dem Sachsenspiegel, wie ihm derselbe überhaupt zu Grunde liegt. Aber der Gegensatz gegen sächsische Anschauung tritt doch deutlich zu Tage. Der Bayernherzog kommt als vierter zu den drei weltlichen Kurfürsten. Ihm wird das Schenkenamt zugesprochen. König Rudolf von Habsburg hatte für die Wittelsbacher in diesem Sinne entschieden, als noch das böhmische Uebergewicht beide bedrohte. Aber die nationale Hegemonie erlangte Bayern darum doch nicht. Der Osten blieb ihm verschlossen und den zu öffnen hätte es nur im engsten Anschluß an Sachsen erreichen können. Dazu war es jetzt zu spät. Sachsen ging seine eigenen Wege, und für Bayern begann der Kampf um seine Existenz. Bayern war dem Osten verloren, ohne dem Westen vollkommen gewonnen zu sein. Unstät schwankt es Jahre lang hin und her, überall zurückgedrängt und zurückgeworfen erstarrt es in sich selbst, und wenn dereinst die nationale Opposition also erstarkt sein wird, um abermals zum Angriff vorschreiten zu können, werden wir Bayern auf der Seite der reaktionären Mächte finden, derjenigen Mächte, welche das Verständnis des flutenden Lebens und die Fühlung mit demselben verloren haben. Das Erbteil der Staufer war für Wittelsbach ein Unglück. Aber wir sahen, daß sie die allein berechtigten, die notwendigen Erben waren.



Der Schenk von Limpurg. Nach der Manessischen Handschrift.

„Die beiden Schwerter lieh Gott Sankt Peter, das eine mit geistlichem Gerichte, das andere mit weltlichem Gerichte. Das weltliche Schwert des Gerichts, das leiht der Papst dem Kaiser. Das geistliche ist dem Papst gesetzt, daß er damit richte.“ So entscheidet der Schwabenspiegel. Es ist bezeichnend für die Entwicklung des Westens und

Südens. Nicht nur daß man hier erst vierzig Jahre später als in Sachsen zu einer Aufzeichnung kam, für einen vollen Rücktritt auf nationalen Boden fehlte es bereits an Kraft und innerer Berechtigung. Der Sachsen schöffenbar freie Leute gab es hier sehr wenige mehr, und so behauptete das Romanische seinen Einfluß. Kanonisches und römisches Recht hielten die Rechtsentwicklung des Westens und Südens am Bande. Der Osten stellte drei weltliche Kurfürsten, Sachsen, Brandenburg, Böhmen, der Westen nur einen, den Pfalzgrafen, der Süden gar keinen. Und der Westen stellte diesen weltlichen Kurfürsten allein die drei geistlichen gegenüber. Nur Bayern rang mühsam und lange, aber mit halber Kraft um das Recht einer Kurstimme, Bayern, welches im Kampfe des Westens mit dem Osten immer mehr in eine schwankende Stellung hineingeraten war. Nur allein die Kaisermacht suchte sich der Südosten zu wahren, und ganz von selbst gerieten diese Länder dadurch in eine politische Stagnation. Ihr Einfluß spielt nur selten mehr hinaus in den slavischen und ungarischen Osten, sondern der Einfluß dieser Mächte wird im Reiche fühlbar. Die deutsche Kolonisation kam hier zum Stillstand, während sie im Norden erst jetzt gewaltige Fortschritte machte.

In der religiösen Entwicklung erkannten wir, daß der päpstliche Standpunkt zum kirchlichen wurde. Der päpstliche Absolutismus rang zur Herrschaft empor, zur Herrschaft über die Welt. Aber diese ganze Entwicklung war eine rückläufige, unverträglich mit dem Leben junger Völker, unverträglich vor allem mit den rechtlichen Anschauungen der deutschen Laienwelt. Gerade im deutschen Volks- und Rechtsleben hatte die Kirche einst ihren festesten Rückhalt gefunden. Jetzt trennten sich langsam die Wege beider. Städteentwicklung, Mystik, Dichtkunst, Sprache, Baukunst und Malerei drängten in eigene Pfade, und kaum ein halbes Jahrhundert nach dem Untergange der Staufer zweifelte man in Rom bereits, ob das deutsche Volk noch als Mitglied der römischen Kirche gelten könne. Nicht zwischen Kaisertum und Papsttum loderte der Kampf, sondern zwischen Despotismus und nationaler Freiheit. Darum der Abfall Deutschlands von der staufischen Kaisermacht, darum der Kampf Deutschlands mit der Kirche auch in der Folgezeit, als das Papsttum die Erbschaft der deutschen Kaiser, den Universaldespotismus, anzutreten wagte.

Die Forderung der Zeit war: die Geistlichkeit zurück auf das Gebiet des religiösen Lebens. Nur mit halbem Ohr hörte sie diese Mahnung und arbeitete an der Erhaltung ihrer verfallenden politischen Machtstellung mit fanatischem Eifer weiter. Die Kultur trat unter die Strömung neuer Ideen. Die geistliche Geschichtschreibung verstummte, die höfische Poesie geriet in Verfall, die Scholastik kramte in den Schutthaufen vergangener Jahrhunderte, nur die Mystik stand mit dem Leben in Verbindung und trieb die aus dem städtischen Leben emporkeimende neue Baukunst an, die starre Ummauerung und quadratische Grundlage des Romanismus zu durchbrechen und dem Lichte des Tages das Innere der Kirchen zu erschließen. „Innere Erleuchtung" — Mystik und Gotik, Selbstsehen und Selbstwollen — Auflösung der Massen, das Streben, „die Einheit des Baues in eine Unzahl freier, selbständiger Einzelglieder zu zerlegen, den Horizontalismus zu verleugnen und durch einen extremen Vertikalismus zu verdrängen" — sind es nicht Lebensgesetze, überall die gleichen, Ort, Zeit und Verhältnissen notwendig entsprungenen, die uns immer und immer wieder begegnen? Romanische Scholastik — deutscher Spiritualismus, — dort alles Gesetz, Grenze, Dogma, hier die freieste und ungezwungenste Bewegung jedes einzelnen, und doch alles gebunden durch das eine in dieser Vielheit zu Tage tretende und von ihr getragene Gesetz gesunder, natürlicher, notwendiger Fortentwicklung. Diese Entwicklung aber macht keine Sprünge. Sie sprang nicht aus dem romanischen Stile heraus in den gotischen, sondern hielt sich auch hier strenge an das eigene Leben des Volkes. Wir verfolgten früher das Hineinwachsen des romanischen Stiles in die Wölbung. Dieser Wandel vollzieht sich nun langsam allgemein. Es wird gewölbt und fast überall. Nicht die Jahreszahl ist ausschlaggebend, sondern das innere Bedürfnis, welches überall zum Bewußtsein durchdrang, und dies geschah in der Zeit von der Mitte des elften bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts. Die Hochzeit des romanischen Stiles fällt also zusammen mit der Zeit, da aus religiöser Begeisterung die ersten Kreuzzüge ins Leben gerufen wurden, da die Kirche und die neuen Orden der Cisterzienser

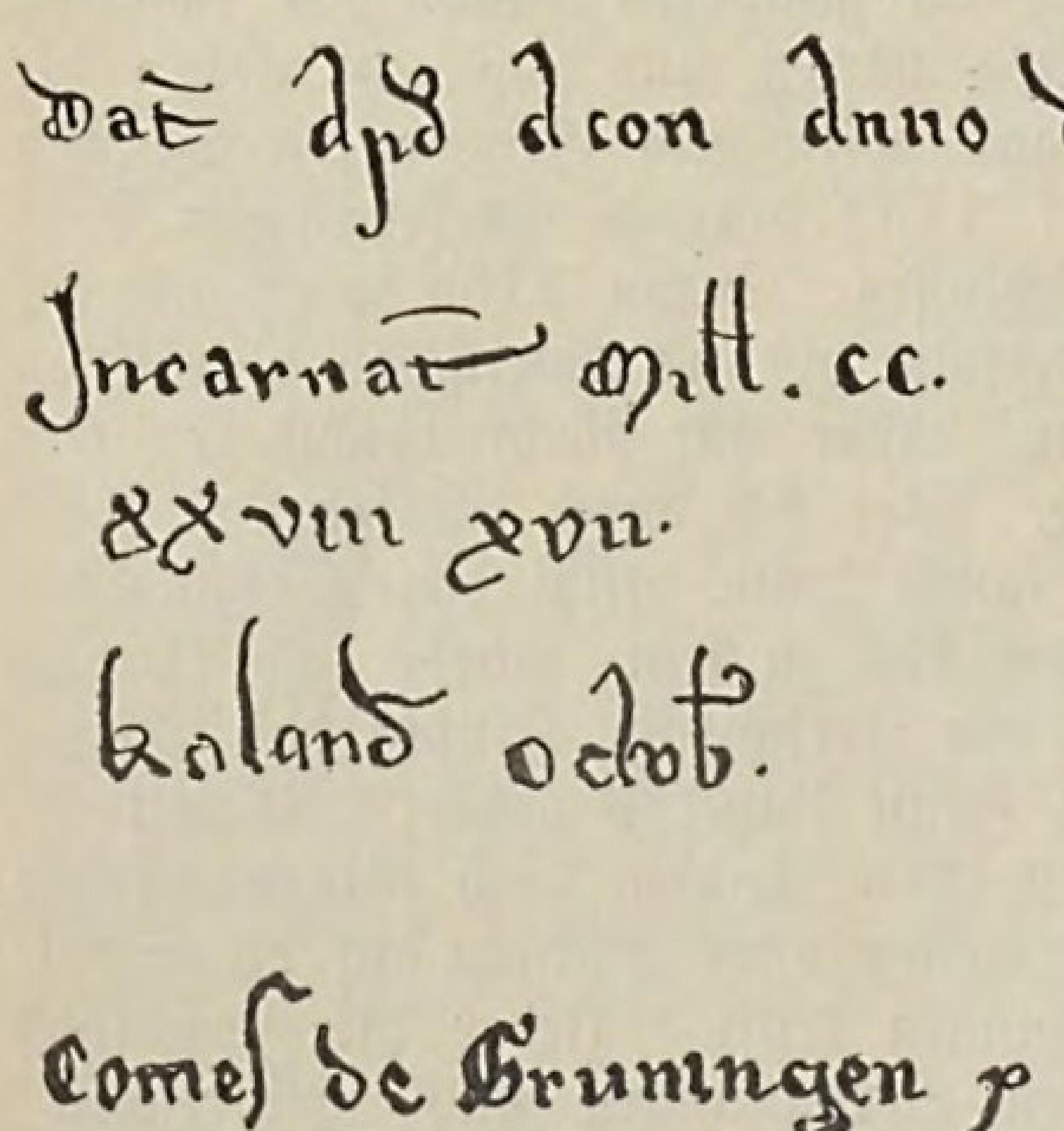
und Prämonstratenser ihre ganze Macht entfalteten, da die Geschichtschreibung in jene philosophisch-mystische Betrachtungsweise geriet, welche in Otto von Freising ihren Höhepunkt erreichte.

Ein mystisches Halbdunkel umgibt uns, treten wir in eine romanische Kirche. Aus naiver Fortentwicklung erwuchs sie zu ihrem festgeschlossenen, massigen Wesen. Belehrung, Technik ist die Aufgabe der Völker in ihrer Kindheit. Die Konstruktion wird nicht erfunden, sondern gefunden, da Schritt für Schritt die Gesetze der inneren Fortentwicklung erkannt und dargethan werden. Veränderungen vorzunehmen wagt man nur im einzelnen und an Nebensächlichem. In dem Augenblick aber, wo Gesetz und Technik sich selbst Zweck werden, wird das jugendliche Leben über sie empordringen und ihre Schranken durchbrechen. Dogma und System schmieden Waffen zu eigener Erhaltung und überliefern dem Leben die Kunst des Waffenschmiedens — zu ihrem Verderben. So ist der Gang, an den alle natürliche Entwicklung gebunden ist.

Die Auflösung des Alten, das individuelle Hervortreten jugendlichen Lebens gehen mit einander Hand in Hand; das eine kündigt das andere an. Wir erkannten dieses Streben zum Selbstleben zuerst in der Lombardei, wo jede Stadt nach eigenen Gesetzen rang und alle zusammen nach nationaler Entwicklung. Werden wir uns wundern, daß in Bayern gerade dort diese oberitalienische Anregung auf günstigen Boden fiel, wo seit alter Zeit die Beziehungen zu Oberitalien sich erhalten hatten und wo jetzt gegen die zentralisierende Herzogsmacht der Welfen sich auch auf politischem Gebiete ein Streben nach Autonomie mit zäher Energie bemerkbar machte? 1159 brannte der Freisinger Dom nieder, ein Jahr nachdem Bischof Otto die Augen geschlossen. Schon 1160 wird mit der Hilfe Kaiser Friedrichs der Neubau begonnen. Riehl verfolgt bis ins einzelne die Parallelen dieses Neubaues mit seinen lombardischen Vorbildern. Aber mit Recht betont er, daß diese Anlehnung der Originalität keinen Eintrag thue. Wer sich durch ein fremdes Werk zu einer freien Nachbildung und Schöpfung anregen lassen kann, besitzt diese Originalität bereits in hohem Maße, er ist Individuum, und ohne das zu sein, würde das Vorbild auf ihn keine Wirkung äußern. Nicht nur daß also die vierschiffige Krypta des Domes „zu den bedeutendsten Leistungen der mittelalterlichen Kunst Bayerns gehört", es tritt in dem Schmuckwerk, der Stellung und Mannigfaltigkeit ihrer Säulen auch jene bayerische Willkür zu Tage, welche individuell nach eigenstem Ermessen ohne Rücksicht auf die Schulgesetze der Harmonie und Symmetrie ihre Anordnungen trifft. Ueber die prachtvoll dekorierte Mittelsäule existieren die verschiedenartigsten Vermutungen und „geistreichen" Deutungen. Riehl lehnt dieselben ab. Er glaubt sie aus künstlerischen Motiven und persönlicher Phantastik des Meisters erklären zu können, geht aber sicher zu weit, wenn er annimmt, von einer bewußten Darstellung eines Stoffes der germanischen Mythologie könne dabei keine Rede sein. Will Riehl das Nibelungenlied ein christliches Epos nennen, so stimmen wir ihm auch betreffs der in Bayern stets wiederkehrenden Spukgestalten in der Ornamentik bei, daß denselben „nur ein christlich symbolischer Gedanke" zu Grunde gelegen habe. Für uns ist es bedeutungsvoll zu sehen, wie diese alte in Nebel zerrinnende heidnische Welt immer noch ihre Gärungselemente auswirft, die dann in so wunderlicher Weise von den Menschen aufgefangen und verarbeitet werden. Wie wundervoll tritt uns hier altes und junges Leben vereint gegenüber, wie zeigt sich die frisch lebendige Schöpferkraft des Künstlers neben der langsam in das Grau des Vergessens zurücksinkenden heidnischen Welt! Wie bezeichnend ist es, daß in der Freisinger Krypta der Meister Liutprecht seinen Namen auf einer der Kapitälplatten einmeißelte, daß uns hier ein Künstler persönlich entgegentritt, der stolz auf sein Werk seinen Namen der Nachwelt überlieferte! Die Persönlichkeit tritt in den Vordergrund und verlangt, daß wir mit ihren Augen sehen, was sie aus der Dämmerung der Sage künstlich hervorgeholt und künstlerisch neu belebt hat. Die Phantasie, das krause Denken und tiefe Gefühlsleben des Volkes dringt auf diesem persönlichen Wege in die Kirche ein, klettert an den Säulen empor, glotzt uns von Kapitälen und Gesimsen entgegen, und wie die höfische Poesie belebt wurde, als die Fahrenden das Singen des Volkes in den höfischen Kreisen einführten, wie die Religion sich verjüngte durch die individuellen neuen Offenbarungen der

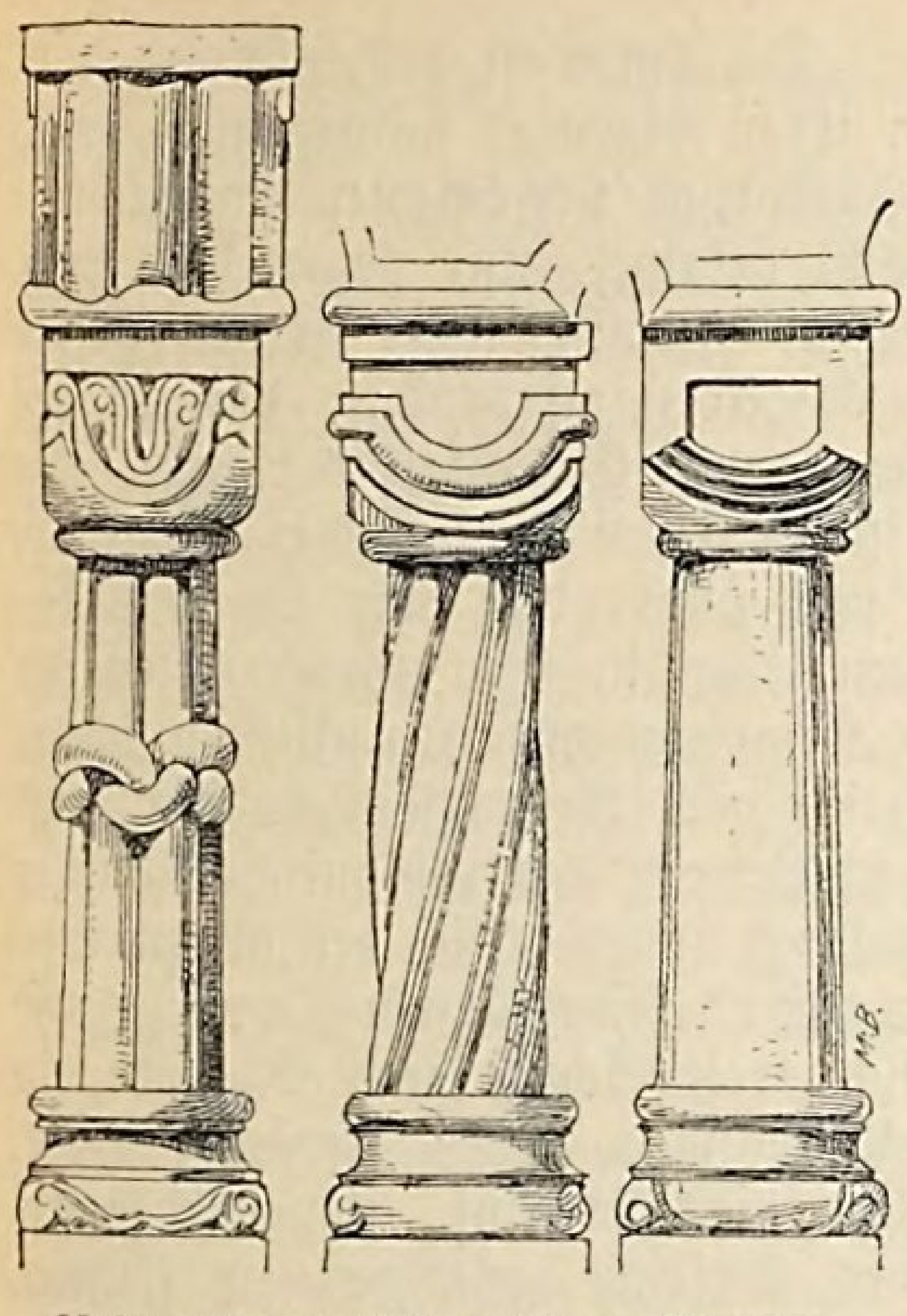
Mystiker, wie in der Politik das allgemeine Interesse zurücktrat vor dem persönlichen, lokalen, partikularen, und so die merkwürdigsten Umwälzungen und Verschnörkelungen hervorgerufen wurden, so auch in der Architektur und Plastik. Letztere steht noch im Dienste der ersten und in ihr zeigt sich nun, was wir früher betonten, die individuelle Willkür der Künstler. Die Umgestaltung vollzieht sich ganz und gar. Nicht mehr die Kirche begeistert und zwingt die Künstler zum Schaffen, nicht mehr die hohen und allgemeinen Zwecke sind das belebende Element in allem, sondern der individuelle Schaffensdrang. Wie der Politiker zunächst nur sein Interesse sieht, wie der Dichter sich durch die Geliebte und angebetete Frau zum Singen verlocken läßt, so verlangt der Künstler nach Freiheit, um seinen Gedanken nachgehen zu können. Nicht der Dienst, das subjektive Wollen wird zum Urgrund, aus dem nun alles keimt. „Wenn man die Mönche in Knechtschaft versetzt, wird sicher alle Kunstübung aufhören, denn wo einem das Leben zuwider ist, da hat man nicht Lust zu malen oder zu schreiben.“ So meldet der Abt von Tegernsee sehr verständig dem Kaiser Heinrich IV.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, hier einen Abriß der Kunstgeschichte Bayerns in jener Zeit zu geben. Nur andeuten können wir, daß das schöpferische Element in Bayern auch auf diesem Gebiete keineswegs zurücktritt, daß uns aber der bayerische Charakter bereits in einer Schroffheit und Eigenart erscheint, daß er selbst Fremdes, so auch an der Schottenkirche in Regensburg, fast vollkommen überwältigte und sich unterordnete. Hierin liegt für jene Zeit die Stärke der bayerischen Entwicklung, für die Zukunft aber müssen wir fürchten, denn ein solch eigenartig entwickelter Charakter verliert leicht die Fähigkeit, mitzuschreiten und aus sich herauszugehen, wo es notthut, er verschließt sich gegen Fremdes und Neues und verfällt also der geistigen Stagnation.



Schriftprobe von 1228.

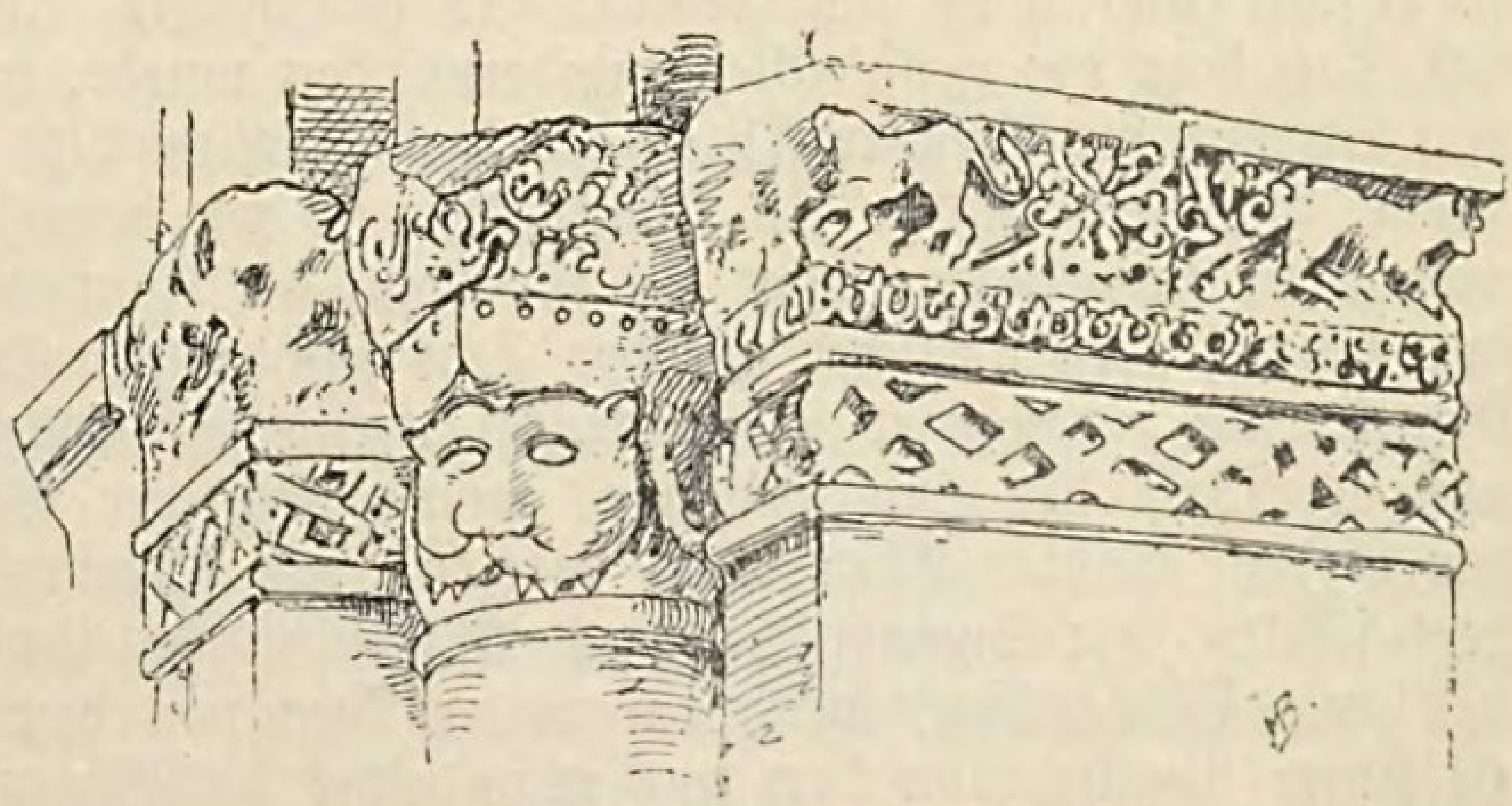
Die Charakterentwicklung des Volkes geht also mit seiner historischen Entwicklung vollkommen parallel. Die Einflüsse des Südens und Westens machen sich allenthalben bemerkbar, aber sie überwältigen den bayerischen Stammescharakter nicht, so sehr auch die Politik jenen Lockungen nach Westen und Süden zu folgen versuchte. Wie Regensburg von Bamberg überholt wurde und hier die Baukunst unter dem hl. Otto eine mächtige Wiederbelebung erfuhr, wovon namentlich die Kirche auf dem Michelsberg und St. Jakob in Bamberg lebendiges Zeugnis ablegen, wie dann bereits das junge Nürnberg mit seiner wundervollen Doppelkapelle in die Konkurrenz eintrat, nachdem es wahrscheinlich ebenso wie Bamberg bei Regensburg in die Schule gegangen war, so verlor Regensburg in dieser und der nächstfolgenden Zeit den Charakter einer Kunstmetropole Bayerns. Wir folgten seiner politischen Entwicklung, erkannten die Rivalität des Kaisers, Bischofs, Herzogs und der Bürgerschaft, wir sahen, daß eine Entscheidung lange nicht erfolgte und daß es infolge dessen nicht nur seine dominierende Stellung in bayerischen und deutschen Landen verlor, sondern daß es ihm ebenso wenig gelang, einen bestimmten Charakter in jener bewegten Zeit von neuem auszubilden. Das alte Regensburg geriet in Verfall in jener Zeit, da Nürnberg die ersten Schritte machte, da Bamberg mit der Vollendung des Domes seinen Höhepunkt erreichte. Der Bamberger Dom ist ein Kunstwerk, welches, weiterschreitend mit der Zeit, aus ihr emporwuchs und, wenn auch mit seinem Charakter den Ernst des romanischen Stiles bewahrend, dennoch nicht in schroffer Abgeschlossenheit das rings umher aufblühende Leben verleugnete, namentlich aber in seinen Skulpturen, seinen Pfeilern, seinen Türmen und manchem anderen nach jener Gegend weist, deren Vermittlung Bamberg übernehmen sollte — nach Thüringen und Sachsen.



Säulen aus dem Kaiserpalast zu Wimpfen.

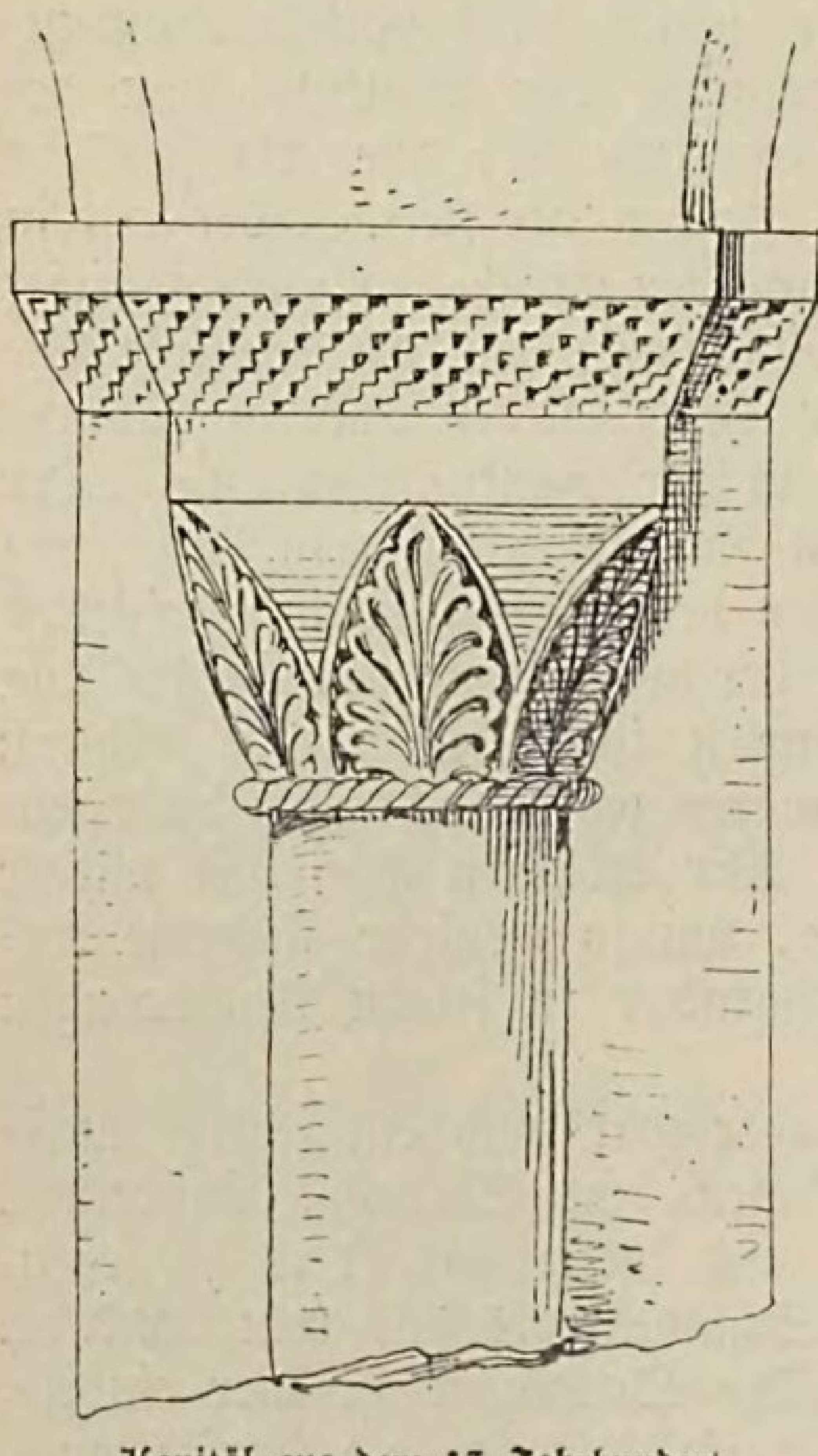
Während Bamberg die freie Höhe erreicht, müht sich Nürnberg in ernster, schwerer Arbeit ab. St. Sebald ist im Entstehen. In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts ward sein Grund gelegt, in jener Zeit, da Nürnberg seine Reichsunmittelbarkeit erhielt (1219). In Bambergs Schule erwachsen, beweist jedoch Nürnberg eigenes Streben und Wollen bereits in seinen ersten Werken. „Im ganzen zeigt sich wie im Ornament in St. Sebald eine weniger feine Schulung wie in Bamberg und die oft ungeschickte Verbindung von gotischem und romanischem Stil bringt eine wesentlich andere Wirkung hervor, als der in sich geschlossene spätromanische Stil in Bamberg, in dem sich nur die Knospen zu einer neuen Entwicklung zeigen." Und doch tritt mit St. Sebald Nürnberg in das erste Stadium seiner selbständigen Kunstentwicklung. Der Uebergang der Baukunst von der Geistlichkeit zum Bürgertum ist, wie wir dies in Nürnberg sehen, das Zeichen der Zeit. Aber erst in der ablaufenden romanischen Epoche vollzog sich dieser Wechsel. In den Gegenden, wo die religiöse Bewegung den Höhepunkt erreichte, am Rhein und in der Pfalz, stehen auch die Führer dieser Bewegung, die Prämonstratenser und Cisterzienser, in der Baukunst voran. „Der Schwerpunkt der Cisterzienserbauten — sagt Riehl — liegt entschieden in dem Vermitteln zunächst konstruktiver, dann aber auch dekorativer Prinzipien der in Frankreich entwickelten Gotik; durch sie wird von neuem der Zusammenhang mit der architektonischen Entwicklung unserer westlichen Nachbarn gegeben." Im östlichen Bayern ist dieser fremde Einfluß vereinzelt, so in Ebrach und Kaisheim, in der Pfalz aber waren die Mönche „ein bedingender Faktor für den Charakter der Bauten dieser Zeit". Wir erkennen auch hier wieder denselben Gang der Entwicklung. Je weiter nach Osten, um so weniger sind die Anregungen des Westens imstande, den natürlichen Volkscharakter in seinen Aeußerungen zu verändern und zu überwältigen.

Für die pfälzischen Bauten des 13. Jahrhunderts aber war noch ein Faktor maßgebend: der Bestand der Wormser Bauschule. Die Kirchen von Seebach, Eußerthal, Enkenbach und Otterberg vereinigen diese doppelte Natur, und interessant ist es zu sehen, wie hier im Gegensatz zu der Phantastik des bayerischen Schmuckwerks das rein bauliche, in sich selbst beruhende Wesen zum Ausdruck kommt. „Das Ornament ist hier einheitlicher, eleganter, präziser, aber auch eintöniger, so kann beispielsweise eine Kapitälform, die offenbar von Worms ausging, geradezu als charakteristisch für die Schule bezeichnet werden, was in Bayern ganz undenkbar wäre." Nicht hier also zeigt sich die Bewegung, sondern in der Thatsache, daß die ganze Bauweise in Fluß sich befindet. Kein Festhalten an der Bauweise des 12. Jahrhunderts, sondern Uebergangsstil überall, und während in Bayern der individuelle Künstlerdrang sich in Aeußerungen ergeht, welche eben auch nur individuell begründet sind, zeigt die Pfalz diese Bewegung bereits in der Verarbeitung und einheitlicherer Durchbildung. Dort Romanisches und Bayerisches, Schule und Selbstwollen, Theorie und Leben unvermittelt neben einander, hier der Drang, beides zu vereinen



Gesimsstück aus dem 10.—13. Jahrhundert.

und zu einander in künstlerischen Rapport zu setzen. — „Die Kunst ist der bildliche Ausdruck der Gedanken, der Ideale des Künstlers, die in ihrer Eigenart naturgemäß durch den Charakter ihres Schöpfers bedingt werden. Zum Ausspruch persönlicher Intentionen aber war die Kunst des früheren Mittelalters noch nicht gelangt, nur gegen das Ende ihrer Entwicklung finden sich leise Anfänge hiezu.“ Das Gegenständliche ist die Schule des Kindes. Erst nach Ueberwältigung der Vorlagen ist daran zu denken, daß es die erworbenen technischen Fertigkeiten nun auch im Dienste eigener Gedanken verwerte. Je methodischer der Unterricht ist, um so weniger, um so später wird sich diese Eigenart des Schülers bemerklich machen. Und so wundert es uns nicht, daß wir bei Franken und Schwaben diesen Selbstdrang vollkommen aufgehen sehen in dem Grundwesen der romanischen Kunst, während in Bayern diese inneren Kombinationen zurückstehen hinter den originellen Zuthaten des einzelnen Künstlers. Treibt dort die romanische Baukunst ihre höchsten und schönsten Blüten empor, so vollführt in Bayern der romanische Künstler die originellsten Dinge. Dort ist das Individuum überwältigt und fügt sich den allgemeinen Lebensnormen, hier wagt es seine kühnen Sprünge und zeigt uns, daß es sich trotz Schule und Methode ein selbständiges und selbstthätiges Leben bewahrt habe. Schwaben und Franken lösen sich auf, um wieder zur eigenen Gestaltung des Daseins gelangen zu können, das bayerische Herzogtum bleibt erhalten, da es als Ganzes dem Leben des einzelnen noch nicht allzu sehr im Wege liegt. Während man dort den Weg zurücksuchen muß zur germanischen Eigenart und Natur, hat man ihn hier noch nicht verloren. Die ganze naive Epik des Kindes tritt uns hier noch entgegen, und die Freisinger Krypta scheint mehr wegen der einen Säule gebaut, als daß diese sich in den Bau hineingelebt hätte.


Kapitäl aus dem 13. Jahrhundert.

Diese Sucht nach epischer Darstellung zeigt sich namentlich in der Skulptur. Sie erscheint nicht mehr (oder noch nicht) als die Kunst der schönen Form, sondern vielmehr als Steinmalerei, und doch greift auch sie mit den Reliefbildern Friedrich Barbarossas und Bischof Alberts neben dem Domportale in Freising ahnungsvoll in ihre eigene ferne Zukunft, wenn sie auch vorzugsweise immer noch ornamentale Kunst bleibt. Erst bei dem Ausgang der romanischen Epoche beginnt auch hier ein stilles Wogen unter der leichten Decke. Es keimt hier und dort, das alte Schema wird durchbrochen und Neues, Lebendiges, Frisches dringt empor. Das Geheimnis dieses Werdens ist noch nicht erforscht. Aber über „den hohen Reichtum und die Tiefe der Gedanken, über die Lebendigkeit und den Adel der Darstellung“ gerät Sighart in Ekstase und wird an Gebilde der griechischen Antike erinnert. Auch hier zeigt es sich, daß dort der größte Reichtum erworben wurde, wo in langer Arbeit und zielbewußtem Streben die Schwierigkeiten der Technik allmählich überwunden wurden. Franken und zumal Bamberg ragten als Kunststätten in den bayerischen Landen hervor. In St. Emmeram zu Regensburg trägt das Grabmal der Königin Uta bereits vielfach den Charakter der anbrechenden gotischen Epoche. Den feinsinnigen Erklärungen, welche über das jüngste Gericht am Bamberger Fürstenportal vorliegen, wollen wir nicht folgen; wir erkennen aus der Wahl der Stoffe, daß es immer noch der Gegenstand ist, welcher den Künstler zur Arbeit treibt. Aber schon regt sich das Streben nach natürlicher Formgebung, es regt sich in dem Symbolischen und Mystischen der Versuch, das Gegenständliche geistig zu beleben. Wir wissen, welch ein weiter Weg von hier bis zur Individualisierung ist, bis zu jenem Punkte, von dem aus nicht mehr der Gegenstand den Künstler zu einer naturgemäß verschwommenen Idee, sondern eine klare Idee denselben zu künstlerischer Arbeit,

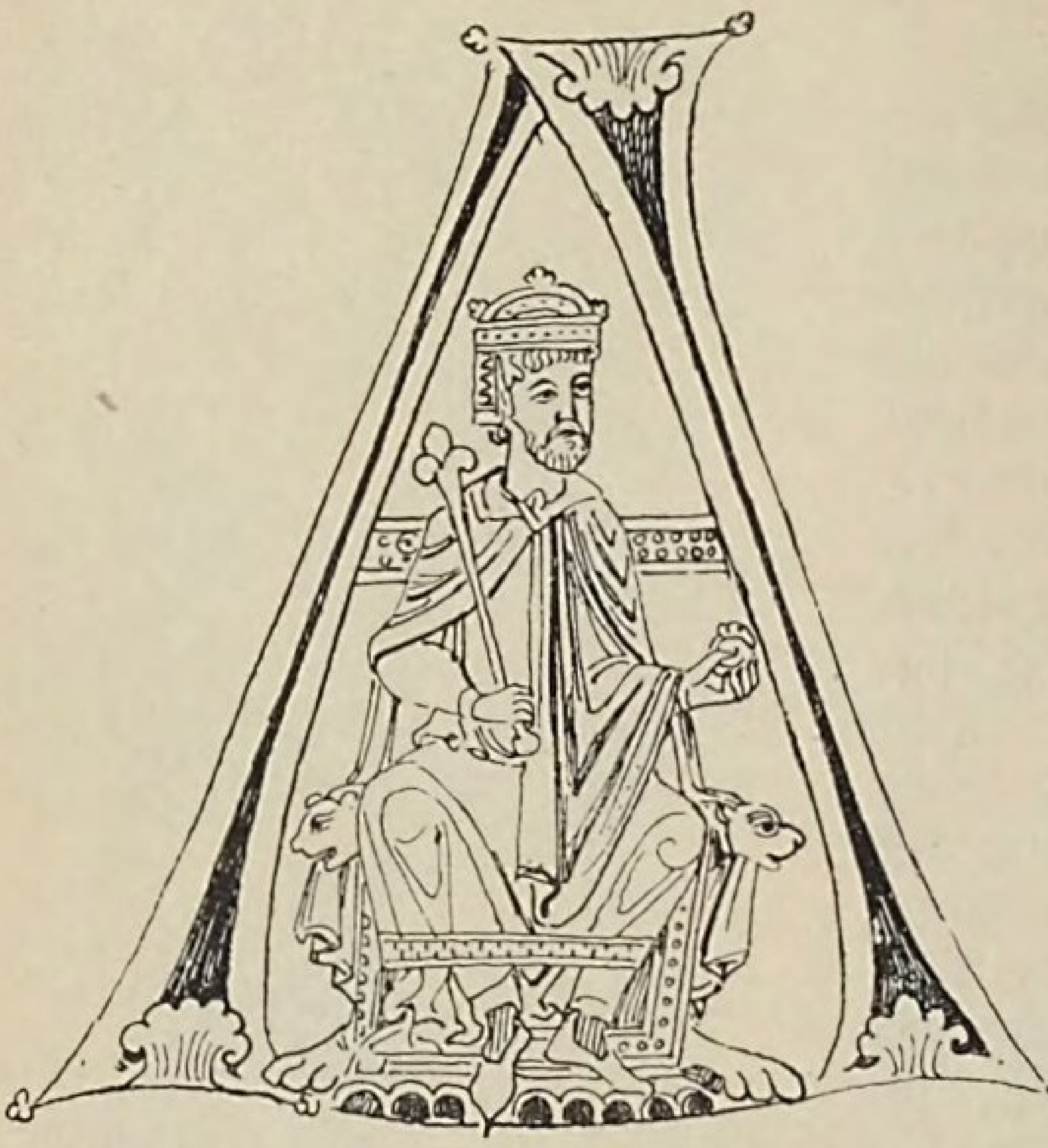
zu dem bewußten Versuche treibt, dieselbe zu versinnbildlichen.

Auf der gleichen Bahn finden wir die Malerei. Auch zu ihrem Verständnis ist für Bayern wenig vorgearbeitet. Bei Sighart findet sich die wunderbare Aeußerung: „Eigentümlich ist, daß die mystisch-allegorische Darstellung der heiligen Scenen und Wahrheiten besonders beliebt ist in dieser Epoche, man sucht offenbar dunkel und geheimnisvoll zu sein, um dadurch zu imponieren, den eigenen Scharfsinn zu zeigen und den der Betrachtenden herauszufordern." Wir erkennen, daß hier der Kunsthistoriker des 19. Jahrhunderts sich einfach hat nasführen lassen, und so kommt es, daß er die Dinge am Ende, nicht am Anfange anfaßt und sich also schon im Prinzipe vergreift. Von einer offenbaren Sucht, dunkel und geheimnisvoll zu sein, kann hier gar nicht geredet werden. Das Kind gibt, was es geben kann, und in seinem Unvermögen, die Gegenstände geistig und technisch zu bewältigen, sie aus der Allgemeinheit loszulösen und zu eigenem Dasein zu erwecken, liegt die Dunkelheit, das sogenannte Geheimnisvolle. Um klarer zu werden, schafft es dann Bilder zu Bildern, und so wird für den abstrakten Gedankenleser nur das Gegenteil erzielt. Alles wird unklarer. Nur das eine Streben ist festzustellen: die Künstler selbst ringen nach einem klaren Gedanken, und so schematisch uns die Figuren, z. B. des großen Wandbildes in Obermünster, auch erscheinen mögen, in den Köpfen liegt der Versuch, zu individualisieren. Namentlich in den Miniaturen, die uns massenhaft erhalten sind, tritt gegen das Ende der Epoche dieses Streben deutlicher hervor. Die Bewegung wird lebhafter, der individuelle Ausdruck der Köpfe ist mehr angestrebt und die Darstellung der Affekte und Leidenschaften wird manchmal glücklich erreicht. An Kirchenwänden, Fenstern und Büchern findet sich Gelegenheit, zu illustrieren. Dazu kommt die Nadelmalerei. Eine illustrierende Kunst ist diese Malerei im wahren Sinne des Worts. Das zeigt uns schon die technische Behandlung. Die Umrisse sind die Hauptsache, das Gegenständliche also, Belebung und Beseelung durch Farben, Vertiefung durch Schattierung finden wir nur meist in spärlichen Anfängen. Namentlich die Miniaturen werden jetzt meist nur mit roter und schwarzer Tinte als Umrißzeichnung behandelt. Das war der natürliche Weg, auf dem es dann dahin kommen konnte, ganze Bücher mit einem fortlaufenden, sich ergänzenden Bilderzyklus zu illustrieren. So ist Wernhers Marienleben ausgestattet mit 85 Federzeichnungen. Ein Bilderbuch für große Kinder kann man dasselbe sehr wohl nennen. Ein Buch weltlichen Inhalts ist die ebenso ausgestattete Eneit des Heinrich von Veldeck, dann sind die Zeichnungen zu den Liedern von Benediktbeuern zu erwähnen, in welchen sich Sinn für natürliche Auffassung der Dinge in erfrischender, manchmal üppiger Weise verrät.



Randleiste aus einem Manuskript des 12. Jahrhunderts. Nach Kugler.

Alle seine Kunstgenossen in Bayern übertrifft aber der Mönch Konrad von Scheyern. In dem genannten Kloster wirkte er unter dem Abte Konrad (1206—1225) als Lehrer, Künstler und Dichter und ebenso unter dessen Nachfolger, dem Abte Heinrich (1226—1259). 1251 erscheint Mönch Konrad zum letztenmal. In ihm kreuzen sich die verschiedenen Geistesrichtungen der Zeit in wunderbarer Weise. Er ist der Encyklopädist in der Malerei. Alles wird ihm zum Bilde und kein Stoff des Wissens ist ihm fremd. So gibt er uns eigentlich in seinen verschiedenen Werken ein großes kulturgeschichtliches Bilderbuch. „Es wird uns erzählt, Konrad habe an dreißig Bücher geschrieben und verziert. Es haben sich aber nur fünf Bände erhalten, vier gewaltige Folianten mit Miniaturen und ein



Anfangsbuchstabe aus dem 13. Jahrhundert. Manuskript in der Königl. Bibliothek zu Stuttgart.

Quartband, die Geschichte von Scheyern ohne Gemälde", welche uns an anderer Stelle interessieren wird. Ist dem Manne auch viel mehr zugeschrieben worden, als er wirklich zu verantworten hat, so zeugt doch diese Thatsache allein für seine Bedeutung. Er erscheint als Repräsentant einer Zeit- und Geistesrichtung und mehr auf diese kommt es uns an, als auf die Persönlichkeit des Mönchs. Voran steht sein Matutinalbuch, das aber außer den Lektionen für die Matutin noch alles mögliche andere enthält. Den Bildern auf die Verherrlichung Mariä reihen sich solche über die Teophilus-, die alte Faustsage an, denen wieder sieben Scenen aus dem Leben Mariä folgen. Zu dem Glossar des Salomon von Konstanz entwarf Konrad astronomische Zeichnungen, medizinische und anatomische Bilder, dann sieben Bilder, welche die musikalischen Künste betreffen. Ihnen reihen sich symbolische Darstellungen von den Hauptsünden und Lastern an, dann Versinnbildlichungen der Tugenden, zuletzt wieder ein Marienbild. In Konrads Abschrift der Werke des Flavius Josephus wird uns mit dem Stammbaum Jesse und mit jüdischen Altertümern aufgewartet, in seinen Illustrationen zu der Schulgeschichte des Comestor begegnen uns die Bilder der sieben freien Künste. Ein Mönch also führte die Malerei hinaus in die Welt. Ihm blieb kein Ding unerreichbar, und schon in dieser Thatsache kündigt sich ein neues Werden an. Auch seine Persönlichkeit tritt nicht zurück. Mit sichtbarem Selbstbewußtsein führt er sich selbst als Künstler vor. Und während man in Altbayern mit frischem Mute an die Fragen des Lebens heranging, während hier Zeichnung und Komposition in fruchtbarer Weise gefördert wurden, arbeitete man in den fränkischen Gegenden mit Farben weiter, welche die Anregungen der byzantinischen Malerei immer noch verraten. Aber vorwärts drängt man hier wie dort. Unbewußt entflieht man den alten Bahnen und lenkt in neue ein. Die individuelle Auffassung ringt an gegen den Stil der Schule. Also auch hier ein Schritthalten mit dem vorwärtsdrängenden Geiste der Zeit neben einer Umschau und Sammlung der geistigen Erzeugnisse der Vergangenheit!

Als nach dem Abgange der Salier nicht ihre Erben, die Staufer, sondern das Haupt der bisherigen Opposition, Lothar von Sachsen, zum Throne berufen wurde, da schien es, als wollte auch die Geschichtschreibung sich auf ihrem Gange zur Höhe unterbrechen. Dann aber kam Friedrich I und mit ihm leuchtete die Zeit empor, in welcher das einst Begonnene zur Vollendung geführt werden sollte. Aber noch während der Staufcherrschaft setzten Verfall und Zersetzung ein. Die Reichsgeschichte, in der Zeit der Salier der lebenspendende Baum, tritt zurück seit den späteren Jahren Friedrichs II, das Spezielle dringt vor, und „immer seltener erscheint in den Geschichtsquellen die Beziehung auf einen Mittelpunkt; denn es hatte wohl gelingen können, die kaiserliche Macht zu zerstören, aber die päpstliche Herrschaft an ihre Stelle zu setzen, das Schwert des Kaisers zum Werkzeug derselben zu machen, das war mißlungen." Gehen wir dieser Zersetzung nach, sehen wir, wie es dahin kam, daß die goldene Bulle eines Karl IV in keiner einzigen Chronik mehr erwähnt wurde, so wird uns deutlich klar, auf welcher Basis sich Deutschlands spätere Geschichte entwickelt. Das Lokale und Territoriale, das Individuelle tritt uns hier mit einer alles Allgemeine zurückdrängenden Mächtigkeit entgegen, wie niemals vorher. Eine Parallele könnte man nur ziehen, wenn wir die Geschichte der alten deutschen Sippschaften und Volksgenossenschaften besäßen. Aber nicht wie damals naiv und unbewußt, mit Bewußtsein beginnt die deutsche Geschichte gewissermaßen von neuem

und zwar diesmal als eine partikuläre, individuelle und eben darum nationale, über welcher das alte römisch-deutsche Kaisertum nur wie ein verblassendes Traumbild schwebt. Mit mächtigen Fragen rückte die Gegenwart an die damalige Menschheit heran, und die Vergangenheit verlor ihr gegenüber an Interesse und Bedeutung. „Wenn sich noch jemand mit den Werken der Alten beschäftigte — sagt Johann von Salisbury —, so lachten alle ihn aus und hielten ihn nicht nur für stumpfsinniger als einen arkadischen Esel, sondern selbst für unempfindlicher als Blei und Stein." Der versteinerten Lehre der philosophischen Scholastik gegenüber erhob sich die Mystik und in ihrem Gefolge Ketzerei, Wundersucht und Fanatismus. Die eigene geistige Not erfüllte diese Menschheit so vollkommen, daß ihr der Sinn und die Ruhe für alle ernste und ausdauernde Geistesarbeit entschwand. Man verlangte nach augenblicklicher Hilfe und verzichtete auf geschichtliche Forschung. Alles Fremde schien eher geeignet, diese Hilfe zu gewähren, als das Heimische, und so stand hinter dem Studium des Aristoteles und des römischen Rechts die Erforschung der eigenen Vorzeit immer mehr zurück. Heiligenknochen und Wallfahrten, das waren die öden Mittel jener sinkenden Zeit. Das Tote rief man an, das Leben zu erhalten, statt mit dem Leben dem Götzenkult des Todes auf den Leib zu rücken. Legenden, Lügen, Fabeln und Wundererzählungen fanden Aufnahme bei der Menge, deren Sinn um so verwirrter wurde, als die realen Lebensmächte unverstanden und ungehemmt auf die unvorbereiteten und ratlosen Gemüter einstürmten.

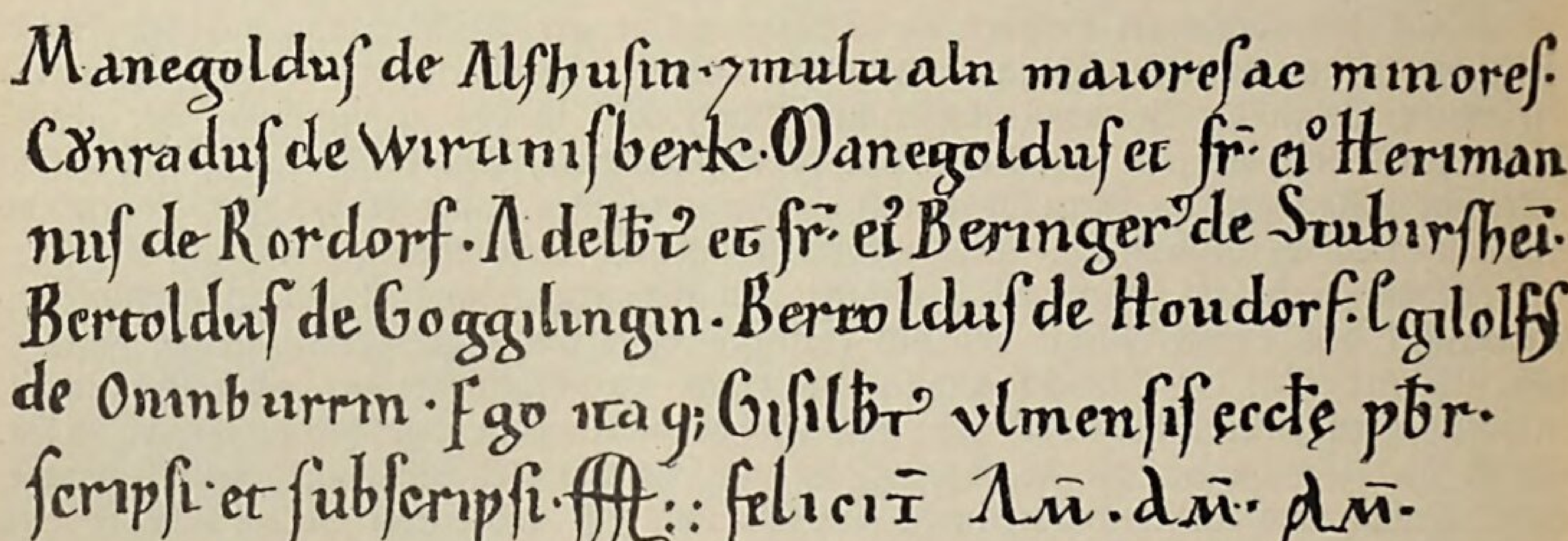
Zog das Kaisertum Lothars die Sachsen wieder zur Beschäftigung mit der Reichsgeschichte heran, führten sich in eben dieser und der folgenden Zeit unter Konrad III die neuen Orden der Prämonstratenser und Cisterzienser in das geistige Leben der abendländischen Völker ein, so erreichte mit Otto von Freising, dem Cisterzienser, die mittelalterliche Historiographie ihren Höhepunkt. Wir erwähnten seiner früher und können uns hier auf weniges beschränken. Seine Chronik, in der trostlosen Zeit Konrads III verfaßt, schaut rückwärts, aber voll Sehnsucht und Erwartung, und in dem Augenblick, wo Friedrich I den Thron besteigt und mit kräftiger Hand die Zügel der Regierung ergreift, hebt sich der Mut des Mönchs und es führt ihn der Gegenwart zu, einer Gegenwart, in welcher das alte Deutschland sich noch einmal zu erneuern und zu verjüngen schien. Es ist die Zeit, da in dem Freisinger Dom das Porträt Friedrichs ausgemeißelt wurde, da Dichtung und lyrisches Empfinden erwacht und sich mit erstem vollem Klange dem Augenblick zuwendet — die Geschichtschreibung ging die gleiche Bahn. Otto von Freising schrieb die beiden ersten Bücher „von den Thaten Friedrichs". Aber das Leben hielt nicht, was es in diesen Anfängen versprach, und alles verliert seinen sicheren Boden. Die Dichtung artet aus in Ansingerei, in der Geschichtschreibung verschwindet die Kunst der Darstellung und die historische Kritik, und wie schon bei Otto von Freising diese Kritik nur noch in seiner mystischen Weltanschauung einen Rückhalt fand, so verlor sie denselben vollends bei solchen Schreibern, denen es mit der Mystik mehr ein sinnreiches oder sinnloses Spiel als Ernst war. Die Panegyriker und Tendenzler treten auf. Der Verfall geht rasch und unaufhaltsam vorwärts. Während in der Freisinger Diözese Otto und sein Schüler Rahewin, dann in St. Blasien ein anderer Otto sich der Reichsgeschichte mit mächtigem Erfolge zuwandten, blieb die Erzdiözese Salzburg bei den Biographien ihrer Erzbischöfe hängen. Von Passau ist uns nichts erhalten, doch sollen hier Annalen geschrieben worden sein, welche bis zum Tode des Dekans Albert Beheim, den sonst keiner der zeitgenössischen Schriftsteller kennt, reichten.

Die Schriften Gerhohs von Reichersberg, dessen wir schon öfter erwähnten, sind keine direkten Geschichtswerke. Nicht Darlegung der Thatsachen, sondern philosophische Erkenntnis derselben und damit verbunden das Streben, auf die Gegenwart zu wirken, war Zweck derselben. Sie tragen den Charakter eines um seine Zeit aufrichtig bestrebten und für sie mit allen Kräften arbeitenden Mannes.

Zur Geschichte Heinrichs des Löwen liefert uns die Korrespondenz des Probstes Otto von Raitenbuch mit dem Abte Rupert von Tegernsee und anderen, so namentlich mit Welf VI, wertvolle Beiträge. Das Hauptwerk über Heinrich den Löwen aber ist die Wendenchronik Helmolds, des Pfarrers zu Bosau am Plöner See, welche

dann von Arnold, dem ersten Abte des Lübecker Johannisklosters, bis 1209 fortgesetzt wurde.

Das Sonderleben in der Erzdiözese Salzburg haben wir im politischen Teile kennen gelernt. Wir wollen ihm hier nur bis zu seinen letzten geistigen Konsequenzen nachgehen. Konrad von Abensberg wurde 1106 Erzbischof von Salzburg. Im Kampfe gegen Heinrich V blieb er fest auf päpstlicher Seite stehen. Er fand einen Biographen, wenn auch Salzburgs litterarische Thätigkeit seit dem Investiturstreite sich mehr den Tagesfragen zugewendet hatte. Konrads Nachfolger, Eberhard (1147—1164), hinterließ uns in seinem Konzeptbuche die Korrespondenzen, welche er in und über den großen Streit Friedrich Barbarossas mit Papst Alexander III geführt hatte. Er fand zwei Biographen, die aber nur von seiner Persönlichkeit und bischöflichen Wirksamkeit etwas wissen. Eberhards Nachfolger, Konrad II (1164—1168), fand so wenig einen Biographen, wie sein Bruder Otto von Freising. Das litterarische Leben verlor hier schon jetzt die Verbindung mit der großen Allgemeinheit, dafür aber begannen plötzlich die Mumien der ältesten und neuesten Salzburger Ezbischöfe sich zu regen und Wunder zu wirken, und die Legendendichtung setzte an. Auch hier appellierte man an die Toten in einer Zeit, da der Verstand die Lebendigen verlassen zu haben schien. Die Not des Erzstiftes unter dem Böhmen Adalbert zeitigte diese sonderbaren Früchte.


Manegoldus de Alshusin et multi alii maiores ac minores. Conradus de Wirtinisberk. Manegoldus et frater eius Hermannus de Rordorf. Adelbertus et frater eius Beringerus de Stubirshei. Bertoldus de Goggilingin. Bertoldus de Houdorf. Egilolfus de Onnburrin. Ego itaque Gisilbertus ulmensis ecclesie presbiter scripsi et subscripsi. Feliciter. Amen. Amen. Amen.

Schriftprobe aus dem 11. Jahrhundert.

Mit der Erhebung der Wittelsbacher hebt in ihrem alten Familienkloster Scheiern eine frische Thätigkeit an. Wir erwähnten des Mönches Konrad, des Gelehrten, Kalligraphen und Zeichners. Zu seiner Zeit verfaßte sein Abt Konrad I von Luppurg (1206—1225), der sich namentlich auch um wissenschaftliche Thätigkeit und Vermehrung der Bibliothek sehr verdient machte, den liber fundationis, welcher uns wichtige Nachrichten über die Wittelsbacher bringt. Der Mönch Konrad fügte dem Annalen von 1077—1226 hinzu. Doch mit diesem Aufflammen erlischt in Scheiern die kaum begonnene Thätigkeit wieder. Liegen nun auch noch Nachrichten aus Diessen, Scheftlarn, Wessobrunn und anderen Klöstern vor, so zeigt sich doch deutlich, daß in Bayern die große Erbschaft Ottos von Freising nicht angetreten wurde, ja uns fällt die Säule in der Krypta von Freising ein, wenn wir hören, daß in dem berühmtesten der bayerischen Klöster, in Tegernsee, die reine Geschichte sehr geringe Pflege fand, daß man sich hier aber gern mit der fabelhaften Urgeschichte beschäftigte, mit Norix, des Herkules Sohn, und anderen bayerischen Fabeln, mit Adalbert und Otkar, den angeblichen Stiftern des Klosters, und mit den Wundern des Schutzpatrons, des hl. Quirinus. Historische Dichtungen wurden wohl verfaßt, aber wie wenig die eigentliche Wirklichkeit diese Leute berührte, zeigt die schon erwähnte Thatsache, daß keiner der zeitgenössischen Schriftsteller auch nur den Namen des Albert Beheim nennt, der in diesen Gegenden eine so tief eingreifende Rolle spielte. Die gleiche Entfernung von der positiven Wirklichkeit, obgleich

in ihren Einzelheiten vielfach kulturgeschichtlich interessant, zeigt die in den achtziger Jahren in Wien gedichtete Weltchronik Jans des Enenkel, dessen Fürstenbuch etwas mehr geschichtlichen Inhalt hat. Auch in Passau und Regensburg dichtete man mehr, als daß man Geschichte schrieb, und namentlich das Kloster St. Emmeram that sich durch die Erfindung der Translation des hl. Dyonisius, des Areopagiten von Saint-Denis, nach St. Emmeram hervor: „ein unverschämtes Lügengewebe, aber mit ungewöhnlichem Geschick ausgeführt. Der Rausch der Mönche und ihr bedauernswerter Zustand am nächsten Morgen sind mit solcher Lebendigkeit und Naturwahrheit geschildert, daß man sicher auf ähnliche Erlebnisse des Verfassers schließen kann.“ Diese wenigen Angaben Wattenbachs genügen, um uns daran zu erinnern, wo wir sind. Die strenge Schule suchen wir da nicht mehr, wo uns aus heiligen Büchern bezechte Mönche, wo von den Dachfirsten der Dome die grinsenden Teufel und Spukgestalten, wo in den Kirchen selbst eine verdämmernde Märchenwelt uns mit so wunderbar individueller Kraft und Lebendigkeit entgegentreten.

Die Eigenart Bayerns tritt in das rechte Licht, wenn wir ihr andere Strömungen entgegenstellen. Ekkehards Chronik, der mit dem Tode Heinrichs V die Feder niederlegte, rief in Sachsen und Norddeutschland eine ganze Reihe größerer Werke hervor. Hier fand der Franke seine Fortsetzer. „In Sachsen war es die Erhebung ihres Herzogs Lothar, welche im zwölften Jahrhundert zu lebhafterer Beschäftigung mit der Reichsgeschichte anregte und den Gesichtskreis erweiterte; auch Heinrichs des Löwen gewaltige Machtstellung und wechselndes Geschick gab neue Anregung, nicht am wenigsten aber hat auch die sehr bedeutende Persönlichkeit Wichmanns in dieser Richtung gewirkt und den Chronisten ihren Stoff zugeführt.“ Und während nun in gleicher Weise auch Rainald von Köln seine Landsleute emporriß und jener bewegten Zeit die Königschronik ihre Entstehung verdankt, hatten wir in Bayern nichts auch nur annähernd Aehnliches zu verzeichnen. Und doch lebte hier zur Zeit Lothars ein Heinrich der Stolze, doch war der Sachsenherzog Heinrich der Löwe zugleich Herzog der Bayern, aber mißtrauisch, möchte man sagen, steht das Volk diesen Männern gegenüber und nimmt keinen Anteil an ihrem Streben. Es ist keine Rede davon, daß Rainalds Genosse und treuester Helfer, Otto von Wittelsbach, seine Landsleute in einem nur annähernd ähnlichem Maße aufgerüttelt hätte, wie jener die seinen. Der Einfluß des Westens hat also doch schon in viel breiteren Schichten gewirkt, als wir dies bisher feststellen konnten. Tassilos III Ankläger waren seine eigenen Stammesbrüder. Sie überlieferten ihn den Franken, und wenn auch mit unendlichen Variationen, klingt dieses Motiv fort durch die bayerische Geschichte. Immer wieder erkennen wir den Riß, der mitten durch das Volksgemüt hindurchgeht, welches die Natur gegen Osten treibt, während Neigung es im Westen zurückhält. Auch in Schwaben kommt es im 13. Jahrhundert noch einmal zu einer Reichsgeschichte. Burkhard von Ursperg ist uns bereits bekannt. Die Arbeit Ottos von Freising kannte er, aber er griff über sie hinaus nach Ekkehard.

An den Namen Eikes von Repgow knüpft, wenn er auch nicht als Verfasser anzusehen ist, die sächsische Weltchronik, die erste prosaische Chronik in deutscher Sprache. Also auch hier wieder das gleiche Motiv! Ekkehard und die Pöhlder Chronik erscheinen als Grundlage. In verschiedenen Versionen liegt die Weltchronik vor, alle aber schließen vor dem Tode Friedrichs II. Die alte Geschichte ist ausführlich behandelt. Die im allgemeinen nüchterne Erzählung wird nur einmal durch ein warmes Aufwallen unterbrochen, da der Dichter bei Kaiser Konstantin über das Leben der ersten Christen berichtet. Wie ein erster Vogelruf vor dem Morgengrauen däucht uns diese Episode. Indem der Verfasser seiner Zeit näher rückt, werden seine Kreise kleiner und kleiner, nicht das Reich, nicht die Welt, die Magdeburger Gegend wird ihm zur Hauptsache. „Schon entfremdeten sich diese Gegenden mehr und mehr dem Reichsleben; nur spärliche Kunde drang aus der weiten Ferne hierher und erregte kaum noch lebendige Teilnahme.“ Und die Arbeit des schlichten Sachsen eroberte Deutschland. Rasch fand sie trotz der niederdeutschen Mundart Verbreitung, auch nach Süddeutschland drang sie vor, und in Bayern fanden sich Fortsetzer, welche sie bis zum Jahre 1454 heraufführten.

Wir sind am Ende. Die Dominikaner und Franziskaner kommen. Sie brauchen Geschichtsbücher nicht, wohl aber Kataloge, Kompendien und Encyklopädien. Martin von Troppau, Vincenz von Beauvais und andere beherrschen die Zukunft, bis das Leben auch über diese Theoretiker wieder kommt und sie zur Abfassung der Städtechroniken zwingt.

Bayern unter Ludwig II 1253—1294 und Heinrich XIII 1253—1290.

Die Anfänge Ottos III 1290—1312.

Wir haben das Wachstum und die Entwicklung der deutschen Stämme verfolgt bis zu ihrem Auseinandertreten. Daß wir diese Entwicklung Bayerns nicht einseitig, sondern auch stets im Gegenbilde zeigten, geschah aus dem einfachen Grunde, weil die Schule aller deutschen Stämme die gleiche war. Nur Ort- und Zeitverhältnisse waren verschieden, und verschieden waren die natürlichen Anlagen der deutschen Stämme. Indem wir zeigten, wie nicht nur der Bayernstamm in dieser Schule erwuchs, sondern wie es auch anderen deutschen Stämmen in derselben erging, erhielten wir für das Wachstum selbst festere Normen und erkannten die Notwendigkeit des Werdens und der Gestaltung, wir erkannten den Vorteil und die Nachteile äußerer Verhältnisse und Ereignisse für die reichere Entfaltung oder aber die Verkümmerung der natürlichen Anlagen. Nun ist die Schulzeit vorüber und das Selbstleben hat begonnen. Erinnern wir uns, wie einst die Kindheit des deutschen Volkes in geheimnisvollem Halbdunkel dahinfloß, wie die natürlichen Gesetze der Erhaltung allein Einfluß ausübten auf das Traumleben dieser derbgesunden Kinder der deutschen Wälder, wie aus diesem Traumleben heraus sich allmählich feste Gestalten zu bilden begannen und Himmel und Erde mit ihrem göttlichen Wesen erfüllten, wie so die deutschen Stämme selbst der Lehrmeisterin entgegenreiften, welche langsam und vorsichtig ihre ersten Versuche wagte, so erkennen wir wieder den gewaltigen Gang, die wundervolle Entwicklung, welche sich da vor unseren Augen vollzog. Für diese Völkerstämme gab es keinen anderen Lehrmeister, als die Kirche. Sie mußten ihr zufallen, und je mehr dieses „Muß" den Vertretern der Kirche zum Bewußtsein kam, um so kühner wurden ihre Versuche, um so schärfer ihre Eingriffe, aber auch um so flacher ihre Methode. Zwei Bewegungen begegneten sich in diesem Prozesse: das Vordringen des Christentums nach dem Osten, das Vordringen des germanischen Geistes nach Westen und Süden. Er wollte die Wunder begreifen, welche aus den Trümmern der antiken Welt und Kultur mit blendendem Glanze hervorleuchteten, und den Schritten des Schülers



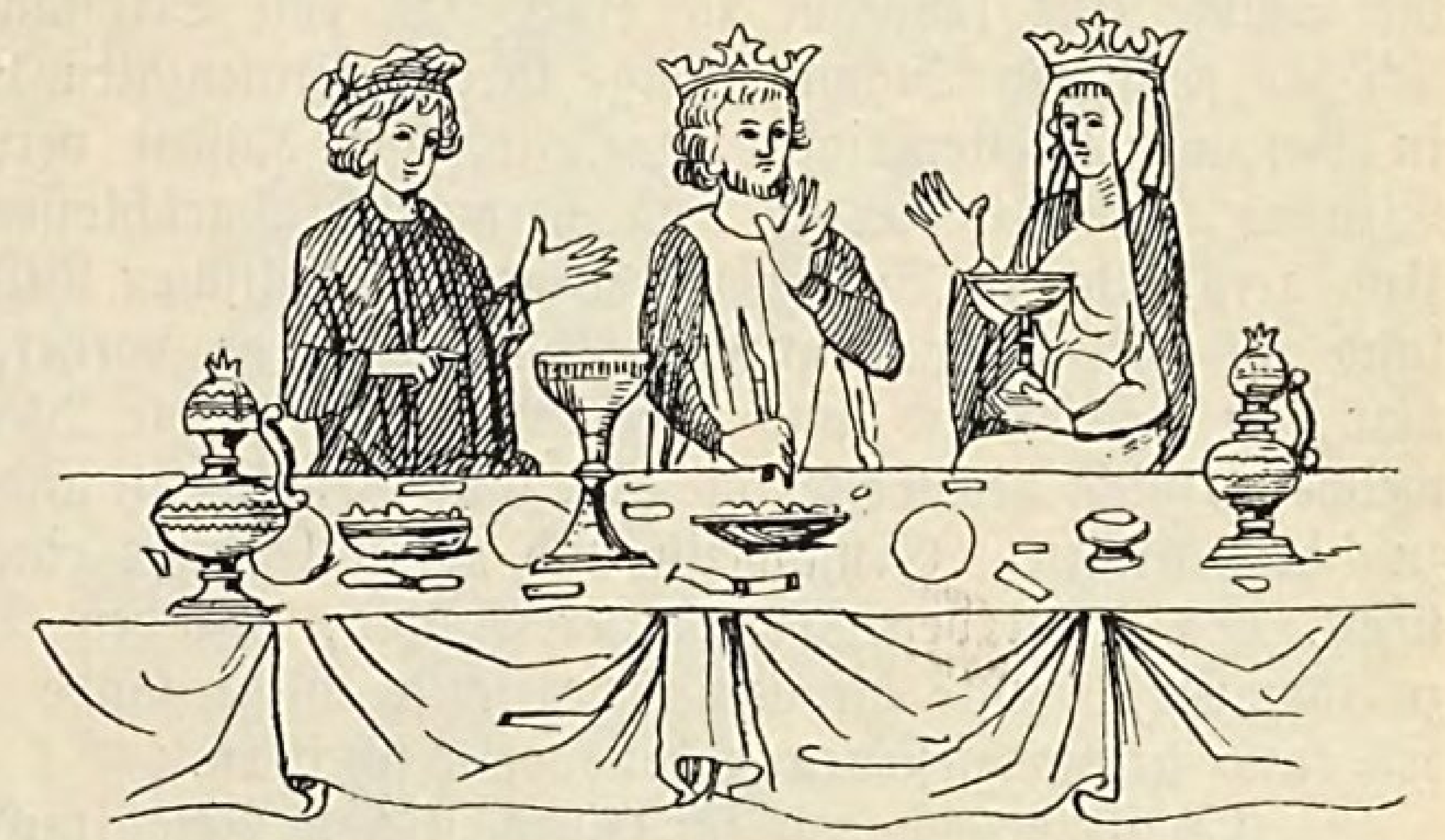
Landgraf und Landgräfin Hermann von Thüringen. Miniatur in Stuttgart.

stand die Lehrmeisterin zur Seite und berichtete uns in fremder Sprache über die Fortschritte und Errungenschaften ihres jugendlichen Zöglings. Die Westfranken, Burgunder, Longobarden, Gothen und andere Stämme und Stammestrümmer gingen in dieser fremden Schule vollkommen auf. Im Kampfe derselben mit den natürlichen Anlagen der Stämme ging die Natur dieser Stämme verloren, eine romanische Welt erhob sich verjüngt aus der römischen. Bei den Franken ostwärts des Rheins, bei den Schwaben, wohin dann die christliche Schule zunächst überpflanzt wurde, gelang diese Verwandlung nicht mehr, aber wir erkannten, wie diese Stämme in ihrem natürlichen Leben vollkommen erschüttert wurden, und wohl wäre ihnen das Schicksal ihrer West- und Südnachbarn bereitet worden, hätten nicht Bayern und Sachsen ihr ganzes Volkstum in die Breschen geworfen, welche dort gelegt wurden, wäre nicht eine allmähliche Erstarrung der einst individuellen Behandlung zu Methode und System in der Lehrthätigkeit der Kirche eingetreten. Bayern und Sachsen erlitten für diese Hingabe an das Ganze große Einbuße an ihrem natürlichen Kraftbestande, aber andererseits sogen auch sie aus dem Ganzen wiederum die Kräfte, welche ihnen die Erhaltung ihrer Existenz ermöglichte.

Je mehr Bayern in diesen Prozeß des Westens hineingezogen wurde, um so mehr drang die Zersetzung in den Stamm selbst ein. Die östlichen Marken trennten sich ganz ab, weil sie die westliche Politik des Mutterlandes als ein Hindernis ihres eigenen Emporkommens empfanden, und am Ende dieser Epoche steht Bayern da, gerettet in seiner Existenz, aber isoliert und abgeschnitten von der natürlichen Bahn seines Wachstums, unfähig, aus eigener Kraft diese Bahn wiederzugewinnen, schwankend in seiner Politik zwischen Osten und Westen. Wir trafen Sachsen auf dem gleichen Wege. Aber nach Sachsen drang die romanisch-christliche Schule erst vor, als sie selbst ihre Jugendkraft bereits eingebüßt. Brutalität kennzeichnet das Eingreifen dieser erstarrenden Methode bei den Sachsen, und diese erwehrten sich derselben mit der ganzen unverbrauchten Zähigkeit und Hartnäckigkeit eines Naturkindes. Erst als im Westen eine Verjüngung eintrat durch die Schöpfung der Orden der Cisterzienser und Prämonstratenser, als diese jugendlichen Institute ihre ersten und frischesten Kräfte nach Sachsen abführten, erst mit dem Erscheinen Norberts und seiner Jünger an der Elbe beugte sich auch Sachsen der westlichen Kultur. Bald darauf ging ihm Westfalen an Köln verloren. Dennoch ist der Einfluß dieser bereits von germanischer Denkungsart vollkommen durchsetzten jungen Schule nicht zu vergleichen mit dem der älteren, der Cluniacenser und Hirschauer, die in Bayern Eingang fanden, noch weniger aber mit dem der Benediktiner, der irischen, schottischen und englischen Mönche, welche einstens Franken und Schwaben gewannen. Die Prämonstratenser und Cisterzienser sind ein später Ausläufer aus alter Wurzel, aber bereits akklimatisiert und der Natur des Landes angepaßt. Sie treiben Ackerbau, roden in den Wald hinein, kolonisieren, lauter Bestrebungen, für welche sie nur in Deutschland, teilweise nur in Sachsen ein geeignetes Feld zu finden vermochten. In anderen Ländern finden wir die Mitglieder dieser Orden bald in anderer Thätigkeit. Denken wir nur an Bernhard von Clairvaux! Von einer Ueberwältigung der sächsischen Natur konnte also bei ihnen schon keine Rede mehr sein. Wie bei dem Austritt aus der Schule aus den Marken des Südostens der deutsche Gesang ins Reich hineinscholl, der Sang der Freiheit und Individualität, wie die duftige Blüte deutscher Lyrik emporschoß aus deutschem Gemüte, da die überschattende Macht der großen Lehrmeisterin langsam zurückwich, so sandte Sachsen als Resultat seiner Selbsterziehung die Weltchronik und den Sachsenspiegel ins Reich. Die deutsche Sprache feierte ihre ersten Triumphe zugleich mit der Emanzipation der Städte in Schwaben und Franken von bischöflicher Bevormundung.

Deutschland trat aus dem Stadium seiner priesterlichen Verfassung heraus. — Sachsen warf die Frankenkaiser Heinrich IV und Heinrich V zurück und zwang sie, Schutz bei den Städten zu suchen. So war es Sachsen indirekt, welches die schnelle Entfaltung der Städte in der Folgezeit ermöglichte, eine Machtentfaltung, die selbst die Reaktionszeit eines Friedrich Barbarossa zu überdauern vermochte. In Sachsen fand die Opposition ihren Rückhalt, dort suchte man Bayern mit hereinzuziehen in diese Opposition, aber Bayerns Schicksal hatte sich 1256 endgültig entschieden. Aus dem Jungbrunnen, der Sachsen stets neue Kräfte spendete, floß für Bayern keine stärkende Woge mehr. Die Verbindung mit dem Osten war durchschnitten, der Gegensatz gegen die eigenen Söhne in den östlichen Vorlanden wurde dauernd und fest.

„Nur die Hellenen, Italiener und Germanen haben große städtische Verfassungen republikanischen Charakters hervorgebracht. Bei den klassischen Völkern setzt unsere Ueberlieferung überall mit dem historisch entwickelten städtischen Gemeinwesen ein; von ihrer vorstädtischen Periode wissen wir daher außerordentlich wenig. Bei den Germanen liegt diese älteste Periode in relativ seltener Klarheit und Sicherheit vor uns. Aber in Deutschland würde uns diese vorstädtische Periode ebenfalls so gut wie gänzlich verschleiert sein, wenn unsere Kenntnis von derselben allein auf Laienarbeiten und auf den Erzeugnissen der nationalen Sprache, wie bei den alten Völkern, beruhte. Ohne die Wahrnehmungen, welche die Kirche gleichsam als außenstehende Beobachterin in einer fremden Sprache fixierte, würden auch bei den Germanen die Anfänge historischer Kunde mit der Entwicklung der städtischen Gemeinwesen zusammenfallen, wie bei den Völkern des Altertums. Vor diesen Anfängen lagern sich denn auch hier wie bei den Hellenen die großen nationalen Erinnerungen in jenen gewaltigen Epen ab, welche — ein reines Erzeugnis der Laientradition — ohne chronologische Rücksichten Personen und Ereignisse einer fernen Vergangenheit zu einem Gesamtbild nationaler Geschicke vereinigen.“ (Nitzsch.)



Gastmahl. Miniatur aus der Geschichte des hl. Gral.

Ist aber die städtische Entwicklung ein Kriterium für die Geschichte der Deutschen anderen Völkern gegenüber, so ist sie es gleichfalls für die Entwicklung der Stämme untereinander. Wo wir die städtische Entwicklung in geringerem Maße und in langsamerem Tempo einsetzen sehen, da müssen wir notwendig schließen, die Entwicklung des Stammes sei gleichfalls auf einer jugendlicheren Stufe stehen geblieben. Und dies war, wie wir sahen, in Bayern der Fall. Die Natur des Landes hielt hier die städtische Entwicklung zurück. Zu einem republikanischen Gemeinwesen konnte es die einstmals hervorragendste Stadt Bayerns und Deutschlands, Regensburg, nur nach langen Kämpfen und Mühen und auch dann nur in minderem Grade bringen, als ihre fränkischen und schwäbischen Rivalinnen. Der von den Staufern übernommene Versuch der ersten Wittelsbacher, auch Bayern in modernem Sinne zur staatlichen Entwicklung fortzuleiten, mußte mißlingen, da die natürlichen Grundlagen dieser Entwicklung fehlten. Die Einführung, Ordnung und reichere Entfaltung des Beamtenwesens bezeugt diesen Versuch. Da finden wir die vier Erzämter des Truchsessen, Kämmerers, Schenken und Marschalls von Grafen besetzt; neben ihnen erscheinen die Hofmeister, Hofkapläne und Hofchirurgen. An der Spitze der Verwaltung und des Gerichtswesens stehen die Vicedomini, die Vitztume, welche hier die Stelle des Landesherrn zu vertreten hatten. Sie wurden meist aus den herzoglichen Ministerialengeschlechtern genommen und waren keine wandernden Boten, sondern hatten ihren bestimmten Sitz, seit 1255 für Oberbayern in München und Lengenfeld,



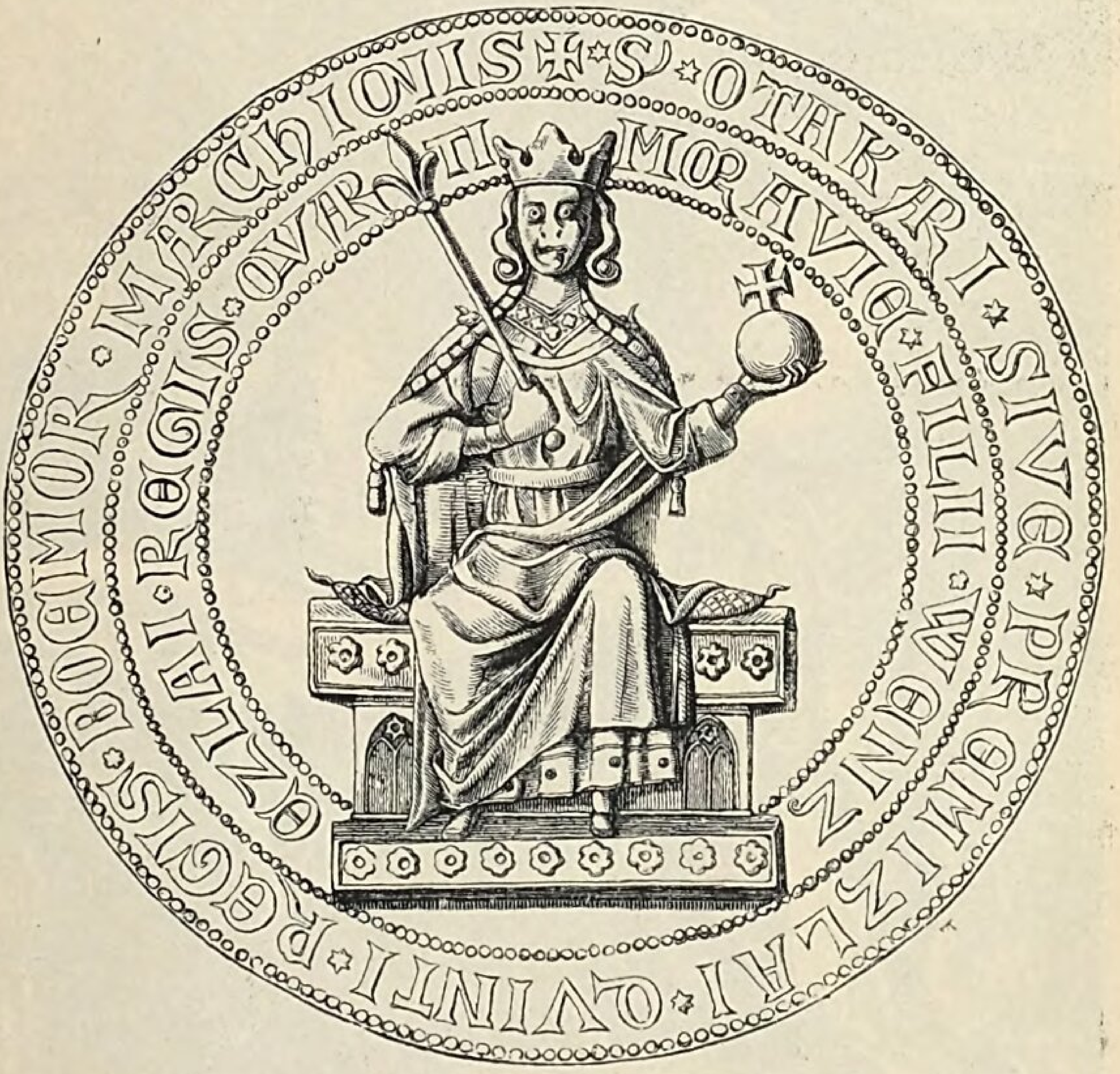
Darstellung der Juden im Mittelalter. Miniatur im Germanischen Museum.

für Niederbayern in Straubing und Pfarrkirchen. Unter den Vitztumen erscheinen dann Protonotare, meist Geistliche, Notare, Räte und Amtleute, die letzteren über das Land verteilt und mit den verschiedenartigsten Aemtern betraut, als Richter, Schergen, Fronboten, Vögte, Kastner zur Verwaltung der herzoglichen Güter, Pröpste, Kellermeister, Forstmeister, Zöllner und Mautner, Münzer, Burgwarte und Kastellane. Dieser Verfassung des Herzogtums gegenüber stellten sich in den Territorien der Grafen und Bischöfe allmählich ähnliche Einrichtungen, während die Städte nur langsam zu einer Art von Selbständigkeit emporstrebten. Entwickelten sich die deutschen Städte infolge ihrer kontinentalen Lage überhaupt viel langsamer, als in den mit buchtenreichen, vielgliedrigen Küsten versehenen Ländern des Südens und Westens, so war dies in dem hermetisch abgeschlossenen Bayerlande erst recht der Fall. Und gerade dieses Auftreten der neuen städtischen Kultur in einer Zeit, da ganz Deutschland von den lehensrechtlichen Bildungen der vorhergehenden Jahrhunderte überwuchert war, ist bezeichnend und bedeutungsvoll für die Weiterentwicklung dieser neuen Kultur, welche es nicht vermochte, die alte, auf Grundbesitz und Naturalwirtschaft beruhende einfach zu überwältigen. Grundbesitz und Kapital stehen einander in schroffem Gegensatz gegenüber, urd selbst der Versuch der Städte, mit dem Bauerntum in politische Verbindung zu kommen, mußte an dem energischen Widerstande der bischöflichen Gewalt und ihres erb- und grundgesessenen Lehensadels scheitern.

„Es ist bezeichnend für die deutschen Verhältnisse, daß der einzige ernsthafte Versuch einer Verbindung von Bauernschaften und Städten, welcher hier erfolgte, die Gründung der Schweizer Eidgenossenschaft, mit der Absonderung dieser Bildung vom nationalen Staatsleben endigt.“ Nur in einer Beziehung haben also die Städte das politische Bild Deutschlands zunächst direkt verändert, durch die Wahrung ihrer Autonomie den Fürsten gegenüber, denen sie mehrfach zur Wahrnehmung ihrer Interessen in mächtigen Konförderationen entgegentraten. Alles andere wurde einer ernsten vielhundertjährigen Arbeit vorbehalten und die Bewältigung der inneren Gegensätze blieb mit der Entwicklung des Volkes selbst, mit seinem geistigen und körperlichen Wachstum auf das innigste verknüpft.

Sahen wir, daß gerade Laienfürstentum und Städte die letzten Verbündeten der Staufer waren, diejenigen Faktoren des deutschen Lebens also, welche Friedrich Barbarossa „teils zurückgedrängt, teils nicht mit Bewußtsein gefördert hatte“, so erkennen wir deutlich, auf welcher Grundlage das nationale Leben demnächst sich fortzuentwickeln hat. Die alte Verfassung war zerbrochen; der Einfluß des Kaisertums auf die Bischöfe ward durch denjenigen des Papsttums ersetzt; der niedere Adel stand auf der Seite dieser Bischöfe gegen Fürsten und Städte, und die letzteren nahmen bei dem Tode Wilhelms von Holland eine Stellung ein, die den weiteren Gang der Entwicklung wesentlich von ihren Entschlüssen abhängig zu machen schien.

Wittelsbach oder Böhmen? So lautete die Frage im Südosten des Reichs auch noch, als Otto II gestorben war. Und wie die Wittelsbacher Ludwig II und Heinrich XIII für die staufischen Interessen auch fürderhin eintraten, so wandte sich Ottokar von Böhmen, der 1253 seinem Vater Wenzel gefolgt war, auf die päpstliche Seite. An ihm fanden die Bischöfe gegen die landeshoheitlichen Bestrebungen der Wittelsbacher einen Rückhalt. Zwar schloß Herzog Ludwig II zu Straubing am 19. November 1253 mit Bischof Albert von Regensburg Frieden und traf zu Mühldorf am 27. Juli 1254 mit Erzbischof Philipp von Salzburg ein Abkommen, allein Freising und Passau blieben gegen ihn in Opposition auch fürderhin. Einen Augenblick schien es auch, als sollte der Friede mit Rom hergestellt werden. Innocenz IV starb am 7. Dezember 1254 und sein Nachfolger Alexander IV, eine sittlich reine und gottesfürchtige Natur, versuchte die Sympathien der Gibellinnen für Manfred zu teilen, indem er sich am 23. Januar 1255 an Agnes, die Pfalzgräfin bei Rhein und Herzogin von Bayern wandte mit der Beteuerung, er gedenke nicht nur die Rechte Konradins, Königs von Jerusalem, unverletzt zu erhalten, sondern ihn auch mit apostolischem Wohlwollen noch mehr zu erhöhen. Der Bischof Heinrich von Chiemsee wurde deshalb an sie und ihre Tochter Elisabeth, Königin von Jerusalem und Herzogin von Schwaben, gesendet, um mit ihnen und den bayerischen Herzogen wegen einer im Interesse Konradins an den apostolischen Stuhl zu richtenden Gesandtschaft Rücksprache zu nehmen. In derselben Zeit aber erkannte Alexander IV den von Innocenz IV für Sicilien designierten König Edmund, den Sohn des englischen Königs, Heinrichs III, an. Konradin besaß also nach päpstlicher Anschauung in Sicilien keine Rechte. So fand des Papstes Bewerbung in Bayern keinen Anklang. Zwar erschien eine bayerische Gesandtschaft in Italien, aber sie begab sich zuerst zu Manfred, für den sie eine am 20. April 1255 in Wasserburg von Konradin ausgestellte Urkunde mitbrachte, laut welcher unter Wahrung der Rechte des jungen Staufers auf Sicilien bis zu seiner Mündigkeit an Manfred die Verwesung dieses Reiches übertragen wurde. Und Manfred behauptete sich im Besitze des süditalischen Königreichs vollkommen.



Siegel Ottokars von Böhmen.

Nach vier Seiten war die Aufmerksamkeit der Wittelsbacher geteilt. Die bedenklichen Fortschritte Böhmens und das Bündnis der Bischöfe mit Ottokar mußten sie für ihre eigene Stellung besorgt machen; in Italien sollten sie die Rechte Konradins vertreten; ebenso zeigte sich die Aussicht, in Schwaben zu Macht und Ansehen zu gelangen,

dem Erbherzogtum Konradins und ihrer Schwester Elisabeth; dazu die Angelegenheiten des Reichs, in dem die Städte zu immer größerer Bedeutung emporstrebten. Einigkeit und Festigkeit in ihren Entschlüssen hätte da den Brüdern vor allem not gethan. Und in diesem Augenblick teilten sie ihre Macht, wie wir hörten, und schufen im eigenen Lande, im eigenen Hause zwei verschiedene, einander vielfach entgegengesetzte Interessenkreise. Statt in den Fluß der Verhältnisse einzudringen, blieben Bayerns Kräfte an den Boden gebannt und wandten sich dann gegeneinander. Und kaum war dies geschehen, als ein neues Unheil über Bayern hereinbrach, welches den moralischen Kredit



Herzog-Pfalzgraf Ludwig nach der Enthauptung seiner unschuldigen Gemahlin Maria von Brabant.

und das bedeutende Ansehen des Herzogs-Pfalzgrafen Ludwig vollkommen vernichtete. In einem Anfalle eifersüchtigen Jähzorns hatte er den Befehl zur Enthauptung seiner unschuldigen Gemahlin Maria von Brabant gegeben. Der unselige Befehl wurde auf dem Mangoldstein in Donauwörth am 18. Januar 1256 vollzogen, und gleichzeitig fand als angebliche Mitwisserin ein Kammerfräulein der Herzogin ihren Tod, indem sie vom Turme in den Burggraben gestürzt wurde. Zur Buße wurde dem Herzoge die Stiftung eines Cisterzienserklosters befohlen, und so ward der Grund gelegt zu dem Kloster Fürstenfeld. 1258 gab der Herzog die Anweisung zur Errichtung eines Klosters, 1266 stellte er die Stiftungsurkunde für Fürstenfeld aus. Ludwig hat später seine furchtbare Schuld

erkannt. Die Berichte hierüber sind mit Ausschmückungen versehen; in einer Nacht soll sein Haar gebleicht sein, als er sich von der Unschuld der Ermordeten überzeugte.

Die Landesteilung schien die Wahrnehmung der bayerischen und der mit ihnen verbundenen staufischen Interessen gegen Westen, Süden und Osten zu erleichtern. Ludwig II trat, wie wir hörten, noch 1256 in den rheinischen Städtebund ein. Nach dem Tode Wilhelms von Holland erschien dem Reiche die Notwendigkeit einer neuen Königswahl. Wilhelm war der Kandidat des Papstes und der drei rheinischen Erzbischöfe gegen die Staufer gewesen. Sollte er nun einen Nachfolger erhalten? Böhmen, Brandenburg und Sachsen hatten nachträglich seine Wahl anerkannt. Die Wittelsbacher allein standen für Konrad IV ein, und Wilhelms Regierung fand keine Festigkeit, weil er von der bischöflichen Partei zu derjenigen abschwenkte, auf welche sich die Staufer zuletzt zu stützen versucht hatten: Laienfürsten und Städte, die nach dem Tode Konrads IV nicht anstanden, ihm ihre Unterstützung zu gewähren. Nach Wilhelms Tode aber suchte die laienfürstliche Partei eine Stärkung durch die Städte, welche ihrerseits entschlossen waren, die Wahl zu ihren Gunsten zu beeinflußen. Auf den Städtetagen zu Mainz im März und Mai 1256 kam dieses Streben vollauf zum Ausdruck. Zum 23. Juni war von den Fürsten ein Wahltag in Frankfurt angesagt worden. Er verlief resultatlos. Am 15. August versammelten sich die Abgeordneten der Städte in Würzburg und damals hatten sie die Genugthuung, daß eine Reihe von Laienfürsten ihnen die Berechtigung zur Mitentscheidung der Wahlfrage zuerkannte. Herzog Albrecht von Sachsen, die Markgrafen Johann und Otto von Brandenburg und Herzog Albrecht von Braunschweig hatten sich am 5. August zu Wolmirstädt über die Wahl Ottos von Brandenburg verständigt und forderten die Städte auf, den zum 8. September in Frankfurt angesetzten Wahltag zu beschicken. Während man hier für das Interesse Norddeutschlands einzutreten suchte, machte Ludwig II von Bayern vergebliche Anstrengungen, eine Kandidatur seines Neffen Konradin durchzusetzen. Zwischen diesen Parteien arbeiteten die Bischöfe für ihre eigenen Interessen. Sicilien war einem Engländer bestimmt worden, warum nicht auch Deutschland? Umsomehr, als die rheinischen Kurfürsten in der Wahl eines Engländers ihre Interessen am sichersten gewahrt sahen? Zudem mußte auch der Papst die Erhebung eines Engländers auf den deutschen Thron zur Durchsetzung seiner sicilischen Pläne als durchaus vorteilhaft erkennen. Die englische Agitation bewirkte es, daß auch der zweite Wahltag am 8. September erfolglos verlief. Richard von Cornwallis, der Bruder Heinrichs III, war der Stimme Kölns sicher, es handelte sich nur noch um die Kaufsumme. Mainz wurde gleichfalls gewonnen. Nach Böhmen eilten im Juli 1256 Erzbischof Konrad von Köln und Philipp von Falkenstein, der mächtige Sohn Werners von Bolanden, Ottokar zu gewinnen. Der aber beharrte in seiner abwartenden Stellung. Es galt, Bayern zum Anschluß an Richard zu bewegen.

Und die Städte? Schon Nitzsch macht darauf aufmerksam, daß die städtische Bewegung in der charakteristischen Bildung und Zusammensetzung des nun zum erstenmal geschlossen auftretenden Kurfürstenkollegiums ihre Spuren hinterlassen habe. Im Gegensatze zu den früheren Wahlen steht hier eine Mehrzahl von Laienfürsten einer Minderzahl von geistlichen Fürsten gegenüber. Die Berichte über die laienfürstliche Teilnahme an der Vorwahl sind verschieden. Neben Pfalz, Sachsen und Brandenburg, welche in allen Berichten genannt werden, streiten sich Bayern, Oesterreich und Böhmen um die vierte weltliche Kurstimme. Dieser Streit übt auf die Entwicklung der drei Länder zu einander noch lange Zeit einen bedeutenden Einfluß aus und wird je nach der augenblicklichen Machtstellung bald so, bald anders entschieden. Der Mehrzahl der Laienfürsten gegenüber sind aber dem Episkopate nur drei Stimmen zugestanden, selbst in dem Berichte des Matthäus Paris, der außer den drei rheinischen Erzbischöfen vierzehn Laienfürsten nennt. „Mag nun diese Wahlordnung das Resultat bestimmter Vereinbarungen sein oder nicht: der Stempel ihres historischen Ursprungs ist ihr unverkennbar aufgeprägt. Sie erscheint als das natürliche Ergebnis einer Reaktion gegen die altstaufische Politik, durch welche die Bischöfe noch einmal zu einem ganz überragenden Einfluß im Reichsfürstenrat emporgehoben worden waren. Sie verdeutlicht uns die Thatsache, daß Deutschland damals



Konradin auf der Falkenjagd. Aus der Manessischen Handschrift.

vollständig aus dem Stadium seiner priesterlichen Verfassung herausgetreten war."

Dieser Umstand mußte den ersten laienfürstlichen Bundesgenossen der rheinischen Städte, den Herzog Ludwig II von Pfalz-Bayern, bald überzeugen, daß die Kandidatur seines Neffen und Mündels wenig Aussicht auf Erfolg hatte. Die Ausschließung der Bischöfe von der Königswahl ist offenbar durch den damaligen Druck der städtischen Macht mitbedingt worden.

Der Städtebund aber faßte in jener Zeit eine Weiterentwicklung des Bundes an der Donau ins Auge. Regensburg trat im Oktober 1256 dem rheinischen Städtebund bei, und diese Thatsache wird auf den Entschluß Herzog Ludwigs II, den Kandidaten der Erzbischöfe zu wählen, nicht ohne Einfluß gewesen sein, denn schon am 25. November kamen die Verhandlungen mit Herzog Ludwig zum Abschluß, während er mit Regensburg bald darauf in grimmige Fehde geriet, die nicht zu seinen Gunsten verlief. Freilich hatten auch indessen andere Umstände mitgewirkt, welche den Wittelsbacher auf diese Seite drängten. König Alphons von Kastilien (seit 1252), der Sohn Ferdinands III und der Beatrix von Schwaben, trug sich mit hohen Plänen. Nicht nur forderte er Schwaben für sich als Erbgut seiner Mutter, sondern er trat auch neben Richard als Bewerber um die deutsche Königskrone und die Kaiserkrone auf. Wie sehr sich alle Verhältnisse verschoben hatten, zeigte der eine Umstand, daß er sich schon am 18. März 1256 zu Soria von der Stadt Pisa zum römischen König und Kaiser wählen ließ. Für ihn wirkte in Deutschland sein Vetter, der Herzog von Brabant, und wie man annehmen darf, teilweise auch ein anderer Vetter, König Ottokar von Böhmen. Abermals ein Grund, den Wittelsbacher auf die andere Seite zu drängen! Zu Gunsten des Kastiliers gab Otto von Brandenburg seine Pläne auf. Johanns von Brandenburg gleichnamiger Sohn wurde mit einer Tochter des Kastiliers verlobt. Der Stammeshaß der Schwaben gegen Bayern schuf ihm auch in Schwaben eine starke Partei, und die Besorgnis vor

dem Wachstum der englischen Macht machte ihm den Franzosenkönig Ludwig IX gewogen.

Die Parteien standen sich in gleicher Stärke gegenüber. Für Richard war um 12000 Mark Sterling und die Tochter oder Schwester Richards Herzog Ludwig II, um 8000 Mark Mainz, um 12000 Mark der Erzbischof Konrad von Köln gewonnen; für Alfons traten der Herzog Albrecht von Sachsen, die Markgrafen Johann und Otto von Brandenburg und der Erzbischof von Trier ein. Böhmen schwankte noch. Am 13. Januar 1257 wurde Richard von Cornwallis von seiner Partei zum Könige gewählt, die Herzoge Ludwig und Heinrich von Bayern waren selbst in Frankfurt anwesend. Konradin sollte das Herzogtum Schwaben erhalten und außerdem das staufische Hausgut aus dem Reichsgute ausgesondert werden. So wurden die Wittelsbacher nicht nur befriedigt, sondern zugleich als Bundesgenossen der Bischöfe gegen die Städte gewonnen, welche den Schutz des Reichsguts übernommen hatten. Am 1. April erfolgte die Wahl des Kastiliers und auf seiner Seite stand nun auch Ottokar von Böhmen, der sich zuerst für Richard entschieden hatte.

Jetzt mußte sich zeigen, ob die Abmachungen der Städte, von zwei gewählten Königen keinen anzuerkennen, auf festem Boden beruhten. Speier und Worms traten mit ihren Bischöfen entschieden auf die Seite des Trierer Kandidaten. Im Mai 1257 erschien Richard mit großen Geldmitteln in Deutschland. Aachen öffnete die Thore. Am 17. Mai wurde er hier gekrönt. Philipp von Falkenstein trat zu ihm über. Am 27. Mai erkannte Köln den Engländer gleichfalls an. Nicht nur die Rivalität der Städte unter einander ließ sie ihre Bundespflicht vergessen, sondern innerhalb der Städte standen sich bereits die Parteien des Patriziats und der Zünfte gegenüber, und dieser Gegensatz beeinflußte die äußere Politik. Der Hauptgrund aber, welcher die Städtepolitik unsicher machte und die gemeinsamen Interessen zurücktreten ließ, lag in dem Umstande, daß man Fürsten und Bischöfe, Grafen und Herren in den Bund aufgenommen hatte. Sie bildeten das zersetzende Element desselben. Das Geld des Engländers wirkte weiter. Im September traten Frankfurt und die Städte der Wetterau zu ihm über. Mainz, Oppenheim und Hagenau erkannten ihn an, und im Sommer 1258 öffneten ihm selbst Speier und Worms ihre Thore.

Die städtische Politik hatte eine vollkommene Niederlage erlitten, herbeigeführt in erster Linie durch die bischöfliche Politik Konrads von Hochstaden, des Erzbischofs von Köln. Dann aber hatten an dieser Niederlage alle diejenigen mitgewirkt, welche sich durch den städtischen Machtaufschwung bedroht sahen. Wohl besaß der Bund die finanziellen Mittel zu einer großartigen Machtstellung, aber mit seiner Erweiterung bis zur Ostsee und zur Donau versagten die militärischen Kräfte des Bürgertums für weitere Unternehmungen und man griff zur Anwerbung von Söldnern. Damit ward der Vasallenschaft der geistlichen Fürsten ihr bisheriges Gebiet geschmälert, der Ritter fühlte sich in seiner Existenz von dem „Soldaten“ bedroht. Dazu kam der Versuch der Städte, sich als Schutzherrn der Bauernschaft gegen den Adel aufzuwerfen. Zum Empfange eines Königs, der mit starker Hand und Energie eingegriffen hätte, war also die Stimmung nicht übel vorbereitet. Aber in diesem entscheidenden Augenblick versagte Richard die Quelle jener reichen Mittel, welche ihn bisher seine Erfolge ermöglicht hatten. Die Oxforder Provisionen vom Juli 1258 stellten die königliche Regierung von England unter die Kontrolle des Zwölfmännerrates. Die Zahlungen an Rom wurden eingestellt, von dem sicilianischen Unternehmen förmlich zurückgetreten. Der Grund zum Krieg der Barone war gelegt, der Englands auswärtige Politik vollkommen hemmte. Damit ward die deutsche Bewegung wieder auf sich selbst zurückgestellt und den Landesfürsten die Wahrung ihrer eigenen Interessen anheimgegeben.

Am 25. Januar 1257 hatte König Richard zu Bacharach durch den Grafen von Gloster und Jean d'Avesnes beschwören lassen, daß er nach seiner Krönung den König Konrad von Jerusalem (Konradin) sowohl mit dem Herzogtum Schwaben belehnen, als auch sämtliche Erb- und Lehengüter, die diesem von seinem Vater und Großvater zugefallen seien, von den Reichsgütern trennen wolle. Dazu kam es nicht mehr, und die

Wahrung der Rechte des Staufers blieb wie bisher seinem Oheim, dem Herzog Ludwig, überlassen. Dadurch aber wurde dessen Aufmerksamkeit geteilt. Den Bayern, die zu Richard hielten, stand der Böhme nun als zwiefacher Gegner gegenüber. Drei Wochen nach der Wahl des Kastiliers, am 23. April 1257, kam es bereits zu einem Bündnisse Ottokars mit Otto von Lonsdorf, dem Bischof von Passau, dessen Spitze direkt gegen Heinrich von Niederbayern gerichtet war. Im August brach Ottokar durch das Passauische in Niederbayern ein. Ludwig eilte vom Rhein heran, Heinrich stand gerüstet, der Böhme ging zurück, und bei Mühldorf am Inn traf ihn eine schwere Niederlage. Auch der Salzburger Erzbischof Philipp zeigte bei diesem Kampfe eine vollkommen zweifelhafte Haltung. Es war der letzte Sieg, den die Eintracht der wittelsbachischen Brüder errang. Ihr ärgster Feind war von nun an die gegenseitige Eifersucht.

Wollte Heinrich XIII seinem Lande frisches Leben erhalten, so mußte er sehen, Einfluß im Osten zu gewinnen. Die Herrschaft über die Passauer und Salzburger Kirche würde ihm dafür die Grundlage abgegeben haben. Aber dem stand Böhmen gegenüber, welches in der Selbständigkeit dieser Bistümer eine Hauptbedingung seines eigenen ruhigen Fortlebens erkannte. Diese Rivalität blieb natürlich auf die Einwohner der Bistümer nicht ohne Einfluß. Es bildeten sich Parteien. Erzbischof Philipp von Salzburg wurde abgesetzt, und Heinrich XIII griff für den neugewählten Ulrich von Seckau zu den Waffen. Da trat ihm der Böhme abermals entgegen (1263). Ottokar behielt schließlich die Oberhand. Papst Clemens IV (1265—1268) ernannte für Salzburg den Herzog Wladislaus von Schlesien, einen Verwandten Ottokars, zum Erzbischofe (November 1265), während nach dem Tode Ottos von Lonsdorf (10. April 1265) der Domherr Petrus von Breslau den Passauer Bischofsstuhl bestieg. Heinrich griff zu den Waffen. Wohl gewann er im Oktober Passau für ein paar Tage, aber ebenso hatte der Böhmenkönig der Stadt Regensburg einen Besuch abgestattet. Zu einer Entscheidung kam es auf keiner Seite, um so weniger als Heinrichs Bruder Ludwig II durch seine zweite Heirat mit Anna von Schlesien-Glogau (1260) dem Böhmenkönig näher getreten war. Am 10. Mai 1267 wurde ein sogenannter Friede geschlossen, der Ottokar den Rücken einstweilen sicherte und ihm die Möglichkeit gewährte, seine Kräfte nach einer andern Seite zu richten.

Die englische Heirat Ludwigs II war nicht zustande gekommen, wohl aus dem einfachen Grunde, weil man erkannte, daß Richard weder Macht noch Fähigkeit besaß, im Reiche zu entscheidendem Ansehen zu gelangen. Am 11. August 1258 hatte Manfred sich in Palermo zum Könige Siciliens krönen lassen. Unaufhaltsam schritt er auf seiner Siegeslaufbahn fort. Er überzog die päpstlichen Staaten und gewann nach dem Siege Sienas über Florenz bei Monteparto (4. September 1260) die tuscischen Gibellinen für sich. Schon seit 1253 unterhandelte die Kurie wegen Uebernahme der Krone Siciliens auch mit Frankreich. Auch hier stand ihr der ehrenhafte Charakter Ludwigs des Heiligen entgegen, der in dem Vorgehen des Papstes einen ärgerlichen Eingriff in die Rechte anderer erblickte und nun wieder die Politik Urbans IV (1261—1264) verwarf, wie er die Politik seiner Vorgänger verworfen hatte. Die Not drängte. Manfreds Machtstellung, die Ohnmacht des englischen Prinzen Edmund ließen den Papst jetzt wieder die alten Pläne aufgreifen, die Krone Siciliens dem Bruder Ludwigs IX von Frankreich, Karl von Anjou, zu übertragen. Zu gleicher Zeit aber hatte auch in Deutschland die Stimmung für Richard von Cornwallis einen Umschwung erlitten. Die staufische Partei war wieder erwacht, seit die Guelfen in Italien Konradin um Hilfe gegen Manfred anriefen. Nach zwei Seiten also eröffnete sich für den jungen Staufer die Aussicht, die Erbschaft seines Hauses zu retten. Am 8. Mai 1261 erteilte er in einer Urkunde zu Illmünster den Guelfen von Florenz die Antwort, daß er sie in seinen Schutz nehmen wolle. Manfred erklärte er für seinen Feind und den Florentinern stellte er baldige Hilfe in Aussicht. Herzog Ludwig von Bayern, der eigentliche Vertreter dieser Politik, versah die Urkunde Konradins auch mit seinem Siegel. Zu Anfang des Jahres 1262 machte die staufische Partei in Deutschland, an ihrer Spitze der Erzbischof Werner von Mainz und Herzog Ludwig, den Versuch, Konradins Wahl ins Werk zu setzen. Zu Pfingsten desselben Jahres nahm Konradin von dem Herzogtum Schwaben Besitz und



Die englischen Brüder, König Heinrich III und König Richard, werden in der Schlacht bei Lewes durch den Grafen Simon von Montfort gefangen genommen.

hielt in Ulm seinen ersten Hoftag. Bischof Eberhard II von Konstanz, Truchseß von Waldburg, trat als Mitvormund an die Seite Herzog Ludwigs.

Ottokar von Böhmen beeilte sich, den Papst von diesen Umtrieben in Kentnis zu setzen, und wie dieser sofort mit Abmahnungen und Gegendrohungen einschritt, so erschien auch König Richard eiligst wieder in Deutschland. Die Sache wurde noch einmal zurückgedämmt. Im September verständigten sich Erzbischof Engelbert von Köln, Erzbischof Werner von Mainz und Herzog Ludwig mit König Richard in Boppard. Anders aber stellte sich diese Angelegenheit, als am 14. Mai 1264 die englischen Brüder, König Heinrich III und König Richard von dem Grafen Simon von Montfort in der Schlacht bei Lewes gefangen genommen wurden. Ludwig hielt das Reich für erledigt und trat als Reichsverweser auf. Hatte er im Jahre 1262 bei dem gleichen Versuche, Konradins Wahl ins Werk zu setzen, eine sofortige Einigung mit seinem Bruder Heinrich gesucht, infolge deren er im ungestörten und alleinigen Besitze der Pfalz blieb (24. Januar), so traf er jetzt mit dem Erzbischof Werner ein Abkommen über die Streitigkeiten', welche zwischen ihnen obwalteten. Ein Schiedsgericht sprach ihm am 4. Juni 1264 die Stadt und Burg Weinheim zu, welche von dem Erzbischofe beansprucht worden waren. Auch diesmal verfolgte die Erhebung Konradins zwei Ziele: die königliche Herrschaft in Deutschland und die Wiedergewinnung des staufischen Königreichs in Italien. Und da ist es denn merkwürdig, daß wir in der Umgebung Konradins den schwäbischen Adel wiederfinden, der seit langer Zeit ohne Rückhalt nach Wiedererlangung eines festen Bodens gesucht hatte. Hier, bei dem letzten Sprossen des staufischen Geschlechts, glaubte er diesen Boden finden zu können. Wir müssen Umschau halten.

„Die kriegerische Leistungsfähigkeit der deutschen Verfassung brach in dem Augenblicke zusammen, wo dem Königtum die Mittel zur Vergütung seiner Vasallen ausgingen; seit dem Tode Friedrichs II war dies thatsächlich der Fall. Von da an begannen sich diese Vasallenmassen wie große fossile Bildungen auf dem Boden unserer alten Verfassung abzulagern. Der Gang der deutschen Geschichte seit 1256 ist durch die Versuche

dieser stehengebliebenen Kräfte der alten Verfassung mitbedingt, sich in die neue Weltordnung hineinzuschieben."

Nach unten abgeschlossen, war dieser Masse von Vasallen ebenso der Weg einer Weiterentwicklung nach oben durch die Konsolidierung des Fürstenstandes verschlossen. Sie waren beschränkt auf ihren Burgen- und Güterbesitz, und diesem Bestande drohte die merkantile und wirtschaftliche Entwicklung der Städte mit dem Untergang. Zum Schutze seiner Existenz blieb diesem kriegerischen, arbeitsscheuen und die Arbeit verachtenden Stande, der an den Traditionen einer überlebten ritterlichen Zeit mit ideenloser Zähigkeit festhielt, nichts als die Gewalt. Er baute Steinburgen statt der alten Holzhäuser zu seiner besseren Verteidigung, richtete sich in denselben auf den permanenten Krieg ein und griff dann räuberisch in den Verkehr auf den Handelsstraßen zu Wasser und zu Lande ein. Für seine kriegerischen Bestrebungen leistete dem deutschen Adel die Eröffnung der Ostseeländer durch die Ordensritter nur teilweise Genüge. Mit allen Mitteln mußte er um seine Existenz ringen, und eines dieser Mittel hatte dann auch die volle Umgestaltung eines anderen Stands zur Folge.

Seitdem die innige Verbindung des Episkopats mit dem Königtum zerrissen war, war auch dieser Stand auf sich selbst gestellt. Auch auf ihn drückte die Emanzipation der Städte, und so verlor er seine alte Stellung innerhalb des wirtschaftlichen und staatlichen Verbandes. Mit dieser Stellung ging aber auch der staatliche Charakter verloren und in dieser innerlich gebrochenen Verfassung geriet der geistliche Adel unter den Einfluß des weltlichen. Aus einem staatlichen Beamteninstitut wurde ein „Versorgungsinstitut für die überschüssigen Mitglieder des deutschen Adels". Nur Adelige wurden in die Domkapitel gewählt und auf die Bischofsstühle erhoben, und der Adel selbst gewann damit in der Erhaltung dieser Institute einen neuen Wirkungskreis.

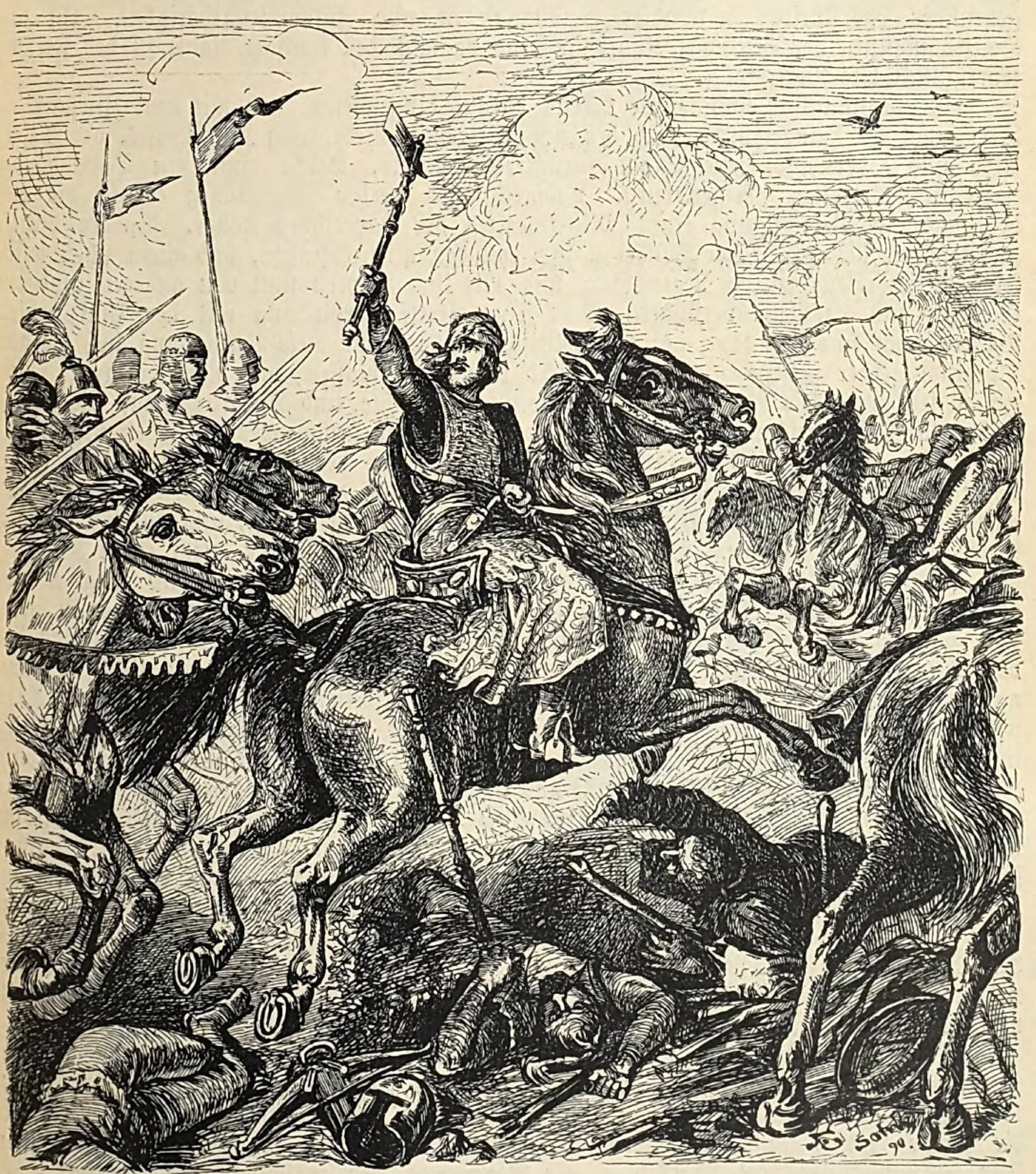


Siegel Konradins (verkleinert).

Und während in diesen beiden Ständen eine Fortentwicklung unmöglich schien und alles einstmals Lebende zu festen, stabilen Formen erstarrte, trat in dem Stande der Laienfürsten, wie wir bereits mehrfach sahen, eine doppelte Fortentwicklung ein. Einerseits konsolidierte sich ein Teil derselben im Kurfürstenkollegium, das sich gegen die andern abzuschließen suchte und damit eine höhere Rangstufe erstieg. Andererseits drang in das Laienfürstentum die alte germanische Sitte der Teilbarkeit der fürstlichen Hoheitsrechte von neuem ein. Dadurch ward der Machtkreis der einzelnen vermindert, wie sich die Einnahmen verminderten. Um demnach in den wechselnden Zeitstürmen bestehen zu können, mußte man sich nach Hilfe umsehen. Beherrscher der eigentlichen Geldplätze Deutschlands aber waren die Städte. Bei ihnen mußte man anpochen, wollte man etwas haben. Und daß sich da allmählich der Sachlage gemäß ein Bewilligungsrecht herausbildete, ist wohl natürlich, zumal die ritterlichen Vasallen der Fürsten, wie die Geistlichkeit vom Steuerzahlen befreit waren und dieses Recht den Fürsten gegenüber zu wahren suchten. An diese Verfechter alter Rechte schlossen sich bald die Städte in der gleichen Absicht, die Bewilligung neuer Forderungen von ihrer Zustimmung und neuen Zugeständnissen abhängig zu machen; — der Grund neuer landständischer Verfassungen war damit gelegt.

In den Städten also war das fortschreitende, lebengebende Element zu erblicken. Dieses Leben kräftiger, umfassender, dauernder zu gestalten, hätte nur erreicht werden können, wenn den Städtern die Vermittlung ihrer Kultur mit der bäuerlichen gelungen wäre. Dadurch allein hätte die städtische Entwicklung vor Einseitigkeit und Erstarrung bewahrt bleiben können. Wir sahen auch den rheinischen Bund den Versuch machen, diesen Weg zu beschreiten, er wollte Schützer der Bauern werden, allein da standen ihm Fürsten, Bischöfe und der ritterliche Adel im Wege, und diese Schranken zu überwinden, gelang den Städtern nicht. Diese rivalisierende Bewerbung um die Beschützung des

Bauernstandes gedieh diesem selbst zum besten. So war es ihm vergönnt, einen großen Teil seiner alten Selbständigkeit zu erhalten, welche ihn allein befähigte, die großartige Kolonisationsarbeit im Osten ins Werk zu setzen und durchzuführen, die er seit den Tagen Heinrichs des Löwen begonnen.



Ottokar II von Böhmen auf dem Marchfelde 1260.

Im Bauernstande erhielt sich ein Teil jener altdeutschen Gemeinfreiheit, jener naiv demokratischen Formen, welche wir von jeher hier fanden. Und dieser Teil erhielt sich auch jetzt, als in den Städten bereits der Kampf zwischen Patriziat und Zünften entbrannte. Die inneren Kämpfe lähmten, wie wir sahen, die Kraft der Städte nach außen, und der erste Sieg der Fürsten über die Städte ist also bereits in jener gelungenen Abwehr der Vermischung städtischer und bäuerlicher Kultur zu erblicken. Die Herausbildung der Oligarchie in den Städten entstammt direkt dieser erfahrenen Zurückweisung, und die

Entwicklung der innerstädtischen Gegensätze gab die fortwährende Handhabe dem Könige, Fürsten und Bischöfen zum Eingreifen und zur Einmischung in das städtische Leben. Während es also den Städten nicht gelang, den übrigen deutschen Ständen gegenüber zu einer festen Konsolidation zu kommen, gelang ihnen dies um so mehr dem Auslande gegenüber. Als Schützer des Verkehrs gewinnen die deutschen Kaufleute dem Auslande gegenüber das Gefühl nationaler Selbständigkeit und Zusammengehörigkeit. In den Hansebündnissen der deutschen Kaufleute fand damals der deutsche Name in der Fremde seine glücklichste Vertretung.

Es ist nun klar und wurde bereits darauf hingewiesen, daß mit dem Zurücktreten der Donau als Handelsstraße und der emporsteigenden Bedeutung des Rheins, der Weser, Elbe und Oder auch jene Stadt zurücktreten mußte, welche einst den Donauhandel namentlich vertreten: Regensburg. Dadurch aber verlor Regensburg ebenso die Bedeutung und Berechtigung eines Mittelpunktes der bayerischen Lande. Andere Mittelpunkte thun sich auf. Der Handel weicht von den alten Straßen, und allein schon durch seine örtliche Lage wurde Regensburg und mit ihm Bayern nun von anderen deutschen Gebieten und Städten überflügelt. Nur seine direkte Verbindung mit der Pfalz erhielt Bayern noch eine Zeit lang auf der politischen Höhe; nur diese Verbindung ließ die alte Tradition seiner politischen Autorität nicht so bald verblassen, als man erwarten sollte, zumal jetzt, wo die Verteidigung der staufischen Rechte und Ansprüche auf die eigene Entwicklung Bayerns und sein Selbstleben in furchtbar hemmender Weise einwirkte.

Wie gewaltig dieses Heraustreiben der Kräfte aus dem Innern Deutschlands gegen Osten wirkte, zeigt sich deutlich an der Machtentfaltung Ottokars II von Böhmen. Er wurde von dieser deutschen Bewegung getragen und weitergedrängt, und auf ihr beruhen seine großartigen Erfolge. Schon im Jahre 1255 unterstützte er durch einen Kreuzzug den deutschen Orden bei der Eroberung von Samland; im Jahre 1260 trug er auf dem Marchfelde einen glänzenden Sieg über die Ungarn davon, durch welchen er in Besitz von ganz Steiermark gelangte; im Jahre 1261 heiratete er, nachdem er sich von der babenbergischen Margaretha getrennt hatte, eine ungarische Prinzessin und ließ sich dann mit ihr vom Erzbischof von Mainz krönen. Auch hier also lief er dem Herzog Heinrich XIII von Niederbayern den Rang ab, der gleichfalls durch eine ungarische Heirat sein Glück im Osten zu begründen versucht hatte. Im Jahre 1262 erhielt Ottokar II von König Richard die Belehnung mit Oesterreich und Steiermark. Es ist die Zeit, da Ludwig II die Wahl des Staufers durchzusetzen versuchte. Im Jahre 1267 verabredete Ottokar mit dem deutschen Orden die Eroberung von Litthauen und Galindien. Diese Länder sollten mit Böhmen vereinigt und Olmütz für dieselben zum Erzbistum erhoben werden. Das gelang nicht, dagegen gewann Ottokar 1268 durch einen Erbvertrag mit dem kinderlosen Herzog Ulrich von Kärnten die Anwartschaft auf Kärnten und Krain, welche durch den Tod Ulrichs schon 1269 perfekt wurde. Wir erkennen, daß Bayern von diesem unternehmenden Manne, der zur rechten Zeit am rechten Fleck stand, in jeder Weise überflügelt und von jeder Offensive gegen Osten auf die Defensivlinie zurückgeworfen wurde.

Wo ist eine Wittelsbachische Politik, wie wir sie einst verfolgten? Die Brüder stehen fast stets gespannt einander gegenüber. Das gibt anderen Mächten, so Mainz, so Böhmen, den Mut vorzugehen. Dann vereinigen sich die Brüder. Doch höher als die eigene Politik stand dem Herzog Ludwig die Vertretung der staufischen Interessen. Der Zukunft zugewendet übersah er die Gegenwart und versäumte was notthat. In den nicht fürstlichen und freien Herren und Ministerialen Schwabens und Frankens gewann er einen halben Bundesgenossen. Da sind der Burggraf Friedrich von Nürnberg, der Bischof Eberhard von Konstanz, die Grafen Friedrich von Truhendingen, Friedrich von Zollern und der Markgraf Heinrich von Burgau, welche die Erhöhung Konradins wünschen und betreiben, lauter Angehörige jener Kreise, welche zwischen der fürstlichen und städtischen Politik rat- und bodenlos hin- und herschwankten. Doch zu der Wahl Konradins kam es nicht. Schleunige Rüstungen waren erforderlich, da sich indessen die Dinge in Italien sehr zu Ungunsten des Staufers verschoben hatten. Und mit ihm betrat Bayern die Bahn einer unrealen romantischen Politik.

Am 2. Oktober 1264 starb Papst Urban IV. Unter ihm waren die Verhandlungen mit Karl von Anjou trotz des Widerstandes Ludwigs IX von Frankreich dem Abschlusse nahe gerückt. Schon am 28. Juli 1262 hatte Urban den Vertrag mit dem Prinzen Edmund von England für erloschen erklärt. Erst am 5. Februar 1265 wählten die Kardinäle einen Nachfolger, den Erzbischof von Narbonne, Guido Le Gros Fulcodi, einen welterfahrenen Mann und intimen Freund Ludwigs IX, der am 22. Februar 1265 als Clemens IV die Weihen empfing. Mit aller Entschlossenheit drängte er Karl von Anjou endlich zur That. Nach einer abenteuerlichen Fahrt erreichte der Franzose am 21. Mai das römische Ufer bei Ostia. Im Juni wurde Karl mit dem Königreich Sicilien belehnt. Ein trauriger König! Von Frankreich und seinem Bruder im Stich gelassen, blieben seine Operationen zunächst darauf beschränkt, die Kurie zum Zahlen zu veranlassen. Hier aber war auch nichts, und Kredit hatte man nicht wegen des allzu langen und allzu unverschämt betriebenen Aussaugungssystems früherer Päpste. Alle Welt rief Clemens IV um Hilfe für den „wahren Athleten" Karl von Anjou an, und nirgendwo fand sein Rufen Widerhall. Ludwig IV verharrte bei der Abweisung dieser Politik, die kein Mittel scheute, ihre traurigen Ziele zu erreichen. Selbst die Güter der römischen Kirchen wanderten als Pfänder in die Buden der Wucherer. Da endlich überschritten 30 000 Provençalen die penninischen Alpen und gelangten in den ersten Tagen des Januar 1266 nach Rom. Wie eine Räuberbande kamen sie dort an, zerlumpt und abgerissen, und wie ihren Weg Greuel aller Art gezeichnet hatten, so erfuhr die ewige Stadt nun die „schützende" Gegenwart des französischen „Befreiervolkes". Karl drängte sofort gegen seinen Gegner Manfred. Am 20. Januar verließ er mit seinem Heere Rom. Am 12. Februar ergab sich San Germano. Venafro und 32 Kastelle folgten, in Gaeta und Neapel bereitete man sich zum Abfall von Manfred. Der zog um Benevent seine Truppen an sich. Karl eilte ihm nach. Am 25. Februar erreichte er die Nähe der Stadt. Am folgenden Tage rückte er gegen den Feind. Sieg oder Tod — war die Losung auf beiden Seiten. Die Schlacht endete mit Manfreds Niederlage und Tod. Konradin war einen Nebenbuhler los, und der andere war in kürzester Zeit so allgemein verhaßt, daß immer mehr italienische Flüchtlinge und Gesandtschaften sich am pfalzbayerischen Hofe und bei Konradin einfanden, ihn um Hilfe gegen den französischen Usurpator anzurufen. Konradin folgte dem Rufe. Schriftliche Aufgebote ergingen durch ganz Deutschland, mit der Vergangenheit schloß er ab, nur der Zukunft wandte er sich zu. Am 24. Oktober 1266 setzte er seine Oheime Ludwig und Heinrich zu Erben aller seiner Besitzungen ein, sowohl der Erb- als der Lehensgüter, mit allen seinen Leuten in Deutschland wie in Italien, für den Fall, daß er ohne eheliche Kinder sterben sollte. An demselben 24. Oktober verpfändete er seinem Oheim Ludwig die Burg Hohenstein, die Vogteien Hersbruck und Vilseck und eine Reihe anderer Besitzungen im Nordgau zum Ersatz der Unkosten, welche der Herzog durch die Erwerbung der Burg und Stadt Nürnberg, dann durch die Verheiratung Konradins mit Sophie, der Tochter des Markgrafen Dietrich von Landsberg, gehabt hatte. Konradin bestätigte ferner die 1251 erfolgte Verpfändung von Floß und Parkstein durch Konrad IV an Otto II und verpfändete dem Herzoge die Stadt Donauwörth für 2000 Mark.



Konradin nach seinem Siegelbild.
Nach „Raumer, Geschichte der Hohenstaufen".

Einen weiteren Vertrag schloß Konradin mit seiner Mutter Elisabeth, der nunmehrigen Gemahlin des Grafen Meinhard von Görz und Tirol, am 6. November 1266.



Karl von Anjou.
Nach „Raumer, Geschichte der Hohenstaufen".

Elisabeth verzichtete auf ihre Wittumsgüter Floß, Parkstein, Adelburg, Donauwörth, Mering, Schongau, Peiting, Ammergau und anderes, und Konradin gab ihr dafür auf Lebenszeit Imst, das Passeierthal mit der Vogtei des Klosters Weingarten, das Land von Fernstein bis zur Scharnitz, welches Konradin im Jahre 1263 an Herzog Ludwig vermacht hatte, der nun nur den Petersberg im Innthal davon behielt. Hier drängte die Wittelsbachische Sippschaft auf staufischem Boden gegen Süden. Bald folgte mit dem oben angeführten Vertrage mit Ulrich von Kärnten der Böhme auf diesen Bahnen nach, der bereits im Jahre 1263 von dem Patriarchen Gregor von Aquileja mit dem Schenkenamt des Patriarchats ausgestattet worden war. Der Patriarch aber fiel am 20. Juli 1267 in die Gefangenschaft der Görzer, der Weg nach Italien war frei und schon hob sich der Mut der Gibellinen in der Erwartung der nahe bevorstehenden Ankunft Konradins. Ottokar versuchte direkt, wie wir hörten, der wittelsbachisch-staufischen Partei auf den Leib zu rücken, mußte aber im Mai 1267 jenen sogenannten Frieden schließen, der den Einfluß Heinrichs XIII in Passau und Salzburg einstweilen lahmlegte. Und während sich Ottokar mit dem deutschen Orden dem Osten zuwandte, brach Konradin nach dem Süden auf.

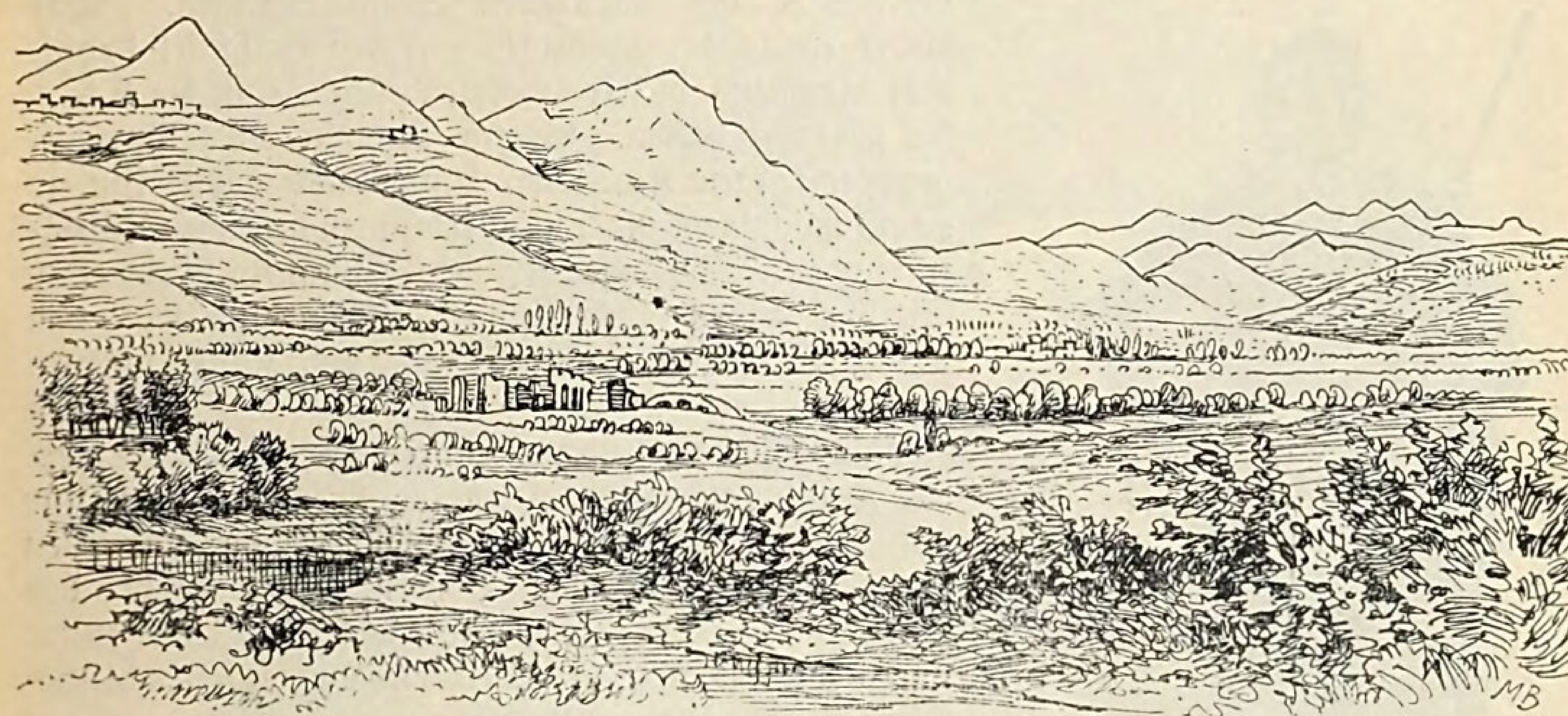
Anfangs Oktober 1267 stand der Staufer bei Bozen. Am 21. Oktober zog er in Verona ein. In seiner Begleitung waren die Herzoge Ludwig von Oberbayern und Friedrich von Oesterreich, der Sohn Hermanns V von Baden, sein Stiefvater Meinhard von Tirol und viele bayerische und schwäbische Herren. Die Kurie war in einer furchtbaren Lage. Mit Karl von Anjou, ihrer Kreatur, war ein Geist in Italien eingezogen, der ihr drohender entgegentrat, als jemals ein Staufer. Jetzt nahte der letzte Sprößling dieses Geschlechts, sein Erbe mit Gewalt in Besitz zu nehmen, und gegen ihn hatte der Papst doch wieder keine andere Hilfe, als eben jenen Karl, dessen Amtsführung ihm schon lange ein Greuel war. Italien war der Anarchie preisgegeben, und unter den von den verschiedensten Interessen geleiteten Parteien bewegte sich Karl mit einer Grausamkeit und Selbstsucht, die jedem Rechte Hohn sprach. Die Verstimmung zwischen ihm und dem Papste war mehrmals bis zu dem Punkte des offenen Bruches gediehen. Die Furcht vor Konradin allein hielt diesen Bund noch zusammen.

Als aber Konradin in Verona weilte, entfalteten sich vor seinen Augen die zerrissenen und unzuverlässigen Verhältnisse der Halbinsel in schreckenerregender Weise. Herzog Ludwig und Meinhard rieten zu sofortiger Umkehr, da auf die Unterstützung der Gibellinen nicht zu rechnen war. Nur der Jugendmut Konradins, der ihn die großen Gefahren übersehen oder doch geringer anschlagen ließ, als sie waren, konnte hier zur Fortsetzung des Zuges treiben. Es war eine Tollkühnheit. Der Erbe der Staufer ward zum Abenteurer.

Herzog Ludwig, welcher bisher für den Unterhalt des Heeres aufgekommen war, sorgte auch noch weiter für dasselbe. Zu dem Ende verpfändete ihm Konradin am 27. Dezember für 1200 Mark die Stadt Schongau und Mering, seinen Eltern überließ Konradin seine Burgen Peiting und Ammergau um 500 Mark. Am 10. Januar 1268 übertrug er seinem Oheim die Vogtei der Stadt Augsburg, die Burg Schwabeck mit der Vogtei über die Kirchengüter bei Füssen, den Hof am Berge für 3000 Mark und bestimmte, falls er unerwartet stürbe, solle Ludwig sich vor der Teilung mit seinem Bruder Heinrich XIII an seinen Gütern schadlos halten.

Das Heer war bereits bis auf 3000 Mann zusammengeschmolzen, und mit diesem

erreichte Konradin am 20. Januar Pavia. Nur Friedrich von Oesterreich weilte noch bei ihm. Am 5. April kam er mit Hilfe pisanischer Schiffe nach Pisa, an demselben Tage, da der Papst über Konradin, „den Sprößling aus verfluchtem Stamm", über Ludwig von Bayern, den Grafen Meinhard von Tirol, Friedrich von Oesterreich und viele andere Häupter der Gibellinen den Bann erneuerte, welchen er bereits am 18. November über sie verhängt hatte. In Pisa und Siena fiel man Konradin zu und ließ sich zu bedeutenden Opfern freudig herbei. Am 24. Juli hielt er seinen Einzug in Rom, das ihm zu Ehren ungeheuern Aufwand gemacht und festlichen Schmuck angelegt hatte. Eine pisanische Flotte landete an der Tibermündung, über 30 Segel stark mit gegen 6000 Mann Bewaffnung. Calabrien war im Aufstand gegen den Franzosen, Sicilien zum größten Teil verloren. Konradin drängte weiter. Am 10. August erfolgte der Ausmarsch aus Rom. Am 23. stand man dem Feinde bei Scurcola gegenüber. Es kam zur Schlacht — das Loos fiel gegen den Staufer. Er floh zurück nach Rom. Aber mit dem Glück wendete sich hier die Laune des Volkes. Konradin mußte weiter. Auf der Flucht aber fiel er dem Giovanni Frangipane in die Hände, der ihn an Karl auslieferte. Auf dem Schaffot zu Neapel fiel am 29. Oktober 1268 das Haupt des letzten Staufers.



Schlachtfeld von Scurcola. Nach „Raumer, Geschichte der Hohenstaufen".

In seinem Testamente hatte Konradin nochmals die früheren Verfügungen zu Gunsten seiner bayerischen Oheime bestätigt. Alle seine Hausbesitzungen fielen den Wittelsbachern zu. Bei der Teilung aber gerieten diese untereinander und mit anderen in Streit und dieser Streit endete in den wenigsten Fällen, wo es sich um Reichsgut handelte, zu ihren Gunsten. Nürnberg, Nördlingen und die Vogtei der Augsburger Kirche gingen ihnen verloren, während sie sich in Lauingen, Donauwörth, Stadt Schongau und vielen Burgen behaupteten. Auch sonst war Ludwig II nicht unglücklich in der Erweiterung seines Besitzstandes, allein, was Bayern am meisten notgethan hätte, eine innige Verbindung mit dem Städtegebiet Schwabens oder Frankens wurde nicht erreicht. Burgen und kleinere Städte — das waren die Errungenschaften dieser Wittelsbacher, welche dadurch wohl ihre eigenen Einnahmen um etwas erhöhten, aber dem Lande keine lebenskräftigen Verbindungen verschafften, dasselbe vielmehr durch ihre fortdauernden Eifersüchteleien und Zwistigkeiten an politischer Bedeutung um manche Errungenschaften brachten.

In Sicilien herrschten nun wie in der Provence die Franzosen. Deutschlands Einfluß in Italien war gebrochen. Die Niederlage des Staufers bedeutete aber zugleich eine Niederlage der Wittelsbacher, die nun von Böhmen vollkommen überflügelt wurden. Ein Versuch, im Bunde mit Stephan von Ungarn das Land ob der Enns zu gewinnen, mißglückte Heinrich XIII vollkommen. Sein eigener Bruder Ludwig stand auf der Seite

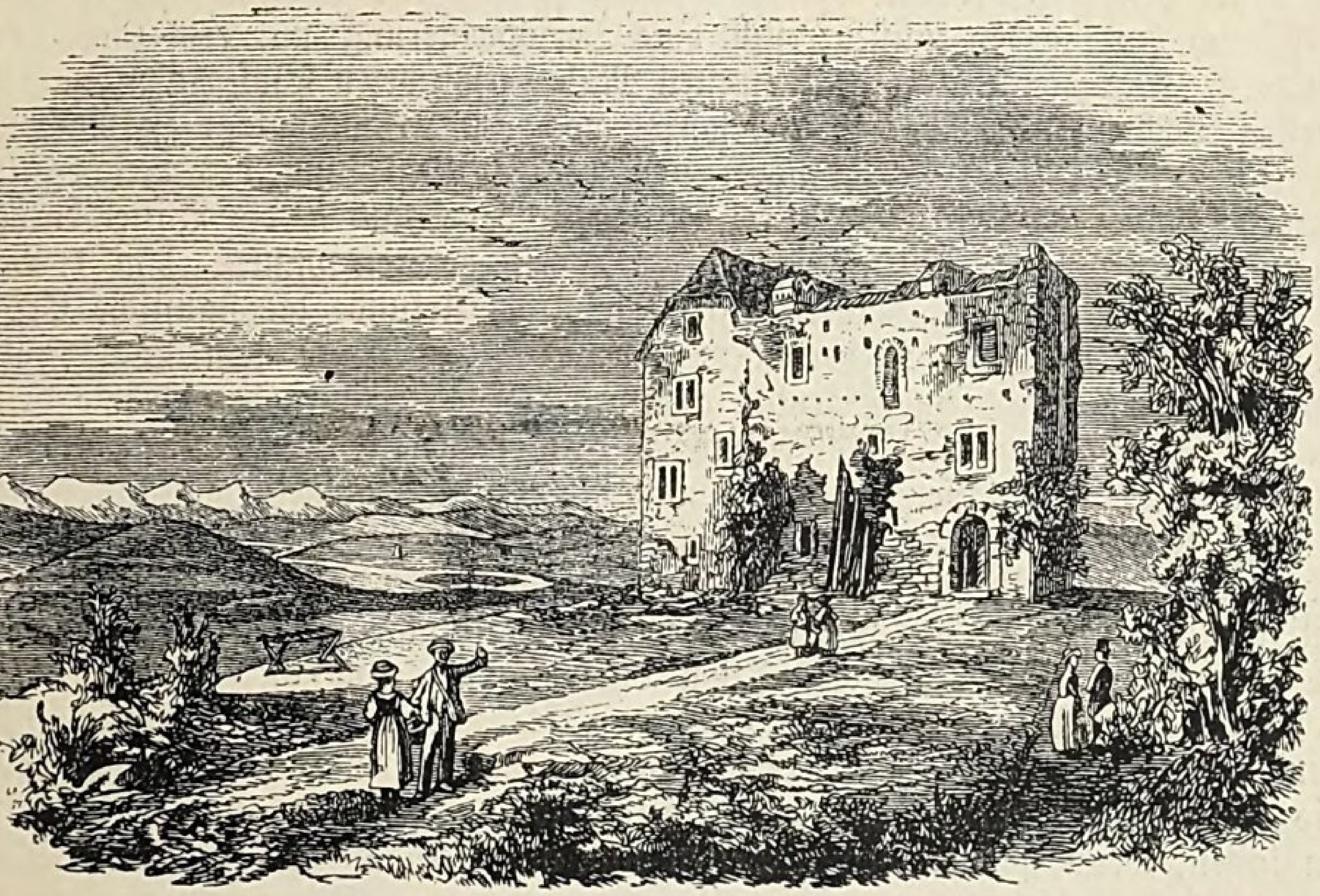
des Gegners, ein Zeichen, wie in dieser Beziehung die Politik der Wittelsbacher eine vollkommen unklare, durch Egoismus getrübte war. Trotz der Niederlage Ottokars durch die Ungarn blieb der Friede vom Juli 1271 für Niederbayern resultatlos. Und nicht nur das: bald darauf kam es selbst zu einem Bündnisse Ottokars mit Heinrich von Niederbayern. Bei einer Zusammenkunft im Frühjahr 1273 gelobten sich die beiden Fürsten gegenseitigen Beistand gegen alle Widersacher. Wer waren diese? Sollen wir nicht an Ludwig selbst denken, der um diese Zeit den beiden gegenüber eine sehr unbequeme Haltung in der Reichspolitik einzunehmen begann?



Konradin.
Wandgemälde im Kloster Lorch. 16. Jahrhundert.

Noch einmal war König Richard im Jahre 1268 nach Deutschland gekommen. Er errichtete auf einem Reichstage zu Worms im April 1269 einen Landfrieden und vermählte sich mit Beatrix von Falkenstein, der Tochter seines mächtigsten weltlichen Bundesgenossen. Auch Herzog Ludwig war in Worms erschienen. Am 2. April 1272 aber starb Richard. Im März 1272 hatte nach dreijähriger Vakanz Gregor X den päpstlichen Stuhl bestiegen. Das Uebergewicht der Franzosen auf der Halbinsel drohte dem Papsttum dieselbe Gefahr, welche einst die Staufer gebracht hatten. Gregor bedurfte eines Bundesgenossen gegen Karl von Anjou und suchte ihn in einem mächtigen, allseitig anerkannten deutschen Könige zu finden. So wies er das Ansinnen Karls von Sicilien zurück, den jungen König Philipp von Frankreich zum deutschen Könige und Kaiser wählen zu lassen, ein Zeichen, wie mächtig die Franzosen damals nach Ausdehnung ihrer Herrschaft strebten. In Deutschland selbst fielen die Blicke anfangs nur auf zwei Kandidaten, den Böhmenkönig und den Herzog Ludwig II von Bayern. Die Wahl des ersteren soll betrieben worden sein, scheiterte indes und schon im Januar 1273 einigten sich Erzbischof Werner von Mainz und Herzog Ludwig zu gemeinsamem Vorgehen. Auch diesmal wird der Burggraf Friedrich von Nürnberg als Vermittler dieser Uebereinkunft genannt. Im September desselben Jahres verpflichtete sich Werner von Mainz bei den Erzbischöfen von Köln und Trier für Ludwigs Wahl zu wirken. Könne dieselbe nicht durchgesetzt werden, so gelobten beide, sich mit jenem über die Wahl des Grafen Siegfried von Anhalt oder des Grafen Rudolf von Habsburg zu verständigen. Friedrich von Hohenzollern hatte Rudolf in Vorschlag gebracht. Schon am 13. Juni war Ludwig auf Befehl des Papstes von dem seit Konradins Zug nach Italien auf ihm lastenden Banne befreit worden. Seiner Wahl stand nun nichts mehr im Wege. Und dennoch, schon am 11. September vereinigten sich die vier rheinischen Kurfürsten dahin, daß der vierte zustimmen sollte, wenn drei von ihnen sich für einen Kandidaten entschieden hätten. Ludwig band sich im voraus und trat die Initiative in dieser Angelegenheit ab, denn dieses Abkommen konnte doch nur dahin gedeutet werden, daß der Wahl Ludwigs etwas im Wege stand. Was? — Es kann nur die Feindseligkeit Heinrichs XIII, der zu erwartende Widerspruch König Ottokars gewesen sein. In die Zwischenzeit jenes ersten Abkommens Ludwigs mit Mainz (Januar 1273) und dieser ferneren Abmachungen der rheinischen

Kurfürsten vom September fallen Ludwigs Bewerbungen; in diese Zeit fällt ebenso die Zusammenkunft Heinrichs XIII mit Ottokar von Böhmen. Der Vermittler der Wahl Rudolfs von Habsburg und sein Unterhändler war der Burggraf Friedrich III von Nürnberg. „Wir treffen diese Burggrafen an der Spitze einer umfassenden Domanialverwaltung, deren Mittelpunkt der Nürnberger Reichsforst bildete: sie hegen ein Landgericht und beziehen gewisse Einkünfte aus der Stadt Nürnberg, doch war ihr Einfluß auf die städtische Verwaltung bereits auf eine bloße Teilnahme am Stadtgericht beschränkt. Die Stellung Friedrichs III gründete sich auf die Idee des Reichs und des Reichsgutes: als Repräsentant derselben stand er der Bürgerschaft von Nürnberg gegenüber, deren natürliches Streben es war, seine Stellung immer mehr zu reduzieren, während ihn gleichzeitig die anschwellende böhmisch-österreichische Monarchie Ottokars im Osten bedrohte.“ Fügen wir diesen Ausführungen Nitzschs hinzu, daß Friedrich III von der Thronbesteigung des Wittelsbachers, der im Testament Konradins als Erbe Nürnbergs genannt wird, nur eine furchtbare Erschwerung seiner eigenen Stellung zu erwarten hatte, da er alsdann ganz willenlos zwischen Böhmen-Oesterreich, Bayern und die städtische Autonomie



Schloß Habsburg.

Nürnbergs eingeklemmt wurde, so verstehen wir seine eifrigen Bestrebungen, die Wahl Rudolfs, seines Vetters, durchzusetzen, einen König zu erheben, der mit all' diesen östlichen Reibereien nichts zu thun hatte und objektiv das Recht des einzelnen zu schützen vermochte. In dieser Beziehung erscheinen die Nürnberger Hohenzollern „als ein besonders beachtenswertes Glied in jener Reihe nicht-fürstlicher, freier Herrengeschlechter, welche nach der Vernichtung der Staufer hilf- und schutzlos zwischen die vordringende städtische und die fürstliche Politik hineingeraten waren.“

Daß man von dieser Seite einen andern Kandidaten ins Auge faßte, ist verständlich, aber warum trat Ludwig zurück? Der erste Grund war wohl der Streit über die siebente Kurstimme. Gehörte sie Bayern oder Böhmen? Gehörte sie Böhmen, würde sie für Ludwig nicht zu gewinnen gewesen sein; gehörte sie Bayern, dann nützte sie ihm nur etwas, wenn er ihre Ausübung für diese Wahl vollkommen seinem Bruder Heinrich überließ. Der aber würde bei der Wahl seine Stimme nicht dem Bruder gegeben haben. Selbstsucht und traurigste Verirrung standen hier den Wittelsbachern zur Erkenntnis ihres gemeinsamen Interesses im Wege. Ob außerdem die sächsische und brandenburgische Stimme für den mächtigen Pfalzgrafen, den Erben der Staufer, zu gewinnen gewesen

wären? Jedenfalls kam keine einstimmige Wahl zustande, und Ludwig würde sofort als Gegner nicht nur Böhmen und Niederbayern, sondern auch den Städten gegenüber gestanden sein, von denen sich Friedberg, Wetzlar, Gelnhausen, Frankfurt, Mainz, Worms und Oppenheim im Februar verbündet hatten, nur eine einstimmige Wahl anzuerkennen. All' dies erforderte mehr Energie, als Ludwig besaß. Heinrich von Niederbayern dagegen war wohl für einen andern Kandidaten zu gewinnen, wenn man ihm die Führung der siebenten Kurstimme zugestand und Böhmen zurückwies, während dieses bei der Wahl eines Rudolf von Habsburg nicht als der werbende, sondern als der umworbene Teil dastand und ihm außerdem das Recht blieb, gegen die Ausschließung von der Wahl zu protestieren.

Und so geschah es. Am 22. September 1273 einigten sich die vier rheinischen Kurfürsten auf Rudolf von Habsburg; am 29. verkündete der Pfalzgraf ihn als den neu erwählten König. Sachsen und Brandenburg hatten die Wahl anerkannt. Am 24. Oktober 1273 wurde Rudolf von Habsburg zu Aachen gekrönt.

Die Kurfürsten Ludwig von Pfalz-Bayern und Johann von Sachsen hatten von Rudolf außer dem Versprechen, die Wahlkosten zu ersetzen, welches Rudolf allen andern Wählern auch hatte geben müssen, sich eine Verschwägerung mit dem königlichen Hause ausbedungen. Die Hochzeit des zum zweiten Male verwitweten Pfalzgrafen mit Mechthild, der ältesten Tochter des Habsburgers, wurde noch am Krönungstage zu Aachen gefeiert. Ebenso war es natürlich, daß Rudolf von der Zurückstellung des Reichsgutes seinen Wählern gegenüber absah. Namentlich die Erben der Staufer, die Wittelsbacher, hätten durch eine derartige Forderung in böse Verwicklungen geraten können. Am 1. März 1274 bestätigte Rudolf den Wittelsbachern durch königliche Urkunde die staufische Erbschaft.

Herzog Heinrich von Niederbayern hatte bei der Wahl sein Wahlrecht wie die übrigen Kurfürsten durch seinen Bruder ausüben lassen, trotzdem der Böhme den Wittelsbachern das Schenkenamt und die siebente Kurstimme streitig machte. Allein sein Protest wurde unberücksichtigt gelassen, und so konnte Rudolf sich rühmen, einstimmig gewählt zu sein. Trotz seines Eintretens in Frankfurt für Rudolf blieb Heinrich dem Bunde mit Ottokar getreu und hielt sich dem Hofe des Habsburgers fern. Es war eine durchaus kurzsichtige Politik, welche der Wittelsbacher hier verfolgte, da sie nicht bloß ihm keinen Vorteil brachte, sondern auch die Aktion Ludwigs II vollständig lähmte. Schloß sich Heinrich XIII an Böhmen an, blieb Ludwig nichts übrig, als die Ansprüche Rudolfs zu vertreten; die Wittelsbachischen Interessen traten damit abermals hinter denen des Böhmen und des Habsburgers zurück, und anstatt selbständig vorzugehen, mußten die Brüder sich gefallen lassen, wenn sie von beiden Seiten nur als Bundesgenossen zweiten Ranges angesehen und behandelt wurden. Schwaben war erledigt. Keiner hatte bessere Ansprüche auf dieses Herzogtum, als Wittelsbach. Oesterreich und Steiermark waren dem Böhmen zugefallen. Sie sollten zurückgefordert werden, und leicht hätte Heinrich XIII hier einen ansehnlichen Gewinn erzielen können. Beide Gesichtspunkte verblaßten in dem Streite der Brüder, und statt ihrer waren es die Habsburger und die Grafen, Herren und früheren Reichsministerialen, welchen die Wendung der Dinge in erster Linie zu statten kam.

„Wenn, wie es scheint, noch während der Verhandlungen mit Rudolf unter dem Einfluß des Burggrafen das Jahr 1245 als Normaljahr für den Stand des Reichsgutes festgesetzt wurde und alle Veräußerungen desselben seit dem Konzil von Lyon für hinfällig erklärt wurden, so entsprach auch diese Vereinbarung vor allem den Interessen desjenigen Standes, welcher mit dem Reichsgut noch immer verhältnismäßig die engste Fühlung bewahrt hatte. Die auffallend starke Beteiligung der Grafen und freien Herren an den Krönungsfeierlichkeiten in Aachen, wie sie sich aus Rudolfs ersten Urkunden ergibt, verrät den Beifall, mit welchem dieselben seine Wahl begrüßten." Diese Bestimmung aber hob zugleich die Eroberungen des Böhmenkönigs in Oesterreich und Steiermark auf, und wenn wir hören, daß Ludwig als Pfalzgraf Ottokar vor das Reichsgericht lud und in derselben Eigenschaft auf dem Reichstag zu Nürnberg (11. November 1274), von dem Ottokar fern blieb, „auf Grund des einhelligen Ausspruchs der versammelten Fürsten in der Klage des Königs gegen den Böhmen wegen unrechtmäßigen Besitzes der österreichischen



Rudolf von Habsburgs Schwur als erwählter deutscher Kaiser. Von Franz Kollarz.

Länder des Richteramts waltete," so that er das nicht nur im Interesse des Königs, sondern auch im Interesse Bayerns, denn Bayerns Herzog Otto II war es, der eben in jener Zeit die Stellvertretung des Reichs in Oesterreich übernommen hatte. Die Verhältnisse wieder aus der festen Gestaltung heraus, welche sie in der Zeit des sogenannten

Interregnums angenommen hatten, in Fluß zu bringen, mußte die erste gemeinsame That des neuen Königs und der Wittelsbacher sein. Dieser Politik aber stellte sich Heinrich von Niederbayern entgegen, indem er noch im Oktober 1274 zu Pisek sein Bündnis mit Ottokar erneuerte.

Rudolfs Stellung war von Anfang an eine außerordentlich beschränkte. Nicht im entferntesten reichten die eigenen Mittel hin, eine durchgreifende Politik zu eröffnen. Der reichsunmittelbare Adel und die Reichsstädte sahen zunächst ihr Interesse mit demjenigen des Königs verbunden, aber Eingriffe in ihre Rechte hätte er sich nicht erlauben dürfen, ebensowenig wie er ihnen allzu große Opfer hätte aufbürden können. Die natürlichsten Verbündeten dieses königlichen Grafen mußten, wenn sie seine Widersacher nicht sein wollten, die Wittelsbacher sein, und Ludwig betrat auch diese Bahn. Von größter Wichtigkeit war es ebenso für Rudolf, als er den Papst für sich gewann. An dem Hofe Gregors X flossen die Fäden zusammen. Alfons von Kastilien erhob hier seine Ansprüche auf die Kaiserkrone, Rudolf bat um Anerkennung seiner Wahl, Ottokar von Böhmen protestierte gegen dieselbe und stellte die Krönung Rudolfs „als zur Schmach des Reichs und zur Kränkung seines Rechtes vollzogen“ dar.

Gregor X hate zum November 1273 ein Konzil nach Lyon berufen. Hier trafen die Boten Rudolfs ein, der Burggraf Friedrich von Nürnberg und der Graf Gottfried von Sayn, an ihrer Seite der Propst Otto von St. Wido zu Speier, den Rudolf zu seinem Kanzler erhoben hatte. Sie brachten die Bestätigung aller Privilegien Ottos IV und Friedrichs II, und am 26. September 1274 entschied sich Gregor X zu Gunsten Rudolfs. Diese Anerkennung gab Rudolf einen festeren Halt dem Böhmen gegenüber, und den deutschen Bischöfen hatte der König die schnelle Entscheidung des Papstes in erster Linie zu danken. Kein Wunder, daß in den folgenden Regierungshandlungen der bischöfliche Einfluß sich besonders bemerkbar macht.

Von Lyon waren mit dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg auch der Erzbischof Friedrich von Salzburg und die Bischöfe Leo von Regensburg und Peter von Passau zurückgekehrt und trafen nun am Rhein mit dem Könige zusammen (August 1274). Rudolf schloß mit ihnen einen Vertrag, nahm ihre Kirchen, Leute und Unterthanen in seinen Schutz und erkannte alle Rechte und Besitzungen der Hochstifter in Oesterreich, Steiermark, Kärnten und Bayern an. Dieser Vertrag ist bereits direkt gegen König Ottokar und seinen bayerischen Verbündeten gerichtet, wie der dann folgende Reichstag in Nürnberg (11. November) gegen Ottokar einschritt. Siegt Rudolf in diesem Kampfe, so wird dieser Sieg zugleich eine Bestätigung und Befestigung der bischöflichen Landeshoheit den Wittelsbachern gegenüber im Gefolge haben.

In Nürnberg erließ der Pfalzgraf Ludwig eine Vorladung an Ottokar, sich zum 23. Januar 1275 seinem Gerichte in Würzburg zu stellen. Ottokar leistete keine Folge, sandte aber zu einem zweiten Termin nach Augsburg seinen Gesandten, den Bischof Wernher von Seckau, welcher gegen die Rechtmäßigkeit der Wahl Rudolfs und die Ausübung der siebenten Kurstimme durch Bayern protestieren sollte. Das geschah, und infolge dessen kam es auf demselben Reichstage zu einer Verhandlung über die siebente Kurstimme, welche damit endigte, daß König Rudolf die Ausübung derselben durch Bayern bei seiner Wahl bestätigte. Wohl wurde durch diese Bestätigung ein Präzedenzfall geschaffen, allein die Sache ward nicht endgültig zu Gunsten Bayerns entschieden. Nur dies kann der Grund gewesen sein, daß Ludwig, der ebenfalls ein Privileg in der betreffenden Sache angestrengt hat, mit dieser halben Zusage, welche Heinrich XIII befriedigte, sich später nicht einverstanden erklärte. Ottokar wurde nun zu Augsburg aufgefordert, Oesterreich, Steiermark, Kärnten und Krain dem Könige zurückzugeben. Er antwortete mit der Rüstung zum Krieg.

Für Rudolf kam es darauf an, Heinrich XIII einerseits zu gewinnen, andererseits den Papst fest an sich zu ketten. Der Aussöhnung mit Heinrich arbeitete der Friede Heinrichs mit Salzburg vor, welcher am 20. Juli 1275 in Erharding geschlossen wurde. Die Kirche zu gewinnen, bestätigte Rudolf im März 1275 das Privileg Friedrichs II für die geistlichen Fürsten vom Jahre 1220. Im Oktober brach er alsdann in der

Begleitung Herzog Ludwigs nach Lausanne auf, wo er mit dem Papste Gregor X zusammentraf. Hier gab Rudolf dem Papste die ausgedehntesten Versprechungen, so die Anerkennung und volle Wiederherstellung des Kirchenstaats in den Grenzen, welche einst Innocenz III geschaffen hatte, Freiheit der Bischofswahlen, freie Berufung an den apostolischen Stuhl, Aufgabe des Spolienrechts, wirksame Hilfe gegen die Ketzer, Erhaltung



Herzog Heinrich XIII von Bayern tritt zu Kaiser Rudolf über und huldigt demselben.

des Königreichs Sicilien für die Kurie und vieles andere. Dabei ward betont, daß er sich bereit halte, den Kaiserthron zu besteigen, um nicht nur bei den Fürsten zu sitzen, sondern ihnen vorzusitzen. Zu dem vom Papste beabsichtigten Kreuzzuge gelobte Rudolf persönliche Hilfe. Dieses Entgegenkommen nützte indes dem Könige nicht viel, da Gregor auf der Heimreise in Arezzo erkrankte und starb (Januar 1276). Andrerseits zeigte es sich, daß in den Kreisen des deutschen Episkopates die Opferfreudigkeit für eine starke Königsmacht keineswegs in dem Maße erwachte, wie Rudolf dies mochte erwartet haben.

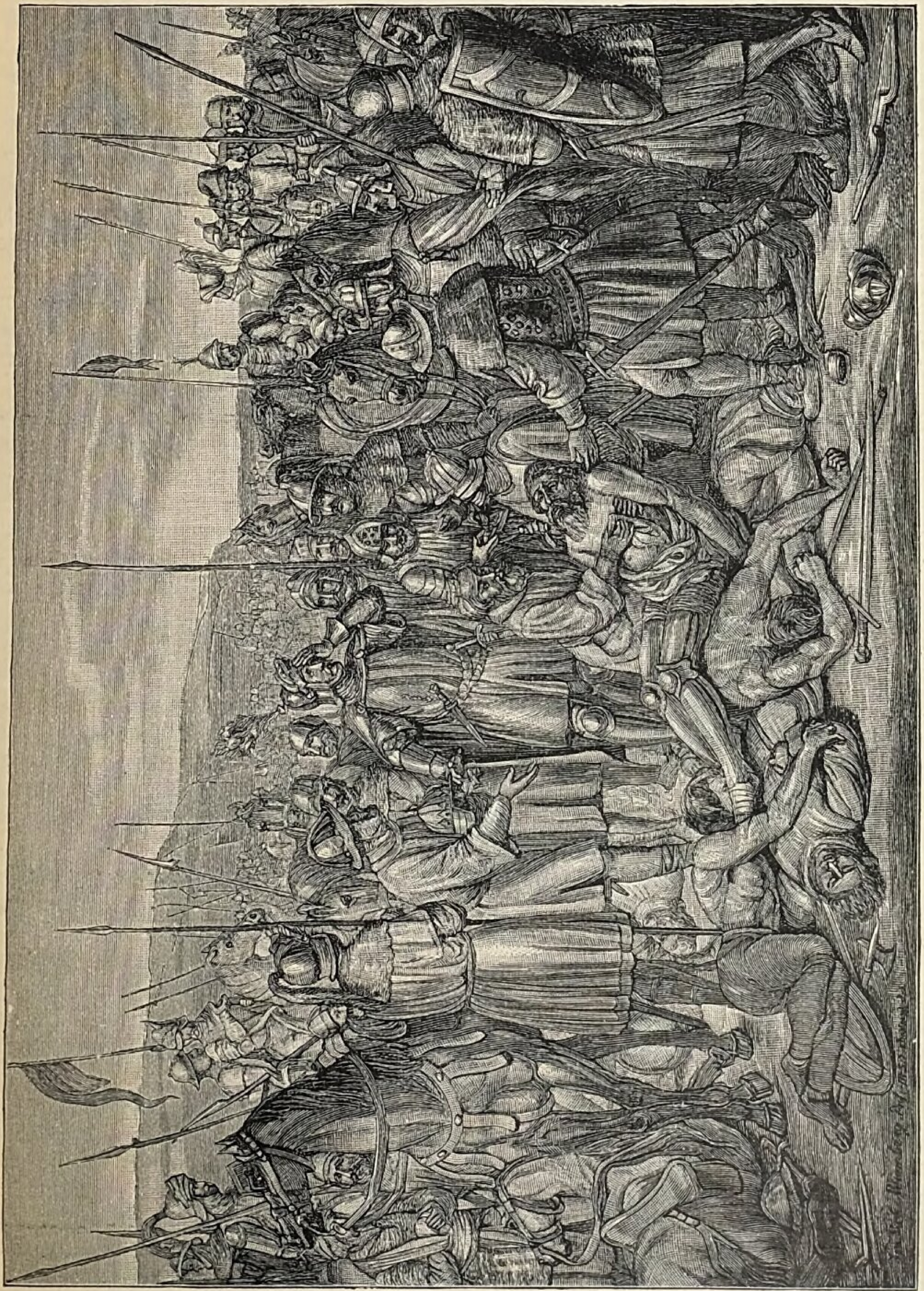
Immer noch war die Gelegenheit für die Wittelsbacher, aus der schwankenden Stellung des Königs für sich Vorteile zu gewinnen, überaus günstig, und es schien einen Augenblick, als ob die herzoglichen Brüder endlich die Gunst ihrer Lage begriffen hätten. Im Mai 1276 kam es zwischen ihnen durch die Vermittlung des Bischofs Leo von Regensburg zum Frieden, der die Huldigung und den Uebertritt Heinrichs XIII von Ottokar zu Rudolf zur Folge hatte. Im September traf Heinrich mit Rudolf in Nürnberg zusammen und verlobte seine Tochter Katharina mit dem ältesten Sohne des Wittelsbachers. Als Mitgift sollte Heinrich das Land ob der Enns erhalten. Noch in demselben Monat wurde der Feldzug gegen Ottokar eröffnet.

Die Donau hinab zog das königliche Heer über Linz und Enns bis Wien, welches man am 18. Oktober erreichte. Aber die Stadt mußte belagert werden. Die unterdessen eingeleiteten Verhandlungen mit Ottokar führten dagegen zum Ziele. Er verzichtete auf die Herrschaft in Oesterreich, Steiermark, Kärnten und Krain. Heinrich von Niederbayern hatte das Land ob der Enns gewonnen und organisierte in demselben die neue Verwaltung. Herzog Ludwig hatte den König begleitet und sich als tapferer und erfolgreicher Kriegsmann von neuem bewährt. Trotzdem ist in dem Vertrage Rudolfs mit Ottokar die deutliche Absicht zu erkennen, daß der König versuchte, gegen das Uebergewicht der Wittelsbacher für eventuelle Fälle ein Gegengewicht an seinem bisherigen Feinde zu gewinnen. Sowohl Ottokar wie Rudolf mußte es darum zu thun sein, dem Wachstum der wittelsbachischen Macht hier im Osten eine feste Grenze zu ziehen. Und so wurde in den Vertrag eine Bestimmung aufgenommen, derzufolge Rudolfs Sohn Hartmann Ottokars Tochter Kunigunde ehelichen und diese alle Lehen und Besitzungen desselben in Oesterreich zur Aussteuer erhalten sollte. Ebenso sollte der römische König eine Tochter dem Sohne Ottokars, Wenzel, zur Ehe geben und dieses Paar in Oesterreich jenseits der Donau gen Böhmen, Mähren und Ungarn hin ausstatten. Habsburg machte den ersten Versuch, sich in den eroberten Ländern festzusetzen. Ob durch diesen Vertrag den vorhergegangenen Zugeständnissen an Heinrich von Bayern zu nahe getreten wurde, oder ob dieser den Frieden mit Ottokar überhaupt mit Unmut sah, genug, Heinrich wandte sich von Rudolf wieder ab, und die Ehe der Kinder beider Fürsten blieb ebenfalls unvollzogen.

Sofort erkannte Ottokar die Gunst der Lage. Die Absicht Rudolfs, hier an der Donau ein habsburgisches Fürstentum zu errichten, war offen zu Tage getreten. Dem würden die Fürsten nur gezwungen beistimmen. Nur im Bunde mit Ottokar schien die Ausführung dieses Plans möglich. Wandte sich Ottokar nun abermals von Rudolf ab, so mußten ihm gegen den Habsburger allem Anschein nach die Fürsten zufallen. Auf solchen Ueberlegungen beruhte der Plan des Böhmenkönigs. Die Markgrafen von Brandenburg und Meißen, der Landgraf von Thüringen, die Herzoge in Schlesien und Polen wurden gewonnen. Auch Herzog Heinrich von Niederbayern ließ sich nicht lange bitten, und Ottokars Agenten arbeiteten bei allen Fürsten und Bischöfen gegen Rudolf. Dieser war in Wien, von aller Hilfe weit entfernt, und nur der eine Umstand rettete ihn, daß er kurz vorher mit König Wladislaw IV von Ungarn ein Bündnis abgeschlossen hatte, und dieser nun auf seinen Hilferuf zahlreiche Mannschaften an die Donau sendete. Aus dem Reiche kamen allein die Fähnlein des Burggrafen von Nürnberg und des Bischofs von Basel rechtzeitig zur Entscheidung. Nicht einmal Erzbischof Friedrich von Salzburg und Bischof Peter von Passau, die treuergebenen, trafen zur Schlacht ein. „Von seinen kurfürstlichen Wählern und den deutschen Bischöfen sah sich Rudolf teils aufgegeben, teils absichtlich im Stich gelassen."

Um Pfingsten 1278 begann Ottokar mit einem großen deutsch-slavischen Heere den Marsch gegen die Donau. Am 10. August überschritten die Ungarn, von ihrem Könige geführt, die March, am 22. fand die Vereinigung mit dem Heere Rudolfs bei Marcheck statt; am 26. August kam es bei Dürnkrut zur Schlacht, in welcher Ottokar geschlagen wurde und fiel. Im Oktober war der Krieg zu Ende. Ottokars II Sohn, Wenzel II, behielt die böhmischen Länder und vermählte sich mit Guta, der Tochter Rudolfs, wie es schon 1276 beschlossen worden war. Als König nahm der Habsburger von den Ländern an der mittleren Donau Besitz und gewann somit die Grundlage, von der aus er

mit den Fürsten Deutschlands verhandeln konnte. Der volle Sieg über den mächtigsten Gegner hatte bewiesen, daß Rudolf der wittelsbachischen Hilfe entbehren konnte, ja selbst gegen diese Macht sich zu behaupten vermochte.



Kaiser Rudolf von Habsburg an der Leiche Ottokars von Böhmen. Von F. A. Rhomberg.

Für Bayern hatte der Tod Ottokars zunächst die Folge, daß nun Heinrich XIII engen Anschluß an seinen Bruder suchte. Doch auch das nützte nichts. Nur die allzu rasche Entscheidung hatte verhindert, daß sich beide Brüder in der Schlacht bei Dürnkrut in getrennten Lagern entgegenstanden. Ludwig war nur bis zur Enns gekommen, und

aus seinem Vorgehen erkennen wir, daß seine Politik in vollkommen andern Bahnen sich bewegte, als diejenige Heinrichs. Auch aus der nunmehr erfolgten Vereinigung der Brüder zog nicht Bayern, sondern wiederum Habsburg Vorteil, indem beide Brüder den König zum Wächter des abgeschlossenen Bundes machten. (1281.) Schon im Jahre 1280 hatte Heinrich XIII auf die Behauptung des Landes ob der Enns Verzicht leisten müssen, obwohl die Ehe seines Sohnes Otto mit Katharina, der Tochter des Habsburgers, zu stande gekommen war. Der Zwist der Brüder hatte abermals dem Lande unendlichen Schaden gebracht. Oesterreichs Schicksal war entschieden; als Rudolf im Jahre 1281 in Regensburg erschien, blieb sein ältester Sohn als Reichsverweser in den Ostmarken zurück. Alle Aussichten Bayerns waren dahin, vernichtet dadurch, daß sich seine Fürsten zu einer bayerischen Politik nicht mehr aufzuraffen vermochten. Beide tragen gleichmäßig die Schuld an diesem Ausgang, indem Ludwigs energieloses Entgegenkommen gegen die habsburgischen Machtgelüste ebenso verhängnisvoll wurde, wie Heinrichs wankelmütiges Opponieren. Die Macht der politischen Initiative hatte Bayern verloren.

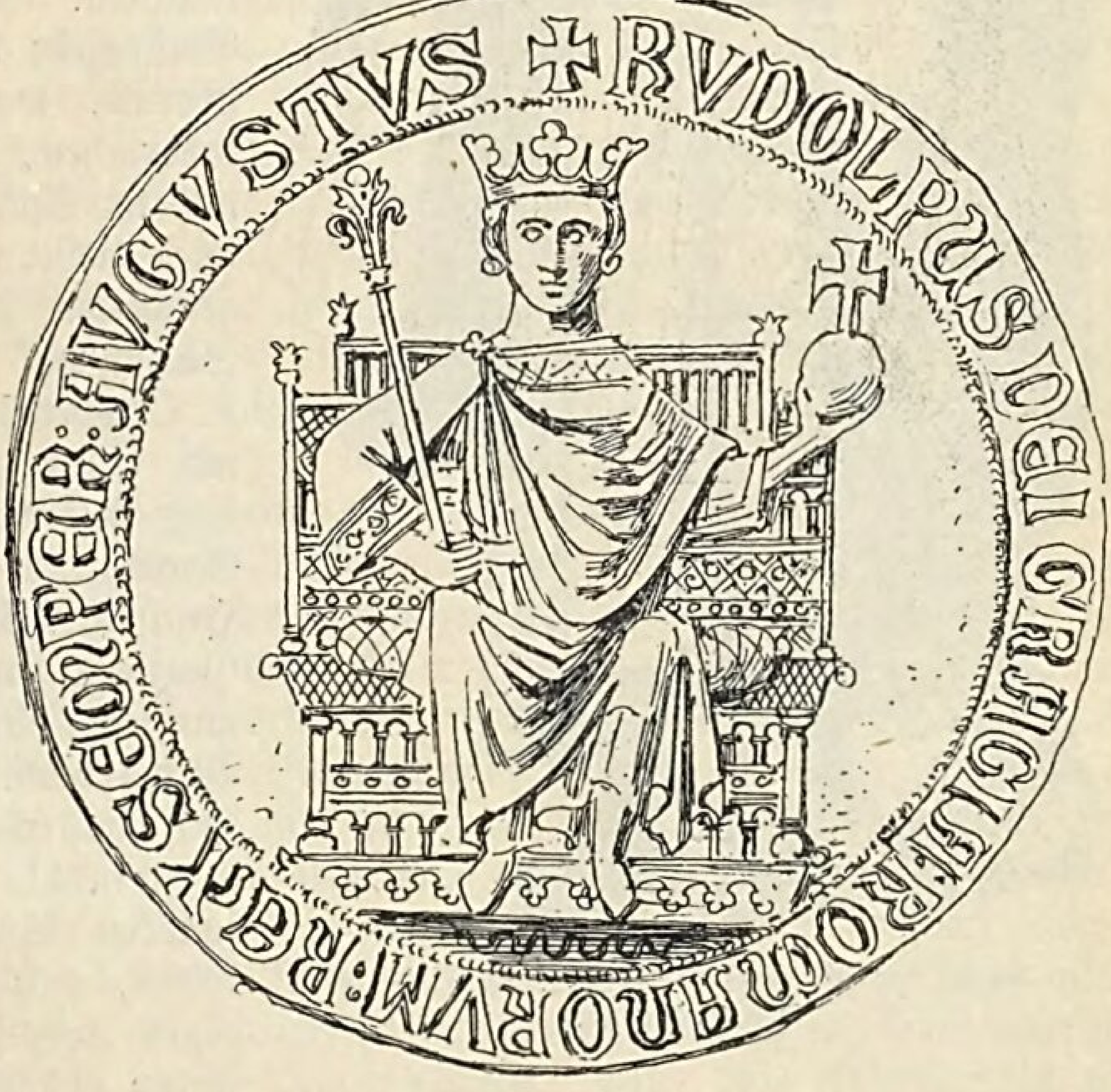
Am 6. Juli 1281 errichtete Rudolf für Bayern in Regensburg einen Landfrieden, welcher von den beiden Herzogen Ludwig und Heinrich und dem Bischofe Heinrich von Regensburg beschworen wurde. Außerdem aber sollten die Bischöfe aufgefordert werden, denselben zu beschwören, so der Erzbischof von Salzburg und die Bischöfe von Bamberg, Freising, Eichstädt, von Augsburg, Passau und Brixen. Aus dieser Anordnung allein erkennen wir den Schwerpunkt dieses Landfriedens, welcher sich noch deutlicher ausspricht in der Bestimmung: die Bischöfe und die gesamte Pfaffheit behalten alle ihre Freiheiten und Rechte. Durch königliche Verordnung wurde hier gleichsam die Entwicklung der letzten Jahrzehnte festgelegt. Die Thüren am Hause Bayern waren dreifach vernagelt, nun nahm man an den Fenstern das gleiche Experiment vor. Die Friedensurkunde ist uns in deutscher Sprache erhalten und umfaßt eine Reihe gerichtlicher Anordnungen, polizeilicher Verfügungen für die städtischen Märkte und die Landstraßen. Eine dieser Bestimmungen ist für das damalige und heutige Bayern charakteristisch: „Wer Messer in den Hosen oder anderswo verborgen trägt, dem soll man, wenn es wahrgenommen wird, die Hand abschlagen.“ Eine andere wird uns nicht minder interessieren: „Wer den andern rauft oder an das Maul oder mit Knitteln schlägt, jedoch ohne ihn zu verwunden, der soll ihm ein Pfund geben und dem Richter zwei und siebenzig Pfennige; Kinder ausgenommen unter vierzehn Jahren, und wenn Mann und Frau sich schlagen ohne Messer, Schwert und Wunden.“ Klöster, Kirchen, Friedhöfe, Mühlen sind wie schon in der ältesten Zeit unter den Frieden gestellt.

Drei Wochen später (25. Juli) ließ Rudolf in Nürnberg den Mainzer Landfrieden Friedrichs II von Bischöfen, Grafen, Freien, Dienstmannen und insgemein allen denen von Franken beschwören, und als er darauf Schwaben durchzog, gebot er den Städten und Herren, wohin er kam, den Landfrieden. Ebenso wurde am Rhein im Dezember 1281 neben den Grafen, Freien, Dienstmannen die Städte von Konstanz abwärts zur Beschwörung des Landfriedens Friedrichs II auf fünf Jahre mit herangezogen. In dem verschiedenartigen Vorgehen Rudolfs in den verschiedenen Provinzen erkennt man deutlich die Rücksichtnahme auf die Entwicklung des betreffenden Gebietes.

Bei dem Erzbischof Siegfried von Köln bedurfte es einer Auseinandersetzung mit den Waffen. Im September 1282 konnte Rudolf sich rühmen, das Ziel erreicht zu haben. Die Grundlage war geschaffen, von der aus das Haus Habsburg in die Konkurrenz mit den deutschen Fürstengeschlechtern treten konnte. Die Kurfürsten erteilten dem Könige ihre Willebriefe zur Erhebung seiner Söhne Albrecht und Rudolf in den Reichsfürstenstand und zur Belehnung derselben mit den eroberten Ländern, welche im September 1282 in Augsburg vollzogen wurde. Die vertrautesten Helfer Rudolfs bei diesen Erfolgen waren der Erzbischof Friedrich von Salzburg, der Pfalzgraf-Herzog Ludwig und Meinhard von Tirol. Die Fehlpolitik der Wittelsbacher aber bekundet sich nirgendwo mehr, als in dem einen Umstande, daß bei der Verteilung der österreichischen Beute eben dieser Meinhard, der Schwager der Herzoge, mit dem Herzogtum Kärnten belehnt wurde. Der Görzer erreichte, was den Wittelsbachern versagt blieb.

In noch anderer Weise tritt uns der Nachteil der Entwicklurg für Bayern entgegen. Eben auf jenem Reichstage zu Augsburg im Dezember 1282 machte Rudolf den Versuch, des schwäbischen Adels Herr zu werden. Er gab gemeinsame Landfriedensbestimmungen für Bayern und Schwaben, nach denen die Landfriedensbrecher hier wie dort verfolgt werden sollten. Zum Ziele konnte er nur gelangen, wenn er die landesfürstliche Macht Ludwigs rückhaltlos anerkannte, und das geschah. In diesem Frieden „steht ihm der bayerische Herzog als vollkommen gleichberechtigte Gewalt gegenüber." Aber mit diesem für Ludwig doch ganz selbstverständlichen Zugeständnisse erlangte der Habsburger stillschweigend das andere, daß Ludwig ihn als Landesherrn in Schwaben anerkannte. So wurde auch hier im Westen den Wittelsbachern, den Erben der Staufer, der Weg verlegt.

Von Zugeständnis zu Zugeständnis schob sich Rudolfs klug berechnete Politik hier in Süd- und Westdeutschland vorsichtig weiter. Mit halben Erfolgen begnügte er sich, wenn einstweilen nicht mehr zu erreichen war. Aber den einen Gegner, der zeitlebens sein Gegner trotz aller Uebereinkommen und Verschwägerungen blieb, hatte er vollkommen mattgesetzt. Heinrich von Niederbayern stand mit seiner Opposition nach der Unterwerfung Erzbischof Siegfrieds von Köln allein. Nur Norddeutschland ging seine eigenen Wege, und während sich in Süddeutschland die Fürstenmacht befestigte und die Fürstenstädte mehr und mehr zurücktraten, drang mit der Machtentwicklung Lübecks das städtische Element im Norden siegreich empor. An dieser Macht gewannen dann auch wieder die fürstlichen Städte einen inneren Rückhalt und nicht nur das, die Städte gewannen hier einen Zusammenhang mit der bäuerlichen Kultur nicht im Gegensatz zu dem Landadel, sondern indem sie demselben und seinen Rechten den Fürsten gegenüber Vertretung und Ansehen verschafften. Die städtische Politik wirkte hier ausgleichend und versöhnend, und von dieser Grundlage aus gelang es Lübeck in den Jahren 1283 bis 1285 selbst König Erich von Norwegen zu einem Friedensvertrag und zur Anerkennung der Privilegien deutscher Städte in seinem Reiche zu zwingen, wie es die heimischen Fürsten zum Beitritt zu dieser wesentlich städtischen Konföderation vermocht hatte.



Siegel Rudolfs von Habsburg.

Hatten die Städte auch Rudolfs Königtum anerkannt, so erwachte doch bald hier und dort eine merkwürdige Opposition gegen dasselbe, als er versuchte, eine allgemeine Städtesteuer von den Reichsstädten einzutreiben. Schon Regensburg gegenüber mußte Rudolf auf diese Steuer verzichten. Diese Ausnahme war nicht geeignet, das mit gewaltsamen Mitteln eingeführte System zu allseitiger Anerkennung zu bringen. „Inmitten der Aufregung und Unzufriedenheit, welche Rudolfs Forderungen in den reichsstädtischen Kreisen hervorriefen, fand das Gerücht von der Wiederkehr Kaiser Friedrichs II, welches an den verschiedensten Punkten auftauchte, gerade hier bereitwilligen Glauben." In Lübeck, im Elsaß und am Niederrhein standen in den Jahren 1284 und 1285 verschiedene



Rudolf von Habsburg in der Burg zu Nürnberg.
Von A. Kreling.

Prätendenten auf. Der Aufstand unter den Städten brach los. Der König mußte mit den Waffen einschreiten, jedoch errang er auch hier nur halbe Erfolge. Die Prätendenten wurden zwar gestürzt und der Aufstand beigelegt, allein die Abgabe des dreißigsten Pfennigs als allgemeine Reichssteuer vermochte er nicht durchzusetzen. Nur Einzelverhandlungen führten hier und dort bei den Städten zum Ziele. Die Selbständigkeit der Städte blieb erhalten.

„Zwischen den Städten und der Ritterschaft, zwischen den königlichen und bischöflichen Städten sehen wir so diesen alemannischen Grafen sich Monat für Monat und Jahr für Jahr seine königliche Stellung mühsam erkämpfen. Ueberall erreichte er bei seinen Maßregeln im Reich nur halbe Erfolge.“ Und überall, wo Händel gegen die Habsburger losbrachen, war Herzog Heinrich von Bayern mit im Spiel. Er stand im Bunde mit Siegfried von Köln, beschützte den von Rudolf geächteten Wiener Bürger Paltram, befehdete Salzburg, dessen Erzbischof Friedrich am 8. Oktober 1282 mit Herzog Ludwig ein Bündnis schloß, dem dann auch Herzog Albrecht von Oesterreich, Rudolfs Sohn, beitrat. Ein Einfall in Niederbayern stand bevor, als Heinrich XIII einlenkte und sich mit seinen Gegnern auseinandersetzte. Immer wieder mußten Versöhnungsversuche zwischen den Wittelsbachischen Brüdern angestellt werden, und immer wieder bot sich dadurch den Habsburgern die Handhabe zum Eingreifen in die inneren Verhältnisse des Bayerlandes. Ein Glück, daß Rudolf selbst der Hilfe Ludwigs gegen den schwäbischen Adel bedurfte! Im Jahre 1286 wurde der Vertrag über die Handhabung des Landfriedens in Bayern und Schwaben mit Ludwig erneuert. Je vier schwäbische und bayerische Ritter sollten denselben überwachen. Ein Glück ferner, daß Albrecht von Oesterreich genug zu thun hatte, seine Herrschaft zur Anerkennung zu bringen. So konnten die Wittelsbacher sich untereinander und mit ihren nächsten Nachbarn herumzerren, bis der Tod des einen oder andern diesem unerquicklichen Spiel würde ein Ende machen.

Die Angelegenheiten Italiens traten bei diesen heimischen Kämpfen ziemlich in den Hintergrund. An den Papst wurde kaum mehr gedacht; ja, als auf dem Nationalkonzil zu Würzburg im Frühjahr 1287 ein päpstlicher Legat erschien, um finanzielle Forderungen zu stellen, wies ihn der deutsche Klerus dermaßen zurück, daß er sich sofort auf- und davonmachte. Zwar unterhandelte auch Rudolf immer noch wegen der Kaiserkrone mit Rom, allein seiner Autorität würde ein Erfolg nicht viel genützt haben. Die besonderen Verhältnisse und Interessen behielten die Oberhand, und gegen sie galt es Schritt für Schritt mit Waffengewalt oder Ueberredung das Feld zu erobern.

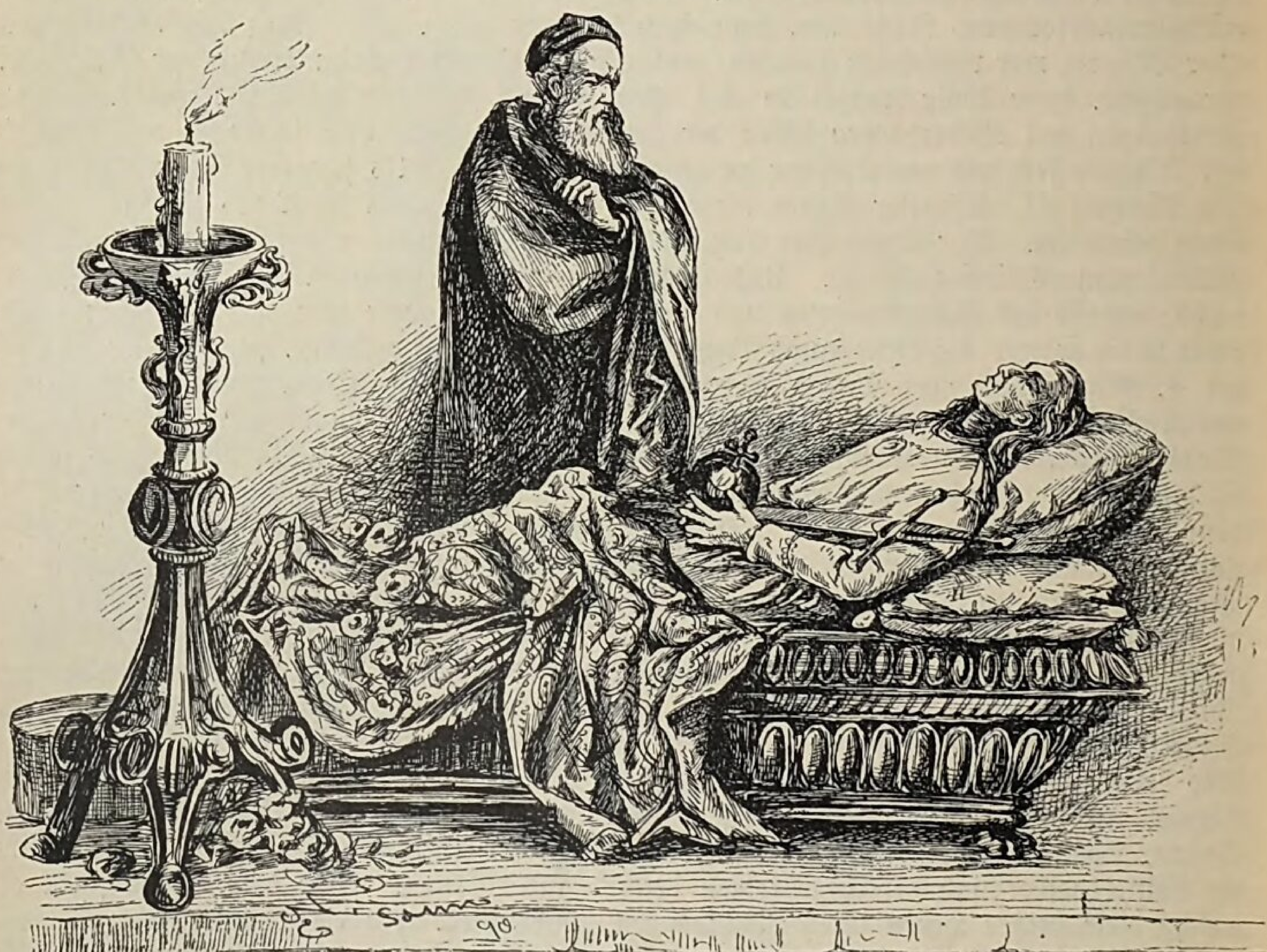
In Schwaben machte der Grafenbund, an dessen Spitze die von Würtemberg und Helfenstein, in den Jahren 1286 und 1287 dem Könige viel zu schaffen. Städte und Grafen hatten sich in die staufischen und Reichs-Güter geteilt, die Grafen von Würtem-

berg einen beträchtlichen Teil derselben an sich genommen. Im Burgundischen war die Reichsgewalt fast ganz in Vergessenheit geraten. Im Jahre 1288 belagerte Rudolf zweimal die Stadt Bern. „Im Jahre 1289 zog er mit einem großen Heere gegen die Grafen von Burgund, Savoyen, Pfirt, den Erzbischof von Besançon und andere burgundische Herren ins Feld. Er nötigte seinen gefährlichsten Gegner, den Grafen Otto von Burgund, zur Huldigung; auch sonst hatten seine Unternehmungen die nominelle Anerkennung der Reichsgewalt zur Folge: Alle dynastischen Pläne aber, wenn er deren hier verfolgte, mußte er fallen lassen." Die Verschiedenheit der Erfolge Rudolfs in den östlichen und westlichen Ländern ist charakteristisch für die Entwicklung in diesen Ländern selbst.

Am 4. Februar 1290 starb Herzog Heinrich XIII in Burghausen. Er wurde in seiner Residenz Landshut bestattet. Noch hatte er es erleben müssen, daß sein am eifrigsten verfochtenes Recht ihm nun doch verloren ging. Der Sieg des Habsburgers über Böhmen war vollständig gewesen, und als jetzt Ottokars Sohn Wenzel zur Mündigkeit heranreifte, hatte König Rudolf an ihm einen Freund statt des früheren Feindes. Gegen Zettelungen mit Niederbayern schien der Habsburger gedeckt, doch suchte er das Bündnis mit Böhmen fest und unzerreißbar zu gestalten. Wie Rudolfs jüngerer Sohn Rudolf sich mit Wenzels II Schwester Agnes vermählte, so hatte Wenzel selbst des Königs Tochter Guta geheiratet. Der König aber trug sich mit dem Gedanken an die Wahl seines Sohnes Rudolf zum römischen Könige. Und so suchte er den zweideutigen Ausspruch des Jahres 1275 betreffs des Schenkenamtes und der siebenten Kurstimme nun klar zu stellen. Damals hatte er nur die Beteiligung Bayerns bei seiner Wahl bestätigt, jetzt gab er zu Eger am 4. März 1289 dem Könige Wenzel die Versicherung, daß dem Böhmen und seinen Erben Recht und Amt des Schenken im römischen Reiche zukomme und daß er bei der Wahl eines römischen Königs, wie die übrigen Kurfürsten, gleiches Recht und gleiche Stimme habe. Nach dem Tode Herzog Heinrichs XIII wurde am 26. September 1290 diese Zusage zu Erfurt in noch feierlicherer Weise wiederholt. Dem böhmischen Könige „und nicht andern" komme bei der Wahl eines römischen Königs Recht und Stimme zu. Die vier weltlichen Kurfürsten, wie sie sich nach dieser Ordnung darstellten, waren nun allesamt Schwiegersöhne König Rudolfs, die Fortdauer der habsburgischen Herrschaft schien gesichert. Bayern war aus der Liste der Kurfürstentümer gestrichen. Sein glücklicherer Rivale in Böhmen dagegen schritt von hier aus rüstig weiter. Wir hören von keinem Widerspruche Herzog Ludwigs, dessen eigenem Vorrange unter den weltlichen Kurfürsten bald selbst ein Ende gemacht wurde. Schon bei der Wahl Albrechts I fungiert König Wenzel an erster Stelle nach den geistlichen Wählern vor dem Pfalzgrafen. Auf allen Seiten, wohin wir blicken, Niederlagen, Niederlagen, herbeigeführt durch die Entfremdung der Wittelsbacher und der Angehörigen beider Landeshälften. Eine böse Erbschaft ist es, welche diese beiden Herrn ihren Nachkommen hinterlassen. An eine Tilgung der Sünden der Vorfahren war bei dem mächtigen Emporkommen Habsburgs und Böhmens sobald nicht zu denken, an eine „bayerische" Politik ebensowenig, an ein Zurückgehen auf frühere Zeiten über diese Unglückszeit hinaus gar nicht. Jeder derartige Versuch mußte scheitern.

Der Plan, dem jüngeren Sohne Rudolf im Reiche die Nachfolge zu verschaffen, wurde hinfällig, denn Rudolf starb bereits im Mai 1290. Zu Erfurt hatte König Rudolf Wenzel mit dem Fürstentum Breslau und Schlesien belehnt, welches nach dem Tode Heinrichs IV erledigt war. Der Habsburger machte den Versuch, der auswärtigen Politik Böhmens eine feste Richtung zu geben, sie in die Konkurrenz mit den sächsischen Fürsten hineinzuschieben und so im Süden freiere Hand zu bekommen. Der österreichischen Politik eröffnete sich damals die Aussicht auf Ungarn. Der junge König Wladislaw war am 10. Juli 1290 von den Kumanen ermordet worden; mit ihm erlosch der gerade Mannesstamm der Arpaden. Rudolf betrachtete Ungarn als heimgefallenes Lehen und übertrug dasselbe am 31. August 1290 seinem Sohne Albrecht, dem Herzog von Oesterreich. Zugleich erhob sich die Fantasie der römischen Kurie zu Ansprüchen auf das ungarische Reich. Den beiden Bewerbern aber lief der gleichnamige Enkel des Königs Andreas II von Ungarn den Rang ab. Er errang und behauptete die Königskrone Ungarns, obgleich

Albrecht Miene machte, sie ihm gewaltsam zu entreißen. Ein Zerwürfnis aber mit seinem Schwager Wenzel von Böhmen hinderte die energische Aktion des Habsburgers, der gegen die östlichen Feinde ringsum keinen Freund und Helfer sah, als den Pfalzgrafen Ludwig, seinen wittelsbachischen Schwager. Mit ihm traf er am 9. September 1290 ein Abkommen, in welchem er dem Wittelsbacher die Zusicherung gab, alle seine Freiheiten zu bestätigen (!), wofern Albrecht selbst zum römischen Könige erwählt würde. Und damit berühren wir den letzten Plan Rudolfs I von Habsburg. Von Sohn zu Sohn hatte der König diesen Plan nach dem Tode Hartmanns und Rudolfs übertragen. Jetzt sollte Albrecht König werden. Schon in Erfurt wurde im August darüber verhandelt. Am 20. Mai 1291 eröffnete der König einen Hoftag in Frankfurt, um diese Verhandlungen zu Ende zu führen. Die geistlichen Kurfürsten aber und mit ihnen der Böhmenkönig



Herzog Ludwig II am Sarge Rudolfs von Habsburg.

widerstrebten der Wahl Albrechts. König Rudolf ritt von Frankfurt unverrichteter Dinge hinweg, um am 15. Juli 1291 in Speier zu sterben. An seinem Sterbelager stand sein treuester Helfer, Herzog Ludwig II von Bayern.

Auch er steht kurz vor dem Ende seiner Laufbahn. Sehen wir zurück auf den Anfang dieses Herzogs und den Zustand Bayerns zu jener Zeit, so müssen wir sagen, daß er den Verfall der politischen Entwicklung Bayerns, der schon unter Otto II eintrat, in keiner Weise zu hemmen vermocht hat. Auf Bayern gestützt behauptete sich die staufische Herrschaft in Deutschland in ihren letzten Jahren. Bayern wurde zum Vertreter der staufischen und königlichen Interessen nach dem Tode Konrads IV. Verschiedenemale sehen wir es die Initiative ergreifen, die Wahl Konradins durchzusetzen. Immer schwächer wurden diese Versuche, und nach dem Tode Konradins trat Bayern nur mit halber Kraft die staufische Erbschaft an. In Heinrich XIII scheint ein Gefühl davon gedämmert zu haben. Aber zum klaren Gedanken, zu zielbewußtem Streben setzte sich dieses unklare

Gefühl nicht um. Dem stand die Eifersucht der Brüder im Wege. Sie verdunkelten die Erkenntnis dessen, was dem Lande und Volke, was der Dynastie zum Wohle gereichte, und in kleinlichen Plänkeleien sehen wir Bayerns beste Kräfte vergeudet, den Unfrieden und die Eifersucht selbst in das Volk hineingetragen. Bayern schenkte Deutschland kein königliches Geschlecht. Dieses Vorrecht blieb trotz des Unterganges der Hohenstaufen den Schwaben gewahrt. Nicht „Habsburg", sondern „Wittelsbach" mußte die Parole lauten, wie auch Ludwig II sie einmal ausgab. Und wenn dieses Wort keinen Anklang fand, wohlan denn „Habsburg", aber redliche Teilung in Böhmen, in Oesterreich und Steiermark, in Kärnten und Krain, in Schwaben und Burgund! Allem dem drängte die lokale und territoriale Entwicklung entgegen. Die bayerischen Bischöfe standen auf der Seite Habsburgs, die Anschläge Bayerns auf Oesterreich waren schon unter Otto II, weil zaghaft unternommen, zurückgewiesen worden, in Schwaben wetteiferten, wie in Burgund, Klerus, Grafen und Städte bei der Beraubung des Reichs. Trotz all dieser offenen Bahnen, trotz dieser vollen Flüssigkeit der Verhältnisse fanden die Wittelsbacher nicht den Weg zur Eintracht und mit ihm die freie Bahn zur Erlösung der eingeklemmten bayerischen Entwicklung. Habsburg gewann die Führerrolle gegen Böhmen. Es siegte. Habsburg gewann den Einfluß in den bayerischen Ostmarken. Bayern ließ es geschehen. Habsburg griff in Schwaben ein wie in Burgund. Der Wittelsbacher schien nicht zu merken, daß dadurch selbst die Grundlage seiner rheinischen Machtstellung, wie sie einst von den staufischen Brüdern Friedrich I und dem Pfalzgrafen Konrad geschaffen worden war, erschüttert wurde. Ueberall ließ Wittelsach sich zurückdrängen. Von der Führung des Reiches geriet es in die Gefolgschaft der Habsburger. Alle Fäden eigener, selbständiger Entwicklung ließ es sich von dem schwäbischen Grafengeschlechte unterbinden, und eingeklemmt zwischen festen unverrückbaren Grenzen, begnügte es sich mit der naiven Zusage der Habsburger, seine „alten Freiheiten" bestätigen zu wollen.



Grabstein Rudolfs von Habsburg im Dom zu Speier.

Wie man bei all' diesen Thatsachen von „staatsmännischer Einsicht", von „unbeugsamer Willensfestigkeit und Thatkraft" Ludwigs II reden mag, ist wohl unverständlich. Nicht nur der unbedachte „Jähzorn" Ludwigs II, durch den er zum Gattenmörder ward, giebt keinen Anlaß zum Vergleich mit dem ersten Wittelsbacher, sondern er zeigt, wie das zielbewußte Vorwärtsdrängen, die Beherztheit dieses ersten sieghaften Sturmläufers im Urenkel nur noch auf Momente aufflackert. An den negativen Tugenden aber erkennt man den Sohn des zweiten Otto, der vorwärts wollte und rückwärts schaute, und dadurch den steten, stolzen Gang seiner Vorfahren, Ottos I und Ludwigs I, verlor. Schon unter ihm begann das Schwanken, das unter den Söhnen zu vollem Rückzug

auf der betretenen Bahn ausartete. Wittelsbach hatte die Gelegenheit, die nur einmal kommt, verpaßt. Diesen Fehler gut zu machen, werden wir bald einen andern Sohn des Hauses sich ein Leben lang abmühen sehen. Seine Kräfte fließen dahin und werden absorbiert von einer undankbaren, unmöglichen Aufgabe. An einen wirklichen Erfolg, der die Vergangenheit Lügen straft, an eine dauernde Wendung der politischen Entwicklung Bayerns glauben wir für die erste Zeit nicht mehr.

„Die Wahl Albrechts von Oesterreich hätte damals einer Konsolidation der deutschen Verhältnisse entschieden förderlich sein können.“ Aber in seinem Gefolge verharrte nur Ludwig II von Bayern. Zu welchem Zwecke? War doch die bayerische Kurstimme an Böhmen überlassen, war doch der Zwist in Bayern permanent geworden! Auch mit dem Tode Heinrichs XIII endete er nicht. Zwischen Ludwig II und seinem Neffen Otto III von Niederbayern mußte fortwährend versöhnt und ausgeglichen werden. Böhmen und Ungarn bedrohten den Habsburger, die geistlichen Kurfürsten lehnten seine Wahl ab. Otto III lag im Kampfe mit dem Habsburger — Ludwig selbst haderte mit dem Bischof von Augsburg und dem Grafen Gebhard von Hirschberg. Auch die Stadt Lauingen strebte von seiner Herrschaft nach Reichsfreiheit hinweg. Wenn trotzdem Ludwig II an der Seite des Habsburgers aushielt und unbeugsame Willensfestigkeit, staatsmännische Einsicht und warme Teilnahme für die Größe des Reichs ihn hierzu bewogen, so ist doch anzunehmen, daß er, vereint mit dem Habsburger und dem Herzog Meinhard von Tirol und Kärnten, für diese Ueberzeugung mit allen Mitteln, selbst mit den Waffen gegen die Zersplitterung des Reichs ankämpfen wird. Nichts von dem! Als es am 5. Mai 1292 in Frankfurt zur Wahl des Grafen Adolf von Nassau zum römischen Könige kam, gab Ludwig sich zufrieden und ließ sich mit 3000 Mark von Adolf die Wahlkosten ersetzen. Dem Erzbischof von Mainz überließ er die Proklamation des Wahlresultates, was zur Folge hatte, daß bei der nächsten Wahl der Böhmenkönig sich vor den Pfalzgrafen an die erste Stelle der weltlichen Kurfürsten schob.

Am 1. Februar 1294 starb Ludwig II zu Heidelberg. Der mönchische Geschichtsschreiber im Kloster Fürstenfeld rühmt die „sittliche Zucht“ des Wittelsbachers, durch welche er alle andern übertroffen habe. Diese „sittliche Zucht“ müssen wir aus der mönchischen Entsagung und Anschauungsweise heraus mit „steter kurzsichtiger Verzichtleistung und schwächlicher Verleugnung des eigenen Willens und Vorteils“ übersetzen, wofür wir allerdings bei Herzog Ludwig II von der Landesteilung an bis zu seinem Tode eine hinreichende Menge von Beweisen kennen lernten.

Der Kampf um die deutsche Königskrone.

Deutsche Könige: **Adolf** von Nassau 1291—1297.
Albrecht I von Oesterreich 1297—1308.
Heinrich VII von Luxemburg 1308—1313.

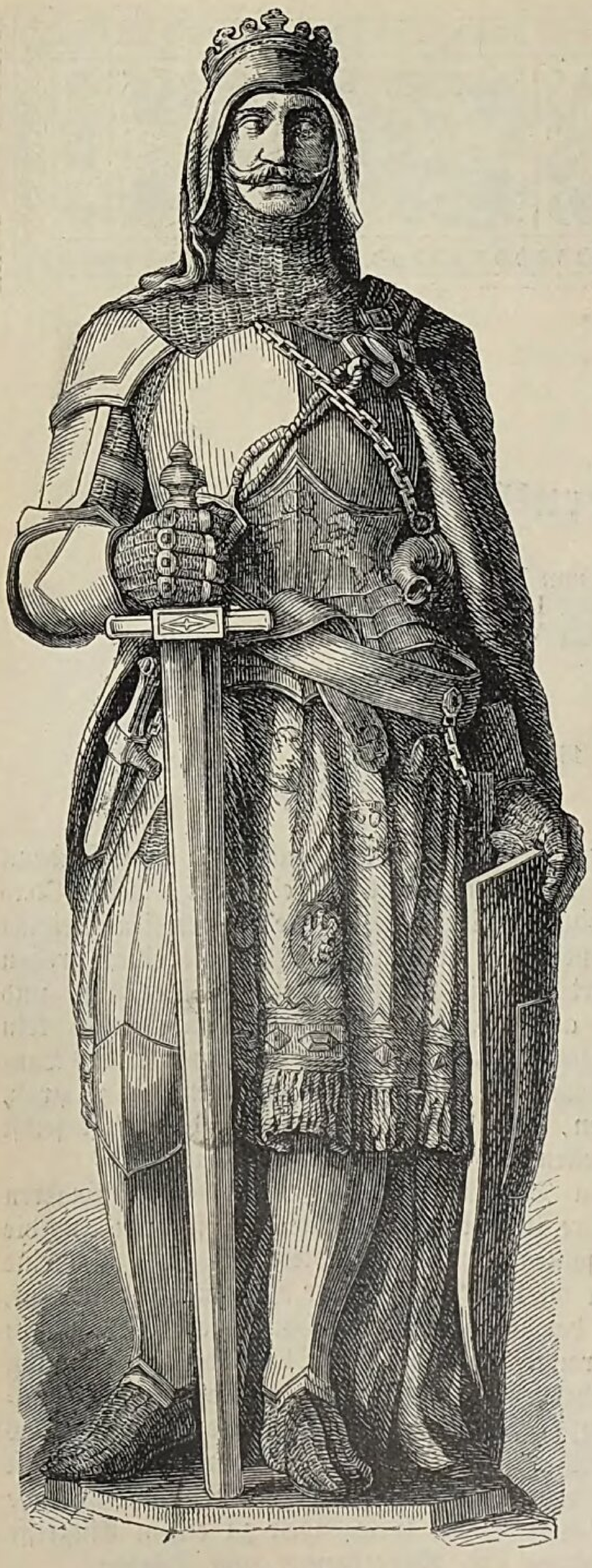
Herzöge: in Oberbayern und Pfalz:
Rudolf I 1294—1319.
Ludwig IV, der Bayer 1294—1347.

in Niederbayern:
Otto III 1290—1312.
Ludwig III 1290—1296.
Stephan I 1290—1310.

Ein Blick auf Deutschland in der damaligen Zeit erweckt uns den Eindruck einer vollkommenen Zersetzung. Nirgendwo zeigt sich ein Ziel, welches das Land von der furchtbaren Last seiner militärischen Kräfte zu befreien geeignet wäre. Die Kreuzzugsbewegung steht still und mit dem Verlust eines großen zusammenfassenden Zweckes lockert sich die strenge ritterliche Disziplin, und das Fehderecht lebt von neuem auf. Auch in Bayern ist dieses Bild kein anderes. Das Gefühl für ein gemeinsames Interesse der Dynastie, des Landes und Volkes scheint gänzlich abhanden gekommen. Die kriegerischen Elemente, zu groß, um sich in eine ruhige Entwicklung zu fügen, sind dennoch zu schwach, das Volk selbst und seine offensive Kraft von neuem zu erwecken und mit sich fortzureißen.

Wohl hatte Heinrich XIII bei seinem Tode verfügt, daß seine beiden jüngeren Söhne Ludwig III und Stephan I vier Jahre lang keine Landesteilung fordern und die Regierung dem älteren Otto III überlassen sollten, wohl behauptete Otto III auch eine gewisse Oberherrschaft im Lande, allein schon die Errichtung dreier Residenzen, Landshut, Straubing und Burghausen, zeigt, daß die dezentralisierende Richtung der Zeit auch in Niederbayern mit Macht nach Anerkennung rang. Daß bei der Stärke dieser Bewegung die Verfolgung jener alten Tendenz, die Landeshoheit zu erweitern, immer weniger Aussicht auf Verwirklichung hatte, ist klar. Otto III suchte für seinen Bruder Stephan das Erzbistum Salzburg zu gewinnen. Umsonst! Konrad von Lavant wurde durch Papst Nikolaus IV (1288—1292) zum Erzbischof erhoben (1291). Der in Aussicht stehende Krieg wurde indes verhindert, da sich in Oesterreich die Gelegenheit zu einem Eingriffe zeigte. Das gemeinsame Interesse trieb Salzburg und Niederbayern zum Frieden.

In Oesterreich war Albrecht Alleinherrscher. Der Machtzuwachs der Habsburger im Südosten wie in Schwaben und Burgund hatte denselben viele Gegner erweckt. Zu diesen Gegnern gehörten außer den Erzbischöfen von Köln und Mainz und dem Könige Wenzel von Böhmen, der seine Ansprüche auf die Herzogtümer Oesterreich und Steiermark geltend machte, auch Niederbayern und Salzburg. In den letzten Tagen des Jahres 1291 kam ein Bund des steierischen Adels, dem Albrecht die Bestätigung seiner Rechte und die Abstellung der Beschwerden verweigert hatte, mit Erzbischof Konrad von



Adolf von Nassau.
Standbild im Dom zu Speier.

Salzburg zustande, dessen Genosse auch Herzog Otto von Niederbayern wurde. Der Krieg begann sofort. Steiermark sollte dem Habsburger entrissen uud dem Wittelsbacher gegeben werden. Im März 1292 war die Sache entschieden — für Habsburg. Der kühne Uebergang Albrechts über den Semmering, seine Zugeständnisse an die besiegte Adelspartei machten den Bund zunichte, der ohnedies nur auf schwankender Grundlage geruht hatte, was sich deutlich an der unentschlossenen Kriegführung Ottos IV erkennen läßt. Zudem fehlte es dem Wittelsbacher bereits an dem Notwendigsten, an dem Gelde, den Krieg mit Nachdruck zu führen. Herzog Ludwig II vermittelte Pfingsten 1293 den Frieden. Durch Verpfändungen und Verkäufe suchten die Wittelsbacher in Niederbayern ihre Existenz zu ermöglichen, lockerten dadurch aber nur noch mehr die Grundlagen ihrer Macht.

Indessen hatte im Reich die Königswahl Adolfs von Nassau (2. Mai 1292) stattgefunden. Namentlich im Interesse König Wenzels von Böhmen war der Habsburger von der Wahl ausgeschlossen worden. Und der neue römische König zögerte keinen Augenblick, sich um die Gunst dieses mächtigen Fürsten im Osten des Reichs zu bewerben. Er bestätigte ihm alle Reichslehen, „wes Namens sie seien“, bedang sich die Ehe seines Sohnes Ruprecht mit einer Tochter des Böhmenkönigs aus und setzte bis zum Vollzuge der Heirat Schloß und Stadt Altenburg, die Städte Chemnitz und Zwickau, das ganze Pleißener Land und Stadt und Schloß Eger mit dem Gebiete dem Könige Wenzel zum Pfande. Auch den geistlichen Kurfürsten machte Adolf große Zugeständnisse an das Reichsgut, trotzdem er gerade wegen seiner geringen persönlichen Macht auf die Wahrung desselben und die Einnahmen aus demselben angewiesen war. So wurde er am 1. Juli 1292 zu Aachen gekrönt. Zu Ende des Jahres bequemte sich auch Albrecht von Oesterreich zur Huldigung in Hagenau und zur Auslieferung der Reichskleinodien. Immer noch war Albrechts Stellung, obgleich er in den Fehden mit der Stadt Zürich, dem Bischof von Konstanz und dem Abt von St. Gallen Sieger geblieben war, eine schwankende. Die Annäherung des Habsburgers aber an den römischen König hatte zur Folge, daß die Gegner Albrechts sich bald von Adolf zurückzuziehen begannen, und diesen trieb es damit von selbst dem niederen Adel zu, d. h. demjenigen Elemente der Nation, an welchem auch König Rudolf zuerst einen Halt gefunden. „Er nahm die alten

Berater Rudolfs trotz des Versprechens, welches er den geistlichen Kurfürsten gegeben, an seinen Hof."

Den weltlichen Kurfürsten gegenüber versuchte sich Adolf in denselben Bahnen, welche vorher König Rudolf von Habsburg gewandelt. Um auf denselben zum Ziele zu gelangen, war es notwendig, den Sohn Rudolfs fortwährend aus den durch den Vater eingenommenen Positionen zu verdrängen. Wie lange der stolze Albrecht diese königlichen Anwandlungen ertragen würde, hing von der Gunst oder Ungunst der Verhältnisse ab. Wie Adolf auf ein inniges Bündnis mit Wenzel von Böhmen gerechnet hatte, so bewarb er sich nun auch um die Freundschaft der Wittelsbacher. In Oberbayern hatte nach dem Tode Ludwigs II (1. Februar 1294) sein Sohn Rudolf die Regierung übernommen. Ein älterer Sohn Ludwig war im Turnier gefallen, ein jüngerer Sohn, gleichfalls Ludwig genannt, war erst sieben Jahre alt. Neben Rudolf führte die Mutter, bekanntlich eine



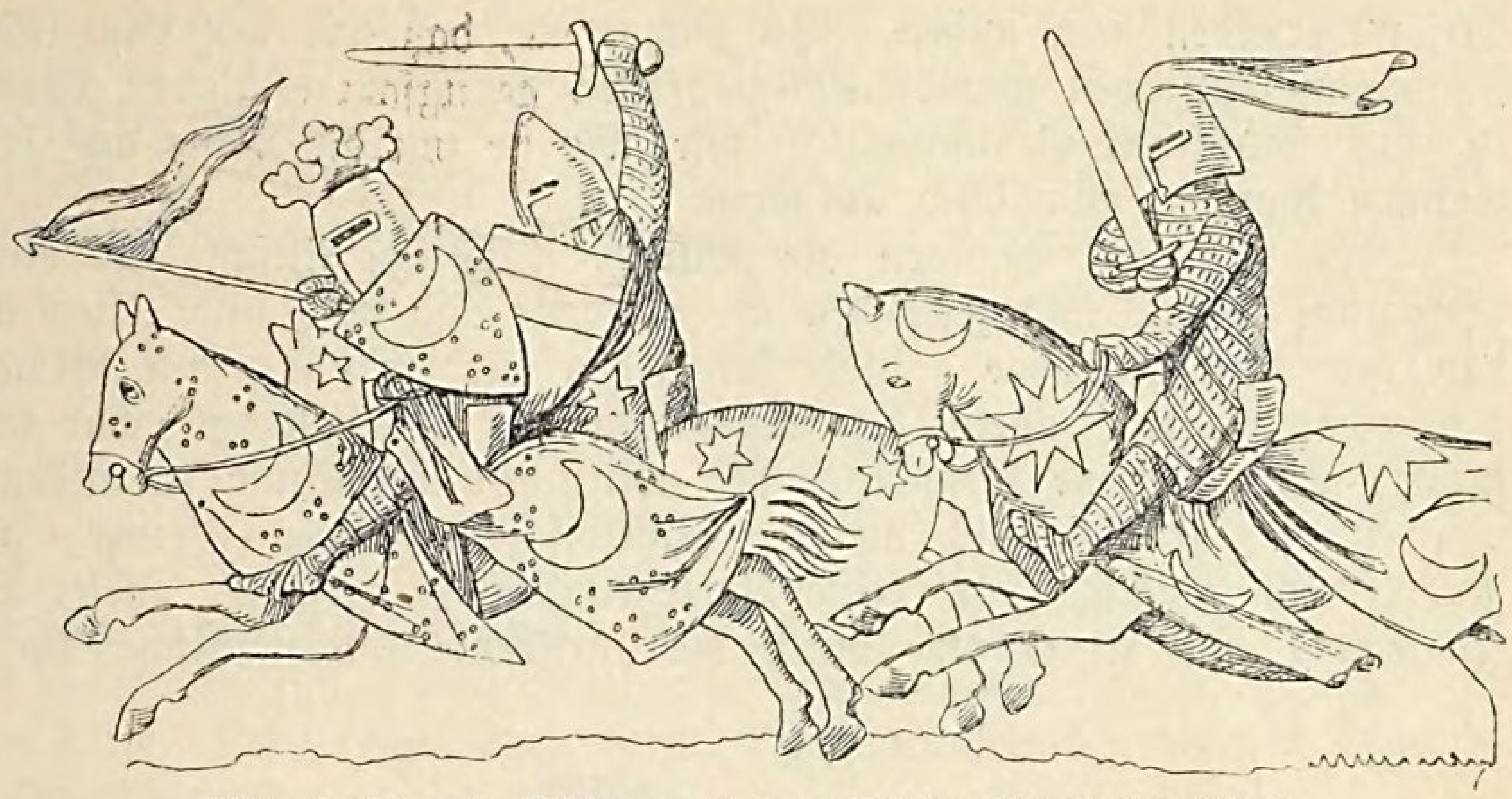
Ludwig, der älteste Sohn Ludwigs II, fällt im Turnier.

Schwester Herzog Albrechts von Oesterreich, die Vormundschaft über Ludwig. Schon im März 1294 wurde das Verlöbnis Rudolfs mit König Adolfs Tochter Mechtild zu Ulm veröffentlicht, obschon Rudolf durch ein Versprechen seines Vaters eigentlich nach andrer Seite gebunden war. Aber noch einen viel einschneidenderen Erfolg errang Adolf bei dem jungen, erst achtzehnjährigen Herzog. Rudolf gelobte, die Rheinpfalz und was sein Vater dazu gewonnen, namentlich aber die Kur bei einer Teilung für sich zu behalten und seine Kurstimme nur nach Adolfs Willen zu vergeben. Auch sollte er dafür sorgen, daß sein Bruder nur nach des Königs, des Herzogs und seiner Mutter Rat ein Weib nehme. An die Seite des Herzogs trat der vom König ernannte Rat, nach dessen Willen der Herzog und seine Vitztume zu handeln hatten. Wie die Festen in Bayern und Schwaben dem Könige zur Hilfe verbunden sind, ebenso die am Rheine, und es sollen der letzteren Burgmannen bis auf Turmhüter, Wächter und Thorwächter herab dem Könige gleich dem Pfalzgrafen auf drei Jahre huldigen. In derselben Zeit, da Adolf

hier in Oberbayern und Pfalz einen festen Rückhalt gewann, drängten sich auch Niederbayern und Salzburg in seinen Schutz (April 1294). Am 1. September wurde die Vermählung Rudolfs mit Mechtild in Nürnberg gefeiert. Der König hatte festen Fuß gewonnen in den Fürstenkreisen und schickte sich nun zur Aufnahme einer eigenen Politik an.

Der Tod des Markgrafen Friedrich von Meißen (1291) eröffnete für Adolf die Aussicht, sich gleichfalls wie sein Vorgänger Rudolf inmitten der östlichen Fürstentümer eine Hausmacht zu gründen. Pfalzgraf Friedrich von Sachsen („mit der gebissenen Wange") aber bemächtigte sich des Meißener Landes, und sein Bruder Diezmann brachte ihren Vater, den Landgrafen Albrecht von Thüringen, in seine Gewalt, um sich Thüringens zu versichern. Gegen beide schritt nun Adolf ein, erwarb von Albrecht dessen Ansprüche auf Meißen und ließ sich von dem Landgrafen ebenso den Heimfall Thüringens nach seinem (des Landgrafen) Tode bestätigen. Nach Beendigung der Hochzeitsfeierlichkeiten in Nürnberg brach Adolf in Begleitung seines Schwiegersohnes Rudolf gegen Thüringen und das Osterland auf. Die Gebiete fielen ihm zu und er traf Anstalten, sie zu behaupten. Zur Unterwerfung Meißens unternahm Adolf im Sommer 1295 einen zweiten Feldzug. Seine Erfolge schienen gesichert. Mit dem Böhmenkönig Wenzel traf er im April 1296 in Grünheim zusammen. Im August wurde die Hochzeit Ruprechts mit Agnes von Böhmen gefeiert. Aber die junge Frau starb bald. Das politische Band zerriß mit ihrem Tode. Schon im Jahre 1294 hatte Adolf ein Bündnis mit König Eduard I von England gegen Frankreich geschlossen. „Eduard betrachtete Deutschland bereits als den großen Werbeplatz des Kontinents; er versuchte es, die hier stagnierenden ritterlichen Massen durch Soldverträge gegen Frankreich in Bewegung zu setzen. Seine Zahlungen an den deutschen Hof bewirkten in der That, daß Adolf — auf Grund der Eingriffe Frankreichs in die burgundischen Reichsteile — an Philipp IV den Krieg erklärte." Allein der Papst trat ins Mittel. Bonifaz VIII wandte sich an König Adolf und warnte ihn, seine Waffen gegen Christen zu tragen, wie er ihm vorhielt, daß es sich für ihn, einen so mächtigen Fürsten, nicht zieme, gleich einem gemeinen Reitersmann um irgend einen Sold in den Krieg zu ziehen. Es zeigte sich indes, daß der Wille größer war, als die Macht. König Adolf war zu einer großen Politik nicht mächtig genug, die militärischen Kräfte versagten, und Deutschlands Forderungen blieben bei dem Frieden zwischen Frankreich und England unberücksichtigt.

Während nun die Fürsten sich gegenseitig bekämpften und dann wieder im Bunde miteinander das Aufkommen einer wirklichen Macht, welche die andern Kräfte von selbst an sich gezogen hätte, zu verhindern suchten, schien es, als ob Städte und Bürgerschaften ebenso nur ihr eigenes Interesse gekannt und verfolgt hätten. Im Norden stieg Lübeck zu einer gewaltigen Macht empor, seine Schwesterstadt im Süden aber blieb zurück. Freilich kam es auch in München zu einer Bewegung, welche von herzoglicher Bevormundung hinwegdrängte, aber einen dominierenden Rang, wie ihn Lübeck im Norden einnahm, konnte München im Süden nicht erringen. Herzog Rudolf verlieh seinen Städten München, Amberg, Nabburg, Schwandorf wichtige Stadtrechte, ihre Lage vermochte er nicht zu ändern. Während sich im Norden Welt- und Handelsstädte zu entwickeln begannen, während auch im Süden Nürnberg, Augsburg, Ulm zu herrlicher Machtentfaltung emporwuchsen, konnte selbst Regensburg nur als Rivalin an dem Handel mit Oberitalien teilnehmen, eine beherrschende Stellung errang die Stadt nicht mehr, noch weniger aber eine andere bayerische Stadt. Die Städte Bayerns blieben Landstädte im eigentlichen Sinne oder wurden es wieder. Zum Rheinthal drängten fast alle Handelsstraßen, welche von Italien heraufführten; nach Regensburg zweigte sich erst von Innsbruck ab eine Straße, welche es mit Venedig verband. Venedig, Verona, Brenner, Innsbruck, von hier Abzweigung nach Ulm, nach Augsburg und nach Regensburg, das waren die bedeutendsten Stationen dieser vielbesuchten Handelsstraße. Regensburg kann daher nur mehr als östlichster Bestandteil der Oberdonaustädte betrachtet werden; sein alter Handel im Orient verfiel mehr und mehr, seit nicht mehr Byzanz den großen kommerziellen Mittelpunkt bildete, sondern die italienischen Seestädte an den großen Stapelplätzen des



Ritter im Kampf. Miniatur aus einem jüdischen Gebetbuch in Leipzig.

Ostens, in Aegypten, Syrien, Armenien, Palästina, in Alexandria, Damietta und Kahira, in Byblus, Berytus und Antiochia, in Tyrus, Tarsus und Jerusalem selbst verkehrten und die Reichtümer des Orients handelten. Dazu drangen Venetianer und Genuesen ins schwarze Meer, Konstantinopel trat zurück gegen die Städte Italiens, die Donaustraße verlor an Bedeutung unendlich. — Westlich von dieser ersten Gruppe im oberen Donauthale, der sich auch Nürnberg mit stets wachsender Selbständigkeit anschloß, waren es die schweizerischen Städte, Luzern, Zürich, Bern, Basel, Solothurn, dann wieder die Bodenseestädte Konstanz, Lindau, Ueberlingen, Ravensburg, welche sich des oberitalienischen Handels bemächtigten. Vom Lago maggiore und dem Comersee führten zwei Straßen herauf über die Alpen; jene von Locarno aus über den St. Gotthard, die Reuß hinab nach dem Vierwaldstättersee, wo Luzern den ersten Ruhepunkt bildete, diese von Riva über Chiavenna, den Septimer nach Chur, wo sie sich nach Zürich und den Bodensee teilte. Straßburg im Rheinthal empfing durch diesen und den Handel mit Frankreich seine Größe, und Straßburg stand zu den Habsburgern. Bayern bildete, wie wir sehen, kein von diesem Handel sehr begünstigtes Gebiet.

Einstens sank die Freiheit des Volkes durch die Opfer, welche es der politischen Macht und Größe des Vaterlandes und seiner Herrschergeschlechter brachte. Jetzt mit dem Verfalle dieser politischen Macht stieg sie wieder empor, in dieser allgemeinen Thätigkeit kräftigte sie sich und empfing die Mittel zur Erhaltung und Steigerung eines frei gewordenen Lebens. Die Grundlage des bisherigen deutschen Lebens, der Grundbesitz, erhielt eine Erweiterung, ja trat eine Zeitlang vollkommen zurück hinter der vordrängenden Macht des Geldes. Das Bürgertum erringt Siege durch seine überlegene Kultur, durch seinen Fleiß und seine Ausdauer, ohne direkt mit den Waffen seinen fürstlichen, kirchlichen und adeligen Gegnern gegenüberzutreten. In dem allgemeinen Aufschwunge liegt die siegende Kraft. Sie ist eins mit ihm.

Die kaufmännischen Interessen bilden den Mittelpunkt der Ratsverwaltung. „Die gesamte Handels- und Marktpolizei, die Kontrolle über Maß und Gewicht, über die Münze — die um so wichtiger war, je mehr durch die wachsende Zahl der fürstlichen Münzstätten schlechte Pfennige in Kurs kamen — die Warenschau, alles dies lag in den Händen des Rates: er vertrat gewissermaßen den merkantilen Ruf und Kredit des einzelnen Platzes nach außen, er sicherte den eigenen Verkehr vor fremdem Betrug." Aus denselben Gründen traten die Zünfte aus ihrer hofrechtlichen Stellung hervor im dreizehnten Jahrhundert unter die Verwaltung der Ratskollegien. Auch hier bedurfte es zur Befestigung des geschäftlichen Kredits und der Leistungsfähigkeit einer strengen Ordnung, und wenn auch die Zünfte grundsätzlich von der städtischen Verwaltung ausgeschlossen waren, so ist es doch natürlich, daß mit der Zunahme der Erkenntnis, welche Wichtigkeit sie und die von ihnen vertretenen Gewerbe für die Größe und das Gedeihen des Gemeinwesens hatten, auch der Wunsch nach Anteilnahme an der städtischen Verwaltung lebhafter und dringender wurde. Dieses Eindringen der Zünfte in die Ratskollegien und die städtische Verwaltung vollzieht sich ebenso in der Folgezeit fast überall. Aber diese Kämpfe um die Verfassung innerhalb der einzelnen Städte hemmten natürlich die politische

Aktion derselben nach außen. So kommt es, daß wir von Einzelkämpfen innerhalb der Städte und mit den umwohnenden Großen genugsam erfahren, jene großen Anläufe aber zu einer städtischen Gesamtpolitik, wie wir sie um die Mitte des 13. Jahrhunderts verzeichnen konnten, allmählich aufhören.

In München stürmten die Bürger gleich zu Anfang der Regierung Rudolfs die herzogliche Münze und zerstörten sie. Rudolf gab nach und erließ ihnen den Wiederaufbau des Münzgebäudes. Auch hier sehen wir die allgemeine Bewegung im Einzelbilde sich wiederspiegeln, allein die Bedeutung des Städtelebens war in Bayern nicht groß genug, um eine neue Grundlage der politischen Gestaltung zu bilden. Ebenso hören wir von einem Ritterbündnis an der schwäbisch-bayerischen Grenze, gegen welches Herzog Rudolf sich genötigt sah, seine Vorkehrungen zu treffen. Dieser Stand empfand seine Isolierung und Einengung durch die fürstliche und städtische Politik und suchte nach einem Ausweg. Alles dies sind jedoch nur kleine Anfänge, welche uns vorbereiten auf die Richtung, in welcher die ansetzende Entwicklung ihren Verlauf nehmen wird und muß. Erst mit der Befestigung dieser Richtung, erst mit dem Uebertritt derselben aus ihrem revolutionären Charakter in einen konservativen werden auch die Bedingungen gegeben, welche zur Zusammenfassung und Verbindung der gleichartigen Massen drängen.



Münchener Bürger stürmen die herzogliche Münze.

Alle Verhältnisse im Osten des Reichs standen noch in der Schwebe. Während dem Könige Adolf der kriegerische Adel zuströmte, während er zugleich in den Städten festen Boden zu gewinnen suchte, begann sich das Mißtrauen der Kurfürsten gegen ihn zu regen. Nur Böhmen behauptete seine Machtstellung und breitete dieselbe, da die Habsburger sich im Süden vorgelagert, um so energischer gegen Norden und Osten, in Meißen und der Lausitz, in Schlesien und Polen aus. Natürlich daß es auf diesem Wege bald mit der von König Adolf neu errichteten Interessensphäre in dem Meißener Lande zusammenstieß. Dadurch aber wurde König Wenzel II für die Freundschaft seines habsburgischen Schwagers wiederum zugänglicher.

Albrecht von Oesterreich hatte indessen mit Schwierigkeiten im eigenen Lande zu kämpfen. Der österreichische Adel hielt in den Monaten Februar und März 1295 Zusammenkünfte ab und wandte sich gegen den Herzog an König Wenzel von Böhmen. Der wies ihn ab und an König Adolf. Adolf aber ermächtigte seinerseits den Böhmenkönig, dem Adel Hilfe zu leisten, wenn Albrecht gegen ihn ins Feld ziehe. In die gleiche Zeit fällt ein neuer Konflikt Albrechts mit dem Erzbischof von Salzburg. Auch für diesen

trat König Adolf ein. Zugleich suchte Albrecht Frankreich zu einem engeren Bunde zu gewinnen, der seinerseits wiederum die Spitze gegen Adolfs englische Politik kehrte. Verhandlungen wurden darüber im Laufe des Jahres gepflogen, und von den Fürsten gewann der Habsburger zunächst den Markgrafen Otto den Langen von Brandenburg für sich. Anfangs Oktober 1295 vermählte er seine Tochter Anna mit Hermann, dem Sohne des Markgrafen, zu Gräz. Dieser Feier wohnte auch Herzog Meinhard von Kärnten und Tirol bei, der dann nach seiner Heimkehr am 1. November 1295 starb. Adolf erkannte seine Söhne nicht als Herzoge an, sondern stellte sich auch hier auf die Seite des Salzburgers, der gegen jene Beschwerde führte. Da erkrankte der Habsburger plötzlich in der ersten Hälfte des November. Ringsum wurde es lebendig. Für alle seine Gegner schien der Augenblick zum Losschlagen gekommen. Der Erzbischof von Salzburg brach in Oesterreich ein. Hier erhob sich der Adel gegen den Herzog. Der aber erholte sich bald, und der Adel unterwarf sich. Der Salzburger aber wandte sich an Herzog Otto von Niederbayern um Hilfe. Otto folgte dem Rufe. Das Jahr 1296 verlief in Kämpfen und vergeblichen Unterhandlungen. Aber hier zeigte es sich wieder, daß die lokalen Mächte kurzsichtig nur ihr eigenes Interesse zu verfolgen vermochten. Die bayerischen Bischöfe selbst verteilten sich in die verschiedenen Lager. Der Passauer und Freisinger standen zu Albrecht. Der Kampf aber wuchs über die territorialen Grenzen weit hinaus. Der Mainzer, die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg trieben den Habsburger weiter gegen den König selbst. Schon der Krieg gegen Salzburg hatte diese Tendenz einer Kriegserklärung gegen Adolf von Nassau.

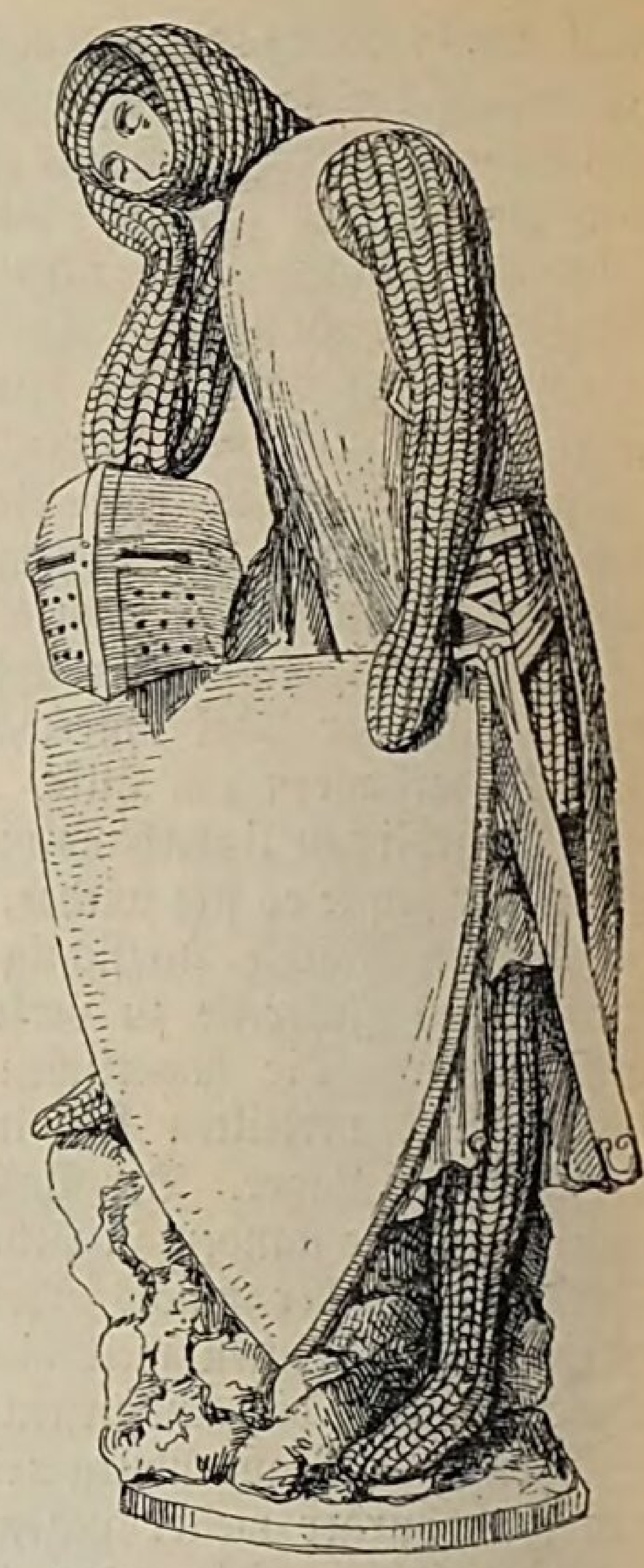


Siegel Adolfs von Nassau.

Am 2. Juni 1297 fand zu Prag die feierliche Krönung König Wenzels II durch den Erzbischof Gerhard von Mainz statt. Hier kam es zu gemeinsamen Beschlüssen. Gerhard, die Markgrafen von Brandenburg, Otto mit dem Pfeil und Hermann, Albrechts Schwiegersohn, der Herzog Albrecht von Sachsen und König Wenzel wurden eins, Adolf zu entthronen und an seine Stelle den Habsburger zu erheben. Und während sich also die feindlichen Mächte zusammenfanden, fielen die Kräfte Adolfs bereits auseinander. Im September desselben Jahres schloß Konrad von Salzburg mit dem Habsburger Frieden. Die Politik der Wittelsbacher schien aus allen Geleisen zu geraten.

Wie merkwürdig sich die Stellung der bayerischen Herzoge verschoben hatte, zeigt sich nun deutlich in dem beginnenden Kampfe um die deutsche Königskrone. Als sie sich nun entschlossen, abermals treu dem Könige gegen den Habsburger zu kämpfen, fanden die Wittelsbacher sich in diesem Kampfe allein. Wiederum zeigte die staufische Erbschaft sich als ein Verhängnis für Wittelsbach. Das problematische Gebahren Ludwigs II gegen Rudolf von Habsburg trug nun seine erste Frucht. Wohl stand nun Wittelsbach gegen Habsburg, allein die Entscheidung des Kampfes konnte bei so ungleicher Verteilung der Streitkräfte nicht zweifelhaft sein. Schon im voraus erlaubte sich der Habsburger, Verfügungen über wittelsbachisches Gut zu treffen, welches aus der staufischen Erbschaft stammte. In der ersten Februarwoche 1298 traf in Wien eine zahlreiche, bei einem

einzelnen Herzog noch nie erhörte Versammlung von Fürsten ein. Da finden wir den König Andreas von Ungarn mit seiner Gemahlin Agnes, der Tochter Albrechts, und einer Menge ungarischer Prälaten, Edlen und Herrn, den König von Böhmen mit seinem Sohne, seinem Halbbruder, Niklas von Troppau und den Bischöfen seiner Länder, den Herzog Albrecht von Sachsen, die Markgrafen Otto mit dem Pfeil und Hermann von Brandenburg, die schlesischen Herzoge und viele andere. Habsburg und Böhmen erwiesen sich als die Beherrscher des Ostens. Und zu Gunsten Böhmens versprach Albrecht, sobald er zum römischen Könige gewählt sei, dem Könige Wenzel das Land Eger mit Stadt und Schloß, das Pleißnerland mit den Städten und Schlössern Altenburg, Chemnitz und Zwickau, die Burgen Floß und Parkstein und die Stadt Weiden in Bayern um 50 000 Mark zu verpfänden. Erstere hatte auch Adolf dem Könige Wenzel verpfändet, die Burgen Floß und Parkstein aber waren Wittelsbachischer Besitz aus der Erbschaft Konradins. Im Februar 1298 folgte dann der Friedensschluß mit Niederbayern. Mit 2000 Mark Silber wurde Otto abgefunden. Dafür gestattete er dem Herzog Albrecht ungehinderten Durchzug durch sein Land. Und der Habsburger war schon unterwegs. Er zog die Donau herauf über Linz nach Wels, wo er sich neuerdings des Einverständnisses mit Konrad von Salzburg und Emicho von Freising versicherte. Dann rückte er durch Bayern nach Augsburg, wo ihm Herzog Heinrich von Kärnten Mannschaft zuführte. König Adolf eilte von Oppenheim nach Ulm, dem Gegner den Weg zu verlegen. Aber über Landsberg und Memmingen wich Albrecht nach dem Bodensee aus. König Adolf zog nach Breisach und suchte dem Herzog den Weg nach Straßburg zu verlegen. An der Elz standen sich die beiden Fürsten gegenüber. Da traf den Herzog das Mißgeschick, daß ihm sein Oheim, Graf Albrecht von Hohenberg-Heigersloh, von dem Niederbayern Otto erschlagen wurde. Dieser wie der Pfalzgraf Rudolf führten dem Könige sodann ihre Reiterhaufen zu. An der Elz schien es nun zur Entscheidung zu kommen. Aber Albrecht entwischte abermals und erreichte am 10. Mai das befreundete Straßburg.



Rittertracht des 13. Jahrhunderts.
Skulptur im Dom zu Konstanz.

Inzwischen hatte sich Erzbischof Gerhard von Mainz an den König gewendet und ihn aufgefordert, sich zum 15. des Brachmonats in Mainz einzufinden, wo eine Fürstenversammlung, zu der auch Albrecht geladen war, „zur Herstellung des Friedens und Rückberufung der Eintracht" abgehalten werden sollte. Herzog Albrecht schickte nach vierwöchentlichem Aufenthalt von Straßburg eine Proviantflotte den Rhein hinab nach Mainz, zog derselben unbehelligt den Strom entlang nach, während der König sich im Elsaß umhertrieb. Nun erfuhr er den Abzug des Herzogs, eilte ebenfalls rheinabwärts und lagerte sich bei Speier. Die Fürstenversammlung in Mainz beschloß am 23. Juni die Absetzung Adolfs und die Wahl Albrechts von Oesterreich zum deutschen Könige. Und während diesmal die Herzoge von Ober- und Niederbayern, Rudolf und Otto III, gemeinsam zu König Adolf standen, übertrug Rudolfs jüngerer Bruder, der Pfalzgraf Ludwig, der in Wien erzogen worden war, seine Stimme dem Herzoge Albrecht von Sachsen. Außer diesen beiden waren für Albrecht dessen Schwiegersohn Markgraf Hermann von Brandenburg und sein Vetter, Markgraf Otto mit dem Pfeile, die Erzbischöfe Gerhard von Mainz und Wigbold von Köln und König Wenzel II von Böhmen. Es fehlten nur der „wirkliche" Pfalzgraf Rudolf und Erzbischof Bohemund von Trier. „So begann Ludwig der Bayer", der noch unter Vormundschaft stand, „seine politische Rolle: mit der Beteiligung an einer schmählichen Fürstenrevolution, zu Gunsten Oesterreichs und



Pfalzgraf Rudolf I und Herzog Otto von Niederbayern fechten für Kaiser Adolf von Nassau in der Schlacht bei Göllheim 1298.

Nach dem Gemälde von Kölbl.

in feindlichem Widerspruch gegen seinen Bruder", sagt Riezler. Wir erkennen aber, daß in dem jungen Wittelsbacher eine Ader seiner habsburgischen Ahnen (von mütterlicher Seite) schlägt. Er weiß von dem Gespenst der staufisch-wittelsbachischen Politik nichts, die Bayern und Wittelsbach zu Grunde richten mußte, und er beginnt den Kampf keck und fest auf der realen Grundlage des gegebenen Interesses und des eigenen Vorteils.

Von Mainz aus zog Albrecht dem Könige Adolf entgegen. Ohne das Herankommen des städtischen Fußvolkes abzuwarten, stürzte sich dieser am Vormittage des 2. Juli 1298 auf den Feind, der bei der Frauenabtei Rosenthal unweit Göllheim Stellung genommen und sein Lager an den Hasenbühel angelehnt hatte. Ein energisches Reitertreffen entspann sich, in welchem namentlich die bayerischen Ritter auf Adolfs Seite sich hervorthaten. König Adolf fand in der Schlacht seinen Tod.

„Es war ein Sieg der geistlichen Fürsten des Westens und der Laienfürsten des Ostens über den König der freien Herren und Städte. Es fragte sich, nach welcher Seite die Früchte dieser Entscheidung fallen würden, ob nach der des Herzogs oder der der Kurfürsten."

Nicht bei den Reichsfürsten hatten die Wittelsbacher in diesem Kampfe gestanden, sondern bei jenen freien Herrn und Städten. Auch sie schienen mehr auf die Stufe süddeutscher Grafengeschlechter herabgesunken. Die unheilvolle Verquickung der pfälzischen mit den bayerischen Interessen, die Charakterlosigkeit der politischen Stellung dieses einzigen weltlichen Kurfürstentums des Westens, das eben durch seine Verbindung mit Bayern doch immer wieder in den Charakter der östlichen Laienfürstentümer hineindrängte und also von allen möglichen inneren und äußeren Gegensätzen geschüttelt, in seiner Haltung beständig alteriert wurde, machten sich in der verhängnisvollsten Weise bemerkbar. Die Lage der Wittelsbacher als Reichsfürsten war eine überaus schwierige. Aber Albrecht hielt an sich. Er zeigte sich maßvoll im Glück und bot dem Pfalzgrafen Rudolf Versöhnung an. Außerdem mußte er dem eigenen Neffen, Ludwig von Oberbayern, Rechnung tragen. In ihm glaubte er das Mittel zu besitzen, Rudolfs künftiges Verhalten zu lenken. So traf Rudolf am 27. Juni in Frankfurt zu Albrechts zweiter Königswahl ein und begleitete ihn zur Krönung nach Aachen (24. August 1298). Zudem zeigte sich Albrecht den Kurfürsten gegenüber mit Versprechungen nicht karg, und als er im November einen glänzenden Hoftag in Nürnberg abhielt, war seine Anerkennung allgemein.

Nur an einem Punkte fand Albrecht die erwünschte Anerkennung nicht. Papst Bonifaz VIII verweigerte dieselbe. „In diesem Papste sind die alten Prätensionen der Kurie noch einmal mit einer Energie wieder aufgelebt, wie in keinem der Päpste seit Innocenz IV. Bonifaz war kein produktiver Staatsmann, aber ein trefflicher Jurist: er verfaßte das sechste Buch der Dekretalen, in welchem er alle bisher erhobenen Rechtsansprüche und Rechtstitel des päpstlichen Stuhles in ein großes System zusammenfaßte." Und nach dieser Rechtsgrammatik sollte sich nun seiner Meinung zufolge die Weltentwicklung weiter vollziehen. Die Zeit bedurfte aber des Juristen viel weniger, als des Staatsmannes und die Kurie viel mehr der materiellen und realen Mittel, als idealer, überlebter Rechtsdeduktionen. So blieb der Machttraum Bonifaz' VIII für Europa ein Gespenst, über welches man wohl einen Augenblick erschrak, das man aber dann der Hand Philipps IV des Schönen von Frankreich zur Erdrosselung überließ. Hier, bei den Kapetingern war der reale Boden bereitet worden, von dem aus eine neue politische Richtung eingeschlagen werden konnte. Die Welle flutete nun zurück, welche die eroberungslustigen Staufenkaiser nach Frankreich hineingetrieben, und die französischen Prätensionen sind es, mit denen man fortan in Europa zu rechnen hat. Pierre Dubois, der Advokat von Coutances, verkündete diese Ansprüche offen und rückhaltslos und schuf für dieselben in Frankreich eine weitgehende Propaganda. Erhebung des Königtums zur unumschränkten Herrschaft über Staat und Kirche und Frankreichs zur herrschenden Macht in der Christenheit — so heißen diese Ansprüche. Von solchen Anschauungen erfüllt trat Philipp dem Papste entgegen. Es war natürlich, daß Albrecht sofort an die Seite des französischen Königs trat, als Bonifaz VIII auch seinen Wünschen Widerstand entgegensetzte.



Der Tod Adolfs von Nassau durch Ueberfall. Von Alfred Rethel.

Durch dieses Bündnis mit Frankreich aber wurde Albrechts Stellung auch eine freiere gegenüber seinen Wählern, den Kurfürsten. Schon auf dem Nürnberger Reichstage im November 1298 ward der Grund zum Mißtrauen gelegt. Der König forderte von den vier rheinischen Kurfürsten die Aufgabe derjenigen Rheinzölle, welche nach der Zeit Friedrichs II ohne Grund eingeführt oder erhöht worden seien. Ein Jahr später, im Dezember 1299, fand eine Zusammenkunft der beiden Könige zu Vaucouleurs statt. Beide Fürsten kamen überein, die guten Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich durch ein Ehebündnis Rudolfs, eines der Söhne Albrechts, mit Blanka, der Schwester Philipps, dauernd zu befestigen. Philipp aber forderte zuvor, daß Albrecht seinen Sohn zum deutschen Könige wählen und sich selbst zum Kaiser krönen lasse; Rudolf sollte dann mit dem Königreich Arelat ausgestattet werden. Dem aber widersetzte sich der Erzbischof von Mainz von Anfang an, und ihm stimmten die Kurfürsten großenteils bei, da sie ihr Wahlrecht durch Albrecht bedroht glaubten. Nach allen Seiten erwies sich Albrechts königliche Politik als eine mit den selbständigen Interessen der Landesfürsten unvereinbare.



Albrecht I von Oesterreich.
Standbild im Dom zu Speier.

Wie der König von Herzog Rudolf in Bayern Güter zurückforderte, welche diesem teilweise durch die staufische Erbschaft zugefallen waren, — so Schongau, Donauwörth, Lauingen — so verfuhr er auch den andern Fürsten gegenüber. Schon im Oktober 1300 kam es daher zum Zusammenfluß der feindlichen Kräfte. Der erfolglose Zug Albrechts gegen den Grafen Johann von Hennegau, der sich der erledigten Provinzen Holland, Seeland und Friesland bemächtigt hatte, ermutigte zur Koalition. Im Verein mit dem Pfalzgrafen Rudolf schlossen die drei geistlichen Kurfürsten am 14. Oktober 1300 das Heimbacher Bündnis gegen den König. Der Krieg begann schon im Januar 1301 auf drei Schauplätzen, am Rhein, im Nordgau und in Schwaben. Am 1. Januar 1301 ging Pfalzgraf Rudolf über die Donau. Aber Albrecht kannte die Mittel gegen diese Machterhebung der rheinischen Herrn. Am 7. Mai 1301 richtete er an die Bürgermeister aller rheinischen Bischöfe ein Manifest, in welchem er „alle“ rheinischen Zölle für aufgehoben erklärte. Gegen die Fürsten entfesselte er die Kräfte der rheinischen Kommunen und suchte mit diesen Kräften diejenigen des niederen Adels zu vereinigen. Sein Ruf verhallte nicht ungehört.

Im Sommer 1301 brach Albrecht gegen seine Gegner auf. Die Belagerung



Herzog Otto III von Niederbayern, König von Ungarn. 1290—1312.

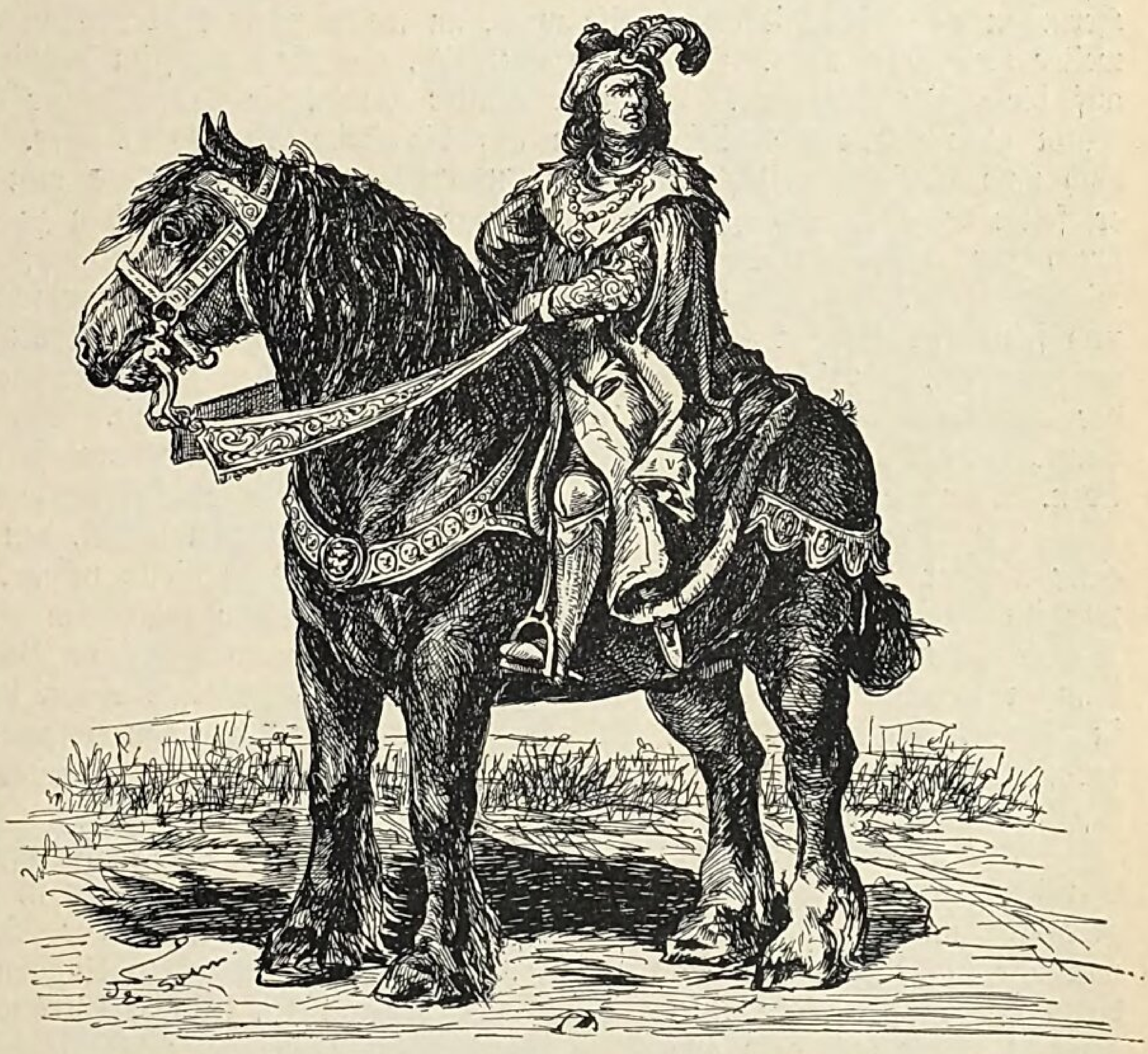
Bingens und sein Fall am 25. September eröffnete dem Könige die Rheinstraße. Der Wittelsbacher Herzog Otto von Niederbayern war an seiner Seite. Ein gemeinsames Interesse für Bayern gab es nicht mehr. Schon am 20. Juli hatte der Pfalzgraf sich vor Bensheim dem Könige unterworfen. Er gab Donauwörth, Neumarkt, Schwabeck, Schongau teils preis, teils erkannte er sie als Reichslehen an. Im März 1302 unterwarf sich der Erzbischof von Mainz. Im Herbst 1302 stand der König vor Köln. Die Bürgerschaft und die niederrheinischen Grafenhäuser waren seine Bundesgenossen. Der Erzbischof unterwarf sich. Die Burg Rolandseck wurde niedergerissen, die Aufhebung der Zölle anerkannt, eine Reihe von Burgen nahm königliche Besatzungen auf. Im November unterwarf sich der Erzbischof von Trier. Albrecht hatte den vollkommensten Sieg.

Und nun nahte auch für Habsburg der Zeitpunkt, an welchem es sich zu entscheiden hatte, entweder die alte Königspolitik wieder aufzunehmen, oder, auf seine Machtstellung im Osten gestützt, wie bisher für diese in erster Linie und ihre Erhaltung und Erweiterung zu sorgen. Albrechts Entscheidung blieb zweideutig, und indem er seine Blicke nach allen Seiten richtete, zersplitterte er seine Kräfte. Als König trieb er die abhandengekommenen Reichsgüter wieder ein, soweit dies möglich, als Habsburger verwickelte er sich in die Verhältnisse des Ostens so tief, daß er fast nur mehr als Hauspolitiker erschien und alle alten Feinde Habsburgs gegen sich in die Schranken rief. „Das Königtum, gestützt auf die Städte und den niederen Adel, war augenscheinlich Herr der deutschen Verhältnisse. Die Vereinigung dieser Elemente mit den feudalen Gewalten in festen Reichsversammlungen zum Zweck der Bewilligung von Steuern und Zöllen hätte in diesem Moment vielleicht gelingen können, wenn Albrecht die Initiative zu einer solchen Neuordnung ergriff.“ Man schreibt ihm auch solch große Pläne zu: er habe gewollt, „das auch die stedte ire boten haben und ire stimmen abgeben solten bey den verhandlungen des reychs;“ ein Blick auf England, wo Eduard die Magna charta 1297 ausdrücklich anerkannte, auf Frankreich, wo Philipp IV im April 1302 zum erstenmal die états généraux berief, hätte auch Albrecht bestimmen können, in dieser Richtung vorzugehen, sollte man meinen, allein diesen konstitutionellen Ideen stand der territoriale Ursprung seiner Macht im Wege, von ihnen war er um so weiter entfernt, als er eben erst die konstitutionellen Gelüste der Kurfürsten energisch zurückgewiesen hatte. Hier war er Habsburger, wie er Habsburger war in seiner Politik gegen Osten. Ehe wir seinen Bahnen hier folgen, einen kurzen Blick auf Bayern!

Nach der Unterwerfung Rudolfs war es natürlich auch mit seiner Alleinherrschaft zu Ende. Wohl sträubte er sich gegen die Entlassung seines Bruders aus der Vormundschaft, wohl bedachte er sich selbst nicht, seine Mutter, welche in diesem Sinne sich für Ludwig verwendet hatte, gefangen zu setzen, sie mit schwerer Anschuldigung zu verleumden und ihren Rat, den Vitztum Konrad von Oettlingen in München enthaupten zu lassen, aber Albrecht trat ihm entgegen und bewirkte die Vollstreckung seines Willens. Seit 1302 war Ludwig der Bayer Mitregent in Pfalz und Bayern.

Der territoriale Charakter der habsburgischen Macht trat deutlich hervor, als am 14. Januar 1301 der König Andreas III von Ungarn starb. Mit ihm erlosch der Mannesstamm der Arpaden, Ungarn verlor seinen nationalen Mittelpunkt. Sofort zerfiel

das bisherige Einverständnis der beiden Schwäger von Oesterreich und Böhmen und die alte Rivalität der beiden Mächte erwachte von neuem. Leiter der damaligen böhmischen Politik war Peter von Aspelt, durch den einst Rudolf von Habsburg die Politik der Przemysliden in eine konstante Bahn gegen Schlesien und Polen zu bringen versucht hatte. Am Hofe Rudolfs emporgekommen, vergaß nun Peter, der mit seiner Baseler Bischofswürde diejenige eines böhmischen Kanzlers und eines Propstes von Wyssehrad vereinigte, vollkommen seiner habsburgischen Schutzpatrone und vertrat mit aller Energie die Interessen der böhmischen Krone. Am 26. August 1301 wählten die Magnaten Ungarns zu Stuhlweißenburg den gleichnamigen Sohn Wenzels II zum Könige. Schon führte die Dynastie der Przemysliden auch die polnische Krone. Kein Wunder, daß bei diesem gewaltigen Machtaufschwunge die Welt aufhorchte. Wie nichts aber ist es bezeichnend für das deutsche Königtum damaliger Zeit, daß sich hier im Osten sowohl wie im Norden die territorialen Gewalten in die flüssig werdenden Verhältnisse der Grenzländer hineinzuschieben versuchten. Auch in Bayern hatten die Ungarn angefragt bei dem Tode ihres Königs. Otto III und Stephan I von Niederbayern waren von mütterlicher Seite Enkel König Belas IV von Ungarn (1235—1270). Zu einem so weit aussehenden Unternehmen aber war in Bayern längst keine Kraft mehr vorhanden. Otto III begnügte sich damit, seine zerrütteten Finanzen durch Vermietung seiner Truppen zu verbessern. Die Wittelsbacher blieben Waffengefährten König Albrechts. Für diesen setzten sie ihre Kräfte ein.



Rudolf I, Herzog von Oberbayern und der Pfalz. 1294—1319.

Auf die Stephanskrone erhob aber auch Karl Robert von Anjou, der Prinz von Neapel, Ansprüche, und hinter ihm stand Papst Bonifaz VIII. Es kam darauf an, den Habsburger für diesen Kandidaten zu gewinnen. „Im April 1303 sprach Bonifaz VIII die Anerkennung Albrechts aus, im Juli desselben Jahres bewilligte dieser die von der Kurie geforderten Zugeständnisse: er erkannte an, daß das Wahlrecht der deutschen Kurfürsten, die Schwertgewalt des deutschen Königs aus päpstlicher Verleihung stamme, daß der letztere zum Gehorsam gegen den Papst verpflichtet sei." Albrecht trat einen Schritt zurück, das „deutsche Königtum" trat als Lückenbüßer ein, wo die Macht des „Habsburgers" nicht ausreichte. Diesem Bunde aber der konservativen Mächte setzte Peter von Aspelt ein französisch-böhmisches Bündnis entgegen. Deutschland sollte die Soldaten

liefern, welche Frankreich und Böhmen gegen Deutschlands König brauchten. Diese unverfrorene realistische Kombination tritt uns hier zum erstenmale in unzweideutigster Weise gegenüber.

Für den deutschen König war es nunmehr die natürliche Aufgabe, seine Oberherrschaft auch über den König von Böhmen wieder zur Geltung zu bringen, wie er sie über die rheinischen Kurfürsten zur Geltung gebracht hatte. Aber schon im September erlag sein Bundesgenosse Bonifaz VIII dem Gewaltstreiche Philipps IV von Frankreich. Die mit diesem verbündeten Colonnas und Wilhelm von Nogaret nahmen den Papst in Anagni gefangen. Einen Monat später starb derselbe zu Rom. Trotzdem schritt Albrecht weiter. Er verlangte von Wenzel nicht nur die Aufgabe der ungarischen Krone, sondern auch die Rückgabe des an Böhmen verpfändeten Landes Meißen gegen Rückzahlung des Pfandgeldes. Damit aber rief er die Feindschaft der brandenburgischen Markgrafen Hermann und Otto mit dem Pfeile wach, an welche Wenzel II Meißen um 50000 Mark weiter verpfändet hatte. Sie traten natürlich, als der Kampf im Frühjahr 1304 begann, auf die Seite Böhmens. Bis zum Winter hielten die Wittelsbacher bei Albrecht aus. Dann aber traten die Niederbayern auf die Seite Wenzels II über. Otto III wollte doch noch König von Ungarn werden, und Wenzel II begünstigte nun diesen Plan, da er selbst keine Hoffnung hegte, die Krone seinem Sohne erhalten zu können. Wieder brach der Krieg im Sommer 1305 aus. Der Entscheidungskampf stand bevor, als Wenzel II plötzlich erkrankte und am 21. Juni 1305 zu Prag verschied. Wenzel III und seine Verbündeten schlossen Frieden mit Albrecht, Peter von Aspelt verließ den böhmischen Hof, der junge Przemyslide schien der deutschen Politik absagen und sich ganz der czechisch-nationalen widmen zu wollen. Es kam nicht dazu. Am 4. August 1306 wurde Wenzel III ermordet. Mit ihm erlosch nun auch der Mannesstamm der Przemysliden. Für die südöstlichen Mächte Deutschlands öffnete sich der ganze Osten.

Die Böhmen riefen den Herzog Heinrich von Kärnten herbei, den Gemahl Annas, einer Tochter Wenzels II, daß er die böhmische Krone in Besitz nehme. Gegen ihn zog nun im August 1306 König Albrecht nach Böhmen. Ihn begleiteten die oberbayerischen Wittelsbacher Rudolf I und Ludwig der Bayer, deren pfälzische Besitzungen sie vollkommen vergessen ließen, daß auch Bayern einiges Interesse daran haben könnte, wer in Böhmen herrsche. Rudolf, Albrechts Sohn, wurde König von Böhmen. Im Dezember schlossen Habsburg und die Wittelsbacher Oberbayerns in Wien ein festes Bündnis, dessen Spitze sich gegen Niederbayern kehrte.

Aus Niederbayern war im September 1305 Herzog Otto nach Ungarn aufgebrochen. Am 11. November zog er in Ofen ein, am 6. Dezember wurde er in Stuhlweißenburg gekrönt, konnte sich aber in der neuen Würde nicht befestigen. Der Woiwode Ladislaus von Siebenbürgen nahm ihn gefangen, und so wurde Platz in Ungarn für den Kandidaten des Papstes, Karl Robert von Anjou, der am 10. Oktober 1307 wieder zum Könige gewählt wurde und bald allgemeine Anerkennung fand. Der Traum des Wittelsbachers war verflogen. Aus Ungarn brachte er den idealen Namen eines „Königs" und die reale Last bedeutend vermehrter Schulden mit nach Hause, und unterwegs in Glogau erhielt Otto das Versprechen der Ehe mit Elisabeth, der Tochter des Herzogs von Schlesien. Die Hochzeit wurde im Mai 1309 in Straubing gefeiert.

Aber die politische Tarantelle in Deutschland war noch lange nicht zu Ende. Während der König alle Aufmerksamkeit auf den Osten richtete, hatte Philipp von Frankreich den päpstlichen Stuhl erobert. Der Erzbischof Bertrand d'Agoust von Bordeaux wurde als Clemens V im Juni 1305 zum Papst erkoren. Er verlegte seinen Sitz von Rom an die Rhone, zunächst nach Lyon, und stellte Philipp seinen Einfluß in Deutschland zur Verfügung. Im November 1306 „verschaffte er dem böhmischen Kanzler Peter von Aspelt, welcher sich aus Böhmen auf sein Baseler Bistum zurückgezogen hatte, das Erzbistum Mainz, schob dann französische Prälaten auf die Bischofstühle von Basel und Konstanz, sowie den Halbfranzosen Balduin von Luxemburg nach Trier, nötigte den Erzbischof von Köln, Heinrich von Virneburg, bei der Erteilung des Palliums zu einem Versprechen der Treue und Hilfe für den König von Frankreich und gab ihm die



Herzog Otto III von Niederbayern wird 1305 zum König von Ungarn gekrönt.
Nach dem Gemälde von Pechmann.



Der Woiwode Ladislaus von Siebenbürgen nimmt Otto III gefangen.

Erlaubnis, die von Albrecht kassierten Rheinzölle wiederherzustellen.“ Philipp zahlte indessen den Fürsten von Luxemburg, Holland, Brabant und Namur, sowie dem Erzbischofe von Köln und den Bischöfen von Lüttich, Metz und Verdun regelmäßige Jahrgelder.

Auch in Thüringen holte sich Albrecht in dieser Zeit nur Niederlagen. Am 31. Mai 1307 wurde sein Feldhauptmann Heinrich von Nortenberg von Diezmann bei Lucka entscheidend geschlagen. Albrecht eilte herbei, als ihn die Kunde traf, daß der neue König von Böhmen, sein Sohn Rudolf, am 4. Juli gestorben sei. Sofort kehrte der König um und zog nach Böhmen. Seine Macht reichte gegen Heinrich von Kärnten, der abermals nach Böhmen gekommen war und Prag besetzt hatte, nicht aus. Er mußte zurück nach Wien. Wieder wuchsen die Schwierigkeiten für den Habsburger ungeheuer. Die Thüringer Friedrich und Diezmann schlossen einen Bund mit Heinrich von Kärnten. Demselben traten Graf Eberhard von Württemgerg und wiederum von Niederbayern Herzog Stephan 1 bei. Albrecht begann im Jahre 1308 umfassende Rüstungen. Er eilte in seine Stammlande, alle verfügbaren Mannschaften aufzubringen. Aber hier in der Nähe seiner Stammburg zu Baden im Aargau traf ihn der meuchlerische Stahl seines Neffen Johann am 1. Mai 1308. Keine Fürstenverschwörung, aber eine Fürstenrevolution führte zu diesem traurigen Ausgang.

„Die leidenschaftliche Rache, welche die Kinder Albrechts über seine Mörder und deren Angehörige verhängten, entspricht der vernichtenden Gewalt, mit welcher die Machtstellung des habsburgischen Hauses durch seinen plötzlichen Tod getroffen wurde.“ Auf mehr als ein Jahrhundert wurde Habsburg aus seiner führenden Stellung hinausgeworfen. Es war die Frage, wer nun an seine Stelle treten sollte.

Wieder fallen unsere Blicke fragend auf Bayern und Wittelsbach. Wird man sich hier zu einem kühnen Entschlusse aufraffen und mit ihm die so notwendige Einigkeit wiederherstellen können, oder soll abermals ein jüngeres, unbekanntes Geschlecht wie einst die Habsburger den Wittelsbachern den Rang ablaufen? Wie hier die sogenannte legitime Berechtigung gewiß wie kaum bei einem andern deutschen Fürstengeschlechte vorhanden war, so in Böhmen immer noch in erster Linie trotz der gewaltigen Erschütterungen der letzten Jahre die materielle Basis zu hervorragender Stellung. Aber im Westen schob sich der französische Einfluß bedenklich vor, und mit diesem Gegengewichte gegen das nationale Leben in den östlichen Reichsteilen mußte bei einer neuen Königswahl gerechnet werden. Es war der kapetingischen Dynastie in den letzten Jahrzehnten geglückt, die deutsche Nation mit langen Fangarmen zu umfassen. In Unteritalien und Ungarn saßen ihre Sprößlinge auf den Thronen. „Es war ihr ferner gelungen, den Widerstand des Papsttums niederzubrechen und dasselbe in das Bereich ihres unmittelbaren Einflusses zu ziehen. Im Süden hatte Karl I von Anjou zwar die Herrschaft über die Insel Sicilien durch den Aufstand von 1282 an Aragon verloren; aber die Vermählung seiner Tochter mit dem Sohne des letzten lateinischen Kaisers in Byzanz, die Geldgeschäfte, durch welche er die Erbansprüche auf dieses Reich an sich kaufte, bekunden deutlich die Richtung, in welcher er sich für diesen Verlust zu entschädigen hoffte."

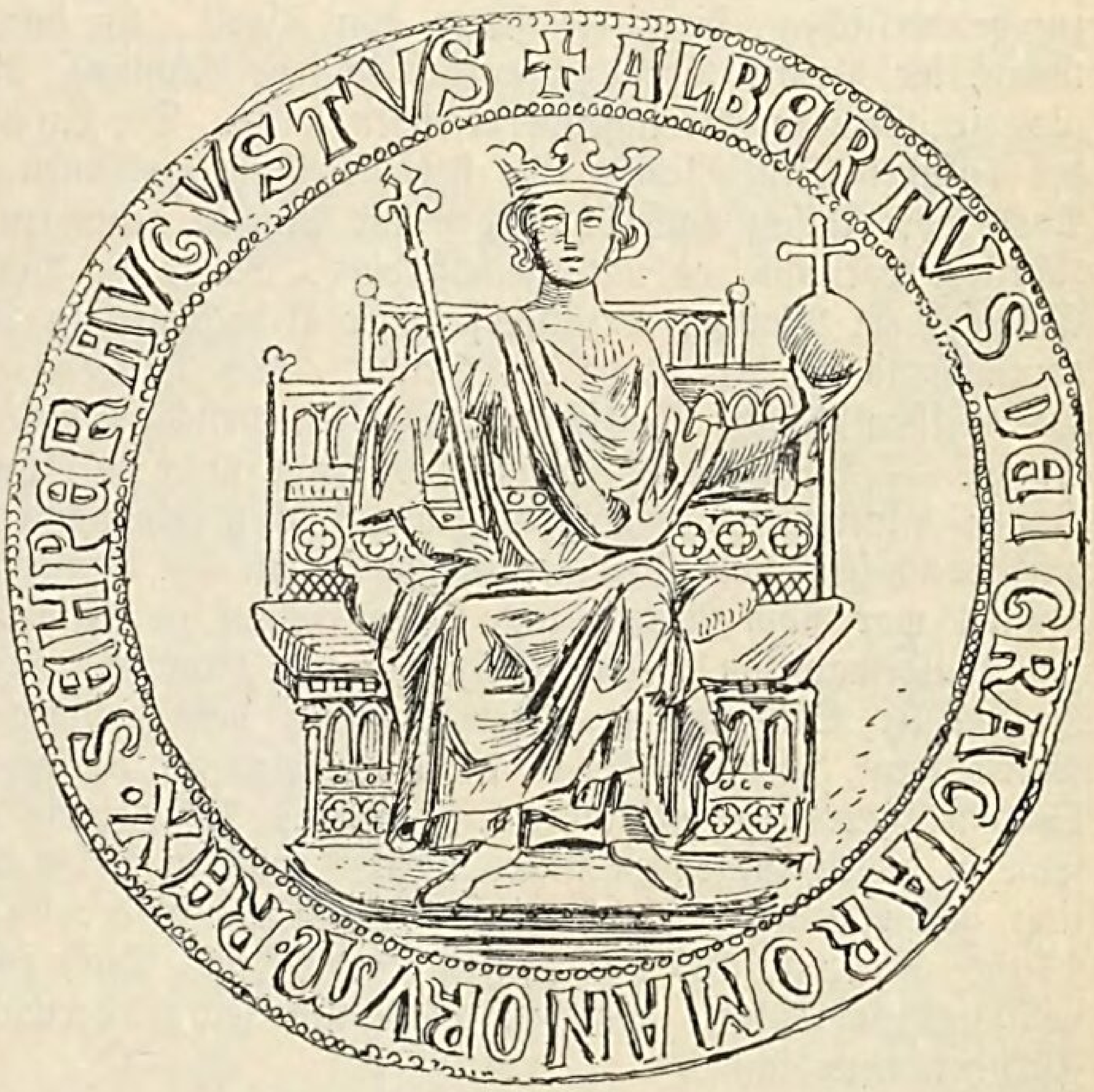


Graf Eberhard der Erlauchte.
Standbild im Chor der Stiftskirche zu Stuttgart.
Gefertigt 1580—90 von Bildhauer Schlör aus Hall.

Nun richtete Philipp der Schöne sein Augenmerk direkt auf Deutschland. Schon am 28. Mai 1308 wandte er sich an Heinrich von Kärnten, den zeitweiligen König von Böhmen, seine Stimme für Karl von Valois, den Bruder Philipps, zu gewinnen. Heinrich wies die Anträge zurück, und natürlich war Philipp fortan sein Gegner. Die unsichere Lage des Kärntners in Böhmen nötigte diesem von selbst Zurückhaltung auf. Allein mit dem Kärntner standen gegen Albrecht in letzter Zeit die Herzoge von Niederbayern und Graf Eberhard von Württemberg im Bunde. Es ist bezeichnend für die moralische Macht der habsburgischen Anschauungen, daß sich im Oktober 1308 die Pfalzgrafen Rudolf I und Ludwig mit den Abgesandten Brandenburgs und Sachsens dahin einigten, die Markgrafen von Brandenburg Waldemar und Otto, die Pfalzgrafen Rudolf und Ludwig, den Grafen Albrecht von Anhalt und den Herzog Friedrich von Oesterreich, den ältesten Sohn Albrechts I als Thronkandidaten anzusehen. Abgesehen von der nationalen Tendenz dieses Bundes im Gegensatz zu den französischen Strebungen, figuriert der neue König von Böhmen nicht nur nicht in dieser Liste, sondern die Verbündeten erklärten ebenso, daß, wer von ihnen auch König würde, sich verpflichten sollte, keine Verbindung mit den Herzögen Otto III und Stephan I von Bayern und dem Grafen Eberhard von Württemberg, den mächtigsten Gegnern der Habsburger in Süddeutschland und den Verbündeten

Heinrichs von Böhmen, einzugehen. Wittelsbach bleibt also geschieden und arbeitet in zwei Lagern gegen sich selbst und zum Vorteil seiner Gegner.

Trat nun auch diese Verabredung, wie sie sich gegen Böhmen richtete, ebenso den Plänen Frankreichs entgegen, von den Kandidaten der weltlichen Kurfürsten sollte keiner den Preis erringen, da die Politik der geistlichen Kurfürsten andere Bahnen ging. Der französisch-römische Einfluß war in diesen Kreisen naturgemäß sehr stark. Das ganze geistige und kommerzielle Leben in den Rheinstädten drängte von selbst über die Schranken der Nationalität ins Große, Universale, Weltbürgerliche hinaus. Die Bewerbungen des Pfalzgrafen Rudolf wurden sowohl in Kärnten zurückgewiesen, wie von dem Erzbischofe Heinrich von Köln, der in französischem Sinne arbeitete. Papst Clemens V hatte in ihm seinen eifrigsten Mitarbeiter, doch wandte sich der Papst auch persönlich an die Kurfürsten, und sein Schreiben an Rudolf vom 19. Juni, in welchem er diesen für Karl von Valois zu gewinnen sucht, ist erhalten.



Siegel Albrechts I.

Vergebene Mühe! Die geistlichen Kurfürsten hatten sich indessen im geheimen auf den Vorschlag Erzbischof Balduins von Trier für einen Kandidaten geeinigt. Dieser Kandidat war Balduins Bruder Heinrch, Graf von Luxemburg. Im Jahre 1196 war die männliche Linie der Luxemburger Grafen erloschen, welche 1101 mit dem Herzogtum Niederlothringen belehnt worden war, sich aber in dem Besitze des Herzogtums nicht zu behaupten vermochte. Des letzten Grafen einzige Tochter Ermensinde erbte Luxemburg, vermählte sich 1214 in zweiter Ehe mit Walram III, dem Herzog von Limburg und Markgrafen von Arlon, und legte so den Grund zu dem limburgisch-luxemburgischen Hause. Graf Heinrich war ein Urenkel Ermensindens in gerader Linie. Mit französisch-päpstlicher Vermittlung war sein Bruder Balduin zum Erzbischof in Trier erhoben worden. Französische Sympathien waren es, welche Heinrichs frühere Thaten hervorriefen. Nun aber trat er doch infolge seiner Kandidatur in einen gewissen Gegensatz zu Frankreich. Mit größter Weitherzigkeit traten die Luxemburger in die Agitation ein. Ungewöhnliche Zugeständnisse mußten dem Kurfürsten von Köln gemacht werden, ihn von Frankreich abzuziehen. Ebenso aber ließ sich Peter von Aspelt seine Stimme teuer bezahlen. Er forderte außer der Wiederherstellung einiger besonders wichtigen Zollstätten und dem Ersatz des von Albrecht dem Mainzer Erzstift zugefügten Schadens nicht nur die Erzkanzlerwürde, sondern auch das Recht, den königlichen Kanzler und das übrige Kanzleipersonal selbständig zu ernennen. Mit diesem Zugeständnisse wurden die Früchte des Sieges Albrechts über die rheinischen Kurfürsten (1302) von dem neuen Kandidaten geopfert.

Also geeinigt schoben die geistlichen Kurfürsten den zwischen sechs Kandidaten schwankenden weltlichen Kurfürsten ihren Kandidaten entgegen. Sie errangen den Sieg. Am 28. Oktober 1308 erfolgte die Wahl Heinrichs VII zu Frankfurt. Am folgenden Tage verkündigte der Wittelsbacher Rudolf, wie bisher üblich, die Verlobung seines Sohnes

Ludwig mit Maria von Luxemburg, der Tochter König Heinrichs VII. Am 6. Januar 1309 empfing Heinrich zu Aachen die Kaiserkrone.

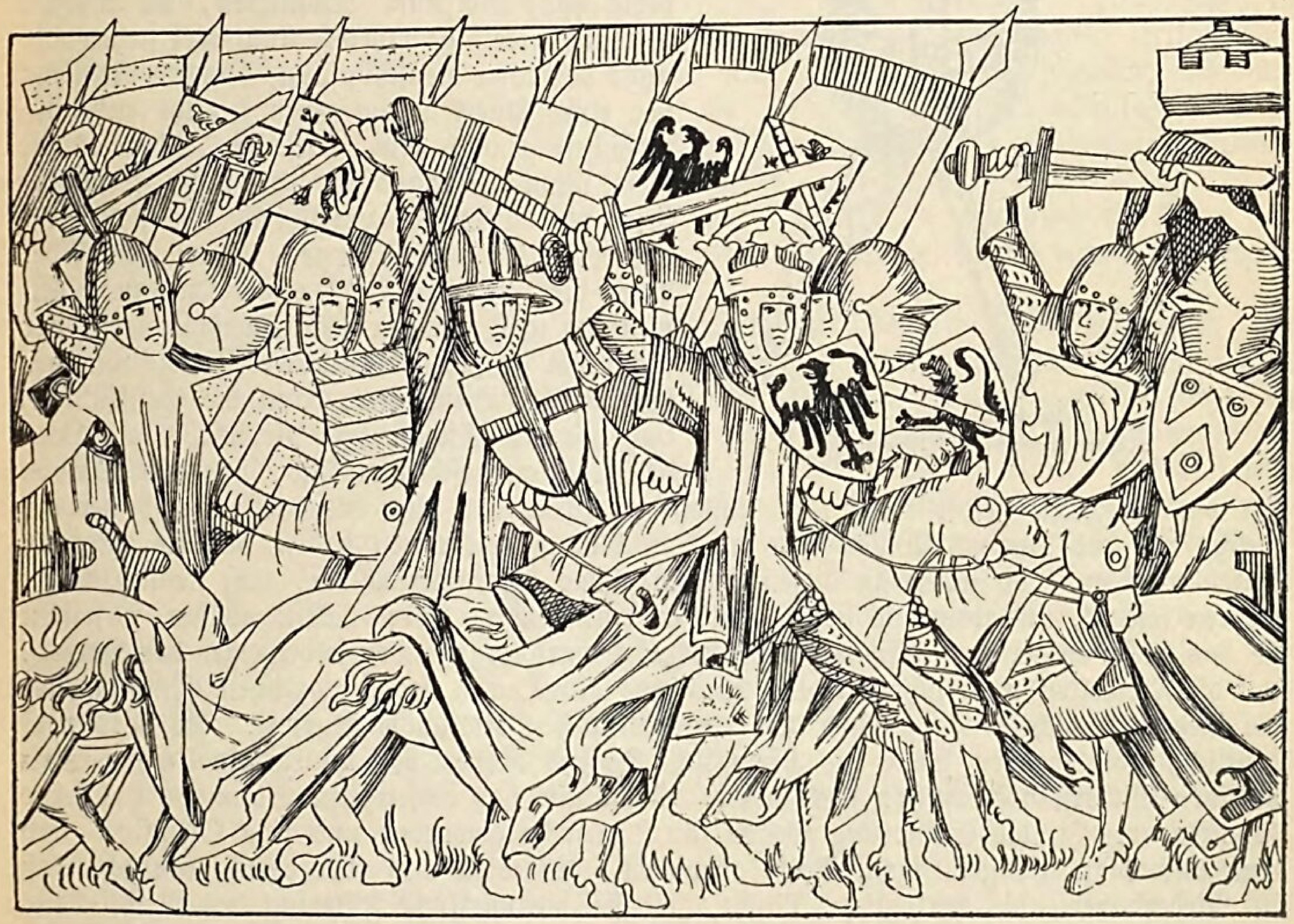
Wir betrachten heutzutage den Sturz der Staufer als den Abschluß einer Epoche unsrer Geschichte. Die Zeitgenossen aber sahen einen solchen nicht oder nicht in der Klarheit, wie wir dies heute thun. Die Kaiseridee wirkte fort. Den geschichtslosen Führern der deutschen Geschichte von Wilhelm von Holland bis auf Albrecht von Oesterreich war diese Idee in ihrer weittragenden Bedeutung natürlich fremd. Als aber mit Albrecht I ein Königssohn die deutsche Krone erlangte, sehen wir ihn den Versuch machen, die territoriale Politik der Habsburger und die alte Königspolitik zu einer Einheit zusammenzuschweißen. Das Reichsgut forderte er wieder ein, er warf mit Hilfe des niederen Adels und der Städte die Macht der rheinischen Kurfürsten nieder und fiel als das Opfer einer Fürstenrevolution. Nun folgte ihm ein Luxemburger Graf, ein Halbromane und Romantiker, dem das Kaisergespenst noch einmal mit seiner ganzen überlebten Phantastik erschien. Während Heinrich VII in edler Begeisterung sich anschickte, seine Lieblingsidee zu verwirklichen, dirigierte Peter von Aspelt, ein durch und durch realistischer Staatsmann, die Politik der Luxemburger in jene Richtung, die sich seit Rudolf von Habsburg als die allein fruchtbringende erwiesen hatte. Die Luxemburger mußten unter den Fürsten des östlichen Deutschlands eine feste Stellung gewinnen. Habsburg war nach Oesterreich, Adolf von Nassau nach Thüringen und Meißen gegangen, Peter von Aspelt, der böhmische Kanzler, versuchte es naturgemäß dort, wo er die Verhältnisse wie kein zweiter kannte. Gelang dem Mainzer Erzbischof dieser Schachzug, so traten die Luxemburger überhaupt dominierend an die Spitze des Reichs. Wer hätte es ihnen wehren sollen? Habsburg? Die meisten Fürsten Deutschlands scheuten zurück vor einer Unterstützung der habsburgischen Macht. — Wittelsbach? Wenn das Glück nicht half und einige wittelsbachische Herzogsnamen unversehens auswischte, waren kaum Aussichten vorhanden für eine konzentrierte wittelsbachische Politik in der nächsten Zeit. — Brandenburg? Sachsen? Ihre Aufmerksamkeit war nach Norden und Osten vollauf in Anspruch genommen. Im Jahre 1308 zog Waldemar von Brandenburg vor die Mauern Danzigs, im Jahre 1309 verlegte der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen den Hauptsitz des deutschen Ordens nach der Marienburg, seit dem Jahre 1311 erscheint der dänische Hof König Erich Mönvedს als Sammelpunkt des westlichen Ostseeadels. Von einem deutschen Reichsoberhaupte wußte man in diesen Gegenden nichts mehr. Auch in Polen kam es zu einer nationalen Reaktion gegen den deutsch-böhmischen Einfluß mit der Erhebung Wladislaw Lokieteks seit 1305. Es war also an der Zeit, wollte das Reich seinen Einfluß hier im Osten nicht vollständig einbüßen, daß das Königtum selbst abermals festen Fuß unter den östlichen Fürstentümern faßte.

Der einzige und vornehmlichste Gegner der Luxemburger auf diesem Wege war Habsburg. Gelang es, die Habsburger aus diesem Handel wegzuhalten, so war die Vertreibung Heinrichs von Kärnten aus Böhmen und Mähren keine allzu schwere Aufgabe. Sie ist die Grundlage der deutschen Politik Heinrichs von Luxemburg und wurde von ihm sogleich nach der Königskrönung ins Auge gefaßt. Peter von Aspelt lenkte des Königs Aufmerksamkeit hierher. Er hatte 1305 das Land verlassen müssen, als nach dem Tode Wenzels II auch hier die czechisch-nationale Partei gegen die bisherige deutsche Politik frondierte. Kein Wunder, daß das Herausarbeiten dieser nationalen Gegensätze für die böhmische Politik des Erzkanzlers nur günstig war.

Am 3. Juni 1309 erteilte Heinrich VII zu Konstanz den Waldstätten das Privilegium der Reichsfreiheit. Es war ein direkter Schachzug gegen Habsburg. Die wiederholt nachgesuchte Belehnung der Habsburger mit Oesterreich verschob Heinrich VII von Termin zu Termin. Erst mußte er ihr Zugeständnis zur Erwerbung Böhmens haben. Im August 1308 hatte Friedrich der Schöne seine Ansprüche auf Böhmen und Mähren an Heinrich von Kärnten verkauft. Am 16. März 1309 kamen die beiden Fürsten in Villach zusammen. Heinrich von Kärnten konnte den Vertragsbedingungen nicht nachkommen, und so erneuerte Friedrich der Schöne seine Ansprüche auf Mähren. In Speier forderte er dann auch vom Könige im August und September 1309 die Belehnung mit

Oesterreich und Mähren. Heinrich VII wies die Forderungen zurück. Es drohte zum Zwiste zwischen beiden zu kommen. Da gelang es der Vermittlung des Pfalzgrafen Rudolf, die streitenden Parteien zu einigen. Nicht belehnt wurde der Habsburger mit Mähren, aber die Markgrafschaft wurde ihm für 50 000 Mark verpfändet. Das Einlösungsrecht blieb dem Könige erhalten. Ein Aufstand der Wiener und des österreichischen Adels gegen Habsburg, ein Einfall der niederbayerischen Herzoge, Otto III und Stephans I in Oesterreich, die Schwierigkeiten in den Waldstätten mochten den Habsburger wohl nachgiebiger stimmen.

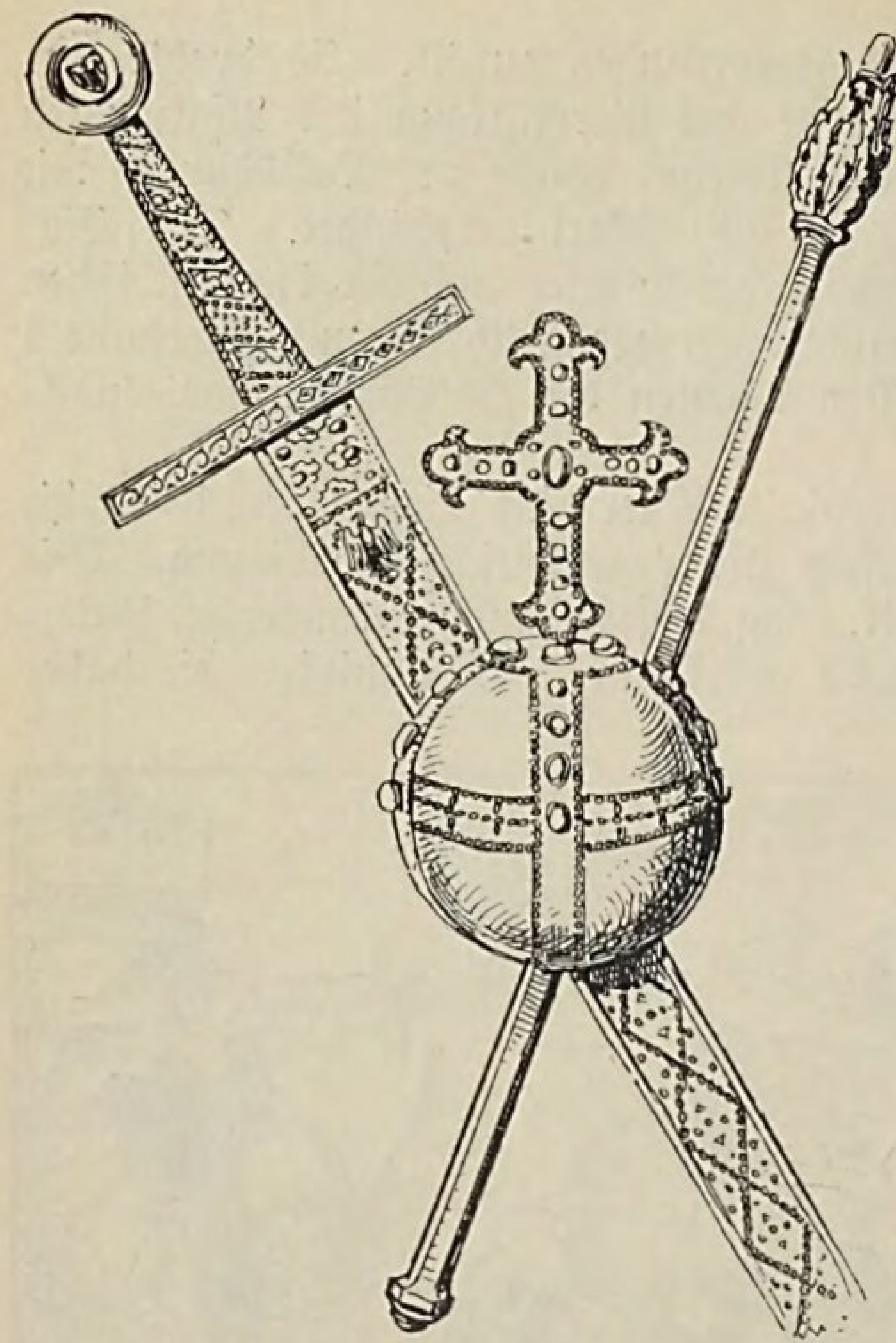
Der niederbayerische Feldzug gegen Oesterreich, welcher seit September 1309 die Landesgrenzen umwogte, hatte keinen weiteren Erfolg als gegenseitige Schädigung. Wie sollte er auch? Das Prinzip persönlicher Gereizheit, mag dieselbe auch einem realen Untergrunde entstammen, wird vom Völkerleben niemals anerkannt. Es liquidiert die daher



Heinrich VII im Kampf. Aus dem Balduineum zu Koblenz.

stammenden Forderungen stets mit einer Abweisung. Am 10. Dezember starb Herzog Stephan I; sein Bruder Otto III und Herzog Ludwig von Oberbayern übernahmen die Vormundschaft für seine unmündigen Knaben Heinrich und Otto und schlossen am 2. Februar 1311 mit Friedrich dem Schönen den Frieden zu Salzburg.

Die ganze unfruchtbare Dynastenpolitik, wie sie die niederbayerischen Wittelsbacher in angestammtem Gegensatze zu Habsburg trieben, sie selbst eine Folge früherer Versäumnisse, brachte dem Lande und Volke keinerlei Nutzen und schädigte die herzogliche Macht insofern gewaltig, als dieselbe sich nunmehr gezwungen sah, das Resultat einer Entwicklung innerhalb des Landes anzuerkennen, zu der sie nicht nur nicht mitgeholfen, sondern die unfehlbar als eine Reaktion gegen die Einseitigkeit der herzoglichen Politik gedeutet werden muß. Schon vordem hatten die Herzoge alle möglichen Versuche gemacht, ihrer beständigen Geldnot zu steuern. Es ging nicht, da sich die Grundlagen des wirtschaftlichen Lebens vollkommen verschoben hatten. Zu einer fürstlichen Hofhaltung, wie



Reichskleinodien.
Scepter, Schwert und Reichsapfel.

man sie aus der Zeit der ungeschwächten Naturalwirtschaft gewohnt war, fehlte es jetzt an Mitteln. Einen empfindlichen Stoß erhielt die herzogliche Kasse durch die erfolglosen Unternehmungen in Ungarn und jetzt wiederum in Oesterreich. Die Notsteuern, welche die Herzoge schon einigemal gefordert hatten, hatten der Bevölkerung ein wirtschaftliches Gesamtinteresse zum Bewußtsein gebracht, und dieses zu vertreten, schickte man sich nunmehr an. Am 15. Juni 1311 gewährte Herzog Otto III von Niederbayern den „Landständen" die „große Handfeste", welche allen denen, die die geforderte hohe Notsteuer bewilligten, die niedere Gerichtsbarkeit gewährte. Auch hier stehen wir nicht vor einer Neuschöpfung, sondern vielmehr vor einer Anerkennung einer bereits zur Gewohnheit gewordenen Thatsache. Aber es ist diese ottonische Handfeste der erste Freiheitsbrief der bayerischen Landstände, die sich selbst wiederum in drei Gruppen teilen: den Adel oder die „Landherrn", erwachsen aus den wenigen noch übrigen Grafengeschlechtern, der nicht viel größeren Anzahl der Freien und der herzoglichen Dienstleute, dann die Geistlichkeit, von der die Bischöfe und Reichsäbte als Landesherrn ausgeschieden sind, und die Städte. In der Handfeste selbst treten die Landherrn schon als eine Eidgenossenschaft hervor, welche mit des Herzogs Willen und auf sein Geheiß geschworen haben, daß sie einander helfen würden, „ob ihnen an diesen Sachen etwas beschränkt würde, daß sie sich dessen wehren sollen", und wenn sie sich deshalb an einen andern Herrn halten wollten, so sollten sie das nicht entgelten. Also das Bündnisrecht ward zugestanden selbst gegen den Herzog, der die Freiheiten nicht achten wollte, und eine alte Quelle des herzoglichen Einkommens, die niedere Gerichtsbarkeit, ward dem augenblicklichen Notstande geopfert. Es wird uns deutlich, von welcher Seite die herzogliche Politik bisher den unüberwindlichsten, weil passiven Widerstand erfuhr: das äußere Wachstum des bayerischen Stammes hat seine Grenzen erreicht, die Erstarrung scheint zur Thatsache geworden und jede Offensive wird von diesem in sich gesättigten Volke abgelehnt. Es wird uns aber ebenso deutlich, daß in Niederbayern die herzogliche Macht, soll sie die wirkliche Führung des Volkslebens wieder gewinnen, eine Neuschöpfung vorzunehmen hat, welche mit den äußersten Schwierigkeiten verknüpft ist. So lange dem bayerischen Volksleben dieser rein lokale Charakter anhaftet, ist für eine über das bayerische Territorium hinausgreifende, Deutschland befruchtende Politik kein Boden vorhanden. Alle Versuche, welche von einer andern Grundlage ausgehen, müssen zuletzt scheitern.

Am 9. September 1312 starb zu Landshut Herzog Otto III. Für seinen einzigen Sohn Heinrich XV übernahm Ludwig von Oberbayern, wie schon vordem für die Söhne Stephans I, Heinrich XIV und Otto IV, die Vormundschaft. Niederbayern schwur dem oberbayerischen Herzoge Gehorsam, wie es Otto III namentlich den Bürgern von Landshut und Straubing anempfohlen hatte. Zunächst hatte diese Thatsache einer zeitweiligen Vereinigung größerer bayerischen Volksteile zur Folge, daß sie der Politik Ludwigs eine größere Beweglichkeit ermöglichte.

Indessen war aber auch in Oberbayern eine tiefgreifende Veränderung vor sich gegangen. Herzog Rudolf hatte, wie wir hörten, seinen Sohn der Tochter Heinrichs VII verlobt. Pfälzische Burgen waren der Braut als Wittum verschrieben worden. Diese

und andere Verfügungen reizten den Bruder, der, ein Enkel Rudolfs von Habsburg, sich als einen nicht ungelehrigen Schüler der habsburgisch-realistischen Politik erwies. Ludwig drang auf Teilung, und dieselbe erfolgte am 1. Oktober 1310. Rudolf erloste sich München und den südöstlichen Teil Oberbayerns, Ludwig Ingolstadt und den nordwestlichen Teil. Das Vitztumamt Lengenfeld wurde geteilt, nicht geteilt aber wurden die Pfalz, die Rechte in der Stadt Regensburg, in den Grafschaften Hirschberg und Leuchtenberg und in den Reichsgütern.

Im Oktober 1310 überschritt ein deutsches Heer die böhmische Grenze, um König Heinrichs Sohn Johann anstatt Heinrichs von Kärnten zum Könige zu erheben. Neben Peter von Aspelt finden wir im Gefolge des Prinzen den Pfalzgrafen Rudolf, den Burggrafen Friedrich von Nürnberg, die Grafen Berthold von Henneberg, Albrecht von Hohenlohe und andere. Aber Herzog Rudolf hatte sich nur zögernd entschlossen, zu kommen, und als nun der Winter mit aller Strenge einsetzte und die ersten Unternehmungen des Heeres vor Kuttenberg und Kolin fehlschlugen, riet er zur Heimkehr. „Und wenn es Speere, Lanzen und Steine vom Himmel fegt statt Schnee und Regen," erklärte der Mainzer Erzbischof, würde er nicht weichen. Die Entscheidung fiel schneller, als man geahnt. Am 3. Dezember bemächtigten sich die Deutschen eines Stadtthores in Prag und drangen in die Stadt ein. Des Kärntners Gemahlin bat den Pfalzgrafen Rudolf, ihren Verwandten, ihr sicheres Geleit zu verschaffen. Der Herzog lehnte es ab, da er die Ungnade Johanns fürchtete. Am 9. Dezember verließ der Kärntner die Burg und Böhmen, am 10. setzte sich Johann in den Besitz des Schlosses und damit der Stadt. Ihre Einnahme entschied das Schicksal Böhmens.

Gleichzeitig hatte sich König Heinrich zum Zuge über die Alpen angeschickt. Er überschritt den Mont Cenis und gelangte über Susa am 31. Oktober 1310 nach Turin. In Asti huldigten ihm die Abgesandten der Städte Mantua, Modena und Verona, auch Genua bot ihm Freundschaftsgruß. Am 23. Dezember empfingen ihn die Mailänder vor den Thoren und geleiteten ihn in die festlich geschmückte Stadt. Matteo Visconti und Guido della Torre, die Häupter der feindlichen Parteien der Gibellinen und Welfen, versöhnten sich im Angesichte des Volkes, und Guido räumte dem Könige den Gemeindepalast ein. Am 6. Januar 1311 krönten ihn der Erzbischof von Mailand und der Bischof von Vercelli mit der lombardischen Krone. Alle lombardischen Städte, mit Ausnahme von Genua und Venedig, nahmen durch Abgesandte an der Krönungsfeier teil und huldigten dem Könige. — Dem Kaisertraume folgte das Erwachen. Die ersten Forderungen und Einrichtungen des Luxemburgers erregten die Unzufriedenheit der Städte. Auf Kosten der Städte sollte Graf Amadeus von Savoien als Reichsverweser mit einem Heere von 1500 Geharnischten erhalten werden, auf Kosten der Städte sollten die Einflußreichsten aus den Gibellinen und Welfen einer jeden Stadt dem Könige das Geleit nach Rom geben; dazu wurden Vikariate und Generalvikariate der Staufenzeit wiederhergestellt. Von Mailand verlangte Guido della Torre für den König eine Kronsteuer von 100 000 Gulden — da brach der Aufstand aus. Die Deutschen blieben Sieger und die Anhänger Guidos verließen geächtet die Stadt. Cremona büßte den Aufstand mit dem Verlust seiner Thore und Mauern und einer Strafsumme von 60 000 Gulden. Dann zog der König vor Brescia, das sich ebenfalls dem Aufruhr angeschlossen. Vom Mai bis zum September 1311 wurde die Stadt belagert. Sie hielt sich, und den König trafen harte Verluste. Endlich am 18. September 1311 hielt er seinen Einzug. Die Stadt verlor die Grafschaft, mußte 70 000 Goldgulden bezahlen, ihre Mauern und Türme abtragen und die Gräben ausfüllen.

Ende 1311 fand Heinrich VII in Genua Aufnahme. Hier stieß Herzog Rudolf von Bayern zu ihm und schiffte sich mit nach Pisa ein. Diese Stadt bot dem Könige ihre Mittel an, und so konnte Heinrich VII schon gegen Ende April 1312 seinen Zug nach Rom fortsetzen. Hier hatte König Robert von Neapel die Partei der Orsini verstärkt. Dieselben hatten Trastevere, sämtliche Brücken und das eigentliche Rom bis zum Kapitol in ihrer Gewalt. Die Colonnas standen auf Heinrichs Seite. Eine Anzahl blutiger Gefechte entspann sich im Monat Mai in der ewigen Stadt. Am 25. des Monats

fiel das Kapitol in die Hände der Deutschen, einen Monat später, am 29. Juni, empfing Heinrich aus den Händen dreier päpstlichen Legaten im Lateran die Kaiserkrone. Hierauf kehrten die meisten deutschen Kontingente, auch das bayerische unter Rudolf, nach der Heimat zurück. Der Kaiser aber lebte in großen Plänen. Robert von Neapel und Florenz, die Hauptstadt der toskanischen Welfen, sollten sich seiner Herrschaft beugen. Am 12. September 1312 erklärte er den König von Neapel zum Reichsrebellen und eröffnete mit vollkommen unzulänglichen Mitteln den Kampf gegen Florenz. Im Frühjahr 1313 begann er von Pisa aus einen Feldzug gegen Neapel zu rüsten. Friedrich von Sicilien trat in ein Bündnis mit ihm gegen Robert. Aber Klemens V erklärte sich auf Antreiben Englands und Frankreichs gegen das Unternehmen. Eine kaiserliche Gesandtschaft ging nach Avignon, den Papst zu belehren. Am 8. August 1313 brach der Kaiser von Pisa gegen Neapel auf. Die pisanischen und genuesischen Schiffe vereinigten sich mit der sicilischen Flotte bei der Insel Ponza. In diesem Moment ist Kaiser Heinrich VII in Buonconvento bei Siena am 24. August 1313 plötzlich gestorben. Das Unternehmen gegen Neapel löste sich auf. Des Kaisers Leiche fand in Pisa ihre Ruhestätte.

Der ideale Kaisertraum des Luxemburgers war verflogen, während es dem westdeutschen Grafengeschlechte wohl gelungen war, unter der realistischen Leitung Peters von Aspelt, Böhmen zu gewinnen. „Aber man darf doch nicht übersehen, daß der Römerzug Heinrichs in einer andern Beziehung von bleibender Bedeutung geworden ist: er hat einen großen Teil des niederen deutschen Adels aufs neue mit den Schauplätzen seiner früheren Siege in Berührung gebracht und in den gewinnreichen Soldbienst der italienischen Städte hineingezogen: der deutsche schwergerüstete Reisige behauptete sich seit dieser Zeit in den Soldheeren der italienischen Republiken."

Die Versuche eines Albrecht I und Heinrich VII zur Erneuerung der alten Kaiserpolitik waren endgültig gescheitert. In dieser Welt selbständiger städtischer und fürstlicher Gewalten hatte das Kaisertum keinen Boden mehr. Die Auflösung der deutschen Verfassung schritt über die Zeit der Habsburger, Nassauer, Luxemburger hinaus, und weil sie dies that, gelang es eben diesen Herrschergeschlechtern, ihre territoriale Macht zu begründen. „Das Königtum tastete noch einmal nach seinen alten Grundlagen, aber die allgemeinen Verhältnisse, für welche dieselben berechnet gewesen waren, hatten sich total verschoben."

Aus Italien hatte sich Heinrich VII Ende 1312 nach Deutschland um Hilfe gewendet. König Johann von Böhmen, der im Februar 1311 in Prag gekrönt worden war, berief einen Reichstag nach Nürnberg zum 6. Januar 1313. Zwei Heeresabteilungen sollten unter der Führung Peters von Mainz und König Johanns nach Italien ziehen. Und wie man beschlossen hatte, so geschah es im August. In Biberach aber erreichte den Böhmenkönig die Kunde von dem Tode seines Vaters. Sofort kehrte Johann um. Auch Peter kehrte auf die Nachricht hin zurück. Er empfand den Tod des Kaisers als persönlichen Verlust, und mit banger Sorge bestrichen seine Blicke die nächste Zukunft.

Nach seiner Rückkehr aus Italien hatte Pfalzgraf Rudolf am 22. November 1312 ein Bündnis mit dem Erzbischof Heinrich von Köln geschlossen. Nicht nur die Sorge Rudolfs wegen der Haltung seines Bruders Ludwig gab Veranlassung hierzu, sondern auch das Verhältnis der beiden Verbündeten zu den Luxemburgern. Kaiser Heinrich zürnte dem Wittelsbacher wegen seiner eiligen Heimkehr. Zu dem brüderlichen Zwiste, der durch die Teilung von 1310 keineswegs beigelegt worden war, kam nun nach dem Tode Herzog Ottos III von Niederbayern die Vormundschaft Ludwigs über die niederbayerischen Prinzen als neuer Anlaß hinzu, der den Zwist zu heller Fehde entfachte. Schon zu Ende des Jahres 1312 hatte Ludwig bei den Habsburgern einen Rückhalt zu gewinnen gesucht und seine Mündel beschworen das Bündnis mit den Herzogen von Oesterreich zu Linz. Doch nicht lange, so erkannte auch Ludwig, daß ein habsburgisches Bündnis für Wittelsbach einstweilen das am wenigsten empfehlenswerte sei. Wie einst der österreichische und steierische Adel sich an die Wittelsbacher gehalten hatte, so wandte sich nun der niederbayerische Adel den Habsburgern zu, deren Einfluß man in Bayern

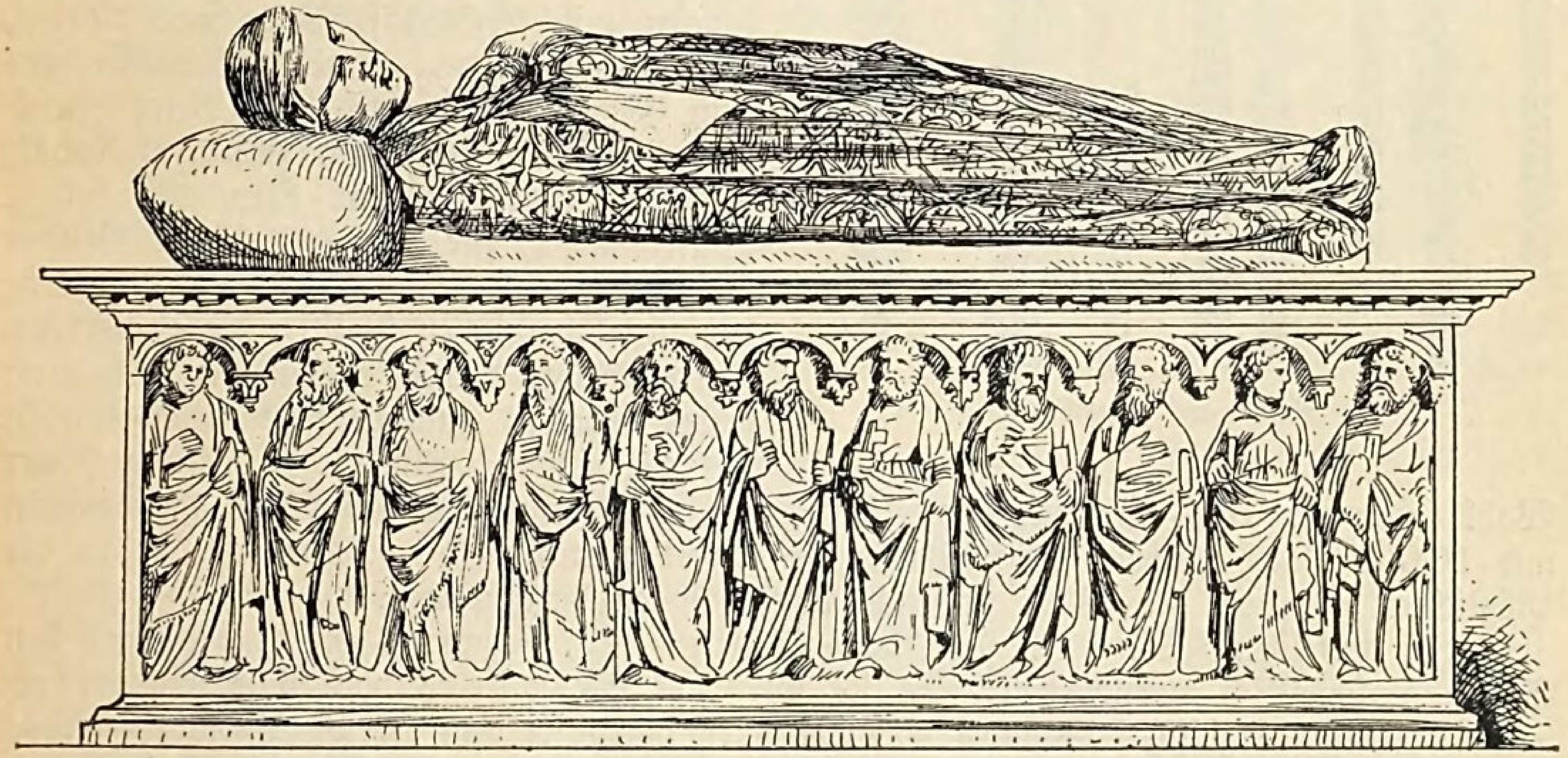


Herzog Ludwigs Sieg bei Gammelsdorf über die Oesterreicher und Niederbayern am 9. November 1313.

Nach dem Gemälde von Deckelmann.

bald sehr empfand. Da wandten sich die Städte um Schutz an Herzog Rudolf und schlossen am 15. Mai 1313 ein Bündnis mit ihm, „um nicht zu verderben, sondern ihrer rechten Herrschaft, den minderjährigen Herzogen sich zu bewahren.“ Das war eine energische Wendung, welche die Städte, an ihrer Spitze Landshut und Straubing, hier vollzogen, eine Wendung so deutlich, daß sie ihre Wirkung auf Ludwig unmöglich verfehlen konnte. Er wandte sich von Habsburg ab und schloß am 21. Juni 1313 Frieden mit seinem älteren Bruder. Die Landesteilung wurde rückgängig gemacht und eine gemeinschaftliche Regierung beschlossen. Rudolf behielt die Kurwürde, welche im Falle seines früheren Ablebens auf Ludwig, nach dessen Tode auf den ältesten ihrer Söhne übergehen sollte.

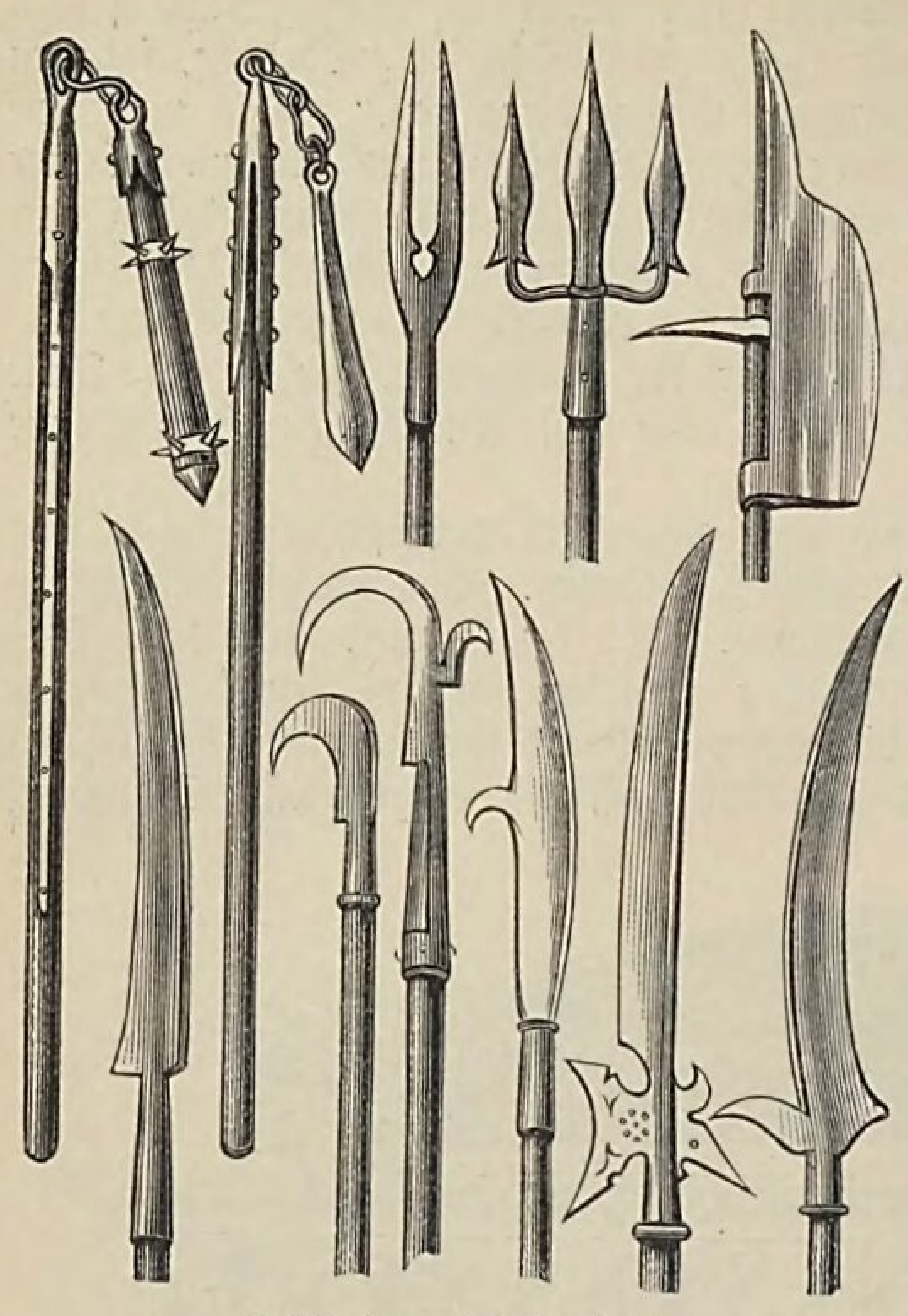
Diesem Friedensschlusse der Brüder traten aber sofort die Herzoginnen Agnes und Juta, die Witwen der Herzoge Otto III und Stephan I entgegen. Von der oberbayerischen Konsolidation fürchteten sie für das Erbe ihrer Söhne. Mit den Frauen stand der größte Teil des niederbayerischen Adels. Die Herzoginnen wandten sich an den Habsburger Friedrich den Schönen und übertrugen ihm die Vormundschaft für die niederbayerischen Prinzen. Eine Zusammenkunft Ludwigs mit Friedrich ließ die eingetretene Spannung



Grabmal Heinrichs VII im Campo Santa zu Pisa.

zwischen beiden offenkundig werden. Von beiden Seiten rüstete man. Eine österreichisch-steierische Streitschar rückte zu Anfang November gegen Niederbayern heran, während im Westen die Herzoge Friedrich und Leopold selbst ein schwäbisches Heer sammelten. Aber Ludwig kam ihnen zuvor. Bei Aichach sammelte er seine Scharen, führte sie nach Moosburg und von dort gegen den östlichen Feind, der bei Gammelsdorf sein Lager aufgeschlagen hatte. Am Nachmittag des 9. November 1313 kam es zur Schlacht, und ein vollständiger Sieg lohnte Ludwigs rührige und umsichtige Leitung. Mit einem Schlage ward Ludwig der Bayer ein gefeierter Kriegsheld. Er hatte sich weit umher einen Namen erworben, der guten Klang hatte; ein Wittelsbacher trat wieder einmal mit einer positiven That aus dem Zwielicht heraus und lenkte die Blicke auf sich. Das war der erste und schönste Preis, den sich der Sieger bei Gammelsdorf erfochten, und dieser Ruhm hätte ihm heilig sein müssen fürs Lebens, das ihn nun weiterdrängte auf der ahnungslos betretenen Bahn.

Der Tod Heinrichs VII hatte die Frage der Königswahl plötzlich in den Vordergrund geschoben. Der Luxemburger war im Gegensatz zu Habsburg gewählt worden. Dieser Gegensatz dauerte natürlich fort, als in der kurzen Spanne Zeit, da Heinrich VII regierte, die Luxemburger sich endgültig in Böhmen festzusetzen vermochten und so gewaltig an Macht gewannen. Johann von Böhmen betrachtete sich trotz seiner Jugend auch im


Hellebarden und Kriegsflegel.

Reiche als Erben des Vaters und bewarb sich bei den Kurfürsten um die deutsche Krone. Luxemburg oder Habsburg — so lautete die Frage. Und die Meinungen waren sehr geteilt. Ein starker Luxemburger war für die Fürsten ein ebenso unbequemer Herr, wie ein starker Habsburger, und um so fester sich der Mainzer und Trierer Erzbischof für Johann von Böhmen entschieden, um so entschiedener lehnte der Kölner Erzbischof, der schon für Heinrich VII nur mit schwerer Not gewonnen worden war, diesen Kandidaten ab und warb für Oesterreich.

Aber auch diesmal blieben die Wittelsbacher nicht ruhige Zuschauer. Schon im Dezember 1313 hören wir von Unterhandlungen mit Erzbischof Peter von Mainz, welche die Erhebung „eines" Wittelsbachers zum Gegenstand hatten. In dieser Zweideutigkeit aber, deren sich Pfalzgraf Rudolf bediente, indem er für einen der beiden Wittelsbacher, für sich oder seinen Bruder Ludwig warb, erkennen wir die Impotenz der wittelsbachischen Politik, die er vertrat. Denn ehrlich dachte er an die Erhebung seines Bruders zum deutschen Könige nicht im entferntesten. Für die Förderung seiner Wahl (oder der seines Bruders?) versprach er dem Mainzer Weinheim und Reichenstein und 10 000 Mark Silber. Doch Peter von Aspelt hielt zurück. Noch mochte er an die Möglichkeit glauben, die Wahl Johanns von Böhmen durchzusetzen.

In derselben Zeit, da Rudolf diese Schritte that, begannen die Habsburger den Schlag diplomatisch auszuwetzen, den sie auf dem Schlachtfelde von Gammelsdorf erhalten. Durch Erzbischof Wichard von Salzburg boten sie dem Herzog Ludwig Frieden an. Mit Böhmen, Kärnten, Görz, Salzburg und Ungarn schlossen die Habsburger Friedensbündnisse. Herzog Rudolf von Sachsen bot seine Stimme Friedrich dem Schönen an, ebenso erhielt derselbe die Zusage des Erzbischofs von Köln, der dann wieder in weiteren Kreisen für ihn warb. Die lästige bayerische Angelegenheit mußte beseitigt werden. Und so ward denn am 17. April 1314 zu Salzburg nach dem Schiedsspruche des Erzbischofs Wichard, des Bischofs Nikolaus von Regensburg und des Herzogs Heinrich von Kärnten der Friede mit den bayerischen Herzogen beurkundet. Dieselben behielten die niederbayerische Vormundschaft, Ludwig aber mußte seine Gefangenen ohne Lösegeld freigeben. Er that es, da, wie berichtet wird, die Versöhnung eine vollständige war.

Wenn Ludwig bisher selbst an eine Bewerbung um die Königskrone gedacht hatte, mit diesem Frieden mußte der Gedanke daran zurücktreten. Und er soll auch den Habsburger in Salzburg selbst zur Bewerbung ermuntert haben, da seine eigenen Mittel zu einer solchen Bewerbung nicht ausreichend seien. Schon am 28. April verpflichtete sich dann der Pfalzgraf Rudolf, mit welchem Friedrichs Bruder Leopold in Speier persönlich verhandelte, seine Wahlstimme für Friedrich abzugeben. Auch einer der brandenburgischen Fürsten, Markgraf Heinrich von Landsberg, gab dasselbe Versprechen, und am 12. Mai verpflichteten sich Pfalzgraf Rudolf und der Kölner Erzbischof, Heinrich von Virneburg, den Böhmenkönig nicht zu wählen, da seiner Jugend wegen die Wahl desselben umgestoßen werden könnte. Der Kölner war durch glänzende Versprechungen schon für Habsburg gewonnen.

Wir fragen, was die Wittelsbacher zu dieser schnellen Entscheidung zu Gunsten Oesterreichs treiben konnte? Es war offenbar nur die gegenseitige Besorgnis der Brüder, daß einer dem andern bei dem künftigen Könige, der allem Anscheine nach ein Habsburger war, den Rang ablaufen würde. Also auch hier die gegenseitige Eifersucht, die nun schon als halbhundertjährige Erbschaft der wittelsbachischen Politik jeden festen Grund, jede Energie geraubt hatte und immer wieder raubte. Und doch schlug das Glück zu Gunsten Wittelsbachs um.

In den ersten Tagen des Juni 1314 traten die Kurfürsten unter dem Vorsitze Peters von Aspelt in Rense zusammen. Habsburg und Luxemburg standen einander gegenüber. Man kam zu keiner Einigung. Peter brach die Verhandlungen ab und setzte den definitiven Wahltag zum 19. Oktober fest. Die luxemburgische Partei und namentlich Erzbischof Peter war nicht gesonnen, die Waffen zu strecken. Am Rhein brach die Fehde der Luxemburger gegen Köln offen aus. Aber während die Habsburger sich in ihren Kreisen befestigten, gewannen die Luxemburger keinen Zuwachs mehr. Ihr Kandidat zog nicht. Da sandten die Erzbischöfe Peter von Mainz und Balduin von Trier an Herzog Ludwig die Aufforderung, als Thronkandidat in die Schranken zu treten. Wenn es einen Gegenkandidaten gegen den Habsburger galt, so konnte es außer Johann von Böhmen nur mehr der glückliche Sieger von Gammelsdorf sein. Diese Einsicht bestimmte die luxemburgische Partei für Ludwig den Bayer. Graf Berthold von Henneberg leitete im August die Unterhandlungen in Amberg ein.

Mehr als sein Bruder war Herzog Ludwig bisher Zuschauer bei dem Gange der Ereignisse geblieben. Wenn er einen falschen Schritt gethan, war es nur der, sich allzueilig zum Frieden mit Oesterreich entschlossen zu haben. Die Ereignisse drängten sich nun an ihn heran, und entschlossen griff er zu. Wollte er zum Ziele gelangen, das ihm nun mit einem Male gesteckt war, so durfte er sich um die brüderliche Gereiztheit nicht länger kümmern. Die Sache der Wittelsbacher ruhte seit dieser Berufung nicht mehr in der Hand der Brüder, sondern in seiner Hand allein. Und daß er sich dessen bewußt war, zeigte seine Rücksichtslosigkeit, mit welcher er nunmehr vorging.

Im September 1314 begab sich Ludwig an den Rhein. Daß er bei einer Zusammenkunft in Lorch dem Mainzer Erzbischofe die Versprechungen erneuerte, welche schon im Dezember 1313 Herzog Rudolf für die Mainzer Stimme gegeben hatte, ist nicht auffällig. Er versprach dem Erzbischofe die Stadt Weinheim, einige Dörfer und die Burg Reichenstein abzutreten und ihm 10 000 Mark Silber zu zahlen. War Rudolfs Anerbieten ehrlich gewesen, hatte er wirklich an eine Erhebung seines Bruders gedacht, so stand jetzt nichts im Wege, für Ludwig einzutreten, denn dieses ältere Versprechen hob die späteren Verpflichtungen gegen Oesterreich auf. Und Ludwig glaubte noch am 19. September, daß die Wahl ihn und den Bruder einig finden werde. Er handelte also am 12. September, da er obige Versprechungen gab, im guten Glauben. Daß er sich in der brüderlichen Liebe täuschte, ist nicht seine Schuld. Aus den weiteren Versprechen aber, welche er Peter von Mainz gab, geht die Rücksichtslosigkeit hervor, mit der Ludwig die gebotene Königskrone festzuhalten trachtete. Ob aus derselben der schönste Edelstein, der Stein der königlichen Freiheit und Selbstbestimmung, herausgebrochen war, kümmerte den Wittelsbacher jetzt nur wenig, auch in dem trümmerhaften Zustand erschien ihm der goldene Reif als eine begehrenswerte Beute. Nicht der nominelle Erbe der Staufer, ein macht- und namenloser Graf vielmehr, der aus der grauen Flut des adeligen Proletariats plötzlich auftaucht, so erscheint uns der Wittelsbacher in diesem Augenblick, da er nicht anstand, die Königsgewalt in den Dienst der mainzischen Interessen zu stellen. Den Zoll zu Lahnstein, den Besitz von Seligenstadt und der Grafschaft Bachgau, die Zolleinnahme zu Ehrenfels versprach Ludwig dem Mainzer „zur Abzahlung mehrerer Geldsummen, welche Albrecht I und Heinrich VII ihm schuldig geblieben waren, sowie der Unkosten, welche Peter aus dem 1313 beabsichtigten Zuge nach Italien und durch seine Reise nach Böhmen erwachsen waren.“ Hilfe verhieß Ludwig dem Mainzer gegen den Grafen Rudolf von Montfort, der einmal von Peter 8000 Mark Silber erpreßt hatte, sodann die Zurückgabe der Burg Erbach an Eberhard von Brauberg, der dieselbe im Dienste

von Mainz verloren hatte. Ferner verpflichtete sich Ludwig, den Landgrafen Otto von Hessen nicht mit den Lehen seines verstorbenen Bruders Johann zu belehnen, sondern dieselben dem Mainzer zuzuwenden. Auch sollte Ludwig dem Mainzer die thüringischen Lehen, so die Stadt Gotha, wieder eintreiben. Das letzte aber bedeutete die Erneuerung des Konfliktes der deutschen Krone mit Friedrich dem Freidigen, der einst die Regierungszeit König Adolfs erfüllt hatte.

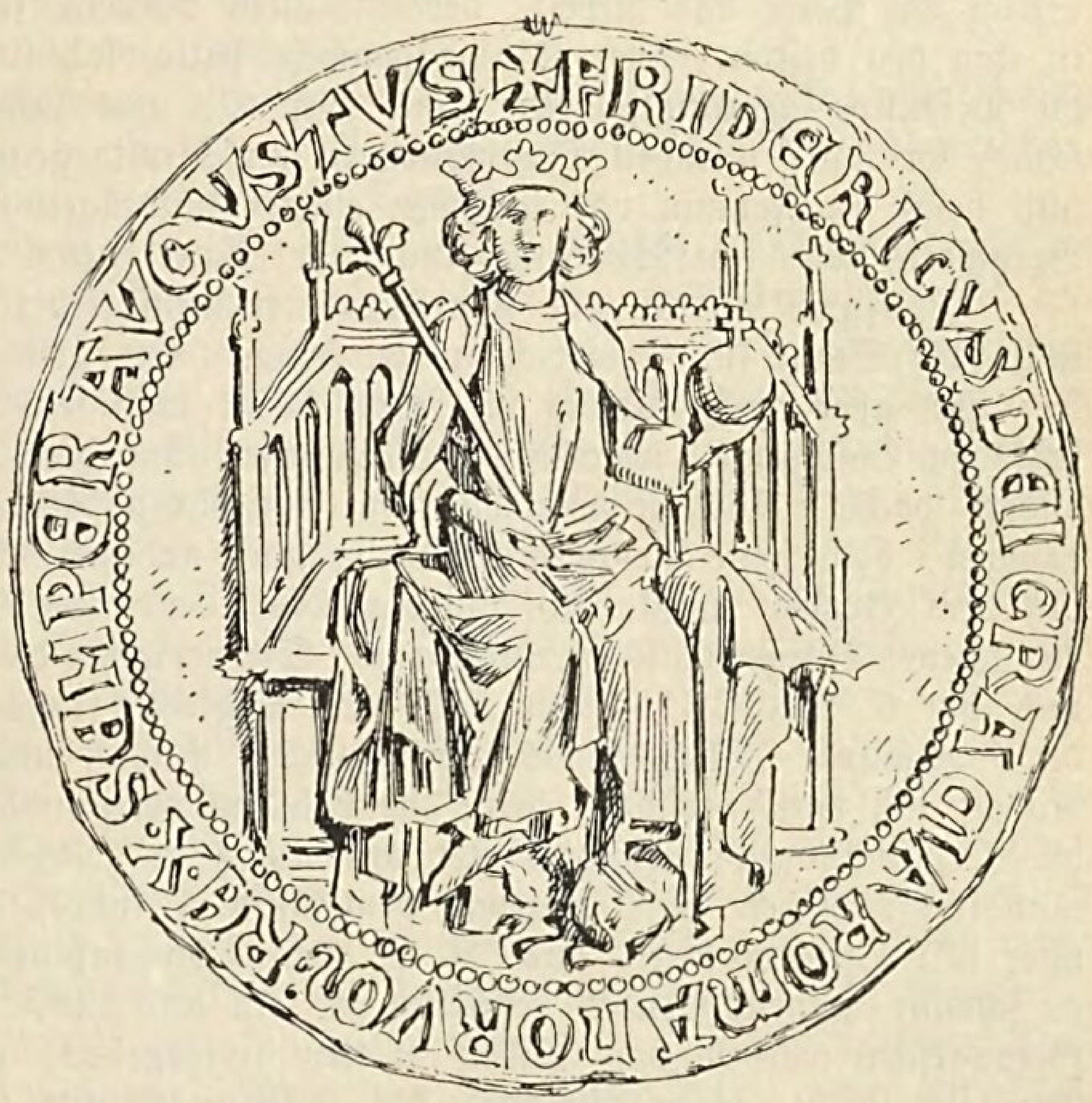
Von Lorch ging's nach Koblenz, wo Ludwig dem Trierer Balduin 10 000 Mark zum Ersatze der Wahlkosten zusicherte; dem Könige Johann von Böhmen versprach er Hilfe mit seiner ganzen Macht wider jedermann, „sowohl zur Behauptung seiner Reiche, Herrschaften, Ehren und Rechte, welche er jenseits des Rheins oder um denselben jetzt habe und in Zukunft haben werde, als zur Wiedererwerbung aller Güter und Besitzungen, die je zu dessen Ländern gehört hätten.“ Die weiteren Versprechungen, welche Ludwig dem Böhmenkönige gab, zu denen natürlich auch 10 000 Mark Silber für die Wahlunkosten und dafür vorläufige Verpfändung des Egerlandes und der Burgen Floß und Parkstein mit allem Zubehör gehörten, lassen uns deutlich erkennen, daß die luxemburgische Partei in dem Wittelsbacher einen ergebenen Diener anzustellen versuchte. Und daß Ludwig alles gewährte, was man ohne Scham von ihm forderte, läßt uns weiter erkennen, wie er nicht entfernt die Schwierigkeiten abzuschätzen vermochte, welche ihm auf dem Wege von einer luxemburgischen Bedientenschaft zum römischen Königtum notwendig erwachsen mußten. Und doch bedurfte die luxemburgische Partei zu ihrer Existenz seiner damals viel mehr, als Ludwig ihrer bedurft hätte, wenn er darauf verzichten wollte, ihr „König“ zu sein. Die Basis, auf welcher Ludwigs Königtum sich erhob, ist bedeutungsvoll für seine ganze Regierung, und wie nichts zeigen diese Zuständnisse die innere Haltlosigkeit der wittelsbachischen Machtstellung an, die einen der hochgemutesten Sprößlinge des bayerischen Herrschergeschlechts zwang, eine so zweideutige und unwürdige Rolle zu übernehmen. Das negative Walten des Pfalzgrafen Rudolf, der nur überall „Nein“ zu sagen verstand, wo sein Bruder „Ja“ sagte, entzog Ludwig von anfang an den festen Halt, der ihm zur Begründung seiner Autorität unbedingt notwendig war. Im eigenen Hause fanden die Feinde der Wittelsbacher dagegen stets die Elemente, welche ein Aufkommen dieses Geschlechtes hintanzuhalten vermochten.

Nachdem noch im September auch Waldemar von Brandenburg für Ludwig gewonnen und durch denselben dessen Oheim Heinrich von Brandenburg-Landsberg in seiner Stellung zu Friedrich von Oesterreich erschüttert worden war, zog man nach Frankfurt zur Wahl. Der Habsburger und der Wittelsbacher, beide nahten sich mit zahlreichem bewaffnetem Gefolge. Friedrich der Schöne lagerte mit den Seinigen in Sachsenhausen, Frankfurt ward kurz vorher von den Luxemburgern besetzt. Der Main trennte die beiden Heerlager. Am 19. Oktober forderte Peter die Habsburger auf, zur Vornahme der Wahl nach Frankfurt zu kommen. Die Antwort war, daß Köln, Pfalz, Rudolf von Sachsen und Heinrich von Kärnten den Habsburger, Friedrich den Schönen, zu ihrem Könige in Sachsenhausen wählten. Am 20. folgte dann zu Frankfurt die Wahl Ludwigs durch Mainz, Trier, Böhmen und Brandenburg. Frankfurt öffnete dem Wittelsbacher die Thore, und die Kurfürsten huldigten dem Erwählten im Dom. Die Doppelwahl war geschehen. Die Gegensätze in Süddeutschland schienen in ihr anfängliches Stadium zurücktreten zu wollen. Krieg war die Losung.

Betrachten wir das Ergebnis nach der „rechtlichen“ Seite, so hatte der Wittelsbacher vor dem Habsburger unbedingt den Vorsprung. Mainz, Trier, Böhmen hatten ungeteilt für ihn gestimmt, Brandenburg geteilt, doch gab Markgraf Heinrich von Brandenburg-Landsberg der Abstimmung seines Neffen Waldemar nach wenigen Tagen die Genehmigung. Für Friedrich den Schönen sprachen nur zwei Stimmen ungeteilt: Köln und Pfalz; die Stimme Heinrichs von Kärnten galt gar nicht, da er in Böhmen nichts zu sagen und zu vertreten hatte; die Stimme Herzog Rudolfs von Sachsen hob sich gegen die für Ludwig abgegebene des Herzogs Johann von Sachsen. Lauenburg und Wittenberg stritten um die sächsische Kurstimme, und so lange dieser Streit nicht entschieden war, galt ihre Stimme an und für sich nichts. So standen vier ganze Stimmen für Ludwig

gegen zwei ganze für Friedrich, und von diesen zwei ganzen führte die eine der Bruder Ludwigs, der andere Wittelsbacher. In dieser Wahlhandlung dokumentiert sich Wittelsbachs ganzes Glück und Elend.

Wie anders wäre Ludwigs Stellung dem Reiche gegenüber gewesen, wenn sein Bruder, der Pfalzgraf, neidlos an seiner Seite ausgeharrt hätte. Aber für diesen Pfalzgrafen gab es kein Reich. In seinem Horizont hatte nur kleinlicher Egoismus und trostlose Zerfahrenheit Platz. Die Abschließung gegen außen hatte in Bayern zu früh begonnen. Eingeklemmt nach allen Richtungeu wandten sich die Bruderkräfte zur Vernichtung gegen einander. Bisher hatten diese Bruderzwiste das Ersteigen des deutschen Thrones stets verhindert. Jetzt that der Bruder abermals alles, dem Bruder den Weg zum Throne zu verlegen und mit möglichst vielen Dornen zu besäen. Doch Ludwig wollte hinauf. Ob er den Ausweg für Bayern finden, ob er sein Volk aus dem Schlummer zu fröhlicher Initiative erwecken, zu jugendlicher Offensive aus seinen einengenden Grenzen hinausführen wird?


Siegel Friedrichs von Oesterreich.

Am 25. November 1314 ließen die beiden Parteihäupter sich krönen. Friedrich hatte die echten, Ludwig die unechten Kleinode, dafür gelangte Ludwig in die echte Krönungsstadt nach Aachen, während Friedrich sich mit dem unechten Bonn begnügen mußte. Und auf Ludwig sank die Krone aus der unechten Hand des Mainzers als Krönungspriesters herab, während Friedrich die Salbe aus der echten Hand des Kölner Erzbischofs empfing. Geschmacklos ist unsere ganze Königsgeschichte geworden.

Betrachtet man das nun mit erneuter Heftigkeit einsetzende bewegte und resultatlose Hin- und Herfluten der ritterlichen Massen im Norden und Süden Deutschlands, „so verdient es unsere höchste Beachtung, daß die übrigen Stände der Nation trotz ihrer scheinbaren politischen Passivität von dieser kriegerischen Bewegung eben nicht erdrückt und überflutet wurden, sondern sich auf ihrer alten politischen und wirtschaftlichen Basis vollkommen behaupteten.“ Wir werden erkennen, daß dieses heftige Wogen des kriegerischen Teiles der Nation der Entwicklung dieser selbst nichts anzuhaben vermochte, daß, wo sich dieses Wogen in andere Kreise zu übersetzen und andere Teile des Volkes mitzureißen drohte, demselben ein Damm entgegengestellt wurde, an dem es brandend zurückfuhr. Wir werden aber ebenso erkennen, daß die Leistungsfähigkeit des Volkes nicht in diesen kriegerischen Kreisen ruhte, daß vielmehr jedesmal die Entscheidung zu Gunsten der Partei ausfiel, welcher es gelungen war, für einen Augenblick die bürgerlichen oder bäuerlichen Elemente aus ihrer politischen Passivität herauszureißen. Das positiv schöpferische nationale Leben war eben aus jenen oberen Gesellschaftsschichten zurückgetreten, während umgekehrt „die geistige Blüte des deutschen Bürgertums vor der Reformation vielleicht niemals höher stand, als in der Zeit zwischen 1290 und 1320.“

Uebersehen wir zunächst die reale Machtstellung der sich zum Kampfe anschickenden Dynastengeschlechter des südöstlichen Deutschlands, so finden wir bei den Habsburgern

sowohl wie bei den Luxemburgern einen Willen und ein Interesse herrschend, während Wittelsbach sich zu dieser Einheit nicht mehr zu erheben vermochte. Die finanzielle Stellung König Ludwigs war eine äußerst beschränkte. Die wittelsbachische Hausmacht stand ihm nur zum Teil zu Gebote; der Kampf mit dem Bruder nahm seine besten Kräfte vorweg, und die Privilegien der Stände hinderten eine freie Verwendung der Mittel seiner Dynastie nicht nur, sondern erfuhren in dieser Zeit eine thatsächliche Erweiterung in dem Sinne, daß die Bürgerschaften sich den Streit der Brüder vom Halse zu halten suchten. Was die Reichseinkünfte anbelangt, so standen sie ebenfalls nur zum Teil dem Wittelsbacher zu Gebote. Auf Schwaben und den Elsaß hielten die Habsburger die Hand, in Franken und am Rhein suchten die Städte ein allzu festes Engagement zu Gunsten einer der streitenden Parteien zu umgehen. Der Norden Deutschlands ging seine eigenen Wege. Daß die Habsburger dem Wittelsbacher an kriegerischer Schlagfertigkeit, an finanziellen Hilfsmitteln, an fester Geschlossenheit bei weitem überlegen waren, zeigte sich sofort beim Beginn des Kampfes, in welchem sie dann sieben Jahre lang die Initiative behaupteten. Selbst ein Peter von Aspelt, der mit allen Mitteln für den Wittelsbacher eintrat, der in ihm den dritten seiner Könige gemacht hatte, sah sich von der Einheit der Gegner in die Defensive gedrängt. Nur eins war es, was Ludwig von Bayern zunächst zugute kam. Er hatte mit den Luxemburgern im Streite gegen Habsburg das gleiche Interesse und besaß in Johann von Böhmen einen Bundesgenossen, „der durch seine böhmischen Bergwerke über unerschöpfliche finanzielle Mittel gebot“.

Pfalzgraf Rudolf war von Frankfurt heimgekehrt und hatte noch in Augsburg versucht, die Stadt für Friedrich zu gewinnen. Er blieb bei seiner habsburgischen Politik. Als nun aber auch Ludwig im April 1315 nach seiner Heimat zog, zeigte sich in dem festlichen Empfange, welchen die Münchener ihm bereiteten, daß man in diesen Kreisen anders dachte. Auch Rudolf war dem königlichen Bruder mit den Münchenern entgegengezogen, doch seine Neigung trieb ihn nach anderer Richtung. Eine Auseinandersetzung mit dem Bruder mußte für Ludwig einer der ersten Schritte sein. Allein da trat die Münchener Bürgerschaft energisch vor. Sie versuchte die feindlichen Brüder zu vereinigen, und am 6. Mai 1315 kam nach dem Schiedsspruche von neun oberbayerischen Herrn der sogenannte „Theidigungsbrief“ zwischen Rudolf und Ludwig zustande, nach welchem Rudolf sich dazu verstand, seine Reichslehen von Ludwig in Empfang zu nehmen und die Verpfändung pfälzischer Güter an Mainz zu genehmigen. „Die niederbayerische Vormundschaft führen beide Herzoge gemeinsam; Rudolf antwortet dem Bruder die Briefe über den Pilsener Kreis aus, die er vom Böhmenkönig und Balduin von Trier besitzt; er schwört, seinem Bruder behilflich zu sein und Glück wie Leid mit ihm zu teilen. Die Gefangenen werden von beiden Seiten freigegeben, und wer von den Herzogen den Vergleich bricht, gegen den darf, bis er Genugthuung leistet, das ganze Land den andern Bruder unterstützen.“

Das war nun alles sehr schön; aber leider waren es hohle Worte. Schon im Juni sah Ludwig sich genötigt, die niederbayerischen Herzoge fester an sich zu ketten. Sie sagten ihm Hülfe gegen Oesterreich, aber auch gegen Herzog Rudolf zu. Im Juli fanden sich die oberbayerischen Landstände veranlaßt, in den Zwist der Brüder energisch einzugreifen. Sie forderten von den Herzogen die Uebergabe einer Anzahl von Festungen, die für die Kriegführung im Lande von Wichtigkeit waren. Die ausgelieferten Festungen sollten von den Ständen besetzt und so lange in ihren Händen bleiben, bis sich die Brüder ernstlich versöhnt hätten und „danach noch über fünf Jahre“. Zum ersten Mal erkennen wir, wie das Land den dynastischen Hader von sich fern zu halten suchte, wie die Stände dadurch die Entscheidung des Kampfes in die eigene Hand nahmen. Es war das ein Akt der Selbsthilfe, welcher für die Entwicklung in Bayern ungemein charakteristisch ist. Wir erkennen, daß wie Ludwig seinem hervorragendsten Bundesgenossen, dem Erzbischof Peter von Mainz, in dem Kampfe gegen Habsburg die Initiative überließ, er gerade so in Bayern eine führende Rolle nicht übernahm. Die Stände versuchten, die Streitigkeiten ihrer Fürsten von sich und dem Lande fern zu halten. Die Frage, ob es Ludwig gelingen werde, Bayern zu einer fröhlichen Initiative zu erwecken, scheint hiermit zum ersten Male verneint.

Schon im Februar und März 1315 hatten sich die beiden Gegenkönige in der Pfalz mit ihren Scharen gegenübergestanden. Die Entscheidung wurde hinausgeschoben, da die Hilfstruppen Ludwigs vom Niederrhein und der Mosel zu spät eintrafen. Jetzt aber, da Pfalzgraf Rudolf eine so zweideutige Rolle in Bayern spielte, schickten sich die Oesterreicher an, den Feind im eigenen Lande aufzusuchen. Im August fielen die habsburgischen Scharen über den Lech herüber in Bayern ein. Landsberg fiel in die Gewalt Leopolds und war zum Trümmerhaufen. Augsburg hielt an Ludwig fest und hatte dafür durch greuliche Verwüstung seines Gebietes zu büßen. Ludwig hatte sich nach Friedberg zurückgezogen. Von hier holte ihn die Augsburger Bürgerschaft in ihre Stadt, stellte ihm eine beträchtliche Streitmacht zur Verfügung, die Ludwig hinausführte gegen den Feind. Aber die Entscheidung blieb abermals aufgeschoben. Aus dem durch Regengüsse und Ueberschwemmung heimgesuchten Wertachgrunde zogen die Oesterreicher, die bei Buchlohe Stellung genommen hatten, nach Schwaben ab.


Siegel Ludwigs von Bayern.

Während sich Ludwig nun gegen seinen Bruder und einige Anhänger desselben wandte, mehrere Burgen einnahm und das feste Wolfratshausen, den Schlupfwinkel des Pfalzgrafen, belagerte, kam ihm die freudige Nachricht, daß sich Leopold von Oesterreich am 15. November 1315 von den Bauern in Schwyz und Unterwalden bei Morgarten eine gründliche Niederlage geholt habe. Schon im Mai hatte Ludwig durch die Reichsversammlung in Nürnberg den Habsburgern ihre Rechte in den Waldstätten absprechen lassen. Es war dies auf Anraten Peters von Mainz geschehen. Jetzt brach sich abermals, wie in Bayern die Strebungen der Dynasten, so hier ein ritterliches Unternehmen an der Selbständigkeit der untern Stände. Am 6. Dezember erneuerten Schwyz, Uri und Unterwalden ihren alten Bund. „Jedes Land besaß seitdem in der Landsgemeinde seine höchste souveräne Gewalt, in dem Landamman seinen höchsten Gerichtsbeamten.“

Hier und in Böhmen sollte allem Anschein nach der Entscheidungskampf gegen Habsburg ausgefochten werden. Aber in Böhmen stieg in dieser Zeit ein Gewitter empor, welches der luxemburgischen Herrschaft nach kurzem Bestande ein Ende bereiten zu wollen schien. Im April 1315 mußte König Johann dem Drängen des böhmischen Adels nachgeben und seine deutschen Räte entlassen. Doch der Friede wurde damit nicht hergestellt. Die czechisch-nationale Agitation dauerte fort, mußte fortdauern, da es kein deutsches Volk gab, welches derselben eine starke politische Bildung entgegengesetzt hätte. Am Ende des Jahres stand ein Teil des böhmischen Adels in voller Revolution gegen Johann. Es handelte sich im Prinzipe um Monarchie oder Aristokratenherrschaft. König Johann rief die Erzbischöfe von Mainz und Trier zur Hilfe. Sie eilten herbei und trafen Anfangs März 1316 mit König Ludwig in Nürnberg zusammen. Von hier zogen sie nach Prag, wo es ihnen gelang, den Sturm noch einmal zu beschwören. Ludwig aber zog von Nürnberg gegen Kraft von Hohenlohe ins Feld, den Schwiegersohn Eberhards von Würtemberg, der sich mit Heinrich von Kärnten den Habsburgern, seinen ehemaligen Feinden, angeschlossen hatte. Ludwig brach nun die Burgen des Hohenlohers, Herrieden, Wahrberg und Schillingsfürst. In Bayern und Franken behauptete Ludwig das Feld. Die Nürnberger und andere Städter standen auf seiner Seite.

Indessen aber ward von habsburgischer Seite ein neuer Zug gegen Eßlingen unternommen, welches sich nach dem Uebertritt seines Feindes Eberhard von Würtemberg zu den Habsburgern an Ludwig angeschlossen hatte. Ludwig mußte der Stadt zu Hilfe eilen, und allgemein glaubte man, die Entscheidung werde nun fallen. Der Wittelsbacher wandte sich nach Böhmen um Hilfe. König Johann und Erzbischof Balduin folgten dem Rufe sofort, überließen die Ordnung der böhmischen Wirren dem Mainzer Erzbischof und vereinigten ihre Truppen am 30. August bei Nürnberg mit denen Ludwigs. Sofort

brach man gegen Eßlingen auf. Am 19. September gegen Abend kam es durch Zufall zum Kampfe mit dem Gegner. Die Entscheidung blieb aus, aber Eßlingen war gerettet. Nach Oberschwaben zogen sich die Habsburger Friedrich und Leopold zurück, Ludwig wandte sich nach Bayern, Johann und Balduin an den Rhein.

Ludwigs Bruder Rudolf hatte dem Kampfe ruhig zugesehen. Der König mußte mit ihm ins Reine kommen. Peter von Aspelt vermittelte. Am 26. Februar 1317 unterwarf sich der Pfalzgraf. Er überantwortete seinem Bruder „ihrer beyden Land zu Bayern und an dem Rhein, damit zu schaffen, als es am nützlichsten ist.“ Ludwig setzte dem Bruder ein Jahrgeld aus und versprach, nach Beendigung des Krieges mit Oesterreich wolle er Rudolfs Anteil wieder herausgeben. Der aber war nicht versöhnt, siedelte im folgenden Jahre an den Wiener Hof über und starb am 13. August 1319. Wo ist nicht berichtet.

Das Jahr 1317 brachte ebensowenig die Entscheidung. Ludwig traf im Juni mit Peter von Mainz, Balduin von Trier und König Johann in Bacharach zusammen, wo namentlich Bestimmungen betreffs eines Landfriedens für die Rheingegend von Speier bis Köln getroffen wurden. Die Abgeordneten der Rheinstädte beschworen denselben. Der Kölner Erzbischof wurde also isoliert, und Ludwig gewann die volle Sympathie der Bürgerschaften, so daß sich auch der Erzbischof von Köln gezwungen sah, dem Landfrieden beizutreten. In Böhmen aber nahmen die Dinge einen immer bedrohlicheren Charakter an. Um eben jene Zeit mußte die Königin Elisabeth, welche mit Mietstruppen sich zu behaupten versucht hatte, die böhmische Hauptstadt verlassen. Wohl gelang es Johann, die Hauptstadt im November wieder zu gewinnen, aber die Barone riefen gegen den glücklichen Sieger die Habsburger um Hilfe an. Die czechische Agitation griff in einem Maße um sich, daß es zum Schlusse des Jahres zweifelhaft war, ob Johann seine Herrschaft werde behaupten können. Ein Sturz der luxemburgischen Herrschaft in Böhmen aber mußte in diesem Augenblicke auch für König Ludwig verderbenbringend ausschlagen. Johann wandte sich abermals an seine deutschen Parteigenossen um Hilfe. Schon zeigte sich der Abfall von Ludwig hier und dort. Friedrich der Schöne und Heinrich von Kärnten berieten am 9. Januar 1318 zu Villach die Wiederwahl Heinrichs von Kärnten zum böhmischen Könige; im Februar forderte der Habsburger den Kölner Erzbischof auf, die alten Rheinzölle wieder herzustellen; die Ludwig feindliche Partei der Nassauer, Sponheimer, Limburger und Isenburger am Mittelrhein verstärkte sich und in den Waldstätten gelang es Leopold von Oesterreich, die Folgen seiner Niederlage teilweise abzuwenden. Da eilte Ludwig selbst nach Böhmen und ihm gelang es am 23. April 1318 zu Tauß, den König Johann mit der Adelspartei zu versöhnen. Den Luxemburgern waren die reichen Hilfsmittel des böhmisch-mährischen Gebietes damit gerettet, und die Habsburger vermochten den für den Sommer 1318 beabsichtigten Angriff auf Ludwig nicht auszuführen. Für Böhmen begann seit der Taußer Einigung eine Periode ruhigerer Entwicklung. Eine Heerfahrt, welche Ludwig im Herbst 1318 an den Rhein gegen den Nassauer und dessen feste Stadt Wiesbaden unternahm, blieb ohne direkten Erfolg.

Indessen aber trat weitab von dem Schauplatz dieser ritterlichen Werbungen und Kriegszüge im südlichen Deutschland ein Ereignis ein, welches auf die folgende Entwicklung der deutschen Verhältnisse einen tiefgehenden Einfluß ausüben sollte. Im Jahre 1319 starb Markgraf Waldemar von Brandenburg, im Jahre darauf erlosch in der Mark mit dem Tode des Neffen Waldemars das askanische Haus. „Ein weiter Spielraum öffnete sich der politischen Spekulation der norddeutschen Fürstenhäuser.“ Noch im Jahre 1219 fiel Johann von Böhmen in die Oberlausitz ein und eignete sich von der brandenburgischen Hinterlassenschaft die Städte Bautzen, Kamenz und Löbau an. Böhmens Politik begann in neue Bahnen einzulenken, und der natürliche Gegensatz der Luxemburger und Wittelsbacher trat beiden Teilen mit der Erledigung der Mark wieder deutlicher ins Bewußtsein.

Am 5. Dezember 1318 hatte Friedrich der Schöne mit Friedrich von Leyberg, dem Erzbischofe von Salzburg ein Bündnis abgeschlossen gegen die Herzoge von Niederbayern, von denen Heinrich der ältere 1317 die Verwaltung des Landes übernommen hatte. Am

23. Januar 1319 schloß dagegen Heinrich d. ä. einen Bund mit Heinrich von Kärnten auf fünf Jahre, der nun auch König Ludwig sehr zustatten kam. Ludwig war es gelungen, sich die Niederbayern als enge Bundesgenossen zu erhalten. Allein viele Freunde hatten auch die Habsburger in den bayerischen Ländern. So behaupteten sie nach wie vor ihren Einfluß auf das Bistum Passau; am 3. April 1319 schloß Friedrich einen Vertrag mit Heinrich von Görz und gewann sogar Ludwig von Oettingen für sich, der bisher einer der eifrigsten, in die geheimsten Pläne Ludwigs eingeweihter Parteigänger Wittelsbachs gewesen. Auch in Schwaben gewann Friedrich der Schöne mehr und mehr Anhänger. Er beschloß nun nach dreijähriger Waffenruhe einen neuen Angriff auf Bayern.

Mit dem Erzbischofe von Salzburg drang Friedrich im September 1319 durch das Salzburgische über Laufen an der Salzach in Bayern ein. Leopold führte seine Scharen aus den österreichischen Vorlanden heran. Bei Mühldorf stand Ludwig mit Heinrich d. ä. seinem Gegner gegenüber, zog aber, ohne das Kriegsglück zu versuchen, ab. Friedrich und Leopold vereinigten sich und verwüsteten Ober- und Niederbayern auf das furchtbarste. Sie drangen vor bis an die Mauern Regensburgs. Hier trennten sich die Brüder wieder; Leopold zog gegen Schwaben ab, Friedrich nach Oesterreich.


Rüstung aus dem 13. Jahrhundert.

Es war eine schwere moralische Niederlage, welche sich Ludwig geholt hatte; klar hatte er dargethan, daß seine Fähigkeiten und Mittel allein gegen Habsburg nicht ausreichten. Viele seiner Anhänger, auch die bisher treue Stadt Augsburg, sagten sich von ihm los, und er selbst empfand die Niederlage auf das tiefste. Er trug sich mit dem Gedanken an Abdankung. Das Schicksal der Wittelsbacher schien seinen Rundgang zu vollenden. Und sehen wir auf das Land und Volk, mit dem Ludwig in erster Linie zu rechnen hatte, so begreifen wir seinen Entschluß. Hier war von kühner Ermannung nichts mehr zu finden. Ob Sieg oder Niederlage dem Wittelsbacher wurde, die Herrschaft der Habsburger stand unerschütterlich fest. Der Gedanke, die Verhältnisse an der Ostgrenze Bayerns in neuen Fluß zu bringen, war ein unmöglicher, und wie Ludwig sich genötigt sah, dem Luxemburger in Böhmen beizuspringen, so wird in Oesterreich die Machtstellung der Habsburger sich mit oder ohne seine Hilfe befestigen. Ein Ringen um die Existenz ist es, in welchem wir Ludwig sich abmühen sehen, ein Kampf, den nicht er eingeleitet, sondern der von seinen Vorfahren und über sie hinaus durch die ganze Entwicklung Bayerns in langer Linie angebahnt ward. Ihn auszukämpfen, war Ludwigs, des ersten wittelsbachischen Königs, trauriges Los, und wir begreifen die Niedergeschlagenheit, welche den Abkömmling in unglücklichen Stunden seinen Ahnen so ähnlich erscheinen läßt. Aber noch waren die Augen eines Mannes auf diesen Dynastenkampf in Süddeutschland gerichtet, der entschlossen war, sein Werk nicht an der Verzagtheit seines Schützlings scheitern zu sehen. Peter von Aspelt, bei dem Ludwig zu Anfang Februar 1320 in Ehrenfels weilte, „war es wohl vor allen, der ihm den Verzicht ausredete und seinen gesunkenen Mut wieder aufrichtete." Aber nicht lange hielt diese Erhebung vor. Im

Sommer 1320 unternahm Ludwig einen Zug in den Elsaß. An der Breusch stand er dem Heere Leopolds gegenüber. Wieder erwartete man eine Entscheidung, und wieder zog Ludwig mit den Seinen, ohne einen Schlag zu wagen, davon. Fast in derselben Zeit traf ihn ein weiterer Schlag. Am 4. Juni 1320 starb Peter von Aspelt, sein eifrigster Bundesgenosse. Die Sache des Wittelsbachers schien den letzten Halt zu verlieren, und Habsburgs Glück stieg hoch empor.



Grabmal des Erzbischof von Mainz, Peter von Aspelt, mit den drei von ihm gekrönten Königen, Heinrich VII, Ludwig der Bayer und Johann von Böhmen.

Regensburg schloß mit Habsburg Frieden; in Passau wurde Herzog Albrecht von Sachsen, ein Verwandter der Habsburger, zum Bischof erhoben; Ungarn trat 1321 in ein Bündnis mit Friedrich; das Mainzer Erzbistum erhielt der eifrige Anhänger der Habsburger, Mathias, Probst von Luzern, ein Graf von Bucheck; in der Pfalz behauptete sich Rudolfs Witwe Elisabeth und verheiratete ihren ältesten Sohn mit Irmgard, der Tochter des von Ludwig abgefallenen Oettingers; in Kärnten zerfiel der Bund mit Niederbayern, Heinrich wandte sich den Habsburgern wieder zu. Nur der Bund Ludwigs mit Böhmen und Niederbayern blieb fest. Am 12. August 1322 vermählte sich Heinrich d. ä. von Niederbayern zu Prag mit Margaretha, der Tochter König Johanns; Heinrichs Schwester Beatrix reichte dem Grafen Heinrich von Görz die Hand. Diese und andere Angelegenheiten aber machten großen Aufwand nötig. Die Herzoge wandten sich an die Städte und erhielten eine allgemeine Viehsteuer, zu der auch die Pfaffheit herangezogen werden sollte. Sofort erfolgte von Salzburg aus der Gegenschlag. Erzbischof Friedrich verhängte am 26. August 1322 über die Herzoge von Niederbayern den Bann, über ihr Land das Interdikt und befahl seinen Bischöfen, das Urteil öffentlich zu verkündigen. Den Wittelsbachern half nichts mehr als kühne Entschlossenheit, und in dieser äußersten Not bewährte sich der Sieger von Gammelsdorf. Auf sich selbst gestellt, schickte er sich zu einem letzten entscheidenden Schlage an. Mit Umsicht und Thatkraft bereitete er denselben vor.

Auch diesmal war es nicht Ludwig, der die Offensive ergriff, sondern dieselbe blieb wie bisher bei Oesterreich. Aber diesmal schien der Wittelsbacher entschlossen, Stand zu halten und nicht wie an der Breusch im September 1319 und bei Mühldorf im folgenden Jahre zaghaft das Weite zu suchen. Friedrich sammelte seine Streiterschar in Oesterreich und Steiermark. Mehrere tausend ungarische Bogenschützen ließ König Karl von



Sieg bei Ampfing und Mühldorf über Friedrich den Schönen von Oesterreich, 1322.

Nach dem Gemälde von Muttenthaler.

Ungarn zu seinem Heere stoßen. Die Monate Juli, August und der Anfang des September gingen mit Rüstungen dahin, und während Friedrich im Osten rüstete, brachte sein energischer Bruder Leopold in den österreichischen Besitzuugen in Südwestdeutschland ein bedeutendes Heer auf. Mühldorf war als Vereinigungspunkt der beiden Heere in Aussicht genommen. Die österreichischen Herren rückten am linken Donauufer gegen Westen vor, während die ungarischen Räuberbanden auf dem rechten Ufer des Stromes ihren Anmarsch bewerkstelligten. Der Zwettler Mönch entwirft uns ein lebendiges Bild damaliger Kriegführung. Nicht die Besiegung des Gegners, sondern seine ökonomische und finanzielle Vernichtung hatte man hauptsächlich im Auge, und die Oesterreicher standen den Ungarn und Heiden an grausamer Zerstörungslust, die selbst das eigene Land nicht schont, nicht nach. „Ihr eigenes Land, Oesterreich, behandelten sie, als würden sie nie wieder heimkehren, feindseliger als selbst die Heiden. Nichts ward verschont. Ueberall raubten sie die Güter der Bauern, Bürger und selbst der Edelleute. Die Hintersassen, gleichviel welches Herrn, wurden festgenommen und, falls sie sich nicht mit Geld loskauften, am Feuer gebraten oder auf andere Weise gemartert; Geschirre, Fässer und sonstiges Hausgeräte wurden zerschlagen oder verbrannt, und was das Schändlichste war, Lebensmittel und Wein, soweit sie dieselben nicht mit sich nehmen konnten, wurden in den Straßenkot oder ins Wasser geworfen, falls man sie nicht besonders von ihnen zurückkaufte. Ja sogar die Burgen des niederen Adels griffen sie, wenn sich die Herrn den Frieden nicht erkauften, mit bewaffneter Hand an, und warfen ihre Geschosse und Feuerbrände gegen sie; ein Verfahren, wie es bisher nicht erlebt worden ist.“ Die auf dem rechten Donauufer vorrückenden Ungarn und Heiden „brannten die Hütten der Armen nieder, schändeten Matronen, Witwen und Jungfrauen, erbrachen und plünderten die Kirchen mit frevelnder Hand, warfen die Reliquien der Heiligen und die geweihten Hostien in Verachtung des christlichen Glaubens mit ihren tempelschänderischen Händen zu Boden und begingen viele ähnliche oder noch schlimmere Schandthaten. So handelten sowohl die Heiden, als auch die Oesterreicher, die sich doch Christen nennen, nachdem sie alle Gottesfurcht abgelegt. Sie schonten nicht Geschlecht, nicht Alter, weder Mönch noch Priester, kurz niemanden, wes Standes jemand auch sein mochte.“



Ungarischer Bogenschütze.

Sehen wir einen Augenblick zurück! Sieben Jahre dauerte schon dieses entsetzliche Ringen, und zum dritten Mal sah Bayern in diesen sieben Jahren die Oesterreicher wiederkehren. Dazu hatten Ueberschwemmungen, Teuerungen, Seuchen und eine furchtbare Hungersnot das Land in diesen Jahren heimgesucht. Wir haben hier das Bild eines jener furchtbaren Bruderkämpfe, wie es die späteren Jahrhunderte nur zu oft wiederbringen. Die Natur hatte diesen Gegensatz nicht geschaffen, denn Oesterreicher und Bayern sind Kinder derselben Mutter. Nur fremde, unnatürliche, hineingetragene Interessen konnten einen solchen Haß, eine so furchtbare Grausamkeit der Kriegführung groß ziehen. Immer wieder müssen wir erkennen, daß Bayern mit seiner natürlichen Entwicklung in den härtesten Konflikt geraten war, einen Konflikt, aus dem nur mehr der Untergang des Stammes, die volle Auflösung des Herzogtums retten zu können schien. Nicht mehr „Luxemburg oder Habsburg“, sondern „Wittelsbach oder Habsburg“ hieß es nun, und diese Parole mußte sich dem Könige Ludwig mit unabweisbarer Macht aufdrängen. Er mußte Stand halten diesmal.

Vor Passau sammelten sich die feindlichen Haufen. In vollem Glanze durchzog Friedrich mit dem Heere die Stadt und überschritt nun am 21. September 1322 die

bayerische Grenze. Unter furchtbaren Verwüstungen zog Friedrich Inn aufwärts und schlug dann bei Mühldorf in der von Inn und Isar-begrenzten Ebene zwischen Oetting und Mühldorf sein Lager auf, um hier die Ankunft seines Bruders Leopold zu erwarten.

Leopold hatte sich ebenfalls mit Verwüstungen aufgehalten und dann am Ufer des Lech ein Lager bezogen. Von hier aus gingen Boten ab, um über die Vereinigung beider Heere, Ort und Zeit, den Bruder zu befragen. Für den Wittelsbacher that nun Eile not. Bevor die Vereinigung beider Heere erfolgte, mußte er mit einem derselben fertig geworden sein. Zahlreiche nordgauische Ritter hatten sich zum Dienste unter seinen Fahnen verpflichtet. Balduin von Trier, Johann von Böhmen, Heinrich XIV und Otto IV von Niederbayern standen auf seiner Seite. Viele Reichsstädte hielten nach wie vor bei ihm aus. Seit dem 23. September sammelten sich bei Oetting seine Scharen. Johann von Böhmen und sein Schwiegersohn Herzog Heinrich von Niederbayern zogen unverzüglich heran. Aber nur langsam folgten die andern. Erst am Montag, den 27. September, strömten die Ritter und Fußsoldaten von allen Seiten herbei. Eine stattliche Schar umgab den Wittelsbacher, von deren Führern wir nur noch des Burggrafen Friedrich von Nürnberg und des Erzbischofs Balduin von Trier erwähnen wollen. Bemerkenswert aber ist in dem Heere Ludwigs die ausgiebige Hilfeleistung der bayerischen und fränkischen Bürgerschaften. Ueber die Stärke beider Heere gehen die Angaben zu weit auseinander, als daß man da zu sicheren Feststellungen gelangen könnte. Friedrich allein gegenüber aber befand sich Ludwig entschieden in der Uebermacht.

Ein fernerer bemerkenswerter Umstand ist der, daß von den Bayern in den Schachtberichten so wenig die Rede ist. Riezler glaubt diese Thatsache dadurch erklären zu können, „daß es an einem den Dingen etwas näher stehenden Berichte aus bayerischem Lager fehlt.“ Aber auch diese Thatsache ist charakteristisch für die Haltung des Landes. Nicht als Bayern machen die anwesenden Bayern den Kampf mit. Ein bayerisches Gesamtinteresse, das mit dem des Wittelsbachers identisch gewesen wäre, existierte in der Anschauung dieser Leute nicht, sondern jeder von ihnen folgte dem eigenen Triebe und focht im eigenen Interesse. Das bayerische Volk als Gesamtheit nahm keinen Anteil an diesem Kampfe, daher auch das Fehlen eines Berichtes aus bayerischem Lager. Wir werden dies deutlich erkennen, wenn wir die Folgen der Schlacht zu betrachten haben.

Noch am 27. September rückte Ludwig von der plateauartigen Erhebung bei Anzing gegen die Isen vor. Es galt den Feind hier festzuhalten und zur Schlacht zu zwingen, bevor Leopold mit dem andern Heere heranrücken konnte. Das Flüßchen trennte die feindlichen Heere. Die ungarischen Bogenschützen vereitelten für diesen Tag den Uebergang Ludwigs, den er wahrscheinlich bei Engfurt und Erharting versuchte. Zum folgenden Tag aber ward die Schlacht angesagt und angenommen. Beim Tagesgrauen führte König Johann seine Böhmen über die Isen. Das bayerische Heer folgte und vollzog seine Aufstellung. Ludwig selbst erschien ohne königliche Abzeichen in einem blauen Waffenrock mit weißen Kreuzen geschmückt, umgeben von elf ihm gleichgekleideten Rittern. Er zweifelte nicht, daß man ihn erschlagen würde, wenn eine Niederlage ihn traf, und wollte also dem Erkanntwerden vorbeugen. Ueber seine Anteilnahme oder Nichtanteilnahme am Kampf wird nichts berichtet. Daß er aber schon die sichere Reserve des modernen „Feldherrnhügels“ gekannt und benützt hätte, ist ihm kaum unterzuschieben. Er wird wohl mit seinen elf Genossen tapfer dreingeschlagen haben, als die Reihe an ihn kam und soweit es die Oberleitung, die er sich vorbehielt, gestattete. Aber auch dieses Schweigen der Quellen über ihn ist ungemein charakteristisch. Es zeigt uns wiederum deutlich, daß Ludwig für seine Person aus der Defensive auch jetzt nicht heraustrat, wie das Vorwärtsdrängen König Johanns von Böhmen ebenso beweist, daß sich der Luxemburger der Bedeutung der Schlacht wohl bewußt war. „Luxemburg oder Habsburg“ hieß es für ihn auch hier, wie überall, und sich gegen den Habsburger nur zu verteidigen, dazu gaben ihm seine persönliche Macht, seine Ansprüche und Hilfsmittel gar keine Veranlassung.

Um 6 Uhr morgens begann an der Isen in unmittelbarer Nähe der Feste Dornberg die Schlacht. König Johann stürmt mit seinen Böhmen gegen den andrängenden Herzog Heinrich von Oesterreich, die Steiermärker und die Scharen des Erzbischofs von



Der Burggraf von Nürnberg in der Schlacht bei Mühldorf an der Spitze der bayerischen Ritterschaft.

Salzburg. Die Böhmen müssen zurück, sammeln sich aber von neuem. Da bricht König Friedrich selbst vor, ihm zur Seite Herr Hans von Khunring. Sie kämpfen mit unvergleichlicher Tapferkeit. Das ganze österreichische Heer steht bereits im Kampfe, und schon sind gegen 500 der Edelsten unter den Feinden aus dem Sattel geworfen, haben ihr Wort verpfändet, sich ferner am Kampfe nicht mehr zu beteiligen, schon entwischt König Johann nur mit knapper Not und durch den Verrat des Ebersdorfers der Gefangenschaft Dietrichs von Pilichdorf, da nehmen die bayerischen Ritter das Fußvolk zurück, steigen selbst von den Rossen und werfen sich in geschlossenen Haufen dem Feinde zum drittenmal entgegen. Die feindliche Schlachtreihe wankt vor diesem Anlauf, die Pferde der Ritter sinken, von den Lanzen der Fußtruppen erstochen, und in die erschütterte Linie bricht nun die gerastete Reiterschar der bayerischen Reserve unter der Führung des Nürnberger Burggrafen ein. Die Oesterreicher hatten seine Schar für diejenige Leopolds von Oesterreich gehalten. Die Enttäuschung war um so größer. Die Ungarn und Kumanen stieben auseinander und reißen andere mit in ihre Flucht herein. Herzog Heinrich gerät in die Gefangenschaft des Böhmenkönigs. Auch die Böhmen sollen wortbrüchig am Kampfe wieder teilgenommen haben. Bis zum Nachmittage dauerte die Schlacht. Für Habsburg war sie verloren. Selbst die furchtbare Wut, mit der König Friedrich bis zuletzt und fast allein in die Feinde einhieb — bis zum feindlichen Banner drang er vor und schlug es in Stücke — vermochte das Schicksal nicht zu wenden. Er fiel in die Gefangenschaft des Nürnberger Burggrafen, und so ward die erwartete Entscheidung vollständig. Es war zur Vesperzeit, als der gefangene Gegenkönig dem Sieger vorgeführt wurde. Unter einem Baume stehend empfing ihn Ludwig mit den Worten: „Herr Vetter, ich sah Euch nie so gern.“ „Und ich Euch nie so ungern“, versetzte der Gefangene. Auf der Feste Dornberg ward er für die Nacht untergebracht, nachdem Ludwig ihm versichert hatte, „daß er Leibes und Gutes sicher sein sollte.“ Am nächsten Morgen wurde er nach Oetting geführt. Dann zog das Heer ab gegen Regensburg, und die Feste Trausnit nahm den königlichen Gefangenen auf. Leopold hatte die Kunde von dem Unglück seiner Brüder bei dem Kloster Fürstenfeld vernommen. Er wandte sich zornmutig nach Schwaben zurück und seinen Grimm zeigten die rauchenden Trümmerstätten, die er hinter sich ließ.

Seit langer Zeit war in Deutschland keine so gewaltige Schlacht geschlagen worden, und Jahrzehnte sollten dahingehen, bevor eine ähnliche That in Deutschland wiederkehrte.

Die Sage heftete sich an diesen Sieg des Wittelsbachers und schuf seine Gestalt zu einer der populärsten der deutschen Geschichte um. Mit einem Schlag war die Situation geändert. Die deutsche Krone war Ludwig gewonnen, von einer ernstlichen Konkurrenz der Habsburger konnte vorderhand nicht mehr die Rede sein. Wir erwarten in der Fortentwicklung der deutschen Geschichte die Spuren dieses Sieges, den Ludwig der Bayer am Wenzelstage, den 28. September 1322, an der Isen erfocht.

Ludwig IV, der Bayer.

1314—1347.

Von der Schlacht bei Mühldorf bis zum Tode Ludwigs (1322—1347).

Herzöge in Niederbayern: **Heinrich XIV**, Sohn Stephans I 1312—1339.
Otto IV, Sohn Stephans I 1312—1334.
Heinrich XV, der Natternberger, Sohn Ottos III 1312—1333.

Nicht dem Bilde Muttenthalers, welches mit seinen mantelumwogten Gestalten die erste Begegnung der beiden Gegenkönige nach der Mühldorfer Schlacht schildern soll, aber so unwahr als möglich schildert, wenden wir uns zu, sondern einer andern Art der Dichtung, die uns für die Erkenntnis der Wirkung der Schlacht weit bedeutender erscheint — der Volkssage. Da wollte auf einmal jeder das Beste gethan haben. Die Münchener Sauerbäcker hätten den König herausgehauen, als er sich in höchster Not befand, der Pfleger von Neustadt an der Donau hätte den Gegenkönig gefangen genommen, der alte Siegfried Schwepfermann, der bei Gammelsdorf mitgefochten, soll die Leitung der Schlacht gehabt haben, an die Schlacht soll das Wappen der Stadt Landshut, wie einiger bayerischer Familien anknüpfen. Wir sehen, das Volk arbeitet, und wenn die Sagen auch alle auf persönliche und partikulare Errungenschaften hinauslaufen, sie haben einen gemeinsamen Mittelpunkt: die Mühldorfer Schlacht und Ludwig den Bayer. Der königliche Wittelsbacher drang in das Leben und Denken des Volkes ein, und was das in jener Zeit der Parteifehden und Lokalinteressen sagen will, mag man an dem Umstand ermessen, daß seit der Stauferzeit kein Fürst und König, auch Rudolf von Habsburg nicht, einen solchen Platz in der deutschen Sagendichtung errungen hat wie Ludwig. Die Bewegung ist eingetreten. Wird sie andauern? Sehen wir nur auf die wenig erfreulichen Nachrichten, welche wir über die bayerische Geschichtschreibung dieser Zeit besitzen, so müssen wir sagen: Nein! Ludwig ist wohl „der erste Laienfürst, überhaupt die erste nichtklerikale oder asketische Persönlichkeit, die in Bayern einen Biographen fand“, wie Riezler mitteilt, aber selbst seine besten Freunde wurden irre an ihm, und wie jene Biographie des Augustinerchorherrn aus Raitenbuch schon gar keine mehr ist, so beklagt der Mönch von Fürstenfeld in seiner Fürstenchronik mehrfach die Schläfrigkeit und Saumseligkeit des Königs. Unpriesterlich ist wohl, wie Riezler bemerkt, sein Ausruf nach der Schilderung der Gammelsdorfer Schlacht: „O wie gut wäre es gewesen, hätte Ludwig von den Gefangenen einige enthaupten lassen, von den andern aber den letzten Pfennig ihrer Habe als Lösegeld erpreßt!“, aber der Mann fühlte klar, daß mit einer bloßen Haltung

in der Defensive Bayern nicht geholfen war. Nach welcher Seite jedoch hätte Ludwig die Offensive ergreifen sollen? Gegen Böhmen? — Unmöglich! Gegen Schwaben? Hier stand Habsburg und neben ihm ein anderes schwäbisches Geschlecht, das der Grafen von Württemberg, die sich die Initiative errungen und mit festem Wollen mächtig emporgearbeitet hatten. Gegen dieses junge Geschlecht würde der Wittelsbacher schwere Arbeit gehabt haben. Gegen Habsburg? Wir sagen immer wieder: Ja! Es war ein gewagtes Unternehmen, auch nach der Mühldorfer Schlacht, aber das einzige, welches vielleicht doch hätte glücken können, das einzige, welches den Zweck erfüllt hätte, Bayern seinen alten Weg gegen Osten wieder zu erschließen. Erweiterung der wittelsbachischen Hausmacht — Ludwig dachte daran. Das zeigt uns die nächste Folgezeit, wie namentlich seine spätere Regierungszeit.

In der Mark Brandenburg war, wie wir hörten, das askanische Haus erloschen. Die Mark fiel der Verfügung des Königs anheim. Der Luxemburger hatte ein begehrliches Auge auf die Mark gerichtet, und es ist kaum zu bezweifeln, daß er von Ludwig Zusagen erhielt, die im Sinne einer Belehnung aufgefaßt werden konnten. Das bayerische Heer nahm mit seinen Verbündeten nach der Schlacht von Mühldorf den Weg nach Regensburg, und hier zeigte sich jene merkwürdige erste Folge des Sieges, von der wir oben andeutend sprachen. Tief mußte Ludwig in den Reichssäckel greifen, um die Ansprüche seiner Mitkämpfer auf Belohnung zu befriedigen. „Reich wurden vor allen König Johann, Herzog Heinrich, der Nürnberger Burggraf, der Herr von Schlüsselberg bedacht.“ Es war ohne Zweifel die Absicht Johanns, nun von dem Könige die Belehnung mit der Mark Brandenburg zu gewinnen; Ludwig verschrieb ihm die Summe von 30 000 Mark Silber und 120 000 Pfund Heller auf rheinische Pfandschaften und die Stadt und Landschaft Eger, die dann bei Böhmen geblieben ist; aber die brandenburgischen Träume Johanns erfüllten sich nicht.

Stellen wir, ohne auf die weiteren Abfindungen, für welche Ludwig ja auch in den zahlreichen österreichischen Gefangenen ein nicht zu unterschätzendes Hilfsmittel zu Gebote stand, einzugehen, die Frage, was denn erreicht worden sei durch den Mühldorfer Sieg, so müssen wir gestehen, daß das reale Ergebnis ein sehr zweifelhaftes blieb, wenn dem Wittelsbacher die Möglichkeit entzogen wurde, den Sieg auszunützen. Und sie wurde ihm entzogen, denn die Mehrzahl seiner Bundesgenossen hielten ihre Thätigkeit für beendet. Von Regensburg ging man auseinander und trug die gewonnenen Schätze und Verschreibungen heim. Wohl waren die Habsburger für den Augenblick unfähig, den Kampf fortzusetzen, aber auch Ludwig besaß die Mittel nicht, auf der gewonnenen Grundlage fortzubauen. Da bot sich ihm die Mark Brandenburg. Mit ihr konnte er hoffen, seine Macht zu erweitern und zu stärken und seiner königlichen Macht auch eine materiell kräftigere Unterlage zu gewinnen. Aber durch die Erwerbung Brandenburgs wurde für die Entwicklung des Landes und Volkes Bayern nichts geschaffen. Nur der Dynastie wäre mit dieser Erwerbung geholfen gewesen — sie brachte den Wittelsbachern eine zweite Kurstimme — und auch ihr nur, wenn sie wie Habsburg und Luxemburg entschlossen war, den Schwerpunkt ihrer Macht in diese östliche Provinz zu verlegen. Daran aber dachten die Wittelsbacher nicht im entferntesten, und so trug die Erwerbung der Mark für sie weitaus nicht den Nutzen, den Ludwigs Vorgänger aus ihren Erwerbungen gezogen. Ziehen wir dazu in Betracht, daß darüber das festeste Bündnis, welches Ludwig bisher bei allen Unternehmungen zu gute gekommen war, der Bund mit Luxemburg, in seinen Grundfesten erschüttert wurde, so wird die Erwerbung erst recht bedenklich, zumal wir immer wieder daran erinnern müssen, daß für eine herzhafte Offensive in Bayern und in dem Charakter Ludwigs keine Stimmung vorhanden war. Was Lebendiges in diesem Wittelsbacher waltete, stammte von seiner habsburgischen Mutter, aber diesem jugendlich positiven Element war ein bedenkliches Maß wittelsbachischer Unentschlossenheit beigemischt.

König Johanns Tochter Guta war dem jungen Landgrafen Friedrich von Meißen zur Gemahlin versprochen worden und hatte schon ein Jahr unter der Aufsicht der Landgräfin Mutter auf der Wartburg zugebracht. Im Januar 1323 verabredete nun Ludwig zu Regensburg mit der Landgräfin die Vermählung ihres Sohnes mit Ludwigs Tochter



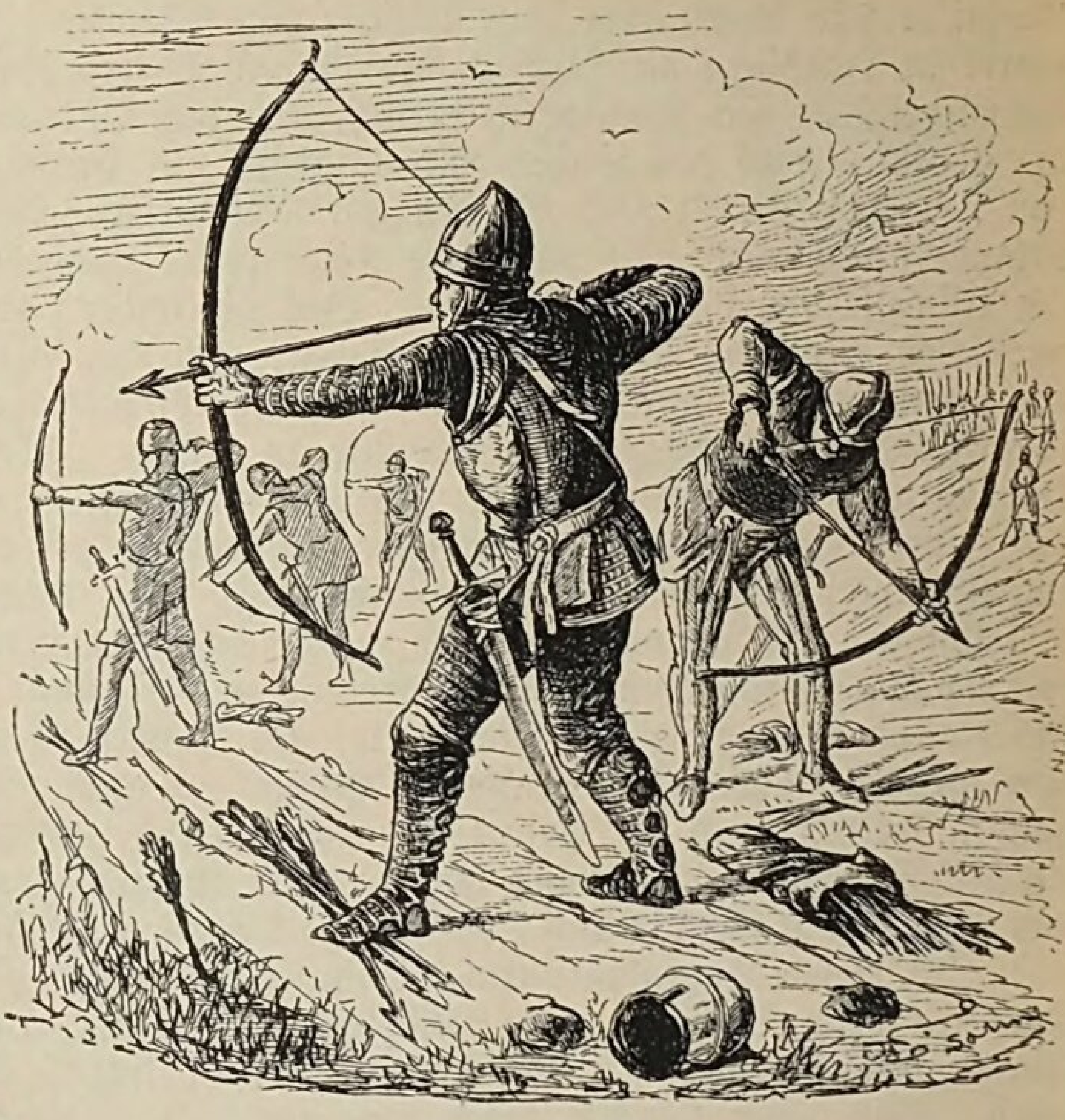
Kaiser Ludwig der Bayer belehnt seinen Sohn Ludwig den älteren, Herzog in Bayern,
mit der Mark Brandenburg. 1323.

Mechtilde und schickte dem Luxemburger seine Tochter zurück. Schon am 7. Mai 1323 wurde in Nürnberg die Hochzeit des jungen Paares gefeiert und Friedrich von seinem Schwiegervater mit Thüringen, Meißen und dem Osterlande belehnt. In derselben Zeit, am 4. Mai, wird des jungen Ludwig zuerst als Herrn der Mark Brandenburg gedacht. Am 24. Juni 1324 ward für den erst zehnjährigen Sohn des Königs die Belehnungsurkunde ausgestellt. Die natürliche Folge dieses Vorgehens war, daß der Luxemburger sich teilweise von Ludwig abwandte. Im September 1323 schloß Johann mit den österreichischen Herzogen einen Separatvertrag, gab den bei Mühldorf gefangenen Heinrich von Habsburg frei und verpflichtete sich, dem Wittelsbacher nur mehr aus seinem luxemburgischen Gebiete fernerhin Reichshilfe zu leisten. Aber auch Ludwig stand mit den Habsburgern in Unterhandlung, und wir erkennen, wie sehr sich ihm das Bedürfnis nach einer eigenen Politik aufdrängte, wie sehr er aus der Dienerstellung, welche er den Luxemburgern gegenüber bisher eingenommen hatte, hinausstrebte, wenn wir hören, daß er selbst am 25. Februar 1324 sich durch seine Vermählung mit Margarete von Holland, das mächtige Grafenhaus am Niederrhein zu verbinden, daß er durch die Vermählung seines Sohnes Ludwig mit Margarete, der Tochter König Christofs von Dänemark, in dem gleichen Jahre, einen kräftigen Rückhalt zu gewinnen suchte. Es muß offen zugestanden werden, daß die Politik Ludwigs wirklich aus den dynastischen Gegensätzen, in welchen sie bisher eingeklemmt lag, zu einer freieren, königlichen Stellung hinausstrebte, und daß er mit Umsicht und Thatkraft nach einem möglichen Wege zu diesem Ziele forschte.

In diesem Augenblicke trat die Kaiserfrage auch an den Wittelsbacher heran. Sie hatte seit dem plötzlichen Tode Heinrichs VII geruht, aber wir sahen auch, daß er in dem Augenblicke starb, als der Ausbruch des Konfliktes mit der Kurie unmittelbar bevorstand. Und dieser Konflikt brach nun aus, als Heinrichs Nachfolger, Ludwig, sich in seiner königlichen Stellung zu befestigen begann.

Wir müssen einen Augenblick zurückschauen. Immer wieder begegnet man bei neueren und neuesten „Geschichtsschreibern“ der durchaus unhistorischen Auffassung, die mittelalterliche Kaiseridee sei ein von Anfang an feststehendes Schema gewesen, und infolge dieser Auffassung kommt man dann zu der öden und flachen Darstellungsweise, daß man jeden Kaiser und Papst nach seiner Stellungnahme zu dieser eingebildeten Kaiseridee beurteilt. Geht er über dieselbe hinaus, muß er ein nichtsnutziger oder genialer Mensch gewesen sein — je nach dem. Wir haben im Laufe der Erzählung erkannt, daß diese Auffassung eine durchaus unberechtigte ist. Karl der Große hatte lange zu thun, bis er mit der sogenannten Kaiseridee überhaupt sich befreundete und etwas anzufangen wußte, und fast jeden seiner Nachfolger sahen wir diese sogenannte Idee als das betrachten, was sie war, als ein vollkommen flüssiges Element, welches erst durch sein persönliches Wirken Gehalt und Form zu gewinnen habe. Daß man bei dieser Gestaltung an die Vergangenheit anknüpfte, war natürlich, aber die Vergangenheit erstickte die Gegenwart und ihr individuelles Recht noch nicht. Die Kaiseridee wuchs mit jedem Kaiser und Papste, und in dem Augenblicke, wo sie ihr Wachstum einstellte, begann auch ihr Verfall ins Wesenlose. Die Theorie kam auf und suchte mit starren Formen das Leben der Völker zu knechten. Jedes theoretische System aber ist der Ausfluß einstigen Lebens, es ist die tote Form, welche von diesem Leben zurückbleibt, das Gerippe eines Körpers, welches von dem einst ihm innewohnenden Geiste nur noch wie von einem Gespenste umflattert wird. Das lebensfähige mittelalterliche Kaisertum haben wir zu Grabe geleitet. Andere Formen sucht das weiterdringende Leben zu schaffen, Formen, die in ihren Linien vielfach von den alten Formen abweichen, vielfach auch wieder an sie erinnern. Als die Staufer die kriegerischen Massen Deutschlands noch einmal zusammenfaßten und sie auf das Feld der Eroberung hinausführten, eine Thatsache, die aus dem natürlichen Gange des Wachstums jedes jugendlichen Volkes mit Notwendigkeit hervorgeht, bemerkten wir, wie die zurückbleibenden Volkskräfte sich ihre eigenen Bahnen zu graben begannen. Das staufische Kaisertum verlor durch die Trennung des kriegerischen Elementes von den arbeitenden Elementen der Nation den gesunden Boden, auf welchem allein ein natürliches Wachstum zu gedeihen vermag. Aber die staufischen Eroberungspläne hatten auch

dem Auslande gegenüber die Folge, daß sich dort der engere Zusammenschluß der nationalen Kräfte enger und inniger vollzog, und seit dem Untergang des Kaisergeschlechts sahen wir namentlich das französische Königtum sich zu einer Machtstellung emporheben, mit welcher an innerer Geschlossenheit, an Fülle der Hilfsmittel sich kaum mehr eine andere Macht Europas vergleichen konnte. Bis dicht an den französischen Königsthron heran hatten die deutschen Kaiser ihre Wege gefunden. Was Wunders, daß in diesem gebrochenen Strombette nun mit dem Zurückfluten des deutschen Elementes das französische nachdrängte! Es war natürlich, daß die Kapetinger mit ihrer realen Macht da Einfluß gewannen, wo einst die realen Mächte des Kaisertums gewaltet; es war natürlich, daß das Papsttum mit seinen idealen Bestrebungen da Anlehnung suchte, wo die Mittel vorhanden schienen, diese idealen Strebungen in die Wirklichkeit zu verpflanzen; es war aber ebenso natürlich, daß auch hier die reale Macht das Uebergewicht über die ideale gewann, daß nicht das französische Königtum in den Dienst des Papsttums, sondern dieses in den Dienst des Königtums trat. Und mit der Ausgestaltung dieses Bündnisses wuchs die Aufgabe des nationalen König tums in Frankreich über die Grenzen der Nationalität und des Landes hinaus. Unfehlbar würde nun der französische Einfluß noch in ganz anderer Weise überall in der christlichen Welt Eingang gefunden haben, als es in Wirklichkeit geschah, wäre wie einst unter Karl und auch noch unter den Ottonen das kulturelle, universale Prinzip Träger dieser Entwicklung gewesen. Aber den damals noch vollkommen flüssigen Verhältnissen der nationalen Charakterentwicklung hatte mit dem innern und äußern Wachstum der Völker das nationale Element die Herrschaft abgewonnen. Die Schüler, welche eine Schule vereinigt und zusammengehalten, waren aus der Schule ausgetreten und hatten selbständig zu denken und individuell zu leben begonnen, und nicht mehr klangen die Melodien, einst von den Ereignissen den weichen Nerven entlockt, ungebrochen in die Welt hinaus, sondern sie brachen sich nun individuell und wurden gedämpft oder verschärft durch das jeweilige willkürliche An- oder Abspannen dieser Nerven selbst.



Bayerische Bogenschützen.

Die Pfeile, 2 bis 3 Dutzend, werden vom Schützen in einem Ledersack getragen, den er bei Beginn des Kampfes zur Erde wirft und mit dem linken Fuß hütet. Ein guter Schütze konnte in der Minute ein Dutzend Pfeile abschießen. Aus „Chroniques de Froissart“. 15. Jahrh.

Frankreich suchte in Westdeutschland Einfluß zu gewinnen, indem es französische Prälaten auf die deutschen Bischofssitze emporhob. Es nützte nichts. Das städtische Leben in Deutschland wuchs aus eigener Wurzel und trieb trotz der französischen Zersetzungsversuche seine festen deutschen Gebilde empor. In den nördlichen und östlichen Ländern des Deutschen Reichs sahen wir ebenso auf nationaler Grundlage sich lokale Staatenbildungen erheben, welche in sich selbst die Widerstandsfähigkeit gegen fremde zersetzende Einflüsse trugen. Aber mit den Luxemburgern war in diese östlichen Gegenden ein Element eingedrungen, welches geeignet schien, den französischen Machtgelüsten zu weiterem Einflusse zu verhelfen, und an dieser Stelle, bei dem halbfranzösischen böhmischen Königsgeschlecht setzte nun Frankreich seine Hebel ein.

Bald nach der Schlacht von Mühldorf hatte König Johann eine Reise nach Frankreich unternommen, bei welcher ihm sein Schwager Karl IV von Frankreich schon den Rat erteilte, den Habsburger Heinrich aus der Haft zu entlassen. Am 8. Mai 1323 wurde dann zu Paris die Hochzeit des erst siebenjährigen Karl von Böhmen mit Blanka, der Tochter des Grafen Karl von Valois, begangen. Als Johann dann nach Böhmen zurückkehrte, traten die verschiedenen Interessen seiner und der Politik König Ludwigs zu Tage. Ebenso erkannte er, daß die habsburgischen Brüder Albrecht, Leopold und Otto nicht daran dachten, sich in ihr Schicksal zu ergeben, sondern mit Karl von Ungarn ein Bündnis auf Leben oder Untergang geschlossen hatten, das seine Spitze zunächst gegen Luxemburg kehrte. Diesem setzte nun Johann seinen eigenen Bund mit den Habsburgern entgegen. So gern er zu Turnieren und Gelagen zog und seine böhmischen Schätze verthat, ein neuer Krieg schien ihm eben nicht genehm. So kam er im Oktober auch mit König Ludwig in Donauwörth zusammen, und beide Fürsten hatten Grund, ihre gegenseitige Verstimmung zu verbergen. Sie bemühten sich, ihr altes Verhältnis wieder herzustellen. König Ludwig bedurfte der Vermittlung Johanns bei Frankreich und dem Papste. Ebenso einigte sich König Johann am 2. Juli 1324 mit dem Herzog Heinrich von Kärnten, seinem alten Gegner und Rivalen, und schloß mit ihm ewige Freundschaft. Der Luxemburger hatte freie Hand, während sich über dem Wittelsbacher schwere Wolken sammelten.

Im Jahre 1316 war Jakob Duèse aus Cahors nach einer zweijährigen Vakanz aus der stürmischen Wahl der Kardinäle als Papst hervorgegangen und nannte sich Johann XXII. Wiederum blieb also der päpstliche Stuhl den Franzosen, und mit der Ernennung von sieben französischen Kardinälen gewann der französische Einfluß bei der Kurie vollends die Oberhand. Während des Kampfes der süddeutschen Dynastien um die Königskrone hatte Johann an sich gehalten. Beide Gegenkönige waren für ihn nur „zu Königen Erwählte“. Die Anerkennung versagte er dem einen wie dem andern. Als nun die Schlacht von Mühldorf eine so unerwartete Entscheidung brachte, hatte Ludwig wohl Grund zu glauben, der Papst werde aus seiner Zurückhaltung heraustreten. Das war Täuschung. Zunächst dachte Johann XXII nur an den Vorteil Frankreichs. Ob in Deutschland Ordnung herrsche oder Tumult, war ihm einerlei. Dabei hielt er an seiner Anschauung fest, daß das Imperium erledigt und seine Verwesung auf den Papst übergegangen sei, „dem in der Person des heiligen Petrus Gott selbst die Rechte des irdischen und himmlischen Imperiums zugleich verliehen habe“. Er bestätigte das Reichsvikariat des Königs Robert von Neapel für Italien und erklärte alle Verträge für nichtig, welche mit andern Reichsverwesern abgeschlossen worden seien.

An ein wirksames Auftreten in Italien war bisher nicht zu denken gewesen, wenn auch Ludwig ebensowenig wie Friedrich der Schöne die Königsrechte dort prinzipiell aufgegeben hatte. Aber inzwischen machte der Kardinallegat und päpstliche Stellvertreter Bertrand von Pojet durch die kräftige Unterstützung König Roberts von Neapel in Italien große Fortschritte. Es glückte ihm, nicht nur im größten Teile des Kirchenstaates sich Gehorsam zu verschaffen, sondern selbst in Oberitalien glänzende Erfolge davonzutragen. Mehrere Städte, die vorher niemals in einem Unterthanenverhältnisse zum apostolischen Stuhle gestanden, wie Piacenza, Parma und Reggio, hatten sich nach der Vertreibung der bislang sie regierenden „Tyrannen“ freiwillig der Herrschaft Johanns XXII unterworfen. Formell war dies allerdings geschehen auf Grund der Reichsverweserschaft, welche der Papst für sich in Anspruch nahm. Andere Städte wie Florenz, Padua, Brescia und Treviso hatten sich dem Stellvertreter des Papstes aufs engste angeschlossen, um die Lombardei von den Tyrannen zu befreien, wodurch die Führer der Gibellinen wiederum dazu gedrängt wurden, sich nach anderweitiger Hilfe umzuschauen. Als nun Bertrand mit starker Macht die Mailänder bedrohte, wandten sich deren Führer, die Visconti, an Ludwig, und der König ernannte den Grafen Berchtold von Neifen, Grafen von Marstetten, zum Statthalter des Reichs für die Lombardei, Toskana und die Mark (März 1323) und sandte ihn mit einem kleinen Heere den Mailändern zu Hilfe. Die Fortschritte der Päpstlichen gerieten ins Stocken, und tief erbittert über das



Armbrustschützen.

Dieselben konnten zwei Bolzen in der Minute verschießen. Der breite Schild, den sie auf dem Rücken tragen, dient als Schutz gegen feindliche Geschosse während des Ladens. Aus „Chroniques de Froissart“. 15. Jahrh.

Eingreifen Ludwigs in die Angelegenheiten Italiens, ließ Johann XXII eine Erklärung an die Kirchenthüren zu Avignon anschlagen (8. Oktober), in welcher er Ludwig mit dem Banne bedrohte und aufforderte, innerhalb drei Monaten von der Reichsverwaltung abzustehen und dieselbe erst dann wieder zu ergreifen, wenn seine Wahl und seine Person von dem apostolischen Stuhle anerkannt und gebilligt würde. Es war das die höchste Anmaßung, welche ein Papst bisher vor der Welt zur Schau zu tragen sich erkühnt hatte, aber dieser Papst stand unter dem Schutz des französischen Königtums. Zudem muß Johann XXII über den Charakter Ludwigs gut informiert gewesen sein, daß er diesen Schritt wagte und sich nicht scheute, sich zugleich zwei weitere Feinde auf den Hals zu laden. Am 12. November 1323 erklärte er die Lehre von der vollständigen Armut Christi für ketzerisch. Die Franziskaner aber hatten in ihrem Ordensgeneral Michael von Cesena und vor allem in Wilhelm von Ockam zwei Streiter, welche es mit den Gegnern wohl aufzunehmen vermochten. Der Kampf entbrannte also.

Es ist bezeichnend für die theoretische Entwicklung innerhalb der katholischen Kirche, daß eine solche Frage überhaupt Streitfrage werden konnte, denn die Eigentumslosigkeit und völlige Armut an sich macht weder einen Christus noch einen Christen, noch ist sie ein notwendiger Bestandteil beider. Aus dem innern Leben und Charakter fließt eine solche äußere Erscheinung, hier aber sah man nur die letztere und versuchte, sie einem Mantel gleich, über ein anders geartetes, ja über das allgemeine Leben zu werfen. Beiderseits geriet man ins Extrem, und beiderseits zeigte es sich, wie man aus der theoretisch-gelehrten Verfahrenheit einen Ausweg suchte, der Papst, indem er neue Dogmen verkündigte oder alte verwarf, seine Gegner, indem sie allen möglichen Scharfsinn anwendeten, um zu beweisen, was nicht zu beweisen war oder nötig war. Wir werden diesen Kampf, so gegenstandslos er auch erscheint, in seinen Hauptphasen im Auge zu behalten haben.

„Einen dritten Widersacher erweckte sich Johann endlich dadurch, daß er im Februar 1324 einen Streit zwischen dem deutschen Orden und dem Erzbischof von Riga zu Gunsten des letzteren entschied.“ Die Stellungnahme der Kurie ist in allen drei Punkten bezeichnend. Sie steht gegen die realen Mächte des Lebens auf der Seite der konservativen Theoretiker, aber ihren Standpunkt rein einzuhalten, war nicht möglich, da sie mit der realen Macht des französischen Königtums und der kapetingischen Dynastie im Bunde stand.

„Michael von Cesena, die Franziskanerprovinziale von England, Frankreich, Oberbayern traten sofort auf die Seite des Königs; der Deutschordenskomtur von Koblenz, Heinrich von Buckeck, hielt die geistlichen Kurfürsten von Verhandlungen mit Johann XXII zurück. Der Hof des deutschen Königs wurde plötzlich der Sammelpunkt aller Gegner

der päpstlichen Gewalt und des politischen Systems, in dessen Dienst sich dieselbe gestellt hatte. Für Ludwig war es von besonderer Wichtigkeit, daß die untere städtische Bevölkerung unter dem Einfluß der Franziskaner stand: er wurde hier dadurch plötzlich populär. Zugleich entwickelte sich eine lebhafte litterarische Opposition gegen das Papsttum, welche sowohl die Berechtigung des Kaisertums als die der kirchlichen Eigentumslosigkeit vertrat: aus ihr entsprang eine neue politische Doktrin, welche mit der alten Theorie von den beiden Schwertern oder Himmelslichtern vollkommen brach."

Ludwig sah sich plötzlich in einen Kampf verwickelt, für welchen er keine Waffen besaß, sondern sich wieder auf die Waffen anderer verlassen mußte. Das aber raubte seiner königlichen Stellung abermals die sichere Haltung und es zeigte sich deutlich, daß die Wittelsbacher verlernt hatten, Könige von Deutschland sein zu können. Sie besaßen nicht die raubritterliche Unbefangenheit der jüngeren Geschlechter und waren andrerseits doch zu weit von der Bahn abgekommen, auf welcher sie einst mit den Staufern und als deren Nachfolger fortgeschritten waren. So konnte Ludwig es keinem recht machen und schwankte trostlos hin und her. Sein positives Vorwärtswollen wurde fortwährend gehemmt durch seine verzweifelte Unsicherheit, die ihm als Erbteil seiner Ahnen in allen Gliedern saß. Vergangenheit und Gegenwart rangen in ihm um die Oberhand, aber die Entscheidung blieb aus.

Schon seine ersten Schritte gegen den Papst verkünden uns diese Unsicherheit. Am 12. November 1323 entschloß er sich, wahrscheinlich auf den Rat des von Frankreich beeinflußten Böhmenkönigs, zu einem entgegenkommenden Schritt. Eine Gesandtschaft ging an den Papst, welche demütig um Aufschub der ihm gestellten dreimonatlichen Frist bitten sollte. Doch einen Monat später protestierte Ludwig in Nürnberg in einer ersten Appellation feierlich und leidenschaftlich gegen das päpstliche Verfahren, verwahrte zugleich die Rechte des Reichs und appellierte an ein künftiges Konzil. Dieser ersten Appellation folgte im Januar 1324 von Sachsenhausen aus eine zweite, mit welcher Ludwig aus der Defensive heraustrat. Die Rechtmäßigkeit des Papsttums Johanns XXII wurde darin in Zweifel gezogen und seine Auffassung von der Armut Christi als ketzerisch verdammt. Ludwig hatte die Bundesgenossen gefunden, welche er in diesem Kampfe brauchte, und wenn er selbst von den Dingen, um die es sich handelte, gar wenig verstand, die Theoretiker und Praktiker der Minoriten scharten sich um ihn und verflochten den Kampf des Königs mit dem ihrigen gegen den Papst. Damit trat ein neues Element in diesen Kampf ein und gab dem alten unfruchtbaren Prinzipienstreit ein frischeres Leben. Und wie der päpstliche Hof zu Avignon immer mehr einen französisch-nationalen Charakter anzunehmen schien, so ward der Hof Ludwigs des Bayern immer internationaler. Hierher kamen der Italiener Marsilius von Padua, der Leibarzt des Königs, und der Franzose Johann von Jandun in der Champagne, hierher zwei Jahre später der englische Franziskanerprovinzial Wilhelm von Occam, ein Schüler des Duns Scotus, hierher die Schwaben Heinrich von Thalheim und Ulrich der Hofmeier von Augsburg, und mit Feuereifer traten sie alle in den litterarischen Kampf gegen das Papsttum und für das Kaisertum ein. Ueberall in Deutschland waren die Minoriten an der Arbeit, auswärtige und einheimische, das Volk und die Fürsten für ihre Anschauungen zu gewinnen. Der „unbesiegbare Lehrer", wie man Wilhelm von Occam nannte, nahm die Grundsätze auf, welche schon Dante in seinem Buch „von der Monarchie" verkündigt hatte, und bildete sie weiter aus. Noch in Paris hatte Marsiglio, unterstützt von Johann von Jandun, sein gelehrtes Hauptwerk, den Defensor pacis („Friedensverteidiger") verfaßt. „Der Defensor pacis verkündet die Idee der Volkssouveränität, fordert aber nach antikem Muster gegenüber der individuellen Freiheit auch eine machtvolle Staatsgewalt. In dem Streit über die Armut Christi ganz auf Seite der Minoriten stehend, weist er die Kirche auf die vom Evangelium gebotenen Grundlagen zurück, verlangt, daß sie arm, machtlos, duldsam, ihr einziges Ziel darin suche, durch geistige Mittel auf die Sittlichkeit der Menschen einzuwirken. Kein Primat des Papstes, keine Hierarchie, keine weltliche Gewalt oder bevorrechtete Stellung des Priestertums! Nur durch staatliche Gesetzgebung etwa könnte dem Papsttum eine mehr als rein priesterliche Gewalt eingeräumt werden." So charakterisiert

Riezler den Inhalt dieser bedeutungsvollen Schrift, der bald eine zweite „über die Uebertragung des Kaisertums" folgen sollte. Das Kaisertum erscheint hier als die höchste irdische Autorität im Sinne Dantes. „Der Kaiser ist der Vertreter der christlichen Gemeinde, er hat als solcher das Recht, die Päpste ein- und abzusetzen. Die Uebertragung der Weltherrschaft durch den Papst ist eine Fiktion; Wilhelm von Occam erklärte den Staat sogar für berechtigt, schlecht verwaltetes Kirchengut zu säkularisieren."

Schon im März 1324 verhängte der Papst über Ludwig den Bann, im Juli ward der Bannspruch ausgedehnt über die Anhänger Ludwigs, und auf ihre Länder wurde das Interdikt gelegt. Eine neue Vorladung ging an den König zu Oktober, seine Königswahl und die aus ihr abgeleiteten Rechte wurden für nichtig erklärt. Die Antwort war das gemeinsame Manifest der antipäpstlichen Partei, welches im Oktober 1324 erschien. Der Papst wurde in demselben für entsetzt erklärt, „weil er die Bistümer mit unwürdigen Menschen besetzt, das Generalvikariat über Italien an Robert von Neapel übertragen, die Eigentumslosigkeit Christi im Gegensatz zum „seraphischen" Franziskus geleugnet habe." Und während der Papst die Wahl Karls von Frankreich zum deutschen Könige betrieb, arbeiteten die Minoriten in den deutschen Städten für ihr Programm.

Daß die Schlacht von Mühldorf die Entscheidung nicht gebracht hatte, zeigte sich nur zu bald. Leopold von Oesterreich hatte die Waffen wohl ruhen lassen, aber der Friede war nicht zurückgekehrt. Alle Angebote Ludwigs wies er zurück. Einen Rückhalt fand er am Papste und an Frankreich, und er versprach dem Könige Karl, seine Wahl bei den Kurfürsten zu betreiben. Niederwerfung, Vernichtung der Wittelsbacher war sein einziges Ziel, und wie Habsburg für Karl gewonnen war, so sollten auch die Luxemburger für die Wahl des Franzosen gewonnen werden. Aber bei der zum Juli 1324 verabredeten Zusammenkunft in Bar sur Aube fehlten außer Leopold alle deutschen Fürsten, auch die Luxemburger, und trotzdem trat der Habsburger in Frankreichs Sold. Als aber dann Leopold gegen Ende August (?) mit den geistlichen Kurfürsten in Rense zusammentrat, für seinen Plan zu wirken, sprengte Berthold von Bucheck, der Komtur des deutschen Ordens in Koblenz, die Versammlung, so daß ein Entschluß nicht gefaßt wurde. Leopold ließ sich nicht entmutigen. Er nahm den Kampf auf, den Ludwig ihm im Mai 1324 abermals hatte ansagen lassen. Aber da zeigte es sich, daß die Verbündeten Ludwigs diese Sache nicht mehr als die ihrige betrachteten. Er hatte sie freigelassen nach dem Mühldorfer Siege, und nun fanden sie sich unter seinem Banner nicht wieder ein. Anfang November zog Ludwig gegen Burgau zwischen Ulm und Augsburg, wo eine starke österreichische Besatzung lag. Die Belagerung zog sich in die Länge, und als Leopold im Januar 1325 zum Entsatze der Festung heranrückte, wich Ludwig nach Lauingen zurück, das Lager und alles Gerät im Stiche lassend. Das Ansehen des Siegers von Mühldorf hatte einen schweren Stoß erlitten. Es zeigte sich wieder, daß Ludwigs Kräfte auch jetzt noch für einen Kampf mit dem Habsburger allein nicht ausreichten.

Wieder schien die alte Zeit sich erneuern zu wollen. Aber Ludwig beugte dem vor. Er begann mit seinem gefangenen Gegner zu unterhandeln. „Friedrich hatte die Langeweile seiner Gefangenschaft zum Heil seiner Seele zu benützen gesucht, und statt daß sonst sein Leben zwischen wilder Ausschweifung und träger Indolenz geteilt gewesen war, hatte er sich jetzt der Buße und des Betens beflissen, lebte nach Art der Karthäuser und hatte sich einen Karthäuser Prior, Gottfried von Mauerbach, zum Beichtvater genommen." Die Unterhandlungen führten zu einem ersten Abschluß am 13. März 1325. Friedrich ward der Haft ledig, verzichtete auf die Krone, versprach, seine Brüder zur Anerkennung Ludwigs zu bewegen, das von den Habsburgern besetzte Reichsgut zurückzugeben und mit aller seiner Macht dem Könige treu zu dienen, auch gegen den Papst. Ein Ehebund zwischen den Kindern beider Fürsten sollte den politischen Bund befestigen. Für den Fall jedoch, daß es Friedrich nicht gelang, seine Brüder zum Beitritt zu bewegen, versprach er, sich wieder zur Haft zur stellen.

Es war das ein Vertrag zweier Träumer, der nichts weiter bedeutete, als freiwillige Entsagung eines jungen Lebens auf weiteres Wachstum und damit auf die



Ludwig des Bayern Krönung zu Rom 1328.

Nach dem Gemälde von Baumann.

eigene Zukunft. An die Realisierung dieses Planes war nicht zu denken, denn nicht alle Habsburger waren durch eine lange Haft mürbe und lebensmüd gemacht worden. Wohl entband der Papst Friedrich den Schönen sofort von allen Versprechungen. Doch als Leopold die Zumutungen des Bruders zurückwies, kehrte Friedrich nach Bayern zurück. Und nun hebt eine Reihe von Verhandlungen an, deren endliches Resultat den Sängern der Romantik oftmals das warme deutsche Herz bewegt. Zuerst ward der alte Freundschaftsbund der beiden Gegner erneuert, dann folgte am 5. September zu München ein neuer Vertrag, nach welchem beide Fürsten nun wie eine Person das Reich besitzen wollten.

„Das Reich mit allen Rechten, allen Würden,
Wir sollens beide haben als ein Mann,
Und als ein Mann uns wider jeden setzen,
Der unser Einem feindlich sich erweist.
Wir sollen Brüder sein und als Brüder
Uns halten. In dem Siegel unsrer Macht
Soll beider Name sich verschlingen und
Wir selbst auch sollen fest verflochten sein
Und ungeschieden, bis der Tod uns trennt,
Und noch im Tode nehm' ein Grab uns auf!"

Uhlands schöne Verse nennen die Bestimmungen, die man traf, aber gerade der Umstand, daß von keinem Teile zu Gunsten des andern die eingenommene Stellung aufgegeben ward, beweist uns deutlich, daß eine Versöhnung der wittelsbachischen und habsburgischen, der bayerischen und österreichischen Interessen eine Unmöglichkeit war. Die junge Pflanze kann so wenig auf ihr eigenes Wachstum verzichten, wie der ausgewachsene Baum auf die Ausbreitung seiner Zweige, und wo die Peripherien beider Leben sich berühren, muß es zum Kampfe kommen. Und Kampf blieb denn auch die Losung für lange Zeit.

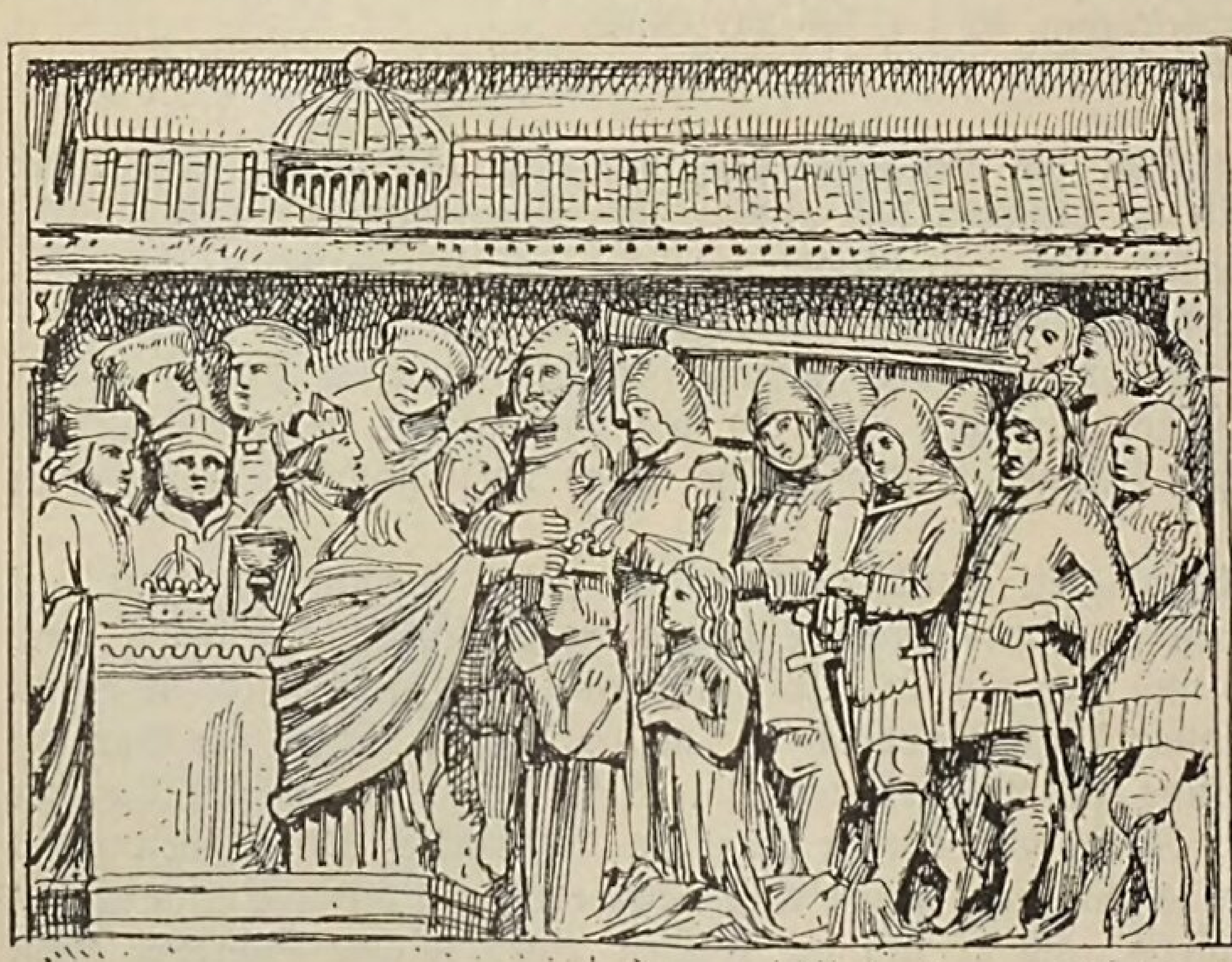
Daß Ludwig diese Notwendigkeit dunkel empfunden habe, möchte uns fast das Resultat fernerer Verhandlungen zwischen beiden Teilen erkennen lassen. „Ludwig kam, wie es scheint, mit Friedrich und Leopold in Ulm zusammen und trat hier in einem geheimen Vertrage vom 7. Januar 1326 Friedrich das Königreich ab, unter der Voraussetzung, daß dieser die Bestätigung des Papstes erlange, es sei mit oder ohne Willen der Fürsten." So erzählt Riezler. Allein wir dürfen wohl an der Ehrlichkeit der Gesinnung Ludwigs zweifeln, nicht als ob es ihm nicht einen Augenblick ernst mit dieser Entschließung gewesen wäre, wohl aber insofern, als er sich die Folgen eines solchen Schrittes nicht von fern klar gemacht hatte. Aus diesen phantastischen Träumereien mußte der erste Blick auf die wirkliche Lage der Dinge den Wittelsbacher erwecken. Daß Ludwig bei jener Zusage die Erwerbung der Kaiserkrone für sich im Auge behielt, ist deutlich, denn in derselben Zeit erhielt er von Leopold das Versprechen der Unterstützung bei seiner Romfahrt. Alle diese Abmachungen zeigen, in welcher Ratlosigkeit und Ohnmacht der Wittelsbacher sich befand.

Indessen hatte der Papst seine Pläne weiter gesponnen, und Frankreich endlich zu einem Schritte vorwärts gedrängt. Karl stellte dem Könige Ludwig durch eine feierliche Gesandschaft den Antrag, er sei bereit, dessen beträchtliche Schulden zu übernehmen und zu bezahlen, wenn derselbe ihm Namen und Krone des Reichs abtreten wolle. Der Antrag wurde abgewiesen.

Wieder kam das Glück dem Wittelsbacher zu Hilfe. Im Februar 1326 starb Herzog Leopold von Oesterreich. Mit seinem Tode erlosch die Einheit und Einigkeit der Habsburger. Der Bruderkrieg entbrannte und lenkte die Kräfte Oesterreichs nach anderer Seite ab.

Während dieser ganzen Zeit hatte Ludwig stets den Zug nach Italien und die Erwerbung der Kaiserkrone im Auge behalten. Die italienischen Gibellinen hatten in dem Tyrannen von Lucca, Castruccio Castracani, einen neuen thatkräftigen Führer gewonnen. Derselbe wurde von Ludwig zum Reichsvikar in Lucca und Pistoja ernannt, und als er nun im September 1326 bei Altopascio einen entschiedenen Sieg über die Florentiner

erfocht, wobei schon auf beiden Seiten deutsche Söldner kämpften, schien Ludwig die Zeit gekommen zur Heerfahrt nach dem Süden. Immer dringender wurden die Aufforderungen der Gibellinen, und Ludwig beschied sie zum Januar 1327 nach Trient. Bei diesem Aufenthalt führten die Italiener dem Bayer äußerst lebhaft ihre unzähligen Bedrängnisse und Leiden zu Gemüte und beschworen ihn zum Einzuge in Italien. Sie versprachen ihm die Unterstützung von neunzehn Bistümern, zahlloser Burgen und fester Plätze und obendrein bedeutende finanzielle Hilfe. Ohne auf die für Nürnberg angesagte Unterhandlung mit den Fürsten weiter Rücksicht zu nehmen, entschloß sich Ludwig im März 1327 zum Eintritt in die Lombardei. Sein Anhang wuchs, je weiter er kam, und schon am 31. Mai empfing er in Mailand die lombardische Krone. Das Verfahren gegen Galeazzo Visconti aber, den er anfangs Juli auf Betreiben einer Gegenpartei verhaften ließ, die Wiederherstellung der Republik, an deren Spitze ein kaiserlicher Oberrichter und Statthalter trat, machte die städtischen Dynasten aufhorchen. Wohl mochte Ludwig denken, mit Hilfe seiner Freunde, der Minoriten, auch in Italien die städtischen Massen für sich zu gewinnen, allein das gelang nicht, da die beständigen Geldforderungen, welche der deutsche König an die italienischen Gemeinden zu stellen sich gezwungen sah, schwerer wogen, als alle idealen Träume von einer kaiserlichen Monarchie. Auch die päpstliche Partei blieb nicht unthätig, nachdem sie schon zu Trient durch die öffentlichen Erklärungen und Predigten der Kaiserlichen gegen den Papst, den man der Ketzerei beschuldigte, aufs äußerste gereizt worden war.



Krönung Ludwig des Bayern in der Peterskirche zu Rom. Relief vom Grabmal des Bischofs von Arezzo.

Ende August zog Ludwig von Mailand nach Toskana. Er sah sich gezwungen, die den Kaisern stets sehr ergebene Stadt Pisa zu belagern und von ihr eine beträchtliche Steuer zu erpressen. Von Pisa nach Rom. Am 7. Januar 1328 zog Ludwig in die ewige Stadt ein. Die Stimmung des Volkes war zum größten Teil für ihn. Sciarra Colonna, der als Capitano an der Spitze einer Art Volksregierung stand, behauptete noch das Uebergewicht. Aus der Hand desselben empfing Ludwig am 17. Januar, nachdem ihn bereits am 11. das römische Volk zum Senator gewählt hatte, die Kaiserkrone. Und während Ludwig nun dem Treiben seiner Minoriten folgte, und den Prozeß gegen den Papst in Scene setzte, verließ Castruccio Rom, um den Florentinern entgegenzutreten, die ihm die Stadt Pistoja entrissen hatten. Die höhere Geistlichkeit blieb dem Kaiser fern. Die Minoriten behaupteten ihren Einfluß auf ihn, und so fiel der Urteilsspruch gegen Johann XXII nach ihrem Denken aus. Am 18. April wurde der Papst durch eine Versammlung des römischen Volkes und Klerus abgesetzt, am 12. Mai ward Peter von Corvara, ein Minorit, dem Volke vorgestellt und von demselben zum Papste erhoben. Nikolaus V nannte sich der Unselige, der dann am 22. Mai bei Ludwig die Kaiserkrönung wiederholte. Die Politik des deutschen Königs war in den Händen von Träumern und Theoretikern.

Was nützte all der Fastnachtslärm, wenn man die Macht nicht hatte, gegen den Anjou in Neapel und seine Anhänger vorzugehen, wenn man vor Volksversammlungen und doktrinärem Gefasel den günstigen Zeitpunkt zu einem solchen Unternehmen ver-



Die Krönung Ludwig des Bayern.

(Nach einer Photographie aus dem Verl



lach dem Gemälde von A. von Kreling.

ge von Franz Hanfstängl in München.)

streichen ließ? Das Eisen zu schmieden, solange es warm ist, schien für Ludwig ein unbekanntes Experiment zu sein. Er sorgte für Abkühlung. Mit der ersten Steuerforderung von 30 000 Goldgulden war seine Popularität in Rom dahin. Was man ihm in der ersten Begeisterung vielleicht anstandslos bewilligt hätte, ward nun nur mit Widerstreben oder gar nicht gegeben. Ludwigs römische Tage waren gezählt. Anfangs August kehrte er der Stadt den Rücken, von den Verwünschungen und dem Hohne der Römer begleitet, begleitet auch von seiner Kreatur, dem Papste Nikolaus V. Die Päpstlichen gewannen nach wenigen Tagen die Stadt wieder. „Ludwigs Absicht, im Bunde mit Friedrich von Sicilien das Königreich Neapel anzugreifen, wurde dadurch vereitelt, daß sich der letztere auf einer persönlichen Zusammenkunft mit ihm von seiner Mittellosigkeit überzeugte.“ Ludwig kehrte im September nach Pisa zurück, wo er bis zum Frühjahr 1329 verweilte.



Kaiser Ludwig und der Deutschordensmeister Theodorich von Altenburg. Miniatur einer Urkunde von 1337.

In Pisa vermehrte sich wohl der Anhang Ludwigs aus der Schar der Theoretiker und geistlichen Revolutionäre — es fanden sich hier der entflohene Franziskanergeneral Michael von Cesena, dann Wilhelm von Occam und Bonagratia von Bergamo bei ihm ein — allein die reale Macht des Wittelsbachers schwand mit der steigenden Finanznot dahin. Auch der Tod räumte unter seinen Anhängern auf. Castruccio starb schon im September 1328, im Sommer 1329 folgten ihm Can della Scala und Sciarra Colonna. Nikolaus V unterwarf sich im August 1330 reumütig dem Papste Johann XXII, dessen Stellung alle Sturmreden und Manifeste nicht zu erschüttern vermocht hatten. Im Frühjahr 1329 ging Ludwig nach der Lombardei zurück. Aber Mailand war bereits wieder im Besitz der Visconti. Im Dezember 1329 kam der Kaiser nach Trient. Hier empfing er die Nachricht, daß Friedrich der Schöne am 13. Januar 1330 auf der Burg Guttenstein gestorben sei. Es war die Mahnung zur Heimkehr.

„In Deutschland bildet in dieser Zeit das Wachsen der luxemburgischen Macht die Signatur der politischen Bewegung.“ Werfen wir auf dasselbe einen Blick, so wird es uns zugleich klar, was Ludwig versäumte, als er in Italien mit seinen Minoriten dem Gespenste des Kaisertums nachjagte. Johann von Böhmen war kein spekulierender Politiker, sondern mit frischen Augen schaute er in die Welt, und auf seinen abenteuerlichen Fahrten pflückte er im Vorüberreiten die lockenden reifen Früchte, die ihm fast spielend zufielen. In Frankreich und am Rhein trieb er sich umher, bei allen Fehden flatterte sein Banner, in allen Turnieren sah man seine Wappenzier glänzen. Nach Böhmen kam er nur, um sich die draußen leer gewordenen Taschen wieder zu füllen, und große Summen schleppte er von hier ins Ausland. Man kann nicht sagen, daß er ein fester Bundesgenosse des Papstes und Frankreichs gewesen wäre. Wo es sein Vorteil gebot, handelte er auch gegen das Verlangen seiner Freunde, so namentlich in der Mainzer Angelegenheit. Im September 1328 war Mathias von Buchheck gestorben. Das Domkapitel rief an seine Stelle den Erzbischof Balduin von Trier. Aber Papst

Johann XXII verweigerte ihm die Bestätigung und erhob statt seiner den Neffen des Erzbischofs von Köln, Heinrich von Virneburg, zum Erzbischof von Mainz. Balduin fuhr gleichwohl fort, sich als Pfleger und Schirmer des Erzbistums gegen des Papstes Willen zu behaupten, wenn ihm auch die Stadt Mainz selbst die Thore verschlossen hielt. Unterstützt wurde Balduin dabei von seinem Neffen, dem Könige Johann. — In den böhmischen Ländern hauste die Anarchie. Die Königin Elisabeth lebte mit ihren Kindern einer Witwe ähnlich, bald in der Prager Burg, bald in Melnik, ohne den gewohnten königlichen Glanz, nur auf das Notwendige beschränkt. Trotzdem bewilligte man die neuen enormen Geldforderungen Johanns, als er plötzlich anfangs 1327 wieder in Prag erschien. Damals tauchte der Plan auf, Polen wieder zu erobern, und Johann rüstete sofort. Schon im Februar huldigten ihm die kleinen Herzoge von Oberschlesien. Das königliche Heer zog gegen Krakau. Da kamen Boten vom König Karl Robert von Ungarn, welche dem Könige ankündigten, ein Angriff auf Wladislaw Lokietek von Polen werde einen ungarischen Angriff auf Böhmen zur Folge haben. Wolle indes Johann von dem Angriff auf den Schwiegervater König Karls abstehen, sei dieser zu einem Schutz- und Trutzbündnis für Böhmen zu haben. Johann machte Halt, trat mit Ungarn in einen Bund und kehrte nach Prag zurück. Trotzdem folgte auch bald die Huldigung der Herzoge von Niederschlesien, so daß die böhmische Herrschaft in diesem Lande wieder vollkommen hergestellt ward. In dem folgenden Jahre machte Johann einen Einfall in Oesterreich, wo die habsburgischen Brüder mit einander im Streite lagen. Auch in diesem Feldzug blieb er Sieger. Noch im Dezember desselben Jahres 1328 eilte Johann dem deutschen Orden zu Hilfe gegen die heidnischen Litauer. Trotz vorhergegangener Verabredungen fielen die Polen in das Kulmer Land ein. Johann kehrte um, die Polen wichen zurück, und in Thorn stellte der Böhmenkönig dem Hochmeister Werner von Orseln eine Urkunde aus, in welcher er dem Orden das Land Pommern mit allem Zubehör schenkte. In Polen und Schlesien trieb er die Aufständischen zu Paaren und kehrte mit Ruhm bedeckt nach seiner böhmischen Hauptstadt zurück. Zu allen diesen Erfolgen kam ein letzter, der für Bayern und Oesterreich von ungeheurer Wichtigkeit werden sollte. Im Jahre 1327 war Johann die Versöhnung mit seinem alten Gegner, dem Herzog Heinrich von Kärnten, geglückt. Er verlobte seinen Sohn Johann Heinrich mit der einzigen Tochter des Herzogs, Margareta, ihres ungestalteten Mundes wegen „Maultasche" genannt. Damit gewann der Böhme die Anwartschaft auf Kärnten und Tirol. Und wohl war es Zeit, daß Ludwig endlich aus Italien heimkehrte, denn nach dem Tode Friedrichs des Schönen gelang es Johann sogar, mit Otto von Oesterreich einen Bund zu schließen (März 1330). Herzog Otto verlobte sich mit der böhmischen Prinzessin Anna.

Immer wieder zeigte es sich indessen, daß die Grundlage der wittelsbachischen Herrschaft keine einförmige, gleichartige war, und immer wieder wurden Teile der Dynastie gezwungen, den territorialen und lokalen Interessen, die unvereinbar schienen, Rechnung zu tragen auch gegen das gemeinsame Interesse der Dynastie. Es ist diese Thatsache bezeichnend für die damalige deutsche Entwicklung. Mit den pfälzischen Neffen, den Söhnen seines Bruders Rudolf, konnte Ludwig keine dauernde Einigung erzielen. Adolf, der älteste der Pfalzgrafen, trat sogar mit Habsburg und dem Papste in Unterhandlung und Bündnis. Er starb indes am 29. Januar 1327, und Ludwig handelte nach wie vor als alleiniger Herr der Pfalz. Rudolf, der zugleich im Namen seines Bruders Ruprecht und seines Neffen Ruprecht, des Sohnes Adolfs, die Pfalzgrafschaft verwaltete, schloß sich dem Heerzug des Kaisers nach Italien an, und hier kam Ludwig zu der Einsicht, daß die Lebensbedingungen beider Länder, Bayerns und der Pfalz, völlig verschieden waren. Wie Bayern der Erwerbung der Pfalz gleichmütig zugesehen, so stieß es dieselbe nun ebenso gleichmütig wieder ab. Die bayerischen Wittelsbacher verließen die alten welfischen Bahnen, und hatte Bayern einst die Bewerbungen des mächtigen welfischen Herzoggeschlechtes zurückgewiesen, so hatte es ebenso dann den Schritt seiner ersten wittelsbachischen Herzoge gehemmt, aber nicht dem selbstgenügsamen Kraftbewußtsein entstammte diese negative Haltung des Stammes, sondern dem lokalen Zersetzungsdrange, der stets materielle Ohnmacht und geistige Charakterlosigkeit im Gefolge hat. Am



Hausvertrag zu Pavia, welcher Bayern und die Pfalz trennt. 1329.

Nach dem Gemälde von A. Baumann.

4. August 1329 schloß Ludwig mit seinem Neffen Rudolf den berühmten Teilungsvertrag zu Pavia, wonach die Söhne und Enkel Rudolfs die pfälzischen Lande und die später als obere Pfalz bezeichneten Landesteile des bayerischen Nordgaus erhielten. Ludwig behielt Oberbayern, einige Besitzungen nördlich der Donau in dem Vitztumamt Lengenfeld, dessen Sitz nun nach Amberg in die Oberpfalz verlegt wurde, in der Grafschaft Velburg und in Schwandorf, dazu die burggräflichen Rechte in Regensburg. Ein Bündnis beider Linien sollte den Familienzusammenhang wahren, die Güter der zuerst aussterbenden Linie sollten der überlebenden zufallen. Betreffs des Kurrechts einigte man sich auf jedesmaligen Wechsel. Die Pfälzer sollten bei der nächsten Königswahl beginnen, bei der zweiten die Oberbayern das Kurrecht ausüben und so fort. Hatte vor einem Jahrhundert der oberdeutsche Einfluß in der Pfalz gegenüber dem niederdeutschen einen Sieg errungen, so trat jetzt auch der erste wieder zurück und überließ das rheinische Kurfürstentum seiner eigenen Entwicklung. Die Dynastie war nicht stark genug, dieser territorialen Entwicklung ein beschränkendes Gegengewicht zu bieten.

Und auch in Niederbayern trat diese Erscheinung hervor. Die Entwicklung dieses Landes schien mehr und mehr Berührungspunkte mit der Entwicklung der Ostländer zu gewinnen. Passau vermittelte hier. Hin und her schwankten die Schalen der Wage. Einer Entscheidung ward durch einen Schiedsspruch im Jahre 1324 glücklich vorgebeugt, welcher eine Teilung bis Februar 1327 untersagte. Doch fort und fort zerrten Habsburg, Luxemburg und Oberbayern an Niederbayern herum, und ihr Einfluß war um so bedeutender, als die Finanznot der niederbayerischen Herzoge kein Ende nahm, als sie in ihrem eigenen Lande weder Halt noch Macht genug fanden, die Entwicklung desselben in eigener Führung zu erhalten. An dem italienischen Zuge Ludwigs beteiligten sich seine niederbayerischen Verwandten nicht. Ja, Heinrich d. ä. stand mit Otto von Oesterreich gegen Ludwig im Bunde. So war die Lage der Dinge, als Ludwig im Frühjahr 1330 über die Alpen heimkehrte.

Einen gordischen Knoten hatten die politischen Macher allmählich zurechtgeschürzt. Ludwig gab sich unverdrossen an die Auflösung desselben, denn sein Schwert war zu stumpf, sein Arm zu schwach, ihn zu zerhauen. Wir wissen im voraus, daß diese Auflösung nicht gelingen wird, und können die nun zu Tage geförderte Kleinarbeit daher ruhig obenhin betrachten. Die brennende Frage bleibt immer die Lösung des Gegensatzes zwischen der Macht des Wittelsbachers und der der östlichen Nachbarländer, zunächst Oesterreichs und Böhmens. König Johann trieb seine Kunststücke ruhig fort. Dem heimkehrenden Kaiser trat er nicht feindlich gegenüber, sondern wirkte sogar eifrig zu Ludwigs Gunsten. Schon hatte Ludwig die Niederbayern wieder für sich gewonnen, Johann wirkte nun auch bei den Habsburgern für ihn, denn für seine Pläne waren die fortdauernden Zwistigkeiten der Nachbarn nur hinderlich. Er hatte sich mit den Habsburgern versöhnt und traf nun im Mai 1330 mit dem Kaiser in Worms zusammen, wo es zu dem Beschlusse kam, die Kurie mit dem Wittelsbacher zu versöhnen. Johann und Balduin von Trier sendeten Boten nach Avignon, welche Ludwigs Vorschläge überbringen sollten. Der Kaiser gab seinen Gegenpapst und die Appellation an ein allgemeines Konzil auf, widerrief alles, was er gegen Papst und Kirche gethan, überließ sich der Gnade des Papstes und erkannte die Exkommunikation an, verlangte aber dafür Anerkennung seiner Würde als König und Kaiser. Natürlich wies Johann XXII alles zurück.

Als nun der Krieg zwischen Ludwig und Otto von Oesterreich wieder auszubrechen drohte, warf sich König Johann auch hier ins Mittel und brachte am 6. August zu Hagenau zwischen den feindlichen Parteien ein Bündnis zustande, welches dem langen Kampfe endlich ein Ziel setzte. Beide Teile versprachen sich Beistand gegen alle ihre Feinde in deutschen Landen, mit Ausnahme des Königs von Böhmen und einiger Kurfürsten. Es war dies ein diplomatischer Sieg des Luxemburgers, der nun den Rücken vollkommen sicher hatte und sich anschickte, die Gunst der Lage auszunützen und seinen eigenen Weg weiter zu verfolgen.

Von Hagenau begab sich Johann über Regensburg nach Innsbruck zu Herzog Heinrich von Tirol. Hier wurden nun am 16. September 1330 die beiderseitigen

Abmachungen urkundlich festgelegt, darauf die Vermählung des böhmischen Prinzen Johann Heinrich mit Margaretha Maultasch, der Tochter des Kärntners, vollzogen, und Johann



Ludwig der Bayer. Sculptur im Rathaussaale in Nürnberg.

empfing für seinen Sohn die Huldigung der Stände von Kärnten, Tirol und Görz auf den künftigen Sterbefall des Herzogs Heinrich hin.

Diesem Schachzuge des Luxemburgers hatten Habsburg und Wittelsbach nur geheime Verabredungen entgegenzusetzen. Am 26. November traf der Habsburger mit

Ludwig das Abkommen, daß nach dem Tode Herzog Heinrichs Kärnten an Oesterreich, Tirol an den Kaiser fallen solle. Dem Luxemburger wäre nötigenfalls ein gemeinsamer Widerstand entgegenzusetzen. Dies alles sind defensive Maßregeln. Wir warten auf den Augenblick, in welchem die Not den Wittelsbacher endlich einmal wieder zu einer positiven That fortdrängt.

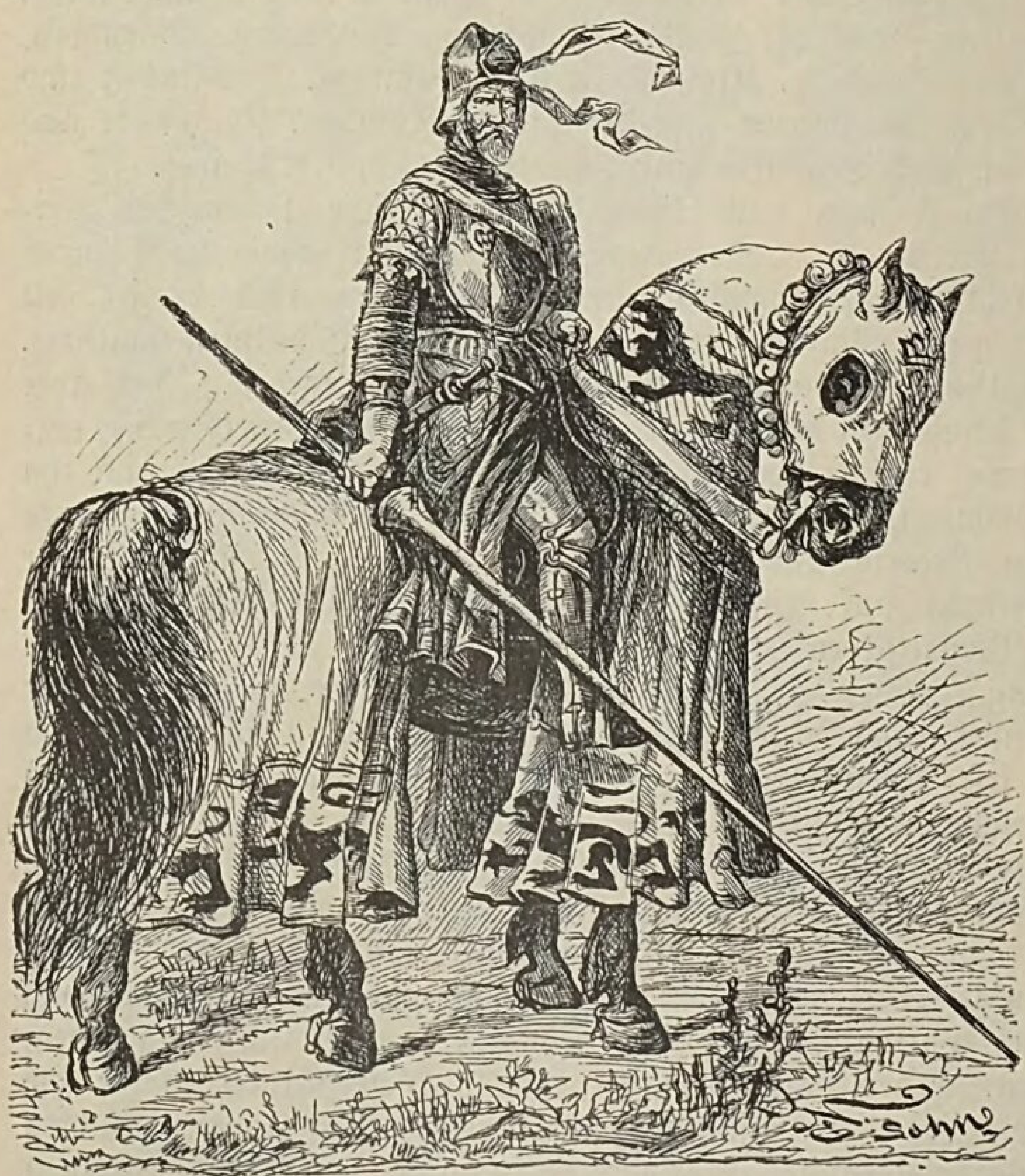
Eine Grundlage zu einer solchen Schöpfung erkennen wir in dem Landfrieden, zu welchem Ludwig am 4. Oktober zu Augsburg Oberbayern und Oberschwaben vereinigte. In das Bündnis traten Bischof Friedrich von Augsburg, Graf Ludwig der alte von Oettingen, Graf Berthold von Greisbach und Marstetten, genannt von Neifen, die Grafen Ludwig der jüngere von Oettingen und Friedrich, sein Bruder, die Grafen Heinrich von Werdenberg, Landvogt in Oberschwaben, und Rudolf, sein Bruder, Peter von Hoheneck, Landvogt zu Augsburg, und neben andern Heinrich von Gumpenberg, Ludwigs Vizedom in Oberbayern; dazu die Städte Augsburg, Landsberg, Schongau, Füßen, Kaufbeuren, Memmingen, Biberach, Ulm, Lauingen, Dillingen, Nördlingen und Donauwörth; endlich die Dienstleute in Bayern und die Städte München, Ingolstadt und Weilheim. Die Dauer des Landfriedens wurde auf anderthalb Jahre festgesetzt.

Von Innsbruck war König Johann nach Trient gezogen. Die italienischen Verhältnisse drängten sich hier an ihn heran. Im Dezember kam auch Ludwig nach Innsbruck, und der Böhmenkönig kehrte noch einmal hierher zurück, hatte aber bereits den Welfen in Brescia seine Hilfe gegen Mastino della Scala und die Gibellinen zugesagt. Auch Ludwig hatte seine italienischen Pläne noch nicht endgültig aufgegeben. Hier aber kam ihm Johann zuvor. Er ersah den Augenblick, in die von dem Wittelsbacher verlassene Position in der Lombardei einzutreten, und in Trient versammelte sich um ihn beträchtliches Kriegsvolk aus Böhmen, Kärnten und Tirol. Noch vor Ablauf des Jahres 1330 erschien Johann selbst in Brescia und ward feierlich empfangen. Nach Art der italienischen Häuptlinge trat Johann auf, ein Zeichen, wie seine Politik keine gemachte, sondern eine natürliche, den Verhältnissen entsprungen war. Sollte es in Italien zu einer größeren Zusammenfassung kommen, so konnte dies nur geschehen, wenn man von allen alten Theorien absah, einen festen Punkt schuf, an den sich dann allmählich aus den flüssigen Elementen das fest werdende ansetzte. Auf diesem Wege ist Italien in unsern Tagen zur Einigung gelangt, auf diesem Wege versuchte König Johann die ersten Schritte. In Bergamo gewann er Anhang. Ungesäumt erklärten sich für ihn die von Crema und Cremona. Azzo Visconti ließ sich von Johann die Statthalterschaft in Mailand übertragen, Gherardino Spinola bot die Unterwerfung von Lucca an, Pavia, Vercelli, Novara sandten unaufgefordert dem Könige ihre Unterwerfung ein, und auch aus Mantua und Verona, aus Parma, Reggio und Modena kam Botschaft mit dem Wunsche um gutes Vernehmen. Aber bald drängten sich in dieses Unternehmen die Machenschaften der Gegner. Die Päpstlichen, anfangs mißtrauisch gegen Johann, suchten ihn dann zu gewinnen. Die Parteileidenschaften erwachten in alter Stärke und drängten den König von seinem Wege ab auf eine Bahn, die er mit allen Mitteln hätte vermeiden müssen. Auch Ludwigs Mißtrauen war erwacht. Schon auf dem Reichstage, der im Frühjahr 1331 in Nürnberg zusammentrat, klagte er über das eigenmächtige Vorgehen des Böhmenkönigs in Italien. Dann schickte er den Grafen Berthold von Neifen an den König und ließ fragen: Wessen der Kaiser sich von ihm zu versehen habe? Johann gab zur Antwort: Alles, was er in Italien gewinne und unternehme, geschehe und sei einzig für das Reich. Dann übertrug er seinem Sohne Karl, den er aus Luxemburg hatte herbeirufen lassen, die Statthalterschaft in Italien, ließ ihm achthundert Ritter zurück und brach von Parma aus am 2. Juni 1331 nach Deutschland auf.

Der Versuch des Kaisers, in Nürnberg die Fürsten gegen König Johann zu gewinnen, war an dem Widerspruch Erzbischof Balduins von Trier und an der Teilnahmslosigkeit der Fürsten selbst gescheitert. Wohl aber gelang es Ludwig in Separatverhandlungen, dem Böhmen einen Kreis von Feinden zu erwecken. Die Herzoge Otto und Albrecht von Oesterreich, die Pfalzgrafen, die Söhne Ludwigs und sein Schwiegersohn Friedrich von Meißen traten zu einem Bunde gegen Johann zusammen (3. Mai 1331),

und die Könige von Polen und Ungarn fielen in Böhmen ein. Nur Heinrich d. ä. von Niederbayern hielt bei seinem Schwiegervater Johann aus, während Otto IV von Niederbayern und Heinrich der jüngere, der Natternberger, sich an Ludwig anschlossen. Die Stunde der Abrechnung zwischen Wittelsbach und Luxemburg schien gekommen. Aber König Johann liebte derartige Ueberraschungen nicht, die man ihm einseitig bereitete. Er eilte herbei, und daß er, anstatt zuerst gegen Ungarn und Polen zu ziehen, nach Regensburg kam zur Unterhandlung mit Ludwig, zeigt, wie genau er seine Leute und jene Triebkraft kannte, welche die Bewegung gegen ihn veranlaßt hatte.

Zweiundzwanzig Tage weilte Johann in Regensburg, und wiederholt begaben sich Kaiser und König auf die in der Mitte der Donau gelegene Insel zur geheimen Besprechung ihrer Angelegenheiten. Es kam zu einer sogenannten Versöhnung. Der Kaiser in gefährlicher Lage, wenn Johann sich dazu hergab, die Rechte des vielmals Gebannten anzugreifen, hielt die Gunst des Augenblicks fest und ließ durch Johann neuerdings einen Versuch anstellen, ihn mit der Kurie zu versöhnen. Alles gestand Ludwig zu, wenn er nur Reich und Kaisertum behalten würde. Selbst seine treuesten Bundesgenossen, die Gelehrten seiner Umgebung, wollte er opfern und die Kirche gegen sie schirmen. Es war umsonst. Die Kurie durfte hoffen, den Halt- und Charakterlosen vollends dahin zu bringen, wohin sie ihn haben wollte, zur gänzlichen Unterwerfung.



Herzog Heinrich XIV von Niederbayern in Turnier-Rüstung.

Die Zeit schien in Deutschland wiedergekehrt, wo ein Friedrich II und ein Konrad IV um Anerkennung rangen, wo der kriegerische Adel seinen eigenen Bahnen unbekümmert um Kaiser und Reich nachging und nur noch die Städte zum Kaiser hielten. Unter Böhmens Führung faßte der deutsche Adel noch einmal Fuß in der lombardischen Ebene, und der Adel von Holstein erwarb dem Schauenburger Grafen Gerhard von Rendsburg den größten Teil der dänischen Monarchie. „Um das Jahr 1330 schien die deutsche Aristokratie ihre größte Expansionskraft erreicht zu haben. Sie beherrschte ganz Mitteleuropa von den Belten und der Düna bis zum Apennin. Die norddeutschen Seestädte fühlten alsbald den Druck, welchen die beherrschende Stellung dieser adeligen Massen auf den gesamten Ostseeverkehr zu üben begann.“ In ähnlicher Stellung, wie sie Lübeck im Norden diesen adeligen Bestrebungen gegenüber einnahm, wie Riga gegenüber dem deutschen Orden, befanden sich in Süddeutschland die Städte Augsburg und Ulm, deren Lage zwischen den bayerischen, habsburgischen und würtembergischen Machtgebieten sie die Einwirkung der fortdauernden Dynastenkämpfe stark empfinden ließ. „Beide Städte standen in einem ähnlichen Stadium ihrer inneren Entwicklung. Augsburg emanzipierte sich Schritt für Schritt von der bischöflichen Gewalt und war fast eine königliche Stadt

geworden — es zahlte unter Ludwig dem Bayern eine Reichssteuer von 400 Pfund —; Ulm reagierte gegen die königliche Verwaltung und verdrängte die alten leitenden Ministerialengeschlechter. Aber beide Städte konnten sich doch keineswegs in ähnlicher Weise auf eigene Füße stellen, wie es bei Lübeck trotz seiner stets pünktlich gezahlten Reichssteuer der Fall war: die Parteiungen im Reiche griffen hier thatsächlich in die innerstädtischen Verhältnisse ein." Ludwig suchte den hier gewonnenen Einfluß zu behaupten, indem er den am 4. Oktober 1330 zu Augsburg geschlossenen Landfrieden nunmehr ausdehnen und erneuern ließ. Zuerst traten die Städte der Landvogtei Niederschwaben (Eßlingen, Reutlingen, Rotweil, Heilbronn, Hall, Gemünd, Weil und Weinsberg) zu einem Landfrieden zusammen. Darauf gab Ludwig seinem Hauptmann in Oberbayern, Berthold Grafen zu Greisbach und Marstetten, genannt von Neifen, Vollgewalt, „zwischen ihm, seinen Kindern und dem Lande Bayern einerseits, andrerseits zwischen den Städten Schwabens in der Pflege seiner Landvögte, der Grafen Ulrich von Würtemberg, Rudolf von Hohenberg und Heinrich von Wardenberg, und Peters von Hoheneck, ein Bündnis aufzurichten." Die Urkunden stammen vom 1. Dezember 1331, und am 20. desselben Monats vereinigten sich mit den bayerischen Fürsten, dem Grafen von Neifen, dem Vitztum Heinrich von Gumpenberg und dem Bischof Friedrich von Augsburg zu Ulm die Städte Augsburg, Ulm, Biberach, Memmingen, Kempten, Kaufbeuren, Ravensburg, Pfullendorf, Ueberlingen, Lindau, Konstanz, St. Gallen, Zürich, Reutlingen, Rotweil, Weil, Heilbronn, Wimpfen, Weinsberg, Hall, Eßlingen und Gemünd zu einem gegenseitigen Bündnis auf die Lebenszeit des Kaisers und zwei Jahre über seinen Tod. Gegenseitige Unterstützung und Sicherstellung einer einheitlichen Königswahl nach Ludwigs Tod war der Zweck des Bundes. In derselben Zeit hatte Ludwig seiner Stadt München eine Salzniederlage gestattet und die Salzdurchfuhr zwischen Landshut und dem Gebirge über die Isar auf München beschränkt. Dem Grafen von Neifen setzte er für eine Schuldsumme die Stadt Ulm zum Pfande, und der Sohn des Grafen, Konrad, wurde Amman zu Ulm. Fast allen genannten Städten erneuerte Ludwig ihre Rechte oder erweiterte sie.

Der Bund zerfiel in drei Friedensgebiete: 1. Augsburg, die Städte um Augsburg und die oberbayerischen Territorien, 2. Konstanz und die Städte um den Bodensee, 3. Ulm und die Städte an der rauhen Alp. „Der erste Distrikt durfte nur mit Zustimmung der bayerischen Herzoge und des Bischofs von Augsburg neue Mitglieder aufnehmen, der zweite und dritte besaßen unbeschränktes Aufnahmerecht." Während also in dem ersten Kreise die fürstliche Obmacht gewahrt blieb, lag der Schwerpunkt für die andern Distrikte in den Städten selbst.

Ludwig that mit der Errichtung dieses Bundes den ersten Schritt auf einem Wege, der in späterer Zeit sich als den für Bayern noch allein möglichen erwies. Die Entwicklung der bayerischen und deutschen Verhältnisse lenkt in eine neue Bahn. War des Kaisers Politik bisher wesentlich durch den Zwang der Verhältnisse bedingt gewesen, in die er durch seine Stellung geraten war; waren alle seine Versuche auf den alten Kaiserpfaden trotz oder wegen der theoretischen Beihilfe seiner Gelehrten gescheitert; ging die deutsche Aristokratie ihren eigenen Weg und verlor Ludwig seinen besten Bundesgenossen, den Luxemburger: so gelang ihm nun als deutscher König, was ihm in Italien als Kaiser nicht geglückt war. Die Städte erwachten aus ihrer Passivität und gaben ihrem Könige einen festen Rückhalt. Es ist eine Wendung der Dinge, die wohl zu beachten ist, und nicht umsonst weist namentlich Nitzsch auf dieselbe nachdrücklichst hin. Während die italienischen Städte trotz mancher Versuche und Ansätze die Monarchie immer wieder zurückwiesen und schließlich fast ohne Ausnahme der städtischen Tyrannis anheimfielen, einigten sich die deutschen Städte nun zum zweitenmale mit dem Königtum und stellten demselben die frische Kraft ihres jungen Lebens zur Verfügung, die einzelnen Versuche einer städtischen Tyrannis weit zurückweisend. „Die Begründung des Landfriedens von 1331 bezeichnet denjenigen Moment, wo die Städte — in einem mehr oder minder bewußten Gegensatz gegen die ritterliche Aristokratie — zum zweitenmal aus ihrer passiven Haltung hervortraten."

Und fragen wir nach der Bedeutung dieses Erfolges für Bayern und Wittelsbach,



Otto IV (Hauskleidung) und Heinrich der Natternberger (Jagdkostüm).

so dürfen wir sagen, daß das Königtum Ludwigs, also von den deutschen Städten gehalten und anerkannt, die Fähigkeit errang, der vollen Auflösung seines Herzogtums und seiner Dynastie, deren gänzlichem Untertauchen in der adeligen Masse wirksam zu steuern und einen Damm entgegenzusetzen. Freilich setzte der Verfall der Dynastie nach ihm abermals ein, aber selbst dann blieb ihr die innere Kraft einer Neugeburt erhalten, und wir glauben nicht Unrecht zu thun, wenn wir diese Thatsache, daß das alte Geschlecht der Wittelsbacher in der Konkurrenz mit den jungen emporstrebenden Geschlechtern nicht erlag und Bayern als Herzogtum erhalten blieb, dieser Befestigung des deutschen Königtums auf die Rechnung setzen, der Befestigung durch Ludwig den Bayern. Wir berühren den Zeitpunkt, in welchem die Entwicklung Bayerns abermals mit der deutschen Entwicklung zusammenfließt, in welchem die Sonderentwicklung des Stammes aus derjenigen des ganzen Volkes neue Kräfte saugt und dadurch ihren Fortbestand sichert.

Es war natürlich, daß mit dem langsamen Absterben der religiösen Kultur, deren anerkannten Mittelpunkt das Kaisertum gebildet hatte, auch dieses selbst seinen natürlichen Boden verlor. Wir sahen das Schwanken dieser Grundlage seit der Zeit der letzten Salier. Zwar versuchte das Kaisertum der Hohenstaufen noch einmal einen festen Boden zu gewinnen. „Die kaiserliche Gewalt bildete den Mittelpunkt der ritterlichen Gesellschaft, welche durch das Lehensystem zusammengehalten wurde und den inneren Gegensatz der kirchlichen und Laienkultur überwunden hatte, sie wurde der Grundpfeiler der Reichsidee und der feudalen Organisation.“ Aber auf dieser mehr militärdespotischen Grundlage war kein Fortkommen auf die Dauer möglich. Die ritterlich-extravaganten Welteroberungspläne ließen das Volk kalt. Es arbeitete sich unter dem Schatten dieser militärischen Macht in neue Bahnen ein und gewann hier seine selbständigen Resultate, sein selbständiges Leben. Betrachten wir nun die dritte Phase des Kampfes der Kaisermacht mit der Kurie, wie sie durch Heinrich VII eingeleitet, durch Ludwig den Bayern fortgesetzt wurde, so müssen wir gestehen, daß auch uns dieser Kampf nur ein theoretisches Interesse abzwingt. War dem absolutistischen Kaisertum der Stauferzeit gegenüber das Gegengewicht der natürlichen Volkskräfte zu groß, als daß es dauernd durch die militärische Macht hätte aufgehoben werden können, so fühlen wir nun vollends, daß es sich um ein Kaisertum der Theorie, vielleicht der Romantik handelt, um ein lebloses Gespenst, das nur die alten erstarrten Formen noch zeigt, dessen ausgedörrte Adern aber kein flammender Blutstrom mehr lebendig durchpulst. Sein Kampf mit der Kurie erwärmt uns nicht mehr. Wohl kommt es noch gegen die Anmaßungen der Kurie aus gewissen Volkskreisen heraus zu Protesten und Erklärungen, aber dabei bleibt es auch. Und wie diese Volkskreise sich scheuten, die Konsequenz ihrer Proteste zu ziehen und dieselben mit

der That zu vertreten, so ist es uns gleichgültig, wer in diesem Wortkampfe Sieger bleibt. „Die alte Reichsidee war gesprengt, aber es gab keine durchgreifende neue."

Unter dem Banner des Kaisertums hatte das deutsche Volk seine Kolonisationsarbeit begonnen. Es war eine religiöse, eine kulturelle Idee, welche dieser Arbeit zu Grunde lag, und weit sahen wir sie vordringen mit den rodenden Prämonstratensern und den Mönchen des Ackerbaus, den Cisterziensern. Stadt- und Landvolk, Bürger und Bauer vertrauten sich der Führung dieser Männer harter Entsagung und Arbeit. Auf demselben Wege drang dann der deutsche Orden nach. Auch in seinem Gefolge fand sich Kaufmann und Bauer ein, und so ward diese christlich-ritterliche Eroberung die einzige, welche dem deutschen Volke für immer gewonnen blieb. Alle andern Eroberungsversuche des deutschen Adels in Nordeuropa, wie auf der apenninischen Halbinsel und an der syrischen und afrikanischen Küste, gingen dem deutschen Volke wieder verloren. Mit der Zeit aber verglimmte die ursprünglich religiöse Idee, das reale Lebensinteresse trat an ihre Stelle. Der universal-christliche Gedanke ward von dem Kosmopolitismus des deutschen Bürgertums ersetzt, der Kaufmann trat in die Bahnen der Heidenbekehrer. Es ist ein Auseinanderfluten aller Volkskräfte, vor dem wir stehen; sie zusammenzuhalten besaß das deutsche Königtum die Macht nicht mehr. Wollte es sich auch nur den Namen einer Obermacht erhalten, mußte es Fühlung zu gewinnen suchen mit einem Teile dieser selbständig wirkenden Volkskräfte, und diesen Versuch sehen wir seit Rudolf von Habsburg stets wieder erneuert. Es waren die adeligen Kreise, die Ritterschaft, welche den Königen Rudolf, Adolf, Albrecht und selbst noch Heinrich VII zuströmte, das Element einer vergangenen Zeit, es war das Bürgertum, an welches sich Ludwig der Bayer heranmachte, das Element der Gegenwart und des fließenden Lebens.

„Am wenigsten ohne Zweifel hat sich der deutsche hohe Adel an dieser expansiven Bewegung beteiligt. Das Pfaffenfürstentum ist in den Formen stehen geblieben, die es unter den Staufern gewonnen hatte, es hat für die deutsche Kultur so gut wie nichts mehr geleistet, es hat die Aufgaben der Heidenmission gänzlich vernachlässigt. Betrachten wir das gesamte deutsche Fürstentum, so steht es wie fest gefroren in den Formen der alten Lehensverfassung, es bewegt sich in den Interessen der vorigen Jahrhunderte. Während die unteren arbeitenden Klassen sich über halb Europa ausbreiten, arbeitet sich das Fürstentum ab im Kampfe mit dem Papsttum, in dynastischen Entwürfen, Kämpfen und Wahlintriguen."

Da ist es nun merkwürdig zu sehen, wie es den lebendig emporringenden Volkskräften in den Städtegebieten Schwabens und Frankens allmählich gelingt, dieses alte Fürstentum vollkommen zu zersetzen. Den Anfang dieses Zersetzungsprozesses verfolgten wir ebenso in Bayern, aber der bayerische Bauer klebte fest an seiner Scholle, an der Kolonisationsarbeit beteiligte er sich kaum mehr, und auch die geographische Lage Bayerns versagte dem Bürgertum die erforderliche Kraft, zugleich den Zersetzungsprozeß nach der einen, den Entwicklungsprozeß nach der andern Seite zu vollenden. Das Land, welches der zweite Wittelsbacher eine „Monarchie" nannte, schien die Grundlinien ausgebildet zu haben, auf welchen ein konzentrischer staatlicher Abschluß möglich war. Und doch kam es hier ebensowenig zu einem solchen, wie dort, wo die Bewegung eine centrifugale blieb. Schon die ewigen Teilungen und Fürstenkämpfe zeigten uns, daß ein staatliches Gesamtinteresse kaum mehr in dem Bewußtsein des Bauernvolkes lebte. Wohl sahen wir, wenn die Konflikte gar zu große Dimensionen annehmen wollten, die Stände energisch einschreiten und zur Versöhnung wirken, wohl sproß nach der Mühldorfer Schlacht in der Volksdichtung und Sage etwas wie nationales Gefühl empor, aber den festen Punkt abzugeben, an dem sich die Bewegung ringsum allmählich gestaut hätte, vermochte die zersplitterte Macht der Wittelsbacher nicht, die zersplittert blieb trotz aller Bemühungen Ludwigs. Denn an diesem Punkte versagten die natürlichen Kräfte des Landes und Volkes. Und wenn auch Ludwig die Pfalz von dem bayerischen Herzogtum wieder abstieß, eine vollständige Zusammenfassung der Kräfte und Mittel seines Landes gelang ihm trotzdem nicht. In hartem Ringen sahen wir den Wittelsbacher sich abmühen Tag für Tag, ja Stunde für Stunde, werfen wir einen Blick auf seine rastlose Beweglichkeit;

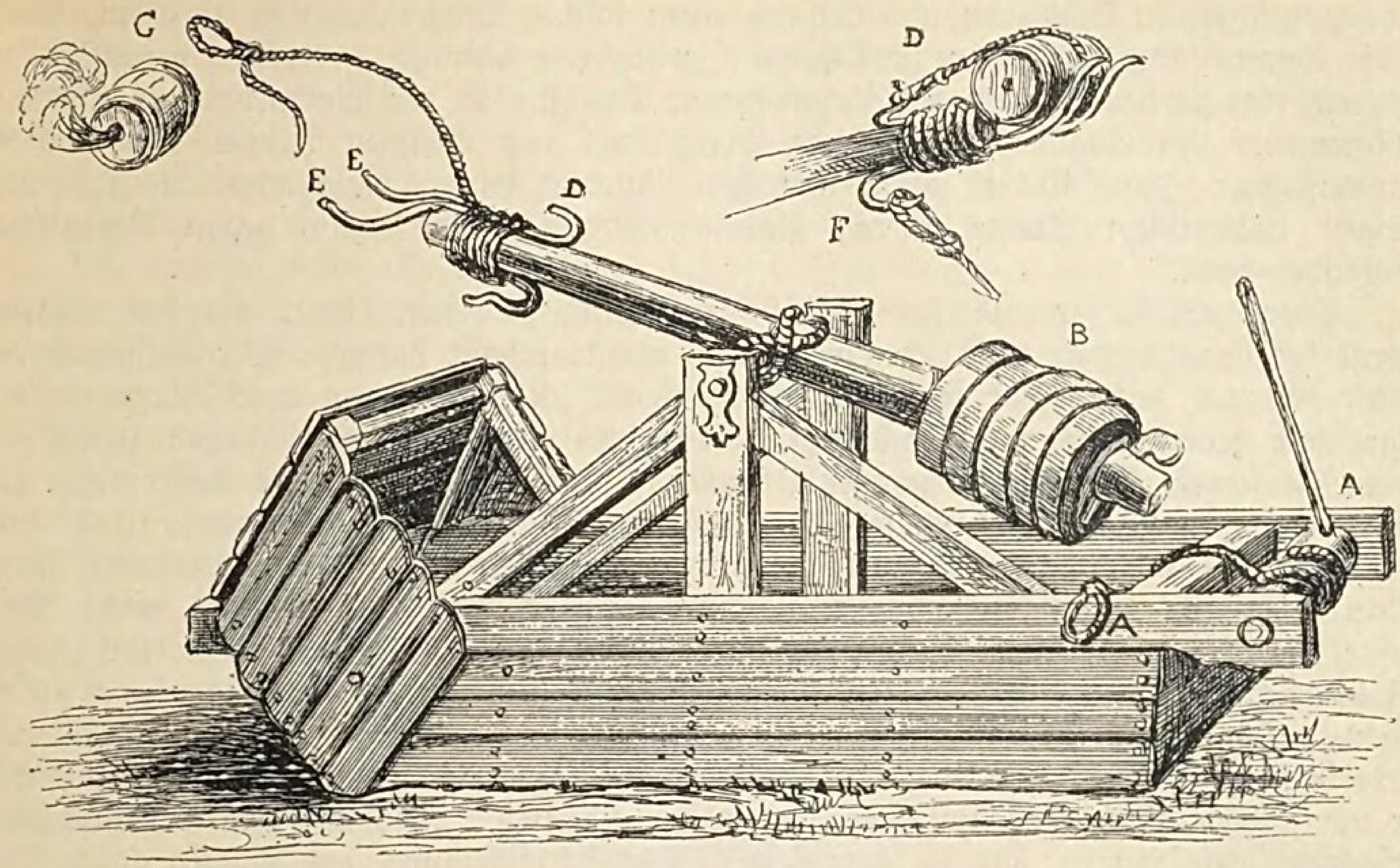
aber alle Früchte, die er einheimste, kamen kaum in Betracht gegen den Reichtum, der seinem böhmischen Rivalen gewissermaßen spielend in den Schoß fiel.

In Böhmen vereinigte sich mit dem unverbrauchten natürlichen Reichtum des Landes der raubritterlich-kecke Mut einer jungen Dynastie, und während Bayern stets der feindlichen Invasion von Ost und West offen dalag und dazu vergessen hatte, sich einen Vorpostengürtel anzulegen, zeigte Böhmen eine innere geographische Geschlossenheit von Natur, die es wohl zum Ausgangspunkt, nicht aber zum Ziel oder zur Durchgangszone von Eroberungszügen geschaffen erscheinen ließ. „Wenn früher die Reichtümer der normannischen Monarchie die Staufer nach Apulien und Sicilien gelockt hatten, so übte jetzt das böhmische Königreich eine ähnliche Anziehungskraft auf die deutschen Fürstenhäuser: Oesterreich, Kärnten, Luxemburg haben hier nacheinander sich festzusetzen versucht.“ Dem Luxemburger Hause gelang das Wagestück, und daß es ihm so glücklich gelang, hatte seinen Grund allein darin, daß Böhmen der Luxemburger Dynastie sofort zum Mittelpunkt ihrer Interessen und Fürsorge wurde. Die natürliche Sicherheit des Landes war der feste Boden, auf welchem auch trotz des unruhigen, verschwenderischen und intriguanten Wesens eines Johann eine staatliche Verwaltung gedeihen konnte, ohne sofort zu scheitern. Hinter seinen glücklichen Fortschritten trat der Einfluß seiner habsburgischen Rivalen immer weiter zurück. Das Ermatten dieses Gegensatzes zeigte sich uns schon längst, während der Gegensatz Luxemburg-Wittelsbach sich immer greifbarer emporarbeitete.

Dieser Gegensatz kam zum Ausdrucke in dem Bündnis, welches Johann von Böhmen im Januar 1332 zu Fontainebleau mit dem Könige Philipp VI von Frankreich abschloß, mit dem im Jahre 1328 das Haus Valois den französischen Thron bestiegen hatte. War der Bund auch zunächst gegen den Herzog Johann von Brabant gerichtet, so war in demselben doch bereits der Fall vorgesehen, daß König Johann oder sein Sohn Karl römischer König oder Kaiser werde. Damals verlobte der Luxemburger die bereits fünfmal verlobte böhmische Prinzessin Gutta dem Kronprinzen Johann von Frankreich; die Heirat fand am 28. März 1332 statt; Gutta ward die Ahnfrau aller späteren Könige aus dem Hause Valois, sowie der mächtigen Herzoge von Burgund.

Im Sommer 1332 zeigte sich indes wieder, daß mit den fortwährenden Versöhnungen gar nichts erreicht wurde. Man belog sich bei solchen Gelegenheiten gegenseitig, indem man der Erforschung der Ursachen all dieser Wirren beständig aus dem Wege ging. Als der Kaiser mit den beiden niederbayerischen Herzogen Straubing belagerte, eilte König Johann von Paris herbei und hatte eine Zusammenkunft mit Ludwig in Nürnberg, wobei es am 23. August zu einem Bündnis kam, welches ebenfalls durch ein Familienband befestigt werden sollte. Der Friede mit Heinrich d. ä. von Niederbayern wurde wieder hergestellt, kurz, wir befinden uns wieder in der ganzen kraft- und saftlosen politischen Mache, deren zähe Lebenskraft wir schon des öfteren zu bewundern Gelegenheit hatten, ohne jemals ein dauerndes Resultat verzeichnen zu können.

Im November kam König Johann nach Avignon zum Papste. Hier regnete es natürlich Vorwürfe betreffs seiner Freundschaft mit dem Kaiser. Für diesen aber war es gut, „daß die unruhige, fieberhafte und im Grunde doch ergebnislose Thätigkeit, welche Johann in Paris, Avignon, in Italien entfaltete, die Mittel und den Einfluß Böhmens zersplitterte.“ Weder in seinem Verhältnisse zu dem deutschen Episkopate, den man kaum mehr unter diesem einheitlichen Namen zusammenfassen kann, so weit liegen seine Interessen und Bestrebungen auseinander, so verschieden ist die persönliche Stellung der einzelnen Bischöfe, noch in der Haltung des übrigen Klerus und der Orden, von denen nur die Dominikaner ganz auf der Seite des Papstes standen, lag der Hauptgrund der unentschiedenen, fast stets in Extremen sich bewegenden Stimmung des Kaisers. Der Bann hatte gewiß nicht die Wirkung, daß er darüber hätte in Besorgnis geraten können. Riezler faßt an dem richtigen Punkte an, wenn er die „Seelenangst“ des Kaisers als ein nicht zu übersehendes Moment für die Entwicklung des Kampfes mit der Kurie mit in Anschlag bringt. Wir stehen im Zeitalter der Mystik, d. h. in einer Periode der deutschen Geistesentwicklung, in welcher die naive Erkenntnis realer Thatsachen unmöglich geworden ist, in der die Deutung der Geschehnisse Köpfe und Herzen erfüllt und



Ballist (Schleudermaschine).

Die Maschine ist gerade in Thätigkeit; in geladenem Zustande ist die Schlinge A in D eingehakt (wie bei F ersichtlich). B besteht aus Stein oder aus Metall (Eisen, Blei). C ist ein Faß, das mit Eisenstücken oder mit Brennstoff, der kurz vor dem Abschießen entzündet wird, gefüllt ist und wie aus der oberen kleinen Figur zu ersehen, mit einem Seil auf EE gehalten wird. Wenn nun die Schlinge A von D gelöst wird, so dreht sich der Balken und schleudert das Geschoß fort. — Darstellungen solcher Kämpfe auch in Bd. I Seite 473 und in Bd. II Seite 26. — Nach M. Viollet-le-Duc.

verwirrt, da eben die natürliche Betrachtung der Dinge aus ihren Bahnen gewichen und infolgedessen für eine Erkenntnis der Natur und des Realen keine Vorarbeit, keine Grundlage geschaffen ist. Die katholische Religion ist zur Theorie geworden und hat den natürlichen Boden, aus dem sie sich einstens erhob, verloren, sie beginnt ihre furchtbare negative Wirkung, wie sie jedes seelenlose Gespenst auf das fließende Leben übt. Und von dieser negativen Wirkung sehen wir den Kaiser erfaßt. „Stoßweise, je nachdem Mißerfolge das Vertrauen in seine Sache wanken machten, kamen Unruhe und Zweifel über das weiche und schwankende Gemüt des Kaisers.“ Daß in einer solchen Zeit der willkürlichen Deutung, in einer Zeit, da die Idee des Monotheismus gewissermaßen eine Neugeburt im nationalen und individuellen Geiste erfuhr, der Aberglaube den weitesten Spielraum gewann, ist ebenso natürlich, wie das Vorgehen eines Duns Scotus, des Zeitgenossen des Thomas von Aquin, der sich gegen die scholastische Haarspalterei nicht mehr anders zu helfen wußte, als daß er der Theologie den Rang einer Wissenschaft absprach und ihr viel mehr praktische als theoretische Bedeutung beilegte. Und in der Nähe des Kaisers weilte der Mann, der auf diesem Wege bis zur radikalen Verneinung vorgegangen war. Dem Franziskaner Wilhelm von Occam wurde selbst das Dasein und die Einheit Gottes zum bloßen Glaubensartikel. Von hier aus gab es nur zwei Wege, entweder „Glauben und Buße thun“, dazu Abweisung aller Vernunfterkenntnis oder Verleugnung und Umsturz der katholischen Lehre. Und beide Wege werden wir sehr bald beschritten sehen. Bei dieser Grundstimmung der Gemüter ist es natürlich, daß eben das Kaisertum im alten Sinne des Wortes, als anerkannter Mittelpunkt der religiösen Kultur keinen Boden mehr zu fassen vermochte. Auch die staatliche Umwälzung geht, wie wir dies bisheran verfolgten, in nationaler und individueller Richtung weiter und muß gerade in den Ländern am radikalsten vorgehen, wo bisher das nationale Element hinter dem universal-christlichen am weitesten zurückgestanden, in den Ländern des alten Kaiserreiches. Hier waren zu einem staatlichen Gesamtleben alle Grundlagen zerstört. Sollte es zu einer Einheit und Zusammenfassung kommen, so konnte dies nur auf dem Wege des Bündnisses und Interessenausgleichs geschehen. Und während es

Ludwig gelang, in Schwaben und Bayern einen solchen Staatenbund zu errichten, indem er die kleinsten Einzelexistenzen zum Beitritt aufforderte und ihre Interessen berücksichtigte, scheiterte ein gleicher Versuch der Luxemburger Dynastie in der Lombardei und Toskana vollkommen. Im August 1333 verließ Prinz Karl von Böhmen Parma und trat die Heimreise an. Im Oktober folgte ihm sein Vater Johann, nachdem er die ihm noch übrigen italienischen Städte Lucca, Parma, Modena und Reggio gegen Barzahlung verpfändet hatte.

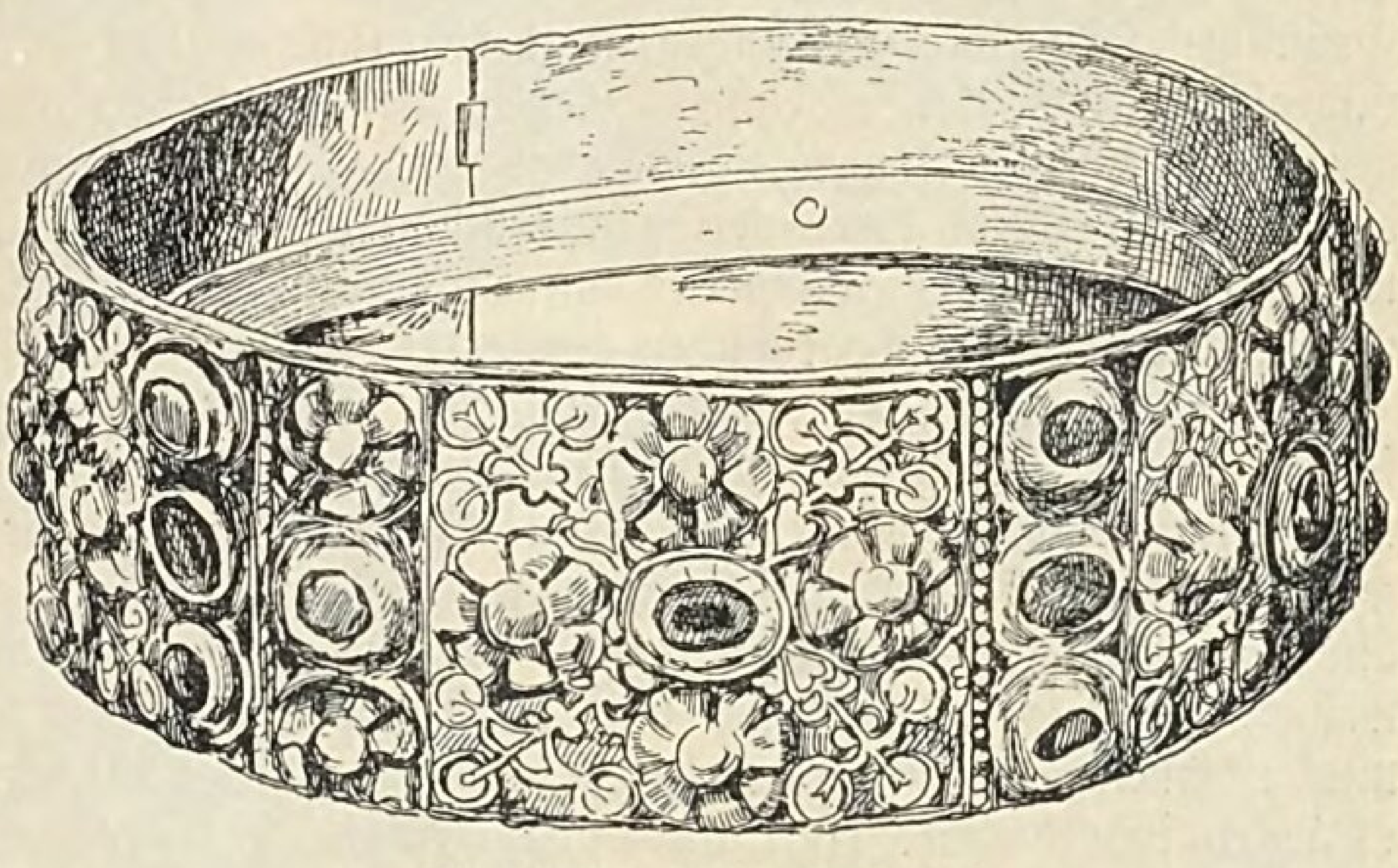
Aber auch Kaiser Ludwigs Politik gewann durch jenen Bund mit den Städten vorerst den innern Halt nicht, den er davon mochte erhofft haben. Wir müssen immer wieder betonen, daß gerade seine Bestrebungen als „Kaiser" einem durchschlagenden Erfolge nach jener Seite entgegenstanden. Vorwärts und rückwärts schauend zogen zwei Zeiten an seinem Denken: Vergangenheit und Zukunft, und dieser stete Kampf ließ eine ruhige und besonnene Ausnützung der Gegenwart nicht zu. Im Jahre 1331 hatte Johann XXII durch eine Bulle die Trennung Italiens und Frankreichs vom Reiche erklärt. Er zog damit die Konsequenz einer thatsächlichen Entwicklung. Ende 1332 mußte Johann von Böhmen nach Paris eilen, um König Philipp mit seinen italienischen Erfolgen auszusöhnen. Die beiden kamen überein, den Kaiser zur Abdankung zu bewegen. Die deutsche Krone sollte dem Schwiegersohne Johanns, Heinrich XIV von Niederbayern zufallen, und dieser das Königreich Arelat dann dem Franzosen abtreten, der um solchen Preis dem Luxemburger Italien überließ. Also auf Kosten Deutschlands versuchten diese Herren sich zu bereichern. Die Entschädigung des Kaisers sollte seine Aussöhnung mit dem Papste sein. Kaiserkrone und Kirchengnade waren zu Handelsartikeln geworden. Man hat darüber, daß Ludwig im November 1333 zu Rotenburg und im Dezember zu Frankfurt seine Einwilligung zu diesem Plane gab, vielfach Vermutungen angestellt. Der einfachste Grund liegt wohl da, wohin Riezler andeutend weist, daß Ludwig darauf Bedacht nahm, seine territoriale Machtstellung zu sichern, daß er es fühlte, wie dieser Sicherstellung die Aufrechterhaltung seiner königlichen Würde nur hinderlich war. Dabei aber hatte Ludwig mit einem Faktor nicht gerechnet. Die schwäbischen Städte hatten mit dem Könige und Kaiser, nicht mit dem Wittelsbacher paktiert und protestierten nun, als Kunde von jenen geheimen Abmachungen in die Oeffentlichkeit drang, laut gegen dieselbe. Ludwig sah sich infolgedessen gezwungen, noch ehe es in Avignon zu einer Entscheidung gekommen war, ein seine Abdankung betreffendes Abkommen einfach abzuleugnen. Und wohl konnten ihn die Beweise von Anhänglichkeit, die ihm aus den Reichsstädten kamen, ebenso wie die Nachrichten aus Avignon, wo eine Spaltung im Kardinalskollegium eingetreten war, zum Ausharren ermutigen. Wieder tauchte der Gedanke an ein allgemeines Konzil auf. Es kam zu keiner Verwirklichung desselben, da Johann XXII am 4. Dezember 1334 starb.

Doch auch mit dem Nachfolger des Papstes, Benedikt XII, einem Cisterzienser und Südfranzosen, spannen sich die ergebnislosen Unterhandlungen fort. Aus diesem Wirrsal von Fragen und Antworten konnte nur ein unverhofftes Ereignis die Bahn zu positivem Vorgehen wieder frei machen. Hatte Ludwig versucht, direkt mit dem neuen Papst ein Einverständnis zu gewinnen, so waren diesem Versuche sofort die Könige von Frankreich und Böhmen entgegengetreten, so daß die Gesandtschaften Ludwigs im Jahre 1335 aus Avignon ohne Ergebnis heimkehrten. Der nur mühsam verdeckte Gegensatz Wittelsbach-Luxemburg trat in seiner ganzen Schroffheit wieder zu Tage und ihn abermals zu bemänteln gelang diesmal nicht, da in Bayern Ereignisse eingetreten waren, welche einen Appell an die Waffen zur Folge hatten.

Am 18. Juni 1333 war Heinrich XV, der Natternberger, gestorben. Noch ehe es wegen seiner Hinterlassenschaft zu einer Einigung kam, starb auch Otto IV von Niederbayern am 14. Dezember 1334. Die persönlichen Streitfragen der überlebenden Wittelsbacher aber nahmen durch den Tod Herzog Heinrichs von Kärnten, der am 2. April 1335 erfolgte, einen weiteren Umfang an. Der Gegensatz Wittelsbach-Luxemburg ward allen Augen offenbar. Nur in Kärnten war ein Erbe vorhanden, Heinrichs Tochter, Margareta Maultasch, welche dem dreizehnjährigen böhmischen Prinzen Johann Heinrich

vermählt war. König Johann hatte, wie wir hörten, für seinen Sohn bereits die Huldigung der Stände entgegengenommen. Ebenso hörten wir von dem Vertrage (Oktober 1330), den Kaiser Ludwig mit den Habsburgern betreffs der kärntnischen Erbschaft geschlossen hatte. Jetzt war der Augenblick des Handelns gekommen, und für Ludwig konnte nur die Frage sein, ob er an dem Vertrage mit Habsburg festhalten oder gegen Habsburg mit Luxemburg paktieren sollte, um Kärnten zu gewinnen. Riezler zeigt, daß Ludwig beide Wege ins Auge faßte, daß er daran dachte, Tirol von Böhmen gegen Brandenburg einzutauschen, daß diese Absicht jedoch an der ablehnenden Haltung des tiroles Adels scheiterte. Ebenso hatte Ludwig sein Abkommen mit den Oesterreichern erneuert, war diesen gegenüber aber bereits einen Schritt zurückgewichen, indem er ihnen das Etschthal zu Kärnten überließ. Und wiederum erwies sich das Sehen und Schwanken nach zwei Seiten für Wittelsbach verderblich. Während die Habsburger in Kärnten einrückten und dasselbe mühelos besetzten, hielt Ludwig mit der Besetzung Tirols zurück.

Wie furchtbar damals der Zweifel an seinem eigenen Glücke die Seele des Kaisers erfaßt haben mochte, zeigt sich in dem Umstand, daß er in derselben Zeit, da er zum Kriege gegen Böhmen rüstete, die schweren Bedingungen, welche Benedikt XII ihm gestellt hatte, sich anzunehmen entschloß. Es war umsonst. In Avignon besaßen Luxemburg und Valois das Uebergewicht, und auch die zweite Gesandtschaft Ludwigs an den Papst kam ohne die ersehnte Antwort heim. Das Jahr 1335 ging zu Ende, ohne daß es zu einer Entscheidung auf irgend einer Seite gekommen wäre. Aber die gewaltigen Rüstungen, welche man traf, ließen diese Entscheidung zum nächsten Jahre erwarten. Infolge der Unentschiedenheit Ludwigs glückte es indessen Karl, dem Sohne Johanns von Böhmen, im Januar 1336 in der Grafschaft Tirol die Pflegerschaft zu übernehmen. Und wie dieses Jahr begann, so endete es für Ludwig mit einer empfindlichen Niederlage, welche der Kaiser seiner eigenen Unentschlossenheit zu danken hatte. Trotz eines zu Regensburg am 26. September 1335 zwischen Ludwig und König Johann vereinbarten Waffenstillstands, in welchen die österreichischen Herzoge eingeschlossen waren und der bis Johanni 1336 dauern sollte, rückte Johann noch im Februar 1336 mit gewaltiger Mannschaft an die mährisch-österreichische Grenze. Zwar stellte ihm Herzog Otto bald ein gleich starkes, wenn nicht stärkeres Heer entgegen; als aber die Hilfsvölker Ungarns für Böhmen heranrückten, suchte Otto mit seinem Heere das Weite. Doch auch Johann war nicht in der Lage, die günstige Situation auszunutzen, er ging auf Prag zurück, nachdem er in die eroberten Burgen und Städte Mannschaften gelegt. Im Juni wollte Johann den Krieg in Niederösterreich wieder beginnen, als die Kunde kam, der Kaiser sei mit großem Heere in Niederbayern eingefallen und verwüste das Land von Johanns Schwiegersohne auf das furchtbarste. Sofort brach der Böhmenkönig auf, ritt gen Straubing, das Heer folgte in Eilmärschen nach. Bei Landau an der Isar bezogen die Böhmen und Niederbayern ein gemeinschaftliches Lager, während sich um die Mitte August das kaiserliche Heer mit dem österreichischen bei Schärding am Inn vereinigte. Auch dieses vereinigte Heer zog nun an die Isar heran.



Die eiserne Krone der Lombardei.

Indessen hatte auch Markgraf Karl von Mähren versucht, aus Tirol das Innthal herab seinem Vater zu Hilfe zu eilen. Markgraf Ludwig von Brandenburg aber versperrte ihm von Kufstein aus den Weg, so daß der Sohn des Böhmenkönigs auf Innsbruck

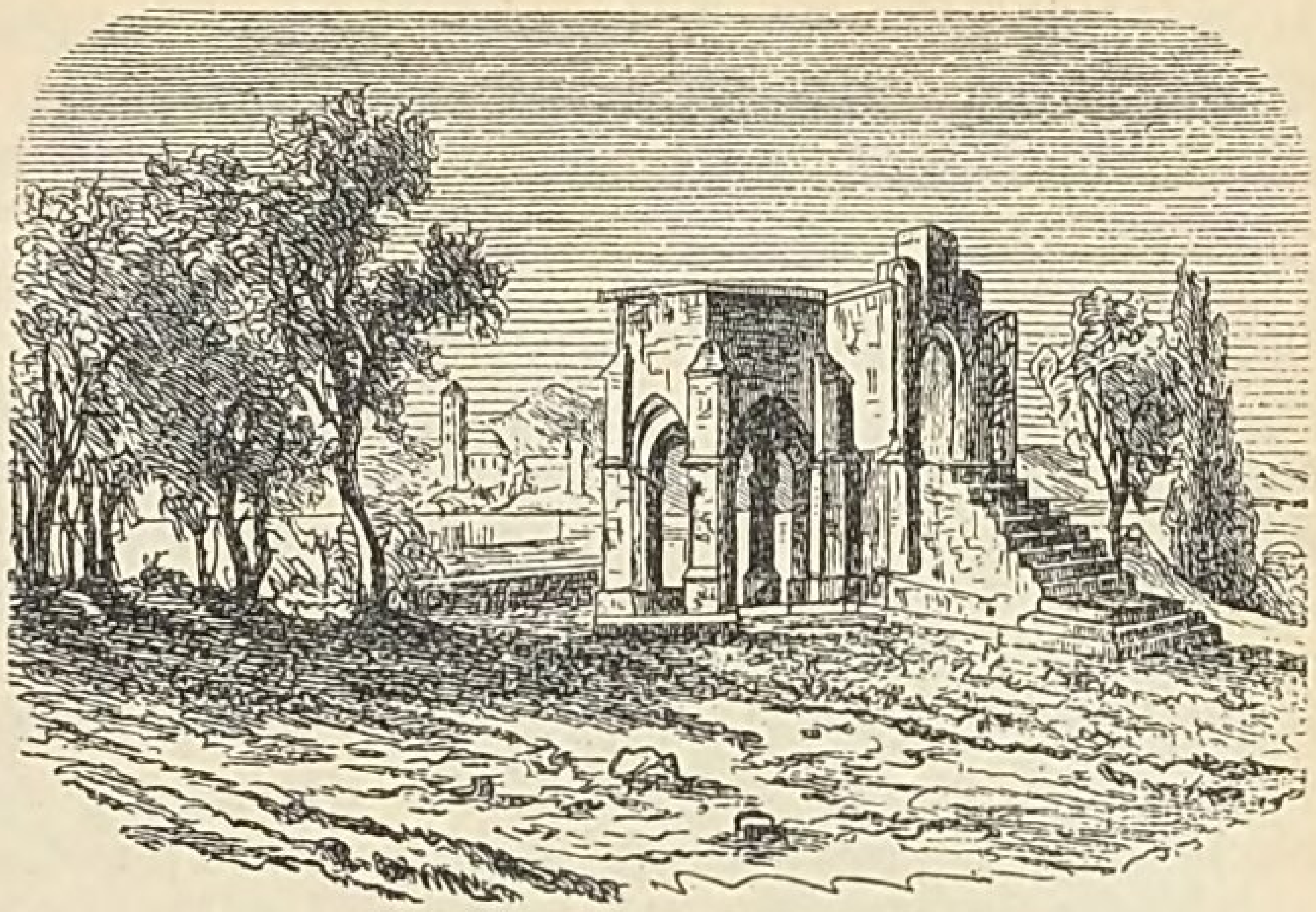
zurückzog. Doch auch bei Landau kam es zu keiner Entscheidung. Kaiser Ludwig brach sein Lager ab, zog über Passau nach Linz, um in Böhmen einzufallen. Auf diesem Wege aber verdarb er es durch eine unzeitige Forderung mit den Habsburgern und trat über Niederbayern, das er abermals grausam verwüstete, sofort den Rückzug an. Ludwig hatte sein altes System befolgt, mit den Kräften und auf Kosten seiner Verbündeten seine Eroberungen zu machen. Nachdem er Tirol für verloren ansehen mußte, verlangte er von den Habsburgern die Abtretung von einigen Burgen im Enns- und Donauthal. Die aber fühlten sich stark genug, ihr Besitztum zusammenzuhalten, wiesen den Kaiser ab und schlossen mit Böhmen den Frieden zu Enns am 9. Oktober. Habsburg und Luxemburg trugen die schöne Beute der Kärntner Lande heim, und Wittelsbach ging abermals leer aus. Auch der Besitz der Kaiserwürde vermochte diesem Geschlechte die Erkenntnis des gemeinsamen Interesses der von ihm regierten Länder nicht zu erwecken. Niederbayern mußte die Kosten des Kampfes mit blutigem Solde bezahlen, und ein Wittelsbacher war es, der diesen Blutzoll erpreßte. Dürfen wir ihn allein verantwortlich machen dafür? Wir glauben kaum. Sehen wir zurück auf die ganze Entwicklung seines Geschlechts, sehen wir hin auf den Zwiespalt in der Entwicklung des bayerischen Volkes selbst, das seit Tassilos Zeiten aus dem Gegensatze von Ost und West, von Nationalität und Kosmopolitismus sich nicht herauszuwinden vermochte, sehen wir auf die bodenlose Verwirrung der Geister in dieser Zeit, auf das Gespenst der Kaiseridee, das mit einem Nebelschleier den Blick des Wittelsbachers umhüllte und ihn an die Vergangenheit gefesselt hielt, wo allein ein freies, rücksichtsloses Erfassen der Zukunft retten konnte, betrachten wir alle diese Bande des Blutes, des Geschlechts, der Vergangenheit, einer verlogenen Romantik und einer unverstandenen Geschichte, und wir dürfen uns nicht wundern, daß ein Mann in solchen Banden den festen Boden der Gegenwart zuweilen vollkommen verliert.

Riezler nimmt an, daß damals ein gutes Einvernehmen zwischen dem Kaiser und seinem Vetter wenigstens notdürftig hergestellt ward, da der letztere im Januar 1337 mit seinem Schwiegervater gegen die heidnischen Litthauer zog. (In Parenthese sei erwähnt, daß Herzog Heinrich bei dieser Gelegenheit hoch oben in Ostpreußen die Bayerburg anlegte.) Wir glauben, er durfte seinen Zug auch ohne Einvernehmen mit Ludwig wagen, da dieser allein stand und die Macht nicht besaß, von neuem gegen Niederbayern und Böhmen ins Feld zu ziehen. So sehr aber auch seine Feinde gegen ihn arbeiteten, es ward ihm damals eine unerwartete Hilfe. Die Unterhandlungen mit der Kurie waren namentlich dank der französischen Intriguen resultatlos verlaufen. Nun aber erweckte sich Frankreich einen Feind, der ihm mit zäher Hartnäckigkeit über ein Jahrhundert zu schaffen machen sollte. Frankreich hatte den Schotten Hilfe gegen König Eduard III von England geleistet. Ja im Jahre 1335 sammelte sich eine französische Flotte im Kanal, und Eduard sah sich genötigt, von seinen schottischen Kriegspfaden herbeizueilen, um Frankreich die Stirn zu bieten. Die Stellung Frankreichs, sein Bündnis mit der Kurie gaben dem bevorstehenden Kriege von vornherein den Charakter einer europäischen Verwicklung. Eduards Streben ward darauf gerichtet, an der Spitze einer Koalition Frankreich entgegenzutreten, und die Furcht der großen Vasallen des Kaiserreichs vor französischer Annexion kam diesem Streben ebenso, wie der Streit des Kaisers mit dem Papste zu statten. „Eduard griff der Politik Godolphins und Pitts vor“ und wurde der Kriegszahlmeister der deutschen Aristokratie. Seine Subsidien erkauften die Hilfe von Hennegau, Geldern, Jülich; der Herzog von Brabant erhielt 60000 Kronen. Im Juli 1337 schloß Eduard mit König Ludwig einen Vertrag: für 300000 Goldgulden sollte der Kaiser den Engländern 2000 Lanzen stellen.

Wer aber in diesem Vorgehen Ludwigs ein positives Wollen, eine entscheidende Erkenntnis suchen möchte, dürfte sich getäuscht sehen. Das Wort „Initiative“ kennt auch Ludwig kaum, fast so wenig, wie sein ganzes Geschlecht und Volk dasselbe kannten. Im Oktober 1336 waren Markgraf Wilhelm von Jülich, des Kaisers Schwager, und Pfalzgraf Ruprecht, sein Neffe, zum Abschluß eines Bündnisses mit Philipp von Valois und mit neuen Instruktionen an die Kurie abgegangen. Von Verschlagenheit oder Unehrlich-



Herzog Heinrich von Niederbayern gründet 1337 die Bayerburg in Litauen.
Nach dem Gemälde von Baumann.



Der Königstuhl zu Rhense.

keit braucht dabei keine Rede zu sein. Ludwig schaute wie immer nach zwei Seiten zugleich. Die Bedientenrolle, welche er dem Luxemburger gegenüber in seinen ersten Regierungsjahren gespielt hatte, war seinem Charakter noch nicht fremd geworden. Und so sind denn auch die Zugeständnisse, welche er der Kurie machen ließ, dieser Charakterlosigkeit entsprechend. Er verleugnet seine treuesten Diener, indem er sagt, die strengen Kanonisten und frommen Theologen, welche die verschiedenen Appellationen für ihn geschrieben, hätten ihn, den einfältigen Rittersmann, betrogen und sogar Aktenstücke gefälscht; namentlich die Berufung an ein allgemeines Konzil sei ohne sein Wissen von einem seiner Geheimschreiber vorgebracht worden. Und derartig windige und kindische Ausreden in dem Munde eines Kaisers! Erwarten wir, daß sie etwas nützten? — Nein! — Im Frühjahr 1338 kehrten Ludwigs Gesandte wie immer ohne Ergebnis heim. Es war dieselbe Zeit, als die Unterhandlungen mit England begannen, feste Gestalt anzunehmen.

Einen großen Vorteil aber schien die Selbsterniedrigung Ludwigs vor der Kurie und Frankreich dem deutschen Volke bringen zu wollen. Es regte sich etwas wie allgemeines Schamgefühl der deutschen Nation gegenüber dem Patriotismus des Franzosenkönigs und seines französischen Papstes. Im März 1338 versammelte sich eine große Zahl deutscher Bischöfe, namentlich aus Süddeutschland und der Mainzer Kirchenprovinz, auf Antrieb des Mainzer Erzbischofs Heinrich von Virneburg, der nun zu Ludwig übergetreten war, in Speier. Der Kaiser erstattete ihnen Bericht über seine Verhandlungen mit der Kurie, und die Versammlung ordnete Boten nach Avignon ab, Ludwigs Sache dem Papste gegenüber zu vertreten. Es war umsonst. Der Papst konnte nicht. Er stand unter dem Drucke des Franzosenkönigs. Die abweisende Antwort des Papstes aber trieb die Fürsten vollends auf die Seite des Kaisers. Am 16. Juli 1338 gaben die Kurfürsten zu Rense die Erklärung ab, daß eine durch die Majorität der Kurfürsten vollzogene Königswahl der päpstlichen Genehmigung nicht bedürfe.

Endlich einmal eine patriotische That! Wie lange haben wir sie erwartet und wie lange noch wird es dauern, bis der Sinn dieser Erklärung Gemeingut des deutschen Volkes und damit zur wirklich nationalen That wird! Im August folgte diesen Vorberatungen ein Reichstag in Frankfurt, auf welchem etwa zwei Dritteile Deutschlands wirklich vertreten waren. Und die Reichsversammlung erkannte an, daß Ludwig seinen Pflichten gegen Papst und Kirche völlig Genüge geleistet habe; alles, was Johann XXII gegen ihn vorgenommen, wurde für rechtswidrig und nichtig erklärt und verordnet, daß jeder Geistliche, der sich dem ungerechten Befehle des Interdikts fügen würde, als Feind des Vaterlandes bestraft werden solle. „Nicht allein die königliche, auch die kaiserliche Würde sei vom Papste unabhängig, sie stamme direkt von Gott; der Kaiser stehe nicht unter dem Papste, aber der Papst stehe unter einem allgemeinen Konzil.“ Wir vernehmen die Töne einer kommenden Zeit. Am 8. August verlas Ludwig selbst im deutschen Ordenshause zu Sachsenhausen diese Beschlüsse, erklärte die Nichtanerkennung derselben für Hochverrat und erließ ein Manifest an die Christenheit, in welchem er den Prozeß Johanns XXII für ungültig erklärte.

Es war ein gewaltiger Vorstoß, den Ludwig gegen die Stellung des Papsttums machte, und bald darauf ergriff er ebenso die Offensive gegen den König von Frankreich. Aber wie der Kaiser jenen Schritt nie gewagt haben würde ohne die Zustimmung der

Fürsten, so war auch der englische König die Seele der gegen Frankreich geplanten Unternehmung. Und wie bisher sah Ludwig auch diesmal nach zwei Seiten. Trotz seines im Sommer 1337 mit Eduard abgeschlossenen Bündnisses setzte er bis Ende September 1338 seine Unterhandlungen mit König Philipp fort. In der gleichen Zeit beriet er eine Zusammenkunft mit dem englischen Könige. Eduard landete am 17. Juli 1338 in Antwerpen mit glänzendem Gefolge. Im August gelangte er rheinaufwärts bis Koblenz. Am 5. September ward hier eine feierliche Versammlung abgehalten, die durch den dabei entfalteten Prunk an die Tage der Staufer erinnerte. Auf hohem Throne saß Ludwig in kaiserlichem Schmuck, die Krone auf dem Haupte, das Scepter in der rechten, den goldenen Reichsapfel in der linken Hand haltend. Neben ihm etwas niedriger saß König Eduard und beide umstanden die hohen Reichsbeamten und die Kurfürsten mit Ausnahme Johanns von Böhmen. Vier Herzoge, drei Erzbischöfe, sechs Bischöfe, 37 Grafen und an 17 000 Barone und Ritter umgaben die beiden Herrscher. Nach Verkündigung einiger Reichsgesetze erhob sich König Eduard und klagte gegen Philipp von Frankreich, der ihm und seinem Sohne ihre Rechte vorenthalte. Auch Ludwig führte Beschwerde gegen Philipp von Valois, und mit Zustimmung der Fürsten erklärte er den König Philipp allen Schutzes und der Freiheiten des Reichs verlustig, sprach dem König Eduard das Erbteil seiner Vorfahren zu und ernannte denselben zum Reichsverweser in allen Landen diesseits Köln auf dem linken Rheinufer. Welche Steigerung das monarchische Ansehen Ludwigs infolge dieses Bündnisses erfuhr, zeigte zunächst der enge Anschluß der Habsburger an den Kaiser, dann aber die Thatsache, daß selbst der Papst aus seiner starren Zurückhaltung nunmehr heraustrat. Am 10. Januar 1339 ward mit den Herzogen Albrecht und Otto von Oesterreich ein Offensivbündnis gegen Niederbayern geschlossen: alle Eroberungen diesseits der Salzach und des Inns sollten an Ludwig, alle jenseits dieser Flüsse an Oesterreich fallen. Eine Klärung der Erkenntnis von dem gemeinsamen Wohl und Interesse der bayerischen Dynastie und des Landes brachte also auch die erhöhte Machtstellung dem Wittelsbacher nicht. Und wer möchte verkennen, daß dieser Bund gegen Niederbayern gleichzeitig und in der Hauptsache gegen den Schwiegervater des niederbayerischen Herzogs, gegen Johann von Böhmen gerichtet war? Der aber parierte den Schlag. Schon im Februar 1339 stand er mit Ludwig in Unterhandlungen; im März erschien der Böhmenkönig auf dem Reichstag zu Frankfurt, wo er zum Erstaunen aller alle seine Länder von Ludwig zu Lehen nahm und dem Kaiser Hilfe versprach gegen jedermann, auch gegen den Papst. Auch Heinrich von Niederbayern hatte die Aussöhnung mit dem Kaiser gesucht und gefunden, und sofort mit dem Nachlassen der allseitigen Spannung verlor auch das Bündnis mit England an Kraft und Bedeutung. Der positive Weg, den der Kaiser betreten, wurde wieder aufgegeben, und der Mummenschanz, den man zu Koblenz mit dem antiquarischen Hausrat des Kaisertums veranstaltet hatte, sank wieder in Vergessenheit. König Johann blieb mit seinen Sympathien auf der Seite Frankreichs, und als er nun wieder Einfluß bei dem Kaiser gewann, begannen bei diesem auch die alten Hoffnungen und Wünsche nach päpstlicher Absolution sich neu zu regen. Darüber aber ging das englische Bündnis vollends in Stücke. Der Feldzug des Jahres 1339 verlief resultatlos, da Ludwig seiner England gegebenen Zusagen gänzlich vergaß.



Siegel Eduards III, König von England.

Abermals kam das Glück dem Kaiser zu Hilfe. Anfang September 1339 starb Herzog Heinrich d. ä. von Niederbayern am Aussatz. Ludwig übernahm für dessen zehnjährigen Sohn Johann die vormundschaftliche Regierung, und als dieser am 6. April



Churverein zu Rense 1338.

Nach dem Gemälde von Rögge.

1340 auch starb, zog er Niederbayern ein und vereinte es mit Oberbayern. — „Merkwürdig ist das Jahr 1341 durch die vom Kaiser versuchte Wiederherstellung des Herzogtums Schwaben, mit welchem er seinen Sohn Stephan belehnte.“ So hat ein neuerer Geschichtschreiber die allerdings merkwürdigen Thatsachen gedeutet, welche sich auf Ludwigs süddeutsche Politik beziehen. Am 17. Juni 1340 wurde zu Nördlingen der schwäbisch-bayerische Landfriede vom Jahre 1331 erneuert und erweitert. Stephan, des Kaisers zweiter Sohn, wurde Hauptmann der verbündeten Herren und Städte. In den Jahren 1332 und 1334 kam auch am Rhein ein Landfriedensbündnis zustande, welches namentlich die Pfalz und die rheinischen Bistümer umfaßte. Und nun folgte am 1. Juli 1340 der Abschluß eines bayerisch-fränkischen Landfriedens. „Derselbe vereinigte außer dem Kaiser, seinen Söhnen und Oberbayern die Bischöfe von Bamberg, Eichstädt, Würzburg, den Abt von Fulda, den Burggrafen von Nürnberg, die Grafen von Henneberg und Kastell, die Herren von Hohenlohe, die Städte Bamberg, Würzburg, Eichstädt, Nürnberg, Rotenburg.“ Auch für dieses Landfriedensgebiet wurde Herzog Stephan zum Landfriedenshauptmann ernannt. Sehen wir, wie es Ludwig nicht gelang, die seit 85 Jahren getrennt fortgeschrittene Entwicklung in Ober- und Niederbayern sofort wieder zu einer einheitlichen zu gestalten, wie er selbst hier gezwungen war, auf dem Wege des Bündnisses und der Anerkennung der gegenseitigen Interessen und Rechte vorzugehen, so begreifen wir andererseits die große Bedeutung jener politischen Erfolge, welche in den Landfriedensbündnissen zu Tage treten. Auch im Elsaß erhielt Ludwigs Sohn um diese Zeit die Landvogtei. Wiederherstellung des Herzogtums Schwaben — fast möchte man glauben, Ludwig hätte diesen Gedanken verfolgt, wenn wir sehen, wie er bestrebt war, die zahlreichen schwäbischen Reichsgüter unter die unmittelbare Verwaltung seines Hauses zu bringen. Und es läßt sich nicht leugnen, daß dieses Vorgehen ein im höchsten Grade positives zu nennen ist, daß Ludwig hier in eine Bahn einlenkte, auf welcher ihm, seinem Hause und seinem bayerischen Lande ein dauernder Erfolg zu werden schien. Die wittelsbachische Hausmacht dehnte sich bedenklich aus, und bedenklich war es, daß Ludwig die Zeit nicht ablaufen ließ, in der man sich mit diesem Wachstum allmählich abgefunden haben würde. Schon im Jahre 1342 zog er die Grafschaften des eben damals verstorbenen Berthold von Neifen ein. Greisbach und Marstetten kamen mit dem Allodialgute des Grafen an Wittelsbach.

Es war dieselbe Zeit, da auch Ludwigs ältester Sohn, Ludwig der Brandenburger, zum Einschreiten für die Interessen seines Hauses im Norden veranlaßt wurde. An seinem Hofe weilte der seit dem Tode König Christofs von Dänemark durch den Grafen Gerhard von Rendsburg vertriebene Königssohn Waldemar, des Brandenburgers Schwager. Mit dem Ausbruch des englisch-französischen Krieges, welcher dem lübischen Handel große Vorteile versprach, trat die Notwendigkeit für die Städte ein, sich mit dem holsteinischen Adel auseinanderzusetzen. „Die Bildung eines neuen deutschen Adelsstaates auf den Trümmern der dänischen Monarchie schien sich vorzubereiten, eine Möglichkeit, welche die Städte mit der höchsten Besorgnis erfüllte.“ Anfang 1340 brachte Ludwig von Brandenburg zu Lübeck die Wiedereinsetzung Waldemars zur Sprache, und schon war der Kampf gegen den niederdeutschen Adel unter Führung Gerhards von Rendsburg eröffnet, als dieser am 1. April 1340 durch den Dänen Nils Ebbesen zu Randers ermordet wurde. Die innerhalb des holsteinischen Adels nun nach dem Tode seines Führers ausbrechende Anarchie trieb die Städte auch hier vollends auf die Seite des Wittelsbachers. Im Sommer 1341 rüsteten Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund und Greifswald eine Flotte gegen die adeligen Seeräuber. Aber ihre Macht reichte nicht aus. Sie wandten sich an den Kaiser, der ihnen im Sommer 1342 eine Schar schwäbischer und bayerischer Kriegsleute zu Hilfe sandte. Waldemar bestieg den dänischen Thron, der offene Kriegszustand wurde beendigt, die wittelsbachische Partei hatte einen bedeutenden Sieg errungen.

Betrachten wir diese Vielseitigkeit und Vielgeschäftigkeit der Wittelsbacher — dachte der Kaiser doch außer alledem in dieser Zeit auch noch an einen Heerzug nach Italien — so ist es nicht zu verwundern, daß das eben abgeschlossene Bündnis mit England in dieser Zeit nur geringe Resultate erzielte. Bei Sluys siegte am 24. Juni 1340 die

englische Flotte über die französische vollkommen. Als aber nun König Eduard vor Tournay zog, um es zu blockieren, blieb die Belagerung erfolglos. Philipp VI trat wie im Vorjahre aus der Defensive nicht heraus, und so gelang es dem Böhmenkönig, mit seinen Ermahnungen zum Frieden endlich durchzudringen. Im September 1340 kam es zu einem Waffenstillstand zwischen den kriegführenden Mächten. Ludwig verhandelte mit Frankreich weiter und gelangte endlich im Januar 1341 zu einem Bündnis mit Frankreich. „Das Bündnis mit England hatte eben nur auf einen Augenblick die deutsche Verfassung aus ihrer Zerfahrenheit gerissen.“

„Halten wir die allgemeinen Eindrücke fest“, — sagt Nitzsch — „so werden wir das Jahrzehnt von 1330 bis 1340 als diejenige Periode unserer Geschichte betrachten dürfen, wo die Expansion des deutschen Adels, nachdem sie bis dahin ununterbrochen fortgeschritten war, allmählich in Stillstand geriet. Er hatte im Jahre 1333 die Stellung, die er unter luxemburgischer Führung in Italien gewonnen hatte, geräumt; gegen den



Sieg der englischen über die französische Flotte bei Sluys.
Die Schiffe sind nach genauen Angaben damaliger Schriftsteller und Maler gezeichnet.

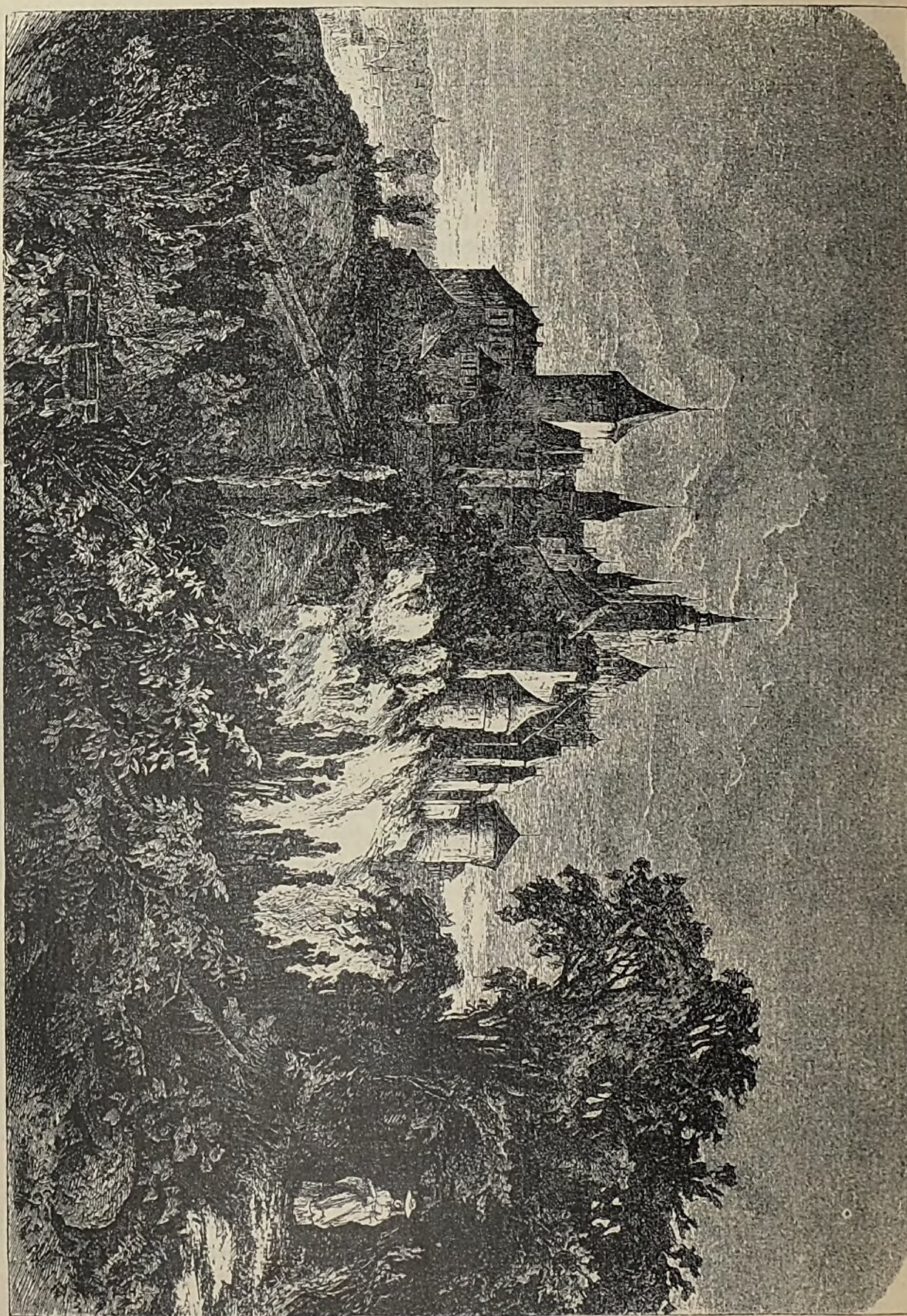
holsteinischen Adel, der sich zum Herrn der dänischen Inseln gemacht, erhob sich das halbvernichtete dänische Königtum zu einem verzweifelten, aber siegreichen Kampfe. Es läßt sich nicht verkennen, daß auf beiden Schauplätzen es wesentlich die städtischen Kräfte waren, in welchen die Reaktion gegen die ritterlichen Gewalten ihren eigentlichen Rückhalt fand. Die inneren Verhältnisse Deutschlands hat dieses Stocken der bisherigen aristokratischen Bewegung an ihrer Peripherie zunächst nicht eben berührt; der Gegensatz ritterlichen und städtischen Lebens blieb der feste Grundsatz unsrer damaligen Kultur; aber es war doch für die folgende Entwicklung nicht ohne Bedeutung, daß diese Zurückdrängung der adligen Kräfte von den Grenzen zu einer Zeit erfolgte, wo das deutsche Bürgertum durch seine ersten großen inneren Erschütterungen glücklich hindurchging und an innerer Widerstandskraft gewann.“

Das Wiedereintreten der Städte in die große Politik hatte seinen natürlichen Grund in der innerstädtischen Entwicklung, wie sie sich seit den letzten Jahrzehnten vollzogen und nun hier und dort zu beschleunigtem Abschluß gelangte. Das Aufkommen der sozialen Gegensätze zwischen Ratsgeschlechtern und Zünften erkannten wir nach dem Jahre 1256 als die Ursache, welche die große städtische Politik lahmlegte. Mit dem

ersten Ausgleich dieser Gegensätze, wie er nun namentlich in den süddeutschen Städten erfolgte, wo die Zünfte Sitz und Stimme in der städtischen Verwaltung und in den Ratskollegien errangen, mit der Auffrischung dieser Ratskollegien durch die neuen, unverbrauchten demokratischen Elemente gewannen die Städte selbst an innerer Solidität und dadurch zugleich an Widerstandskraft dem Adel gegenüber. Die Entwicklung in Süd- und Westdeutschland charakterisiert sich als auf diesem Gegensatze der gemischten städtischen Verfassung und der feudalen Organisation des Adels beruhend. Aber an den östlichen und nördlichen Grenzen des Reichs tritt uns gleichzeitig ein anderer Gegensatz gegenüber, der des nationalen Fürstentums, der territorialen Monarchie einerseits und wiederum des ritterlichen Adels andrerseits. Wir hörten, wie König Johann von Böhmen gegen die Bestrebungen seiner Aristokratie zu Felde zog. Seitdem lebte der böhmische Adel in Anarchie, bis Johanns ältester Sohn, der Markgraf Karl von Mähren, seine politische Wirksamkeit begann und allmählich ausdehnte. In Polen hatte Kasimir der Große 1333 den Thron bestiegen. Er ward zum Wiederhersteller der polnischen Monarchie und bediente sich der Aristokratie gegenüber dabei der Mittel, welche die Zeit ihm an die Hand gab. Städte und Dörfer ließ er durch deutsche Kolonisten gründen und in diesen Elementen des Verkehrs, Handels und der Ackerwirtschaft gewann er den gesunden Halt für eine konzentrierte Verwaltung. Den gleichen Weg schlug im Norden Deutschlands der Dänenkönig Waldemar ein. „Im Kampf mit dem holsteinischen Adel, der seine dänischen Positionen noch immer mit den Zähnen festhielt, hat er die Hilfsquellen und die Steuerkraft seiner Monarchie eigentlich erst entwickelt: an jedem Bach hat er königliche Mühlen gegründet.“ Mit Hilfe der deutschen Städte gelang ihm nach jahrelangem Kampfe die Befestigung seiner Monarchie.

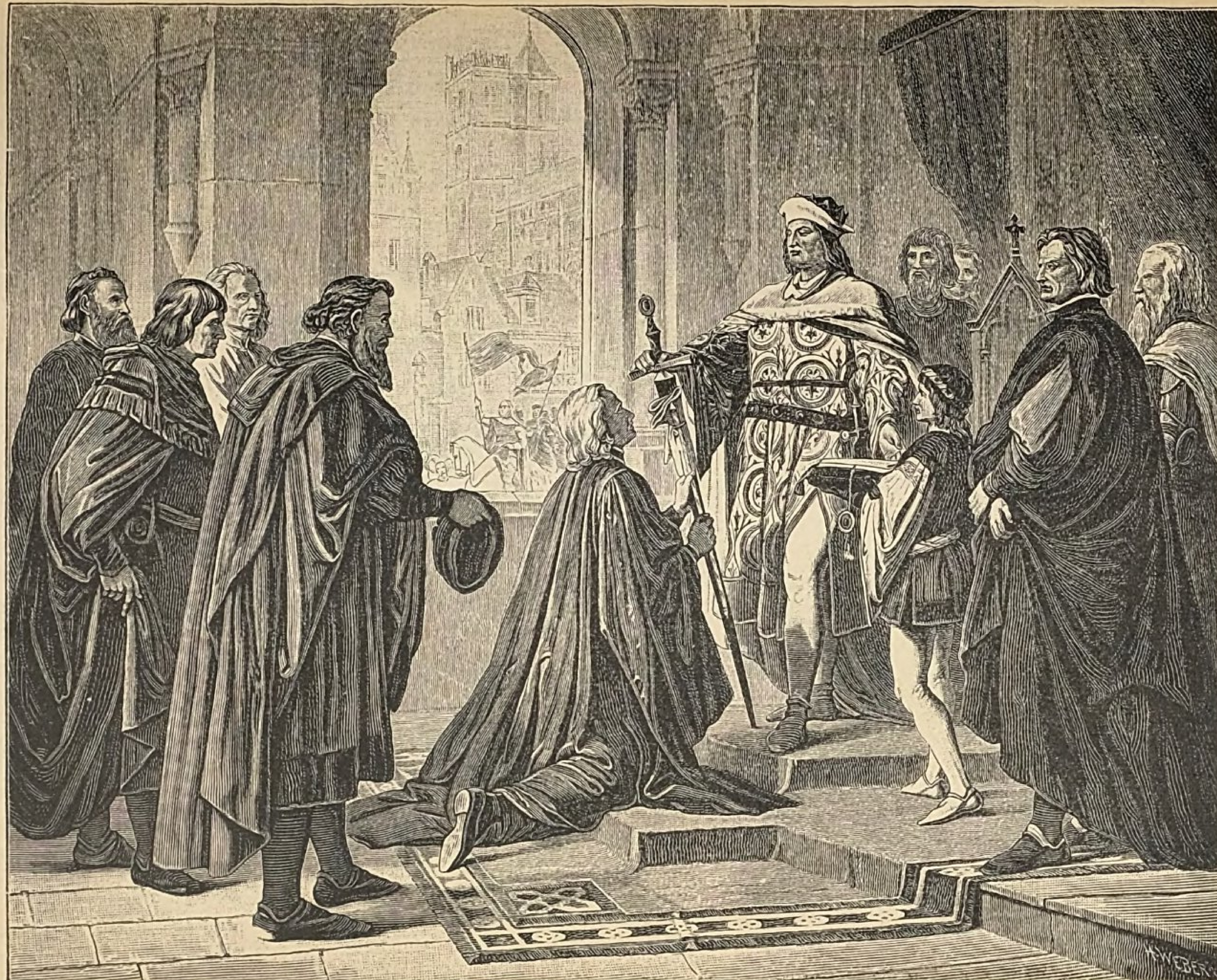
Es ist kein Zweifel, daß diese konzentrische Bewegung bei unsern Nachbarn im Norden und Osten als eine Reaktion aufzufassen ist gegen das geschlossene Vordringen und Erstarken der deutschen Kolonisation. Unter den also das deutsche Element mit dem fremden vereinenden Mächten fanden wir fast bis zum Ausgang der Przemysliden Böhmen an der Spitze. Hier hatte dann die Einheitlichkeit der nationalen Bestrebungen durch das Eindringen der Luxemburger einen Stoß erlitten, und erst jetzt mit der Charakterentwicklung Karls von Mähren errang die alte böhmische Politik wiederum die Oberhand. Karl war der Sohn der letzten Frau aus dem alten Herrscherhause der Przemysliden. Er konnte in seiner Natur und Politik diese halbczechische Abstammung nicht verleugnen. An dem Hofe des letzten Kapetingers und des ersten Valois' hatte Karl seine Jugend verlebt, die, was die Herausbildung des Gemütslebens betrifft, eine ziemlich vernachlässigte und verödete war. Aber die Betrachtung der Macht, womit das französische Königtum den Feudaladel im Zaum hielt, verfehlte ihre Wirkung nicht auf den empfänglichen Geist des Jünglings, der bald in Böhmen die gleichen Pfade einzuschlagen versuchte. Was er bezweckte, war ihm vollkommen klar, und in Mähren versuchte er zuerst nach der verunglückten Expedition seines Vaters nach Italien sein organisatorisches Talent. Die böhmische Königsmacht, seit dem Aussterben der Przemysliden vom Adel vielfach beschränkt und beeinträchtigt, sollte stark und achtunggebietend wieder aufgerichtet werden. Herstellung der materiellen und finanziellen Mittel mußte da die erste Aufgabe sein. Und mit konsequenter Energie gab sich Karl an die Auslösung der massenhaft abhanden gekommenen Krongüter. Dadurch verlor die Macht der Landbarone von selbst an natürlichem Boden, und die königliche Verwaltung erlangte jene Konzentration wieder, die ihr vor allen Dingen nötig war. Mehrfache Zerwürfnisse mit dem eigenen Vater verhinderten die stille reformatorische Arbeit Karls auf die Dauer nicht. Im Jahre 1338 sahen wir ihn an der Spitze der Verwaltung von Böhmen und Mähren. Im Jahre 1342 übertrug König Johann seinem Sohn die Regentschaft über Böhmen und die zugehörigen Länder auf zwei Jahre gegen die Summe von 5000 Mark Silber in barem Gelde. „Nach seinem Weggange lenkte Karl mit Glück und großer Energie das Steuer des Staates, und indem er das Entfremdete und Verlorene wieder einbrachte, ordnete er und führte er alles auf den gehörigen Stand zurück.“ In dem Beschlusse vom 23. Oktober 1341, den Zehnten des Kroneinkommens von sämtlichen

Silberbergwerken Böhmens dem Baue des neuen Prager Domes zu widmen, erkennen wir den Ideengang des neuen böhmischen Regenten. Neben dem Dome erhob sich auf dem Hradschin das königliche Schloß.



Schloß Hradschin zu Prag.

In Frankreich hatte Karl die glänzenden Eindrücke einer festbegründeten Königsmacht empfangen, in Frankreich sog er ebenso jene kirchlichen und religiösen Elemente ein, welche seiner späteren Regierung wie seinem Charakter eine so eigentümliche Grundstimmung und Färbung verliehen. „Von der größten Bedeutung ward für ihn die



Kaiser Ludwig der Bayer verleiht den Nürnbergern neue Rechte.

Nach dem Gemälde von Rothbart.

Bekanntschaft mit einem hohen französischen Geistlichen, der ganz der Mann war, in der herrsch- und geldgierigen Kirche, die ein Johann XXII regierte, eine bedeutende, ja endlich die Hauptrolle zu spielen." Dieser Mann war Pierre de Rosiers, damals Benediktinerabt von Fécamp in der Normandie. Im Jahre 1340 erneuerte Karl in Avignon die Bekanntschaft mit dem Lehrer seiner Jugend. Pierre war durch Benedikt XII 1338 zum Kardinalpriester erhoben worden, und rückhaltlos tauschten die beiden Freunde nun ihre Gedanken aus. Sie sprachen von dem Papsttum Peters von Fécamp, wie von dem römischen Königtum Karls. Und schon zwei Jahre später, im Mai 1342, erfüllte sich nach dem Tode Benedikts XII die Voraussage Karls. Sein Lehrer und Freund bestieg als Clemens VI den päpstlichen Stuhl. „Er gewährte seinem königlichen Schüler im Jahre 1344 das Privileg, durch welches das Bistum Prag von der Mainzer Kirchenprovinz getrennt und zum Erzbistum erhoben wurde."



König Johann von Böhmen.
Nach alten Zeichnungen in der Universitätsbibliothek zu Prag.

Der kurze Ausblick hat uns belehrt, daß seit dem Auftreten Karls in Böhmen eine neue Politik anhebt, welche, auf der festen und sichern Grundlage der nationalen und territorialen Verhältnisse ruhend dennoch in der Verbindung mit dem Papsttum die Möglichkeit zu gewinnen sucht, ins Große zu wirken. Schon die äußere Erscheinung des böhmischen Prinzen sticht grell ab gegen die glänzende ritterliche Erscheinung seines Vaters. „Er ging krumm, ohne Waffen in schmuckloser Kleidung." Dazu sagt uns die religiöse Grundstimmung seines Wesens, daß wir es bei ihm mit einem Manne zu thun haben, der glaubt, was er denkt und sagt und wiederum ebenso überzeugt ist von seinem Glauben. In diesem Luxemburger erhebt sich für Wittelsbach ein Gegner, der schon in seinen Naturanlagen dem Kaiser bedeutend überlegen erscheint, und bald erfahren wir denn auch, daß Ludwig der Bayer in voreiliger Hast nichts versäumte, sich gerade diesen Gegner direkt auf den Hals zu laden und zum unversöhnlichen Feinde zu machen.

Ludwig der Bayer hatte den großen Schritt zum Bürgertum hinüber gewagt und vollzogen. In die innerstädtische Bewegung griff er versöhnend und ausgleichend ein und im übrigen suchte er die Leistungsfähigkeit der Gemeinden zu erhalten und, wo es anging, zu erhöhen. Der Bewegung der Zünfte trat er keineswegs prinzipiell feindlich gegenüber, wenn ihn auch eine unangenehme Verquickung der Verhältnisse eine Reihe von Jahren auf der Seite des aus Regensburg 1334 vertriebenen Ratsherrngeschlechts der Auer festhielt. Doch nachdem ihm von der Stadt die Rechte der Burggrafschaft verbrieft und eine Entschädigung zugestanden worden, ließ er seine patrizischen Verbündeten fallen und gewährte der Stadt Huld und Schirm (1339). In dem gleichen Jahre hat Ludwig zu Donauwörth, im folgenden zu Lindau zu Gunsten der Zünfte interveniert, ebenso verschaffte er den Handwerkern in Schwäbisch-Hall Anteil an der städtischen Verwaltung und schloß also die Revolution. Es ist dieselbe Zeit, in welcher Ludwig für

die Aufrichtung des fränkisch-bayerischen, für die Erneuerung des schwäbisch-bayerischen Landfriedens Sorge trug. Es ist aber auch dieselbe Zeit, in der wir ihn zur Befestigung seiner Dynastie und der Erweiterung seiner Hausmacht so herzhafte Schritte unternehmen sahen. Niederbayern zog er 1340 ein, wie wir hörten, obgleich auch anderweitige Ansprüche geltend gemacht werden konnten und gemacht wurden. Und mit diesem festen Rückhalt, welchen ihm die Wiedervereinigung Bayerns und die Erstarkung seiner Autorität im südlichen Deutschland bot, wagte er nun einen Schritt, für den die ganze Entwicklung Bayern und Wittelsbachs die einzige, aber auch vollauf hinreichende Erklärung bietet.

Schon im Jahre 1340 war es dem Böhmen Karl nur durch äußerste Energie gelungen, eine Verschwörung zu unterdrücken, welche die Vertreibung seines Bruders Johann Heinrich aus Tirol zum Zweck hatte. Sowohl der Landadel, wie die Erbtochter Margarete Maultasch hatten das strenge böhmische Regiment längst unangenehm empfunden. Dazu kam die Abneigung der leidenschaftlichen Frau gegen ihren vier Jahre jüngeren Gemahl, dem von der Natur kein dem ihrigen ebenbürtiges Temperament beschert worden war. Schon damals hatte Margarete ihr Auge auf den Wittelsbacher Ludwig von Brandenburg geworfen und fand dazu die Zustimmung des tirolischen Adels. Am Allerseelentag 1341 brach die Verschwörung abermals aus, und diesmal ward das Ziel erreicht. Der Luxemburger Johann Heinrich mußte zum Patriarchen Bertrand von Aquileja fliehen, eine Gesandtschaft kam aus Tirol nach Mähren, um mit dem Kaiser die weiteren Angelegenheiten zu beraten. Anfangs wollte Ludwig der Brandenburger von einer Heirat mit der Gräfin nichts wissen. Sein Vater aber hatte sich mit dem Gedanken an die mühelose Erwerbung eines für Bayern so wichtigen Landes wie Tirol vertraut gemacht und kümmerte sich einstweilen um die möglichen Konsequenzen nicht. Auf die Vorstellung des Kaisers, der da meinte, Tirol sei doch „ein keineswegs zu verachtender Bissen", fügte sich zuletzt auch der Markgraf und willigte in den Plan des Vaters.

Noch im November des Jahres 1341 beauftragte Papst Benedikt XII den Patriarchen von Algei, die Streitsache der tirolischen Ehegatten zu untersuchen und Margarete mit dem Banne zu belegen, wenn sie ohne kirchliche Trennung eigenmächtig dem Wittelsbacher die Hand zu einem neuen Ehebunde reichen würde. Andere Schritte, als solche, welche den Zweck hatten, dem Kaiser nach und nach möglichst viele Feinde zu erwecken, vermochten die Luxemburger einstweilen nicht zu unternehmen, denn zu einem Angriffskrieg gegen den Kaiser würden die Bündnisse mit Polen und Ungarn sicher versagt haben. Vor allen Dingen galt es, die Habsburger zu gewinnen, und in dieser Richtung ging nun der Böhmenkönig vor. Noch im November erneuerte König Johann in Znaim die Abmachungen von Enns (Oktober 1336). Dann begab sich sein Sohn Karl nach Wien, verzichtete hier auf Kärnten, Krain und die windische Mark und machte auch anderweitige Zugeständnisse. Allein zu einem Angriffsbündnis gegen den Kaiser war der Herzog Albrecht nicht zu bewegen. Nur zu einem Bunde gegenseitiger Verteidigung gab er dem Luxemburger am 15. Dezember die Hand. Karl mußte nach anderer Seite Ausschau halten.

In der gleichen Zeit, da Luxemburg und Habsburg mit einander verhandelten, war die Gesandtschaft der Tiroler in München angekommen. Die Mitglieder derselben errangen zunächst große Vorteile für sich selbst, und am 28. Januar 1342 stellte Markgraf Ludwig einen Freiheitsbrief aus, worin er gelobte, alle Tiroler, Geistliche, Edle, Städte und Dörfer, sowie alle Beamten bei ihren hergebrachten Rechten zu erhalten, keine außerordentliche Steuer ohne Zustimmung der Landleute auszuschreiben, keine Ausländer heranzuziehen und Margarete, seine Hausfrau, nicht wider Willen aus dem Lande zu führen. Also ein Adelsregiment in bester Form! Es mußte sich zeigen, ob die wittelsbachische Macht stark genug war, das Schwergewicht zu ihren Gunsten zu verschieben.

Nun sollte die Heirat geschlossen werden. Zwei Schwierigkeiten waren dabei zu überwinden: die Ehe Margaretens mit dem luxemburgischen Prinzen mußte für nichtig erklärt und Dispens wegen der nahen Verwandtschaft zwischen Ludwig und Margarete



Erwerbung von Tyrol 1342.

Nach dem Gemälde von Deckelmann.

eingeholt werden. Zu solcher Dispens mußte man sich an den Papst wenden. Allein Ludwig fragte seine Gelehrten. Marsiglio von Padua riet, der Kaiser solle selbst die Scheidung der Ehe erklären; er legte dar, daß Scheidungsprozesse nicht zur geistlichen Gerichtsbarkeit gehörten. Wilhelm von Occam aber faßte die Sache von anderer Seite an. Er behauptete, zwischen Margarete und dem Luxemburger habe gar keine Ehe bestanden, infolge dessen könne Margarete auch keine „zweite“ Ehe eingehen. Was die Verwandtschaft betreffe, so sei der Kaiser befugt, die Dispens selbst zu erteilen. Also aufgeklärt trat Ludwig gleich nach Lichtmeß 1342 die Reise nach Tirol an, um die Vermählung zu feiern und das Land baldmöglichst zu gewinnen. Ihn begleiteten außer dem Bischof von Freising, der beim Uebergang über den Jaufen ins Passeierthal durch einen unglücklichen Sturz das Leben verlor, die Bischöfe von Regensburg und Augsburg. An seiner Seite waren ferner seine beiden ältesten Söhne Ludwig und Stephan und um sie ein glänzendes Gefolge von Grafen und Herren. So erreichte man das Schloß Tirol. Am 10. Februar erfolgte die Einsegnung der Ehe zwischen der Gräfin und dem Markgrafen. Die alte Ehe ward nicht gelöst, da man sie als nicht geschlossen betrachtete. Am Tage nach der Trauung belehnte der Kaiser das neuvermählte Paar zu Meran im Bischofshofe des feindlichen Trienters mit der Grafschaft Tirol und gleichzeitig mit dem Herzogtum Kärnten, mit dem er vor sieben Jahren die Herzoge von Oesterreich belehnt hatte.



Siegel König Philipps von Frankreich.

Es ist nun klar, daß das Bekanntwerden dieser letzten Thatsache dem Luxemburger neue Hoffnung erwecken mußte, die Habsburger nunmehr zu entschiedenem Vorgehen zu gewinnen. Noch vor Mitte Februar hatte sich König Johann abermals auf den Weg nach Wien gemacht. Auch diesmal versagten seine diplomatischen Künste. Herzog Albrecht hielt zurück. „Bloße Prätensionen, anmaßliche Titel, drohende Worte ohne begleitende energische Thaten erschreckten den weißen Herzog nicht, auch verspürte er keine Lust, für die Intakterhaltung der Machtstellung des Hauses Luxemburg seine Kräfte zu verschwenden.“ Da überließ der Böhmenkönig, der seit zwei Jahren durch ungeschickte Behandlung der Aerzte sein Augenlicht eingebüßt, dem Sohne die Regierung Böhmens, wie wir hörten, und ritt hinaus, persönlich dem Kaiser und den Wittelsbachern eine Schar von Feinden zu erwecken.

Da führte das Schicksal den Luxemburgern den Bundesgenossen zu, dessen sie in dem Kampfe gegen das Kaisertum vor allem bedurften. Am 19. Mai wurde Clemens VI zum Papste gekrönt. Geistige Ueberlegenheit, diplomatische Gewandtheit, ein feines Verständnis für die politischen Interessen des Papsttums, dazu ein persönlich einnehmendes Wesen, verbunden mit weltmännischer Weitherzigkeit und einer hervorragenden Neigung zu Pracht, Eleganz und Ueppigkeit, ließen diesen Mann wie zum Führer der verweichlichten und französierten Kirche damaliger Zeit geboren erscheinen. Schrankenloser Nepotismus und galante Freundschaft mit dem anderen Geschlecht wurden die gebräuchlichsten Mittel, mit denen er sich seine Anhänger zu schaffen suchte. Schon im Juli finden wir den König Johann in Avignon und noch in demselben Monate ging von dort ein päpstlicher Legat nach Italien, um dem beabsichtigten Einfalle Ludwigs, dieses „verdammten Ketzers und Feindes Gottes und der Kirche“ entgegenzuwirken.

Seit dem Jahre 1339 hatte Ludwig die Hoffnung auf Frieden mit der Kurie nicht mehr aufgegeben. Er hatte der falschen Aussicht, welche ihm der Franzosenkönig im Verein mit Avignon eröffnete, sein Bündnis mit England geopfert und war an seinem Schwager Eduard zum Verräter geworden; er hatte dann im Januar 1341 zu Vilshofen einen lebenslänglichen Freundschaftsbund mit König Philipp geschlossen und

demselben zugestanden, die vom Reiche abgerissenen Gebiete nicht wieder zurückfordern und das dem englischen Könige verliehene Reichsvikariat widerrufen zu wollen. Und nachdem so die päpstlichen und französischen Politiker den Leichtgläubigen kalt gestellt, ließen sie, was die Absolution betraf, alles beim alten. Es ist nur die Frage, über was man sich mehr wundern soll, über die Zaghaftigkeit und Unbeständigkeit des Kaisers oder über die Unverschämtheit, mit der ihn jene Politiker zu hintergehen wagten. Auch im Jahre 1341 blieben alle Verhandlungen fruchtlos. Im Februar 1342 kehrte eine letzte kaiserliche Gesandtschaft aus Frankreich zurück, die noch einmal das alte heuchlerische Versprechen Philipps mitbrachte, er werde sein Möglichstes zur Aussöhnung des Kaisers mit dem Papste thun. Aber die Lage der Dinge hatte sich durch die Besitzergreifung Tirols vollkommen geändert. Jeder mußte das sehen, nur der Kaiser schien es nicht zu begreifen.

Die Macht der Wittelsbacher war seit der Vereinigung Bayerns, seit der Erwerbung Brandenburgs und Tirols, seit der Errichtung der Landfriedensbündnisse in Schwaben und Franken, an deren Spitze Ludwigs Sohn Stephan stand, wohl stark genug geworden, einem weiteren positiven Vorgehen als Rückhalt dienen zu können. Trotzdem schwankte der Kaiser immer wieder zurück. Selbst das wirklich energische Einschreiten der Kurfürsten vor vier Jahren zu Gunsten des Reichs und der Kaisermacht gegen die päpstliche Anmaßung und Ueberhebung hatte Ludwigs Energie nicht dauernd zu erwecken vermocht. Er bettelte um die Gnade des Papstes, um die Freundschaft des Franzosenkönigs weiter, die sich beide ein Vergnügen daraus machten, den innerlich Haltlosen zu täuschen und zu betrügen. Es war natürlich, daß sich die Fürsten und großen Vasallen allmählich von ihm zurückzogen, daß zu Zeiten selbst der Gedanke auftauchte, ihn wirklich abzusetzen und einen andern an seine Stelle zu erheben.

Das erste Auftreten des neuen Papstes erwies sich als ein durchaus feindliches. „Allen möglichen Monarchen hatte er seine Wahl angezeigt, nur Ludwig nicht, nach seiner Meinung war derselbe eben weder Kaiser noch König.“ Trotzdem schickte der Kaiser im November 1342 auch an ihn eine erste Gesandtschaft, um die Gnade und Absolution desselben zu erflehen. Der Papst forderte Herausgabe Tirols und Verzicht auf das Kaiserreich. Natürlich lehnte Ludwig diese Forderungen ab. Und so eröffnete Clemens VI am Gründonnerstag, den 10. April 1343 mit einer Predigt den direkten Angriff gegen Ludwig. Zwei Tage darauf erneuerte er in einer Bulle die Prozesse und Sentenzen gegen Ludwig von Bayern. Er forderte ihn auf, sich binnen drei Monaten persönlich dem Gericht des Papstes zu stellen und bis dahin von der Verwaltung des römischen Königtums und Kaisertums zurückzutreten und Namen und Titel des Kaisers, Königs, Herzogs und jede sonstige Würde abzulegen. Es war vorauszusehen, daß Ludwig dem nicht Folge leisten werde, und so glaubte der Papst berechtigt zu sein, ihn in contumaciam zu verurteilen. Gleichzeitig bewarben sich die Luxemburger um die feste Freundschaft König Kasimirs von Polen, denn die eigenen finanziellen Nöte überstiegen damals infolge der fortdauernden Mißwirtschaft Johanns alles Maß. Während noch Markgraf Karl nach dieser Seite verhandelte, hatte sein Vater Johann sich in Unterhandlungen mit Kaiser Ludwig eingelassen. Johann soll geneigt gewesen sein, die in Tirol vollzogene Thatsache anzuerkennen, wenn Ludwig sich verpflichten würde, seinem jüngsten Sohn Wenzel eine Tochter zur Ehe und dieser Tochter eine Aussteuer von 240 000 Mark Silber zu geben. Das war eine unsinnig hohe Summe und nach heutiger Schätzung nominell etwa gleich 5 400 000 Gulden österreichischer Währung. Zudem sollte Markgraf Ludwig den aus Tirol vertriebenen Johann Heinrich mit der Lausitz belehnen. Auch mit dem Markgrafen Karl knüpfte Kaiser Ludwig Verhandlungen an, der sich infolge eigenen Unvermögens einstweilen zum Frieden mit Ludwig bequemte. Aber den Kaisertitel versagte der Luxemburger dem Bayer. Jetzt wäre die Zeit gewesen, direkt gegen seine Gegner vorzugehen, aber Ludwig entschloß sich zu anderen Schritten. Trotz des energischen Angriffs von seiten des Papstes betrat er abermals den Weg der Unterhandlung. Schon im Mai bevollmächtigte der Kaiser den Dauphin Humbert von Vienne zur Verhandlung mit Avignon. Doch schon am 11. Juli bestätigte der Papst alle

Urteile seiner Vorgänger über den Kaiser, und daß er nicht sofort zur Exekution schritt, verdankte Ludwig nur der Besorgnis des Königs von Frankreich, dem Ludwig gedroht hatte, ihn für alle von der Kurie ergriffenen Maßregeln verantwortlich machen zu wollen. So mußte Clemens VI hinzuhalten suchen. Einerseits wandte er sich mit der Aufforderung an Erzbischof Balduin von Trier, für die Wahl eines neuen Königs seine Vorkehrungen zu treffen, andererseits ließ er im August ein Formular an Ludwig abgehen, nach welchem Ludwig seine Vollmacht für eine neue Gesandtschaft einrichten sollte. Clemens griff mit seinen Forderungen auf die alten schweren und schimpflichen Bedingungen zurück. Trotzdem genehmigte Ludwig am 18. September zu Landshut diese Bedingungen und instruierte ihnen gemäß seine Gesandten.

Ludwig befand sich wieder vollkommen in der Defensive. Den kühnen Angriffsweg, den er vor zwei Jahren in Tirol betreten, hatte er wieder aufgegeben. Alles positive Wollen schien erloschen in ihm. Der Mann steht vor uns, der viermal vor der Mühldorfer Schlacht dem Gegner, der die Entscheidung suchte, auswich, der dann in der Hauptschlacht selbst persönlich aus der Defensive nicht heraustrat. Ein fast unglaublicher Wankelmut, der mit den Jahren zuzunehmen schien, lähmte den Arm dieses Mannes. Seine Gesandten beauftragte er, statt seiner ein vollkommenes Bekenntnis aller seiner Sünden gegen Papst Johann und die Kirche abzulegen, namentlich die Anklagen des Papstes zuzugestehen betreffs der Erhebung eines Gegenpapstes, der Unterstützung der Visconti in Mailand, der Beschützung der Minoriten und des Marsiglio von Padua, der Nichtachtung des Interdikts, der Verdrängung der vom Papste ernannten Geistlichen und der frevelhaften Usurpation der Kaiserkrone. Ja, er scheute sich nicht, ein Geständnis abzulegen, welches mehr als alles andere uns den Charakter Ludwigs erklärt. Er meinte als Milderungsgrund anführen zu können, daß er als Ritter und Laie die Schriften der Ketzer nicht verstanden und sich ihrer nur als berühmter Gelehrten bedient habe, die viel von Aufrechthaltung der Rechte des Reichs gesprochen hätten. Sehen wir von hier zurück auf den Kampf um die Kaiserkrone, so müssen wir gestehen, daß ihr Glanz vollkommen erloschen ist. Ludwig kämpft als Laie und Ritter um dieselbe, ohne von der Bedeutung dieses Kampfes eine Ahnung zu haben. Ist es zu verwundern, daß die Stimmen sich mehrten, welche ihm das Recht absprachen, die Krone des Reiches zu besitzen? Ist es ein Wunder, daß Päpste, deren Mannesjahre zurückreichten in die Zeiten eines Bonifaz VIII, bei einer so traurigen Verkümmerung der Reichs- und Kaiseridee ebenfalls in das Gegenextrem hinausgerieten und den Punkt aus den Augen verloren, an welchem die Aufgabe der Kirche mit der des Kaisertums identisch wurde? Wir stehen vor einem entseelten Leichnam. Das Gerippe der früheren leiblichen Machtfülle des Kaisertums steht vor uns, zum Gespenste ward der universale, menschliche Geist des Christentums in der damaligen Kirche. Eine Auferstehung und Wiedervereinigung zu neuem kräftigem Leben ist beiden nicht mehr beschieden, und trotzdem narren die beiden Gespenster die Menschheit noch Jahrhunderte weiter, bis sie endlich langsam vor der realen Macht des flutenden Lebens zurückzuweichen beginnen. Hätten die beiden Gegner sich begnügt, sich mit idealen Phrasen gegenseitig zu übertrumpfen, kaum eine Hand würde sich gerührt haben, kaum ein Schwert aus der Scheide gefahren sein. Allein sie bedurften zu ihrem Kampfe realer Mächte, reale Verhältnisse und Personen drängten sich in ihre Theorien hinein, man zog aus den gegenseitigen Behauptungen reale Konsequenzen, und das war es, was dem Kampfe eine solche Ausdehnung und Dauer verschaffte. Ohne diesen fadenscheinigen Kaisermantel hätte Ludwig niemals an die großartige Erweiterung seiner Hausmacht denken können, es sei denn, er wäre von Gammelsdorf aus auf Eroberung und frechen Raub ausgeritten. Diese Bahn aber ward ihm von den Luxemburgern verlegt, und außerdem lag ein solch' positiver Radikalismus dem Sprößling des bayerischen Fürstenhauses vollkommen fern. Trotzdem gab gerade das Hineindringen realer Interessen dem Wittelsbacher in seinem Kampfe mit dem Papsttum stets wieder neuen Halt, und alle seine Erfolge, die der gebannte Kaiser als Vertreter seines Hauses errang, sind auf diesen Umstand zurückzuführen.

Im Dezember 1343 gingen des Kaisers Boten nach Avignon ab. Schon weilte

König Johann am päpstlichen Hofe und arbeitete gegen die Bestrebungen des Wittelsbachers. Dieser hatte im Januar 1344 mit den Söhnen König Johanns, Karl und Johann Heinrich, eine Unterhandlung angeknüpft, die einerseits von Cham, andrerseits von Taus aus geführt wurde. Da kamen Boten aus Avignon, welche meldeten, daß dort ihr Vater mit dem Papste sich zum Sturze Ludwigs verbunden hätte. Die Prinzen brachen darauf die Unterhandlung mit dem Kaiser ab, und dieser ließ den Gegnern Zeit, alles in Gemütsruhe zu genanntem Zwecke vorzubereiten. Auch jetzt trat Ludwig aus der Defensive nicht heraus.

In derselben Zeit begannen in Avignon die Unterhandlungen mit den Gesandten Ludwigs. Die Päpstlichen waren über die Anerbietungen des Kaisers nicht wenig erstaunt. Trotzdem schob Clemens VI die Absolution hinaus, weil er sie nie und nimmer geben wollte. Des Kaisers Gesandte leisteten den Schwur und versprachen die Unterwerfung Ludwigs auf Gnade und Ungnade. Alle diese Erbärmlichkeit nützte nichts. Sie raubte den Gegnern vielmehr auch den letzten Respekt vor einem Kaiser, der sich wie ein verzweifelter Feigling benahm. Und jeder hätte doch aus dem Auftreten des Papstes gegen des Kaisers treuesten Bundesgenossen, den Erzbischof Heinrich von Mainz, erkennen müssen, wohin die Gedanken der Päpstlichen zielten. Damals erhob Clemens VI das Bistum Prag zum Erzbistum und ordnete ihm die Bistümer Olmütz und Leitomischl unter. Das war ein direkter Schlag gegen die Metropolitankirche von Mainz. Böhmen ging seinen Weg fort, den Weg vollkommener Emanzipation von deutscher Oberherrschaft.


Siegel Ulrichs IV von Württemberg.

Und alles dies geschah zu der Zeit, da die Gesandten des Kaisers noch in Avignon weilten. Die Anwesenheit der Luxemburger in diesem Frühjahr gedieh jenen zu den härtesten Demütigungen, die sie fast täglich zu erdulden hatten. Endlich des langen Wartens müde, erbaten sie sich die Mitteilung aller der Bedingungen, auf Grund deren der Papst die Absolution zu erteilen entschlossen sei. Und da erfuhren sie denn, was sie schon geahnt, daß es solche Bedingungen einfach nicht gab. Denn auch das Härteste und Ungeheuerlichste, das ihnen nun eröffnet wurde, ward zum Schlusse so gedehnt und so künstlich mit einer ewigen Forderung ausstaffiert, daß es dem Papste ganz überlassen blieb, den Kaiser zu absolvieren oder nicht. Es ist überflüssig, diese Forderungen einzeln anzuführen. Es sei nur erwähnt, daß der Papst die „authentische Interpretation" seiner Bedingungen forderte, d. h. nach Belieben deuten und verlangen zu können, daß er von Ludwig das Zugeständnis haben wollte, nach dem gleichen Belieben auch noch schwerere Bedingungen vorschreiben zu dürfen, als die ihm eben eingefallen waren, und auch auf diese Bedingungen hätten des Kaisers Gesandte ebenso unweigerlich einzugehen. Wenn irgend etwas, so charakterisiert diese päpstliche Unverschämtheit die überaus kleinmütige und feige Haltung des Kaisers, denn als seine Gesandten nun abreisten, machten sie sich des Treubruchs schuldig, da sie eidlich versprochen hatten, „alle" vom Papste gestellten Bedingungen erfüllen zu wollen. Ludwig setzte sich durch seine eigene Unbesonnenheit dem Papste gegenüber formell ins Unrecht. Aber die päpstlichen Forderungen hatten eine unerwartete positive Wirkung für ihn: die allgemeine Stimmung änderte sich noch einmal zu Gunsten des Kaisers.

Ludwig that nun, was er bereits früher hätte thun müssen. Er unterbreitete die päpstlichen Forderungen dem Gutachten der Kurfürsten und schrieb einen Reichstag zu Mariä Geburt nach Frankfurt aus. Anfangs September kam ein Teil der Kurfürsten und niederrheinischen Fürsten in Köln zusammen. Sie verwarfen einstimmig die päpstlichen Forderungen und stellten sich auf den Standpunkt der vor sechs Jahren in Rense abgegebenen Erklärung. Zugleich aber suchten sie den Ausweg in der Bestimmung, daß die Strafen für die persönlichen Vergehen des Kaisers geschärft würden. „Der Kaiser sollte der Rache des Papstes insoweit preisgegeben werden, als dies die Fürstenrechte nicht gefährdete". Standesinteresse war das Motiv dieses Urteils, die Kurfürsten durften nicht auf das Rechtsprinzip verzichten, daß der römische König seine Gewalt allein ihrer



Erwerbung der holländischen Provinzen.
Nach dem Gemälde von Deckelmann.

Wahl verdanke und nicht der Bestätigung durch den Papst. Acht Tage später kam der Reichstag in Frankfurt zusammen. Das Gutachten der Kölner Vorversammlung wurde genehmigt, und die Städte schlossen sich dieser Erklärung an mit der Bemerkung, „daß sie nur mit dem Reiche stehen könnten und daß die Verletzung der Reichsverfassung ihre eigene Vernichtung bedeute“. In Rense wurden diese Verhandlungen nach abermals acht Tagen fortgesetzt. Ludwig hatte die Luxemburger hierher geladen, und Markgraf Karl erschien mit seinem blinden Vater in Bacharach. Die Luxemburger aber brachten die tirolische Angelegenheit zur Sprache und gewannen die Kurfürsten soweit, daß sie das Verfahren des Kaisers entschieden verurteilten. Das gute Einvernehmen des Kaisers mit den Kurfürsten war gestört. Es wurden Stimmen laut, welche die Wahl des Luxemburgers Karl zum römischen Könige befürworteten, damit der Kaiser sich des Rates dieses Mitregenten in der Reichsverwaltung bediene. Nun aber rückte Ludwig mit seinem letzten Gedanken heraus. Er schlug die Wahl seines ältesten Sohnes, des Markgrafen Ludwig von Brandenburg, zum römischen Könige vor. Damit aber entfachte er die allgemeine Opposition der Fürsten, welche ihr Wahlrecht durch einen seit mehr als hundert Jahren beseitigten Modus nicht mehr beeinträchtigt sehen wollten. Und wenn es auch nicht zu einem vollen Bruche des Kaisers mit den Fürsten kam, und diese in den staatsrechtlichen Fragen dem Papste gegenüber an ihren Anschauungen unerschütterlich festhielten, so kam es doch ebensowenig zu einer nationalen That, wie sie vor sechs Jahren erfolgt war. Das hatten die Luxemburger verhindert.

Die Reichsstädte blieben dem Kaiser treu. Aber ihre Opposition war nicht bedeutsam genug in diesem Fall. Weder vermochten dieselben seiner Dynastie die Thronfolge zu sichern, noch in Avignon einen solchen Eindruck zu machen, daß der Papst in seinen Forderungen wäre erschüttert worden. Ja, den Luxemburgern war es gelungen, sich in die Mitte der fürstlichen Prätensionen und Bestrebungen hineinzuschieben. Selbst Verwandte des Kaisers, wie Ruprecht von der Pfalz und Friedrich von Meißen, standen nicht an, mit den Böhmen in eine Bundesgenossenschaft zu treten. Schon im November hören wir von einem Versuche, die Wahl Karls von Böhmen durchzusetzen. Er scheiterte an der Wachsamkeit des Kaisers. Dem Wittelsbacher aber glückte es, dieser kurfürstlichen Koalition eine andere mächtigere entgegenzusetzen. Am Neujahrstage 1345 kam das Bündnis mit König Kasimir von Polen zustande. Kasimirs Tochter Kunigunde sollte dem Sohn des Kaisers, Ludwig dem Römer, die Hand zum Ehebund reichen. Bald darauf gelang es dem Kaiser, auch den König Ludwig von Ungarn zum Bunde gegen die Luxemburger zu gewinnen. Herzog Bolek von Schweidnitz trat ebenfalls auf die Seite der Gegner Böhmens, denen sich nun auch wieder der Schwiegersohn Ludwigs, Markgraf Friedrich von Meißen, anschloß. Gegen Ende Mai 1345 erhielt König Johann in Prag die Fehdebriefe aller dieser Gegner. Er verzagte an der Möglichkeit, sich dieser Koalition gegenüber zu behaupten und schickte Boten an den Kaiser um Waffenstillstand oder Frieden. Der Kaiser wies ihre Anträge zurück. Ein Unglück aber traf den Polenkönig, da er sich zu voreilig zu einem Einfall in Schlesien verleiten ließ. Er mußte vor den anrückenden Böhmen zurückweichen und um Waffenstillstand nachsuchen.

Der Papst setzte nun alle Hebel in Bewegung, die feindliche Koalition zu sprengen. Er fürchtete die Absicht des Wittlsbachers, der vereint mit Ludwig von Ungarn an einen Zug nach Italien dachte. Der Ungarnkönig wollte sich dort die seinem Bruder Andreas vom Papste vorenthaltene Krone Siciliens holen. Zu all' dieser Unternehmungslust kam in dem gleichen Jahre eine neue positive Verstärkung der wittelsbachischen Macht. Graf Wilhelm IV von Holland, dem auch die Landschaften Seeland, Friesland und Hennegau gehörten, war Ende September 1345 in der blutigen Schlacht bei Staveren von den Friesen erschlagen worden. Er war der letzte männliche Sproß des Hauses d'Avesnes und hinterließ nur zwei Schwestern, von denen die älteste, Margarete, die Gemahlin des Kaisers Ludwig, die andere die Königin Philippa von England war. Hennegau fiel als Frauenlehen an die älteste Schwester, die Kaiserin, während der Kaiser ein weibliches Successionsrecht in den reichen holländischen Grafschaften nicht anerkannte. Er zog dieselben als heimgefallene Reichslehen ein und belehnte am 15. Januar 1346 seine

Gemahlin Margarete mit dem reichslehenbaren Gesamtnachlaß ihres Bruders. Land und Volk fügte sich dieser Anordnung allmählich und letzteres huldigte der Kaiserin. Außerdem aber trat auch König Eduard III für seine Gemahlin ein und forderte Seeland. Zu dem kamen die Söhne einer dritten bereits verstorbenen Schwester, der Gräfin von Jülich, ihren Anteil zu fordern, während Johann von Beaumont, ein Oheim des verstorbenen Grafen, sich zuerst in Hennegau festsetzte, dann aber auf die Seite der Kaiserin trat. Es war die Frage, ob Ludwig zu Gunsten Englands auf einen Teil der Erbschaft verzichten und dann in ein Schutz- und Trutzbündnis gegen Frankreich mit dem Inselreiche treten, oder aber auf das letztere verzichten und die Erbschaft ganz in Besitz nehmen sollte? Der Kaiser entschied sich in letzterem Sinne. Die Kräfte der Opposition gegen Frankreich und das Papsttum fanden keinen Zusammenschluß.

Mittlerweile hatte Ludwig seine Verhandlungen mit der Kurie fortsetzen lassen. Hoffte er auch auf keinen Erfolg mehr, so gingen doch noch einmal zu Ostern 1345 der Graf Ludwig von Oettingen und Meister Ulrich Hofmeier von Augsburg nach Avignon, kehrten aber an Pfingsten ohne Ergebnis heim. Es war der letzte Versuch. Allseits rüstete man nun zum Kampfe. Aber statt an Zusammenfassung aller Kräfte, der eigenen, der befreundeten Reichsfürsten und Reichsstädte, der Könige von Polen, Ungarn und England, dachte Ludwig durch Versöhnung mit den Luxemburgern weiter zu kommen. Pfalzgraf Ruprecht machte dem Böhmenkönige diesbezügliche Vorschläge. Der aber sondierte zuerst die Absichten des Papstes. Im März 1346 kam es zur Fortsetzung der Unterhandlungen in Trier, wo die Bevollmächtigten des Kaisers von Frankfurt aus zugleich mit den Luxemburgern Johann und Karl zusammentrafen. Es handelte sich um die Entschädigung Johann Heinrichs für Tirol. Der Kaiser bot die Lausitz und 20000 Mark Silber, für welche Summe der Markgraf Ludwig von Brandenburg dem Könige Johann die Städte Berlin, Brandenburg und Stendal verpfänden sollte, bis das Geld in Prag bezahlt wäre. König Johann zeigte Neigung, diese Anträge anzunehmen, aber sein Sohn Karl dachte an die Kaiserkrone, wies die Anträge zurück und verhandelte mit seinem Großoheim Balduin von Trier die Bedingungen seiner Wahl. Auch Johann ließ nun die Verständigung mit den Wittelsbachern fallen, und so scheiterte der Plan Kaiser Ludwigs. Er hatte, bevor er die Freundschaft der Luxemburger gewonnen, diejenige Englands verscherzt. Und nun sah er sich auch in seiner Hoffnung auf die erstere betrogen. Von Trier brachen die Luxemburger im April 1346 gen Avignon auf.

Hier war es am 7. April bereits zu einem ersten Schlage gegen den Kaiser gekommen. Graf Heinrich von Virneburg, Erzbischof von Mainz und Erzkanzler des deutschen Reichs, ward in einem öffentlichen Konsistorium für abgesetzt erklärt und der bischöflichen Würde und Rechte beraubt. Seine Belehnungen, die er mit Gütern der Mainzer Kirche nach seiner Suspension (Oktober 1344) vorgenommen hatte, wurden für null und nichtig erklärt, und an seine Stelle wurde von Clemens VI der Mainzer Domdechant Gerlach, ein Enkel des Königs Adolf von Nassau, erhoben. Sechs Tage später, am Gründonnerstage, folgte alsdann der große Fluch über den Kaiser selbst. Die eigene materielle Ohnmacht suchte der Papst durch dröhnende Worte zu ersetzen. Das Urteil der Infamie ward mit allen ihren privatrechtlichen Wirkungen über Ludwig und seine Söhne abermals verhängt, und als ob eine dunkle Erinnerung in dem fanatischen Priester aufgestiegen sei, daß er es mit dem Erben der Staufer zu thun habe, so klingen seine Worte. Verwegener aber als er hatte noch kein Papst zu den Kurfürsten gesprochen. Er befahl ihnen, sofort zu einer Neuwahl zu schreiten, „widrigenfalls der apostolische Stuhl, von dem ja die Kurfürsten ihr Wahlrecht überkommen haben, auf dem Wege der Provision für die Erhebung eines rechtmäßigen Königs sorgen werde". Auf einige geschichtliche Unwahrheiten und Ungeheuerlichkeiten mehr oder weniger kommt es, wie wir sehen, diesen faselnden Theoretikern gar nicht mehr an. Es fragt sich nur, inwieweit dieselben, durch die Verhältnisse begünstigt, realen Einfluß gewinnen. In den nächsten Tagen ergingen dann die Schreiben an die deutschen Fürsten, namentlich an Herzog Albrecht von Oesterreich, der in ruhiger Besonnenheit auf des Kaisers Seite ausgeharrt hatte und sich auch jetzt durch die päpstliche Abmahnung nicht irre machen ließ.

Schon am 22. April waren der Papst und die Luxemburger handelseinig. An diesem Tage verlas der Magister Johann von Pistoja die Gelöbnisse des Markgrafen Karl in feierlichem Konsistorium. Alle Eide versprach Karl zu leisten, welche sein Großvater, „der letzte Kaiser", geleistet hatte, alle Zugeständnisse zu erneuern, welche frühere Könige der Kirche gemacht; alle Regierungshandlungen Ludwigs des Bayern versprach er für ungültig zu erklären, wie er der Kirche ihren gesamten Länderbesitz garantierte. In Italien verzichtete Karl auf Neapel, Sicilien, Corsica und Ferrara; nur mit Erlaubnis des Papstes wollte er seine Romfahrt unternehmen und in Rom selbst zum Zweck der Kaiserkrönung nur einen Tag verweilen; mit dem Gelöbnisse, erst nach der Bestätigung seiner Königswahl und der Anerkennung seiner Person durch den Papst die Verwaltung des Reichs antreten zu wollen, berührte Karl den Punkt, um welchen sich die päpstlichen Prätensionen und Rechtstheorien mit dem Rechte der Kurfürsten streitend drehten. Es kam darauf an, ob die Kurfürsten oder der Papst in voller Konsequenz ihren Standpunkt behaupten würden. Im voraus erkannte Karl sodann den Papst als Schiedsrichter in allen Streitigkeiten römischer Kaiser und Könige mit den Königen Frankreichs an, und damit gab Karl die Interessen der deutschen Nation in bisher unerhörter Weise preis. Die Thatsache aber, daß Karls Gelöbnisse mit den von Ludwig beschworenen Absolutionsbedingungen fast übereinstimmten, zeigt uns, daß in dem Kampfe des Kaisertums mit der Kurie dieser der Sieg, freilich ein theoretischer, blieb. Was Ludwig um die Absolution hatte thun wollen, that Karl um die Krone selbst. Er brach aus dem zerstörten Reifen auch die letzten Edelsteine und gab sie dem Papsttum zum Geschenk. Deutschland sank nominell unter die Oberlehensherrlichkeit des Papstes.

Und nun vorwärts zur Wahl! Der Zeitpunkt war günstig, da sich König Philipp von Frankreich wegen der enormen Rüstungen Englands um die Reichsangelegenheiten nicht bekümmern und seine Ansprüche und Wünsche nicht nachhaltig vertreten konnte. Schon hatte Erzbischof Gerlach von Mainz den Aufruf an die Kurfürsten erlassen, sich zum Kilianstag, den 11. Juli, in Rense zu versammeln. Der Tag nahte heran, und in Rense trafen ein außer Gerlach Walram von Köln, Balduin von Trier, Johann von Böhmen und Herzog Rudolf von Sachsen-Wittenberg. Auf der Seite des Wittelsbachers blieben nur die beiden verwandten Kurfürsten von Pfalz und Brandenburg zurück. Bis Mittag waren die Versammelten einig, daß das Reich schon lange erledigt sei. Am Nachmittag wählten sie Karl, den Luxemburger, zum römischen König und künftigen Kaiser.

Wir fragen: was bedeutete das? Für Ludwig einstweilen gar nichts, als daß er sich zum Kampfe mit dem Luxemburger zu rüsten hatte. Ob sich dazu nicht schon früher mehrfach bessere Gelegenheit geboten hätte, mag dahingestellt bleiben. Genug, daß an dieser Zurückhaltung, an dieser Furcht vor einer positiven Entscheidung die Aussicht Wittelbachs, ein deutsches Königsgeschlecht zu werden, scheiterte. Andererseits aber bedeutet diese Thatsache für Ludwig den Bayer eine Art Absolution. Der Zweifel an der Konsequenz und Festigkeit der Kurfürsten, die sich 1338 so energisch gegen die päpstliche Anschauung ausgesprochen, wird gerechtfertigt. Drei dieser Herren bekannten sich doch jetzt, nachdem der Luxemburger ihre Bettlerhände mit reichen Spenden gefüllt oder zu füllen versprochen hatte, zu der damals und dann wieder vor zwei Jahren von ihnen verworfenen päpstlichen Anschauung! Diese stillose Unverschämtheit und Charakterlosigkeit der deutschen Oligarchen muß man zum Hintergrunde nehmen, will man die Gestalt Ludwigs des Bayers zeichnen. Gewiß besaß er nicht die Macht des Genius, der auch die Schwachen und Haltlosen zwingt zum Festhalten an der aufgenötigten Sache, gewiß war er wankelmütig und kleingläubig, aber daß er es in dem Grade war, wie wir es erkannten, daran hatte denn doch die allgemeine Verdorbenheit und Unzuverlässigkeit einen großen Anteil. Die kraftlose Entartung seines Geschlechts, seines Volkes, seiner Zeit, die sittenlose Verkommenheit der oberen Gesellschaftsschichten innerhalb der europäischen Christenheit kondensierten sich in Ludwig zu einem negativen Machtfaktor, über welchen die positiv schaffende Willensmacht seiner gesunden Natur den Sieg nicht zu erlangen vermochte. Das Gespenst der eigenen Vergangenheit, der Geschichte seines Geschlechts

und seines Volkes umnebelten den Blick des Kaisers, der sich da, wo er auf das still schaffende Leben selbst fiel, trotzdem wieder so klar und gesund erwies. Und dieses letzte positive Element in seiner Natur war es, welches auch jetzt unentwegt die Städte auf seiner Seite festhielt, und mit den Städten einen großen Teil der Fürsten, welche eben von der egoistischen Wirtschaft der kurfürstlichen Oligarchen für sich und das Reich keinen Vorteil zu erhoffen hatten. Eine direkte Aenderung der allgemeinen Verhältnisse trat also durch die Renser Vorgänge vorläufig nicht ein. Der abgesetzte Erzbischof von Mainz behauptete sich selbst gegen Gerlach zunächst im Besitz seines Bistums, und der neue König Karl zog mit seinem Vater nach Frankreich, um sich an dem Kriege gegen Eduard III von England zu beteiligen.

„Die Erhebung Karls wurde von den gesamten deutschen Städten mit Hohn und Spott aufgenommen.“ Er war ihnen ein „Pfaffenkönig“. „Der Kaiser und der Bischof von Mainz, beides alte weise Herren, stimmten wohl überein: sie ließen den Papst bannen, so viel er wollte, sie trugen Krone überall gern, sie hielten guten Frieden. Bei dem Rhein waren die großen Städte alle eifrig und hielten sich zum Kaiser, denn er war nachgiebig und friedliebend. In dem Frieden floß ihnen viel Reichtum zu; darum fürchteten ihn seine Feinde.“ So tönt eine Stimme aus dem nordischen Städtegebiet, aus Lübeck, und ihr gegenüber weist Nitzsch auf die Uebereinstimmung des Straßburger Chronisten Klosener hin. „Der keiser was fridesam und guot, und wo die stete woltent lantfriden machen, do bet er sin helfe zuo — davon ging im lihteklich zuo handen großes lant und lute, daz sin vorderen herteklich ervehten muosten.“

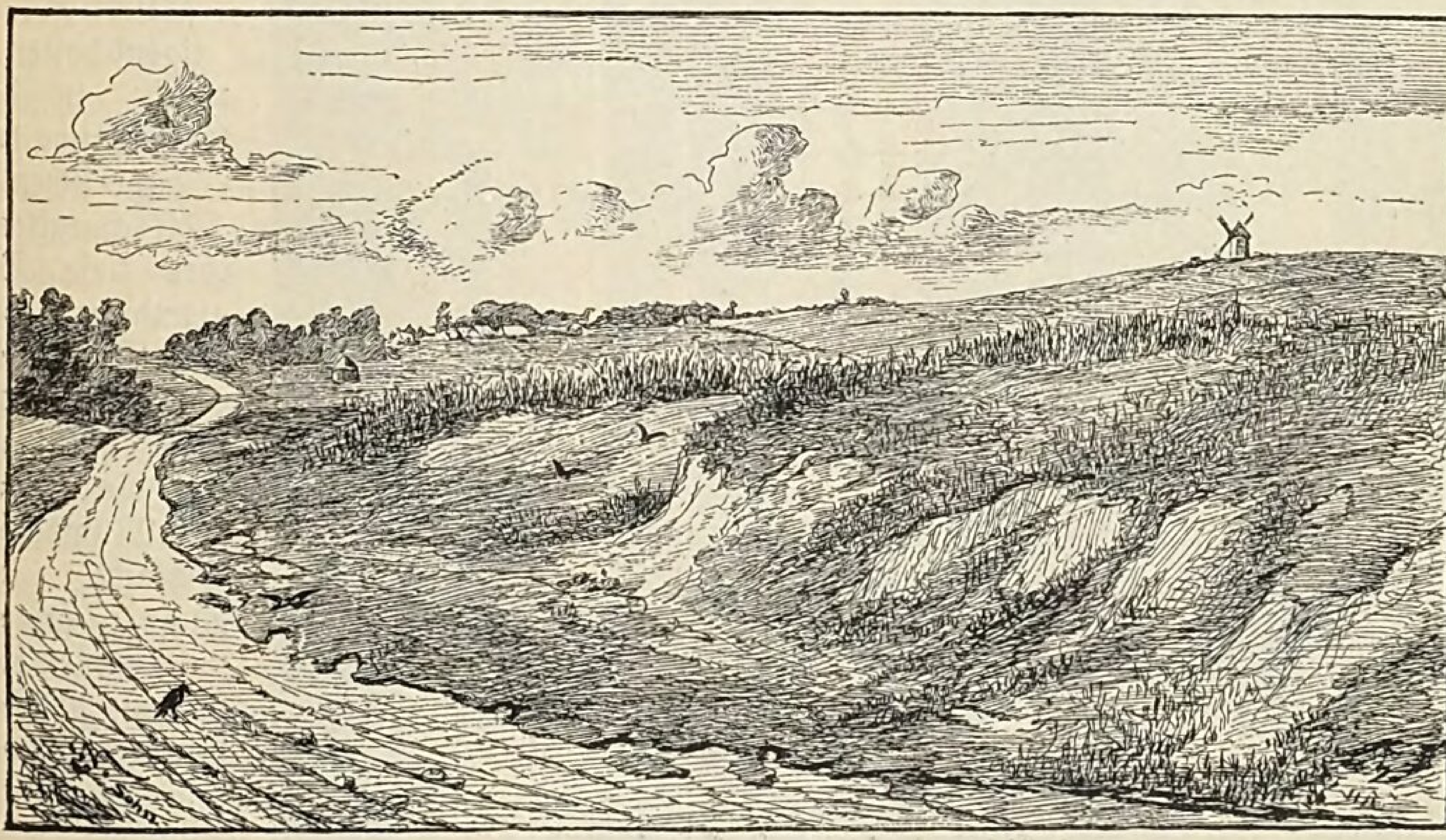
Der äußere Gleichmut, welchen Ludwig dem Auftreten seiner Gegner gegenüber zur Schau trug, stimmte überein mit dieser festen Haltung der deutschen Städte. Ja, es scheint, als habe Ludwig einen Augenblick daran gedacht, seine jugendliche Politik in umfassenderem Maßstabe wieder aufzunehmen. Im Juni 1346 finden wir ihn in Tirol, von wo aus er den Versuch anstellte, in die Lombardei einzudringen, „um dort die königlichen Rechte wieder herzustellen und den Papst, der dieselben an sich gerissen hatte, in die äußerste Bestürzung zu versetzen.“ Doch auch hier trieb ihn der erste Widerstand zurück. Bischof Nikolaus von Trient hielt ihm mit Luchino Viskonti von Mailand die Alpenpässe verschlossen, und Ludwig kehrte um. Im September trat ein Städtetag in Speier zusammen. Der Kaiser war anwesend. Die oberdeutschen Städte erklärten, die Wahl Karls nicht anerkennen zu wollen. Und nun begann Ludwig zu rüsten. Selbst die Grafen Gerlach den älteren von Nassau und dessen Söhne Adolf und Johann gewann er außer vielen rheinischen und fränkischen Herren; Herzog Albrecht von Oesterreich ließ sich aus seiner freundlichen Haltung durch die Lockungen des Luxemburgers nicht herausbringen; mit England wurde verhandelt, das mit dem wunderbaren Siege von Crecy (26. August 1346) seinen Kriegsruhm neu befestigt hatte. Nicht nur Feuerwaffen tauchten in dieser Schlacht zuerst auf, sondern der Sturz Frankreichs zeigte, daß die alte Macht des Feudalismus, die auf der Ueberlegenheit des berittenen Edelmanns über den unberittenen Bauer beruhte, zu zittern begann. Pfeil und Bogen der englischen Bauern und kleinen Freisassen erwiesen sich als eine furchtbare Waffe. Ein neues Zeitalter kündete sich mit den ersten fernhallenden Schritten an. Seit dem Tage von Crecy wankte der Feudalismus langsam, aber sicher zu Grabe.

In dieser Schlacht hatte König Johann von Böhmen einen ehrlichen Reitertod gefunden. Sein Sohn Karl war schwer verwundet worden und kehrte an den Rhein zurück. Aachen und Köln hielten ihm ihre Thore verschlossen. Am 26. November wurde er in Bonn gekrönt und schlich sich von hier nach Böhmen durch, um die ersten Anstalten zum Kampfe gegen Kaiser Ludwig zu treffen.

Auch in dem gepriesenen Lande des deutschen Rittertums trat in dieser Zeit jener soziale Gegenstand zwischen den einzelnen Bevölkerungsschichten immer schroffer hervor. Trotz aller bisher erfahrenen Enttäuschungen wandten sich die Herren Schwabens auch diesmal dem neuen Sterne zu. Noch im Jahre 1346 kam es hier zu einer Adelskonföderation, welche sich für den päpstlichen Kandidaten erklärte. Achtzehn schwäbische Herren unter der Führung des Herzogs Hermann von Teck traten diesem Bunde bei,

dessen Spitze sich gegen die Absicht des Kaisers richtete, das schwäbische Herzogtum unter seinem Sohne Stephan, der in Ravensburg residierte, wieder herzustellen.

Im Frühjahr 1347 scheiterte der Versuch Karls von Böhmen, sich Tirols wieder zu bemächtigen, zunächst an der mannhaften Verteidigung ihrer Stammburg durch Margareta Maultasch, dann infolge der Niederlage, welche Ludwig der Brandenburger dem Gegenkönige beibrachte. Auch am Rhein war der Kampf bereits entbrannt, und von Böhmen aus hatte Karls Bruder, Johann Heinrich, einen Einfall in Bayern versucht. Karl war aus Trient, wohin er sich zurückgezogen, nach Böhmen entkommen und rüstete nun zu einem Einfall in Bayern. Gleichzeitig aber brachte Herzog Stephan mit Hilfe des schwäbischen Städtebundes ein großes Heer gegen die schwäbischen Herren ins Feld, denen sich nun auch der Graf von Württemberg, Eberhard der Greiner, obwohl er zum Landvogt von Niederschwaben bestellt war, angeschlossen hatte. Stephan hatte glücklichen Erfolg, und die Sache der Wittelsbacher schien die feindlichen Angriffe siegreich zu bestehen. In diesem Moment ist Ludwig der Bayer plötzlich gestorben.

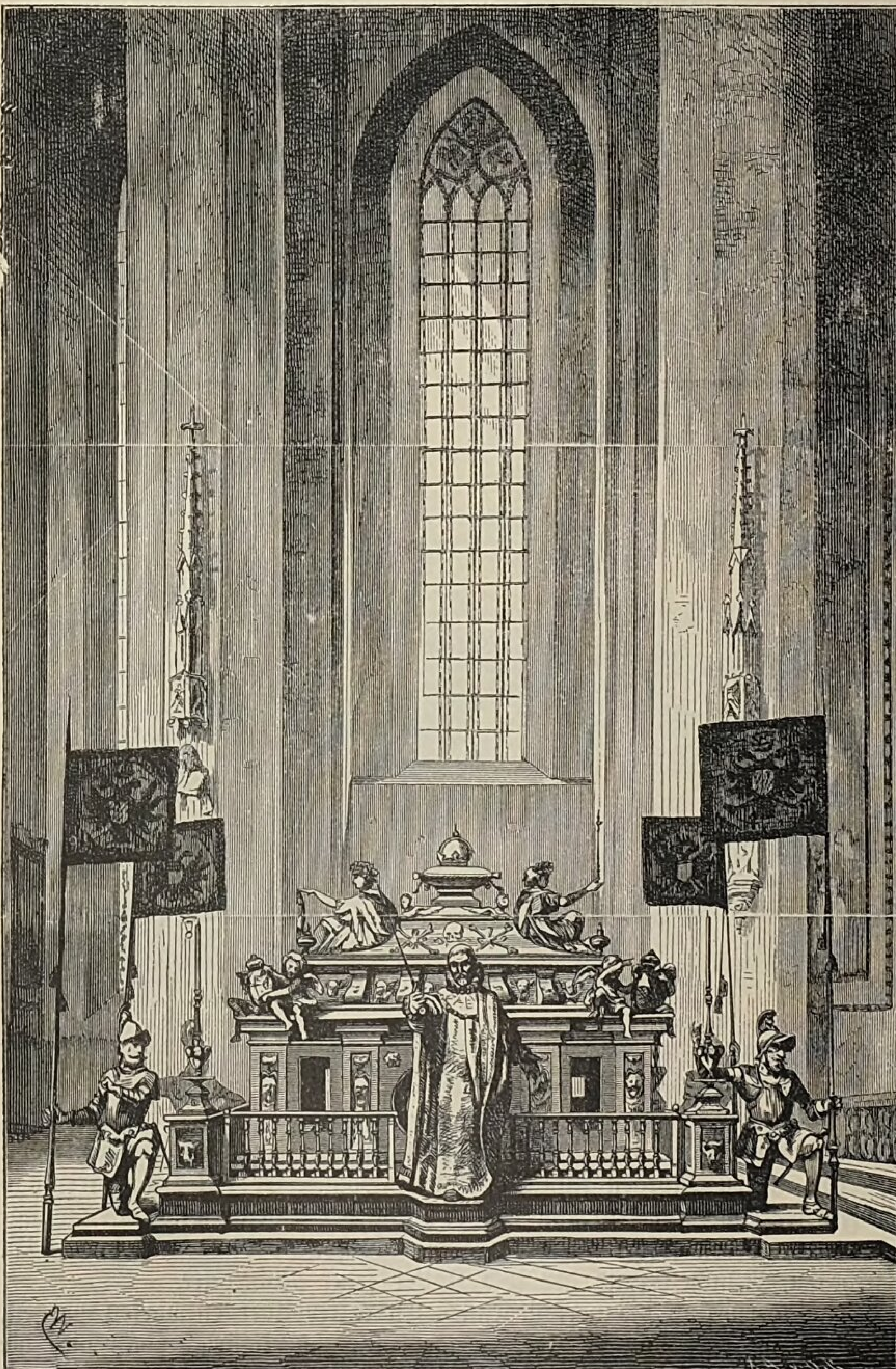


Ansicht des Schlachtfeldes von Crecy. Nach einem Bilde in der National-Gallerie in Paris.
Die Straße vorn ist die Stelle, wo die Franzosen angriffen. Auf dem Hügel rechts oben sieht man die Mühle, von welcher aus König Eduard die Schlacht beobachtete; dort war auch das Centrum der englischen Stellung, während der äußerste rechte Flügel, an dessen Spitze der schwarze Prinz focht, links oben, dicht am Wege bei dem Heuhaufen, stand.

In München hatte der Kaiser mit der Gemahlin seines Freundes Albrecht von Oesterreich getafelt. Am andern Morgen fühlte er sich unwohl. Er ritt zur Bärenjagd hinaus gegen Kloster Fürstenfeld. Da traf ihn in der Nähe des Dorfes Puch ein Schlaganfall, der seinem bewegten Leben sofort ein Ziel setzte. Es war der 11. Oktober 1347. In der Liebfrauenkirche zu München fand der tote Kaiser seine Ruhestätte.

Von Ludwig dem Bayern sind die verschiedensten Charakterbilder entworfen worden, erst in neuerer Zeit wiederum eins von Riezler. Dabei ist es merkwürdig, daß hier die Linien jene Unbestimmtheit und Verschwommenheit wieder annehmen zu wollen scheinen, welche in den gleichsam als Motto angeführten Worten des Neuenburger Chronisten hervortritt. Die scharfe Verurteilung, welche Riezler dem Kaiser stellenweise angedeihen läßt, geriet zu sehr ins Düster, da die Farben zum Bildnis von Ludwigs Vater, wie wir sahen, viel zu hell gegriffen waren. In der Schroffheit dieses Kontrastes liegt das Unwahre und Uebertriebene. Ludwig II ragt nicht so gewaltig hervor, und Ludwig IV, der Bayer, bleibt nicht so unter dem angelegten Maßstab, sondern er erreicht und überragt ihn sogar mitunter. Aus der traurigen Erbschaft, welche ihm sein Vater hinterließ,

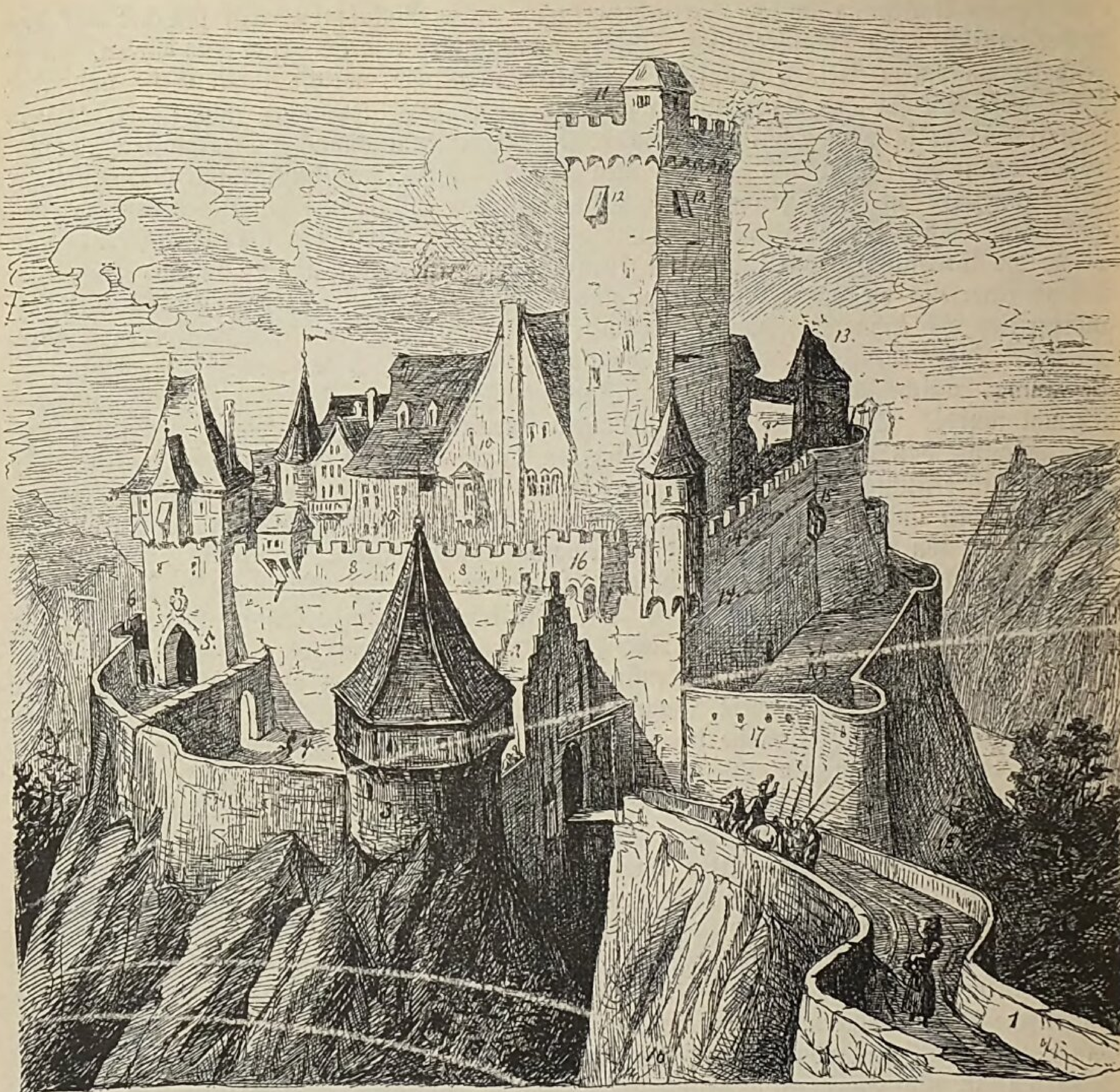
hat er alles nur Mögliche gemacht, und daß es ihm trotz mehrfacher scheinbarer Gelegenheit nicht gelang, noch mehr zu erreichen, lag in der intimen Kenntnis seines Volkes und seiner Zeit, derjenigen Kräfte, auf welche er sich verlassen mußte, mit denen er zu rechnen hatte. Er sah diese Kräfte mit zweifelndem Blicke an, und diese Vertrauenslosigkeit, der Kleinmut und die Scheu vor wirklicher andauernder ernster Arbeit sind spezifische Geschlechtseigenschaften, welche in der Entwicklung des bayerischen Volkscharakters ihre tiefe Begründung haben. Wir wiesen auf diese Thatsache hin, als wir die Folgen der Mühldorfer Schlacht ins Auge faßten, und betonen hier in dem gleichen Sinne, daß der fast gänzliche Mangel historischer Volkslieder aus dieser Zeit wohl kaum, wie man angenommen hat, der Ungunst des Schicksals zuzuschreiben ist, sondern daß die Popularität von Ereignissen, wie der Gammelsdorfer und Mühldorfer Schlacht, über bestimmte Kreise nicht hinausreichte. — Ob diese Annahme der Gleichgültigkeit des bayerischen Volkes als solchem berechtigt ist, mag man aus einer andern Thatsache ersehen. „Unter Kaiser Ludwig war seine Hauptstadt der Sitz von Gelehrten, der Ausgangspunkt einer Litteratur von weltgeschichtlicher Bedeutung.“ So schreibt Riezler. Es ist die Zeit, in welcher eine philosophische Richtung direkte Fühlung mit dem Leben und



Grabmal Ludwigs des Bayers in der Münchener Frauenkirche.

eine Theorie Umsetzung in die Wirklichkeit suchte. Die Philosophie griff hinüber auf das kirchenpolitische und staatsrechtliche Gebiet und suchte reformatorisch zu wirken. Das geschah von einem kleinen Häuflein fremder Flüchtlinge, welche ihren Geist und ihre Feder dem Dienste des Kaisertums widmeten. Und dem gegenüber finden wir bei dem bayerischen Volke und seinem Herrscher eine Uebereinstimmung des Indifferentismus, welche denn doch mehr als zufällig sein dürfte. Das scharfsinnige und doch einseitige Urteil Riezlers ist zu bezeichnend, als daß wir es mit Schweigen übergehen dürften. Er glaubt, daß dem bayerischen Stammesgeiste keine Richtung ferner liege als jene zwei, welche die italienischen, englischen und französischen Flüchtlinge am Münchener Hofe vertraten: einerseits die dürre Abstraktion und abstruse Haarspalterei der scholastischen Logik, andererseits der kühne Aufschwung und doktrinäre Idealismus radikaler Weltverbesserungssysteme. Dies lehre, wie die ganze geistige Geschichte des Stammes, auch die geringe Beachtung, welche dieser Litteratur in den nächsten Kreisen ihres Entstehens entgegengebracht wurde. Trotz einer jahrzehntelangen unermüdlichen Arbeit dieser wenigen sei es nicht bekannt, daß sie auch nur einen einzigen Landeseingeborenen vermocht hätten, litterarisch in ihre Fußtapfen zu treten. Trotzdem es Zeiten gab, in denen wir über Bayerns geistiges Leben anders berichten konnten — wir erinnern nur an die Tage der Karolinger, dann an die von Bayern ausgehende Reformation unter Kaiser Heinrich II — müssen wir uns nun mit dieser Thatsache abfinden. Nicht die politische Stagnation allein ist eingetreten, sondern mit dem Aufgeben der politischen Offensive erstarb der Trieb zur Initiative auf der ganzen Linie. Nur für Augenblicke scheint es, als ob Ludwig entschlossen gewesen wäre, aus der Defensive herauszutreten. Aber ein Blick auf sein Volk mußte ihm die Lust zu solchem Wagnis stets wieder verleiden, eine Lust, die in ihm selbst mit so schwacher Flamme brannte, daß sie kaum genügte, die nächste Umgebung eine Zeit lang zu erleuchten und zu erwärmen. Er selbst spricht sich das Urteil mit einer Naivetät sondergleichen. Jahre lang stand er im Mittelpunkte eines Weltkampfes, Jahre lang genoß er den Umgang mit den hervorragendsten Geistern seiner Zeit und trotzdem führt er den Umstand, ein Ritter und Laie zu sein, dem Papste als Entschuldigungsgrund an, trotzdem benannte er jene Leute, die treu an seiner Seite gestanden, mit dem Ketzernamen und erbot sich, dieselben der Rache des Papstes zu opfern. Trotz dieser Umgebung und steten Gelegenheit zu geistiger Anregung und Belehrung hatte der Kaiser es in seinem langen Leben nicht weiter gebracht, als zu dem bescheidenen Resultate, das apostolische Glaubensbekenntnis, das Vaterunser und den englischen Gruß gut aufsagen zu können. Und all' das von einem Manne, der die Krone Karls und Ottos trug, der einen Gelehrten, in fünf Sprachen bewanderten Ausländer zum direkten Nachfolger hatte! Nach dieser Seite versagte also Ludwigs Natur absolut, er stand als Kaiser hier auf gleicher Linie mit dem letzten seiner Untergebenen, und von diesem Gesichtspunkte aus verstehen wir es, wenn in dem Munde seiner Gegner sein historisch gewordener Beiname „der Bayer" einen üblen Beigeschmack erhält.

Und doch hatte dieser Bayer die Macht des Hauses Wittelsbach in seinen letzten Lebensjahren zu einer Bedeutung gebracht, wie es sie noch nie besessen. Daß es sich in der Folgezeit erwies, daß dieses Geschlecht zu alt war, um sich hierhin oder dorthin willkürlich verpflanzen zu lassen, kann man dem Kaiser nicht anrechnen. Der aussichtsvollste Weg schien uns der in das schwäbische Städtegebiet führende zu sein. Aber auch diesen betraten die Wittelsbacher zu spät. Ludwig konnte die Zeiten nicht zurückrufen, in denen seine Vorfahren gelebt. Und dennoch errang er auf diesem Wege auch unter den geänderten Verhältnissen die Erfolge, welche zu erringen waren. Der entscheidende Punkt seiner Politik scheint uns der zu sein, daß sie ihren Schwerpunkt eben in Bayern behielt. An diesem Umstande war die Verbindung mit der Pfalz zum Unglück geworden, an diesem Umstande mußte die Erwerbung der reichen und kraftvollen Länder, welche Ludwig seinem Hause gewann, schließlich scheitern. Denn in Bayern waren die Vorbedingungen zu einer erobernden und damit dominierenden Macht nicht mehr vorhanden. Hier hätte Ludwig erst eine neue Grundlage schaffen müssen, ein Streben, das seiner Natur ebenso vollkommen fremd war.



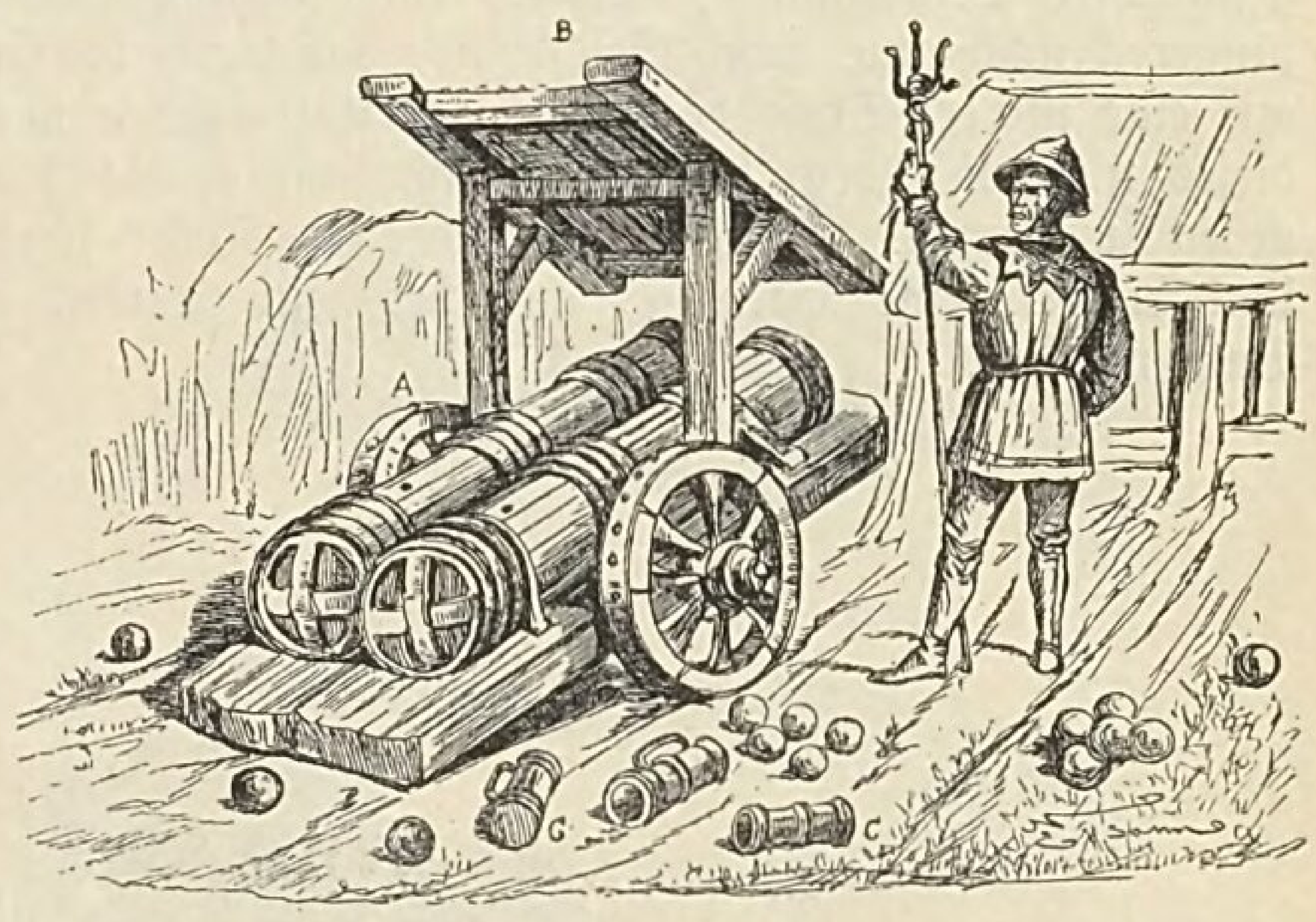
Modell einer vollkommenen mittelalterlichen Burg.

1. Burgweg. — 2. Burgthor mit Fallgatter. — 3. Erkerturm (Luginsland). — 4. Aeußerer Burghof (Barbacon). — 5. Zwinger mit dem zweiten Thor. — 6. Thorturm. — 7. Erker (Ueberzimmer). — 8. Schartenmauer (Ziegel). — 9. Flacher Mauerturm. — 10. Das Wohngebäude (Palas). — 11. Wachtturm (Bergfried). — 12. Fenster mit Fallladen zur Verteidigung. — 13. Flankierender Turm. — 14. Mantelmauer mit Schießscharten. — 15. Pechnase. — 16. Brustwehr mit Tragsteinen. — 17. Schießlöcher für Schützen. — 18. Graben.

Wohl zeigte sich in dem Zurücktreten des Landes von der Gesetzgebung ein Aufschwung der monarchischen Gewalt, allein selbst hier hatte Ludwig unter den Folgen der Trennung beider Landesteile auch nach der Wiedervereinigung zu leiden. Aeußerlich ein Ganzes, blieb Bayern rechtlich in zwei Hälften, in Ober- und Niederbayern, geschieden. Und da Ludwigs Thätigkeit auf diesem Gebiete durch seinen Tod unterbrochen, seine Arbeit aber von seinen Nachkommen nicht aufgenommen und fortgesetzt wurde, erscheint seine rege gesetzgeberische Thätigkeit viel mehr als Abschluß einer vergangenen Zeit, denn als eine Grundlage zu künftiger Weiterentwicklung. Folgend der Bahn, welche der Rechtsanwalt Ruprecht mit seinem Stadtrechtbuch für die Stadt Freising, dann dem Landrechtbuch für das Land einschlug, erließ auch Ludwig ein Landrecht für Oberbayern, welches 1336 bereits in Kraft stand. Schon zwei Jahre vorher war das Stadtrecht für die oberbayerischen Städte erlassen worden. Im Jahre 1346 wurde das Landrechtbuch in einer neuen Umarbeitung eingeführt. Es handelte sich bei diesem Werk zunächst um

eine schriftliche Aufzeichnung des alten Gewohnheitsrechtes. Die lebendige Fortentwicklung des Rechts hatte in Bayern allmählich aufgehört. Einen großen Unterschied gegen die früheren Zeiten zeigt die Bestimmung, daß Kläger und Beklagter vor Gericht mit einem Fürsprech oder Anwalt zu erscheinen haben. Auch das war keine Neuerung, sondern bereits zur Gewohnheit geworden, und gerade dieser Umstand zeigt uns, daß in den immer verwickelter werdenden Rechtsverhältnissen der absterbenden Zeit der einfache Sinn der Landbewohner die Fähigkeit allmählich verlor, das eigene Recht zu erfassen, zu verteidigen und weiter zu entwickeln. Die gesetzgeberische Thätigkeit Ludwigs des Bayern hat einen rein territorialen Charakter und gerade diese territoriale Abschließung hatte dann wieder die nachteilige Folge, daß eine Befruchtung der bayerischen Rechtsentwicklung von außen in der Folgezeit einen harten passiven Widerstand zu erfahren hatte.

Sehen wir auf dieses Resultat, so wird es uns vollkommen klar, daß es auch Ludwig nicht gelang, die um das bayerische Leben gezogene Mauer wieder zu durchbrechen. Nur die Wittelsbacher gingen über die alten Grenzen des Landes hinaus, ihre Erwerbungen ließen das Volk, dem sie selbst entstammten, kalt, und gerade in diesem politischen Indifferentismus des Stammes erkennen wir die Ursache, daß Ludwigs Errungenschaften seinem Lande so geringen Vorteil brachten und seiner Familie alle nach und nach wieder verloren gingen. Nicht an dem Mangel positiven Wollens scheiterte zuletzt Ludwigs Werk, sondern daran, daß dieses Wollen von seinem Stammlande ohne Unterstützung blieb, daß er die Macht der Persönlichkeit nicht besaß, sein Volk zur Initiative wieder zu erwecken und also gezwungen wurde, die Kräfte seines Hauses nach allen Seiten zu zersplittern. Statt der ernsten Durchführung eines Planes mußte er die verschiedensten Aufgaben anpacken. Alle diese Aufgaben waren bei seinem Tode erst in ihren Anfangsstadien bewältigt. Er hinterließ seinen Söhnen eine mühevolle Arbeit, und daß mit seinem Tode der einheitliche Wille erlosch, der bisher die verschiedensten Ziele immer wieder vereinigt hatte, bedeutete für diese Arbeit das Mißlingen.

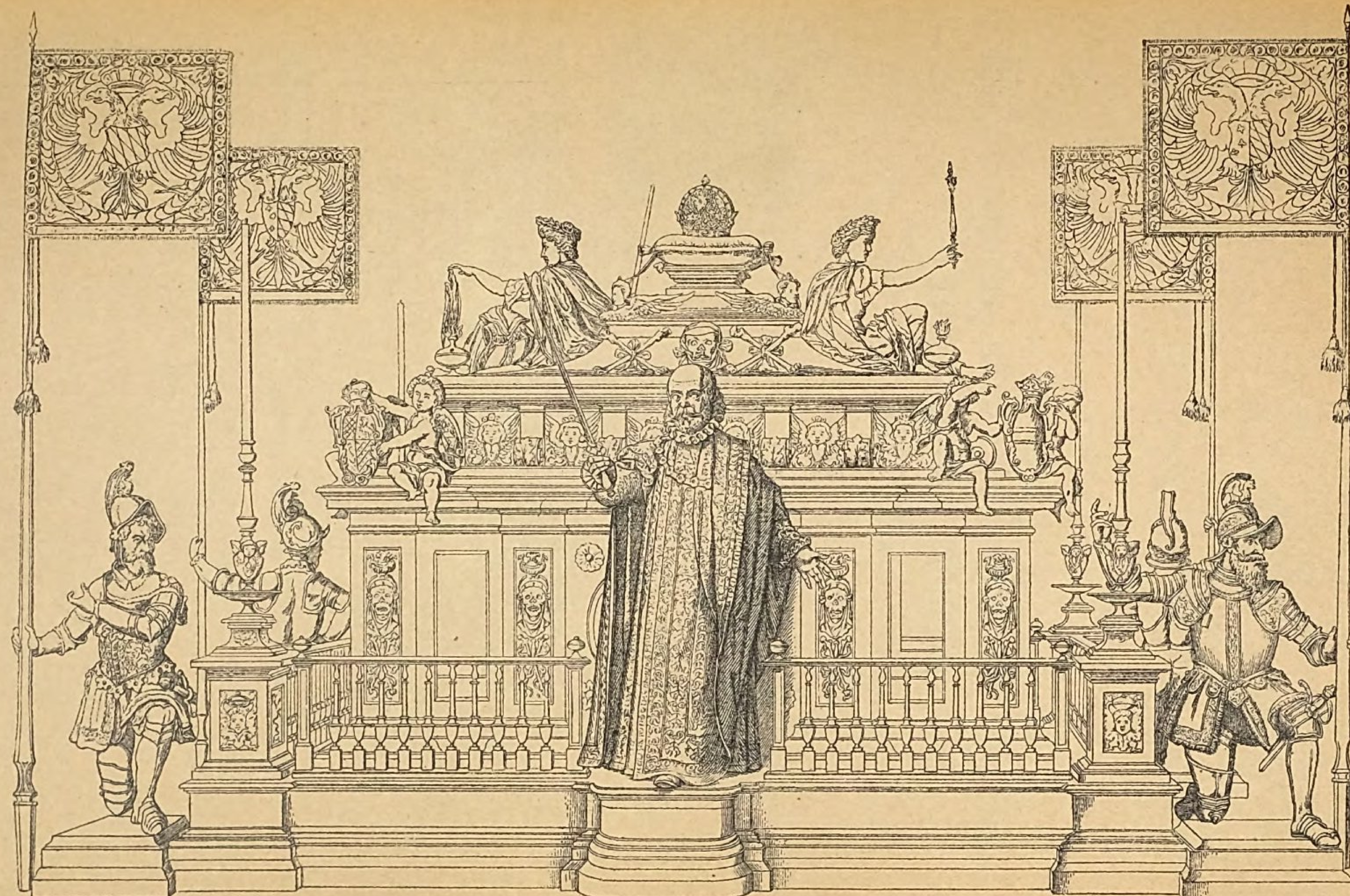


Die erste Feuerwaffe „Bombarde“. (Mitte des 14. Jahrhunderts.)

Das Rohr bestand entweder aus einem Stück Eisen oder aus Eisenstäben, welche zusammengeschweißt und außen gleich Faßdauben mit schweren, eisernen Ringen umgeben wurden (siehe Fig. A). Fig. B ist ein Holzmantel zum Schutz gegen das Wetter und gegen feindliche Geschosse. Fig. C ist das Maß für das Pulver.

Daß Ludwigs Regierung für das Reich noch resultatloser verlief, als für sein Land, ist ihm, wie wir sahen, kaum als Schuld anzurechnen. Hätte er die Hausmacht, welche er in langen Jahren des Kampfes erst schaffen mußte, bei dem Antritt seiner Regierung besessen, sein Werk wäre für Deutschland wohl anders ausgefallen. Daß er eine Reihe von Ahnen besaß, welche für diese Hausmacht nicht zu sorgen verstanden, ist nicht seine Schuld. Seine Berufung auf den deutschen Königsthron war, wie wir erkannten, nicht sein Werk, sondern ein Akt vollkommenster Willkür, durch gar keine natürliche oder historische Ursache motiviert. Denn König zu sein, dazu fehlte es Ludwig nicht nur an innerem persönlichen Gehalte, sondern auch an äußerer Macht. Es fehlte ihm aber ebenso an jeder historischen Berechtigung, da die Wittelsbacher ihre Aufgabe, Erben der Staufer zu sein, längst vergessen hatten. So war es nur zu natürlich, daß Ludwig in dem Augenblicke, wo er sich anschickte, seinem Geschlechte diese historische Berechtigung wieder zu erringen und es wieder auf gleiche Stufe zu heben mit den Habsburgern und Luxemburgern, alle bestehenden Gewalten gegen sich reizte, daß gerade die Leute seine ärgsten Feinde wurden, denen er vor allem seine eigene Erhebung zu danken. Bei solcher

Verschiebung der ursprünglichen Verhältnisse wurde ein gedeihliches Wirken für das Reich immer mehr zur Unmöglichkeit, und wie wir urteilten, daß Ludwigs positives Wollen für Wittelsbach und Bayern um ein Jahrhundert zu spät kam, so ergibt sich uns als natürliche Konsequenz dieses Urteils, daß er auch für das Reich nichts zustande brachte. Sein Streben blieb darauf gerichtet, einen toten, schon verwesenden Körper wieder zu beleben. Das konnte nie gelingen. Nur eines hätte gelingen können, den Verwesungsprozeß zu beschleunigen und mit seinen Produkten die eigene junge Macht zu düngen. Wir sahen ihn diesen Weg beschreiten, aber auf diesem Wege umflatterte ihn das Gespenst des alten Kaisertums, die Geschichte ragte herein und zeigte ihm ihr Medusenhaupt, seine Schritte wurden schwankend und energielos. Er bekam es zu fühlen, daß sein Geschlecht über die Jahre der raubritterlichen Jugendzeit zu weit hinausgeeilt war und die Fähigkeit verloren hattte, einfach zu nehmen und zu behalten, wo es etwas zu nehmen gab. Der Apparat, den er zu seinen Erwerbungen in Bewegung setzte, war zu schwerfällig, darum verletzte sein Wirken allerorten und rief die Opposition in den weitesten Kreisen hervor. Gerade Ludwigs Persönlichkeit bedarf zu ihrem Verständnis der historischen Perspektive; er erscheint uns als der ausgeprägteste Charakter seines Geschlechts, das, eines der ältesten Fürstengeschlechter Deutschlands, dennoch an fürstlichem Rang und fürstlicher Macht manchem jüngeren nachstand, eines Geschlechts, das durch die Entwicklung seines Landes und Volkes auf eine niedere Stufe des Adels gedrückt worden war, ohne darum die jugendliche Kraft dieses niederen Adels gewinnen, ohne andrerseits die alten fürstlichen Prätensionen aufgeben zu können. In diesem „Weder — Noch" liegt Ludwigs Schicksal beschrieben, auf ihm basiert seine Haltung, aus der sein Wirken als deutscher König, als Herrscher Bayerns floß.



Grabmal Ludwig des Bayern in der Frauenkirche zu München.

Bayern bis zum Tode Stephans II. Die Söhne Ludwigs des Bayers.

1347–1375.

Nach dem Aussterben der niederbayerischen Herzogslinie fiel Niederbayern an Oberbayern zurück. Mit dieser Anerbung war nichts geschehen. Wir hörten, daß Ludwig der Bayer dem Lande seine Freiheiten bestätigen mußte, daß er einstweilen nicht daran denken konnte, es mit Oberbayern wieder zu einem organischen Ganzen zusammenzuschweißen. Auch nach dem Tode des Kaisers mußten sich seine drei ältesten Söhne dazu verstehen, dem niederbayerischen Lande seine ständischen Freiheiten zu bestätigen (4. November 1347). Von dieser unausgeglichenen Grundlage aus hatte Ludwig der Bayer den Gang zu seinen Erwerbungen unternommen, und so lange alle Fäden seiner auswärtigen Politik in ihm ihre Verbindung fanden, war ja wohl Hoffnung vorhanden zu einer allmählichen Konsolidierung der geschaffenen Verhältnisse. Ludwig aber hinterließ nicht einen Sohn, sondern sechs, und in dem Moment, wo er abtrat, mit dem Erlöschen seines einheitlichen Willens erlosch auch die bisherige centripetale Bewegung der wittelsbachischen Politik, und das Interesse der unter Wittelsbach vereinigten Landesteile gewann das Uebergewicht über das Interesse der Dynastie, denn des Vaters Bestimmung, daß wenigstens Ober- und Niederbayern fortan ungeteilt bleiben, oder wenn das nicht anginge, wenigstens zwanzig Jahre nach seinem Tode keine Teilung stattfinden sollte, bezeugt durch sich selbst die Ohnmacht des Kaisers gegenüber einem tief eingewurzelten, zur Gewohnheit gewordenen Gebrauche, gegenüber dem „historisch Gewordenen".

Kaiser Ludwig hatte noch rechtzeitig der Bewegung Niederbayerns gegen Oesterreich und Böhmen, die wir als die natürliche für Bayern erkannten, ein Halt gebieten können; dieses natürliche Streben aber radikal und vollends zu überwinden, hatte er nicht die Macht. Um wie viel weniger war zu hoffen, daß sich so fremde und fern entlegene Provinzen wie Holland, Brandenburg und selbst Tirol, welches wie ein Keil die österreichischen Landesteile im Osten und Westen auseinanderriß, auch jetzt noch nach dem Erlöschen des kaiserlichen Centralwillens in ihren natürlichen Bewegungsrichtungen würden aufhalten lassen. Wollte Wittelsbach hier die Oberhand behalten, so mußte es sich einzuleben suchen, und dieser Fähigkeit entbehrte die Dynastie, dazu war sie bereits zu alt. Ludwig V, der Brandenburger, hat es nicht einmal über sich gewinnen können, seine Abneigung gegen die Bewohner und Verhältnisse der Mark wenigstens äußerlich zu verbergen, und Wilhelm I ist in Holland verrückt geworden.

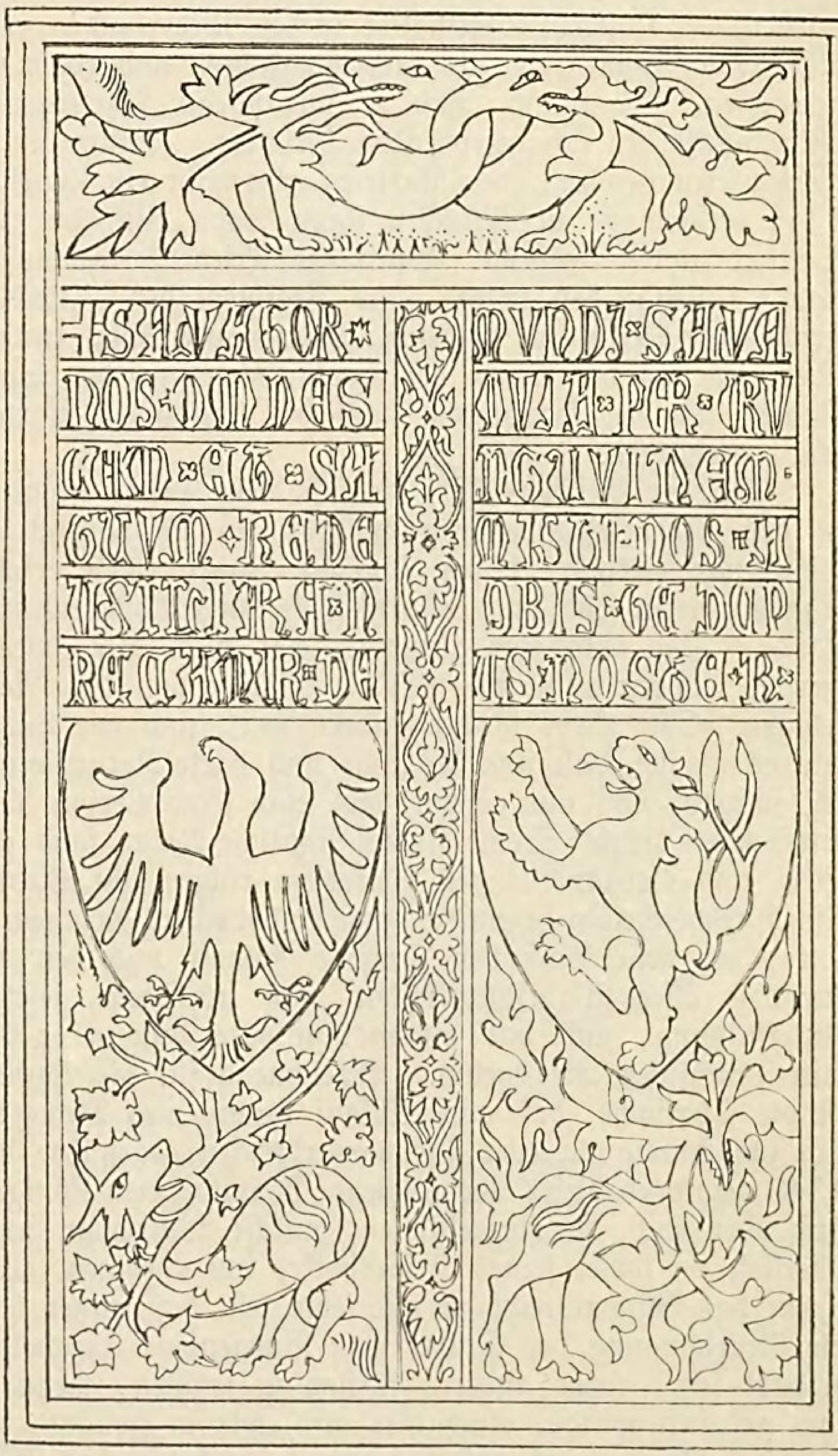
Außer diesen beiden, dem ältesten und vierten der Söhne, kennen wir bereits den zweitgeborenen Stephan II und Ludwig VI, den Römer. Wilhelm I reihen sich dann die beiden jüngsten, Albrecht I (geb. 1336) und Otto V (geb. um 1342) an. Stephans II Zukunft schien uns in Schwaben zu liegen. Die schwäbischen Städte erneuerten auch bereits am 22. Oktober 1347 ihr Bündnis von 1331, „insbesondere gegen Verpfändung und gegen jede Gefährdung ihrer Privilegien“. Sie trennten sich von den freien Herren, welche Ludwig 1340 ihrem Bunde angefügt hatte. Als der Luxemburger sie nun zur Anerkennung aufforderte, schlossen sie am 14. Dezember 1347 einen Friedensbund mit den Herzogen Ludwig von Brandenburg und Stephan II.

Um dieselbe Zeit aber, da die schwäbischen Städte Miene machten, an der bisherigen Richtung ihrer Politik festzuhalten und gegen luxemburgische Gelüste an den Wittelsbachern einen Rückhalt zu gewinnen, öffnete Bayerns alte Hauptstadt, Regensburg, Karl IV die Thore (22. Oktober), und am 31. Oktober gelang es dem Böhmen ebenso, die Anerkennung Nürnbergs gegen die Erteilung von vierzehn Privilegien zu gewinnen. Auf einem Reichstag, den Karl hier abhielt, ordnete er die Landvogteien, von denen er die von Niederschwaben den Würtemberger Grafen ließ; die von Oberschwaben übertrug er an zwei Brudersßöhne, die Grafen von Helfenstein, welche beide Ulrich hießen; die zwei Reichslandvogteien in Augsburg und in Franken erhielt der Herzog Friedrich von Teck. Wie an alle seine Vorgänger drängten sich auch an ihn schon zu Nürnberg die schwäbischen und fränkischen Großen heran, so besonders die zollerischen Burggrafen von Nürnberg, die Würtemberger und Hohenlohe. Noch vor Ablauf des Jahres gewann Karl ebenso einen Teil der rheinischen Städte, so Basel, Straßburg, Speier, Worms und Mainz, und auch die Städte des Elsässer Landfriedensbundes traten zu ihm über. Wir wissen, daß auch hier der Wittelsbacher Stephan II die Landvogtei inne hatte. Sie ward ihm genommen und einem Herrn Johann von Finstingen übertragen. Den schwäbischen Bund aber gewann Karl IV durch seine Lockungen und die verheißene Lösung der Städte von Interdikte nicht. Am 9. Januar 1348 mußte er sich in Worms dazu verstehen, denselben anzuerkennen und am 27. Januar gestand er in Ulm selbst die Verbindung desselben mit dem wittelsbachischen Hause zu. „Er versprach zugleich die Freiheiten der Städte gewissenhaft zu respektieren, insbesondere sie niemals zu verpfänden.“

Die Hauptsache für Wittelsbach blieb die Abrechnung mit Luxemburg. Anstatt nun die feste Verknüpfung ihrer eigenen Kräfte zu versuchen, gingen die Wittelsbacher daran, Karl IV den Weg zum Kaiserthron zu verlegen. Auf dem Kriegspfade der Diplomatie aber war ihnen der Böhme bei weitem überlegen. Er brach den Unterhandlungen seiner Gegner mit Eduard III von England die Spitze ab, indem er den Markgrafen Wilhelm von Jülich mit einem Teil der holländischen Provinzen belehnte. Damit waren auch die englischen Ansprüche auf Holland indirekt anerkannt, und Eduard III lehnte am 10. Mai 1348 die Annahme der deutschen Krone ab und schloß mit dem Luxemburger ein Bündnis. Die Wittelsbacher dachten nun an einen der Ihrigen, an den Markgrafen Friedrich von Meißen, und während Nürnberg infolge einer Zunftrevolution wieder auf ihre Seite zurücktrat, gelang es Karl IV, durch einen Vertrag mit Albrecht von Oesterreich sein Verhältnis zu Habsburg neu zu ordnen. In den letzten Tagen des Mai kam diese Vereinigung zustande. Herzog Albrecht erkannte Karl IV als König an, dieser belehnte den Habsburger mit den Herzogtümern Oesterreich, Steier und Kärnten und seinen übrigen Reichslehen in Schwaben und Elsaß, und verlobte dem Sohne des Herzogs, dem achtjährigen Rudolf, seine kleine Tochter Katharina. Zur Hilfeleistung gegen die Söhne Kaiser Ludwigs aber war Albrecht nicht zu bewegen.

Der Kampf der beiden feindlichen Dynastien gegen einander hub nun an, aber es wäre total falsch, wollten wir ihn als die alleinige oder auch nur als die hervorragendste Signatur der Zeit hinstellen. Es gab andere, weit tiefer greifende Gegensätze in der damaligen politischen Welt Deutschlands, welche ihr Uebergewicht nach allen Richtungen geltend machten und auch die Dynastien zeitweise zur Beilegung ihrer Kämpfe zwangen. Diese Gegensätze waren in erster Linie ständische und soziale, und sie drängten Luxemburg sowohl wie Wittelsbach auf die gleiche Seite, auf die Seite des Landesfürstentums. Hier

liegen die Ursachen der demnächstigen Mißerfolge der wittelsbachischen Politik. Sie liegen in dem Abfall der Söhne von den Prinzipien des Vaters, in dem Umstande, daß man vergaß, wie es ein Wittelsbacher war, der vom Königsthrone herab das Bürgertum und seine lebensvolle Entwicklung vor allem begünstigte, der hier seine vornehmlichsten Freunde und seine Popularität gewann. Es befremdet uns nicht, diesen reaktionären Zug bei den Wittelsbachern wieder aufleben zu sehen. Die in dieser Beziehung so jugendlich kräftigen Bestrebungen Kaiser Ludwigs erloschen mit dem Herabsteigen der Wittelsbacher vom deutschen Throne ganz von selbst. Schon der eine Umstand, daß man von wittelsbachischer Seite an einen anderweitigen Kandidaten für die deutsche Krone dachte, und sich keiner der Söhne Ludwigs des Bayers dazu entschloß, die Reichskleinodien festzuhalten, die noch in ihren Händen waren, zeigt die Schwerfälligkeit einer alternden Politik, welche ihre Maßnahmen von andern Gesichtspunkten als den allein wirklichen beherrschen läßt. Man wollte vier Kurstimmen haben, und da Ludwig der Brandenburger sich seine Stimme nicht selbst geben konnte, verzichtete er darauf, sich selbst als Kandidat aufstellen zu lassen. Mit dieser Verzichtleistung aber zog er der notwendigen Politik seines Hauses von vornherein den festen Boden unter den Füßen weg.


Futteral eines Stückes vom Kaiserornat aus der Zeit Kaiser Karls IV.

Friedrich von Meißen, der Schwiegersohn des verstorbenen Kaisers, war wohl gesonnen, die Kandidatur anzunehmen. Auch trug man ihm, der seit zwei Jahren Witwer war, die Hand der Kaiserin Witwe Margareta an. Karl IV aber erwiderte diesen Schachzug sofort. Er erhob die beiden Grafen Albrecht und Johann von Mecklenburg zu Herzogen und zu deutschen Reichsfürsten und gewann in ihnen zwei Bundesgenossen, welche dem Brandenburger wohl manche böse Stunde zu bereiten imstande waren. Diesem Geplänkel sah Herzog Albrecht von Oesterreich von ferne zu und kam auf die Idee, die streitenden Häuser zu versöhnen. Gegen Ende Juli 1348 kamen alle Parteien und ihre Führer in Passau zusammen, aber eine Einigung wurde nicht erzielt. Man schied in grimmiger Zwietracht. In diesem Augenblick erhielt die Stellung der Wittelsbacher, die sich seit dem Abfalle Nürnbergs wieder einigermaßen befestigt hatte, auf drei Seiten einen gewaltigen Stoß: in Schwaben, in der Mark und in Holland.

In Holland hatte das Regiment der Kaiserin vielfache Gegnerschaft gefunden, so bei einem Teile des hohen Adels, der nicht mit Stellen und Gnaden bedacht worden war, andrerseits bei einem Teile der Städte, welche das Frauenregiment sofort als ein adeliges Parteiregiment empfanden. Die schon vorhandenen ständischen und sozialen Gegensätze empfingen neue Nahrung und vertieften sich, und bis zum Ende des Jahres 1347 war es so weit gekommen, daß es mit dem Regiment der Kaiserin nicht mehr ging. Sie schlug dem Landtag einen ihrer Söhne als Regenten vor, und Wilhelm ward dazu ausersehen, der Kaiserin Statthalter in den Niederlanden zu werden. Wilhelm war ein junger Mann von kaum mehr als vierzehn Jahren und einer so schwierigen Stellung keineswegs gewachsen. So konnte auch er nur wieder Parteihaupt werden, und bald stand er im Mittelpunkt der sich befehdenden Gruppen. Kaum ein Jahr war vergangen, so sah sich die Kaiserin genötigt, den Parteien abermals ein Zugeständnis zu machen. Am 5. Januar 1349 erklärte sie zu München ihren Sohn Wilhelm zum alleinigen Herrn von Holland, Seeland und Friesland. Statt des Friedens brachte diese Erklärung dem aufgeregten Lande vollends den Krieg. Das Regiment der Wittelsbacher in Holland hatte den ersten furchtbaren Sturm zu bestehen. Mutter und Sohn traten mit den Waffen einander gegenüber, jene an der Spitze der Hoeks, dieser an der Spitze der Kabeljaus, unter welchem Namen sich der Hauptsache nach die ständischen Parteien des Adels und der Bürgerschaft verbargen.

In der gleichen Zeit, da sich diese Dinge in den Niederlanden vorbereiteten, trat in der Mark Brandenburg plötzlich ein Prätendent auf, der sich für den Askanier Waldemar ausgab, dessen Tod im Jahre 1319 erfolgt war. Der falsche Waldemar leugnete diesen Tod und erklärte seine lange Abwesenheit mit einem Aufenthalt im heiligen Lande. Daß man ihm glaubte, zeigt nicht nur, was man der Menge damals bieten durfte, sondern auch, wie sich die Märker von dem Regiment der Wittelsbacher hinwegsehnten. Eine Liebe ist der andern wert, und wie Ludwig der Brandenburger kein Hehl daraus machte, daß ihm die rohe und harte Natur seiner nordischen Unterthanen verhaßt sei, so ward ihm nun gezeigt, daß auch seine Person die Liebe und Zuneigung des Volkes keineswegs besaß. Seine südlich sinnliche Natur fand es schöner und bequemer, statt um Liebe und Verständnis des Volkes zu ringen, ihr Liebesbedürfnis in Einzelekstasen märkischen Schönheiten gegenüber zum Ausdruck zu bringen. Bei dem Magdeburger Erzbischof Otto, bei dem sächsischen Herzoge Rudolf und den Grafen von Anhalt, welche diese Komödie aller Wahrscheinlichkeit nach in Scene gesetzt hatten, fand Waldemar sofort Unterstützung, und mit diesem Rückhalte begann er kühn seinen Weg zum Sturze des wittelsbachischen Regiments. Bezeichnend für die Stellung der Wittelsbacher im Norden ist die Thatsache, daß nach Ablauf kaum eines Monats fünfundzwanzig märkische Städte sich zur Huldigung dem Pseudomarkgrafen gegenüber bereit finden ließen. Ende August 1348 zeigte er dieses überraschende Resultat dem Könige Karl IV an. Ebenso bezeichnend sind aber auch die Konzessionen, welche Waldemar den Städten machte. Den Städten überließ er, soviel seines Kriegsvolkes aufzunehmen, als sie beköstigen „wollten", gestand ihnen das Bündnisrecht zu und setzte fest, daß außer der landesherrlichen Erlaubnis auch die Genehmigung der Städte zum Burgenbau einzuholen sei. Selbst gegen ihn sollte es erlaubt sein, einen andern Fürsten zu wählen, wenn eine Stadt in ihren Rechten von ihm gekränkt würde. Auch hier also, wie in Holland, die ständischen und sozialen Gegensätze des Bürgertums und Rittertums, auch hier das Bürgertum in entschieden feindseliger Stimmung dem Landesherrn gegenüber. Die Politik Kaiser Ludwigs scheint von seinen Söhnen vollkommen vergessen.

Bevor wir auf den dritten Unglücksfall eingehen, infolgedessen die Macht Wittelsbachs in Schwaben zusammenstürzte, bevor wir zeigen, wie unter den verheerenden Wirkungen des „schwarzen Todes", jener furchtbaren Pest, die damals ganz Europa heimsuchte, die Widerstandskraft der schwäbischen und süddeutschen Städte zusammenbrach, wollen wir die Entwicklung der Verhältnisse zwischen den beiden feindlichen Dynastien weiter verfolgen.

Dem Könige Karl konnten die Verwicklungen der Wittelsbacher nur erwünscht kommen, und wie er in den Niederlanden sich die Grafen von Jülich durch Belehnung

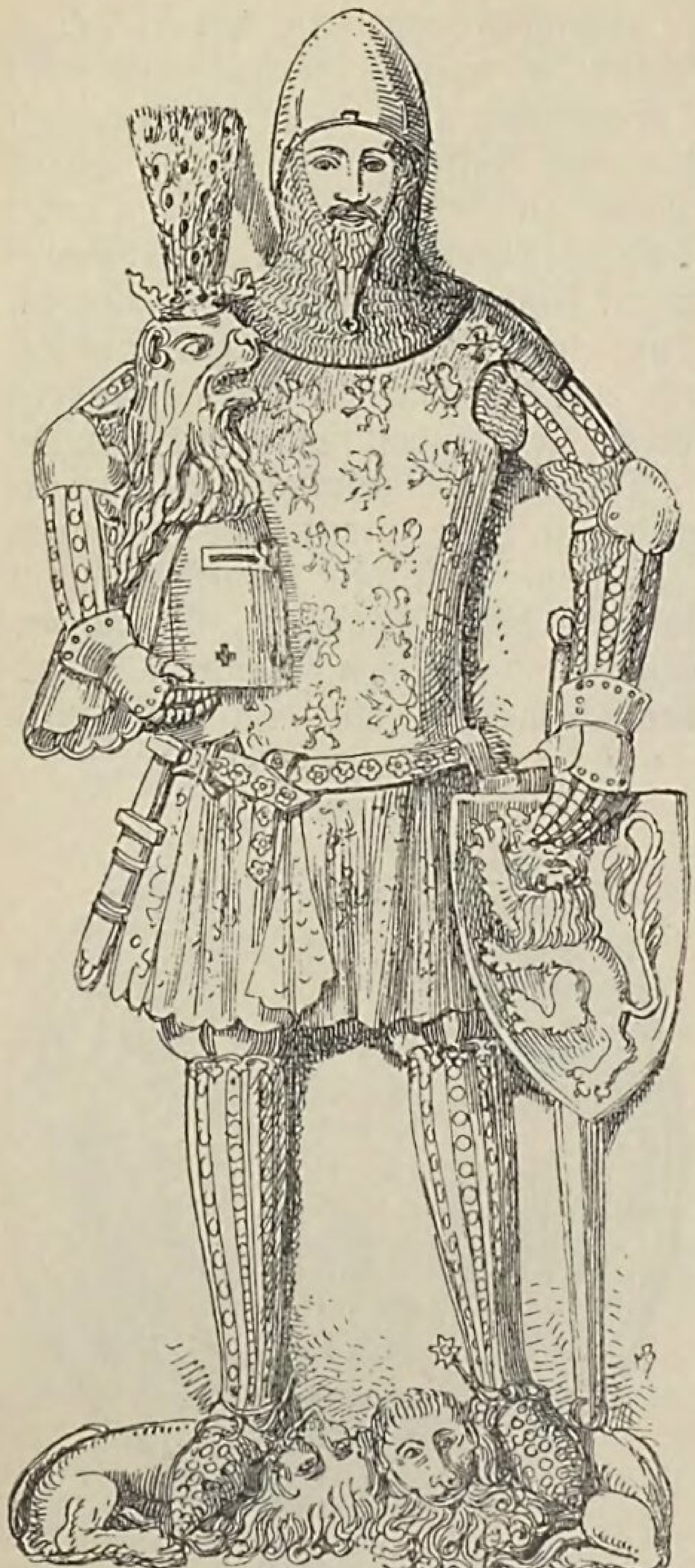
mit dem vierten Teile der holländischen Erbschaft zu Freunden gewonnen, wie er sich in Norddeutschland die Herzoge von Mecklenburg verpflichtete, so versuchte er nun auch selbst in der Mark Brandenburg einzugreifen. Zum 15. September ließ er in Böhmen eine Heerfahrt nach der Mark ansagen. Zugleich erging eine Aufforderung an die Herren und Städte in Elsaß und Schwaben, die Wittelsbacher zu befehden, und die Tiroler Landherren wurden zu gleichem Zwecke von ihm fort und fort ermuntert. Am 1. September schlossen sich zu Kremmen in der damaligen Neumark die feindlichen Kräfte gegen Wittelsbach zusammen. Dem Erzbischof Otto von Magdeburg und dem Herzoge von Sachsen-Wittenberg traten die Mecklenburger Herzoge Albrecht und Johann, der Herzog Barnim von Pommern-Stettin, wie die beiden Grafen Albrecht von Anhalt und Barby an die Seite. Da eilte Markgraf Ludwig gegen Norden. Der junge Rheinpfalzgraf Ruprecht eilte seinem wittelsbachischen Vetter mit einer Kriegerschar zu Hilfe, geriet aber mit vielen Rittern in die Gefangenschaft Herzog Rudolfs von Sachsen. Nur dem Grafen Günther von Schwarzburg, der in der Lausitz eine Schar gesammelt hatte, gelang es, sich zu dem Markgrafen Ludwig in das Land Lebus durchzuschlagen und mit ihm Frankfurt an der Oder zu besetzen. Auf dem Wege in die Mark war König Karl mit dem Markgrafen Friedrich von Meißen zusammengetroffen, der von dem Plane zurückstand, sich als Gegenkönig wählen zu lassen, und den Luxemburger anerkannte. Karl zog zur Belagerung Frankfurts an der Oder heran, nachdem er am 2. Oktober den falschen Waldemar gegen Abtretung der Lausitz belehnt und seine Scharen mit denen der Verbündeten vereinigt hatte. Schon nach neun Tagen zeigte sich, daß die Stadt nicht einzunehmen sei, und so trat man allseits den Heimweg an. Die Städte Müncheberg und Fürstenwalde unterwarfen sich dem Wittelsbacher wieder.



Siegel Karls IV.

Der diplomatischen Gewandtheit Karls gelang es aber noch im Dezember, zwei bisherige Verbündete der Wittelsbacher auf seine Seite zu ziehen, den König Kasimir von Polen und den Herzog Bolko von Schweidnitz. Kasimir wurde durch das Versprechen Karls gewonnen, „ihm mit Rat und That behilflich zu sein, damit Kasimir diejenigen Landesteile, die der deutsche Orden und Markgraf Ludwig der Brandenburger von Polen abgerissen, wiedergewinne." Für uns ist diese Abmachung ein Wegweiser in den politischen Bestrebungen Karls IV, und wir erkennen, daß ihnen eine deutsch-nationale Tendenz nicht zu Grunde lag. Wir werden dieses Moment im Auge zu behalten haben.

Im Dezember des Jahres 1348 trafen die beiden Parteiführer am Hofe Friedrichs von Meißen in Dresden zusammen. Friedrich hielt auf der Seite Karls IV aus, und so proklamierte Ludwig der Brandenburger noch von Dresden aus seinen neuen Gegenkönig. Ein alter Diener seines Hauses erwies ihm diesen Liebesdienst, Graf Günther von Schwarzburg, aus der blankenburgischen Linie dieses alten Geschlechts. Lange Jahre war Günther eine der vornehmsten Stützen Kaiser Ludwigs im Rate wie im Felde gewesen und hatte für Ludwig V die Statthalterschaft in der Mark Brandenburg geführt. Ein guter Administrator und erprobter Heerführer, war der neue Kandidat doch eine viel zu unwichtige Persönlichkeit, um dem Luxemburger gegenüber wirklich Stellung fassen zu können, es sei denn, die wittelsbachische Macht wäre für ihn mit gleicher Energie und Rücksichtslosigkeit eingetreten, wie dies einst Johann von Böhmen für Ludwig den Bayer gethan. Daran aber dachte man nicht. Wollte die wittelsbachische Partei vor aller Welt die eigene Rat- und Energielosigkeit darthun, so hätte sie kaum ein besseres Mittel finden können, als die Aufstellung eines solches Kandidaten, und rechnete man dabei auf die



Grabmal Günthers von Schwarzburg im Dom zu Frankfurt a. M.

Reichsstädte, so erwies sich diese Rechnung sehr bald als falsch. Schon bei der Wahl, welche vor Frankfurts Thoren am 30. Januar 1349 von dem Erzbischof Heinrich von Mainz, dem Rheinpfalzgrafen Rudolf und Ruprecht d. ä., dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg, der zugleich die Herzoge von Sachsen-Lauenburg vertrat, feierlich vollzogen wurde, zeigte sich in Frankfurts vorsichtiger Haltung, was von den Städten zu erwarten stand. Erst am 6. Februar öffnete die Bürgerschaft dem Neuerwählten die Thore der Stadt, und am 8. folgte die Huldigung des Rates und der Bürgerschaft, nachdem Günther der Stadt ihre Privilegien bestätigt und Beistand und Schutz gegen alle Feinde versprochen hatte. Es war in derselben Zeit, als König Karl die Anerkennung der Bürgerschaft von Köln fand und die Stadt ihm ihre Thore öffnete. In Köln kam es dann auch zu einer bedeutungsvollen Gegendemonstration der luxemburgischen Kurfürstenpartei, welche hier allesamt, auch der falsche Waldemar unter ihnen, sich für Karl erklärten und ein Bündnis mit ihm zur Bekämpfung Günthers schlossen. Die Städte der Wetterau und Nürnberg waren auf Günthers Seite getreten, Aachen hielt sich neutral und ließ sich auch von Karl nicht gewinnen, aber die anderen Städte des Reiches blieben passiv. Sie hatten mit dem furchtbaren Verderben, das in ihren Mauern wütete, mit dem „schwarzen Tode", zu kämpfen und fanden die Kraft nicht, entschieden in der Sache der beiden Gegenkönige vorzugehen. Das aber bedeutete für den Luxemburger einen halben Sieg, und schon im März gelang es ihm dann, die feindliche Koalition vollends zu sprengen.

Seit dem 1. August 1348 war Karl Witwer. Er dachte an eine Vermählung mit einer englischen Prinzessin, als sich ihm noch in Köln die Aussicht eröffnete, die Tochter des Rheinpfalzgrafen Rudolf zu gewinnen. Noch am 4. März ward die Vermählung Annas mit dem Könige vollzogen. Die wittelsbachische Partei ward von der Nachricht wie vom Schlage gerührt, denn auch auf die Besitzungen des Rheinpfalzgrafen ward dem Luxemburger eine Anwartschaft durch den eingegangenen Vertrag eröffnet. Bis zum Mai rüstete man nun beiderseits; Günther besetzte das Mainz gegenüberliegende Kastel, während Karl bei Mainz ein Lager bezog. Der erstere war bald genötigt, zum Schutze Eltvilles abzuziehen, worauf Karl am 15. Mai seinen Uebergang über den Rhein bewerkstelligte. Zu weiteren Thaten kam es nicht mehr. Bei Eltville wurde der Friede verhandelt.

Bei dieser Gelegenheit zeigte sich die energielose Haltung und Zerfahrenheit der Wittelsbacher auf das deutlichste. Statt seinem Versprechen gemäß dem Könige seiner Wahl mit allen verfügbaren Kräften zu Hilfe zu eilen, betrachtete Markgraf Ludwig den schwer erkrankten Günther nur mehr „als ein zweckdienliches Mittel, durch dessen Preisgebung ein Ausgleich mit König Karl auf annehmbare Bedingungen hin zu erwarten stand." Aus Tirol eilte er herbei und begab sich in das Lager Karls, den er als alleiniges Reichsoberhaupt anerkannte. Auch Günther zur Abdankung zu bewegen, versprach er, nachdem er sich mit seinen Genossen, dem Erzbischof Heinrich von Mainz und

dem Pfalzgrafen Ruprecht d. ä. besprochen hatte. Günther wollte anfangs von Erfüllung der an ihn gestellten Forderung nichts wissen und erging sich in heftigen Vorwürfen gegen seine treulosen Wähler. Allein er war ein totmatter Mann, und so gab er am 26. Mai seine Zustimmung. Zahlungen sollten ihm die Verzichtleistung erleichtern. Mit dem Markgrafen Ludwig ward ein eigener Vertrag abgeschlossen, und Karl versprach ihm, vom Papste die Lösung vom Kirchenbanne zu erwirken. Hinsichtlich der Anerkennung Ludwigs als Markgrafen von Brandenburg verhielt sich Karl vollkommen reserviert. Er bestätigte Ludwig und seine Brüder nur in ihren Fürstentümern, Lehen, Freiheiten, Würden und Privilegien, ohne diese namentlich aufzuzählen und ohne den Markgrafen mit dem Titel eines solchen zu benennen. Ebenso zweideutige Bestimmungen traf König Karl hinsichtlich des Mainzer Erzbistums. Was er Heinrich von Virneburg zugestand, bedeutete Gerlach von Nassau gegenüber einen schmachvollen Eidbruch. Auf einen solchen mehr oder weniger kommt es ja in jener Zeit gar nicht mehr an.

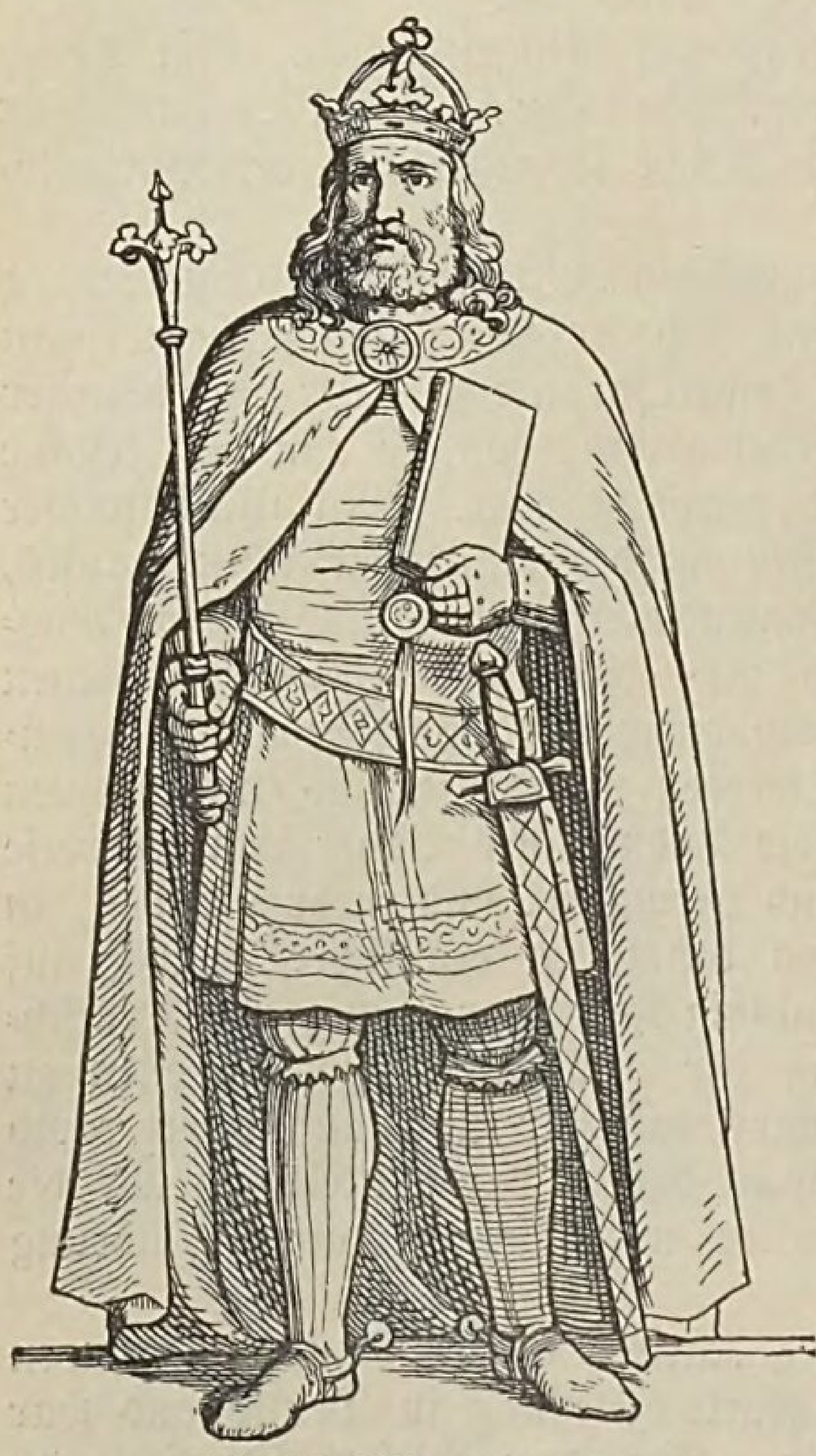
Günther hatte sich schon am 27. Mai nach Frankfurt bringen lassen. Am Abend des 14. Juni verschied er hier im Ordenshause der Johanniter. Am 17. Juni hielt Karl seinen Einzug in die Stadt, am 19. ward die Leiche Günthers in der Bartholomäuskirche feierlich beigesetzt.

Ueberblicken wir die Entwicklung des Kampfes zwischen Wittelsbach und Luxemburg bis zu diesem Stadium, so müssen wir gestehen, daß sich auf der ganzen bayerischen Linie ein furchtbarer Verfall, ein gänzlicher Rückzug bemerkbar macht. Der Luxemburger hatte einen vollen Sieg, und von der Zeit durfte er erwarten, daß sie ihm die Früchte noch reifen werde, die einzuheimsen ihm jetzt nicht vergönnt war. Mit rücksichtsloser Konsequenz war Karl IV vorgegangen. Die Machtstellung des wittelsbachischen Hauses, wie sie Kaiser Ludwig geschaffen, war in ihren Fundamenten erschüttert, und die Schwachheit und Energielosigkeit der Führer dieses Hauses vermochten demselben keine neuen Freunde und Bundesgenossen zu werben. Nur da, wo durch das Wachstum der luxemburgischen Macht andere Interessen gefährdet werden, werden wir künftighin ein Anlehnen an die Wittelsbacher wahrnehmen. Die Initiative, die Ludwig der Bayer ihm teilweise wiedergewonnen, war diesem Geschlechte aus der Hand gerungen, und mehr als das, in traurigem Kleinmut ließ es dieselbe fahren, nachdem kaum ein ernstlicher Angriff auf dieselbe gemacht worden war. Der verspottete Pfaffenkönig Karl war König von Deutschland trotz Wittelsbachs geworden, das die Führung der deutschen Angelegenheiten zu bewahren nicht gewagt hatte. Schon jetzt wissen wir, daß wir uns auf einer rapid abwärts führenden Ebene bewegen und nur zu erwarten haben, daß Wittelsbach alle die Stufen der Leiter wieder hinabzusteigen hat, welche es unter seines Kaisers Führung erklommen.

Fragen wir aber, welche Bedeutung dieser Sieg Karls IV für Deutschland haben mußte, so eröffnet sich uns eine weite Perspektive. Karls Stellung in Deutschland war von seiner Stellung in Böhmen durchaus abhängig. Aus dem Westen Deutschlands stammte sein Geschlecht. Er selbst hatte in Frankreich seine Jugendjahre verlebt. Die dort gewonnenen Anschauungen und Eindrücke blieben ihm fürs Leben. Und die Verpflanzung dieses halbfranzösischen Grafenhauses nach dem Osten Deutschlands fiel in die Zeit, da Böhmen selbst in nationalem Aufschwung begriffen war und entscheidende Schritte auf dem Wege der Emancipation von deutscher Oberherrschaft that. Wir sahen, wie die deutsch-nationale Politik Peters von Aspelt hier Schiffbruch litt und er sich genötigt sah, vor der böhmisch-nationalen Bewegung das Feld zu räumen. Karl IV nun, der Sohn der letzten Fürstin aus dem Geschlechte der Przemysliden, griff in seiner Weise in diese Bewegung ein. Aber nicht deutsche Kulturelemente waren es, welche er hier zur Geltung brachte. Sein Entwurf eines Gesetzbuches für Böhmen, der majestas Carolina, war ein Versuch, die in Frankreich aufgefangenen monarchischen Prinzipien in die von deutschem Lehenswesen noch unberührte böhmische Verfassung einzuführen. „Er ergriff die natürlichsten Mittel, die sich hierzu boten: er bekämpfte die Reste der barbarischen Kulturepoche, Gottesurteil, Fehdewesen; er begründete die königliche Macht auf eine Reihe sicherer Einnahmequellen und bedrohte die Verschleuderung der Krongüter mit den schwersten

Strafen; er suchte die Macht der Aristokratie einzuschränken, indem er ihr gegenüber das städtische Element und die Stellung der Geistlichkeit befestigte.“ Bekanntlich blieb Karls Verfassungsentwurf unausgeführt, aber er charakterisiert seine Bestrebuugen.

Auf dem gleichen Wege finden wir Karl IV, als er im Jahre 1348 zu Prag nach dem Muster von Paris ein Generalstudium eröffnete. Was Kirche und Kaisertum erstrebt, und was beiden nicht gelungen war, die Vereinigung aller christlichen Nationen zu einer großen Gemeinschaft, das versuchten nun auf anderem Wege die Universitäten. Es ist der universalistische Gedanke, der hier zum Ausdruck strebt, und ihm huldigte Karl IV, indem er gleichzeitig versuchte, ihn seinen böhmisch-nationalen Bestrebungen dienstbar zu machen. Vier Fakultäten umfaßte die junge Universität: Theologie, kanonisches Recht, Medizin und Künste. In vier Nationen schieden sich die Studenten: die böhmische, polnische, bayerische und sächsische. Aus dieser Einteilung erkennen wir die Richtung, in der Karls politische Kraft arbeitete. Dem Osten Deutschlands die Errungenschaften der westfränkischen Kultur zu vermitteln, war die Tendenz dieser Gründung, und sie bezeugt uns, mit wie scharfem Blicke der Luxemburger die obschwebenden Verhältnisse musterte und erkannte. Es ist die Frage, ob ihm nicht neben dem Gedanken, Prag „zur Metropole der Gelehrsamkeit im Deutschen Reich, ja in ganz Centraleuropa zu machen,“ nicht auch der weitere vorschwebte, diese Stadt zur politischen Hauptstadt des Reiches zu erheben. Deutschland entbehrte ja einer Hauptstadt, einer königlichen Residenz, Böhmen schritt über Deutschland hinaus und gewann eine solche in dem königlichen Prag. Ebenso zeigt die Bestimmung Karls, daß in der juristischen Fakultät seiner Universität nur kanonisches Recht vorgetragen werden sollte, den heimatlosen Weltbürger, den Sohn jener romanisch-christlichen Geistesentwicklung, dem das Nationale, das Heimatliche und Natürliche keine Aufmerksamkeit abgewinnt.



Kaiser Karl IV. 1347—1378.
Nach einem Gemälde im Römer in Frankfurt a. M.

Auch sein Plan, die Moldau, Elbe und Donau zu verbinden, die Gründung eines slavischen Klosters in Prag, welches als Mittelpunkt der böhmischen Mission ausersehen war, lassen uns stets dieselbe Richtung erkennen, die ostdeutschen und slavischen Elemente der Einführung der westfränkischen Kultur zugänglicher zu machen. Diese Kräfte der alten nationalen Opposition gegen das christliche Weltkaisertum mußten gewonnen werden, sollte Karls Herrschaft fest begründet werden. Es ist nur die Frage, ob sich diese Elemente nun die Vermittlung Böhmens gefallen lassen werden, ob sie sich nun, wie Westdeutschland es einst gethan, diesem romanisch-christlichen Geiste, der in slavischer Umhüllung auf sie einzuwirken versucht, fügen werden?

Sehen wir auf den politischen Zustand Deutschlands, wo alles sich nach territorialen und lokalen Interessen richtete, wo die Zeit längst dahin war, in der man an die Umwandlung der Domanialverfassung in eine Staatsverfassung denken konnte; sehen wir auf die Machtlosigkeit des Kaisertums und die Selbstherrlichkeit der kleinen politischen Gebilde, namentlich der Städte; blicken wir demgegenüber auf die merkwürdige Religiösität Karls, „die doch von jener mystischen Kaiseridee des ottonischen Zeitalters vollkommen frei war“, so werden wir uns gestehen, daß es Karl kaum gelingen wird, in Deutschland wie in Böhmen eine nationale Monarchie herzustellen. Er fühlte den Gegensatz, in welchem er sich den nationalen Kräften des deutschen Lebens gegenüber befand. „Sie



Kaiser Karl IV stellt zu Nürnberg die Herrschaft der Geschlechter wieder her und gestattet das sogenannte Schönbartlaufen 1350.

(Nach dem Gemälde von Schweiser.)

sind übermütig," sagte er von den schwäbischen Städten, „und wollen durch sich selbst regieren, und mit Gottes Hilfe wollen wir ihren Uebermut bestrafen." Und wie hier dem Städteleben, trat er, wie wir hörten, im Nordosten den Fortschritten des deutschen Ordens und des Brandenburger Markgrafen gegenüber, gegen die er mit Polen einen Bund schloß. Auf diesem Wege werden wir Karl IV noch öfter begegnen, wissen aber jetzt schon, daß die Beherrschung des deutschen Volkes nach fremdländischen importierten Prinzipien eine Unmöglichkeit sein und endlose Kämpfe heraufbeschwören wird. Wo aber ist das deutsche Fürstengeschlecht, das dem Luxemburger auf diesem Wege ein Halt zuruft?



Geißler.

Von den Wittelsbachern hatte man diese Opposition erwartet. Es war dies gewiß die höchste und bedeutungsvollste Anerkennung, welche man Ludwig dem Bayern zollen konnte. Aber auch über diesem Geschlechte schlugen die Wogen der Zeit zusammen und rissen es hinab in den allgemeinen Strudel, in den egoistischen, erkenntnislosen Kampf um Mein und Dein. Ein national-deutsches Königsgeschlecht zu werden, dazu war Wittelsbach nicht berufen.

Karl IV brach anfangs Juli 1349 von Frankfurt auf, um sich in Aachen rechtmäßig krönen zu lassen. Seine Ankunft in Aachen verzögerte sich wegen des Treibens der Geißler, welche die Straßen der alten Königsstadt erfüllten. Am 22. Juli hielt Karl seinen feierlichen Einzug in die Stadt Karls des Großen und am 25. erhielt er aus den Händen des greisen Erzbischofs Balduin von Trier die Krone. Tags darauf vollzog derselbe auch die Krönung an Karls jugendlicher Gemahlin Anna.

Auf der Heimreise von Aachen trafen in Köln Gesandte Ludwigs des Römers ein, welche an Karl die direkte Aufforderung stellten, sich in der brandenburgischen Angelegenheit zu entscheiden. Ludwig VI der Römer hatte für seinen Bruder Ludwig V die Verwaltung der Mark übernommen, und als er nun an Karl die Frage stellen ließ, ob er sich wirklich mit dem Markgrafen Ludwig ausgesöhnt habe und ihn als rechtmäßigen Herrn der Mark betrachte, da kam vom Hoflager des Königs trotz des Urteils des Pfalzgrafen Rudolf, daß Ludwig als Markgraf anzuerkennen sei, die verblüffende Antwort zurück, der Luxemburger erkenne keinen andern als Waldemar als Markgrafen von Brandenburg an und nach dessen Tode die bereits belehnten Herzoge von Sachsen-Wittenberg und die Grafen von Anhalt. Wichtiger aber noch als dieses perfide Urteil Karls gegen die Wittelsbacher ist dasjenige, welches die märkischen Städte in jener Zeit fällten. Dreiundzwanzig von ihnen traten zur Verteidigung Waldemars zusammen. Erneuerten auch in der gleichen Zeit, am 10. August, fünfundzwanzig schwäbische Reichsstädte ihr Defensivbündnis bis auf Ostern 1353, so fiel dieser Bund doch dem nunmehr an allen Punkten siegreichen Luxemburger gegenüber lange nicht mehr so ins Gewicht, als früher. Und merkwürdig, von wittelsbachischer Seite geschah nichts, diese nationalen Kräfte an ihre Sache gefesselt zu halten. Selbst in Nürnberg ließen sie es geschehen, daß Karl das Regiment der Zünfte im Herbste des Jahres brach, den alten Rat zurückführte und einen fränkischen Landfrieden errichtete, welcher direkt gegen das demokratische Element der Städte gerichtet war.

Unvermutet erhob sich da für Wittelsbach ein Bundesgenosse, mit dessen Hilfe es gelingen sollte, den hinterhaltigen Luxemburger zu Zugeständnissen zu bewegen. König Waldemar IV von Dänemark, der durch Ludwigs Hilfe einst den dänischen Thron wiedergewonnen hatte, sah seine Oberherrschaft in Rostok und auf Rügen durch das Auftreten der mecklenburgischen Herzoge und des Luxemburgers bedroht. Herzog Barnim III von Pommern-Stettin trat zu ihm über, da er für seinen Beuteanteil in Brandenburg fürchtete. So landete denn König Waldemar im Sommer 1349 mit einem Heere auf der Insel Pöl, durchzog verwüstend Mecklenburg und verband seine Sache mit der seines wittelsbachischen Schwagers. Das Bündnis der Städte mit dem falschen Waldemar trieb nicht wenige Herren auf die Seite des Wittelsbachers zurück. Doch als Ludwig der Römer von Frankfurt an der Oder zur Vereinigung mit dem Dänenkönig nach der Ukermark aufbrach, gelang es dem Herzog Albrecht von Mecklenburg, dem jungen Wittelsbacher bei Oderberg eine empfindliche Niederlage beizubringen (Anfang September). Vor Berlin kam dann der Feldzug zum Stehen. Bis Pfingsten nächsten Jahres sollte Waffenstillstand sein und König Magnus von Schweden den Schiedsspruch fällen.

Während hier und anderwärts um Wittelsbachs Machtstellung der Kampf wogte, hatten die ersten Vertreter des Hauses nichts Besseres zu thun, als die alten Zeiten mit all' ihrem Familienhaß und Hader wieder heraufzubeschwören. Trotz der Abmahnung des Vaters kamen die beiden ältesten Brüder Ludwig V und Stephan zu Landsberg am Lech überein, die Erbschaft zu verteilen. Am 13. September ward dieser verhängnisvolle Schritt unternommen. Zwei Ländermassen wurden gemacht, von denen nur Tirol ausgenommen blieb. Ludwig der Brandenburger, Ludwig der Römer und Otto erhielten Oberbayern, die Besitzungen in Franken und Schwaben und die Mark Brandenburg; Stephan, Wilhelm und Albrecht übernahmen Niederbayern, die Grafschaften Hennegau, Holland und Seeland und die Herrschaft Friesland gleichfalls zu gemeinschaftlichem Besitz. Ludwigs des Bayers hervorragendstes Werk, die Vereinigung der beiden Bayern, ward mit dieser Abmachung vernichtet. Von einer organischen Verschmelzung und Ausbildung der wittelsbachischen Herrschaft konnte keine Rede mehr sein.

Endlich bequemte sich Markgraf Ludwig zu einer Reise in die Mark. Noch im Dezember 1349 gelang es ihm, sich mit dem Herzog Barnim III von Pommern zu einigen und gute Beziehungen zu dem Polenkönig Kasimir anzubahnen. Diese neuen Verabredungen aber ließen die Helfer des falschen Waldemar aufhorchen. Ihre Kassen und Hilfsmittel waren erschöpft, und König Karl hatte bisher keine Miene gemacht, gegen die Wittelsbacher thätlich vorzugehen. Beide Parteien waren des Krieges müde, und so kam der Gedanke auf, sich auf gütlichem Wege zu begleichen. Zu Spremberg kamen die Häupter der beiden Parteien am 2. Februar 1350 zusammen, den Kompromiß abzuschließen. Auch von ihnen wurde der König Magnus von Schweden mit dem Schiedsgericht betraut. Da aber sprang König Karl vor. Aus der Vereinigung beider Parteien konnte ihm leicht eine doppelte Gefahr erwachsen, und er war entschlossen, sich die Initiative in dieser Angelegenheit nicht so leichter Hand nehmen zu lassen. Waren die Askanier seiner Freundschaft müde, so besaß er Mittel, diejenige der Wittelsbacher zu gewinnen. Und in diesem Sinne ging er nun vor. Schon am 7. Februar treffen wir ihn in Begleitung des Pfalzgrafen Ruprecht in Bautzen, wo auch die beiden Ludwige von Wittelsbach sich einfanden. Ruprecht wurde das Schiedsgericht in der streitigen Sache übertragen, und er fällte denn auch den Spruch, daß Markgraf Ludwig und seine Brüder, Ludwig der Römer und Otto, von Karl mit den Marken Brandenburg, Landsberg und Lausitz und ihren übrigen Fürstentümern und Herrschaften zu belehnen seien, da der sogenannte Markgraf Waldemar „eher unecht als echt sei". Am 16. Februar folgte die Huldigung der Wittelsbacher und dann die Belehnung derselben mit den Marken Brandenburg und Lausitz und der Kurstimme. Ludwig der Brandenburger ward außerdem mit dem Herzogtum Kärnten, den Grafschaften Tirol und Görz und mit der Vogtei über die Bistümer Aquileja, Trient und Brixen belehnt. Karl verpflichtete sich dazu, für die Befreiung der Wittelsbacher vom Kirchenbann sein Möglichstes zu thun. In der märkischen Angelegenheit sollte ein Reichstag zu Nürnberg demnächst definitiv entscheiden und

in allen etwaigen künftigen Streitigkeiten des Königs mit dem Markgrafen Ludwig der König Waldemar von Dänemark als Schiedsrichter fungieren. Dafür lieferte der Wittelsbacher bereits im März die Reichskleinodien dem Böhmen aus, der sie von München nach Prag bringen und in der neuen Domkirche aufbewahren ließ.

Ueberblicken wir diese Wendung und fügen wir hinzu, daß auch der seit dem 4. April 1350 zu Nürnberg tagende Reichstag zu Gunsten Wittelsbachs und gegen den falschen Waldemar entschied, so möchte es scheinen, daß die Wittelsbacher namentlich gestärkt aus diesem Kampf hervorgegangen seien. Aber einerseits stand der Kampf mit den Askaniern noch bevor, die nicht daran dachten, ihr so lange und mit so großen Mühen aufgeführtes Werk so leichten Kaufes preiszugeben, andrerseits war es Karl gelungen, sich den Dänenkönig, den bisherigen mächtigsten Verbündeten der Wittelsbacher und den unbequemsten Gegner der Luxemburger, zu verbinden. Wohl befahl Karl den märkischen Städten, den Wittelsbachern als ihren „rechten Erbherrn" zu huldigen, allein er unternahm nichts, die Widerspenstigen diesem Befehle zu unterwerfen, sondern überließ es den Wittelsbachern, ihre Sache selbst zu vertreten. Wohl unterlagen die märkischen Städte den Wittelsbachern, allein von Nürnberg aus war ein weiterer unverhoffter Spruch gegen einen mächtigen Verbündeten der Wittelsbacher ergangen. Karl befahl am 16. Mai die Auflösung des schwäbischen Städtebundes, jener Machtvereinigung, welche seiner Anerkennung den kräftigsten Widerstand entgegengesetzt hatte. Die Abwendung des bayerischen Fürstenhauses von diesem Bunde hatte diese Maßregel erst ermöglicht. An die Stelle des schwäbischen Städtebundes sollte ein allgemeiner Landfriedensbund der Herren und Städte Schwabens treten, und wenn diese Friedenseinigung auch nur zum Teil zur Ausführung kam, der alte Bund blieb aufgelöst, „und die gemischte städtisch-ritterliche Konföderation, welche an seine Stelle trat, verpflichtete sich, nach dem Tode des Königs eine einstimmige Wahl im Interesse des böhmischen Hauses anzustreben. Die städtische Bewegung, welche im Jahre 1331" — unter der Anführung Ludwigs des Bayers — „begonnen hatte, verlief im Sande, wie diejenige von 1254."

Der diplomatischen Fertigkeit Karls war es gelungen, den Feind seines Hauses abzuschütteln und an andere Gegner zu überweisen. Kampf blieb die Losung für Wittelsbach auch in der Zukunft, um so mehr, als in eben jener Zeit, am 14. Mai 1350, der Papst zu Avignon aufs neue den großen Bannfluch über die bayerischen Wittelsbacher aussprach und das Interdikt über ihre gesamten Länder verhängte.

Das Bild, welches wir bisher von der Diplomatie und Politik jener Zeit um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zu sehen bekamen, war nichts weniger als erbaulich. Lüge, Verstellung und Hinterlist, eine widerwärtige Mischung von Betrügerei und äußerer Religiosität, das waren so die Grundfarben, aus denen die andern zusammengestellt wurden. Nach unserer prinzipiellen Anschauung aber urteilen wir auch hier, daß wir in dieser ziemlich allgemeinen Charakterverschlechterung ein historisches Produkt vor uns haben, dessen Wurzeln in andern Zeiten stehen, als den damaligen. Einerseits die politischen und sozialen Zustände zu erkennen, andrerseits dieses Bild nach einer andern Richtung zu vervollständigen, das ist der Zweck der nun folgenden Episode.

Von der Bahn der nationalen inneren Politik sahen wir das deutsche Königtum hinüberschreiten auf die Bahn einer großartigen, weltbürgerlichen, äußeren Politik. Deutschlands Lage zwischen den Ländern der alten Mittelmeerkultur und den Regionen des nationalen slavischen Heidentums bedingte, seitdem sich die Länder östlich des Rheins für das Christentum und die Aufnahme der romanischen Kultur entschieden hatten, diesen Schritt. So kam es, daß das nationale Königtum in Frankreich und England, dann selbst in Böhmen an geschlossener Kraft über die Kaisermacht allmählich emporwuchs.

Auch Deutschlands Entwicklung drängte nach dem phantastischen Kaisertraume der Stauferzeit nach nationalen und natürlichen Grundlagen zurück. Allein das deutsche Königtum hatte die Fähigkeit verloren, Träger dieser Bestrebungen zu sein. Statt zur nationalen Zusammenfassung und Einigung kam es zu territorialer Zersplitterung. Die lange vernachlässigten und zurückgedrängten lokalen Interessen siegten über die allgemeinen, das Territorium über das gemeinsame Vaterland. Es war eine natürliche, eine notwendige Reaktion. Nun war die Frage: was soll mit dem deutschen Königtum werden? Seit dem Interregnum schien sich als Antwort auf diese Frage herauszubilden, daß der bedeutendste territoriale Machthaber sich Deutschland gewissermaßen wieder zu erobern habe, um deutscher König zu werden. Habsburg, Luxemburg, Wittelsbach sahen wir nacheinander diesen Weg beschreiten. Alle scheiterten, denn alle anderen bestehenden territorialen Gewalten waren die natürlichen Gegner solchen Vorgehens. Gesamtdeutschland war mit dem Namen Oesterreich, Bayern, Böhmen nicht zu bedecken. Daß trotzdem Böhmen mit Karl IV den Konkurrenten gegenüber einen Vorsprung gewann, lag, wie wir sahen, an der nationalen Entwicklung Böhmens. Böhmen war für Karl, was Italien für die Staufer werden sollte. Was einstens die Grundlage der königlichen Macht gebildet, die Heer- und Gerichtsgewalt, war längstens den Händen des Königs entwunden. Und wie ein Heinrich der Löwe schon dem Rotbart trotzte und nur gegen besondere Vergünstigungen seine Feldzüge mitzumachen versprach, so thaten jetzt alle Fürsten, ja alle Großen und Kleinen, selbst solche, die kaum mehr als sich selbst und ihr Roß dem Könige zu stellen vermochten. Ohne Belohnung, ohne daß ein eigenes Interesse es gebot, zog kaum einer mehr dem Adler des deutschen Königs nach. Auch die Reichsstädte, deren politischer Gesichtskreis an sich ein größerer war, folgten dem Könige nur mehr, wenn ihr eigenes Interesse ihnen solches gebot. Sie zu zwingen besaß der König als solcher kaum mehr die Macht, denn seine Macht beruhte fast lediglich auf den Kräften, über welche er als Landesherr verfügte. So schließt sich der Kreis und wir finden es natürlich, daß das landesherrliche Interesse denn auch bei solchen Königen allmählich das Interesse des Reichs vollkommen bedeckte und zur Seite schob.



Kaiser Karl IV mit seinem Sohne Wenzel.
Miniatur aus der goldenen Bulle.

Mit der Gerichtsgewalt des Königs sah es nicht besser aus. Dieselbe war in den Händen der Fürsten, der großen und kleinen Territorialherren und der Städte. Ludwig der Bayer führte ein Landrecht für Oberbayern ein. Ihm Gültigkeit für ganz Bayern zu verschaffen, dazu besaß selbst er die Macht nicht. Und dazwischen denn auf dem Boden des alten bayerischen Herzogtums die Spezialrechte der Reichsstädte, der Bischöfe, Aebte und reichsunmittelbaren Gewalten. Von dieser Zerklüftung ist ein weiter Weg zu nationaler Einigung, und furchtbares Unheil muß über Deutschland kommen, ehe man sich der Notwendigkeit dieser Einigung wieder in weiteren Kreisen bewußt wird. Daß die deutsche Entwicklung auf der Bahn allgemeiner Auflösung in diesem Grade weiterschreiten konnte, hatte sie nur dem Umstande zu verdanken, daß sie eben von außen ziemlich ungestört blieb. Frankreich und England lagen im Kampfe miteinander und befestigten in diesen Kämpfen das nationale Bewußtsein und die nationale Verfassung.

So blieb die Schwäche der deutschen Verfassung so lange der Allgemeinheit verborgen. Wohl sahen wir in den Landfriedenseinigungen und sonstigen Verbänden den Versuch gemacht, allgemeinere Gesichtspunkte aufzustellen und die Interessen größerer Bezirke und rveschiedener Stände von solchen Gesichtspunkten aus zu vertreten, aber solche Einigungen bedurften des Königs nicht. Wenn er beitrat, war das seine Sache, im allgemeinen brachten dieselben der königlichen Gewalt keine prinzipielle Verstärkung. Um solche Verbände dem Königtum dauernd dienstbar zu machen, dazu hätte es eines längeren Fortschreitens auf solchem Wege bedurft, namentlich aber der Festsetzung einer Dynastie in der königlichen Gewalt. Ohne Uebertreibung können wir als einen Grund der größeren Bedeutung dieser Landfriedensbündnisse unter Ludwig dem Bayer gerade die lange Dauer seiner Regierung hinstellen.

War die Wiederherstellung der alten Verfassung den Staufern nur gelungen, weil die bäuerliche Kultur sich in Deutschland eben noch ungebrochen erhalten und die Ausbildung des Lehenswesens noch einmal eine zusammenfassende Organisation der einzelnen politischen Gewalten ermöglicht hatte; war dann diese wiederhergestellte Verfassung von neuem zersetzt worden einerseits infolge des Hervortretens der Städte mit selbständiger politischer Bedeutung, andererseits infolge der Lockerung des festgefügten Lehenssystems durch den Einfluß, welchen das Papsttum auf die geistlichen Fürsten gewann: so haben wir nun, ein Jahrhundert nach dem Tode Friedrichs II, der im Jahre 1235 auf dem Reichstage zu Mainz selbst den entscheidenden Schlag gegen die Ministerialität führte, die volle Konsequenz der damals eingetretenen auflösenden Entwicklung. Der Organismus des Lehenswesens war abgestorben und tot, und als lebloses Gerüst, das nur mehr die alten Formen dunkel erkennen läßt, ragte er in die neue Zeit herein, ein Schreckbild und Hindernis für jede stete und lebensvolle Fortentwicklung. Statt der Mitglieder eines großen Systems haben wir nur mehr Glieder vor uns. Der Lehensstaat hatte aufgehört zu existieren und die Scheidung in Reichsstände hatte sich zu bilden begonnen. Diese ganze Bildung aber steht noch vollauf im Fluß. Wohl haben wir schon den ständisch gegliederten Reichstag, wohl besitzen auch die Städte schon das Recht der Reichsstandschaft, allein noch ist diese Entwicklung nicht fest geworden. Der Reichstag tritt willkürlich zusammen, und willkürlich sind die Normen, nach denen er berufen, willkürlich die Bestimmungen, nach denen verhandelt wird. Der Reichstag repräsentierte infolge des Auseinandertretens des Volkes in Stände darum auch vielmehr eine Versammlung feindlicher Kräfte, als eine Versammlung, welche zur Wahrung allgemeiner Interessen, zur Sorge für das Wohl des ganzen Landes und Volkes zusammentrat.

Von den Reichsständen selbst erwähnen wir an erster Stelle den Herrenstand. Seine Mitglieder waren sämtlich Landesherren. Ihr gemeinsames Band war die Geburt. Es ist ein eigentlicher Geburtsstand, den wir vor uns haben, in welchem es wohl faktisch, aber nicht rechtlich höhere Klassen gab. Dieser Stand umfaßte zunächst die Reichsfürsten, zu denen auch die Bischöfe, Fürstäbte und Fürstäbtissinnen zählten. Ueber diesen Gesamtfürstenstand erhob sich allmählich das Kollegium der Kurfürsten, welche sich seit den Tagen Rudolfs von Habsburg „unbestritten den höchsten „politischen" Rang gesichert und über alle übrigen Fürsten erhoben hatten." Die feste Abschließung dieses Kollegiums war bei dem Tode Kaiser Ludwigs noch nicht erfolgt. Aber diese Abschließung zu einer für Bayern günstige zu machen, hatte er ebenso versäumt. In dieser Beziehung kannte schon er nur noch das Interesse der Dynastie. Für sie erwarb er die brandenburgische Kurstimme. Der nächsten Zukunft blieb es vorbehalten, diese Entwicklung zum ersten Abschluß in dem Sinne zu führen, daß man sich einigte, nicht mehr die gesamte männliche Mitgliederschaft eines kurfürstlichen Hauses, sondern nur ein Individuum desselben als Träger der Kurstimme zu betrachten. Den Fürsten folgten an Rang die Prälaten und Magnaten ohne fürstlichen Titel, der eigentliche Herrenstand. Auch sie waren wie jene Landesherren, wenn auch die Entwicklung zur Landeshoheit noch lange nicht überall zum Abschluß gekommen war. In den nördlichen und östlichen Reichsteilen wissen wir dieselbe verhältnismäßig am weitesten vorgeschritten. „Hier ist es der Landeshoheit überall gelungen, Adel und Städte gänzlich vom Reiche abzuschneiden und dadurch die

Territorien zu geschlossenen, wohl arrondierten Gebieten zu machen.“ Die Entwicklung Bayerns auf diesem Wege, seine schwankende Haltung zwischen der Entwicklung des Ostens und derjenigen des Westens lernten wir im Laufe der Erzählung kennen. Noch in der jüngst vergangenen Epoche sahen wir Bayern in diese Entwicklung im Süden und Westen, „im eigentlichen Reich“ eingreifen. Es trat hier mit den jüngeren Geschlechtern, so namentlich den Habsburgern und Würtembergern, in Konkurrenz.

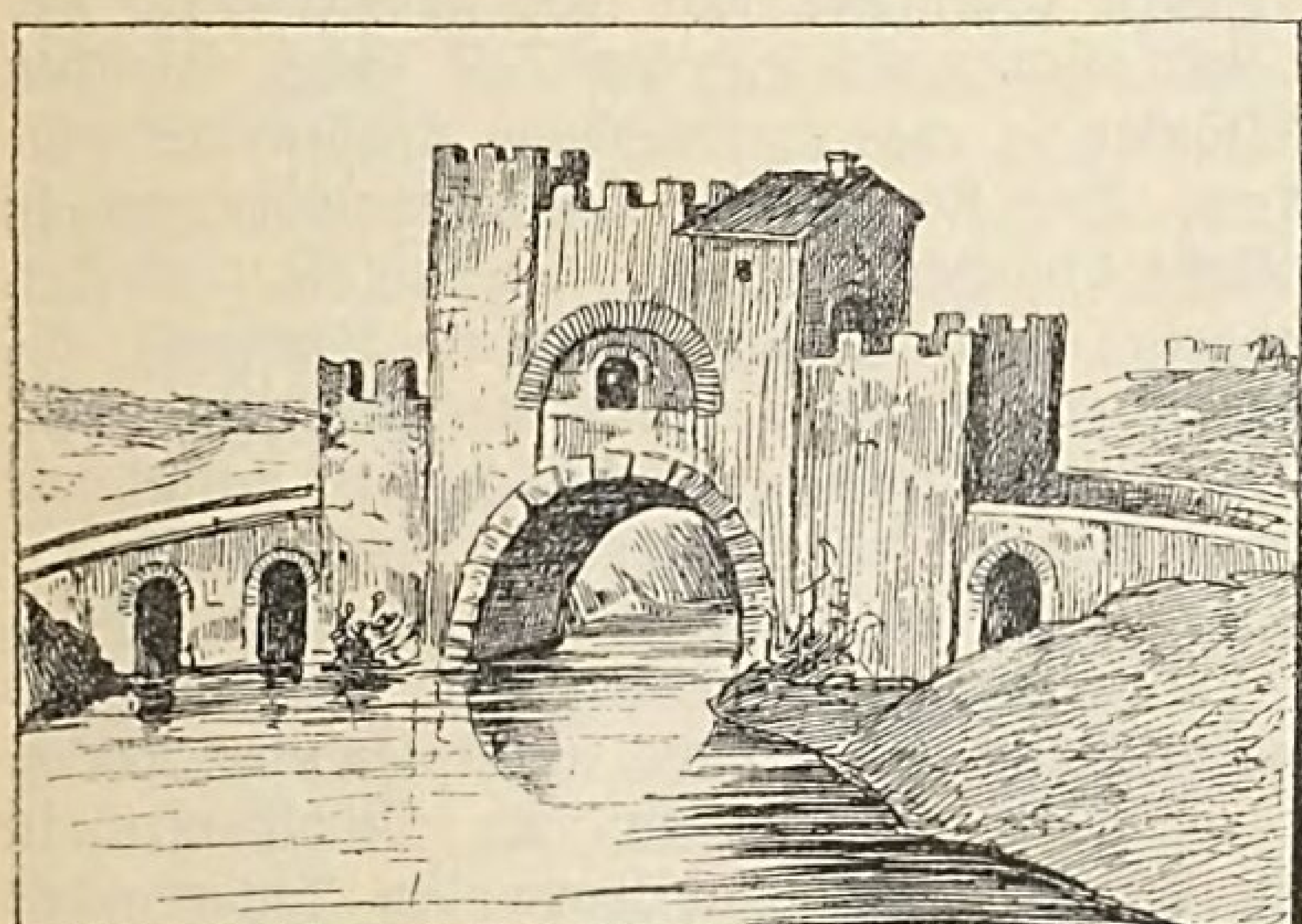
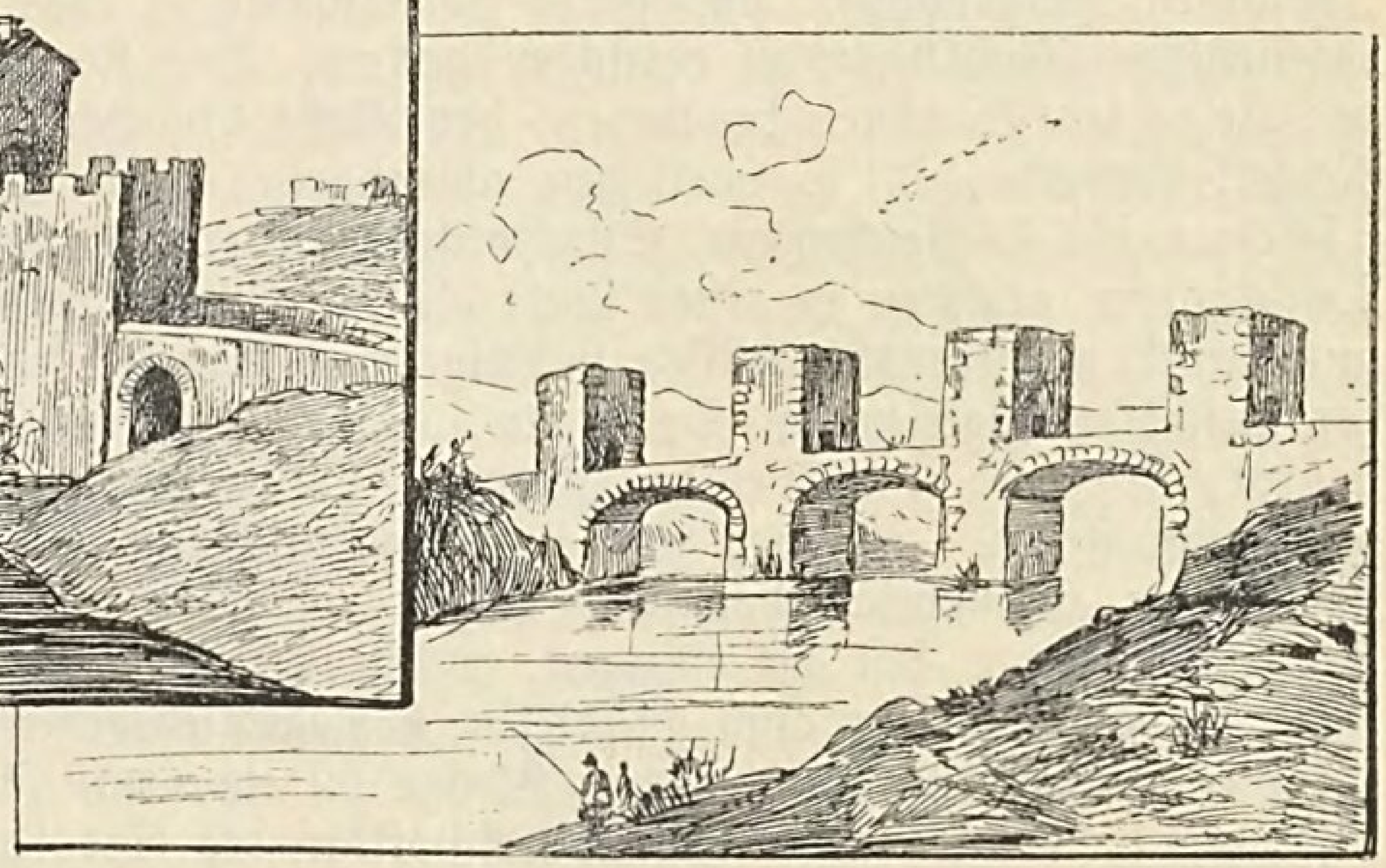
Den Landesherren entgegen arbeiteten dann wieder die landsässigen Stände. „Am leichtesten schloß sich die Gesamtheit der landsässigen Städte eines Territoriums als eine ständische Genossenschaft ab. Schwieriger war dies bei dem landsässigen Adel, der sich aus ungleichen Elementen zusammensetzte. Vasallen, Dienstmannen, schöffenbar Freie, niedere Ritter und Edelknechte schlossen sich zur Wahrung ihrer Interessen den Landesherren gegenüber als „Ritterschaft“ zusammen, wohingegen die Mitglieder des Herren- und Prälatenstandes in der schwankenden Stellung sich befanden, daß ihr Interesse sie einerseits nach oben, auf die Landeshoheit, andererseits nach unten, auf die „Ritterschaft“ verwies. Je nachdem schlossen sie sich bald hier, bald dort an. Aber zu einer Gesamteinigung aller Stände zu einem geschlossenen ewigen Bunde kam es bisher noch nicht, wenn wir auch in Bayern die Anfänge solcher Bündnisse zu Zeiten erwähnen konnten. Die „gemeine Landschaft“, welche Ausschüsse zur Beratung oder Verhinderung der vom Landesherrn geplanten Maßregeln erwählte, ist als ein weiterer Schritt auf dem Wege zur Bildung einer Gesamtkörperschaft zu betrachten. Daß Bayern in dieser Beziehung voranging, erfuhren wir und erkannten dieses Vorgehen als eine direkte Reaktion gegen die unter den ersten Wittelsbachern angestrebte Ausbildung der Herrschaft zur Monarchie. Unter Ludwig dem Bayer dagegen kam diese Entwicklung naturgemäß wieder ins Stocken, denn seine monarchische Gewalt fand in seiner Stellung als Kaiser doch einen nicht zu unterschätzenden Rückhalt.



Inneres eines Burgthores.
Aus „Le Moyen-age et la Renaissance“.

Wie dem Kaiser die Fürsten, so standen diesen wieder die Barone und kleinen Adeligen gegenüber. Hatte einstens das Lehenssystem von unten herauf alle Kräfte nach einem einzigen gemeinsamen Mittelpunkt zu ziehen versucht, so war mit dem Verfall der Lehensverfassung die umgekehrte Richtung eingeschlagen worden. Alles drängte von diesem Mittelpunkte hinweg. An die Stelle des Kaisers suchten die Fürsten zu treten und die abirrenden Kräfte für sich zusammenzuhalten. Aber auch sie wurden der Bewegung nicht Herr, auch von ihnen drängte sie weiter, eine centrale Regierung ward zur Unmöglichkeit. Nach unten herrschte dasselbe Streben. Auch dort versuchte man, wenn auch in weit kleineren Kreisen, alles um persönliche, herrschende Mittelpunkte zu scharen. Das ganze Volk sollte hörig werden in der Unzahl kleiner Kreise, die sich um die Schlösser der Guts- und Gerichtsherren zusammenschlossen. Da aber war man ans Ende gekommen. Aus der Mitte des Volkslebens heraus mußte der Schlag gegen ein Prinzip geführt werden, welches unhaltbar und ungesund war. Der Druck, mit welchem nun die Fesseln der Hörigkeit sich auf alle kleinen Grundbesitzer zu lagern anfingen, führte den Städten alle jene oppositionellen Elemente zu, welche sie in Stand setzten, auf der Bahn zur staatlichen Freiheit und Autonomie mit schnellen sicheren Schritten weiterzueilen. Das Bürgertum wurde zum Träger der sozialen Reform, und wenn wir die innerstädtischen Revolutionen als aus gleicher Ursache entsprungen betrachten, so müssen wir sogar den Begriff des Bürgertums einschränken auf den der arbeitenden Klassen. Auch hier also ging die Bewegung zurück, bis sie auf dem Erdboden der Wirklichkeit festen Halt und zu neuem Vorstoß die natürliche Kraft und Berechtigung gewann.

Es ist ein eigentümliches Bild, welches vor unsern Blicken auftaucht, wenn wir uns einer mittelalterlichen Stadt, einer Stadt aus der Zeit des Uebergangs von der romanischen zur gotischen Bauepoche, nähern. Die hohen Warttürme, welche die Bedeutung von Wach- und Signaltürmen mit dem Zwecke der Verteidigung vereinigten, treten uns zunächst vor Augen. Dann tauchen die gesamten Festungswerke, die Wälle und Mauern, die Gräben und lebenden Hecken auf, hinter denen sich die Giebel der bedeutenderen Gebäude, so der Kirchen, Geschlechter- und Zunfthäuser und namentlich der Burg emporhoben. Nach dem Eintritt durch die massiven Thore aber ändert sich das Bild sofort. Ungepflasterte Straßen, in denen bei Regenwetter der Morast fußhoch steht, oder der Staub in Wolken aufsteigt bei trockener Temperatur, Holzhäuser mit Vorbauten, Erkern und Ueberbauten in den oberen Stöcken, so daß die Giebel sich fast berühren, und nur schwache Licht- und Luftstrahlen in die halbdunklen, unregelmäßigen und engen Straßen zu dringen vermögen, Pfützen, in denen die Schweine suhlen, die im nahen Stadtwald zur Eichelmast getrieben werden, Handwerker und Handelsleute mit ihren Gerätschaften und Hantierungen auf der Straße, kurzum ein Bild, wie es im einzelnen und weniger belebt wohl noch in Dörfern anzutreffen ist, in denen Handel und Gewerbe den Ackerbau und die Viehzucht noch nicht zu sehr überwiegen. Was Reinlichkeit und Sauberkeit angeht, so dürfen wir unsere Erwartungen nur sehr mäßig hochspannen. Holzschuhe wären selbst bei trockenem Wetter nicht zu verachten, um uns an den hier und da zu weit in den Vordergrund geschobenen Abfall- und Dungstätten vorbei und über die aus ihnen fließenden Jauchebäche hinüberzuführen. Bei dem Vordringen nach dem Centrum der Stadt aber ändert sich das Bild abermals, und nun gewahren wir, die wir direkt hinter den Wällen und Mauern die kleinen unansehnlichen Häuschen der geworbenen Soldknechte zuerst bemerkten, und jetzt plötzlich vielleicht gar auf ein wenn auch sehr primitives Steinpflaster geraten, daß in dem Plane der Anlage zwar keine geometrischen, wohl aber soziale Grundnormen bestimmend waren. Die Regionen, durch welche wir wandern, werden immer nobler. Der Dom ist uns Lenker und Wegweiser. Um ihn gruppieren sich Burg, Schloß, die Wohnungen der Patrizier, das Rathaus, das Geschlechterhaus, die Zunfthäuser u. s. w. Die Burg ist umgeben vom Fronhof, der Dom mit dem Bischofshof und der geistlichen Stadt bildet ein eigenes abgeschlossenes Terrain. Alle diese Gebäude sind meist aus Stein gebaut und gewähren zum Teil einen trutzigen, selbstbewußten Anblick, zum Teil prägt sich in ihrem Stil, so namentlich in der Bauart des Domes jene wahrhaft wunderbare künstlerische Fähigkeit aus, welche dem Bewußtsein fester Zusammengehörigkeit und Kraft und der religiösen Innigkeit jener Tage entstammt. Betreffs der Bevölkerungszahl endlich dürfen wir eine Stadt von einem halben Hunderttausend Einwohner schon zu den größten rechnen.

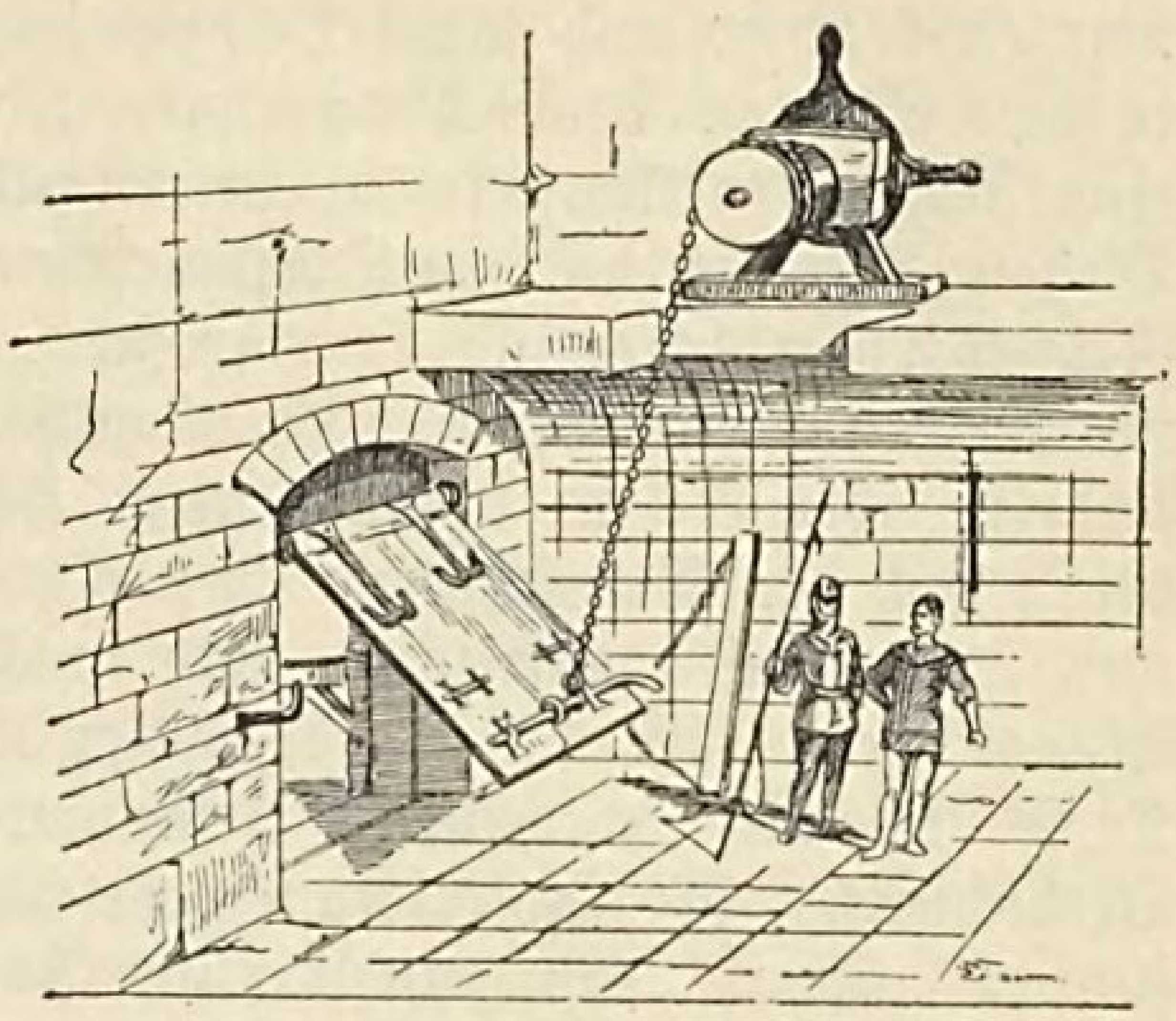
Charakteristisch befestigte Brücken.
Entnommen aus „Le Moyen-age et la Renaissance".

So mannigfach das äußere Bild der deutschen Städte, so mannigfach ist das innere ihrer Verfassung. Da gab es Reichs- und Landstädte, jene in unmittelbarer Stellung unter dem Kaiser mit dem Rechte der Vertretung auf den Reichstagen, diese vertreten durch ihren Landesherrn, abgetrennt von Kaiser und Reich. Die Reichsstädte selbst schieden sich wieder in „freie Städte" und Reichsstädte schlechthin. Freie Städte waren z. B. die einstigen großen Bischofsstädte, zu denen nun auch Regensburg zählte. Sie hatten sich von der geistlichen Herrschaft im Laufe der Zeit losgekämpft, waren dann aber nicht mehr in das enge Verhältnis zum Könige und dessen Beamten zurückgekehrt. Die Grafschaftsrechte, der Heerbann und die Gerichtsbarkeit waren von ihnen erkämpft worden, Vogtei und Burggrafentum waren käuflich oder pfandweise an die Gemeinde übergegangen, den Bischöfen standen diese Städte wie Bundesgenossen, nicht wie Untergebene gegenüber. Eine regelmäßige Reichssteuer, eine Verpflichtung zum gewöhnlichen Heerdienst bestand für sie nicht mehr. Da wurde alles freiwillig geleistet; nur zur Huldigung und zur Anteilnahme am Römerzuge waren die Freistädte noch verpflichtet, wie sie natürlich den Beschlüssen des Reichstages unterworfen waren. Zu diesen Freistädten zählten vor allen die rheinischen Bischofsstädte, wie Basel, Straßburg, Metz, Speier, Worms, Mainz, Trier, Köln, dann Magdeburg, Erfurt u. a. Ihnen gegenüber war ein anderer Teil der Bischofsstädte zu Landstädten geworden, und wieder ein anderer Teil schloß sich den „gemeinen Reichsstädten" an, welche zum Könige in engerer Beziehung standen und eine regelmäßige Reichssteuer zu entrichten hatten. Der König hatte ihnen gegenüber, die in der Reihe der Domänen fungierten, das Recht der Verpfändung. Sie unterstanden den Reichslandvögten, d. h. wirklichen absetzbaren, vom Könige bestellten Beamten, die wiederum für sie Reichsvögte, Schultheißen, Meier oder Ammänner ernannten. Zu diesen Reichsstädten gehörten in erster Linie die schwäbischen und elsäßischen Städte, welche wir aus den Landfriedensbündnissen Ludwigs des Bayers kennen lernten, dann die Städte der Reichslandvogteien im Speiergau, in der Wetterau, unter ihnen Frankfurt, Gelnhausen, Friedberg und Wetzlar, dann in Ostfranken, wo Nürnberg und Rotenburg an der Spitze stehen. Dagegen war in Norddeutschland der Bestand unverpfändeter Reichsstädte sehr zusammengeschmolzen; Lübeck, Goslar, Nordhausen und Mühlhausen in Thüringen waren fast die einzigen, welche sich hier dem Andringen der Landeshoheit entzogen hatten. Aber auch in diesen übriggebliebenen Reichsstädten, deren Steuer die Haupteinnahmequelle der deutschen Könige bildete, war die Autorität der Reichsbeamten beständig im Sinken gegenüber der Autorität des Stadtrates. Die Domanialverfassung war zerrissen, ohne daß sie zu einer Staatsverfassung den Grund abgegeben hätte.

Eine soziale Physiognomie wies uns die Stadt in ihrer äußeren, baulichen Anordnung. Den gleichen Anblick gewährt sie uns, betrachten wir ihr inneres Leben. Da standen sich gegenüber die Vollbürger und die Schutzbürger. Jene waren Grundbesitzer in der Stadt und ihrer Gemarkung, bildeten den Stand der „Geschlechter" oder „Herren" und trugen sich als solche, d. h. sie lernten befehlen, nichts thun und von ihren Renten leben. Sie bildeten die Zunft oder „Gilde" der ratsfähigen Geschlechter und besaßen einen gemeinsamen Versammlungsort im Geschlechterhaus.

Dieser herrschenden Gemeinde gegenüber sehen wir in die Gesamtheit der übrigen Bürgerschaft mit dem Aufschwung des Handels und der Gewerbe die Sehnsucht nach Anteilnahme an der Verwaltung und politischer Bedeutung eindringen. Handwerksgenossenschaften wurden zum Zweck der Wahrung gemeinsamer Interessen gegründet, und über diese „Zünfte" regierte bald ein zusammenfassender Geist, welcher die Teilinteressen zu höheren Einheiten verschmolz. Zu dieser wirtschaftlichen Organisation trat die militärische, denn die Zünfte bildeten bald den Kern der städtischen Heere. Es war natürlich, daß dies alles das Selbstbewußtsein der Zunftmitglieder allmählich steigerte und sie ihre eigene solide Kraft dem herausfordernden Protzentum und dem steigenden junkerlichen Uebermut der Geschlechter gegenüber abwägen lernten. Seit dem 14. Jahrhundert und, wie wir bereits bemerkten, hier und da sogar früher, begann die innerstädtische Revolution, der Kampf um Gleichberechtigung der Gesamtbürgerschaft. Er war ein sozialer Kampf der Arbeiter gegen die privilegierten Müßiggänger. In dieser Bewegung der Zünfte fand

Ludwig der Bayer die Handhabe zur Befestigung der sehr gesunkenen königlichen Autorität innerhalb der Reichsstädte. Fast überall erlangten die Zünfte, die Bürgerschaft, neben oder in dem Rate selbst ihre politische Vertretung, und diese Zunftsiege mußten dann wieder allmählich zur Bildung eines einheitlichen Bürgerstandes führen.



Ausfallthor einer Burg. Nach M. Viollet-le-Duc.

Die Zusammenfassung hier wirkte nun weiter in andere Kreise. Auch hier schlossen sich die ständischen Kräfte enger zusammen. So kam es namentlich zur Entwicklung eines einheitlichen Ritterstandes, zu welchem die einstigen freien Vasallen, die schöffenbar freien Leute, die Dienstmannen und niederen Ritter die Hauptmasse lieferten. Die Entwicklung dieser Volksteile ward stets an geeigneter Stelle im Auge behalten, und wir erkannten, wie die Abschließung ihres Standes eine fast vollkommene wurde. Dieser eine Stand stellte die ganze berittene Heeresmasse der deutschen Heere, seitdem es Sitte wurde, auch den Schildträger, den Edelknappen, aus dem Adel zu nehmen. Aber schon in der Erscheinung des Raubrittertums und der Wegelagerei erkennen wir das Element des Verfalls in diesem Stande, dessen Existenzfähigkeit sich immer mehr auf das Uebergewicht der Waffen und kriegerischer Schlagfertigkeit zu stützen begann. Zu Gunsten dieses Standes hatten die Gesetze schon seit der Zeit Friedrichs II dem Bauer die Freizügigkeit zu rauben versucht, damit er um so leichter in die Hörigkeit seiner adeligen Grundherren herabgedrückt werden könnte, aber auch diese Gesetze hatten nicht vermocht, den Strom zu den Städten und zu städtischer Freiheit dauernd zu vermindern; der Gegensatz des Städtetums und des adeligen Grundherrentums wuchs und vertiefte sich, seitdem die Städte, wie wir sahen, direkt den Versuch machten, als Schützer des Landvolks aufzutreten. Es war ein Zustand der Starrheit, in den man geraten war und in welchem es zu den unglaublichsten Folgerungen kam. Der Kampf gegen das Fehderecht ward ebenso von den Städten aufgenommen; soweit das städtische Weichbild ging, sollte Friede sein, der „Burgfriede" stammt aus jener Zeit. Ebenso widmeten die Städte der Herstellung des freien Verkehrs ihre Sorge und Aufmerksamkeit. Zölle und Geleitsgelder, eine Art gesetzmäßiger Beraubung, waren das stete Hindernis des wandernden Kaufmanns auf seinem Wege durch die vielen kleinen Gebiete der adeligen Grundherren. Dazu kam das Strandrecht und das Recht zu nehmen, was den Boden eines solchen Herrn berührte. Was vom Wagen fiel, wenn die Achse brach, gehörte ihm. Warum aber, so könnte man fragen, nahm er nicht gleich den ganzen Wagen? Auch er hatte ja seinen Boden berührt. Nun, diese nur konsequente Folgerung zogen die Raubritter. „Wohlthaten, die jetzt keiner mehr schätzt, weil sie sich von selbst verstehen, mußten erst von den Städten aus erobert werden. Diese schienen wie ebensoviel Keime einer besseren Kultur ins Land ausgesäet, und indem sie sich entfalteten, erfuhr auch das gesamte soziale Leben eine gründliche Umgestaltung." Es war die Macht des Geldes, welche die Starrheit dieser aus der Kinderzeit und Ackerwirtschaftsepoche restierenden Zustände auflöste, und jener zu Grunde lag das Erwachen des menschlichen Geistes, der bei dem stets erneuten Wandel der Verhältnisse, der Bedürfnisse und Wünsche auf Abhilfe denken und neue Ideen erzeugen mußte. Wo aber wie in jener Zeit die sozialen Gegensätze mit solcher Macht das Leben des Volkes erfüllen, da ist für Erzeugung nationaler Ideen und die Erkenntnis nationaler Interessen wenig Raum und noch weniger übrige Kraft vorhanden.

Die Folgen der Anschauungen und Gepflogenheiten aus der Zeit des Uebergangs von der Natural- zur Geldwirtschaft treten am deutlichsten hervor, wenn wir einen Blick auf diejenigen Kreise der Bevölkerung werfen, welche infolge dieses Druckes bisher am wenigsten imstande waren, den Gedanken, sich politische Geltung zu verschaffen, zu erfassen. Die unteren Stände auszunützen, ihre Kraft sich im Dienste anderer verzehren zu lassen,

war stets mehr und mehr Prinzip der oberen Gesellschaftsklassen geworden. Die Reaktion in den Städten beobachteten wir. Auch bei der Bauernschaft sahen wir hier und dort eine solche Reaktion, so in den Thälern von Schwyz, Uri und Unterwalden, dann im Westen Holsteins bei den Dithmarschen und bei den Friesen. Hier und in den schwäbischen Reichsdörfern hatte sich eine größere, kompakte Masse freier Bauern erhalten. Auch sonst im Reiche gab es deren noch allenthalben. Den weitaus größten Teil der Bauernschaft bildeten aber die in irgend einem Hörigkeitsverhältnis stehenden, und auf ihnen lastete der Druck der Grundherren mit oft geradezu empörender Schwere. Naturallieferungen und Frondienste wurden in stets wachsender Zahl verlangt, so daß der geplagte „arme Mann" froh sein durfte, wenn er nur sein Leben kärglich zu erhalten imstande war. Diese Not auf der einen, Uebermut und Verschwendung auf der anderen Seite sind Verbildungen des Volkslebens, welche unbedingt früher oder später zu einer Katastrophe führen müssen. Wir wundern uns daher nicht, wenn wir vernehmen, daß „auch bei den Bauern um die Mitte des 14. Jahrhunderts bereits die Anfänge des Zusammenwachsens der verschiedenartigsten Elemente zu einem wenigstens einigermaßen einheitlichen Stande" sich bemerkbar machen.

Von der Betrachtung der sozialen Zustände wenden wir uns zu den aus ihnen teilweise geflossenen Wirkungen. Zunächst wird es uns nicht wundern, wenn wir auch in dieser Zeit plötzlich den alten Haß gegen die Juden mit furchtbarer Wut aufflammen sehen. Ist doch der „Antisemitismus", wie wir ihn heute nennen, ein spezielles und stereotypes Zeichen sozial bedrängter Zeiten. Weit entfernt davon, den Juden die Schuld der sozialen Verfahrenheit irgend einer Epoche zuschieben zu wollen, müssen wir doch andrerseits gestehen, daß sie es ebenso zu keinen Zeiten verstanden haben, der Versuchung, solche Mißlagen im eigenen, rein egoistischen Interesse auszunützen, zu widerstehen. Gerade jene geschäftliche Praxis, die Not des andern zur eigenen Bereicherung zu mißbrauchen und aus seiner Bedrängnis Kapital zu schlagen, nennt der Volksmund bis auf den heutigen Tag eine „jüdische". Es liegt in dieser Benennung eine furchtbare, aber nicht unberechtigte Anklage, die wir nur soweit modifizieren können, daß wir offen zugestehen, daß diese jüdische Manier ebenso bis auf den heutigen Tag in christlichen Kreisen viele Bekenner gefunden und gerade dadurch an Intensität und zäher Lebenskraft unendlich gewonnen hat. Wie immer und zu allen Zeiten aber stellte die Menge auch damals keine historischen Forschungen an, sondern sie nahm den Sündenbock, wo sie ihn beim Handwerk traf und wo er am leichtesten zu erreichen war. Nicht im entferntesten kam es ihr dabei in den Sinn, daß sie es hier mit einem rudimentären Ueberbleibsel einer älteren Kulturperiode zu thun habe, welches man wohl bekämpfen, nicht aber dadurch entfernen konnte, daß man die Juden totschlug oder verbrannte. Nur aus der mit unterlaufenden religiös-mystischen Vorstellung, man kämpfe gegen die Mörder Christi, dämmert uns dieser Gedanke manchmal, wenn auch in furchtbarer Verzerrung entgegen, der Gedanke, daß es der Geist des Christentums und der Menschenliebe sei, der hier gegen seinen pharisäischen Gegner im Felde lag.

Eines Anlasses bedurfte es nur, um diese furchtbare Spannung auszulösen, und diesen Anlaß gab die Pestepidemie, welche mit unerhörter Heftigkeit seit dem Jahre 1346 von Asien her über Europa hereinzubrechen begann. Bereits im Frühjahr 1348 hatte sie, von den Küsten des Mittelmeers ausgehend, das Innere Italiens erreicht. Sie verbreitete sich über Südfrankreich, von wo sie dann das Rhonethal aufwärts drang. Und von Südwesten herauf erscholl dann zuerst der grausige Alarmruf: die Juden haben die Brunnen vergiftet! Aber auch an andere Frevler dachte man, und gerade diese Anklagen zeigen uns die tiefe Kluft, welche die einzelnen Volksklassen von einander trennte. Die Gesellschaft war faul bis in ihre Wurzeln hinein. Das lehren die Beschuldigungen, welche gegen einander schwirrten. „Die Vornehmen hatten das Proletariat in Verdacht, der Haß der Armen sah in den Reichen die Urheber des ruchlosen Frevels." Doch nicht lange und man war handelseinig. Schon im Mai 1348 flammten in der Provence die Holzstöße auf, auf denen eine ganze Judengemeinde ihren Untergang fand. Mit der Pest hielten die Judenverfolgungen von da an gleichen Schritt, ja sie eilten ihr sogar vorauf,

da man in dem Abschlachten der Juden ein Präservativmittel gegen den schwarzen Tod zu haben glaubte. Der Papst erließ seine Bullen gegen diesen Wahnsinn, er schützte die Juden in Avignon, weil er die soziale Ursache erkannte, welche der allgemeinen Wut zu Grunde lag, und die einmal entfesselte Raublust der zügellosen Menge leicht von den reichen Juden auf die reichen Prälaten überspringen konnte. Sein Mahnruf verscholl. Weiter raste das Feuer und beleuchtete mit gräßlichem Schein das Elend und die grausamen Qualen der Unglücklichen. In der Schweiz, in Schwaben und Elsaß lohten die Judenbrände auf, und bis zum Januar 1349 drang diese Wahnsinnsepidemie nach Speier vor und wälzte sich von dort den Rhein hinab, ganz Norddeutschland erfassend.

Indem wir ihr folgen, tritt ein anderes Moment vor unsere Blicke, welches die Reihe der sozialen Ursachen um eine Nummer verstärkt. Die Herren und Reichsstädte des Elsaßes traten mit Bischof Berthold von Straßburg zusammen, um über das Schicksal ihrer Juden zu beraten. Die Vertretung der Straßburger Bürgerschaft nahm die Juden in Schutz, der Bischof und die Herren gaben sie preis und beschlossen ihre Vertreibung und Vertilgung. Die Schuldscheine dieser noblen Gesellschaft brachten den Gläubigern den Tod. Und als dann im Februar 1349 die Verfolgung losbrach, brachte sie zugleich die innerstädtische Revolution. Der alte Rat wurde vertrieben und aus der Mitte der Zünfte heraus der neue Ammanmeister erhoben. Infolgedessen errangen Bischof und Herren wieder mehr Einfluß in der Stadt. Das Geld der Juden „war das Gift, das sie tötete" und „wären die Juden arm und die Landherren ihnen nicht schuldig gewesen, so wären sie auch nicht verbrannt worden." So ergänzen sich in ihren Angaben die beiden Straßburger Chronisten Fritsche Closener und Jakob Twinger von Königshoven. Dieses eine Beispiel statt vieler. Die Macht der Regierung erwies sich allenthalben, wo nicht wie hier gar die Initiative zum Judenmord bei ihr lag, als Ohnmacht. Selbst Albrecht II von Oesterreich mußte die in Kyburg unter seinen Schutz genommenen Juden der Wut der helvetischen Nachbarn preisgeben. Ein Eintreten für die Juden hatte Verdächtigung und Beschimpfung, wenn nicht thätliche Verfolgung zur Folge. Selbst Papst Klemens VI ward angeklagt, als er an die christliche Liebe appellierte, welche die Juden erhalte und schütze, er sei von den Juden bestochen worden. Die Lande der Wittelsbacher blieben von dem Verderben auch nicht verschont, und im Gegensatz zu dem Rheinpfalzgrafen Ruprecht d. ä., der den Juden den kräftigsten Schutz angedeihen ließ und nicht wenige vor dem Untergange bewahrte, fielen die Söhne Kaiser Ludwigs über die Unglücklichen selbst her. Ludwig der Römer stand an der Spitze der Verfolger in der Mark Brandenburg, und der Freistadt Regensburg erklärten die Herzoge, keinen Anspruch an die Stadt wegen der Juden erheben zu wollen, und sie erlaubten ihr, nach Belieben mit den Juden zu verfahren, „sie von dannen zu thun oder mit ihnen zu handeln mit und ohne Recht". Die Stadt aber war hochherzig genug, von dieser Erlaubnis keinen Gebrauch zu machen, sondern stellte den Juden einen Schutzbrief aus. Andrerseits wird wieder von dem Markgrafen Ludwig berichtet, er habe Juden unter seinen Schutz genommen. „Die Triebfeder dieser verschiedenen Maßregeln war hier wie dort finanzieller Eigennutz." Die großen Geldsummen, welche große und kleine Herren, Bürger und Bauern den Juden schuldeten, waren die Ursache zu ihrer Verfolgung, und wir brauchen nur einen Blick auf die Höhe der Wucherzinsen zu werfen, welche die Juden für ihre Darlehen nahmen, um solches zu begreifen. „Der gesetzliche Zinsfuß variierte zwischen $21^2/_3$ und $86^2/_3$ Prozent, galt jedoch in den



Büste Kaiser Karls IV im Dom zu Prag.

meisten Städten nur für die einheimischen Bürger, den Fremden gegenüber besaßen die Juden unbeschränkte Wucherfreiheit. Es sind Fälle urkundlich bezeugt, wo sie sich 120, 130 und 166²/₃ Prozent zahlen ließen." Werunsky, dessen ausführlicher Darstellung dieser Zustände wir hier folgen, macht auf eine merkwürdig sozialistisch angehauchte Mitteilung Johanns von Winterthur aufmerksam. Schon im Jahre 1348 sei die Sage wieder aufgelebt von der Wiederkunft des großen Stauferkaisers, Friedrichs II. „Es sei der unwandelbare Wille Gottes, daß Kaiser Friedrich II wiederkomme und wenn er in tausend Stücke zerrissen, ja zu Staub verbrannt würde. Hat er dann wieder seinen Thron bestiegen, so wird er arme Mädchen reichen Männern vermählen und umgekehrt, allen Bedrückten und Beraubten gegen ihre Dränger Schutz gewähren und ihnen Recht schaffen, Mönche und Nonnen verheiraten, die Geistlichen so heftig verfolgen, daß sie eiligst ihre Tonsuren mit dem ersten besten — und wenn es mit Ochsenmist sein müßte — bedecken werden, endlich die Orden, welche einst die päpstlichen Bannbullen gegen ihn verkündigt, besonders die Minoriten, aus dem Land jagen, dann mit zahlreichem Heer über das Meer fahren und auf dem Oelberg das Kaisertum niederlegen."



Tracht der Juden im Mittelalter.

Deutlicher als alle andern Belege und Reden spricht ein solch naives Zeugnis aus dem Volksmund. Nicht nur der Gegensatz des Pauperismus und Kapitalismus tritt hier im Bewußtsein des Volkes hervor, sondern auch derjenige der herrschenden Klasse zu der beherrschten, der einer dogmatisch verfahrenen Zwangsreligion zu dem einfachen religiösen Empfinden der Volksseele. Wahrlich, das Vertrauen dieses Volkes zum Klerus hatte in dem langen Kampfe Kaiser Ludwigs mit der Kurie einen furchtbaren Stoß erlitten! Der Glaube an die Wiederkunft eines Erlösers taucht hier in merkwürdiger Gestaltung auf, und wie ein ewiges Verdikt gegen die Kirche lautet es, daß dieser Erlöser ein Staufer sein soll, der Mann, welcher den furchtbarsten Kampf gegen das Papsttum auszufechten hatte. Mystische, nationale und soziale Motive winden sich da zu wunderbaren Arabesken aus.

Ein Blick auf die Gegenwart, so namentlich auf den Mann, welcher sich die Anwartschaft auf die römische Kaiserkrone erworben hatte, mußte genügen, um sich zu belehren, daß von dieser Gegenwart nicht viel zu erwarten war. Jüdischer als je ein Jude nützte Karl IV und mit ihm viele der Fürsten und Großen die Notlage der Juden aus. Wohl blieb Böhmen, wie die andern Reiche des Ostens, Ungarn und Polen, von der Judenverfolgung verschont. Aber daran war nicht Karl, sondern die weit geringere wirtschaftliche Entwicklung dieser Länder schuld. Wohl befahl Karl den Beamten in seinem Stammlande Luxemburg den Schutz der Juden, aber auch hier schieben wir ihm keine humanen Anwandlungen unter. Als Herr des Reiches that er nichts, dem allgemeinen Unwesen zu steuern. Die Juden waren seine Kammerknechte, mit Haut und Haar, mit Gut und Blut sein Eigentum. Er hatte nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, ihre Mörder zur Verantwortung zu ziehen, die Herausgabe der geraubten Güter zu verlangen. Aber wie man ehedem den Juden Privilegien verliehen hatte, welche jeden christlichen Bürger verletzen und aufs höchste empören mußten, einzig aus dem Grunde, um

sich von den Privilegierten ordentlich bezahlen zu lassen, wie man es dann aus Eigennutz nicht wagte, diese Privilegien wieder rückgängig zu machen, so wagte man nun aus demselben Grunde ebenso wenig, der Wut des Volkes in den Arm zu fallen. Schützte man die Juden, kam man in Verdacht, in ihrem Solde zu stehen. Schützte man sie nicht, ward man mit den Gläubigern zugleich der Schulden ledig. Und das letztere war für den Augenblick jedenfalls das Vorteilhafteste. Mit dem Gut der gemordeten Kammerknechte begann nun Karl IV seine Anhänger zu belohnen und in der Treue zu befestigen. Ja, er ging so weit, schon vorher Verfügungen über das Vermögen der Juden in den einzelnen Städten zu treffen, falls sie vom Verderben ereilt würden. In der Zeit, da ihm noch Günther von Schwarzburg gegenüber stand, verfügte Karl zu gunsten der Bischöfe von Bamberg und Würzburg über das Gut der Juden dieser Diöcesen für den Fall, „daß an den Juden in ihren Bistümern ein Schaden geschähe". Nach der Beseitigung Günthers ließ sich Markgraf Ludwig drei der besten Judenhäuser in Nürnberg von ihm schenken, für den Fall, „wann die Juden daselbst nu nächst werden geslagen". Und so in vielen, vielen andern Fällen.

Aber die große Macht des Geldes erwies sich bald genug als Beherrscherin der Zeit und des damaligen wirtschaftlichen Lebens. Kaum war die allgemeine Wut verraucht, so treffen wir auf Verfügungen zur Wiederaufnahme und Anlockung der weit versprengten, furchtbar dezimierten Judenschaft. „Der Ausfall der von den Juden entrichteten hohen Steuern wirkte so empfindlich, daß der König, die Landesherrn und Stadtgemeinden mit einander wetteiferten, die verstopfte Einnahmequelle wieder zum Fließen zu bringen." Was die Kirche verbot, Zins vom Zins zu nehmen, war eine wirtschaftliche Notwendigkeit geworden. Man bedurfte der Juden, man bedurfte ihrer, weil sie Wucherer waren. „In Bayern machte sich nach der Ermordung und beziehungsweise Vertreibung der Juden ein so drückender Geldmangel in allen Schichten der Gesellschaft, bei Groß und Klein fühlbar, daß Ludwig der Brandenburger die verjagten oder entflohenen Israeliten durch Zusicherung zweijähriger völliger Steuerfreiheit wieder ins Land zu ziehen und neue jüdische Ansiedler durch die Zusicherung zu gewinnen suchte, daß alle bayerischen Schuldner den Juden die betreffenden erweislichen Kapitalbeträge binnen acht Wochen, und diejenigen, die es innerhalb dieser Frist versäumen würden, auch noch nebst den rückständigen Zinsen zu entrichten genötigt werden sollten." Diese Maßregel wurde an vielen Orten Deutschlands nachgeahmt.

So blieb die soziale Revolution eigentlich ohne Erfolg. Und gerade das bezeugt uns zugleich mit der Art der Mittel, welcher man sich zur Bekämpfung der allgemeinen Not bediente, die ebenso allgemeine Ratlosigkeit dieser Notlage gegenüber. Diese sah und erkannte man wohl, aber nach den realen Ursachen derselben zu forschen, daran dachte man nicht. Wir stehen im Zeitalter der Mystik, d. h. jener Kulturperiode des deutschen Volkes, in welcher die Träume der Kindheit ihre Macht in der Erinnerung noch vollauf zur Geltung bringen und den Drang zur Erkenntnis mit gespensterhaften Schatten umwogen. Aus dieser geistig-gemütvollen Dämmerungswelt erhoben sich jene Fiebergestalten und Bilder, aus ihr stammte jene Sage von der Wiederkunft des staufischen Erlösers. Und in diese Welt hinein führt uns nun eine weitere hervorragende Erscheinung jener todburchwogten Zeit — das Aufleben der fanatischen Geißelfahrten.

Schon in den Zeiten Gregors VII hatte die rohe Selbstpeinigung der Geißelung allgemeineren Anklang und Aufnahme gefunden. Der uns wohl bekannte Petrus Damiani ließ es sich angelegen sein, für die Ausbreitung dieses sonderbaren Sportes Propaganda zu machen und suchte nach Gründen, die Geißelung gegen ihre Gegner zu verteidigen. Die Bibel mußte dabei wie immer herhalten, und da fand er denn den wunderbaren Satz: „Lobet den Herrn mit Pauken!" (Ps. 150, 4.) „Da die Pauke", folgerte er sehr schön, „eine trockene Haut ist, so lobt der den Herrn wahrhaftig mit Pauken, der seinen von Fasten ausgemergelten Körper durch die Disziplin schlägt". Und das war nicht etwa ein Scherz, sondern diese Autorität der Gottesgelehrtheit vermeinte es mit ihrem Ausspruch bitterernst. Diese Art der Fleischeszüchtigung kam seitdem nie wieder ganz aus der Mode, sondern besonders heilige Männer und Frauen übten sie fort, und in



Stephan II. Sohn Ludwigs des Bayers.

besonders schlechten Zeiten drang diese Uebung aus den Klosterräumen und Einsiedeleien auch heraus in die Kreise des Volkes. Ist es doch ein Bestandteil jedes naiv kindlichen Bekenntnisses, zu glauben, die Gottheit durch feierliche Aufzüge, Prozessionen, Bittgänge, namentlich aber durch energische Bußübungen beschwören zu können. Und eine natürliche Konsequenz solchen Glaubens ist dann wieder die Annahme, daß die Verbindung zweier oder mehrerer solcher Beschwörungsmittel besser helfen müsse, als eines allein. So entstand die Geißelfahrt. „Diese feierlichen Geißelaufzüge finden wir zuerst in Italien, in einem Lande, wo ohnedies, wie in allen wärmeren Ländern, vieles, was im Norden zu Hause und im Familienkreise zu geschehen pflegt, öffentlich und in Gesellschaft der Mitbürger vorgenommen wird.“

Als im Jahre 1348 die Pest von Italien heraufdrang und die Südostländer des Reiches verheerte, zog mit ihr zugleich die Begeisterung für die Geißelung ins Land. Im Laufe des folgenden Jahres sah ganz Deutschland die aufregenden Prozessionen der Geißelbrüder, und bald regte sich in der Menge das Verlangen nach Anschluß, so daß die Flagellantenscharen riesig anwuchsen und in allen Städten und Dörfern demnächst ihre kläglichen Bußlieder erschallten. Namentlich Kirchhöfe und offene Plätze innerhalb und außerhalb der Städte wurden zur Abhaltung der Geißelung erkoren, es sei denn, daß schlechtes Wetter sie in die Kirchen selbst trieb. „Ein Augenzeuge versichert, daß die fast bis zum Wahnsinn exaltierten Brüder die eisernen Spitzen der Geißelstränge oft so tief in das Fleisch eintrieben, daß sie mit Aufgebot all ihrer Kräfte mehr als einmal ziehen mußten, um sie herauszureißen.“ Es ist natürlich, daß dieses herzerschütternde Schauspiel auf die vielköpfige Zuschauermenge einen furchtbaren Eindruck machen mußte. Weinen und Schluchzen hörte man ringsum und man sammelte für die Flagellanten behufs Ankaufs von Kerzen und Fahnen.

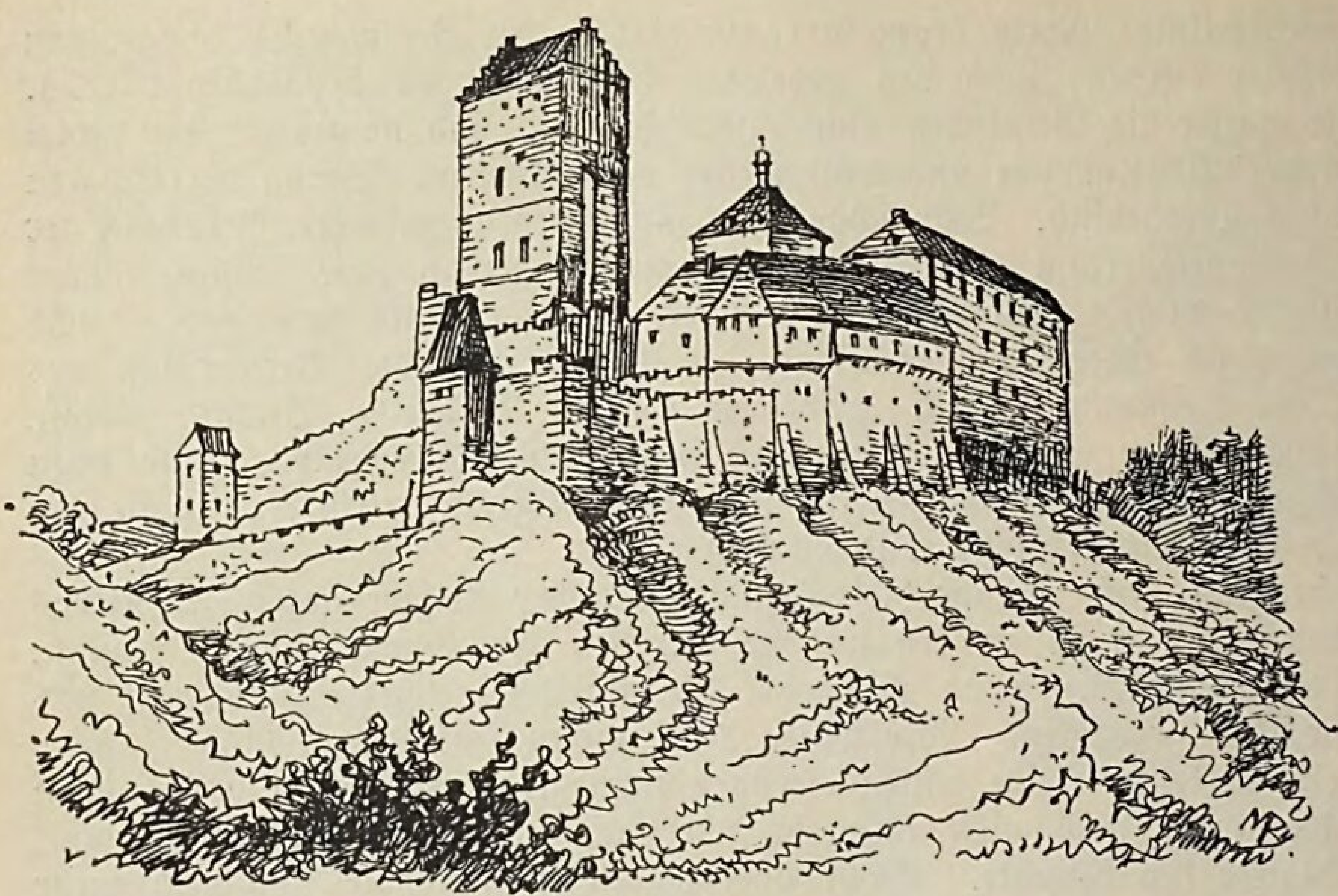
Doch schon in ihrer Legitimierung zu solchem Vorgehen lag eine Umgehung der bestehenden kirchlichen Gewalten. Ein Engel habe eine Marmortafel auf dem Altar des heil. Petrus in einer Kirche zu Jerusalem niedergelegt, so verkündeten sie der Menge und verlasen einen Brief Gottes, dessen Original sich auf dieser Marmortafel befinden sollte. In wahrhaft naiver Weise wurden in diesem göttlichen Schriftstück religiöse, mystische, soziale und natürliche Motive durcheinander gemengt: Christus sei erzürnt über die Lasterhaftigkeit der Welt und viele namhafte Verbrechen, Entheiligung des Sonntags, Vernachlässigung der Freitagsfasten, Zinsenwucher und Ehebruch. Er habe seit einigen Jahren zahlreiche Plagen gesendet: Kriege mit den Sarazenen, Erdbeben, Ueberschwemmungen, Feuersbrünste, Mißwachs, Hungersnot, Gewitterstürme, Hagel und Frost, Scharen von Heuschrecken, von Raben und Mäusen u. s. w. Wir schalten ein, daß schon Ende der dreißiger Jahre Süddeutschland und namentlich Bayern von ungeheuren Heuschreckenschwärmen und einer dann folgenden Hungersnot heimgesucht wurden, daß sich auch damals mit dieser Erscheinung eine furchtbare Verfolgung der Juden, so in Deggendorf, verband. Nur auf der heil. Jungfrau und der Engel Bitte, so hieß es dann in jenem Briefe weiter, habe Christus geantwortet, wie sie dreiunddreißig und einen halben Tag lang von Hause ziehen und sich geißeln sollten, um Gottes Barmherzigkeit zu erlangen. Die Geißler sprachen sich also eine direkte Berufung durch Gott zu. In dem Hinweis auf den Wucher lag das Motiv zur Judenverfolgung, an welcher sie bald einen Hauptanteil nahmen, und in jenen $33^1/_2$ Tagen namentlich war der mystische Hinweis auf das Leben Jesu enthalten, welches ebenso viele Jahre gedauert hatte.

Ein direkt antiklerikales Motiv drang aber zunächst in der Bestimmung empor, daß Geistliche weder Meister werden, noch den geheimen Verhandlungen beiwohnen dürften. Vom Beitritt selbst waren die Geistlichen nicht ausgeschlossen, und namentlich die proletarischen Existenzen der Bettelmönche und Leutpriester verstärkten zu Anfang die Scharen der Flagellanten nicht unerheblich. War schon in dem Vorgeben göttlicher Berufung der Hinweis auf das Selbstpriestertum enthalten, so kam nach und nach diese Tendenz immer mehr zum Vorschein, denn mit dem Ansehen, welches sie beim Volke gewannen, wuchs ihre Kühnheit, und bald trat „als Grundsatz der Geißlersekte die Verwerfung des Priestertums und die Leugnung seiner geistlichen Gewalt hervor." Beichte, Ablaß, Eucharistie wurden von ihnen verworfen oder doch als überflüssig betrachtet, und jeden Appell an die priesterliche Autorität wiesen sie mit der Erklärung zurück, „daß sie unmittelbar vom heil. Geist selber belehrt und berufen seien."

Hören wir aber nun, daß „gerade diese Feindseligkeit der Geißler gegen den Klerus am meisten dazu beitrug, daß sie in den weitesten Kreisen beifällige Aufnahme fanden, und die durch sie angefachte Bewegung zu großer Popularität gelangte," so giebt uns diese Thatsache gewaltig zu denken. Wir wissen, daß diesen Haß des Volkes religiöse Motive eigentlich erst in letzter Reihe hätten erzeugen können. Denn Denken und Fühlen des Volkes hatte die Kreise noch nicht allzusehr überschritten, in welchen der kirchliche, der herkömmliche Glaube sich bewegte. Wohl aber waren es nationale und noch mehr soziale Motive, welche dieser Feindschaft als Vehikel dienten. In dem Kampf mit Kaiser Ludwig hatte sich die Kurie denn doch zu viel erlaubt, zu viel auch für manchen Strenggläubigen. Und wie es in sozialer Beziehung aussah, das sollen uns zwei Berichte vollkommen rechtgläubiger Schriftsteller mitteilen, auf welche Werunsky hinweist. Der eine, der Minorit Johann von Winterthur, läßt sich also vernehmen: „Wie verächtlich ist die Kirche geworden, gerade in ihren vorzüglichsten Gliedern, die auf so schlechten Wegen wandeln und tiefer als die übrigen gesunken sind! Denn die Hirten der Kirche weiden statt ihrer Schafe sich selbst, letztere scheren sie, oder besser, sie ziehen ihnen die Haut ab; nicht als Hirten benehmen sie sich, sondern als Wölfe! Alle Schönheit ist von der Kirche Gottes gewichen, vom Scheitel bis zur Zehe ist kein gesunder Fleck an ihr!"

Die andere Stimme ist die des westfälischen Dominikaners Heinrich von Hervord. „Dermaßen" — so äußert er sich — „war die Simonie bei der Geistlichkeit eingerissen und so arg hatte sie überhand genommen, daß alle Säkular- und Regularkleriker, ob sie nun hohen, mittleren oder niederen Ranges waren, die geistlichen Stellen schamlos sogar öffentlich kauften und verkauften, ohne von jemand deshalb getadelt, geschweige denn bestraft zu werden; es schien, als ob die Simonie nicht als ketzerisch, sondern als kirchlich, katholisch und heilig erachtet werden müßte. Die Präbenden, Personate, Dignitäten, die Pfarrkirchen, Kapellen, Vikarien und Altäre verkauften sie für Geld oder vertauschten sie für Weiber und Konkubinen; sie setzten sie in Würfelspiel aus, verloren und gewannen sie darin. Rang und Carriere eines jeden hing von nichts ab als von Geld, Kliquenwesen oder sonstigen Rücksichten auf Nutzen und Vorteil. Ja selbst die Abteien, Priorate, Guardianate, Lehrämter, Lektorate und andere Stellen, wie unbedeutend sie auch sein mochten, kauften unfähige, rohe, ungelehrte, junge, unerfahrene und eselhafte Leute, wofern sie nur Geld hatten, mochte es auch durch Diebstahl oder auf andere Weise zusammengebracht sein, von den Prälaten oder von der römischen Kurie oder erschnappten sie auf andere Weise. Daher kommt es, daß sowohl im Säkular- als Regularklerus gegenwärtig nicht leicht ehrenwerte Persönlichkeiten zu finden sind, was doch vor alters gar nicht selten der Fall war. Betrachte die Aebte, Prioren, Guardiane, Magister, Lektoren, Pröpste, Kanoniker aller Art und seufze! Betrachte ihr Leben, Beispiel, Wandel und Lehre, sowie die Gefahren der ihnen Untergebenen und zittere! Erbarme dich unser, o Herr, Vater der Barmherzigkeit, denn wir haben schwer gesündigt vor dir!" — Und solche Stimmen sind nicht die einzigen. Man muß sie gelten lassen oder fragen: Wer war denn noch rechtgläubig und wer handelte noch nach der Lehre und dem Beispiel Christi?

„Vom Scheitel bis zur Zehe kein gesunder Fleck!" Und da kommen diese fanatischen, abgezehrten und blutrünstigen Gestalten und zeigen dem Volke ein anderes Zerrbild der



Schloß Karlsstein in Böhmen.

christlichen Religion mit einer Eindringlichkeit und Selbstverleugnung, die wirken mußte. Von beiden Seiten ergänzten sich die Thatsachen, um das Bündnis des Volkes mit den Geißelbrüdern gegen den Klerus vollkommen zu machen. Aber nicht lange und es mischten sich in diese anfänglich reine Stimmung fremde und niedere Motive. Es blieb nicht bei dem Hasse des Volkes gegen einen verkommenen und ehrlosen Klerus, sondern es schlich der Haß des Proletariers gegen den reichen Klerus, gegen die Leute sich ein, welche Geld genug hatten, ihr Leben arbeitslos und in Freuden hinzubringen. Und aus dieser Stimmung heraus erscholl denn auch alsbald der Ruf: Nieder mit den Juden! Die Geißelbrüder wurden „Judenschläger". Auch hier also der soziale Hintergrund. Damit aber war das Ferment aufgenommen, welches die Zersetzung bewirkte, und schnell sehen wir den Verfall eintreten. Weiber und Jungfrauen, selbst Kinder, zogen mit den Geißlern aus und machten ihre Bußübungen mit. Erstere aber kehrten, wie ebenfalls ein Augenzeuge gehört haben will, „stets mit gefüllten Schößen zurück, das Geschenk der Leibesfrucht heimbringend." Dazu trat dann noch der Wunderschwindel. Die besseren Elemente zogen sich zurück, und die Teilnahme des Volkes an der ganzen Bewegung erlosch mit ihrer Ausartung mehr und mehr. Aber wir sehen, was hier zusammenwachsen will. Soziale, nationale und mystische Ahnungen durchdringen und ergänzen einander. Wie ein erster ernster Mahnruf deucht uns diese Erscheinung. Noch bleibt die Bewegung auf gewisse Kreise und Volksteile beschränkt, noch vermögen ihrer die bestehenden Gewalten Herr zu werden, aber der Keim, der sich da zeigt, noch mit Erd- und Mistfasern umhüllt, wird weiterwachsen, wenn die Bedingungen, welche ihn zum Treiben brachten, fortdauern. Und sie dauern fort.

Der Papst richtete gegen die Geißler seine Bullen, die Bischöfe und Orden stellten sich ihm an die Seite, und die Landesherren und großen Städte hatten mit den geistlichen Gewalten das gleiche Interesse. Aber auch hier kam es zur Bildung geheimer Gesellschaften, die naturgemäß einer allen bestehenden Gewalten feindlichen Tendenz huldigten. Im Verborgenen, aber um so zärtlicher hüten sie jenen Keim und tragen Sorge für seine Entfaltung.

Nicht nur aufgerufen und angeflammt durch die Pest wurden diese Proletarierscharen, welche unstät von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt zogen, bald waren sie auch Träger und Verbreiter der Krankheit. Und erinnern wir uns nun jenes oben entworfenen Stadtbildes, so müssen wir gestehen, daß alle Bedingungen zum Empfang und zu rascher, gründlicher Verbreitung der Epidemie wie geschaffen vorhanden waren. Im Jahre 1349 kam die Pest auch nach Bayern. In den Städten Passau, Braunau, München und Landshut vornehmlich schlug sie ihren Wohnsitz auf und schickte ihre Ableger nordwärts bis Regensburg. Man hatte kein Mittel gegen dieselbe und ihre furcht-

bare Ansteckungskraft, und die Furcht löste alle Bande des gesellschaftlichen Verkehrs und des Familienlebens. Grauenhafte Scenen werden da berichtet. Und hören wir nun auch hier wieder, daß naturgemäß die Krankheit sozusagen nach sozialen Klassen verfuhr, die Armen und Schlechtgenährten weit massenhafter dahinstarben, als die Herren und Reichen, erinnern wir uns der weiträumigen und meist höher gelegenen Steinhäuser im Innern der Stadt und der dichtgedrängten und dichtbevölkerten Holzhäuschen an der äußeren Peripherie, so erkennen wir einerseits die Ursache jener Thatsache, andrerseits aber auch diejenige jenes furchtbaren Hasses und Verdachtes, mit welchen die einzelnen Gesellschaftsklassen einander bedachten. In sozialer und hygienischer Beziehung wirkte das anerzogene mystische Empfinden geradezu hemmend und verwirrend. Hier wurde eine Erkenntnis zurückgehalten, zu deren Anfängen ohne jenes Jahrhunderte lang gepredigte und geübte Sichgehenlassen und Vertrauen auf übernatürliche Hilfe die Menschen von der Not unbedingt hätten geführt werden müssen. Ein furchtbarer Verlust von Menschenleben war die Folge der Epidemie. So soll Bayern allein den achten Teil seiner Bevölkerung eingebüßt haben. Die Arbeit stockte, da es an Arbeitskräften fehlte, „die Schafe und das Rindvieh irrten auf den Feldern und im Getreide umher, denn es war keiner mehr da, der sie hätte hüten können.“ Die Löhne erfuhren eine plötzliche Steigerung, die Lebensmittel wurden stellenweise um das dreifache teurer, und das Flagellantenleben, dem man sich ergeben hatte, zog noch lange seine üblen Folgen nach sich. „Die Ernte verfaulte auf dem Felde, die Aecker wurden unbestellt gelassen, nicht nur, weil es an Händen fehlte, sondern wegen des Kampfes zwischen Kapital und Arbeit, der zum erstenmal zu Tage trat.“ Die Wertlosigkeit des einzelnen Menschenlebens war allen so nahe vor Augen gerückt worden, daß die sittlichen Bande sich vollkommen lösten, das Bedürfnis nach Arbeit vielen abhanden kam und ein allgemeiner Drang nach Lebensgenuß und Vergnügungen sich bemerkbar machte. Aber auch diese Strebungen drängten zur Ordnung allmählich zurück. Lust und Wertschätzung des Lebens kehrten gerade mit dem Genuß und der Sinnenfreude wieder und zwangen die Menschen zur Arbeit, welche allein die Mittel zu liefern vermochte zur Befriedigung der erwachten Wünsche. Aber dem ethischen und erzieherischen Einfluß der wiederaufgenommenen Arbeit vermochten sich die Leute auch damals nicht zu entziehen. Und so bemerken wir, daß das wirtschaftliche Leben namentlich der Städte kaum eine Lücke aufweist. Ueberall treiben neue Kräfte empor und bepflanzen die weiten Leichenfelder mit üppigen duftenden Blüten.

Die wittelsbachische Macht war in voller Auflösung begriffen. Die Gründe davon erkannten wir einerseits in der Unmöglichkeit, die Entwicklung der verschiedenen bayerischen Landesteile wieder zu vereinen und Bayern einheitlich zu organisieren, ihm also ein natürliches Schwergewicht den andern Provinzen der Wittelsbacher, namentlich aber dem schwäbischen Städtegebiet gegenüber zu geben, andererseits in der Untauglichkeit Bayerns zu einer centralisierten und umfassenden inneren, damit aber zugleich einer positiv fortschreitenden und beherrschenden äußeren Politik. Zu alledem trat die persönliche Untüchtigkeit und Energielosigkeit der Söhne Kaiser Ludwigs. Es ist nun zu erwarten, daß überall da, wo der wittelsbachische Machtbau eine Lücke zu zeigen beginnt, der aufpassende Luxemburger einen Keil hineintreiben wird. Wir wissen, daß er den Rheinpfalzgrafen Rudolf II bereits durch die Erhebung desselben zu seinem Schwiegervater dauernd an sich zu fesseln verstand. Auch die Landsberger Teilung von 1349 hatte den Brüdern keinen Frieden zu geben vermocht. Schon am 24. Dezember 1351 wurde zu Luckau ein weiteres Abkommen zwischen Ludwig dem Brandenburger und seinen Brüdern, Ludwig dem Römer und Otto, fest, wonach diese gegen Verzichtleistung auf Oberbayern und Tirol mit der Mark Brandenburg und der Niederlausitz abgefunden wurden. Die Herzoge von Niederbayern folgten bald diesem Beispiel, aber Stephan II gelang es nicht, wie seinem Bruder Ludwig in Oberbayern, die jüngeren Brüder ganz aus Niederbayern hinauszumanövrieren. Der kleinere Teil Niederbayerns mit Straubing, Landau und Cham

blieb an ihren Fersen hängen, und Wilhelm und Albrecht vereinigten denselben mit ihren niederländischen Provinzen (3. Juni 1353). Stephan II behielt die größere Hälfte Niederbayerns mit Landshut als Residenz.

Aber auch der Besitz der Mark Brandenburg war den Wittelsbachern noch keineswegs gesichert. Sie hatten darum zu kämpfen, und schon 1351 mußte Ludwig der Brandenburger das halbe Entgegenkommen König Karls in der Mark mit der Aufgabe seiner Ansprüche auf die oberpfälzischen Lande, wie sie ihm nach dem Vertrage von Pavia zustanden, bezahlen. Nach jenem Vertrag sollten wittelsbachische Besitzungen nur an Wittelsbacher veräußert werden dürfen. Erst im Februar 1355 schloß der Friede von Prenzlau die erste Reihe der Kämpfe um die Mark. Beträchtliche Geldsummen und selbst größere Landesstücke mußten die Wittelsbacher um diesen Frieden ihren Gegnern zum Opfer bringen.

Das traurigste Schauspiel gab die Uneinigkeit der Wittelsbacher in den Niederlanden. Zwischen Mutter und Sohn brach der Kampf aus. Die Kaiserin Margareta wurde an der Mündung der Maas in einer furchtbar blutigen Seeschlacht von ihrem Sohne Wilhelm geschlagen (5. Juli 1351) und zur Flucht an den Hof ihres Schwagers, König Eduards III von England, genötigt. Nach langen Verhandlungen kam es endlich zum Ausgleich zwischen Mutter und Sohn. Letzterer behielt Holland, Seeland und Friesland, die Kaiserin den Hennegau und die Zusicherung von Jahrgeldern. Doch sie starb „müde von Hoheit, Leid und Sorge“ schon am 23. Juli 1356. Es war hohe Zeit, daß es hier wenigstens einigermaßen zu festeren Zuständen kam, denn schon nahte mit schleichendem Schritt der Luxemburger, um auch hier als Nachfolger der verfallenden wittelsbachischen Macht bei der Hand zu sein. Karl IV übertrug seinem Bruder Wenzel die zum Herzogtum erhobene Grafschaft Luxemburg, vermählte ihn im März 1354 mit Johanna, der ältesten Tochter des söhnelosen Herzogs Johann III von Brabant und Limburg, und gewann damit für Luxemburg die Mitanwartschaft auf diese reichen und gesegneten Länder. Schon 1355 erfüllte sich nach dem Tode Herzog Johanns III diese Voraussicht zum Teil.



König Eduard III von England.
Kopf und Kopfbedeckung sind genau nach einer Zeichnung in der National-Bibliothek zu Paris.

In der gleichen Zeit hatte sich für Bayern abermals ein Ereignis vollzogen, welches dessen weiterer Auflösung auf der alten Bahn gegen Osten von neuem vorzuarbeiten schien. Wohl war Karls IV jugendliche Gemahlin Anna bereits im Februar 1353 gestorben. Im Oktober folgte der Tochter der Vater, Pfalzgraf Rudolf II. Die Abmachungen betreffs der Oberpfalz schienen damit hinfällig. Aber Karl ließ sich nicht abschrecken. Mit Geld gewann er von den beiden Rheinpfalzgrafen Ruprecht dem älteren und dem jüngeren die oberpfälzischen Lande Rudolfs, so Sulzbach mit der Grafschaft Hilpoltstein, Laufen, Eschenbach, Hersbruck und anderen Orten und schob also die königliche Macht Böhmens weit in das Innere Deutschlands, bis in die Nähe Nürnbergs, herein. Die pfälzischen Wittelsbacher standen auf seiner Seite, von den Söhnen Kaiser Ludwigs war einstweilen nichts zu befürchten, da ihre Uneinigkeit sie an energischem und zielbewußtem Handeln hinderte. Wohin aber Karls Gedanken fortwährend zielten, erkennt man deutlich aus der Abmachung, welche er im Mai 1354 mit dem Pfalzgrafen Ruprecht d. ä. traf. Nachdem er bereits im Dezember 1353 die pfälzischen Lande unter die beiden Ruprechte verteilt, sprach er nun zu Schlettstadt Ruprecht d. ä. den ausschließlichen Besitz des pfälzischen Kurrechtes zu. Wie durch seine Erwerbungen in der Oberpfalz verletzte er abermals die

wittelsbachischen Hausverträge, nach denen die Ausübung des pfälzischen Kurrechts zwischen der pfälzischen und bayerischen Linie des Hauses Wittelsbach abwechseln sollte. Von dieser Verletzung seiner Rechte wußte Ludwig d. ä. offenbar noch nichts, als er am 1. August 1354 mit dem Könige sich zu Sulzbach vereinigte, diesem den Durchzug durch die Tiroler Pässe nach Italien erlaubte und dafür von Karl einige Versprechungen und Zusagen erhielt.



Trachten aus dem 14. Jahrhundert.
Von einem Grabstein im Kloster Val-des-Ecoliers.

Und wie hier in der Oberpfalz, so drängte in Oberbayern die Entwicklung gen Osten hin. Albrecht II von Oesterreich war einer der angesehensten und mächtigsten Fürsten des Reichs. Nicht selten trat der Fall ein, daß sich die Vertreter der verschiedensten Interessen an seinem Hofe zu Wien versammelten, um sich nach seinem Schiedsspruche zu vertragen. Oesterreich war seit dem Jahre 1350 mit der Stadt Zürich in Konflikt geraten. Den von dem Bürgermeister der Stadt, Rudolf Brun, vertriebenen Geschlechtern ließ Albrecht II seinen Schutz angedeihen. Dafür überfielen die Züricher die habsburgische Stadt Rapperswyl und zerstörten sie. Am 1. Mai 1351 trat Zürich alsdann wieder dem Bündnis der Waldstätte bei. Die Verträge von 1291 wurden erneuert. Herzog Albrecht von Oesterreich eröffnete sofort den Krieg gegen die Eidgenossen, und die Ritterschaften des südwestlichen Deutschlands zogen ihm in Masse zu. Dagegen traten im Jahre 1352 die habsburgischen Vogteien Glarus und Zug zu den Gegnern über, und im Jahre 1353 schloß selbst das aristokratische Bern mit den drei alten Orten einen Bund. Hier also war die angestrebte politische Verbindung städtischer und ländlicher Gemeinden Wirklichkeit geworden, der einzige Fall in ganz Deutschland. Zürich nahm nun den Kampf gegen Habsburg tapfer auf, trotzdem sich bereits Karl IV zu gunsten der habsburgischen Herrschaft entschieden hatte. Und merkwürdig, schon im Sommer 1352 treffen wir den Mann im Lager Albrechts II, dem es bei der Verfechtung seiner eigenen Interessen bisher so oft an Energie, Kraft und Mitteln zu fehlen schien — den Markgrafen Ludwig. Die Eidgenossen ließen sich seine Vermittlung gefallen, doch der Friede hatte keinen Bestand. Wohl aber ward das Bundesverhältnis zwischen Bayern und Oesterreich fester und schon damals die Vermählung von Ludwigs Sohn Meinhard mit einer Habsburgerin in Aussicht genommen. Karls IV Bemühungen, die Eidgenossen zu gunsten Habsburgs umzustimmen, blieben ohne Erfolg. Im Spätsommer rückte abermals ein Heer vor Zürich, zu dem selbst der König alle Reichsstädte von Frankfurt und Würzburg bis Augsburg aufgeboten hatte. Die städtischen Kontingente vereinigten sich mit den Ritterschaften Albrechts, aber Zürich hielt eine siebenmonatliche Belagerung aus, und schließlich verweigerten die reichsstädtischen Truppen offen die Fortsetzung des Kampfes, als ein Reichsbanner auf dem höchsten Turm von Zürich aufgezogen wurde. „Offenbar war es das Gefühl der städtischen Interessengemeinschaft, welches die ganze Unternehmung von Anfang an lähmte und den Mißerfolg des Königs entschied.“ Karl IV verließ schon im September das Heer, um endlich seine Romfahrt anzutreten, während Albrecht II bis in den November vor Zürich ausharrte und dann gen Innsbruck reiste, wo er mit dem Markgrafen Ludwig und Meinhard, dem Verlobten seiner Tochter Margarete, zusammentraf. Im Oktober 1354 hatte nämlich Markgraf Ludwig seinem habsburgischen Freunde auf drei Jahre die Regierung Oberbayerns zugleich mit der Vormundschaft über seinen Sohn Meinhard übertragen. Ein Habsburger als Regent in Bayern mit Zustimmung eines Wittelsbachers — wirklich ein merkwürdiges Bild, auf dessen Motivierung wir

verzichten müssen. Wir werfen nur einen Blick vorwärts: fünf Jahre später setzte die Gemahlin dieses Wittelsbachers mit Umgehung der wittelsbachischen Agnaten die Habsburger zu ihren eventuellen Erben in Tirol ein. Es kann kein Zweifel sein, daß, mögen die augenblicklichen Gründe auch gewesen sein, welche sie wollen, die sichere Macht und das politische Uebergewicht Habsburgs in letzter Linie der einzige Grund dieser Maßnahmen war. Das Schwergewicht der Entwicklung Süddeutschlands drängte nach Südosten, nach Oesterreich. Noch deutlicher wird uns dies, wenn wir hören, daß bereits nach Ostern 1353 die Hochzeit des österreichischen Prinzen Rudolf mit der böhmischen Prinzessin Katharina, der Tochter König Karls, in Prag gefeiert worden war.

Schon im Dezember 1352 war Papst Klemens VI gestorben. Ihm folgte Innocenz VI. Markgraf Ludwig hatte in seinen Bemühungen um die Lösung vom Banne kaum einen Stillstand eintreten lassen und dieselbe auf alle mögliche Weise zu erreichen versucht. Und schon im März 1354 hatte die Starrheit der Kurie den Wittelsbachern gegenüber sich zu lösen begonnen. Herzog Albrecht I wurde vom Banne gelöst, und vier Jahre später erreichte auch Ludwig der Römer das Ziel, wohingegen die Bemühungen des Markgrafen bisher vergeblich blieben. Nun sollte die Vermittlung Oesterreichs auch auf dieser Bahn weiterhelfen. Doch noch ehe dieses Ziel mit der Lossprechung Ludwigs V und seiner Gemahlin Margarete Maultasch am 2. September 1359 erreicht wurde, war Herzog Albrecht II von Oesterreich am 18. Juli 1358 gestorben. Schon im Juni dieses Jahres war zu Passau die Hochzeit seiner Tochter Margarete mit Meinhard von Bayern prunkvoll gefeiert worden. Der Nachfolger Albrechts war Herzog Rudolf IV, der Schwiegersohn Karls IV, der auf dem vom Vater vorgezeichneten Pfade weiterschritt und die Freundschaft mit Wittelsbach aufrecht erhielt. Mit welchem Erfolge, werden wir unten erfahren.

König Karl war indessen nach Italien gezogen. Dort erwarteten die Gibellinen, an ihrer Spitze der Dichter Petrarcha, eine vollständige Reform aller Verhältnisse von dem Enkel Heinrichs VII, sahen sich aber in ihren Hoffnungen gänzlich betrogen. Karl hatte seine Lehrjahre in Italien hinter sich, und in die Verhältnisse dieses Landes noch einmal tiefer einzugreifen, kam ihm nicht mehr in den Sinn. Die Visconti in Mailand ließen sich zu Zahlungen herbei, und so empfing er am 4. Januar 1355 die lombardische Krone. Im März ward die Belagerung von Florenz ebenfalls von der Bürgerschaft mit Geld abgekauft, am 5. April 1355 setzten zwei päpstliche Legaten dem Luxemburger in Rom die Kaiserkrone aufs Haupt, und noch am gleichen Tage verließ der „Enkel Heinrichs VII“, wie er mit Klemens VI einstens verabredet, die ewige Stadt. Schon im Juli war er wieder in Deutschland.

Karl war römischer Kaiser. Mit dem vollen Glanze und Ansehen der kaiserlichen Würde vermochte er nun aufzutreten. Dem Papste war das letzte Pressionsmittel, welches er vor der Krönung noch in der Hand hatte, entwunden, und Karl konnte nach eigenem Ermessen vorgehen ohne allzu ängstliche Rücksichtnahme auf die päpstlichen Forderungen. Zwar mißglückte ihm bei der Verhandlung mit den böhmischen Ständen das Vorhaben, Böhmen eine schriftliche Gesetzgebung zu verleihen, allein in Deutschland kam er mit einer diesbezüglichen, längst gehegten und vorbereiteten Absicht zum Ziele. Das Ergebnis der Beratungen mit den Kurfürsten in Nürnberg (Winter 1355/56) ist die „goldene Bulle“.

Wir schauen zurück. Die Erwerbung der zwischen Böhmen und Bayern streitigen Stimme für Böhmen verfolgten wir. Wir sahen ebenso, wie in dem Wahldekret Albrechts I Böhmen an die erste Stelle der weltlichen Kurfürsten rückte, also die pfälzischen Wittelsbacher überholte. Die Bemühungen Heinrichs XIII von Niederbayern um die Erwerbung einer Stimme für Bayern waren gescheitert. Es gestaltete sich dann in der Folge das Verhältnis so, daß die pfälzische Stimme nicht mehr an die Pfalzgrafschaft, also das Reichsamt, geknüpft, sondern als ein Privatbesitz des wittelsbachischen Hauses erscheint. Auf dieser Anschauung fußend wurde von den beiden wittelsbachischen Linien am 4. August 1329 in Pavia paktiert. Die Kurstimme sollte zwischen beiden Linien regelrecht abwechseln. Mit der Erwerbung der Mark Brandenburg fiel Wittelsbach eine zweite Kurstimme zu, und die gleiche Anschauung, welche betreffs der pfälzischen Stimme obwaltete, kam auch

hier zum Ausdruck. Für Bayern eine Kurstimme, wenn auch nur teilweise zu gewinnen, war das offenbare Bestreben der bayerischen Wittelsbacher. So erschienen in Rense 1338, wo es sich nicht um eine Königswahl handelte, fünf Wittelsbacher als Vertreter der pfälzischen Stimme: drei Pfälzer und die Herzoge Ludwig der Brandenburger und Stephan II. Ein solcher Gemeinbesitz aber hatte die unbequemsten Verwicklungen zur Folge, so daß bald der Grundsatz unter den Kurfürsten lebendig wurde, nur eine Person aus einem kurfürstlichen Hause zur Stimmführung zuzulassen. Für Wittelsbach konnte dies also nur der Aelteste der jeweilig berechtigten Linie sein. Die erste Bresche aber ward in den Vertrag von Pavia gelegt, als der Rheinpfalzgraf Rudolf II seinem Schwiegersohn Karl IV gegenüber am 4. März 1349 seine sämtlichen Lande, Würden und Rechte seiner Tochter Anna, und nach dieser den Luxenburgern verschrieb. Ludwig der Brandenburger bewirkte eine Aenderung dieser Bestimmung in dem Sinne, daß „die Rechte und Würden, die zu der vorgenannten Pfalz und Kur gehören, und die Grafschaften und Mannschaften, die zu der vorgenannten Pfalz und Kur gehören", bei den Wittelsbachern und ihren Erben ewiglich bleiben sollten. Die Tendenzen der beiden streitenden Parteien traten klar zu Tage, und da es für Karl keinen Erfolg auf diesem Wege gab, übertrug er am 27. Mai 1354, wie wir wissen, dem Bruder Rudolfs II, Ruprecht I von der Pfalz, die alleinige Führung der pfälzischen Stimme. Hier war also Klarheit geschaffen.

Indessen aber hatten die Wittelsbacher in anderer Richtung fortgearbeitet. Bei der Teilung zu Luckau im Jahre 1351 erhielt Ludwig der Brandenburger Oberbayern, dazu aber behielt er sich einen Anteil an der brandenburgischen Kurstimme vor, während seine Brüder Ludwig der Römer und Otto die Mark erhielten und dazu für sich und ihre Erben die Kurstimme. Zwar bestätigte Ludwig der Brandenburger, daß seine Brüder nur ihm das Recht an der Kurstimme gelassen, nicht aber seinen Erben, „die sich keins rechten doran vervahen sullen, bi wile unser vorgenannten lieben brueder — Ludwig der Römer und Otto — leben und ir rechte erben," aber wenn der ältere Bruder der Mark entsagte, konnte er nur nach jener Wittelsbacher Anschauung, nicht rechtlich die Stimme behalten, die an der Markgrafschaft haftete.

Diesen Schiebungen Wittelsbachs setzte nun Karl IV durch die goldene Bulle ein Ziel. Zunächst sicherte er sich selbst den Rücken. Er ließ sich in den Jahren 1354 und 1355 von den vier älteren bayerischen Herzogen Verzichturkunden auf die „böhmische" Stimme ausstellen. War das auch nur ein formeller Akt, da die Wittelsbacher keine Aussicht hatten, Böhmen den Besitz der Kurstimme noch einmal mit Erfolg streitig zu machen, so zeigt dieses Vorgehen Karls doch, daß er die Absicht der Wittelsbacher erkannt hatte, und gewiß wollte er mit dieser förmlichen Verzichtleistung für alle Zeiten der Erneuerung eines Streites vorbeugen, wie er zur Zeit Rudolfs von Habsburg getobt hatte. Sodann schritt der Kaiser auf der betretenen Bahn weiter. Wie er den augenblicklichen Inhaber des Kurlandes als alleinigen Kurfürsten mit dem Recht der Vererbung in direkter männlicher Linie anerkannte, und in der Pfalz die diesbezügliche Bestimmung zu gunsten Ruprechts d. ä. ausgefallen war, so verfuhr Karl nun auch anderswo. In Sachsen wurde im Oktober 1355 Rudolf I von Sachsen-Wittenberg anerkannt, in Brandenburg fiel Karls Wahl am 3. Dezember 1355 auf Ludwig den Römer. Der Kaiser trat also hier der Behandlung der Kurstimme als eines Familienbesitzes direkt entgegen. Die gegenseitige Anerkennung der also aufgestellten Kurfürsten erfolgte in den folgenden Wochen. Damit waren die Askanier in Sachsen-Lauenburg, die bayerischen Wittelsbacher und die Habsburger definitiv von dem Kollegium der Kurfürsten ausgeschlossen, welches nun allein von den drei rheinischen Erzbischöfen, dem König von Böhmen, dem Markgrafen von Brandenburg, dem rheinischen Pfalzgrafen und dem Herzoge von Sachsen-Wittenberg gebildet wurde.

Das fernere Resultat der Nürnberger Beratungen war die Bestimmung, daß bei einer Vakanz der höchsten Reichsgewalt der Kurfürst von der Pfalz das Reichsvikariat für die Gebiete fränkischen Rechts, der Kurfürst von Sachsen für diejenigen sächsischen Rechts, führen, und der Kurfürst von Mainz spätestens sechs Monate nach dem Tode des Kaisers die Neuwahl ausschreiben sollte. Die wichtigste Bestimmung aber war

unstreitig die, daß den kurfürstlichen Territorien Unteilbarkeit und Erblichkeit nach dem Recht der Erstgeburt, den Kurfürsten in denselben die Regalien und die Freiheit von der königlichen Gerichtsbarkeit zugestanden wurden. Auch von den Folgen dieser Zugeständnisse blieben die übrigen Territorien ausgeschlossen, was, abgesehen von Oesterreich, das sich zu helfen wußte, namentlich für Bayern und seine weitere staatliche Entwicklung einen furchtbaren Nachteil bedeutete. Die Kurfürsten sollten ferner alljährlich nach Ostern mit dem Kaiser zur Beratung der Reichsangelegenheiten in einer Reichsstadt zusammentreten. „Es waren große und offene Konzessionen an die hohe Aristokratie. Die Vorrechte, mit welchen die Kurfürsten ausgestattet wurden, waren darauf berechnet, ihre Verbindung mit der Reichsgewalt gegenüber den übrigen Fürsten, den Städten und dem Papst zu befestigen, eine neue Säule des Kaisertums zu schaffen; aber sie legten zugleich den Grund zu ihrer vollständigen Autonomie."

„Schade, daß die Wohlthat dieser Bestimmungen sich nicht auf Bayern erstreckte!" In diesen Wehruf Riezlers wird jeder Bayer von Herzen einstimmen, aber auch das übrige Deutschland hatte Grund genug, diese definitive Wendung zu beklagen. Gewiß, wir sahen diese Dinge kommen. Es gab bei den obwaltenden Verhältnissen keine andere Lösung. Dem Luxemburger war es nicht genug, durch die Sorge für das Reichswohl seine eigene Herrschaft in Deutschland zu befestigen, er mußte von seinem Standpunkt dahin arbeiten, diese Befestigung durch einen abermaligen Schlag gegen das wittelsbachische Haus und die bayerische Macht noch mehr zu vervollständigen. Das Interesse des Reiches wuchs hier mit demjenigen der luxemburgischen Dynastie zusammen, ja dieses verdunkelte jenes zum Teil. Denn mit dem definitiven Ausschluß einer Macht wie Bayern und Wittelsbach aus dem höchsten Rate der Nation wies man dieser Macht einen andern Weg zu ihrer Fortentwicklung. Was sich mit deutschen Kräften innerhalb des Gesamtlebens des deutschen Volkes für Bayern nicht mehr erreichen ließ, mußte dieses durch fremde Kräfte zu erreichen suchen. Mit der Konsolidierung des kurfürstlichen Regiments mußte diese Thatsache immer mehr in das Bewußtsein des bayerischen Volkes treten, es mußte, aus dem nationalen Leben gleichsam hinausgewiesen, zu seiner eigenen Erhaltung das Auskunftsmittel wählen, seine internationalen Beziehungen um so fester zu gestalten. Luxemburg war auch auf dieser Bahn einst vorausgegangen. Sie hatte es an den französischen und päpstlichen Hof geführt. Wohin wird diese Bahn Bayern führen?



Siegel Stephan II.
Original-Größe. Nach einem Abdruck im Reichs-Archiv zu München.

Der Ring um Bayern schloß sich abermals enger. Schon entbrannten in den Jahren 1351 und 1352, wie in den ersten Zeiten der Wittelsbacher, die Kämpfe mit den benachbarten Bischöfen wieder, so mit Friedrich von Regensburg, Ortolf von Salzburg und dessen Bruder Gottfried von Passau. Im Jahre 1357 erneuerten sich diese traurigen Raufereien. Der Böhme aber benützte jede Gelegenheit, die selbständige Entwicklung des bayerischen Landes zu hintertreiben. Er erwarb Burg und Herrschaft Donaustauf von dem Bischofe von Regensburg, und der niederbayerische Vitztum Ecker half dem Kaiser bei dieser Erwerbung. Auch auf Donauwörth richtete der Kaiser seine Blicke. Diesem Treiben gegenüber konnte Herzog Stephan II nur einen Rückhalt an Oesterreich finden, doch schon im September 1356 griff Markgraf Johann, der Bruder des Kaisers, die Verbündeten an. Oesterreich schloß im Februar 1357 Frieden mit dem Böhmen, während Herzog Albrecht von Niederbayern nun den Krieg gegen den ungetreuen Vitztum Ecker begann. Karl IV rückte zum Schutze desselben heran, Albrecht stand zunächst von Gewaltmitteln ab, doch zum Schlusse blieb nach einigen verheerenden Einfällen der Böhmen in Bayern und dieser in Böhmen der Kaiser in dem Besitze Donaustaufs. Herzog Albrecht

schloß Frieden und Bündnis mit ihm (Januar 1359) und brach dann nach den Niederlanden auf, wo sein Bruder Wilhelm dem Wahnsinn unrettbar verfallen war. Das böhmische Reich hatte seine Vorposten bis zur Donau vorgeschoben. Ludwig der ältere ließ sich durch die Kämpfe seiner Brüder aus seiner Ruhe nicht mehr heraustreiben. Er war krank, und am 18. September 1361 befreite ihn ein rascher Tod zu Zorneding von einem Leben, in dem ihm ein energisches Wirken nicht mehr vergönnt war. Sein Tod brachte die tirolische Frage in neuen Fluß.

Am Ende des Jahres 1356 hatte Kaiser Karl einen Reichstag nach Metz berufen, auf welchem die mit den Kurfürsten vereinbarten Gesetze in der „goldenen Bulle" zusammengefaßt wurden. „Das Verbot des Pfahlbürgertums, sowie das Verbot aller Bündnisse, welche nicht reine Landfriedensbündnisse seien, kennzeichnen die bei jenen Beratungen vorwaltende antistädtische Tendenz." Zehn Jahre des Kampfes und der unverdrossensten, nie ruhenden diplomatischen Arbeit hatten Karl zum Herrn der deutschen Verhältnisse gemacht, selbst dem Papste trat er auf dem Reichstage zu Mainz (1359), als er einen kirchlichen Zehnten in Deutschland forderte, entgegen, und während es schien, als sollte die bayerische Macht nach allen Seiten auseinanderbrechen, als wollte die Natur selbst die Wittelsbacher zwingen zu dem Schritte, den sie freiwillig zu thun sich bisher nicht entschließen konnten, zu dem Schritte, Bayern als Hauptland aufzugeben und einen andern politischen Ausgangspunkt für sich zu gewinnen, erhob sich Böhmens und Luxemburgs Macht zu immer kräftigerer Fülle und Einheit.

Es war diesem festen Aufstreben der Königsmacht entsprechend, daß auch die Bestrebungen der schweizerischen Eidgenossen damals ins Stocken gerieten. Unter Vermittlung Karls IV hatten die Kämpfe Habsburgs mit Zürich im Sommer 1356 einen ersten Abschluß gefunden. Der mächtige Bürgermeister von Zürich, Robert Brun, trat als geheimer Rat in den Dienst Herzog Rudolfs IV, welcher von seinem kaiserlichen Schwiegervater zum Landvogt in Oberschwaben und Elsaß ernannt worden war. Zürich nahm eine vermittelnde Stellung zwischen der anerkannten Eidgenossenschaft und der habsburgischen Herrschaft ein, bis auch hier nach Bruns Tode die natürliche eidgenössische Politik wieder die Oberhand gewann.

Im Juli 1358 war Rudolf IV nach dem Tode seines Vaters Albrecht II zur Herrschaft berufen worden. Wir wissen, daß auch Habsburg wie Wittelsbach von der goldenen Bulle getroffen wurde. Aber Rudolf ließ sich nicht beirren. Bereits drei seiner Vorfahren hatten die deutsche Königskrone getragen. Er hielt an dem Glauben fest, daß er „ein namhaftes und fürtreffliches Glied des kaiserlichen Hauptes, von dem alle weltlichen Rechte, Freiheiten und guten Gewohnheiten fließen", sei und an „Vollkommenheit der fürstlichen Macht" keinem andern Monarchen nachstehe. Das sichere Bewußtsein des selbstgemachten Mannes mischte sich in ihm mit der aufdringlichen Arroganz des Emporkömmlings. Wohl huldigte auch er der von den Wittelsbachern vertretenen Anschauung, daß „weder der Papst, noch der Kaiser oder König etwas in ihren Ländern zu befehlen habe", allein mit dieser radikalen Opposition begnügte er sich nicht. Er wollte auch die rechtliche Bestätigung seiner Anschauung haben. Und wie er da vorging, ist nicht nur typisch für die Charakterentwicklung damaliger Zeit, sondern mehr noch für den Gegensatz seines jungen Geschlechts zu dem der wittelsbachischen Nachbarn. Der großen Lüge der Zeit, welche in der goldenen Bulle Leute zu einem politischen Range erhob, dem ihre politische Macht keineswegs mehr entsprach, dieser Lüge, welche von vornherein jede Berücksichtigung persönlicher Fähigkeit ausschloß und die realen Verhältnisse zurücktreten ließ hinter historischer Legitimation, setzte Rudolf IV ohne Bedenken eine Lüge entgegen, welche beweist, wie sehr dieses Geschlecht mit der Zukunft rechnete, wie es sich seiner jugendlichen Kraft wohl bewußt und nicht gesonnen war, durch historische Festungsruinen sich den Weg zu dieser Zukunft versperren zu lassen. „Im Winter von 1358 auf 1359 enstanden in Rudolfs Kanzlei die sogenannten Hausprivilegien, welche den österreichischen Fürsten und deren Ländern von verschiedenen deutschen Kaisern und Königen verliehen sein sollten. Diese Freiheitsbriefe gehen von der Anschauung aus, daß der österreichische Landesherr des Reiches ‚erster, oberster und treuester' Fürst sei, Oesterreich selbst ‚der Schild und

das Herz des Reiches'". Daß zur Begründung dieser Anschauung bis zu Julius Cäsar und Kaiser Nero ausgeschweift wurde, zeigt nur, wie kühn der Verfasser jener damals so sehr beliebten Dehnung der Geschichte zu eigenem Vorteil zu parieren verstand. Alle möglichen Rechte wurden in diesen Freiheitsbriefen den Herrschern Oesterreichs zugeschrieben, von den Pflichten natürlich, die sie als Reichsfürsten hatten, möglichst viel gestrichen. Rudolf wollte, wie er sich selbst ausdrückte, das Recht, „in allen seinen Landen, Herrschaften und Städten, die er inne habe oder noch gewinnen würde, alle Freiheiten und Gnaden, Rechte und Gewohnheiten wegen billiger Sachen zu stiften und zu stören, aufzusetzen und abzusetzen, zu geben und zu nehmen, zu mindern und zu mehren so gut wie ein römischer Kaiser oder König in des heiligen Reiches Gebieten." Er wollte, was die goldene Bulle den Kurfürsten zugestand, für sich und Oesterreich auf diese Weise gewinnen; so schrieb er sich namentlich den ersten Rang unter allen Fürsten des Reichs nach den Kurfürsten zu, so verbot er die Teilung Oesterreichs, wie die der Kurfürstentümer verboten war, und bestimmte für sein Land die direkte Erbfolge nach dem Recht der Erstgeburt, kurz „er zielte auf nichts anderes hin, als auf die Errichtung eines in sich geschlossenen, von keiner Macht im Innern beeinflußten, nach außen völlig unabhängigen Staates, dessen Herrscher an Umfang seiner Gewalt in den innern Angelegenheiten nicht einmal dem Kaiser nachstand." Dem Reiche sollte Oesterreich gegenüber namentlich die Aufgabe zufallen, die Herzoge in ihrer Macht und ihren Ansprüchen zu schützen und zu schirmen. Im April 1359 eilte Rudolf nach Prag, um sich von seinem kaiserlichen Schwiegervater den kleinen Gefallen der Anerkennung erweisen zu lassen. Der aber wies den Herzog zurück. Der Bruch war da, und kraft seiner eigenen Macht nannte sich nun Rudolf „Pfalzerzherzog" sogar von Schwaben und Elsaß und ließ sich auf seinem Siegel mit einer Königskrone abbilden. Dabei ließ er die ernstere Politik nicht aus den Augen und warb Bundesgenossen, welche sich ihm selbst gegen den Kaiser verpflichteten. Auf Tirol richtete er dabei seinen Blick.

Schon Albrecht II von Oesterreich hatte die drei tirolischen Landesbischöfe von Trient, Brixen und Chur in sein Interesse zu ziehen gesucht. Sein Sohn Rudolf IV setzte im eigenen Interesse alle jene Beziehungen fort, welche sein Vater angebahnt, so namentlich auch die Freundschaft mit dem Markgrafen Ludwig und seiner Gemahlin Margarete Maultasch. Am Tage der Lossprechung vom Banne und der Wiedereinsegnung ihrer Ehe, am 2. September 1359, vermachte dann die Markgräfin den Herzogen Rudolf, Friedrich, Albrecht und Leopold das Land Tirol für den Fall, daß ihr Gemahl und ihr Sohn Meinhard ohne eheliche Leibeserben mit Tod abgehen sollten. War schon bei diesem Uebereinkommen auch die eventuelle Gegnerschaft des Kaisers ins Auge gefaßt, so geschah dies noch mehr bei dem Bündnis, welches Rudolf am 26. September 1359 mit den Grafen Eberhard und Ulrich von Württemberg abschloß. Hierbei wurde die Möglichkeit vorgesehen, daß nach Karls IV Tode zwei Könige gewählt würden, von denen der eine Herzog Rudolf oder einer der würtembergischen Grafen wäre. Man erkennt deutlich, daß Rudolf mit vollem Bewußtsein die antiluxemburgische Politik seines Hauses wieder aufnahm, ebenso aber, wohin die geheimen Gedanken dieser jüngeren Dynastengeschlechter zielten. Kaiser Karl aber sprengte nach kurzem Kampfe im Sommer 1360 diese gegen ihn gerichtete fürstliche Koalition. Herzog Rudolf eilte aus München herbei und erhielt die Verzeihung des Schwiegervaters, nachdem er versprochen, von den angemaßten Titeln und Würden eines Pfalzerzherzogs, eines Fürsten und Herzogs in Elsaß und Schwaben zu lassen. Es waren Versprechungen, die er ebenso schnell vergaß, als er sie gegeben hatte.

Ein großer Zug aber gelang dem Oesterreicher in dieser Zeit. Er wußte viele Adelige, die in seinen Landen bedeutende Eigengüter hatten, dahin zu bringen, daß sie diese von ihm, dem Landesfürsten, zu Lehen nahmen. Nur bei einem dieser Geschlechter versagte dieses Mittel, bei den in Oesterreich reich begüterten Burggrafen von Nürnberg. Ihnen war es gelungen, über die Masse der adeligen Grundherren hinauszuwachsen und wir werden sie in nächster Zeit öfters auf der Oesterreich feindlichen Seite wiederfinden. Es ist bemerkenswert, daß Rudolfs IV ganzes Sinnen und Trachten auf Befestigung seiner Herrschaft, auf einen wirklichen staatlichen Ausbau seiner Länder gerichtet war.

Diese Tendenz tritt überall hervor, so in den Kämpfen mit dem Kaiser, in dem Streite mit dem Patriarchen von Aquileja, in den Verhandlungen mit den Grafen von Görz und namentlich in der Tiroler Angelegenheit.

Nach des Markgrafen Ludwig Tode bemächtigte sich eine unzufriedene oberbayerische Adelspartei, welche von dem Markgrafen zurückgedrängt worden war, sofort des jungen Herzogs Meinhard, um durch ihn das Land zu regieren und jeden fremden Einfluß, namentlich den der Maultasche und der Herzoge von Oesterreich, fernzuhalten. Dieser Adelspartei trat auch Herzog Friedrich von Niederbayern, Stephans II Sohn, der mit seinem Vater zerfallen war, bei, und die Gesamtheit dieser Kräfte suchte einen Rückhalt an Kaiser Karl. Der Luxemburger folgte diesem Rufe natürlich sofort und um so mehr, als er damals von neuem mit seinem Schwiegersohn im Streite lag, der gegen ihn ein Bündnis mit den Königen Ludwig von Ungarn und Kasimir von Polen schloß und bald weitere Kräfte für diese Koalition zu gewinnen suchte. Rudolf konnte erwarten, in dem nächstens gegen den Kaiser zu eröffnenden Kriege die Wittelsbacher auf der Seite seiner Gegner zu finden. Er handelte demgemäß. Am 29. Januar 1362 trat Erzbischof Ortolf von Salzburg auf die Seite Rudolfs, am 21. März folgte Bischof Gottfried von Passau seinem Metropoliten. Bischof Johann von Gurk ging als Statthalter in die österreichischen Vorlande und bearbeitete den schwäbischen Adel mit großem Erfolge in Habsburgs Interesse. Im März arbeitete Karl IV auf einem Reichstag zu Nürnberg seinerseits gegen Rudolf. Die Kurfürsten verpflichteten sich ihm, nach seinem Tode keinen Habsburger wählen zu wollen. Dann trat Karl mit Zürich in Verbindung, wo Robert Brun gestorben war. Den Zürichern erlaubte er, den Habsburgern Rapperswyl zu entreißen und im Namen des Reiches zu besitzen.

Mittlerweile erfolgte in Bayern ein Umschwung der Dinge. Die Städte regten sich gegen die einseitige Adelsherrschaft. Ihre Bestrebungen fanden Unterstützung bei Stephan und seinen Söhnen Stephan und Johann, bei den beiden Pfalzgrafen Ruprecht d. ä. und d. j., sowie bei einem andern Teile der Ritterschaft. Im Juni begannen die kriegerischen Operationen. Meinhard fiel in die Gefangenschaft seines Oheims Stephan, der ihm München zum Aufenthalt anwies und seine Räte außer Thätigkeit setzte. Ende Juli aber gelang es Rudolf IV bei einer Zusammenkunft in Passau, den Herzog Stephan zum Bunde gegen den Kaiser zu gewinnen. Im September kam Rudolf selbst nach München, und er scheint, trotzdem er wieder freundschaftlich mit Stephan verhandelte, damals den Grund gelegt zu haben, Meinhard aus der Gewalt seines Oheims zu entführen. Wenige Wochen später entfloh Meinhard nach Tirol und übergab die Regierung dem Brixener Dompropste Johann von Lichtenwert, den Rudolf zu seinem Hofkaplan erhoben hatte. Aber schon am 13. Januar 1363 ward durch den raschen Tod Meinhards die Tiroler Frage in ein weiteres, das letzte Stadium gedrängt. Jetzt hieß es: Habsburg oder Wittelsbach?

Herzog Rudolf war am Platze. Schon vorher von der Krankheit Meinhards benachrichtigt, eilte er von Wien nach Tirol, traf bereits am 11. Januar 1363 in Judenburg ein, überschritt mit kühnem Wagemut die 8000 Fuß betragende Paßhöhe der Krimmler Tauern und gelangte also über Brixen nach Bozen. Schon am 26. Januar übertrug Margarete Maultasch den Herzogen Rudolf, Albrecht und Leopold die Grafschaft Tirol, das Land an der Etsch und im Innthal, sowie alle ihre Besitzungen in Bayern und befahl den Landständen den Huldigungseid. Ende Februar verließ Rudolf Tirol wieder. Das Land schien ihm sicher.

In dieser Zeit entwickelten sich die Verhältnisse in Bayern auf merkwürdige Weise. Das Interesse des Landes machte sich wieder einmal mit aller Energie den dynastischen Interessen gegenüber geltend. Für den Fall, daß Ludwig der ältere ohne Erbe stürbe, waren im Vertrage zu Luckau (24. Dezember 1351) Ludwig der Römer und Otto V als Erben in Oberbayern vorgesehen. Jetzt aber starb Ludwigs des älteren Sohn Meinhard ohne Erben, und offenbar hätte für diesen Fall das gleiche gelten müssen. Aber Stephan II von Niederbayern-Landshut kam mit dem Pfalzgrafen Ruprecht überein, Oberbayern in Besitz zu nehmen. Die oberbayerischen Stände traten diesem Beschluß

sofort bei. Bei Freising bestätigte Stephan die Freiheiten des Landes und verpflichtete sich nicht nur, alle Aemter mit Oberbayern zu besetzen, sondern das Land selbst auch ungeteilt zu lassen. Wohl blieb so eine größere Vereinigung bayerischer Länder bestehen, aber mit dieser konzentrischen Bewegung Bayerns wurden die Provinzen Tirol und Brandenburg von der bayerischen Entwicklung abgestoßen. Stephans gleichnamiger Sohn ging sofort nach Vollzug dieser Bewegung nach Tirol ab, um das Land der Herrschaft der Wittelsbacher zu erhalten. Es war, wie wir sehen werden, umsonst.

Es kam darauf an, wie Kaiser Karl sich zu den Ansprüchen der verschiedenen Parteien stellen würde. Und da ist es denn merkwürdig, daß der Luxemburger den ersten Schritt zur Erwerbung der Mark Brandenburg in dem Augenblicke that, als infolge der Niederlage der hansischen Flotte vor Helsingborg (8. Juli 1362) durch König Waldemar von Dänemark die Auflösung des norddeutschen Städtebundes in naher Aussicht zu stehen schien. Auf Veranlassung des Luxembergers erhielt in dem Vertrag von Tangermünde vom 10. Dezember 1362 der Erzbischof Dietrich von Magdeburg die Administration in den Marken. Der ausgebrochene Zwist der brandenburgischen und niederbayerischen Wittelsbacher kam dabei den Plänen des Kaisers nur zustatten. Die Brandenburger schlossen sich dem Kaiser noch enger an, von ihm ihr Heil in Oberbayern erwartend. Der Luxemburger erkannte ihre Ansprüche auf Oberbayern an, versprach dem Markgrafen Otto seine Tochter Elisabeth, worauf Ludwig der Römer und Otto am 18. März 1363 ihrerseits bestimmten, daß nach ihrem kinderlosen Tode nicht ihre Brüder, sondern die Luxemburger in den Marken erbberechtigt sein sollten. Diese Bestimmung, welcher noch weitere und genauere zu gunsten Böhmens folgten, fand in der Mitbelehnung Wenzels, des ältesten Sohnes Kaiser Karls, ihren ersten Ausdruck. Schon im Sommer folgte dieser Mitbelehnung die Huldigung der märkischen Stände.

Bayern blieb in dem nun beginnenden Kampfe mit Oesterreich fast nur auf seine eigenen Kräfte beschränkt. Nur Albrecht von Niederbayern-Straubing einigte sich mit Stephan, zunächst Tirol wiederzugewinnen und unter sich zu teilen, die Entscheidung über Oberbayern aber bis dahin ruhen zu lassen. Herzog Rudolf IV entwickelte diesen schwerfälligen Bewegungen der Wittelsbacher gegenüber seine ganze Energie. Im Sommer 1363 eilte er nochmals nach Tirol und bewog nun die Markgräfin Margarete Maultasch zu sofortiger Niederlegung der Regierung. Im September vollzog sich dieser Umschwung voll und ganz. Herzog Rudolf war alleiniger Herr in dem streitigen Gebiete, und schickte sich an, seinen Gegner hinauszuwerfen. Wie er sich in Südtirol dabei auf den Adel und den Bischof von Trient stützte, so in Nordtirol auf die Städte.

Noch im Herbste 1363 erfolgte von bayerischer Seite der erste Angriff. Stephan wurde von dem Pfalzgrafen Ruprecht und dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, den der Kaiser in den Reichsfürstenstand erhoben hatte, unterstützt. Herzog Rudolf trieb die Bayern über Rattenberg zurück und verheerte das bayerische Innthal. Aber zum zweiten Male drangen die Bayern im Dezember vor und nahmen, trotzdem die Städte Innsbruck und Hall nicht zu nehmen waren, große Beute mit heim. Fast gleichzeitig wurde eine österreichisch-salzburgische Heeresabteilung bei Oetting von den Herzogen Stephan und Friedrich aufs Haupt geschlagen und eine schöne Zahl der feindlichen Ritter gefangen genommen. Die Waffensiege aber brachten den Bayern keine dauernden Erfolge.

Hatte man von Wittelsbachischer Seite darauf gerechnet, daß Karl IV nun auch die Offensive gegen Herzog Rudolf ergreifen werde, so täuschte man sich. Die Waffen ruhten zwischen Luxemburg einerseits, Ungarn, Polen und Oesterreich andrerseits. Beide Parteien dachten an Frieden, und so fand der Legat des Papstes Urban V, den das unwiderstehliche Vordringen der Türken beunruhigte — schon 1361 hatten sie Adrianopel erobert — ein günstiges Feld. Zudem war Karls Aufmerksamkeit von der Mark Brandenburg in Anspruch genommen. Gewann er hier, konnte er Tirol wohl seinem Schwiegersohne lassen, und so sprengte er die ihm feindliche Koalition, indem er mitten hineinheiratete. Seine vierte Frau wurde Elisabeth, die Tochter des Herzogs von Pommern-Stettin und Enkelin König Kasimirs von Polen. Der Hochzeit wohnte in Krakau mit Ausnahme Rudolfs von Oesterreich die ganze bisher feindliche Fürstenmacht bei. In Brünn fand

darauf im Februar 1364 ein Fürstenkongreß statt. Am 8. Februar bestätigte hier Karl den Herzogen von Oesterreich die Schenkung Tirols und belehnte sie mit den Reichslehen daselbst, am 10. Februar schlossen Oesterreich und Ungarn Frieden mit Luxemburg. Diesem Frieden folgte alsbald ein weiteres Abkommen zwischen Habsburg und Luxemburg, nach welchem die Luxemburger die Herzoge von Oesterreich zu Erben ihrer Länder einsetzten für den Fall, daß ihr Haus ausstürbe, und umgekehrt die Habsburger ihre Länder Karl IV, dem Könige Wenzel und Johann von Mähren oder deren Nachkommen zusprachen, wenn das habsburgische und ungarische Königshaus ohne eheliche Nachkommen bliebe. Eine dereinstige Vereinigung der österreichischen, böhmischen und ungarischen Länder ward also schon damals ins Auge gefaßt. Der Bund der beiden Häuser wurde noch fester durch die Ehe zwischen Johann Heinrich von Mähren, dem Bruder Karls, und Margarete, der Witwe Meinhards und Schwester der österreichischen Herzoge. Die ganze Schmach, welche einst Margarete Maultasch durch die Zurückweisung Johann Heinrichs über diesen gebracht, schien durch die Heirat desselben mit der Schwiegertochter Margaretens, der Witwe Meinhards, vergessen. Es war klar, daß bei solcher Verbindung der bisherigen Rivalen nur Wittelsbach im obschwebenden Kampfe die Zeche bezahlen mußte.

Die Einleitung dazu machten in verblendeter Kurzsichtigkeit die brandenburgischen Wittelsbacher. Am 8. Mai 1364 entsagten die beiden Markgrafen Ludwig der Römer und Otto von Brandenburg allen ihren etwaigen Ansprüchen auf Tirol zu gunsten der Herzoge von Oesterreich und schlossen mit diesen ein Bündnis gegen ihren eigenen Bruder Herzog Stephan und dessen Söhne. Ja, selbst der Kaiser vergaß nun seine Zusage, welche er den niederbayerischen Herzogen gemacht, und versprach Rudolf seine Hilfe gegen dieselben.

Gegen die einzelnen und verbündeten Gegner kämpften die Bayern in den nächsten Jahren nicht unrühmlich und auch mit vorübergehenden bedeutenderen Erfolgen. Allein Tirol wiederzuerobern war für Bayern eine Unmöglichkeit. Standen doch selbst die bayerischen Bischöfe, so die von Salzburg, Passau, Freising, von Seckau und Bamberg auf der österreichischen Seite, während der Kaiser das Bistum Regensburg gleich den Bistümern Bamberg und Meißen dem Erzbischofe von Prag als ständigem päpstlichem Legaten unterordnete. Wir erkennen, wie der Rückschlag von Böhmen aus auf denselben Bahnen erfolgte, auf welchen einst der deutsche Einfluß gegen Osten vorgedrungen war.

Das Jahr 1365 ist insofern bemerkenswert, als am 17. Mai Herzog Ludwig der Römer zu Berlin starb und im Dezember darauf sein Bruder Otto dem Kaiser auf sechs Jahre die Verwaltung der Mark Brandenburg übertrug. In dem gleichen Jahre aber starb auch Rudolf IV von Oesterreich am 27. Juli zu Mailand. Er war der verwegenste Rivale der Luxemburger, aber auch der gefährlichste Feind der Wittelsbacher gewesen. Sein landesfürstliches Bewußtsein, sein Streben nach selbständiger staatlicher Entwicklung seiner Länder erhielt in der Erbauung des Stephansdoms zu Wien und der Gründung der Wiener Universität (1363) den merkwürdigsten, bleibenden Ausdruck. Bleibend auch war für Oesterreich zunächst die Bahn, welche er seiner Politik vorgezeichnet hatte.

Der Tod dieses Mannes ließ einen Augenblick den Gedanken an friedlichen Ausgleich aufkommen. Aber die Verhandlungen, welche von bayerischer Seite mit den Brüdern und Nachfolgern Rudolf IV, Albrecht III und Leopold, eröffnet wurden, führten zu nichts. Noch einmal wurde zu den Waffen gerufen, und für Bayern schien ein günstiger Erfolg umsomehr gesichert, als im Herbst 1367 König Ludwig von Ungarn den Herzogen Stephan II und Albrecht I ein Bündnis gegen Oesterreich antrug. Im Kampfe um Tirol aber brachte dieses Bündnis den Wittelsbachern nur wenig Vorteil. Nach sechsjährigem Kriege sahen sie sich zum Frieden gezwungen. Am 29. September 1369 erfolgte der Abschluß desselben zu Schärding. Tirol blieb bei Oesterreich, die Bayern erhielten zur Entschädigung 116 000 Gulden, Schärding kam wieder an Herzog Albrecht von Niederbayern. Straubing, Kufstein, Kitzbüchel und Rattenberg, teilweise Witwengut der Margareta Maultasch, blieben bei Bayern. Die Markgräfin selbst starb vier Tage nach dem Abschluß des Friedens. Die Erwerbung, welche einst Kaiser Ludwig mit Hintansetzung jeder Rücksicht durchgesetzt hatte, ließen seine Söhne fahren in dem Augenblick, als einer zweiten Erwerbung des Vaters von anderer Seite ernstlich Gefahr drohte.

Die östlichen und westlichen Territorien der Habsburger aber schlossen sich infolge dieses Ausganges zu einem Ganzen zusammen, welches erst jetzt recht eigentlich einer weiteren „staatlichen" Entwicklung zur materiellen Unterlage dienen konnte.

In der Zeit, da sich diese Dinge vorbereiteten, weilte Karl IV in Italien. Seine Politik war hier darauf gerichtet, den Papst der französischen Vormundschaft zu entziehen und die Uebersiedlung des päpstlichen Hofes von Avignon nach Rom zu bewirken. Urban V ging wirklich nach Rom, nachdem er von Karl das Versprechen erhalten, Italien von den Freibeuterbanden zu säubern, mit deren Hilfe die großen und kleinen „Tyrannen" sich in den Städten behaupteten, namentlich aber die Macht der Visconti in Mailand sich über ganz Oberitalien bis hinab nach Bologna ausgebreitet hatte. Die Mailänder aber waren nicht säumig. Allenthalben warben sie Bundesgenossen gegen den Kaiser. Barnabo Visconti hatte bereits im Jahre 1365 seine Tochter Verde dem Habsburger Leopold vermählt. Ein Jahr später suchte er eine ebenso innige Verbindung mit den Wittelsbachern. Verdes Bruder Marko heiratete Elisabeth, eine Tochter Herzog Friedrichs von Bayern (Stephans II Sohn), während ihre Schwester Thaddäa Stephan III, dem Kneißel, die Hand reichte. Diese mächtigen Verbindungen der Visconti bestärkten Karls Widerwillen gegen die Zumutung des Papstes, dieses Tyrannengeschlecht mit den Waffen niederzuwerfen. Als nun der Kaiser im April 1368 in die Lombardei hinabstieg, fand er auf der Seite seiner Gegner auch die Wittelsbacher Stephan III und dessen Bruder Friedrich. Trotz seiner bedeutenden Heeresmacht trat Karl IV alsbald in Unterhandlungen, und als er im Herbst 1369 aus Italien heimkehrte, war die Macht der Visconti nicht gebrochen und die Stellung des Papstes in Rom nicht befestigt, aber Karls Säckel waren gefüllt; finanziell hatte er nicht umsonst in Italien operiert. — Die jüngere Generation der Wittelsbacher aber sehen wir bereits auf dem Wege, den wir eben als den demnächst notwendigen für Bayern bezeichneten. Ueber Mailand gelangten die Söhne Stephans II bald nach Frankreich, und mit einer Enkelin Stephans II, mit Elisabeth, steigt die erste Wittelsbacherin auf den französischen Königsthron. Die bayerische Opposition ist mit dem Erlaß der goldenen Bulle nicht vernichtet, aber sie beginnt sich auf auswärtige, nichtdeutsche Kräfte zu lehnen.

Indessen drängten in Norddeutschland die Verhältnisse der Katastrophe entgegen. Karl IV sah seine ganze Kraft bei seiner Rückkehr aus Italien von dieser Seite in Anspruch genommen. Wir müssen einen Augenblick Umschau halten.

Werfen wir den Blick auf das damalige Deutschland, so gewahren wir als charakteristisches Wahrzeichen ein Zurücktreten der älteren politischen Kräfte und ein mächtiges Vordringen der jüngeren. Im Westen sind es in erster Linie wie im Norden die Städte, welche unsere Aufmerksamkeit auf sich lenken. Der Bund der Hansa, von allen Seiten durch das Emporstreben junger landesherrlicher Gewalten bedroht, schreitet seinem politischen Höhepunkte entgegen. Neben den Städten sind es die Landesherren, welche mit ihnen oder im Gegensatz zu ihnen nach Befestigung und Ausdehnung ringen. Die wendischen Städte halfen dem Dänenkönig Waldemar Atterdag zur Wiedergewinnung seines Königreichs. Der holsteinische Adel unter der Führung Gerhards „des Großen" war ihr Gegner. Dem Dänen bringen die Mecklenburger nach. Sie erlangen die Herzogswürde und mit ihr den Fußpunkt zu weiteren Erfolgen. In Pommern sind es die Herzoge von Stettin und Wolgast, welche nach selbständiger Bedeutung ringen, und weiter östlich „gestaltet sich immer noch ins Weite strebend, nach innen jenes wunderbare, kriegerisch-religiöse Gebilde, der preußische Ordensstaat stets reicher und zweckvoller aus." Im Jahre 1351 war Winrich von Kniprode Hochmeister des deutschen Ordens geworden, unstreitig „der eifrigste, konsequenteste und thatkräftigste aller Administratoren des Ordensstaates. Er hat das Ordensland mit neuen Städten, man könnte sagen übersät; durch ihn gewann der Orden selbst eine merkantile Stellung, er trat als großer Geschäftsführer neben die Städte an der Ostsee." Und zwischen diesen staatlichen Gebilden erhebt sich der Bund der deutschen Hanse gerade damals zu seinem höchsten Glanze. Gehen wir südwärts, so fesselt uns ein Erzbischof Dietrich von Magdeburg als Reorganisator seines Erzstiftes und hervorragender Finanzmann. Klaus Bismarck, der Märker, stand in seinen

Diensten. Zurück treten dagegen die sächsischen Herzoge und die Brandenburger Markgrafen, während wir wieder im Osten die Königreiche Polen, Böhmen und Ungarn, im Süden die Macht der Habsburger und im Westen und Innern die der schwäbischen Grafen von Württemberg und der fränkischen Linie der Hohenzollern an Bedeutung stetig wachsen sehen. Sehr bezeichnend ist, daß dem Böhmen und Habsburger zunächst der Pole folgte mit der Gründung einer Universität in Krakau (1364), daß König Kasimir im folgenden Jahre das Verbot der Appellation nach Magdeburg an die deutschen Städte seines Landes ergehen ließ und den Grund zu einem eigenen Oberhof in Krakau legte. Es ist das bewußte Streben des Landesherrn, die Festsetzung einer zweiten republikanischen Macht, wie sie die der Städtevereinigungen war, im eigenen Lande zu verhüten. Eine Frage bleibt es, was aus diesem flutenden Chaos der aus dem Boden emporgedrungenen Gewalten werden soll?

Die Konkurrenz der Wittelsbacher, Luxemburger, Polen, Anhaltiner und Sachsen, wie des Erzbistums Magdeburg und der pommerischen und mecklenburgischen Herzoge in Brandenburg läßt dieses Land als für eine demnächstige Aufteilung bestimmt erscheinen. Seit dem Kriege gegen den falschen Waldemar und dem dann mit ungeheuern Opfern erkauften Frieden mit den Askaniern war die Lage der wittelsbachischen Markgrafen eine vollkommen trostlose. „Von der weitausgedehnten Herrschaft der alten Markgrafen war kaum ein Schatten geblieben. Die ringsum über die Nachbarn reichende Lehenshoheit hatten diese abgeschüttelt, große Landstrecken an sich gerissen oder als Pfand für die unerschwinglichen Summen in den Händen, mit welchen die Markgrafen den Frieden und den Besitz der Mark erkaufen mußten; es gab sogar Gebiete, von denen man selbst nicht mehr wußte, wohin sie gehörten — Anlaß zu immer neuen Zerwürfnissen. In den Gebieten, die der Markgraf ganz behauptete, waren alle wichtigen Einnahmequellen verpfändet, das ganze Land grauenvoll verwüstet.“ Die Macht der ständischen Gewalten wuchs den Markgrafen über den Kopf. Bald waren sie nur mehr dem Namen nach Herren des Landes. Eine Adelspartei, an ihrer Spitze der Ritter Hasso von Wedell auf Falkenburg, führte das eigentliche Regiment. So sah es in der Mark aus, als Erzbischof Dietrich die Verwaltung derselben übernahm. Durch ihn kam zunächst wieder einige Stetigkeit in die Verhältnisse des Landes, und wie der Luxemburger dann nach und nach seine einleitenden Schritte zur Erwerbung der Mark in den Jahren 1363—65 that, erkannten wir. Es ist nicht ersichtlich, ob Erzbischof Dietrich mehr im eigenen Interesse als in dem des Kaisers gewaltet hat, wohl aber trat der Einfluß des sächsischen Erzbischofs zurück, als Karl Ende 1365 die Verwaltung der Mark auf sechs Jahre in die eigenen Hände bekam. Böhmen lief Sachsen den Rang ab.

Schon im Jahre 1366 machte Markgraf Otto dem Kaiser ein weiteres erniedrigendes Zugeständnis. Er ließ sich überreden, statt der ihm verlobten jüngeren Tochter Karls, Elisabeth, der älteren Katharina, der kinderlosen Witwe Herzog Rudolfs IV von Oesterreich, die Hand zu reichen. Eine böhmische Agentin, die bereits die Hand bei der berühmten Erbverbrüderung der Häuser Habsburg und Luxemburg im Spiele gehabt, trat statt einer Gemahlin an Ottos Seite. Natürlich blieb diese Agentin denn auch kinderlos. Schon war die Neumark im Besitze des Luxemburgers, und im Jahre 1367 löste der Schwiegervater des Kaisers, Herzog Bolko, die Niederlausitz von den Markgrafen von Meißen ein, die dann im folgenden Jahre bei dem Tode Bolkos (Juli 1368) ebenfalls in Karls Besitz überging. Als dann der Kaiser nach Italien zog, kehrte Markgraf Otto in sein Land zurück, wo sich nun mit schnellen Schlägen ein rascher Wechse vollziehen sollte.

König Waldemar von Dänemark hatte nach der Wiedereroberung seines Königreichs mit rücksichtsloser Energie danach gestrebt, sich von seinen bisherigen Bundesgenossen und He'fern, den Ostseestädten, zu emanzipieren. Mit deutschen Herren und Knechten war Waldemar ins Land gekommen; Märker, Bayern und Schwaben hatten ihm seine Herrschaft begründet. Mit Geld erhielt er sich die Truppen, da Adel, Geistlichkeit und Bauern ihm keinen Rückhalt geben konnten, und es in dem fast noch reinen Ackerbaulande, in welchem Kaufleute und Handwerker Deutsche waren, keine Städte gab. Seine Macht

entbehrte somit der volkstümlichen Grundlage, sie war mehr die Macht des Eroberers, als die eines eingeborenen Landesherrn. Im Jahre 1360 eröffnete Waldemar Atterdag den Krieg gegen König Magnus von Schweden und eroberte Schonen. Der Sund wurde damit wieder ein dänisches Fahrwasser, die Kaufleute der deutschen Seestädte mit diesem ersten Schlage empfindlich getroffen. Ein zweiter Schlag folgte im folgenden Jahre, wo Waldemar nach Gothland übersetzte und Wisby eroberte. Am 7. September 1361 traten die Ostseestädte unter der Führung Lübecks, die preußischen Städte mit dem Ordensmeister Winrich von Kniprode, Gesandte der Könige Magnus und Hakon von Schweden und Norwegen in Greifswald zusammen und beschlossen den gemeinsamen Krieg gegen Waldemar. Das Resultat war bekanntlich die Niederlage der hansischen Flotte vor Helsingborg im Juli 1362. Die Könige des Nordens hatten ihrer Bundespflicht nicht genügt. Nur durch ihren adeligen Reichsrat gezwungen hatten sie in das innige Bündnis mit den Städten gewilligt. Jetzt gewann Waldemar die beiden bald, indem er dem Könige Hakon seine Tochter Margarete zur Ehe gab (April 1363). Es dauerte eine Zeit, bis sich die Hansestädte aus dem Zustand gewaltiger Desperation wieder erhoben und ihrer Politik die gewohnte Energie gaben, doch deutlich zeigte sich nach diesem Schlage die lose Verbindung der von lokalen Interessen durchsetzten städtischen Einigung. Es ist bezeichnend, daß in dieser Zeit, wo sich die Städte um einen definitiven Frieden mit dem Dänenkönige vergeblich bemühten, Kaiser Karl in Brandenburg zuerst festen Fuß zu fassen suchte, daß dieselbe Gewalt, „welche sich der Leitung der deutschen Dinge recht eigentlich im Gegensatz zu den städtischen Interessen bemächtigt hatte, jetzt an der mittleren Elbe in die Hinterländer der norddeutschen Handelsstädte vordrängte. Der Zusammenhang dieser fürstlichen Macht mit dem dänischen Königtum ist durch die Thatsache bezeichnet, daß die Reichssteuer von Lübeck noch immer an Waldemar verpfändet war."

In der Zeit aber, da durch Waldemars kühnes Vorgehen die gesamte Ordnung der politischen Verhältnisse an der Ostsee in Frage gestellt wurde, drang eine weitere Macht in diese Verhältnisse ein. Herzog Albrecht II von Mecklenburg faßte den Plan, seinem zweiten gleichnamigen Sohne die schwedische Krone zu verschaffen. Im Juni 1363 unterhandelte er mit Lübeck, aber die Unterhandlungen führten zu keinem Ziel. Das Mißtrauen der Städte gegen jede fürstliche Verbindung trat in den Forderungen Lübecks offen hervor. So ging Albrecht II allein vor. Im November desselben Jahres brach er mit einer Flotte von der Warnowmündung auf und gewann Stockholm. Schon im Februar 1364 ward sein Sohn Albrecht auf einem Reichstage zu Upsala anerkannt und Magnus des Thrones entsetzt. Noch einmal versuchte dieser zu unterhandeln, und es kam auch zu einem Abschluß. Aber im Februar 1365 fiel er mit seinem Sohne Hakon in Westmanland ein, und im März entschied das Waffenglück in der Schlacht bei Enköping am Mälar gegen ihn. Die Mecklenburger behaupteten das Feld, Magnus fiel in Gefangenschaft. Hakon rief nun die Hilfe seines Schwiegervaters Waldemar an, und dieser sah sich endlich zum Frieden mit den Seestädten genötigt. Am 3. September 1365 kam derselbe zu Wordinburg zustande. Ein Einfall Waldemars in Schweden aber trieb den jungen König Albrecht den Städten zu, welche sich sehr bald davon überzeugen mußten, daß mit Waldemar kein dauernder Friede möglich war. Die Versprechungen, welche die Städte von ihm erkauft hatten, waren nur zu bald vergessen. Und diesmal hatte der Ruf der Mecklenburger Erfolg.

Um Martini 1367 kamen die Abgesandten der preußischen, wendischen und süderseeischen (niederländischen) Städte in Köln zusammen. Man erkennt leicht, wie die jahrelange Störung des Nord- und Ostseehandels bereits weit landeinwärts seine Folgen fühlbar machte. Am 19. November gelangte die sogenannte „Kölner Konföderation" zum Abschluß. Es war zunächst ein Waffenbund der Hansestädte gegen die Könige von Norwegen und Dänemark. Drei Jahre sollte dieser Bund den gemeinsam geschlossenen Frieden noch überdauern. Und da ist es denn merkwürdig, welche Stellung dieser Bund den Herren gegenüber einnahm. Die wendischen Städte mit Lübeck an der Spitze sollten sich auf ihr alleiniges Gewinn- und Verlustkonto mit den Fürsten verbinden und „für die übrigen Städte eine einjährige Allianz mit Ausschluß einer einseitigen Sühne aus-

wirken.“ Eine mit den Mecklenburgern und Holsteinern gemeinsam vorgenommene Bändigung der dänischen Königsmacht lag wohl im Interesse der Städte, und eine solche glaubte man in Jahresfrist erreichen zu können, aber darüber hinaus waren die Interessen der Städte andere. Zu einer Aufteilung der dänischen Monarchie mußten sie ihre Hilfe verweigern, da ihre „allgemeine Politik auf eine möglichste Konservierung der vielgeteilten, sich in sich selbst beruhigenden Staatenwelt des Nordens hinausgehen mußte und hinausging.“ Wohl drohte Waldemar mit der Klage bei Kaiser und Reich, allein die Städte kamen ihm darin zuvor; in einem Manifest an den Kaiser, den Papst und die Fürsten erklärten sie, allein durch die Gewaltthaten Waldemars zum Kampfe gegen Dänemark gezwungen worden zu sein.

Schon im Januar 1368 hatten die Fürsten mit dem jütischen Adel ein Bündnis abgeschlossen. Im Februar flossen die beiden Bünde zusammen. Auf zwei Jahre sollte der Bund der Städte und Fürsten sich erstrecken, und innerhalb dieses Zeitraums kein einseitiger Friede geschlossen werden. Im Frühjahr 1368, als Kaiser Karl über die Alpen gegen die Visconti zog, begann im Norden der Seekrieg. Sehr bald ward Norwegen durch den Ansturm der süderseeischen Städte zum Waffenstillstand gezwungen. Waldemar hatte sich zuvor schon mit seinen Schätzen außer Landes nach Deutschland begeben und die Regierung dem dänischen Reichsrat, d. i. dem dänischen Adel, überlassen. Mit Ausnahme von Helsingborg fanden die Verbündeten kaum Widerstand. Schon anfangs des Sommers waren Schonen, Wisby, Kopenhagen in den Händen der Ostseestädte und Jütland in der Gewalt der Schauenburger. „Alle Erfolge Waldemars brachen zusammen; die Städte waren so vollständig Herr der dänischen Gewässer, daß der Seeverkehr selbst während des Kriegs keine Unterbrechung erlitt, ein Umstand, der um so wichtiger war, als die Rüstungen der Städte durch Zollabgaben gedeckt wurden.“ Diese unerhörten Erfolge befestigten nur die städtische Konföderation. Man dachte nicht daran, bevor das gesteckte Ziel vollständig erreicht sei, die Waffen aus der Hand zu legen, und so erhielt der Städtebund von selbst einen ganz andern innern Gehalt.

Waldemar hatte sich über Pommern nach der Mark gewendet. Er erinnerte sich seiner Verwandten und der Waffenhilfe, welche er einst bei seinem Schwager, Ludwig dem Brandenburger, gefunden hatte. Aber auch die Städte erinnerten sich derselben und schickten an 27 märkische und sächsische Städte Briefe mit der Bitte, Fürsten und Herren abzumahnen von einer Unterstützung König Waldemars, gegen den sie „notgedrungen die gemeinsache Sache aller Kaufleute verteidigten.“ Schon am 6. Oktober war die Antwort eingelaufen, „daß man keine Fürsten wisse, die dem Dänenkönig anhängen wollten; sollte man von solchen erfahren, so werde man sie von dem Entschlusse abbringen und stets das Beste der Städte im Auge behalten.“ Schneller als Markgraf Otto hatte sich der Herzog Magnus von Braunschweig-Lüneburg zum Versprechen der Hilfeleistung an Waldemar bereit finden lassen. Schon im August 1368 war ein diesbezüglicher Vertrag zustande gekommen. Allein bald änderte sich der Charakter dieses Vertrags vollkommen, und die eingetretene Aenderung machte dann den Beitritt des Lauenburgers und Brandenburgers möglich, ohne daß namentlich der letztere in Konflikt mit der Neigung seiner Städte gekommen wäre. Nicht dem Dänenkönig sein Reich wiederzugewinnen, galt es diesen Herren, sondern den Mecklenburgern einen Teil der Beute abzujagen. Glaubte man mit der Ausführung dieses Planes die Gegnerschaft der Städte umgehen zu können, so irrte man sich. Denn ob der landesfürstliche Beherrscher des Nordens ein Däne, Mecklenburger, Braunschweiger, Brandenburger oder sonst wer war, blieb sich für die Städte gleich. Nur in dem Gegengewicht der einen landesherrlichen Macht an der andern fanden sie ihre Rechnung, und wo dieses Gegengewicht zu Gunsten einer Macht aufgehoben werden sollte, da mußten sie einschreiten. War schon die Eroberung Schwedens durch die Mecklenburger bedenklich für die Erhaltung des Gleichgewichts, so mußte sie es noch mehr werden, als nun auch die Mecklenburger an die Erwerbung der Krone Norwegens für ihr Haus zu denken begannen. Man erwartete auf seiten der Städte die Eröffnung von Unterhandlungen mit Dänemark und war schon im Oktober 1368 entschlossen, auf dieselben einzugehen.

Im Winter 1368/69 bot sich der junge Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg als Vermittler an. Bald aber war auch er vom Herzog Magnus von Braunschweig gewonnen und schloß mit diesem und den Holsteinern ein Bündnis, dessen Zweck war, Dänemark zu gewinnen und unter sich zu teilen. Und auch Otto von Brandenburg hatte bereits zu nehmen begonnen. Zunächst nahm er zu Oderberg seinem Schwager Waldemar „Geld und Gut". Otto lag der Gedanke nicht fern, sich mit den Städten zu verbünden und also seine Ansprüche auf Gebietsteile der Mecklenburger, welche bei weitem die größere Hälfte der Uckermark und in der Priegnitz die Stadt Wittenberge und den Elbzoll bei Schnackenburg in Händen hatten, durchzusetzen. Die Sache aber hatte ihre bedeutenden, vielleicht unüberwindbaren Schwierigkeiten. Die Städte trugen denn doch Bedenken, gegen ihren bisherigen Bundesgenossen ein Bündnis mit dessen Gegner einzugehen. So schloß Otto am 8. April 1369 ein Bündnis mit Herzog Magnus auf drei Jahre. Der Bund hatte lediglich egoistische Ziele, von einer Hilfeleistung an König Waldemar war nicht nur nicht mehr die Rede, sondern sogar von einer Verteilung seines Reiches. Schon die Entlassung des bisherigen Rates, der aus Freunden der kaiserlichen Sache zusammengesetzt war, das Eintreten märkischer Großen, darunter des tüchtigen Klaus Bismarck, in den neu gestalteten Rat, zeigte, daß sich auch in Brandenburg ein Umschwung der politischen Tendenz vollzog. Auch Otto raffte sich zu selbstständigerem Thun auf, leider auch diesmal ohne nachhaltige Energie, ohne fest gefaßtes Ziel.

Indessen aber bemühten sich bereits der dänische Reichsrat und die Städte um den Frieden. Im September 1369 war Helsingborg, die Beherrscherin des Sundes, den Städten übergeben worden. Die Macht Dänemarks war vollkommen gebrochen. Ein längerer Widerstand mußte dem Lande verderblich werden. So kam am 20. November 1369 ein Waffenstillstand zwischen den Städten und Dänemark zustande. Außer der Bestätigung ihrer sämtlichen Privilegien erhielten die Städte das Recht, während fünfzehn Jahren zwei Drittel der Einkünfte aus den schonischen Vogteien zu beziehen und diese selbst zu verwalten. Sie übertrugen die Verwaltung an Henning Putbus, der als Reichsmarschall an der Spitze des dänischen Reichsrats stand. „Zwischen den Städten und der dänischen Aristokratie schien ein vollkommenes Einverständnis hergestellt," während den Mecklenburgern mit der Besetzung Schonens durch die Städte ein gewaltiger Strich durch die Rechnung gemacht wurde. Ferner wurde von den Städten festgesetzt, daß der Friede gelten solle mit und ohne die Bestätigung König Waldemars, daß ferner kein König in Dänemark ohne ihre, der Städte, Zustimmung gewählt werden dürfe. Damit war den Fürsten die Möglichkeit entzogen, sich gegen die Städte mit Waldemar zu verständigen. Den definitiven Friedensschluß aber schob man bis nach dem 1. Mai 1370 hinaus, da inzwischen der zweijährige Bündnisvertrag mit den Fürsten ablief. Das dänische Königtum wurde durch dieses Abkommen zugleich mit dem deutschen Fürstentum zur Seite geschoben.

Der Abschluß des Friedens, der dann auch am 24. Mai 1370 zu Stralsund definitiv zustande kam, verlegte den deutschen Fürsten die Bahn zu weiteren Eroberungen. Zwar versuchten der Braunschweiger und Brandenburger, wie der Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg noch in diesem Jahre das Glück der Waffen, aber ohne Erfolg. Der kriegskundige Albrecht II von Mecklenburg wies alle diese Dränger, zu denen noch die pommerischen Herzoge hinzukamen, siegreich zurück und zwang sie zum Frieden. Die Städte halfen ihm dabei nicht, trotzdem er ihre Hilfe anrief; denn Magnus und Otto gaben die Erklärung ab, der Krieg zwischen ihnen und dem Mecklenburger werde nicht wegen Waldemar geführt, sondern wegen besonderer Streitigkeiten. „Offenbar wollten sie dadurch die Städte von der Hilfeleistung abhalten, die stipuliert war für den Fall, daß einer der Verbündeten Waldemars wegen angegriffen würde." Aber auch sie kamen nicht zum Ziele.

Wohl aber zeigte sich bald die Haltlosigkeit eines auf so egoistischen Grundlagen abgeschlossenen Bündnisses, wie das des Brandenburgers und Braunschweigers war. Es hielt den ersten Stoß nicht aus. Herzog Magnus hatte wegen der Erbschaft seines Vetters Wilhelm von Lüneburg, der ihn zum Nachfolger und Mitregenten ernannt hatte,

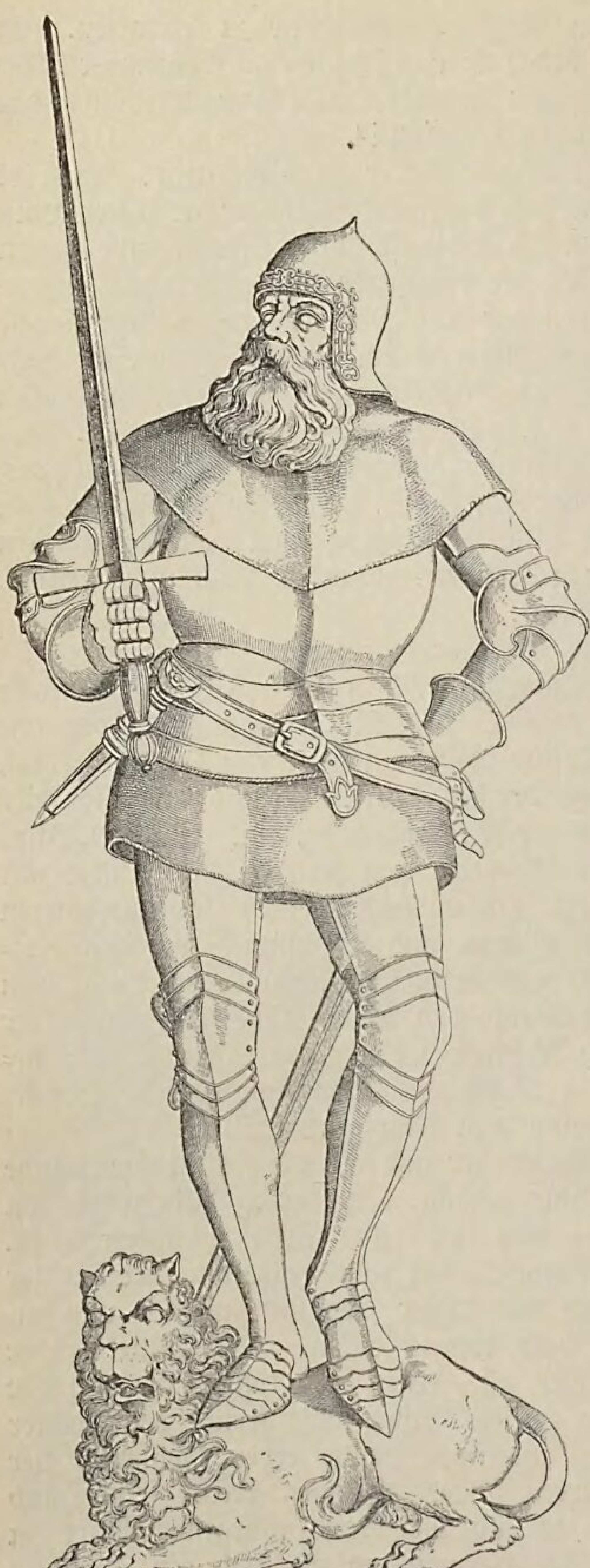
eine Auseinandersetzung mit den Herzogen von Sachsen-Wittenberg zu erwarten. Er bedurfte des Kaisers. Der aber hatte bei seiner Rückkehr aus Italien im September 1369 die Wandlung der Dinge in der Mark mit Staunen bemerkt, und kaum blieb ihm das geschäftige Treiben der Wittelsbacher in Bayern ein Geheimnis.

Als die Notwendigkeit, Tirol aufzugeben, immer klarer zu Tage trat, drang es den Wittelsbachern auch wieder ins Bewußtsein, daß sie nur dem Kaiser in letzter Linie diesen Verlust verdankten, dem Kaiser, der eben im Begriffe stand, ihnen eine zweite Provinz zu entreißen. Auch andere Fürsten sahen die wachsende Ländergier des Luxemburgers mit Besorgnis, und als nun von Ungarn der Ruf zu einer großen Vereinigung gegen Karl IV erging, brachen außer dem Herzog Albrecht von Niederbayern-Straubing und den beiden Söhnen Stephans II, Stephan und Friedrich, auch die wittelsbachischen Pfalzgrafen Ruprecht d. ä. und Ruprecht Adolf d. j. nach Preßburg auf. Am 13. September, vierzehn Tage vor dem Abschluß des Schärdinger Friedens, in dem Tirol verloren ging, kam dort zwischen den Wittelsbachern einerseits, dem Könige Ludwig von Ungarn, dem Kaiser Philipp von Konstantinopel und dem Herzog Karl von Durazzo ein Bündnis gegen den Kaiser zustande, dem Markgraf Otto, wenn er auch nicht beitrat, doch nicht fremd gegenübergestanden zu haben scheint.

Der Kaiser traf bedachten Schrittes seine Gegenvorkehrungen. Im März 1370 zog er an die Oder, erwarb das Städtchen Fürstenberg von dem Cisterzienserstift Neuzelle und machte es zum Stützpunkt eines befestigten Lagers. Im Mai traf er in Guben mit den pommerischen Herzogen zusammen, die ihm ihre Hilfe zusagten für den Fall, daß Otto den mit Luxemburg geschlossenen Erbvertrag brechen sollte. Ebenso fand sich hier der Herzog Magnus von Braunschweig, der Feind der Mecklenburger, ein. Am 19. Juni bereits folgte der Friede zwischen diesen beiden Gegnern dem Frieden der Städte mit Dänemark. In Guben aber war es außerdem mit den Luxemburgern zu Verabredungen gekommen, denen zufolge die Söhne des Kaisers, Wenzel und Sigismund und ihre Vormünder, Markgraf Johann Heinrich von Mähren und Erzbischof Johann von Prag, dem Braunschweiger ihre Hilfe zusagten. Karl selbst konnte den Bund nicht schließen, da er dem Herzog Rudolf von Sachsen-Wittenberg, dem Rivalen des Herzogs Magnus in Lüneburg, verpflichtet war. Aber er erreichte, was er wollte, die Trennung oder doch Lockerung des Bundesverhältnisses zwischen Magnus und dem Markgrafen Otto.

Den bedeutendsten Schachzug gegen die Wittelsbacher und die um sie sich sammelnde Koalition aber that Karl in dieser Zeit, als es ihm gelang, den Herzog Albrecht I von Niederbayern-Holland jenem Bunde zu entführen und auf seine Seite herüberzuziehen. Wir kennen das alte Experiment. Des Kaisers Sohn Wenzel sollte Johanna, der Tochter Albrechts, vermählt werden. Im Juni und Juli kam dieser Beschluß zustande und zugleich ein Bündnis, dem weitere Abmachungen bald folgen sollten. Der Wittelsbacher versprach dem Kaiser als Heiratsgut seiner Tochter alle Festen und Güter nördlich der Donau zu verpfänden. Albrechts gleichnamiger zweiter Sohn sollte ferner der Tochter des Kaisers, Anna, die Hand reichen und die bayerischen Lande erben, während der ältere Sohn Wilhelm in Holland abgefunden werden sollte. Böhmen streckte seine Hand nach Niederbayern aus in dem Augenblick, da es sich die brandenburgische Mark zu sichern suchte. Am 29. September 1370 wurde die Vermählung Wenzels mit Johanna zu Nürnberg feierlich begangen. Schon im August hatte Markgraf Otto am kaiserlichen Hofe zu Prag der Vereinigung der Niederlausitz mit Böhmen angewohnt, jetzt erschien er wieder in Nürnberg, um mit dem Kaiser „fröhlich zu sein". Der aber stellte nun die direkte Aufforderung an ihn, die Regierung in der Mark niederzulegen und seine Lande sofort zu übergeben. Otto wies dieses Ansinnen zurück, worauf ihm der Kaiser den Frieden aufsagen ließ.

Der Wittelsbacher stand vor dem Kriege mit dem Kaiser und den Luxemburgern. Wo sollte er Hilfe finden? Den Weg zu den nordischen Städten hatte er sich durch sein Vorgehen gegen deren Bundesgenossen, die Mecklenburger, verlegt. Sonst gab es im Norden niemanden, der ihm hätte helfen können und wollen. Und im Süden? Der Zusammenhang Wittelsbachs mit den schwäbischen Städten war zerrissen, und außerdem



Graf Eberhard der Greiner.
Nach seinem Standbild im Chor der Stiftskirche zu Stuttgart.

hatte der Kaiser einer großen Zahl derselben noch im April 1370 von Nürnberg aus besondere Schutzbriefe ausgestellt. Im Dezember 1370 gab er dann dem städtisch-adligen Landfrieden in Schwaben eine festere Ordnung: die Angelegenheiten der Städte von der Landvogtei Niederschwaben, d. h. im Norden der rauhen Alp, sollten in Eßlingen, die der Städte Oberschwabens, südlich der rauhen Alp, wie die allgemeinen Angelegenheiten in Ulm verhandelt werden. Der Graf Ulrich der ältere von Helfenstein wurde zum Hauptmann dieses Landfriedens bestellt. Der Rücken des Kaisers war hier gedeckt.

Otto fand keinen andern Weg als den der Aussöhnung mit seinen Verwandten und des Beitritts zum Preßburger Bunde. Dieser großen Koalition gegen den Luxemburger traten im Laufe des Jahres noch weitere Kräfte bei. Ferner schlossen sich dem Markgrafen die Herzoge Wenzel und Albrecht von Sachsen-Wittenberg an, welche mit seiner Hilfe das Herzogtum Lüneburg zu erobern gedachten (Januar 1371). In Bayern wurden die Rüstungen eiligst und mit großer Energie betrieben. Schon zu Anfang des Jahres 1371 traf der junge Herzog Friedrich über Oesterreich und Ungarn mit Geld und Truppen in der Mark ein, und Otto ließ ihm die Erbhuldigung leisten. Mit den Pommern und Mecklenburgern entbrannte der Krieg zuerst. Die Wittelsbacher kämpften nicht unglücklich, doch schon im Juli kam unter der Vermittlung König Waldemars von Dänemark zu Norike ein Friede mit den Pommern zustande, der diesen die Lehen in der Uckermark ließ, sie aber außer Kampf setzte. Auch mit den Mecklenburgern wurde zu Prenzlau im September ein Abkommen getroffen, welches dem Markgrafen Otto einige Vorteile brachte. Von Stendal aus hatte dieser am 10. Juni eine Beschwerdeschrift an den Kaiser erlassen. Am 22. kam darauf als Antwort die Kriegserklärung des Luxemburgers, der schon seit Beginn des Jahres seine Rüstungen getroffen hatte. Im Juli rückten die Böhmen in die Mark ein. Der Erwerbung von Müncheberg folgte eine grauenvolle Verwüstung des Landes. Von weiteren Kriegsthaten hören wir nichts. Am 16. Oktober wurde zu Pirna ein Waffenstillstand abgeschlossen, der bis Pfingsten 1373 dauern sollte. Offenbar wollte Karl IV weiteren kriegerischen Aktionen ausweichen. Der Markgraf muß stärker gewesen sein, als Karl gehofft hatte. So rechnete er auf seine diplomatischen Künste und weitere Verwicklungen der Wittelsbacher.

Schon am 23. Juni hatte der Kaiser den Grafen Eberhard von Württemberg, den damaligen Landvogt von Niederschwaben, und zugleich den Rat und die Bürgerschaft von

Straßburg aufgefordert, den Reichskrieg gegen alle Räuber, namentlich aber gegen den Pfalzgrafen Rupprecht zu eröffnen. Hatte Karl sich also von dieser Seite Ruhe zu verschaffen gesucht, so war ihm das Glück auf einer andern Seite zu Hilfe gekommen. Am 5. November 1370 war König Kasimir von Polen gestorben. Sein Nachfolger war König Ludwig von Ungarn, und die Vereinigung der beiden Königreiche gab dem Verbündeten der Wittelsbacher einstweilen zu thun und lähmte seine Kräfte. Weiter aber mußte es dem Kaiser darum zu thun sein, auch die Kräfte der Städte gefesselt zu halten, da er einstweilen kaum daran denken konnte, sie direkt im eigenen Interesse zu verwenden. Im November 1371 bestätigte er einen westfälischen Landfrieden, dessen Ueberwachung den Freigrafschaften und Fehmgerichten — den alten Gerichten der Freien — übertragen wurde. Die Oberaufsicht erhielt der Erzbischof von Köln. „Durch diesen Frieden, welcher rücksichtslos gegen die Städte ausgebeutet wurde, dehnte sich der kaiserliche Einfluß bis mitten in die Gebiete der Hanse aus.“ Im folgenden Jahre wurde auch für Thüringen eine Landfriedensordnung begründet.

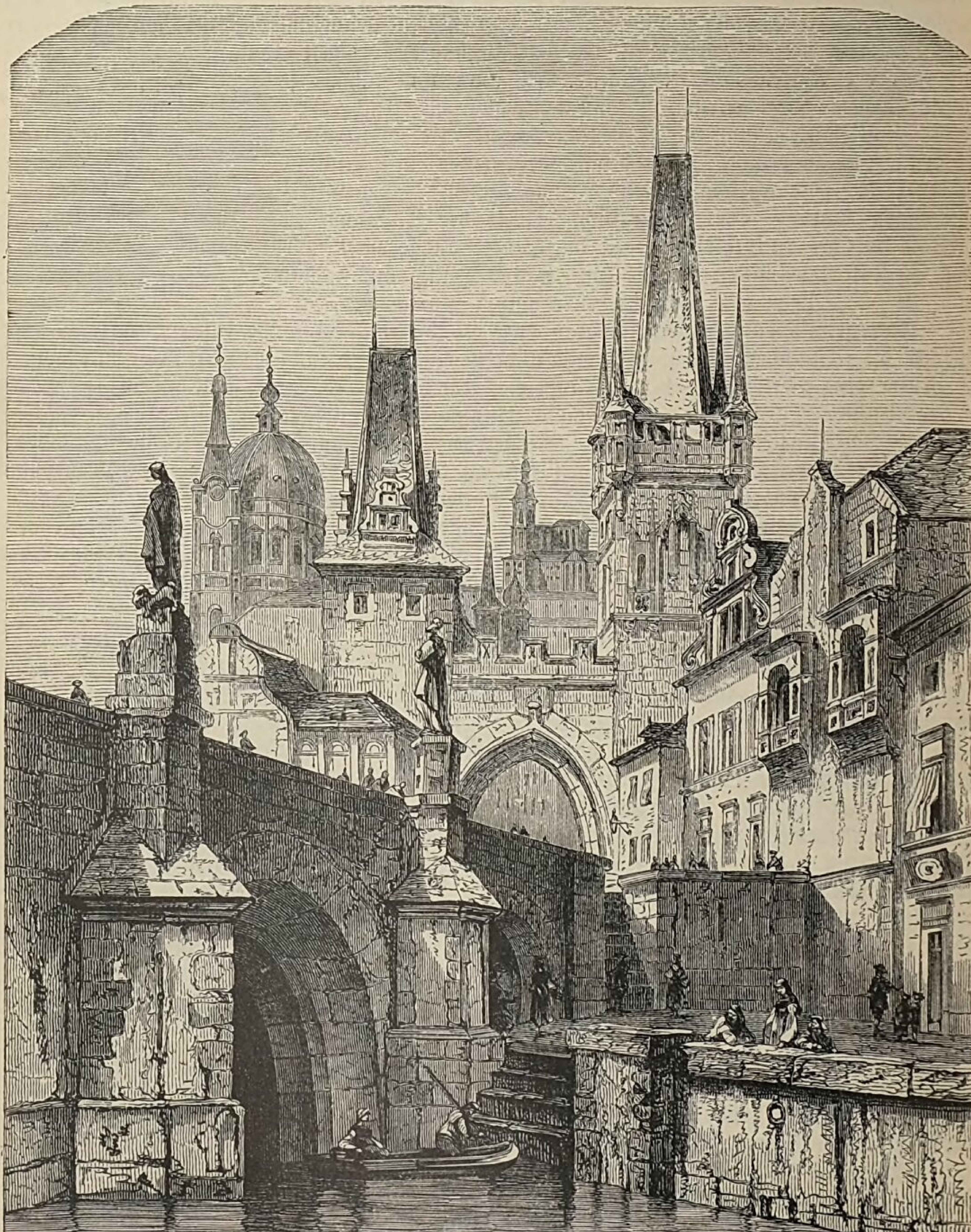
Aus gemischten Elementen waren diese Landfriedensbündnisse zusammengesetzt, doch wurden die ständischen Gegensätze damit nicht beseitigt. Gegenüber diesen Bünden schlossen die Ritter eine Verbindung um die andere. Und da ist es denn merkwürdig, daß ein solcher Bund, der in Schwaben am 6. Januar 1372 geschlossen wurde, den Kaiser, Bayern und Württemberg von seiner Gegnerschaft ausnahm. Also nicht die städtischen, sondern die ritterlichen Kreise drängen sich an die Wittelsbacher heran, das deutlichste Zeichen, wie deren Politik seit dem Tode Kaiser Ludwigs die Richtung geändert hatte. Noch mehr aber mußte die Besorgnis der Städte wachsen, als jener Hauptmann des schwäbischen Landfriedensbundes, Ulrich von Helfenstein, bei seinem Heimritt von dem Hoflager des Pfalzgrafen Rupprecht im Februar 1372 von einigen Mitgliedern dieses Ritterbundes gefangen genommen wurde. Bei Württemberg war für sie keine Hilfe. So schlugen sie auf eigene Faust los in der Osterwoche. Aber ehe die Augsburger herbeieilen konnten, traf Graf Eberhard von Württemberg das städtische Heer in der Nähe von Altheim und brachte ihm eine vollständige Niederlage bei (7. April 1372). Bald darauf geriet auch die Stadt Augsburg mit den Bayernherzogen in blutige Fehde, die vom Juni bis in den Anfang des nächsten Jahres dauerte. Nach dieser Seite also hatten die Wittelsbacher jede Sympathie verscherzt. Sie waren Landesherren, wie alle andern, die nur ihr augenblickliches kurzlebiges Interesse wahrzunehmen und zu verfolgen vermochten.

Die Niederlage der Städter bei Altheim brachte zunächst nur dem Kaiser und dem Württemberger Gewinn, welche beide die Verzagtheit der Bürgerschaften benützten, ihre Säckel zu füllen und unerhörte Erpressungen zu verüben. So verschaffte sich der Luxemburger die Mittel, mit welchen er das Geschäft in der Mark zu gutem Ende zu führen hoffen durfte. Von Augsburg allein forderte der Kaiser 37 000 Gulden, von Ulm 18 000 Gulden, von Reutlingen 17 500, von Eßlingen 10 000 u. s. f.

Das Jahr 1372 ging dahin mit Kämpfen Ottos gegen Mecklenburger und Pommern, der bayerischen Herzoge gegen Augsburg und den vom Kaiser aufgestachelten Wernher den Auer, dann aber für Karl mit Verhandlungen mit dem Könige Ludwig von Ungarn-Polen. Diese blieben allerdings, wenn auch einmal dem Abschluß ganz nahe, ohne Erfolg, wie die Waffenerfolge der Wittelsbacher keine entscheidenden waren. Soviel aber hatte der Kaiser erreicht, daß die erste Kampfeslust allseitig verflogen war. Otto fand zwar die nominelle Unterstützung seiner bayerischen Verwandten, allein selbst Pfalzgraf Rupprecht hielt mit der materiellen Hilfeleistung zurück, und König Ludwig von Ungarn-Polen war neuerdings mit Venedig in einen Krieg geraten, der ihn hinderte, seinen Bundesgenossen augenblickliche Hilfe zu bringen.

Und augenblickliche Hilfe that not, denn der 5. Juni 1373 war da und mit ihm das Ende des Waffenstillstands. Das Heer des Böhmen stand bereits wieder bei Luckau und brach nach Ablauf des Waffenstillstandes nach Fürstenberg an der Oder auf. Im Juni ging der Zug die Oder hinab nach Frankfurt und Lebus, und erst nachdem diese Stadt in Asche gelegt war, wandte sich Karl direkt westwärts gegen Fürstenwalde, wo Markgraf Otto und Herzog Friedrich sich zur Verteidigung eingerichtet hatten. Ein

Einfall Herzog Stephans des jüngeren in Böhmen endete mit seinem schleunigen Rückzug und brachte den Belagerten keinen Vorteil. Die letzte Hoffnung auf baldigen Entsatz



Die Moldaubrücke zu Prag.

war dahin und schon im August entschlossen sich die Wittelsbacher zur Unterhandlung. Am 15. August fanden sie sich im kaiserlichen Lager vor Fürstenwalde ein, und in wenigen Tagen kam es zum definitiven Frieden. Wie auf Tirol verzichteten die Wittels-

bacher nun auch auf Brandenburg, das beste, was sie thun konnten, seitdem sich auch bei ihnen die landläufige Praxis eingebürgert hatte, Länder und Städte nur als fürstliche Handelswerte zu betrachten. Otto behielt die Kurstimme und das Erzkämmereramt auf Lebenszeit, mit dem Lande selbst belehnte der Kaiser seine Söhne. Ferner überwies Karl IV dem Schwiegersohne Otto zu lebenslänglichem Besitz den westlichen Teil der böhmischen Oberpfalz, unter anderm Schloß und Stadt Sulzbach, Rosenberg, Hirsau, Hersbruck, Laufen, Floß, Lichtenstein und Neidstein. Nach dem Tode Ottos sollten diese Besitzungen an Bayern fallen, wenn der Kaiser es nicht vorziehen sollte, sie mit 100 000 Gulden wieder einzulösen. Als Jahresgehalt wurden dem Markgrafen 3000 Schock Groschen oder 12 000 Goldgulden jährlich versprochen. Doch sollte dem Kaiser eine einmalige Abfindung Ottos mit 30 000 Schock Groschen gestattet sein. Jede eheliche Tochter Ottos sollte mit 10 000 Gulden ausgestattet werden. Für den Verzicht der bayerischen Herzoge auf die Mark wurden diesen 200 000 Gulden ausbezahlt. Weiter verpfändete der Kaiser den Wittelsbachern für 100 000 Gulden die Reichsstädte Nördlingen, Dinkelsbühl, Donauwörth und Bopfingen und für 21 000 Gulden die Herrschaft Donaustauf. Also wieder die alten streitigen Punkte, um welche schon so viel bayerisches Blut und bayerische Kraft geopfert! Doch nur Donauwörth kam demnächst in den wirklichen Besitz der Wittelsbacher (1376).

Das Geschäft war gemacht. Wir wollen nicht versuchen, den alten Streit darüber zu entscheiden, ob Karl großmütig gegen die Wittelsbacher gehandelt habe, wie einige meinen, oder ob er dem Markgrafen Otto nur so viel gegeben, als zur genauen Notdurft des täglichen Lebens ausreichte und nicht einmal das Gras auf den Wiesen in der Mark bezahlt habe, wie andre meinen. Karl glaubte jedenfalls, bei diesem Geschäfte im Vorteil zu sein, was uns allein schon klar wird, wenn wir erwägen, daß er seinem Hause eine zweite Kurstimme gewann, die bei der Verwirklichung seiner Absicht, seinem Sohne Wenzel die Thronfolge zu verschaffen, von hoher Bedeutung werden konnte. Außerdem stellen wir zur Erwägung, daß Karl nicht aus Eigenem die für die damalige Zeit gewiß hohen Summen bezahlte, sondern wenn man ihm nachrühmt, daß er in diesem Falle zu geben verstanden, er die ihm eigene Kunst zu nehmen dabei nicht verleugnete. Was aber der Besitz der Mark für sein geliebtes Böhmen werden konnte, das zeigt sich deutlich in der Politik Karls während der folgenden Jahre. Das von ihm beliebte Landfriedenssystem erweiterte sich über den Osten der Elbe. Für Pommern, Mecklenburg und die Marken errichtete Karl noch im Jahre 1374 zwei große Landfriedensordnungen. Elbe und Oder waren in ihrem Mittellaufe von dem Böhmen beherrscht. Er hatte es in der Hand, den Handel der Ostseestädte zu fördern oder zu hemmen. Der Handelsverkehr der Hanse sollte seinem böhmischen Königreiche zugute kommen; er trug sich mit dem Plane, die Mulde zur Elbe schiffbar zu machen und schmeichelte sich mit dem Gedanken, Protektor des Hansebundes werden zu können, dessen Flotte ihm gar sehr begehrenswert erschien. Und Lübeck bereitete auch Karl, als er die Stadt im Jahre 1375 mit seinem Besuche beehrte, einen glänzenden Empfang, erwiderte aber Karls ausgesuchte Höflichkeit mit ebenso feinen Redensarten. Eine Verständigung zwischen diesen „intimen Gegnern" wurde nicht erzielt, und Karls politische Pläne nach dieser Seite dürfen als gescheitert betrachtet werden. Als mit dem Tode König Waldemars von Dänemark (25. Oktober 1375) die dänische Thronfolge in neuen Fluß kam, entschied sich Karl für den jungen Albrecht von Mecklenburg, Herzog Heinrichs Sohn, während Lübeck auf die Seite des andern Enkels Waldemars trat. Und im Sinne Lübecks wählte der dänische Adel Olaf, den Sohn Margaretens und Hakons von Norwegen.

Es konnte Karl natürlich nicht genug sein, wenn es ihm gelang, seine prinzipiellen Feinde einen Augenblick zur Ruhe zu bringen, er mußte darauf sinnen, ihr Interesse an das seinige zu fesseln und so eine wirkliche Versöhnung allmählich herbeizuführen. Und dies war nur zu erreichen durch Betonung und Hervorkehrung der gemeinsamen landesherrlichen Interessen einer dritten Macht gegenüber. Die Städte waren als solche ausersehen. Offenbar erwartete der Kaiser von den schwäbischen Reichsstädten einen Widerstand nicht mehr. Die Niederlage von Altheim schien eine Bürgschaft der Ruhe. Und

wie Karl mit den finanziellen Mitteln dieser Städte rücksichtslos verfuhr, so auch mit der Erhebung der Herren, die als Landvögte sein Interesse wahren sollten. Der Burggraf Friedrich von Nürnberg hatte bisher die oberschwäbische Landvogtei verwaltet, die österreichischen Herzoge Albrecht und Leopold die elsässische, während die niederschwäbische in den Händen der Württemberger Grafen ruhte. Im Februar 1374 aber finden wir Herzog Friedrich von Bayern, später mit ihm seinen Bruder Stephan im Besitz der Reichslandvogtei Oberschwaben; am 10. Oktober gab der Kaiser zu Nürnberg Friedrich ferner eine Anweisung von 30 000 Gulden auf die Reichsstädte im Elsaß und setzte ihn und seinen Bruder Stephan zu Landvögten im Elsaß ein. Bald darauf erhielt Friedrich auch die Vogtei in der Stadt Augsburg. Der Kaiser konnte glauben, so die wittelsbachische Macht hinreichend mit dem Interesse des Königtums verknüpft zu haben, da ja eine Niederhaltung der politischen Macht der Städte nur im Interesse aller Landesherren lag. Wittelsbach war mit Luxemburg einig. Den Preis zahlten die schwäbischen Städte. Pfalzgraf Ruprecht gab im Februar 1375 das Versprechen, Wenzel seine Stimme bei der Königswahl geben zu wollen. Denn Karl wußte wohl, daß alle seine Erwerbungen nur dann Bestand haben würden, wenn es ihm gelang, die deutsche Königskrone seinem Hause zu sichern. Auch die diesbezüglichen Unterhandlungen mit den Kurfürsten sollten durch das Geld der Städte ihrer amtlichen Schwerfälligkeit entkleidet werden.

Mit der Aussicht in diese Zukunft starb Herzog Stephan II am 19. Mai 1375. Wohl sah er seine Söhne wieder Fuß fassen in den Gegenden, wo einst seine eigene Zukunft zu ruhen schien, aber es konnte ihm kaum entgehen, daß eine wittelsbachische Machtstellung in Schwaben zu errichten mit ungleich größeren Schwierigkeiten verknüpft sein mußte, als das noch vor dreißig Jahren der Fall war. Zwischen dem Verlust der schwäbischen und elsässischen Vogteien und ihrem Wiedergewinn liegt Stephans selbständiges Leben. Es war an Wechselfällen und Unglücksschlägen so reich, daß auch einem energischeren Charakter der Mut hätte erlahmen müssen, Wittelsbachs und Bayerns Zukunft zu einer freundlichen zu gestalten. Und doch sahen wir ihn mehrmals mit nicht geringer Fähigkeit und Energie in die Geschicke der Länder eingreifen. Tirol und Brandenburg waren verloren, verloren an die Rivalen Bayerns, Habsburg und Luxemburg, welche sich den Versuch nicht verdrießen ließen, die rohen, aber ebenso unverbrauchten und frischen Kräfte dieser Länder zu schleifen. Im Süden und Osten umschloß die österreichische und luxemburgische Macht mit fester Mauer Bayerns Gaue, und hinter diesen Mächten hatte sich bereits weiter nach Osten ein drittes Reich zusammengeschlossen, das ungarisch-polnische. Und auch von Westen und Nordosten drohte Bayern die Umfassung. Die landesherrliche Macht der Habsburger, Württemberger, der Burggrafen von Nürnberg und Luxemburgs schienen sich hier zu festem Ringe verdichten zu wollen. Auch in Württemberg war bereits das Unteilbarkeitsprinzip zur Anerkennung und Geltung gelangt. Bayern war auf seine innern Aufgaben zurückgeworfen. Ein Anfang wurde gemacht, aber lange wird es dauern, bis die gärenden Kräfte so ausgeglichen sind, um diese innere Arbeit mit Stetigkeit und Energie verfolgen zu können. Ein Anfang, welcher der Aufzeichnung wert ist! Am 25. November 1373 trafen die Bayernherzoge zu Landshut die Bestimmung, daß ihnen selbst und ihren Gegnern bei ferneren Kriegen alles Sengen und Brennen untersagt sein solle, und am 30. April 1375 wurde mit Oesterreich ein Vertrag geschlossen, der Handel und Verkehr sicher stellen und das barbarische Recht der „Grundruhr" (Bodenberührung) aufheben sollte. Ist es das lebenweckende Frührot einer humaneren, besseren Zeit, welches uns leuchtet? Oder ist es das Abendrot einer waffenstarken und kampfesfrohen Zeit, welches den erschöpften und ermüdeten Trägern dieser Zeit die ersehnte Ruhe verkündet?

Bayern bis zum Tode Herzog Friedrichs (1392). Neue Landesteilung (1393).

Der erste Krieg mit den Städten bis zum Landfrieden von Eger (1389).

Bei dem Tode Herzog Stephans II lebten von den Söhnen Kaiser Ludwigs nur mehr der Exmarkgraf von Brandenburg Otto, Albrecht, der Herzog von Niederbayern-Holland, und dessen geisteskranker Bruder Wilhelm I von Holland. Alle drei treten zurück. Das Leben in Bayern fließt von der jüngeren Generation, den Söhnen Herzog Stephans II, Stephan III, dem Kneißel, Friedrich und Johann II. Was den Charakter der drei Brüder betrifft, so ist der älteste Stephan wohl als der gehaltloseste zu bezeichnen. Von seiner Prunksucht nannte man ihn den „Kneißel". Er wird, wie wir sehen werden, zum fürstlichen Abenteurer, ein Mann des Verfalls, wie denn die von ihm begründete Linie schon mit wenigen Generationen mit einem Krüppel an Leib und Seele ausstirbt. Der Mann ist Gegenstand von Spott- und Schmähberichten geworden, doch erscheint er uns dazu selbst nicht bedeutend genug.

In dem zweiten der Brüder, Friedrich, tritt eine große Begabung, eine seltene Rührigkeit, aber ebenso das untrügliche Zeichen der Decadence hervor. Sein Leben besteht aus einem fortwährenden Vermitteln und reaktionären Ringen gegen Kräfte, denen Herr zu werden außer seiner Macht, außer der Macht eines jeden lag, da sie dem fortfließenden Leben des Volkes selbst entströmten. Wir werden den Herzog in Situationen sehen, in denen er mit dem adeligen Raubrittertum seiner Zeit, mit der hervorragendsten Bildung der Verfallsepoche, nur zu große Aehnlichkeit zeigt.

Der dritte Bruder Johann tritt weniger hervor, die glänzenden Kleider Stephans und die glänzende politische Virtuosität Friedrichs leuchten zu stark. Wo es dennoch geschieht, daß Johann hervortritt, zeigt er klaren und gesunden Blick und das Streben, den Anforderungen der Zeit nach Möglichkeit gerecht zu werden. Auf ihm beruht die Zukunft des Geschlechts, dem nicht mehr Prunk und geniale Findigkeit, sondern nur noch ernste und gesunde Arbeit aufzuhelfen vermögen.

Bayern ist kein Städteland. Wir wissen es. Es ist Bauernland. Es ist ein Land, welches dazu bestimmt scheint, zur Domäne seiner Fürsten zu werden. Und wenn dies geschieht, wenn sich der Rückschritt hier vollzieht zu einem Kreuzungspunkte, wo die Bahnen einerseits von der alten Domanialverfassung zur absoluten Monarchie, andrerseits zur vollen Zersplitterung durch das Lehenswesen hinausführten, so werden wir Bayern zwar nicht an der Spitze der deutschen Territorien gewahren, wohl aber seiner eigenen inneren Konsolidierung zustreben sehen. Wir wissen, daß Rückschritt und Stagnation in

gewissem Sinne zu erwarten sind, wir wissen andrerseits, daß das bayerische Leben eine Zurückweisung von dem allgemeinen Leben des deutschen Volkes erfuhr, wir erwarten demnach größeren Indifferentismus diesem allgemeinen deutschen Leben gegenüber, andrerseits das Streben nach auswärtigen Verbindungen.

Die bewegenden Gegensätze sind uns gegenwärtig. Es ist die jugendliche, noch vielfach den territorialen Erdgeschmack an sich tragende Städtekultur mit ihrem Gefolge von ökonomischen, sozialen und geistigen Aenderungen des nationalen Lebens, welche den Kampf aufgenommen hat gegen die Gebilde der älteren Epoche, der Epoche der nationalen Kindheit, der Ackerbauzeit, wie sie uns namentlich in dem Feudalwesen und dem mystischen Kosmopolitismus und Universalismus des Christentums entgegentraten. Uebersieht man die nun folgenden Jahre der bayerischen Entwicklung, so bleibt uns der Eindruck eines politischen Abenteurertums nicht erspart. Es kämpft die fürstliche Tradition mit den realen Verhältnissen, und immer klarer tritt zu Tage, daß Bayern allein nicht imstande ist, zur Verwirklichung dieser Tradition die Mittel zu liefern. Damit werden die Fürsten von selbst auf fremde Bahnen gedrängt. Der ewig sie beschwerenden Finanznot ein Ende zu machen, versuchen sie alles mögliche, ohne damit auch nur in irgend einem Punkte ein befriedigendes, die bayerische Entwicklung förderndes Resultat zu erzielen. Wenn wir aber in der damaligen Zeit nach finanziellen Kräften Umschau halten, so finden wir dieselben fast nur in den Städten. Von Natur aus fiel daher den bayerischen Herzogen in dem bald anhebenden Städtekrieg eine hervorragende Rolle zu. Ist diese Rolle der Wittelsbacher den schwäbischen Städten gegenüber in der Vorgeschichte beider hinreichend begründet, erscheint uns selbst die reaktionäre Auffassung dieser Rolle von seiten der Wittelsbacher erklärlich, so führen uns die Bestrebungen Stephans III den Städten Italiens gegenüber vollauf in das Gebiet politischer Phantasterei.



Siegel Johanns II, Herzog in Bayern. Originalgröße. Nach einem Abdruck im Reichsarchiv zu München.

Am 10. Juni 1376 wurde Karls IV Sohn Wenzel zu Frankfurt von den Kurfürsten gewählt. Aber auch der Urheber der goldenen Bulle verschmähte es nicht, die Zustimmung der Kurie zu dieser Wahl einzuholen. Und diese hinwiederum erlaubte sich, das Gesuch des Kaisers und ihre Gewährung desselben vorzudatieren, als hätte Karl schon vor der Wahl die Zustimmung des Papstes nachgesucht. Die Kurfürsten machten dem Kaiser Vorwürfe wegen des Schrittes, allein Vorwürfe von der Seite waren wohl zu ertragen, da doch sie erst ihre Abneigung gegen die Wahl Wenzels sich hatten mit enormen Geldsummen vom Kaiser korrigieren lassen. Die Wahl aber stieß auf einer anderen Seite auf energischen Widerspruch.

Karl mochte die schwäbischen Städte, seine alten Widersacher, längst für gedemütigt halten. Wie aber die Räubereien und Erpressungen Waldemar Atterdags Lübeck und seine Bundesgenossen im Jahre 1367 zu definitivem Handeln antrieben, so nun diejenigen Karls IV und des Württembergers Ulm und seine Genossen. Ist es nicht bezeichnend für den innern Zusammenhang des Städtelebens, daß wir von dem Chronisten der nordischen Stadt Heinrichs des Löwen Nachrichten über die Bewegungen in der Stadt Ulm erhalten, „die da ist das Haupt von den Städten und von dem Lande.“ Und Lübecks Schwesterstadt — München? Wir werden sehr bald von ihr hören. Die Städte aber fürchteten, der Kaiser möge, wie er die Stimme des Pfalzgrafen Ruprecht mit der Verpfändung der Reichsstädte Oppenheim, Odernheim und Kaiserslautern gewonnen, auch die der andern mit gleicher städtischer Münze bezahlen. In dem Schreiben der Bundesstädte an Frankfurt vom 8. November 1376 wird dieser Grund mit den Worten angegeben: „do wart uns zu ettlicher masse kund gedan, daz er (der Kaiser) undir uns stedin zu Schwabin ettlich virseczen und von deme heilgen riche gebin wolde also er auch daz gedan hat, und vil andirs des richis gut domit. Und dozu wart uns auch zu erkennen gebin, daz er uns abir bescheczin und gut abenemen wolde.“ Während nun die Fürsten sich anschickten, den Neuerwählten nach Aachen zur Krönung zu führen (6. Juli),



Bürger, bewaffneter Städter und Mann aus dem Volke. 1360—1400.

traten in Schwaben zunächst 14 Städte, meist der Landvogtei Oberschwaben angehörig, zu einer Einigung zusammen. In ihrem Bundesbriefe vom 4. Juli 1376 versprachen sie einander Beistand und Hilfe gegen jeden, der sie bei ihren Rechten und Freiheiten bekümmern, angreifen oder drängen würde, es wäre mit Schatzung, Verpfändung oder mit anderem, und verpflichteten sich, wenn eine Ermahnung vom Kaiser an sie ergehe, nur gemeinschaftlich zu handeln. Das „Reich" war von der Gegnerschaft des Bundes ausgenommen, aber wir wissen, daß Kaiser und Reich nicht identisch sind, daß die Züricher das Reichsbanner aufzogen, als der Kaiser vor ihren Mauern lag. Der Bund war bis zum 23. April 1380 abgeschlossen. Bezeichnend für den Scharfblick der Stifter dieses Bundes, welche wir wohl in den Ulmer Bürgermeistern Hartmann Ehinger und Konrad Besserer erblicken dürfen, ist die Bestimmung, daß zu jeder Vermehrung der gemeinsamen Verpflichtungen ein Mehrheitsbeschluß, zu jeder Minderung derselben volle Einstimmigkeit erforderlich sei. Ulm und Konstanz stellten zu den gemeinsamen Tagfahrten in Biberach je zwei, die übrigen Städte einen bevollmächtigten Ratsherrn. Ausbleiben oder Verletzung der Bundespflichten ward mit hohen Geldstrafen belegt.

Karl IV glaubte über diese neue städtische Verbindung hinwegsehen zu dürfen. In Nürnberg versetzte er am 24. August 1376 dem Grafen Eberhard von Württemberg die Reichsstadt Weil in Niederschwaben, das Schultheißenamt in Eßlingen und Gemünd und die Dörfer in der Birse bei Rottweil um 40 000 Goldgulden. Die Folge war, daß die Stadt Weil sofort dem Bunde beitrat, der sich außerdem durch den Beitritt der Städte Kaufbeuren und Kempten, dann Eßlingens (1. Januar 1377) verstärkte. Von dem Württemberger aber befürchteten die Städte, daß er sie der Reichsfreiheit berauben und zu Landstädten herabdrücken würde. So verweigerten sie dem Könige Wenzel die Huldigung. „Karl fühlte sich im Bunde mit dem Papste und den deutschen Fürsten diesem Widerstand vollkommen gewachsen." Von beiden Seiten wurde gerüstet. Doch schon durchhallte der Donner der neuen Schußwaffen die damaligen Schlachtfelder und verkündete das Nahen einer neuen Zeit, in der Rittertum und Ritterburgen in Trümmer gehen und die Kraft der Heere auf die Fußtruppen übertragen werden sollten. Damals zuerst erscheinen im städtischen Dienst Söldner zu Fuß in gesteppter Jacke, mit Lanze und Armbrust, die sogenannten „Knechte von der Freiheit". Noch im Herbst 1376 zog der Kaiser herauf gegen Ulm. Aber da sah er sich einer Kraft gegenüber, der die Greisenhand des Kaisertums nicht mehr gewachsen war. Die Herzoge von Bayern, Stephan III und Friedrich, übernahmen als Landvögte von Oberschwaben die Vermittlung. Es kam zu einem Stillstand, der Kaiser zog am 9. Oktober wieder ab und begab sich nach Nürnberg, wo der Streit auf einem Reichstag beigelegt werden sollte. Noch schienen die Herzoge unentschieden, auf welcher Seite sie Stellung nehmen sollten. In Nürnberg entschieden sie sich, als die Boten der Städte ausblieben, da die württembergischen Amtleute den Vergleich gebrochen hätten. Herzog Friedrich versuchte noch einmal eine persönliche Unterhandlung, drang aber nicht durch. So trat er auf des Kaisers

Seite, wo auch der Württemberger stand. Daß Herzog Stephan III auf diese Seite trat, ist nicht zu verwundern, und Friedrich mußte, ob er wollte oder nicht, ihm nachgehen.

Dem Ungestüm Stephans III, der den Ulmern sofort seinen Absagebrief zusandte, ward ebenso schnell ein Dämpfer aufgesetzt. Die Ulmer zogen vor das bayerische Weißenhorn und brannten und raubten in seiner Umgebung. Eine andere Plünderungskolonne von achtzig Mann „Freiheit" überfiel den Herzog und einen bayerischen Ritterhaufen in Alpeck und raubte das bayerische Banner. Da traten die Herzoge noch einmal vom Kampfe zurück. Der besonnene Rat Friedrichs scheint die Oberhand gewonnen zu haben. Aber auch die Luxemburger überließen den Kampf ihren Bundesgenossen, von denen zuletzt nur mehr der eigentliche Anstifter, Eberhard von Württemberg, im Felde stand. Und diesen erreichte nun im Mai 1377 in seinem Sohne Ulrich das Schicksal. Vor Reutlingen kam es zum Kampfe, in welchem die Reutlinger Sieger bleiben. Ueber 70 Ritter und Knechte des Württembergers deckten das Kampffeld, das württembergische Banner wurde erobert, während das Aufgebot der Reutlinger nur 13 Mann verlor.

Karl IV hatte sich nach der Mark Brandenburg begeben und seinen Sohn Wenzel mit der Führung der Angelegenheiten in Süddeutschland betraut. Wenzel aber ergriff nun die Sache der Städte. Am 31. Mai 1377 traf er in Rotenburg a. d. T. ein Abkommen mit den Städten. Er befreite alle Städte, „welche sich wider seinen Vater und ihn gesetzt hätten," von der Reichsacht und gab ihnen einen Sühnebrief, in dem er sie seiner Huld versicherte; er bestätigte am gleichen Tage den achtzehn Städten, da er sie „so geneigt und unterthänig und auch so geständig an ihm und dem heil. römischen Reich" gefunden habe, ihre Freiheiten, Gewohnheiten und Rechte, die Verpfändungen wurden zurückgenommen, ihr Bündnis anerkannt und den Städten der obern Landvogtei Niederschwaben wurde das Versprechen gegeben, daß er die Landvogtei über sie niemals den Herren von Württemberg oder Hohenlohe übertragen werde.



Siegel Kaiser Wenzels.
Original-Größe 10½ cm. Aus dem Reichsarchiv in München.

„Den Erfolgen der norddeutschen Städte unter der Leitung von Lübeck stellt sich dieser Sieg der schwäbischen unter derjenigen von Ulm ebenbürtig an die Seite. Ihre rasche und entschlossene Erhebung durchbrach mit einem Schlage das System, durch welches Karl IV sie seinem fiskalischen Interesse dienstbar zu erhalten gesucht hatte. Karl selbst gab am 15. Juni in Tangermünde die Zustimmung zu der Rotenburger Sühne, worauf Wenzel die Huldigung der renitenten Städte entgegennahm."

Der Friede war damit nicht hergestellt, da der Württemberger die erlittenen Einbußen nicht verschmerzen konnte. Wie er die Landvogtei in Oberschwaben an die Wittelsbacher verloren hatte, so stand der Verlust der niederschwäbischen Vogtei und mit ihr der Reichspfandschaften in Aussicht. Die Städte dagegen verstärkten ihren Bund immer mehr, in dem wir nun auch Nördlingen, Dinkelsbühl und Bopfingen finden. Wir wissen, daß diese drei den Wittelsbachern zur Entschädigung für den Verlust der Mark Brandenburg von dem Kaiser verpfändet worden waren. Der Bund zählte nun 32 Mitglieder, und seine Tendenz wuchs sich aus einer antiwürtembergischen zu einer antifürstlichen überhaupt aus. „Da gingen des Reiches Städte in Schwaben auf an Gewalt und Uebermut, und die Herrschaft Württemberg ab an Reichtum und versetzte viel Land und Leute und verkaufte große Gülte und Zinse, die sie den Bürgern in den Städten jährlich geben mußte. Auf dieselben Gülten und Zinsen ging oftmals großer Schaden von Leistungen oder Angriffes wegen. Darum nahmen sich die Herren von Württemberg wieder des Kriegs an, daß sie der Leistungen und Zinsen überhoben wären und sprachen, daß die schwäbischen Städte nicht hielten den Frieden, wie er beredet war und ungewöhn-

liche Kosten auf die Herren trieben mit Leistungen und Verpfändungen, mehr aus Mutwillen, denn mit Recht. Hierwider meinten dieselben Städte, daß die Herren hätten den Frieden gebrochen. Also ging vorgenannter Krieg wieder auf." So Königshofen, der Straßburger Chronist. Ja, der Bund hatte die Kühnheit, im September 1377 das Land Appenzell aufzunehmen. Und diesen kühnen Schachzug erwiderten die Herzoge Albrecht und Leopold von Oesterreich damit, daß sie sich im Februar 1378 zum Eintritt in den Bund entschlossen. Auch hier sprang Habsburg den Wittelsbachern wieder vor, wenn auch, wie wir sehen werden, diesmal nicht mit dem gewünschten Erfolg.

Gegenseitige Raub- und Plünderungszüge erfüllten das Frühjahr 1378. Endlich im August brachte Kaiser Karl zu Nürnberg eine Richtung zustande zwischen den Grafen von Württemberg und den Städten, nach welcher die ersteren die Landvogtei Niederschwaben verloren. Diese ging nun an Herzog Friedrich von Niederbayern über, der dem Kaiser im November 1377 die Vogtei im Elsaß gegen 30000 Gulden wieder zurückgestellt hatte. Friedrich versprach den niederschwäbischen Städten, wie im Jahre 1374 den oberschwäbischen, sie in ihren Freiheiten und Rechten zu schirmen.

Im April des Jahres 1378 war auch Papst Gregor XI gestorben. Sein Tod brachte den Beginn des großen kirchlichen Schismas. Zwei Päpste stritten um die Anerkennung der Welt, von denen sich Urban VI durch sofortige Anerkennung Wenzels die Anerkennung des Reiches gewann, während der Papst der französischen Partei, Clemens VII, seinen Sitz in Avignon aufschlug. Und dieses gleiche Jahr, welches der Christenheit und dem Reiche so große Veränderungen brachte und die Wiederherstellung des Herzogtums Schwaben für immer endgültig vereitelte, wurde auch Karls IV Todesjahr. Er starb am 29. November 1378 zu Prag.

„Uebersieht man seine Thätigkeit — sagt Nitzsch — und seine Erfolge bis zum Jahre 1376, so wird man zugeben müssen, daß Deutschland sich seit langer Zeit in keiner so energischen Hand befunden hatte, als in der seinigen. Er hatte es versucht, den alten feudalen Gewalten des Reiches neue Festigkeit zu geben und die republikanische Entwicklung der Reichsstädte zu verwirren und zu hemmen. Er hatte zweitens durch seine Beziehungen zu Avignon dem Reich den kirchlichen Frieden erhalten und die päpstlichen Prätensionen trotz seiner tiefen kirchlichen Devotion abzuwehren gewußt. Daß sein Verhältnis zur Kurie den Spott der Zeitgenossen erregte, ersehen wir aus den ironischen Bemerkungen Heinrichs von Diessenhoven; dennoch klingt eine gewisse Billigung dieser Politik auch aus seinen Worten heraus: Papst und Kaiser stimmten wohl überein, am meisten aber, wenn es galt, von ihren Untergebenen Geld zu sammeln und zu erpressen. Aber man kann sie entschuldigen, da sie sich Mühe um den Frieden gaben, der kaum ohne Geld verteidigt wird."

Aber noch auf ein Moment ist aufmerksam zu machen. Des Kaisers Resultate waren nur möglich infolge des Uebergewichts der böhmischen Monarchie; er zog, wie wir sahen, mit vollem Bewußtsein und ganzer Energie die Konsequenz einer historischen Entwicklung, und in dem Augenblicke, wo diese Basis ins Schwanken gerät, schwankt mit ihr das ganze auf ihr errichtete Gebäude. Dieser Moment trat, möchten wir sagen, mit seinem Tode ein, denn von seinen Söhnen erbte Wenzel Böhmen und das Reich, Sigismund die Marken, Johann von Görlitz lausitzische Gebietsteile; in Mähren waren bereits vorher die Söhne seines Bruders Johann Heinrich, Jobst und Prokop, zur Herrschaft gelangt. Diese Vielheit bedeutete die anhebende Zersplitterung der luxemburgischen Macht, die uns bestätigt wird, wenn wir nur auf dieser einen Bahn vorauseilen zu dem Augenblicke, da im Jahre 1397 die 1374 geschlossene Erbeinigung der Mark Brandenburg und Böhmens zerrissen wurde. Und zu alledem trat die Persönlichkeit Wenzels. Er war Königssohn. Wir wissen, was das bedeutet. Er war es aber zugleich in einer Zeit, die uns in ihren sittlichen und geistigen Produkten vollkommen den Charakter der Verfallsepoche zeigt. Und gerade in dieser Beziehung war Wenzel trotz seiner nicht gewöhnlichen Begabung ein Kind seiner Zeit.

Wenzel hatte, wie wir wissen, das Abkommen mit den schwäbischen Städten zustande gebracht. Um so merkwürdiger berühren uns die ersten Maßnahmen seiner städtischen

Politik. Am 8. Februar 1379 verschrieb er dem Herzog Friedrich von Bayern die schwäbischen Landvogteien auf weitere drei Jahre. Und wenige Tage später, am 25. Februar, versetzte er dieselben Vogteien nebst den Vogteien über Augsburg und Giengen dem Herzoge Leopold von Oesterreich. Man wußte also, daß man auf das Wort des jungen Königs nicht allzufest bauen durfte. Leopolds Absichten aber, die sich bereits durch seinen Beitritt zum schwäbischen Bunde verraten hatten, wurden dadurch nur noch offenbarer. Von seiten der Städte erfolgte daher die entschlossenste Antwort, die sie zu geben vermochten. Das Uebergewicht Habsburgs, dieses anerkannt gewaltigsten Regentenhauses Süddeutschlands, zu paralysieren, gab es nur ein Mittel: der Fürstenmacht weitere Fürstenmächte entgegenzusetzen. Im Juli nahmen die Städte die bayerischen Herzoge in ihren Bund auf. Gleichzeitig traten auch die pfälzischen Wittelsbacher und der Markgraf Bernhard von Baden in den Städtebund ein, und auch Augsburg erwiderte die Verpfändung an Oesterreich zu derselben Zeit mit seinem Eintritt in den Bund. Die erste Folge dieses energischen Auftretens der Städte war, daß König Wenzel und Herzog Leopold auf die Ausführung der erwähnten Verpfändung stillschweigend verzichteten.



Karl VI, König von Frankreich.
Nach einem Miniatur aus „Du Tillet, die Könige von Frankreich". Handschrift aus dem 14. Jahrhundert.

Abermals ein Sieg des Städtebundes! Sein Wachstum, sein mutiges Fortschreiten, sein Streben nach einer alle Städte umfassenden großen Allianz werden immer deutlicher. Am klarsten aber treten dieselben in den Befürchtungen und den aus ihnen fließenden Vorkehrungen der Gegner hervor. Der niedere Adel vor allem durfte um seine Stellung ängstlich besorgt werden, wenn er sah, wie seine Genossen von den Städten gezwungen wurden, Bürgerrecht bei ihnen zu erwerben, wie geistliche und weltliche Herren sich zu dem städtischen Bürgerrecht herandrängten und selbst Adelige, ja Fürsten in den Sold der Städte traten. Ein Graf von Henneberg stand als Kriegshauptmann in dem Dienste des aufblühenden Nürnbergs. Wollte der Adel dieser Bewegung nicht zum Opfer fallen, blieb ihm nichts anderes übrig, als das Beispiel der Städte nachzuahmen, in großen Verbindungen ein Gegengewicht gegen die Städtebündnisse herzustellen. Und mit überraschender Schnelligkeit sehen wir diese Ritterbündnisse denn auch in dieser Zeit aus dem Boden wachsen. Von Wiesbaden ging durch Zusammentritt rheinischer und wetterauischer Herren die Gesellschaft zum Löwen noch im Jahre 1379 aus. Sie ward „gemacht wider die Richstet, die den Bund mit enander hieltent", und erstreckte sich bald über das ganze südliche und westliche Deutschland. Mit den beiden Gesellschaften zu St. Georg und St. Wilhelm bedeckte sie das ganze eigentliche „Reich". Sie werden beschrieben als „gesessen in den Revieren und Kreisen, von dem Ufer zu Speier rheinaufwärts gen Straßburg, und von Straßburg vor dem Gebirg aufwärts gen Basel, und von Basel rheinaufwärts gen Bregenz, und von Bregenz vor dem Gebirg aufwärts gen München, und von München gen Ingolstadt, und von Ingolstadt gen Eichstätt, und von Eichstätt gen Regensburg, und von Regensburg bis gen Amberg, und von Amberg bis gen Eger,

und von Eger bis gen Koburg, und von Koburg bis gen Schweinfurt, und von Schweinfurt bis gen Miltenberg, und von Miltenberg bis gen Heidelberg, und von Heidelberg wieder gen Speier an das Ufer.“ Ist es nicht bezeichnend, daß dieser große Adelsbund sich gerade über jene Territorien erstreckt, auf denen die Herrschaft der Salier und Staufer vornehmlich beruht, daß auch er die Grenzen nicht überschritt, jenseits welcher aus der nationalen Opposition heraus jenen Kaiserhäusern die entschiedensten und unüberwindbare Gegner erwachsen waren? Ist es nicht bezeichnend, daß dieser Bund Oberbayern und die westliche Oberpfalz mit überspannte, während er an den Grenzen von Oesterreich, Niederbayern und Böhmen, dann im Norden an der sächsischen Grenze Halt machte? Aus längst totgeglaubten Zeiten tauchen die alten Gegensätze in neuen Wirkungen wieder auf, und mit einer verblüffenden Genauigkeit werden die Konsequenzen einer Entwicklung gezogen, wie wir sie in früheren Zeiten diesseits und jenseits dieser Grenzlinie verfolgten. Ist auch die Gewalt des alten Stromes versiegt, sein Bett ist erhalten und dient Sturzbächen und Regengüssen als Abflußrinne.



Königin Isabeau von Frankreich, Tochter Stephans von Bayern 1385—1422. Kostüm und Haube sind nach einer Zeichnung in der National-Bibliothek in Paris.

„Die Städte hatten weniger diese Bündnisse selbst, als die Gefahr zu befürchten, daß sich die Fürsten gegebenen Falles dieser Waffe gegen sie bedienen würden.“ In der That schlossen sich die Bischöfe Burkhard von Augsburg (1373—1404) und Friedrich von Straßburg dem Löwenbunde sofort an. Zugleich aber ist zu bemerken, daß dieser Ritterbund bereits weit über die Territorien des schwäbischen Städtebundes hinauswuchs. Schon im Jahre 1380 unternahm er einen erfolgreichen Angriff auf Frankfurt. Das Gleichgewicht herzustellen vermochten die Städte nur dann, wenn sie ihrerseits die Erweiterung ihres Bundes ebenfalls ins Auge faßten. Im August 1380 traten die elsässischen Reichsstädte zu einem Bunde zusammen, am 20. März 1381 folgten ihnen die rheinisch-wetterauischen Städte: Mainz, Straßburg, Worms, Speier, Frankfurt, Weißenburg und Pfeddersheim. Und nun kam es darauf an, ob diese Einzelbündnisse ebenfalls zu einem großen Gesamtbunde zusammenwachsen würden. Aber „di Wisen zu Strosburg sprochent, sü hettent von iren Vordern den Alten und den Wisesten dicke gehört sagen, das die rynesꝛchen Stette soltent keinen Bunt machen über Ryn zu den Schwoben oder zu andern, anders sü gewünnent niemer Ruwe. Das half alles nüt,“ denn das altertümliche Gerede der „Wisen“, nur zu sehr an das Fiasko des ersten Städtebundes vom Jahre 1254 erinnernd, wurde diesmal von der Macht der realen Verhältnisse und den neuen zünftischen Politikern überstimmt. Am 17. Juni 1381 kam zu Speier ein Bündnis des schwäbischen Bundes mit dem Verein der rheinisch-wetterauischen Städte zustande, welches bis Weihnachten 1384 dauern sollte. Als Gegner des Bundes waren ausgenommen nur der König und die

fürstlichen Verbündeten der schwäbischen Städte, Bayern, Baden und Herzog Leopold von Oesterreich, doch nur so lange galt diese Ausnahme, als nicht ein städtischer Bundesgenosse eidlich versicherte, es geschehe ihm von einem der Ausgenommenen Unrecht. Und nur zu bald sollte sich der natürliche Gegensatz zwischen den städtischen und fürstlichen Bundesgenossen offenbaren.

Herzog Otto von Bayern war am 15. November 1379 auf seinem Schlosse Wolfstein gestorben. Die bayerischen Neffen traten seine oberpfälzische Erbschaft an, glaubten aber, sich gegen das bestehende Auslösungsrecht König Wenzels sicherstellen zu müssen. Sie knüpften deshalb Unterhandlungen mit Herzog Albrecht von Oesterreich an, die zu einem Bündnisse führten. Wenzel hielt mit der Einlösung der verpfändeten oberpfälzischen



Einzug der Königin Isabeau, Herzogin von Bayern, in Paris.
Zeichnung nach einem Miniatur aus der „Chronik von Froissart". 14. Jahrhundert.

Gebiete an sich, da er Herzog Stephans III in der römischen Frage bedurfte. Der Herzog sollte mit Papst Urban VI über die Kaiserkrönung Wenzels verhandeln, und als er deshalb nach Italien aufbrach und nach Mailand kam, erfolgte hier die Verabredung einer dritten Verbindung der Wittelsbacher mit dem Hause der Visconti. Herzog Friedrich, dessen Gemahlin im Oktober gestorben war, sollte der Schwägerin Stephans, Magdalene Visconti, die Hand reichen. Die Heirat kam 1381 zustande. Stephan reiste weiter nach Bologna. Was er in Rom erwirkt, wird nicht mitgeteilt. In der Zeit nun, da der Städtebund eine so große Ausdehnung nahm, war Herzog Friedrich von König Wenzel beauftragt worden, die den Bayern verpfändete Regensburger Judenschaft außerordentlich zu besteuern. Dem widersetzte sich die Stadt, und als die Herzoge Stephan und Friedrich mit einem Angriff drohten und die Hilfe des Bundes gegen Regensburg anriefen, da



Elisabeth (Isabeau) von Bayern zieht als Königin in Paris ein 1389.

Nach dem Gemälde von Schwoiser.

hatte dieser die Kühnheit, die Stadt Regensburg auf ihr Gesuch hin am 2. September 1381 in den Bund aufzunehmen. Am 21. Februar 1382 entschied König Wenzel, auf den man sich geeinigt hatte, zu gunsten der Stadt und ihrer Judenschaft. Die Herzoge aber hatten Grund, sich über die Haltung des Städtebundes zu beklagen.

Wie hier in Regensburg, welches der bayerischen Landeshoheit entschlüpft war, gärte es auch stets noch an der niederbayerisch-salzburgischen Grenze. Hier kollidierten die Interessen der österreichischen und bayerischen Landeshoheit. Die Grafen von Schauenberg an der Enns suchten sich der österreichischen Landeshoheit zu erwehren. Das drängte sie auf die Seite Bayerns. Dieses aber suchte sich im Salzburgischen auszudehnen, und Salzburg hinwieder suchte Anschluß an Oesterreich. Es kam in den Jahren 1380—82 zu blutigen Explosionen, welche dahin führten, daß die Schauenberger der Lehenshoheit Oesterreichs verfielen, Bayern von dem Berchtesgadener Gebiet zurückgewiesen wurde. Außerdem blieb alles beim alten, da die drohende Macht der Städte derartige fürstliche Streitigkeiten als sehr unzeitgemäß erscheinen ließ. Am 5. Dezember 1382 wurde ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen den drei bayerischen Herzogen, Oesterreich, Salzburg, dann den Bischöfen Johann von Passau und Dietrich von Regensburg abgeschlossen und am 8. Dezember gelobten sich die Herzoge von Bayern und Leopold von Oesterreich in Burghausen gegenseitige Hilfe für den Fall, daß sie von den Reichsstädten oder Städtebünden angegriffen würden.

Die bayerische Politik schweifte alsdann wieder einmal sehr weit aus. Im Sommer 1383 eilte Herzog Friedrich in das Lager des französischen Königs vor Arras, und nahm an seinen Kämpfen teil, welche noch einmal zur Herstellung des Uebergewichts des französischen Adels über die Demokratie der flandrischen Städte führten. Die Herzensmeinung Friedrichs ist aus diesem Zuge wohl zu erkennen, und die Folge der damals angeknüpften Verbindung, bei der davon gesprochen wurde, Friedrich gegen ein Jahrgeld von 4000 Francs zum französischen Lehensmann zu machen, war die im Juli 1385 zu Amiens gefeierte Hochzeit König Karls VI von Frankreich (1380—1422) mit Elisabeth (Isabel), der Tochter Herzog Stephans III von Bayern. Den Weg, den die Luxemburger betraten, wandelten nun die Wittelsbacher nach. Ob zum Glück oder Unglück Bayerns, das mußte die Zukunft entscheiden. Eins aber ist gewiß, so romantisch und abenteuerlich die Erzählungen sind, welche diese Heirat zum Gegenstande haben, so abenteuerlich erscheint uns die Politik, welche zu ihr führte. Da ist nichts von dem geschlossenen, zielbewußten Streben zu bemerken, welches die Politik König Johanns von Böhmen und Philipps VI von Frankreich kennzeichnete. Wohl aber zeigen uns diese mit Mailand und Paris angeknüpften Verbindungen, daß die Entwicklung der bayerischen Fürstenmacht ihr ruhiges Gleichgewicht verloren hatte und diese nun auch von der alten Heimstätte sich loszulösen drohte.

Das tritt auch in dieser Zeit offen zu Tage in dem Verhältnis der Herzoge zu ihrer Hauptstadt München. Wir wissen, daß Oberbayern und Niederbayern in eine getrennte Entwicklung eingetreten waren. Dieses folgte mehr der Art der östlichen Länder, während die längere und innigere Verbindung Oberbayerns mit der rheinischen Pfalzgrafschaft, sowie andrerseits geradezu die geographische Lage Oberbayern vielmehr der westlichen Kulturentwicklung nachgeführt hatten. Die Herzoge hatten das Uebereinkommen getroffen, daß Otto und Friedrich Niederbayern, und die beiden andern, Stephan und Johann, Oberbayern verwalten und nach zwei Jahren in dieser Verwaltung wechseln sollten. Die letzte Bestimmung war nicht zur Ausführung gekommen, Niederbayern blieb bei Otto und Friedrich und nach Ottos Tode (15. November 1379) bei Friedrich allein. Johann aber war damit nicht einverstanden und drang auf die Teilung, zu welcher sich die Herzoge im Juni 1384 zu Ingolstadt entschlossen. Da legten sich die Stände des Oberlandes ins Mittel und baten, sie bei den Briefen zu belassen, wonach das Oberland nicht geteilt werden dürfe. Eine besondere Stellung nahm dabei die Stadt München ein. Sie hatte den Tag gar nicht beschickt, sondern wandte sich an die Städte, um ein gemeinsames Vorgehen zu beraten. Darüber zur Rede gestellt, wiesen die Münchener Ratsherren auf ihre guten Briefe, an die treulich zu halten sie eidlich gelobten. Die älteren

Brüder aber konnten auch mit Johann zu keiner Einigung gelangen. Dieser aber mußte doch einsehen, daß die Politik der Stadt München nicht so radikal und energisch war, um ihm Hoffnung auf eine gewaltsame Durchsetzung seiner Ansprüche machen zu können. Er trat den Brüdern näher und einigte sich am 10. Dezember zu Aichach mit ihnen, „drei Jahre ungeteilt bei einander bleiben zu wollen". Die Teilung also ward direkt vermieden infolge des unsichern Verhaltens der Stadt München. Johann mußte sich seinen Brüdern zur Hilfe gegen die etwa ungehorsamen Münchener verpflichten und versprechen, sich nimmer zu erlauben, eine Stadt oder einen Markt zu vertreten, die sich gegen Stephan oder Friedrich aufwürfen. Das Interesse der Landesherren gewann dem der Städte den Vorsprung ab. Eine Sühne der Gegner ward alsbald bewerkstelligt. Also auch hier, in Bayern selbst, ein Symptom des großen Gegensatzes zwischen Fürsten und Städten.

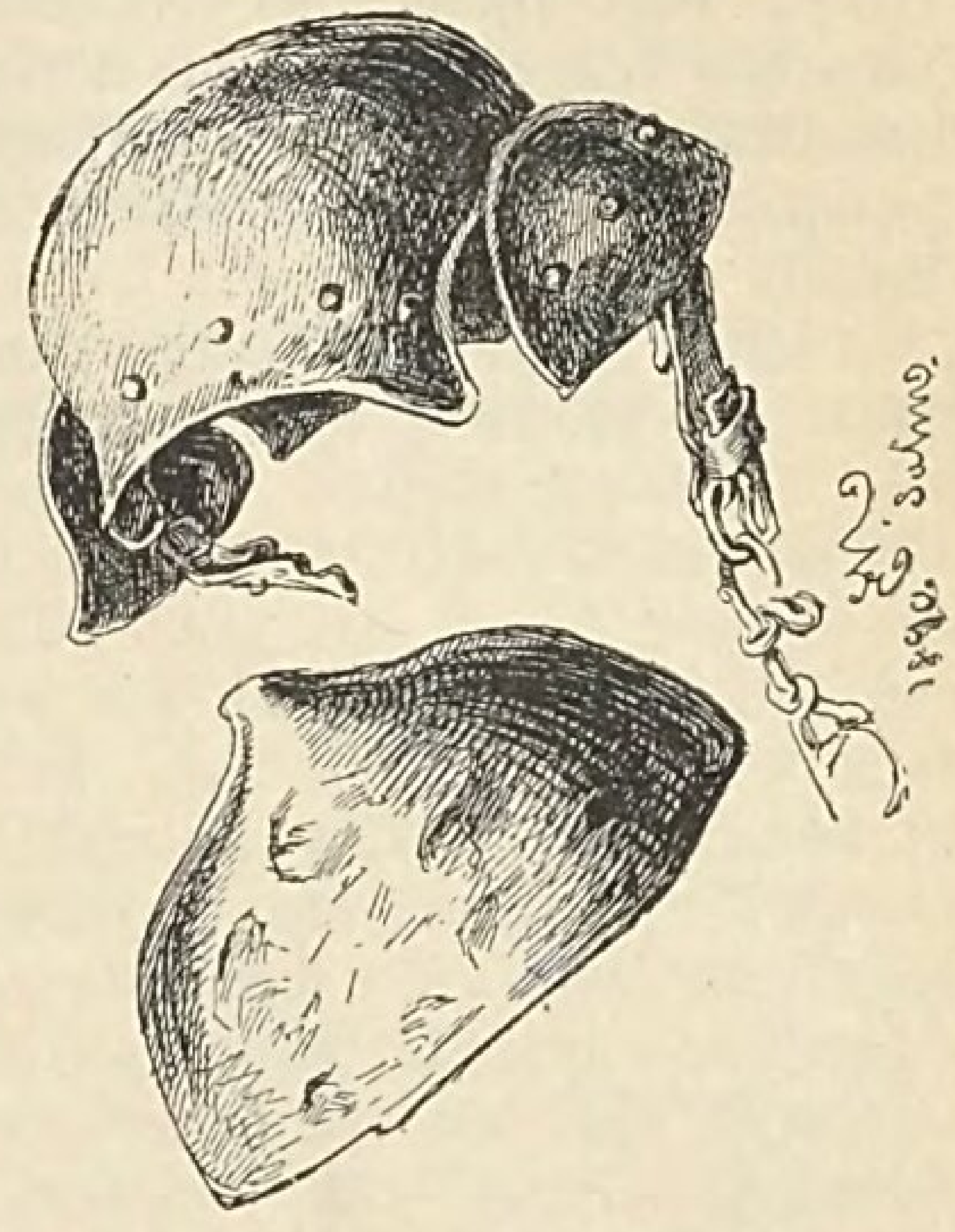
Was Karl IV durch die goldene Bulle hatte verhindern wollen, geschah nun dennoch. Das Städteleben ließ sich durch dieses Pergament in seiner Entfaltung nicht hemmen. Es war natürlich, daß König Wenzel und die Kurfürsten den Versuch machten, den Bestimmungen der goldenen Bulle dennoch Anerkennung zu verschaffen. Allgemeine Landfriedenseinigungen sollten, wie schon unter Karl IV, diesen Sonderbündnissen gegenüber ein Gegengewicht bilden. Und als nun auf einem Reichstag zu Frankfurt im September 1381 ein Landfriedensentwurf vorgelegt wurde, welcher das Reich in vier Quartiere teilte, alle Sonderbündnisse verbot, die Aufnahme von Pfahlbürgern untersagte und die Anerkennung Urbans VI aussprach, antworteten die Städte mit einem Gegenentwurfe, „in welchem die Anerkennung Urbans und die Erklärung über die Pfahlbürger übergangen, dagegen das selbständige Bündnisrecht gewahrt wurde." Die Stadt Ulm erließ noch im gleichen Monate eine Einladung in Sachen des Bundes gegen die St. Georgen-Hauptleute, und im November kam es zu einer Expedition der Städte gegen den Adel im östlichen Schwaben, die von vollem Erfolg gekrönt war. Herzog Leopold von Oesterreich vermittelte zwischen den Gegnern, und wie von königlicher und fürstlicher Seite eine größere Zusammenfassung versucht worden war, so versuchten eine solche nun auch die Städte. Am 9. April 1382 trat eine allgemeine Einigung der Stände ins Leben, worin die drei Hauptparteien, der Herzog Leopold von Oesterreich, die drei Adelsgesellschaften zum Löwen, St. Wilhelm und St. Georg mit dem Grafen Eberhard von Württemberg an der Spitze und die 34 Städte des schwäbischen Bundes sich zum Schutze des Landfriedens verbanden. Daneben blieb der städtische Bund fortbestehen. Am 28. September 1382 ward er bis zum April 1395 erneuert, und am 15. Oktober wurde ebenso der Vertrag mit den rheinischen Städten bis Weihnachten 1391 verlängert. König Wenzel war, wenn diese Einungen Bestand erhielten, überflüssig geworden, denn die Städte nahmen in die Hand, was seines Amtes war: den Schutz des allgemeinen Friedens. Mit ihrem Bund vom 9. April „war es darauf abgesehen, dem königlichen Landfrieden den Rang abzulaufen."



Contra-Siegel des Kaisers Wenzel.
Aus dem Reichsarchiv in München.

Wir halten einen Augenblick an. In den Versuchen der schwäbischen Städte, ihren Bund zu erweitern, liegt eine klare Tendenz vor. Es ist nicht nur das Bestreben, durch größere Anhäufung von Kräften einen festeren Bestand zu gewinnen, sondern allmählich arbeitet sich ein weiteres Motiv aus diesem Streben heraus: der Wille zur Herrschaft. Noch unklar und undeutlich verfolgt er seinen Weg bald durch Anlehnung an die Fürsten, bald an die Ritterbünde, bald an weitere städtische Kreise. Es ist klar, daß nur auf dem letzten Wege das Ziel zu erreichen gewesen wäre, und ein Blick nach Norden, auf den großen Bund der deutschen Hanse, genügt, um uns eine Perspektive zu eröffnen, die großartig ist. Fließen alle diese städtischen Kräfte in einer großen Einigung zusammen, so wird der Geist der Demokratie über Deutschland die Herrschaft gewinnen. Wir wissen, daß dies nicht geschah, und die Frage drängt sich auf: warum nicht? Aus der Chronik Detmars, des Franziskaners in Lübeck, erfahren wir, daß man im Norden

der Bewegung im Süden des Reiches große Aufmerksamkeit schenkte. Daß die Fürsten ein solches Zusammenfließen der städtischen Elemente befürchteten, ja teilweise als geschehen betrachteten, werden wir sehen. Und doch vollzog sich dieser Zusammenfluß auch nicht entfernt in dem Maße, daß wir von einem großen Städtebund reden dürften. Ueber Sympathiebeweise und Verhandlungen kam man nicht hinaus.



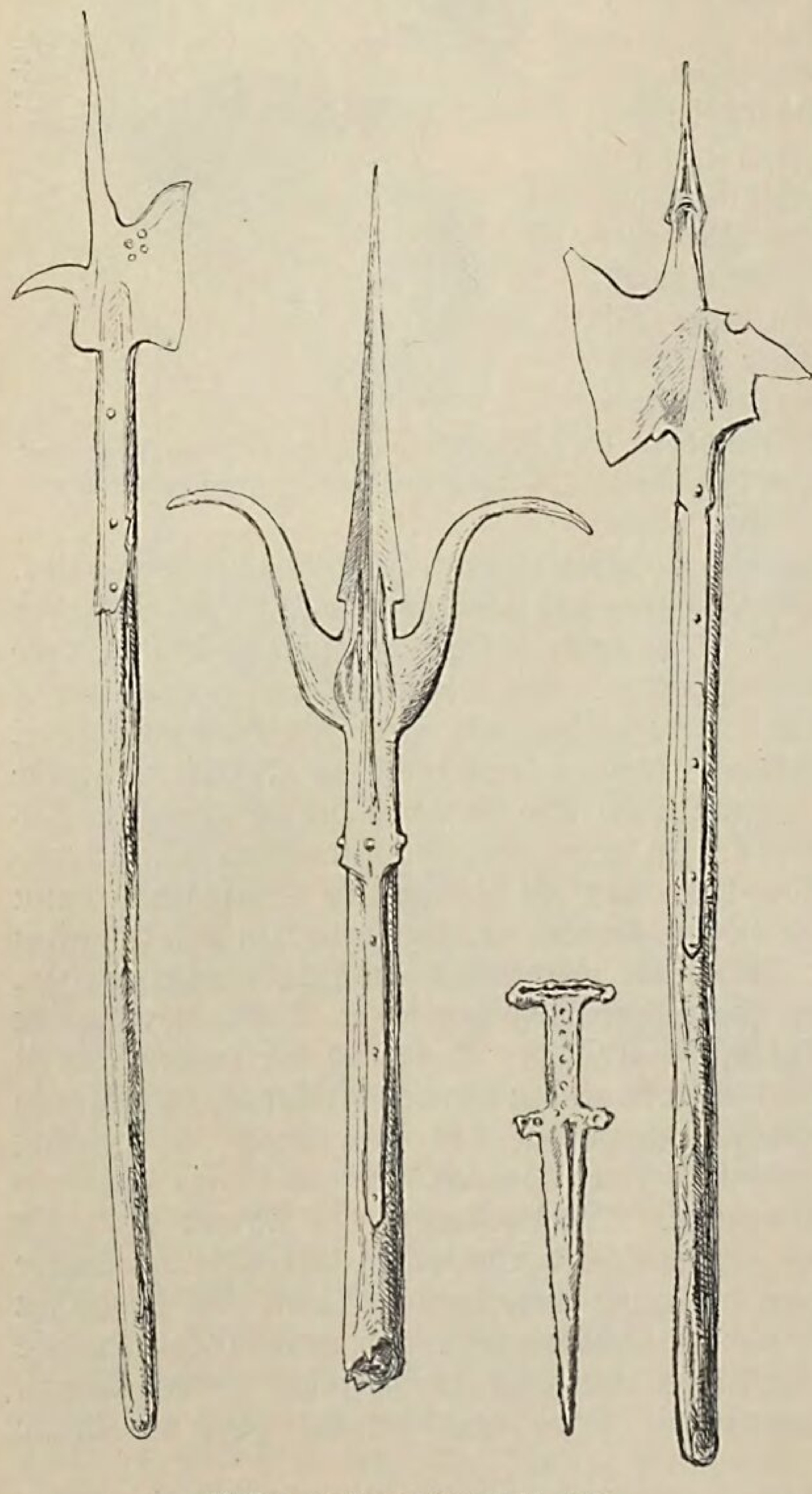
Kesselhauben (Bassinet) aus dem 14. Jahrhundert. Originale im Nationalmuseum zu München.

Die Städte blieben in zwei große Gruppen gespalten: den rheinisch-schwäbischen Bund und die Städte der deutschen Hanse. Der Grund davon lag in ihrer innern politischen Verfassung. Fast in allen Hansestädten war diese aristokratisch; die Regierungsgewalt lag ausschließlich in den Händen der Patrizier. Und dabei bemerken wir wiederum die unbesiegbaren Einflüsse der örtlichen Lage und der Zeitalter der Entwicklung. Wir stehen auf einem Gebiete, welches sich gegenüber der universalistischen Tendenz des Kaisertums einen bedeutenden Grad von Selbständigkeit gewahrt hatte. Es ist das Gebiet der alten sächsischen Opposition. Zudem dürfen wir die Städte dieses Gebietes fast alle ohne Ausnahme als verhältnismäßig jugendliche Bildungen betrachten. Sie kamen empor, als die romanisch-christliche Kultur des Westens ihre Blütezeit hinter sich hatte; hervorgegangen aus einem letzten Vorstoße dieser Kultur, behaupteten diese Städte dennoch ihren territorialen, ihren deutschen Charakter. Ein weiterer Grund aber war der, daß diese Städte fast alle von vorneherein auf das Meer, als ihre Hauptnahrungsquelle, angewiesen waren. Nicht Industrie und Gewerbe, sondern der Handel, der Welthandel drückte ihnen sein Gepräge auf. Jugend und örtliche Lage also sind als der Mutterboden des aristokratischen Verfassungslebens dieser Gebilde in erster Linie zu betrachten. Diese territoriale Emanzipation der nordischen Städte hatte nun für das Innere Deutschlands einen rückschlagenden Erfolg. Auch hier kam es in den Städten zur Emanzipation von den alten aristokratischen und fürstlichen Gewalten. Aber hier ward sofort ein Schritt weiter gethan, der Schritt zur Demokratie. Neben den Handelsverbindungen dieser Städte mit Italien trat eine starke Entwicklung heimischer Industrie zu Tage. Diese aus der inneren Arbeit herauswachsende Bethätigung erst schuf das Interesse an den Handelsverbindungen, während zugleich diese innere Arbeit der Bevölkerung einen großen Teil ihrer Kraft mit Beschlag belegte, so daß die erobernde Tendenz, wie sie bei den Hansestädten von Natur aus vorlag, hier in zweite Linie zurückgedrängt wurde. Die Eroberung des Meeres dort, die Notwendigkeit innerer, industrieller Arbeit hier mußten den doppelten Charakter der Städte bedingen. Zudem trat dort jener Tendenz die ganze unverbrauchte Kraft der städtischen Bildungen fördernd zur Seite, während hier die Emanzipation nur nach langem Kampfe mit den bisherigen aristokratischen und fürstlichen Gewalten durchgeführt werden konnte. Das letzte Stadium dieses Kampfes erkannten wir in der siegreichen Bewegung der Zünfte gegen die Geschlechter.

Wir folgen unserem bewährten Führer Nitzsch, um den Unterschied beider Verfassungsgebilde an zwei Beispielen zu erkennen. Der Rat in Lübeck war ausschließlich Träger der politischen Hoheit und der gesamten Verwaltung; „er leitete die große Seepolitik, führte ihre Verhandlungen und hielt die Zünfte zugleich in strikter Abhängigkeit. Von einer eigentlichen Wahl war keine Rede, er wechselte alle drei Jahre; zwei Jahre blieben die Ratsmitglieder außerhalb der eigentlichen Ratsgeschäfte, im dritten kehrten sie auf ihre Sitze zurück; nur für die Gesetzgebung vereinigte sich der „sitzende" Rat mit dem „alten" Rat; die laufenden Verwaltungsgeschäfte, welche durchaus geheim geführt wurden, blieben in den Händen der ersteren. Es war ein allgemeiner Grundsatz der Seestädte, nach drei Jahren auch dieselben Bürgermeister wieder zu erwählen. Jeder

Bürger hielt Pferd und Waffen für den Dienst der Stadt bereit, die Zünfte waren gleichfalls kriegspflichtig, im übrigen warb man Söldner wie in Süddeutschland. Der Landkrieg war im Norden kostspieliger, als der Seekrieg; für die Flotte wurden Ratsherren als Befehlshaber bestellt, die Boots- und Kriegsleute erhielten einen geringeren Sold."

Dem gegenüber beruhte die gesamte Macht der süddeutschen Stadtrepubliken und damit des schwäbisch-rheinischen Bundes wesentlich auf der engen Verbindung und dem Zusammenwirken von Geschlechtern und Zünften. In Ulm bestand z. B. ein großer und ein kleiner Rat; jener enthielt zehn Mitglieder aus den Geschlechtern, zweiunddreißig aus den Zünften, dieser fünf aus den Geschlechtern, siebzehn aus den Zünften; in den Händen dieser Räte ruhte die eigentliche Gesetzgebung. Ihnen aber entzog die „Gemeinde", welche in Lübeck als solche überhaupt nicht politisch vertreten war, alle größeren Angelegenheiten: so die auswärtige Politik, größere Forderungen, Rüstung und Auszug zum Kriege. An der Spitze standen drei jährlich wechselnde Bürgermeister, die stets den Geschlechtern entnommen wurden. Dem regierenden Bürgermeister stand der Fünferausschuß als beratende Behörde zur Seite, in welchem ebenfalls Geschlechter und Zünfte zu zwei und drei vertreten waren.



Waffen aus den Jahren 1380—1500.
Originale im Nationalmuseum zu München.

„Daß die Zünfte in dieser Verwaltung prävalierten, ist klar; aber man darf dabei doch nicht übersehen, daß auch den Geschlechtern ein bedeutender Einfluß gesichert blieb. Wie die drei Bürgermeisterstellen stets den Patriziern offen gehalten wurden, so wählte man auch die Gesandtschaften aus ihnen; die Hauptleute gehörten meist dem Geschlecht der Besserer, die Stadtschreiber den Familien der patrizischen Kraften oder Neitharde an. Offenbar sind in diesen süddeutschen Republiken die Geschlechter zum Teil vollständig in die demokratische Bewegung hineingeraten. Es ist derselbe historische Zug, der uns in der Politik des Perikles und seiner Anhänger in Athen entgegentritt. Und dennoch erkannten die Zünfte die höhere politische Begabung der Geschlechter trotz ihres Sieges unwillkürlich an, wie einst die römische Plebs ihre leitenden Staatsmänner und Offiziere aus den patrizischen Geschlechtern zu wählen pflegte."

Wie nun im Norden infolge der notwendigen Kriege mit dem holsteinischen und dänischen Fürstentum eine größere Kraftsammlung notwendig, dadurch aber das Prinzip der monarchischen Aristokratie durchlöchert wurde, indem eine Vielheit zur Leitung der

allgemeinen Angelegenheiten der am Bunde teilnehmenden Städte naturgemäß berufen wurde, so erwachte auch infolge der größeren finanziellen und kriegerischen Anstrengung innerhalb weiterer Kreise der städtischen Bevölkerung das Interesse für die allgemeinen Angelegenheiten und mit demselben der Wunsch, an der Leitung derselben Anteil zu gewinnen. Die Erfüllung dieses Wunsches schien durch das kräftige Emporwogen der süddeutschen demokratischen Elemente, von denen die Ufer und Niederungen jenes jugendlich aristokratischen Gebietes teilweise überflutet wurden, näher gerückt. Kein Wunder, daß wir in diesen Zeiten denn auch in einer ganzen Reihe von nordischen Städten auf zünftische Bewegungen stoßen, so namentlich in Braunschweig (1374), Nordhausen (1375), Hamburg, Stade (1376) und selbst in Lübeck, der Metropole des Hansebundes (1380 und 1384). Die Folge dieser inneren Beunruhigungen war für Lübeck, „daß sich Holstein unter dem Grafen Klaus aufs neue zusammenschloß, daß sich Dänemark unter der Leitung Margaretens mehr und mehr konsolidierte", daß die norddeutschen Städte im Jahre 1385 die schonischen Vogteien nach den Bestimmungen des Stralsunder Friedens wirklich räumten. „In einem Gefühl von Resignation verzichtete der Rat von Lübeck auf die Früchte seines Sieges über Waldemar, um seine heimische Stellung den Zünften gegenüber zu sichern." Also auch hier zugleich mit den ersten demokratischen Regungen ein Zurücktreten aus der bisherigen Offensive in die Defensive, der Defensive gegenüber der fürstlichen Aristokratie einerseits und der zünftischen Demokratie andererseits. Der Erfolg ist klar.

Und doch, wenn dieser Zusammenfluß aller städtischen Kräfte stattgefunden hätte, wie groß wäre die Wirkung dieser Revolution auf Deutschland, auf Europa gewesen! Unfehlbar würden alsdann auch die landsässigen Städte der großen Bewegung nicht länger fern geblieben sein, wie wir ja schon einen schüchternen Versuch antifürstlicher Bewegung in München und den bayerischen Städten konstatieren konnten. Aber noch ein Grund tritt hinzu, welcher sich dem Zusammenfluß dieser Kräfte hindernd in den Weg stellte. Die städtischen kriegerischen Expeditionen Südwestdeutschlands verliefen ihrem demokratisch-defensiven Ursprung gemäß fast ohne Ausnahme in reine Beute- und Verheerungszüge. Dadurch trafen sie vor allem das flache Land, den Bauernstand und die Dörfer. „Die Städte brachten gar viel Viehs in die Städte, daß die Städte Kost genug hatten, daß man ein gutes Rind um einen Gulden gab und vier Schafe für einen Gulden, und hatten andere Kost genug, daß Korn und Wein wohlfeil war." So berichtet Ulman Stromer über die Kriegführung der Städte mit den Württemberger Grafen. Es ist klar, wie ein solches Vorgehen auf die Bauern wirken mußte, wie es namentlich da wirken mußte, wo, wie in dem Alpengebiete und in Gebirgsgegenden die Viehzucht noch den bedeutendsten Reichtum der Bevölkerung bildete. Daß das bayerische Bauernland also seine Interessen vielmehr auf anderer Seite, als auf der der Städte erblicken mußte, war natürlich, und vielmehr als die Fürstenmacht scheint uns die vorsichtige Erwägung dieses Umstandes bei der Dämpfung der Gelüste der Münchener Ratsherren mitgewirkt zu haben. Wir werden noch bemerken, daß die Bauern einen großen Teil der demnächst ins Feld rückenden fürstlichen Heere ausmachen werden.

Eine eigentümliche Stellung innerhalb der ringsum wogenden Bewegung nahm Nürnberg ein. Wir hörten von der Zunftrevolution im Jahre 1348 und der Wiederherstellung des aristokratischen Regiments durch Karl IV im Jahre 1349. An die Spitze der Verwaltung trat wieder der kleine Rat der sechsundzwanzig alljährlich erwählten „Bürgermeister". Der größere Rat der „Genannten" war politisch ohne Bedeutung. Doch mit dieser Wiederherstellung der alten aristokratischen Verfassung ward der vorhandene Gegensatz nicht aus der Welt geschafft. Zu jenen sechsundzwanzig Ratsmitgliedern traten im Jahre 1378 acht Handwerker als Vertreter der Zünfte. Der aristokratische Charakter der Stadtverfassung ward dadurch allerdings nur wenig geändert. Auch in Nürnberg haben wir es mit einem jener jüngeren Stadtgebilde zu thun, und wenn hier trotzdem die demokratische Untermischung teilweise stattfand, so müssen wir dies seiner kontinentalen Lage zuschreiben. „Die selbstbewußte Haltung des Nürnberger Patriziats hat ihren Ausdruck in dem Bau der Sebalduskirche gefunden, welcher das

Ordenshaus in Marienburg, die Fortsetzungen des Straßburger Münsters und die übrigen Bauten der Zeit an aristokratischer Würde entschieden übertrifft." Diese Stadt nun hatte bisher den Lockungen des Städtebundes zum Eintritt tapfer widerstanden, auch dann noch, als ihre Nachbarstädte Windsheim und Weißenburg im Januar 1383 diesen Beitritt vollzogen. Neben ihr stehen nur noch Rotenburg, Bern und Köln von der zünftischen Bewegung unbesiegt. Und von Nürnberg aus proklamierte nun Wenzel im März 1383 eine neue königliche Landfriedensordnung, welche sich im wesentlichen als eine offene Dokumentierung einer Allianz des Luxemburgers mit dem Fürstentum darstellt. Das Reich sollte in vier Quartiere geteilt werden, allen Fürsten und Herren wurde geboten, diesem Landfriedensbunde beizutreten und etwaige Bürgerrechte oder anderweitige Verbindungen mit den Reichsstädten sofort zu kündigen. Die Fürsten beeilten sich, dieser Aufforderung nachzukommen, so die Herzoge von Oesterreich und Bayern, allein die Städte blieben starr und kümmerten sich um die königlichen Verordnungen um so weniger, als Wenzel durch die Entwicklung in Polen und Ungarn an ernstlichem Einschreiten verhindert wurde. König Ludwig von Polen-Ungarn war am 11. September 1382 gestorben. Seine Erbtochter Maria war Sigismund, dem Sohne Karls IV, vermählt. Jetzt entbrannte für ihn der Kampf um Ungarn, der die Interessen der luxemburgischen Dynastie auseinanderriß und ihren Zusammenhang lockerte.



Siegel Albrechts I, Straubing-Holland. Original-Größe. Nach dem Original im Königl. Bayerischen Reichsarchiv zu München.

Die ablehnende Haltung des Bundes aber gegenüber den königlichen Befehlen hatte ihre Folgen. Zunächst im Mai 1384 trat Basel dem schwäbischen Bunde bei, und ihm folgte im Juni endlich auch Nürnberg. Die letzte feste städtische Position in Süddeutschland war dem Königtum verloren, und Wenzel beeilte sich, durch eine neue vermittelnde Einigung dem drohenden Konflikte vorzubeugen. Zu Heidelberg kam am 26. Juli 1384 eine Einigung zwischen den Teilnehmern des Nürnberger Landfriedens und den Städten zustande, welche die bisherigen Sonderbünde, so namentlich den der Städte, als eine eigene Gesamtheit bestehen ließ. Dieses Zurückweichen der Fürsten aber erhöhte die Kühnheit der Städte. Am 21. Februar 1385 schlossen 13 rheinische und 38 schwäbische Städte zu Konstanz eine neunjährige Einigung mit den Schweizerstädten Zürich, Bern, Solothurn, Luzern und Zug, welche die Verbündeten zunächst gegen die Herzoge von Oesterreich sicher stellen sollte.

Man erkennt, was die Städte von den Habsburgern fürchteten. Basel war durch ihre feindselige Haltung dem Bunde zugetrieben worden, jetzt folgten dieser Stadt die Schweizerstädte. Die ganze Eidgenossenschaft dem Bunde zuzuführen, scheiterte an dem Widerspruch der bäuerlichen Elemente in den inneren Kantonen, welche in der Eidgenossenschaft dem städtischen Element das Gleichgewicht hielten, während sie im großen Städtebund weit hätten zurücktreten müssen. Doch schon der Beitritt der Schweizerstädte, denen im März Mülhausen im Elsaß mitten aus habsburgischem Gebiete heraus folgte, war für den Oesterreicher genug. Rechtlich standen ja Luzern, Zug und Glarus noch unter Oesterreich, während der Bund dieser Orte mit den fünf andern Kantonen die österreichische Herrschaft thatsächlich aufhob. Es war mehr ein Zustand des Waffenstillstandes, welcher seither zwischen Oesterreich und diesen drei Orten fortgedauert hatte, als der eines Friedens; ein Zustand, der für einen Leopold III um so unerträglicher werden mußte, als ihm die drei Orte, namentlich Luzern, fortwährend vermittelst des Pfahlbürgertums seine Unterthanen entzogen.

Aus der Maßregel, welche die Städte trafen, erkennen wir, daß das Bewußtsein der nahenden Katastrophe allen lebendig war. Die gesteigerten Rüstungen und Anforderungen, welche die große Politik an die Städte stellte, erzeugten in ihren Kassen

bemerkliche Ausfälle, die zu decken man kein anderes Mittel sah, als sich an das Geld der Judenschaft zu halten. Sie kamen im Juni 1385 mit König Wenzel überein, gegen Bezahlung einer gewissen Summe (40000 Gulden) von den Judenschulden, welche seit Jahresfrist gemacht seien, die Zinsen, von den früheren Schulden, mit Hinzurechnung der noch außenstehenden Zinsen ein Viertel kassieren zu dürfen. Die also reduzierten Schulden sollten dann nicht von den Juden, sondern von den Städten für ihre Rechnung eingezogen werden. In Verbindung mit dieser finanziellen Beraubung stand die Verhaftung aller Juden und die Vertreibung der nicht fest ansässigen. In einzelnen Städten, so in Nördlingen, Windsheim, Weißenburg, erneuerten sich die Judenschlachten von 1349, aber in der Hauptsache war es nur auf eine Beraubung abgesehen. Es ist wenigstens ein Fortschritt bei der Schelmerei, der Fortschritt, daß man nicht mehr mit mystischen und sonstigen Vorspiegelungen die wahre Ansicht, die eigene Habsucht zu verbergen trachtete. Und dieses Vorgehen ward von dem Könige der Deutschen urkundlich gebilligt. „Hegel hat aus Nürnberger Aktenstücken nachgewiesen, daß diese Maßregel mit vollkommener Rücksichtslosigkeit in der That durchgeführt worden ist. Er berechnet, daß sie



Schlacht bei Sempach. Nach einem Miniatur.

allein für Nürnberg trotz aller Abzüge und der Zahlungen an Wenzel einen Reingewinn von 60000 Gulden ergab," d. h. ungefähr 340000 Gulden österreichischer Währung und weit mehr, als eine gewöhnliche ganze Jahreseinnahme Nürnbergs ausmachte.

König Wenzel erkannte, auf welcher Seite ihm materielle Vorteile blühten. Kein Wunder, daß er immer mehr in die Politik der Städte hineingeriet. Eine neue offene Konzession, welche er den Städten machte, war die Enthebung Herzog Leopolds von den schwäbischen Vogteien, welche dieser, wenn auch nicht als Pfand, so doch amtlich seit einigen Jahren verwaltet hatte; Wenzel übertrug sie nicht mehr einem Fürsten, sondern dem niederbayerischen Ritter Frauenberger und forderte die Städte zugleich auf, die Gegner Papst Urbans VI, zu denen wieder in erster Reihe Herzog Leopold gehörte, wie bisher zu bekämpfen. Die schwäbischen Städte arbeiteten fort an dem Anschluß der ganzen Eidgenossenschaft, welche mit ihnen gleiche Interessen den Habsburgern gegenüber hatte. Es kam nicht dazu, auch nicht, als von städtischer Seite den Schweizer Bauern weitgehende Zugeständnisse gemacht wurden. Fortwährend drängten die Städte zum Losschlagen gegen Habsburg. Die Schweizer warteten, und als dann die Feindseligkeiten zwischen Habsburg und der Eidgenossenschaft dennoch zum Ausbruch kamen (1386),

versuchten die schwäbischen Städte die Vermittlung eines Waffenstillstands. Die verschiedenen Tendenzen der Bündnisse, welche man in den letzten Jahren geschlossen hatte, verwirrten die Stellung der Städte in diesem Kampfe vollkommen. Man verhandelte noch, als bei Sempach die eisernen Würfel fielen (7. Juli 1386).

Das Resultat der Schlacht bei Sempach war bekanntlich die volle Niederlage des österreichischen Ritterheeres, dem der süddeutsche Adel in hellen Haufen zugeströmt war. Herzog Leopold, der Führer des Heeres, war selbst unter den Toten. Die zünftische Geschichtschreibung hat die Heldenthat Arnold Winkelrieds aus Unterwalden in das Gebiet der Sage verweisen wollen. Mag sie es mit der Person des Helden thun, der seinen Kampfgenossen voran mit dem Ruf: „Eidgenossen! Ich will euch eine Gasse machen; sorget für mein Weib und meine Kinder!" in den gegenüberstehenden Lanzenwald einbrach und so die Reihen der fechtenden Ritter auseinanderriß, die Sage selbst ist ein Ehrendenkmal für die Schweizer und bleibt für alle Zeiten ein Zeichen jenes wunderbaren Geistes, der damals die Volksmassen zu durchdringen begann.

Bauernwaffen hatten bei Sempach dem glänzenden Ritterheere des Oesterreichers die Lagerstatt bereitet. Die Entwicklung des deutschen Volkes hat hier den gesunden Erdboden wieder erreicht, und aus ihm fließen die Kräfte gegen eine in den Sumpf geratene Kultur, welche leider nur zu bald auch die Städte vergiftend erfassen sollte. Der Eindruck der Schlacht war ein außerordentlicher. Selbst zum Norden hinauf, bis Lübeck, drang der Ruhm der Schweizer Bauern, zugleich aber schärfte der Sieg die Waffen der Gegner und steigerte ihre reaktionäre Erbitterung.

Die Stimmung der fürstlichen Gegner war schon vorher in Bayern zu offenem Ausdruck gelangt. Da wurden Waren der Ulmer Kaufleute mit Beschlag belegt, Friedrich geriet in Händel mit Regensburg, Stephan mit Augsburg, und wie hier drang die Erbitterung in den Fehden des Bischofs von Würzburg, des Burggrafen von Nürnberg und des Grafen Eberhard zu Tage. Die Städte dagegen beklagten sich, daß an Stelle der Landfriedensgerichte das heimliche Gericht der Feme von den süddeutschen Fürsten begünstigt werde. Diese Femgerichte waren die alten Grafengerichte, welche sich in Westfalen mit dem Charakter von wirklichen Freigerichten erhalten hatten. An ihrer Spitze standen Freigrafen, und während sich anderwärts die Erblichkeit der Grafengewalt allenthalben vollzogen hatte, dingten die Richter hier unter dem Königsbanne, da ihnen der Erzbischof von Köln, obgleich Herzog von Westfalen, als geistlicher Fürst den Blutbann nicht selbst leihen konnte. Diese Reichsunmittelbarkeit aber hatte zur Folge, daß die Femgerichte bei verweigerter Rechtshilfe den Anspruch erhoben, ihre Kompetenz auch über das Reich ausdehnen zu dürfen, und es gelang ihnen, diese Ansprüche wirklich durchzusetzen. Wie wir politische, soziale und ständische Allianzen in dieser Zeit geschlossen sehen, so hier eine richterliche. Ein Schöffenbündnis steht vor uns, welches seine Mitglieder in allen deutschen Ländern nach tausenden zählte und so auch in Bayern in allen Städten, namentlich aber bei dem Adel und in dem obersten Rate der Herzoge seine Vertretung hatte. „Wissende" nannten sich die Mitglieder dieses großen Schöffenbundes, aus welchem durch Wahl die Beisitzer des Freigerichts und die Urteilsvollstrecker gewählt wurden. Gewiß wirkte dieses Gericht bei der allgemeinen Rechtsunsicherheit oftmals heilsam, doch die große Macht, welche es in seiner Ausdehnung besaß, führte ebenso schnell zum Verfall. Schon das äußere Auftreten, die Handhabung des Gerichts, welches sich mit Geheimnissen umgab, dann die Anlehnung an die Kräfte einer verfallenden Kulturperiode zeigen uns, daß es eben dieser Verfallsperiode seine eigentliche Entstehung, Bedeutung und Blüte verdankte. Und wie sich die Femgerichte mit ihrer Behauptung, von Karl dem Großen ihre Privilegien und Organisation erhalten zu haben, um den Rückfall der gewaltsam zum Christentum bekehrten Sachsen zu überwachen, als eine Art Inquisitionsgerichte darstellen, so versuchten die Städte sich dieser angemaßten „königlichen" Gerichtsbarkeit von vorneherein zu entziehen. Der Ruf nach dem Privilegium, von der Vorladung vor das Femgericht befreit zu werden (de non evocando), wurde allgemeiner und lauter, und auch hier schritten die schwäbischen Städte alsbald zur Selbsthilfe, indem sie im September 1386 beschlossen, ihre Kontingente um die Hälfte zu verstärken.



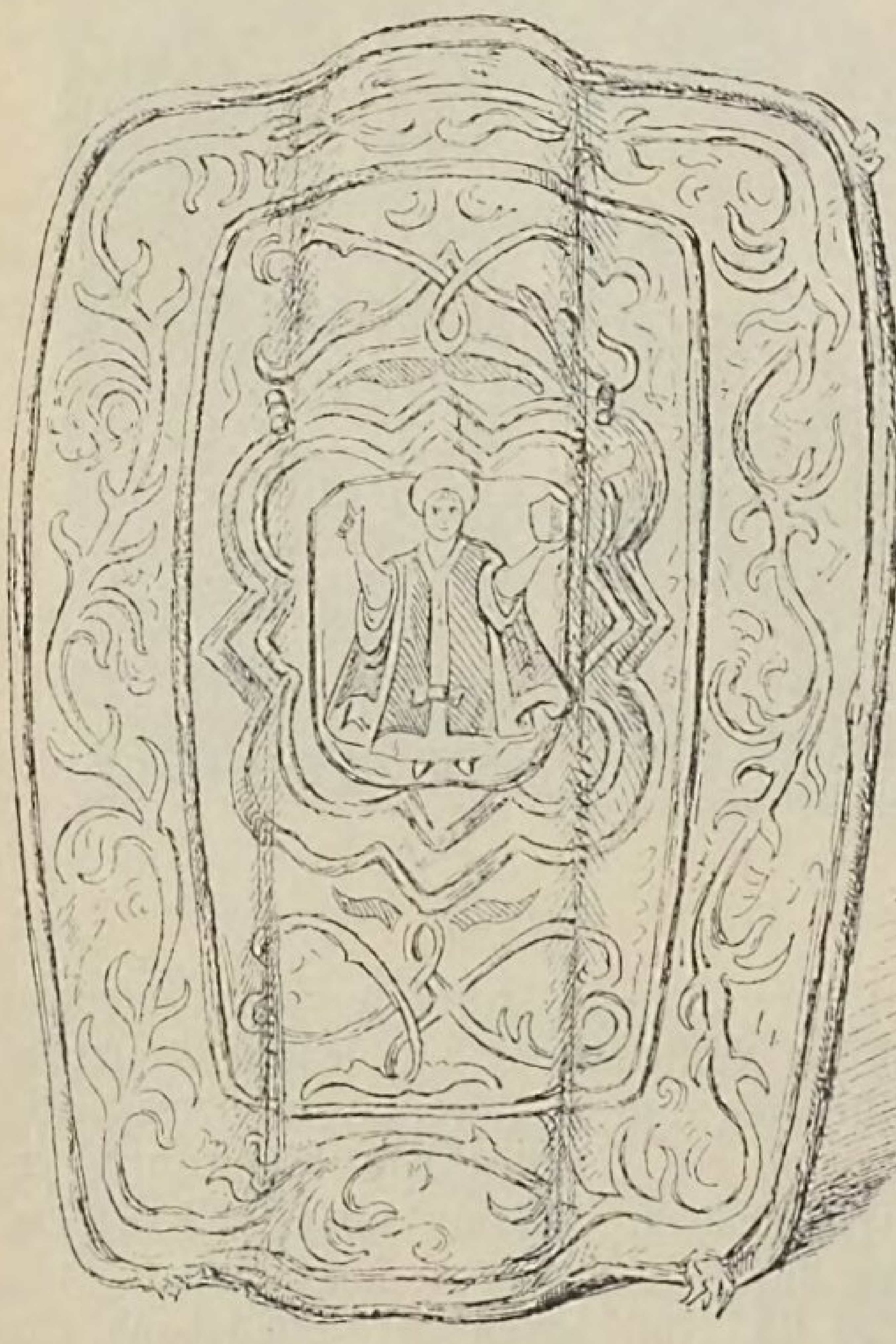
Femgericht.

Im Frühjahr 1387 trat Wenzel offen auf ihre Seite. Er fühlte sich vor seinen Wählern nicht mehr sicher und scheint namentlich die Wittelsbacher mit seinem Argwohn bedacht zu haben. Im März erkannte er zu Nürnberg den Städtebund als eine selbständige und legale Macht an und empfing dafür von den Städten das Versprechen der Hilfe gegen alle, welche ihn vom Reiche verdrängen wollten. Darauf gingen die Städte weiter. Sie suchten die Macht der Wittelsbacher durch Bündnisse zu umklammern, wie sie die der Habsburger umklammert hatten. Am 25. Juli schloß der Städtebund ein fünfjähriges Bündnis mit dem Erzbischof Pilgrim von Salzburg, welches sich direkt gegen die bayerischen Herzoge und ihren Anhang richtete. Auch hier tritt die Besorgnis zu Tage, daß einer aus diesem Kreise zum Reichsverweser erhoben würde. Das Bündnis blieb einstweilen geheim. Aber wir erkennen, daß der Friede Bayerns mit Salzburg ein Scheinfriede war, daß gerade die Städte die Wittelsbacher als ihre energischsten Gegner fürchteten. Noch einmal gelang es zwar den vermittelnden Elementen einen Ausgleich zustande zu bringen. Am 5. November einigten sich alle Parteien zu Mergentheim zur Verlängerung des 1384 in Heidelberg abgeschlossenen Uebereinkommens. Dann aber erfuhren die Wittelsbacher, welche alle diesem erneuten Bunde beigetreten waren, von dem Bestande des Bündnisses zwischen Salzburg und den Städten.

Dieses Bündnis hatte trotz seines defensiven Wortlauts einen aggressiven Charakter, und es ist klar, daß sich die Wittelsbacher sofort zur Wehre setzten. Aber sie begannen den Krieg nicht mit ehrlicher Absage, sondern wie Strauchritter aus dem Hinterhalt. Herzog Stephan lud den Erzbischof gegen Ende November zu einer Besprechung nach dem Kloster Raitenhaslach. Als Pilgrim sich stellte, nahmen ihn die Leute Friedrichs gefangen. Der Erzbischof wurde gezwungen, mehrere seiner mitgefangenen Burghauptleute ihres Dienstes zu entbinden, und Friedrich zwang diese dann wieder zu dem

Versprechen, ihre Burgen ihm zu überantworten. Aus der Defensive traten die Wittelsbacher sogleich zur Offensive über. Salzburgisches Gebiet zu erobern, war die Tendenz dieses Vorgehens. Zugleich erging der Befehl, alle Angehörigen des Städtebundes in Bayern gefangen zu nehmen und ihre Güter mit Beschlag zu belegen. Der Krieg begann sofort und zwar nicht bloß hier, sondern auch in anderen Gebieten, so namentlich in der Schweiz, wo in der Schlacht bei Näfels (9. April 1388) die Demokratie einen vollkommenen Sieg über ein österreichisches Ritterheer errang.

Nicht so günstig verlief der Kampf in Bayern. Am 8. Januar 1388 ordnete König Wenzel den Reichskrieg gegen Wittelsbach an. Am 17. Januar schickten die Städte von Ulm aus den Wittelsbachern die Kriegserklärung. Bald nach dem 20. rückten ihre Soldheere in Bayern ein. Regensburg hatte am meisten zu fürchten. Wir kennen die alten Absichten der Wittelsbacher auf diese Stadt. Das Städteheer drang verwüstend und verheerend bis Regensburg vor, ohne auf den Feind zu stoßen, überschritt dann die Donau und bewerkstelligte in gleicher Weise auf dem linken Stromufer die Heimkehr. Zugleich war von Nürnberg aus ein Zug unternommen worden, dessen Erfolge jedoch nicht bedeutend waren. Vergeblich hatten sich bisher Pfalzgraf Ruprecht und Burggraf Friedrich V von Nürnberg um den Frieden bemüht. Anfangs März wurden die Unterhandlungen ernstlich aufgenommen. Der Pfalzgraf wurde als Schiedsrichter anerkannt, und er entschied zu gunsten der Städte. Die Botschaft wurde in Bayern mit Hohn empfangen. Die Rüstungen der Herzoge waren dem Abschluß nahe und sie dachten nicht daran, die ungünstigen Friedensbedingungen anzunehmen. Die gegenseitigen Verheerungen dauerten also fort. Ganz Schwaben, Franken und Bayern flammten auf. Ueberall wütete der Krieg. Aber an einem Punkte hatten sich die Städte verrechnet. Während in der Schweiz das bäuerliche Element mit in die Bewegung gegen die Fürsten hineingezogen worden war, war dies den Städten in Süddeutschland nicht geglückt. Die erbärmliche Kriegführung aber traf das flache Land, den Bauer und „armen Mann" am härtesten. Der suchte Hilfe und Schutz bei seinen Herrn, und in diesem Zustreben einer rohen Naturkraft zu den adeligen Kreisen erkennen wir die unerwartete Hilfe, welche diesen dem Bürgertum gegenüber ward. Diese bäuerliche Kraft, von vornherein in die Defensive zurückgedrängt, erwachte aus dieser Defensive heraus, zur Verzweiflung gebracht, zum Bewußtsein ihrer Stärke, und bewies alsbald ihre zähe niederschmetternde Wucht. Es läßt sich denken, welcher Gewinn daraus namentlich den Herzogen von Bayern erwuchs, deren Städte natürlich nun auch nicht daran denken konnten, gemeinsame Sache mit ihren Schwestern jenseits Donau und Lech zu machen. Das Uebergewicht des bäuerlichen Elementes hielt südlich der Donau das städtische vollkommen im Schach.

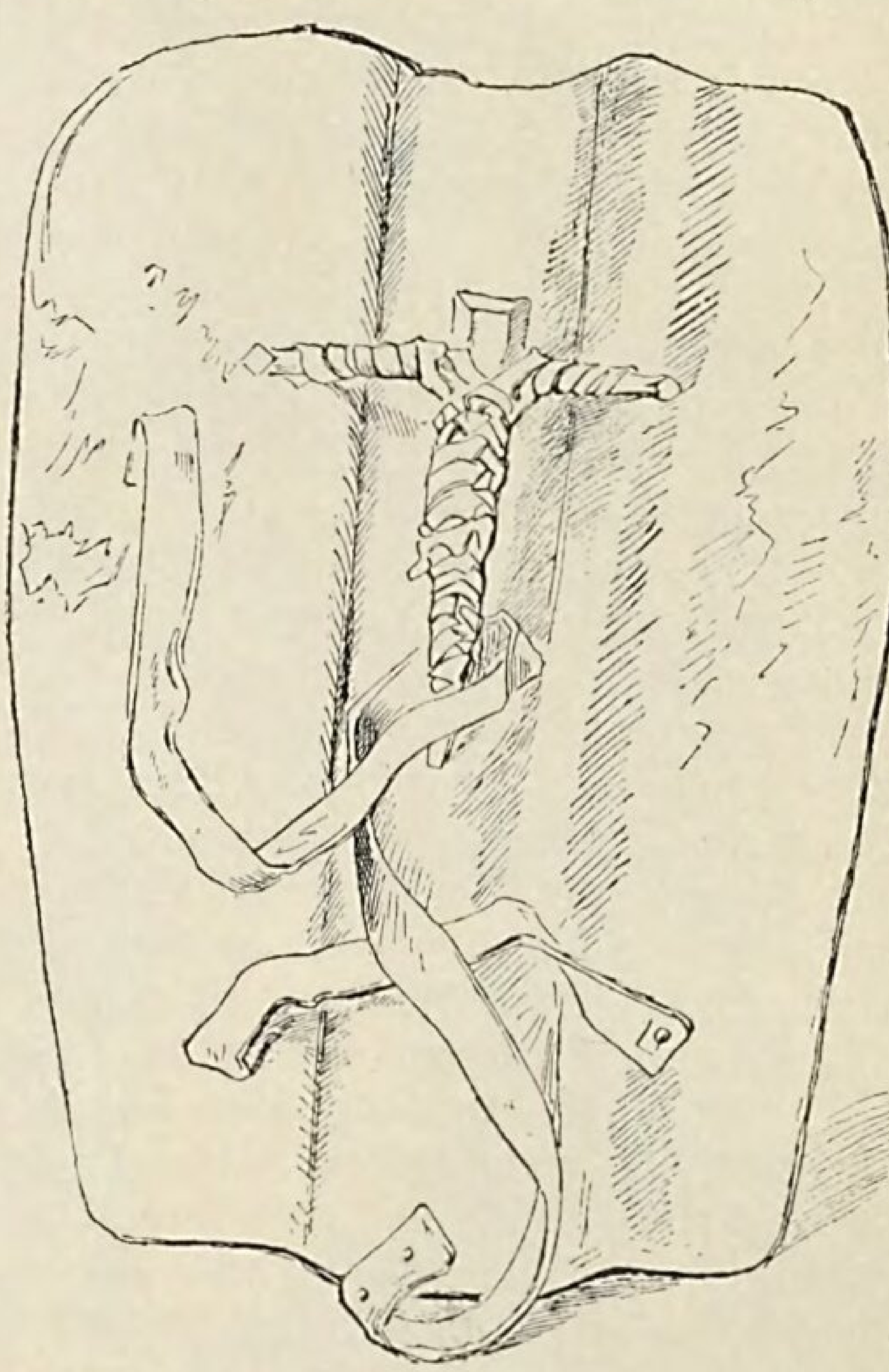


Tartsche. Schild für den Kampf zu Fuß (Vorderansicht). Eigentum der Stadt München. Aus dem Nationalmuseum in München.

Während Friedrich sich gegen Regensburg, Herzog Stephan gegen Kaufbeuren wandte (Juli 1388), von wo der letztere indes alsbald schleunigst abziehen mußte, sammelten die Städte ihre Scharen gegen den Württemberger. Eberhard aber stand diesmal nicht allein. Allmählich hatten die Fürsten erkannt, daß diese städtische Revolution

nicht mehr diesem oder jenem von ihnen, sondern ihnen allen galt. Und so fand denn der Greiner Unterstützung bei dem Pfalzgrafen Ruprecht dem älteren, dem jungen Markgrafen Rudolf von Baden, dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, den Grafen von Oettingen und mehreren andern Grafen. Bei der Stadt Weil sammelte sich das städtische Heer, vor dem sich auf dem Kirchhofe von Döffingen mehrere tausend Bauern verschanzt hatten. Am 23. August führte der Württemberger diesem Bauernhaufen 600 Lanzen zur Hilfe heran. Am folgenden Tage kam es zum Kampfe. Eberhards Sohn Ulrich fiel unter den ersten, und schon wollte Verzagtheit die Württemberger ergreifen, als ihnen neue Mannschaften zugeführt wurden. Damit war die Niederlage des städtischen Heeres entschieden, von dem über 1000 auf dem Kampfplatze blieben. Brach dieser eine Sieg des Fürstentums die Widerstandskraft der Städte auch bei weitem nicht, so hatte er doch seine großen Folgen. Wie sich in der Schweiz dargethan, daß die Verbindung des städtischen mit dem bäuerlichen Elemente stark genug war, die adeligen und fürstlichen zu eliminieren, so zeigte sich hier die städtische Kraft der Vereinigung der Fürsten, des Adels und der Bauernschaft nicht gewachsen. Alsbald begannen die lokalen Interessen die allgemeinen städtischen zu überwogen. Der Krieg löste sich auf in einen Raub- und Burgenkrieg. Zu großen zusammenfassenden und entscheidenden Aktionen kam es in Schwaben nicht mehr.

Ein weiteres Moment ist hier ins Auge zu fassen. Die bayerischen Herzoge hatten im Januar und Februar des Jahres 1388 zunächst die Offensive ergreifen müssen gegen einige Angehörige der bayerischen Ritterschaft, so gegen die Seefeld und Zenger, welche mit Augsburg und Regensburg im Bunde standen. Also auch hier das Element der Zersetzung! Der Krieg war nicht nur ein politischer Krieg der Städte gegen den Adel, sondern ebenso ein militärischer und sozialer adeliger „Söldner“ gegen die adelige „Gesellschaft“. War das lokale Uebergewicht in städtischen Kreisen auch noch zu mächtig, um einen vollen Sieg des allgemeinen städtischen Prinzips, der großen Demokratie, gelingen zu lassen, so war dieses letztere doch schon stark genug, den zersetzenden Elementen innerhalb der adeligen Kreise einen gewissen Rückhalt zu gewähren und ihre Wirkungen zu verschärfen.



Tartsche. Schild für den Kampf zu Fuß (Rückansicht). Eigentum der Stadt München. Aus dem Nationalmuseum in München.

Zugleich mit dem Siege des Württembergers war es Herzog Stephan gelungen, den Bischof von Eichstätt zum Rücktritt vom Bunde mit den Städten zu zwingen. Dann rückten die Wittelsbacher anfangs September vor Regensburg. Sie erhielten die Unterstützung des Pfalzgrafen Ruprecht und des jüngeren Albrecht II von Bayern-Straubing. Am 13. November kam es zu einem blutigen Zusammentreffen, welches zu gunsten der Regensburger entschieden wurde. Die ganze Macht der Wittelsbacher — sieben Mitglieder des Geschlechts lagerten an der Donau — war nicht imstande, den Widerstand dieser einen Stadt zu brechen, zumal nun auch an der salzburgischen Grenze der Krieg wieder begonnen hatte. Aber auch von dieser Seite wurden die Wittelsbacher zurückgewiesen. Im Salzburgischen Fuß zu fassen, gelang ihnen nicht.

Auch auf den andern Schauplätzen waren, wenn es auch nicht zu entscheidenden

Erfolgen kam, doch die Kräfte der Städte so getroffen worden, daß an einen weiteren Angriffskrieg nicht zu denken war. Im November wurden die rheinischen Städte von dem Pfalzgrafen Ruprecht dem jüngeren bei Worms geschlagen, im Mai 1389 erlag eine Frankfurter Heerabteilung dem wetterauischen Adel bei Eschborn. Ebenso hatten sich weitere den Städten ungünstige Wandlungen vollzogen. Es war den Wittelsbachern gelungen, den König Wenzel wiederum umzustimmen. Der Luxemburger verlobte sich mit Offnei (Sophie), der Tochter Herzog Johanns von Bayern. Die Hochzeit ward vor Ostern 1389 gefeiert.

Schon im Februar 1389 wurde zu Mergentheim über den Frieden unterhandelt. Noch bewahrte Wenzel, trotzdem er sich über die unzulänglichen Kräfte seiner städtischen Verbündeten vollkommen klar geworden, den Schein eines Einverständnisses mit den Städten. Am 1. April kam es zum Frieden zwischen Habsburg und den Eidgenossen. Anfangs Mai trat der große Reichstag in Eger zusammen. Hier erließ Wenzel am 2. Mai das strenge Verbot aller städtischen Sonderbünde und am 5. verkündete er einen Landfrieden für Süddeutschland bis Thüringen und Meißen auf sechs Jahre. Nicht zum kleinsten Teil waren es die Bemühungen Friedrichs von Bayern, welche diesen Umschwung der königlichen Politik zuwege brachten.

Am 4. Mai hatte Regensburg seinen Frieden mit den Wittelsbachern gemacht, am Tage der Verkündigung nahmen außer dieser Stadt Nürnberg und Weißenburg den Landfrieden an. Am 15. Juni schloß Augsburg Frieden mit den Bayern, der am 20. Juli verkündigt wurde. Diesen Städten folgten bald Kaufbeuren, Kempten, Memmingen und Ulm.

„Was dieser Ausgang für Deutschland bedeutete — sagt Nitzsch — dafür genügt es an zwei Thatsachen zu erinnern, die sich gleichzeitig an der Peripherie seiner Machtstellung vollzogen. Im Jahre 1386 trat König Wladislaw Jagello von Litthauen zum Christentum über und vereinigte seine Krone mit der polnischen. In demselben Jahre folgte, nach dem Tode Olafs, Margaretas Großneffe, Erich von Pommern, auf dem Throne von Dänemark und Norwegen; im Jahre 1389 wurde durch den Sieg Margaretas über Albrecht von Schweden bei Falköping die Union der drei nordischen Monarchien ermöglicht. Während sich die deutschen Kräfte in einem resultatlosen ständischen Kampfe erschöpften, schlossen sich hart an den Grenzen des deutschen Einflusses die nationalen Bildungen im Osten und Norden zu großen Gesamtmonarchien zusammen."

Was dieser Ausgang aber für Bayern bedeutete, zeigt sich uns deutlich in der Thatsache, daß in demselben Jahre Herzog Stephan sich abermals tiefer in die Angelegenheiten Italiens einließ und bald darauf der Weg zu einer neuen Landesteilung beschritten wurde. Die fürstliche Macht hatte sich der städtischen Bewegung in Bayern vollkommen gewachsen gezeigt. Von keiner einzigen bayerischen Stadt, sehen wir von Regensburg und Passau, welches in dieser Zeit einen ernstlichen Schritt zur Anlehnung an Böhmen unternahm, ab, wird uns nur der Versuch eines Anschlusses an den Städtebund berichtet. Bauerntum und Bürgertum hielten sich die Wage, und ersteres verhinderte die Städte, das Gleichgewicht zu ihren Gunsten zu verschieben. Der konservative Charakter der bayerischen Entwicklung war deutlich zu Tage getreten, aber ebenso hatte sich die Unfähigkeit dieser konservativen Mächte zu weiteren Eroberungen und Fortschritten schlagend bewiesen. An den Mauern der Städte, vor Regensburg, Augsburg, Kaufbeuren, scheiterte die Macht der Wittelsbacher, und ins Salzburgische vermochten sie nicht einzudringen. Mit deutschen städtischen Kräften eine engere Verbindung herzustellen, war der wittelsbachischen Fürstenmacht nicht geglückt. Damit fehlte ihnen zum Fürsten der Zeit die finanzielle Grundlage, wie sie nur die innige Verbindung mit großen und reichen Städten zu geben vermocht hätte, und zum Bauernkönig und großen Grundherrn waren sie durch die bisherige Entwicklung verdorben. Und dennoch auf beiden Bahnen drängte es zu weiteren Schritten. Herzog Stephan wanderte nach Italien, Herzog Friedrich nahm sich der Aufbesserung des Landbaus an, Herzog Johann aber drängte zur Landesteilung.

Die Irrfahrt Stephans in Italien zu verfolgen, hat keinen Zweck, da sie als einziges dauerndes Resultat die Erlaubnis des Papstes erzielte, das tägliche Avemaria-



Edle Rede Herzog Stephans II zu Padua 1390.

Nach dem Gemälde von Schwoiser.



Herzog Friedrich, † 4. November 1393.

läuten, wie es in Rom und andern italienischen Städten üblich war, auch in Bayern einführen zu dürfen. Die finanziellen Errungenschaften soll Stephan schon in Padua mit schönen Frauen verthan haben. Er kehrte anfangs des Jahres 1391 nach Bayern zurück, ärmer, als er ausgezogen war, und hatte den zweifelhaften Ruhm, mittlerweile als Soldknechtführer im Dienste einiger italienischer Tyrannen gestanden zu haben. Was Phantasie und eine romantische Geschichtsauffassung aus diesem Zuge gemacht haben, wird uns an anderer Stelle berühren. Aber auch trotz allen umgehängten Flitters tritt die kindliche Einfalt und Unverdorbenheit des bäuerlichen Heimatlandes in der Sage zu Tage, welche Stephan in Padua sich über die Vorzüge seines Landes verbreiten läßt: furchtlos könne er im Schoße eines jeden seiner Unterthanen sein Haupt zum Schlummer niederlegen. Eher als auf ihn scheint indes dieser Ausspruch, der bekanntlich nicht bayerisches Sondereigentum ist, auf Herzog Johann zu passen, der die allgemeine Liebe weit mehr besaß. Die Italienfahrt Stephans aber ist insofern charakteristisch, als auch sie trotz ihrer Abenteuerlichkeit das Streben der Fürsten bekundet, mit den finanziellen Kräften städtischer Gebiete in Verbindung zu kommen. Dieser jedoch vermochte auch der Anfall eines Teiles der görzischen Länder an Johann und seine Gemahlin Katharina von Görz keinen dauernden Bestand zu geben. Von Oesterreich bekanntlich in diesen Gegenden weit überflügelt, kam es am 25. Juli 1392 zum Verkauf dieser Erbschaft an Herzog Albrecht III von Oesterreich.

Mittlerweile war unter der Führung König Wenzels ein weiterer Versuch unternommen worden, den durch den Städtekrieg geschwächten Kassen der Herren wieder etwas aufzuhelfen. Die Juden sollten noch einmal ausgeplündert werden. Auf dem Reichstag zu Nürnberg im September 1390 ward diese große Räubermaßregel reichsrechtlich verfügt. Alle in Bayern, Schwaben und Franken gemachten Schulden wurden für ungültig erklärt. Unter den sechs Bevollmächtigten, welche Wenzel zur Durchführung der Plünderung bestellte, befand sich auch Herzog Friedrich. Man erkennt die ideenlosen Geschäftskniffe und Gewaltakte einer Gesellschaft, die vor dem sittlichen und materiellen Bankerott steht.

Doch alle diese spekulativen Maßregeln genügten nicht, der andauernden Finanznot der bayerischen Fürsten ein Ende zu machen. Herzog Johann wirtschaftete umsonst sparsam und haushälterisch, so lange seine Brüder mit ihm aus der gleichen Kasse schöpften. Schon in der Zwischenzeit hatte Herzog Johann wiederholt auf Teilung angetragen. Dieser Wunsch wurde lebhafter, je weniger die Brüder vor einer steten Bedrückung des Landes durch übermäßige Anforderungen, lästigen Steuern und Umgeldern zurückschraken.

Johann und sein Sohn Ernst kamen daher mit einigen aus den Landständen überein, bei den Herzogen Stephan und Friedrich dahin zu bringen, die verbrieften Rechte des Landes zu achten. Am 19. November 1392 erfolgte die Teilung. Schon im September hatte sich Johann der neuen Feste in München bemächtigt und damit seinem Bruder Stephan den letzten Stützpunkt in der Stadt entzogen. Jetzt bei der Teilung blieb denn auch München mit der südlichen Hälfte Oberbayerns bei Johann; ihm fielen außerdem im Norden mehrere Aemter zu, während Stephan den nordwestlichen Teil Oberbayerns mit Ingolstadt und dazu einen Teil der Besitzungen am Inn und in Schwaben erhielt. Friedrich blieb im Besitze von Landshut. Die Festsetzung Johanns und seiner Nachkommen in München bedeutete für die spätere Entwicklung Bayerns das Wachstum des Uebergewichts dieser südwestlich gelegenen Landesteile.

Die Landesteilung stellte die Eintracht der Brüder nicht her. Bald hören wir von Bündnissen, die Johann mit Herzog Albrecht von Straubing, Friedrich mit Bischof Georg von Passau, dann am 16. September 1393 die beiden Brüder miteinander zum Schutz gegen Herzog Stephan abschlossen. Ehe es zu weiteren Konflikten kam, starb Herzog Friedrich am 4. November 1393 in Budweis. Mit ihm schied „einer der fähigsten und rührigsten Vorkämpfer der fürstlichen Macht gegen die verhaßten politischen Strebungen des Bürgertums“ aus dem Leben. Von seinem kaiserlichen Großvater hatte er nur das Bewußtsein der Fürstenwürde, nicht den klaren Blick für das notwendige Wachstum der städtischen Kultur als Erbteil empfangen. Bezeichnend aber ist für ihn die Nachricht, „daß der Weinbau in Landshut auf ihn zurückzuführen sei“, der im 13. und 14. Jahrhundert fast noch überall in den Städten betrieben wurde. Es war ein, wie die übrigen, am verkehrten Ende gemachter Versuch, die reichen Quellen des städtischen Wohlstands und Gedeihens auch für sich zum Fließen zu bringen.

Die Zeit politischer Machtlosigkeit in Bayern.

Von 1393 bis um die Mitte des 15. Jahrhunderts.

Herzoge:

Bayern-Ingolstadt (1447 an Bayern-Landshut).	Bayern-Landshut.	Bayern-München.
Stephan III, der Kneißel — 1413.	**Heinrich** XVI, der Reiche — 1450.	**Johann** II — 1397.
Ludwig VII im Bart — 1443 (gest. 1447.)		**Ernst** — 1438 und
		Wilhelm III — 1435.
Ludwig VIII, der Bucklige — 1445.		**Albrecht** III — 1460.

Niederbayern-Straubing
(1429 an die drei oberbayerischen Linien).

Albrecht I — 1404.
Albrecht II (als Mitregent) 1389—1397.
Johann III — 1425.

Deutsche Kaiser: **Wenzel** 1378—1400 (gest. 1419) (Luxemburger).
Ruprecht von der Pfalz 1400—1410 (Wittelsbacher).
Jost von Mähren 1410 (gest. 1411) (Luxemburger).
Sigismund von Ungarn 1410—1437 (Luxemburger).
Albrecht II von Oesterreich 1438—1439 (Habsburger).
Friedrich III 1440—1493 (Habsburger).

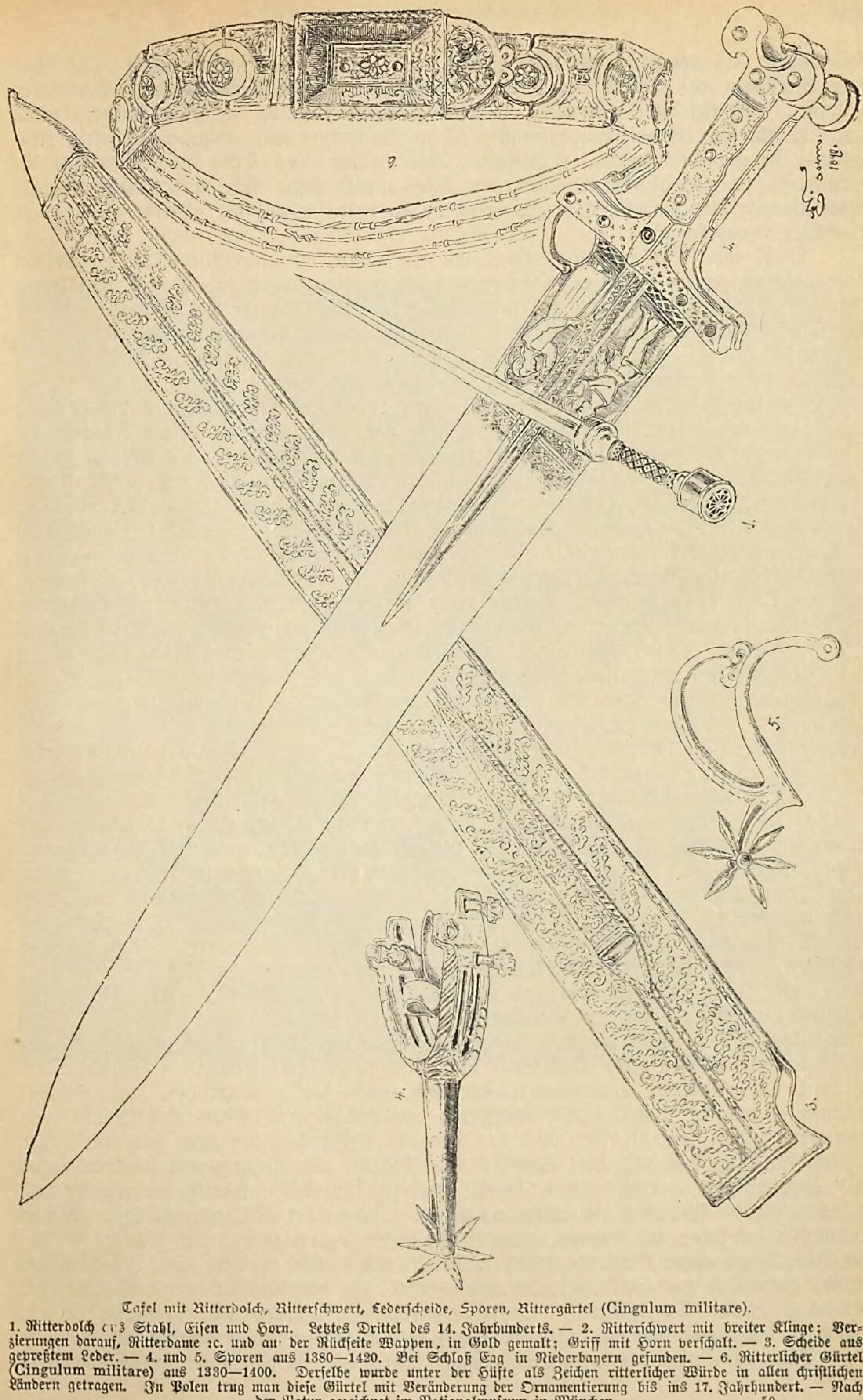
Es ist schwer, ja unmöglich, für die Entwicklung der nun folgenden Jahrzehnte in Bayern und Deutschland eine positive, zusammenfassende und charakteristische Bezeichnung zu finden. Zwar fehlt es nicht an großen und folgenschweren Ereignissen, allein dieselben zeigen fast alle einen durchaus negativen Charakter und machen sich darum mit ihren Folgen vielmehr in den einzelnen Volksteilen bemerkbar, als daß sie das Gesamtleben der Nation in durchschlagender Weise beeinflußt hätten. Infolgedessen knüpft der eine an die großen Reformbestrebungen, deren Resultate die Konzilien sind, an, der andere legt die Ereignisse, welche zu dieser Epoche führten, und jene, welche aus derselben stammen, zu Grunde und bezeichnet die Zeit als eine zwischen zwei andern liegende, der dritte wählt eine mehr oder minder hervorragende Persönlichkeit zum Mittelpunkt seiner Darstellung, der vierte knüpft an den Wechsel der Dynastien, kurz, wir gewahren das Auseinanderfallen nicht bloß in den historischen Thatsachen, sondern auch in ihrer Darstellung.

Die Entwicklung der verflossenen Periode seit dem Interregnum gab uns als Resultat den Partikularismus. Deutschlands Existenz als eines staatlichen Gesamtwesens ist vernichtet. Die alte Welt ist im Verfall, und junge Triebe in reicher Fülle wachsen allenthalben empor. Es ist die Frage, welchen von diesen ein längeres Dasein, ein höheres Alter, eine Entwicklung bis zur Reife beschieden sein wird? Gar manches werden wir absterben sehen, was uns anfangs wohl als vielversprechend erschienen.

Bayern teilt mit Deutschland ein gleiches Schicksal. Wir gewahrten, daß es sich aus eigener Kraft nicht mehr zu erheben vermochte. Aeußere Gefahren müssen hier wie dort die Wiedervereinigung der vorhandenen Kräfte bewirken, und diese Gefahr kann für Bayern zunächst nur die sein, daß sich statt mehrerer dynastischen Rivalen, wie wir sie bisher in dem Nebeneinander von Habsburg und Luxemburg erkannten, ein einziger an seinen Grenzen erhebt. Die luxemburgische Dynastie muß abwirtschaften, um den Habsburgern den Weg frei zu machen. Und mit der Erhebung dieses einen Gegners muß Bayern entweder zu vollkommenem Untergang als politisches Sonderwesen oder aber zur Konsolidierung und Konzentrierung seiner Kräfte geführt werden. Dem Empordringen der Luxemburger und Habsburger gegenüber sehen wir Bayern in defensiver Stellung verharren. Die kurze Unterbrechung dieser Haltung in der Zeit Kaiser Ludwigs des Bayers führte zu keinen dauernden Resultaten. Auch in der Zukunft werden alle positiven Schritte in Bayern zunächst der Defensive entstammen. Aber sobald diese Defensive vornehmlich nach einer Seite ihre Kräfte spielen lassen wird, muß es zur Wiedererweckung eines eigenen Wollens und damit zur Neubildung eigener politischen Ideen und Staatsinteressen kommen, wenn es auch langer Kämpfe bedürfen wird, damit sich die Erkenntnis derselben zu voller Klarheit durchringe. Die gesteigerte Not der Defensive, der eigentliche Kampf um die Existenz einer gegnerischen Einheit gegenüber muß Bayern wieder auf die Bahn der Offensive und positiver politischer Gestaltung hinaustreiben.

Die Wandlung der letzten Zeiten war auf revolutionäre Weise erfolgt. Zu einer endgültigen Versöhnung der vorhandenen Gegensätze hatte sie nicht geführt. Es war daher natürlich, daß die ständisch zerissene Entwicklung um so energischer fortschritt und in die extreme Vertiefung jener Gegensätze hineingeriet. Die Ursachen, welche den Gang dieser Entwicklung bedingten, erkannten wir einerseits in dem übermäßig langen Fortbestande der priesterlichen Verfassung in der Kindheitszeit des Volkes und der daraus hervorgegangenen Unmöglichkeit, die Kräfte des Volkes einheitlich und auf realer Grundlage zu organisieren, andrerseits aber erblickten wir jene Ursache in dem Umstande, daß die lokale Lage des deutschen Reiches das germanische Element nicht nur zum Vermittler unter den Völkern machte, sondern ihm auch die Aufgabe stellte, die Kultur des Westens dem slavischen und heidnischen Osten zu bringen. Deutschland konnte seine Kräfte nicht wie Frankreich und England allein dem konzentrischen Ausbau seines eigenen inneren Lebens widmen. So hatten sich die Gebilde einer neuen Zeit plötzlich in die alte Verfassung hineingeschoben. Das Volk begann den Ausbau seines inneren Lebens in einer Zeit, als die jugendlich aristokratischen Bildungen noch in voller Kraft standen und auf den Bahnen der Offensive und der äußeren Politik dahinstürmten. Das Rittertum und das an seiner Spitze stehende Königtum verloren den realen Zusammenhang mit dem Volksleben, es kam zur Trennung der vornehmlichsten Träger der alten Verfassung, des Kaisertums und des Episkopats, beide gerieten auf fremde, unbekannte und unabsehbare Bahnen und büßten damit an ihrem alten Machtbestande fortwährend ein. Es kam zum Kampfe aller gegen alle. Jeder vom Gesamtleben abgerissene Volksteil machte fortwährend den Versuch, die Berücksichtigung seiner Interessen der Gesamtheit aufzuzwingen. Die alte Welt war nicht zerstört. Ihre Bildungen und die Erzeugnisse ihrer Kultur bedeckten Deutschlands weite Fluren und setzten den zwischen ihnen auftauchenden Gebilden einer neuen Kultur, der städtischen, einen zähen Widerstand entgegen. Diese allgemeine Unausgeglichenheit der sozialen Gegensätze mußte aber, je länger sie dauerte, um so mehr zur schließlichen Katastrophe, zur Revolution führen. Und wie immer, brachte denn auch diese keinen Ausgleich, sondern nur Ausladungen. Einem Gewittersturm vergleichbar zog sie über Deutschlands Gaue dahin, der hier und dort seine verheerenden Schauer entlud, auch wohl eine kurze Zeit der Abkühlung brachte, im allgemeinen aber die vorhandene Spannung nur mit grellen Blitzen beleuchtete. Die politische Kunst Karls IV scheiterte an dem Werke, diese unausgeglichenen Gegensätze zu vereinen. Sie scheiterte, weil ihr letztes Motiv der Egoismus war. Man wird von Wenzel, dem Manne der Decadence, nicht erwarten, daß ihm gelingen werde, was seinem Vater versagt blieb.

Auch jetzt ist, wie in früheren Zeiten, die Stellung Bayerns keineswegs eine



Tafel mit Ritterdolch, Ritterschwert, Lederscheide, Sporen, Rittergürtel (Cingulum militare).

1. Ritterdolch aus Stahl, Eisen und Horn. Letztes Drittel des 14. Jahrhunderts. — 2. Ritterschwert mit breiter Klinge; Verzierungen darauf, Ritterdame 2c. und auf der Rückseite Wappen, in Gold gemalt; Griff mit Horn verschalt. — 3. Scheide aus gepreßtem Leder. — 4. und 5. Sporen aus 1380—1420. Bei Schloß Eag in Niederbayern gefunden. — 6. Ritterlicher Gürtel (Cingulum militare) aus 1330—1400. Derselbe wurde unter der Hüfte als Zeichen ritterlicher Würde in allen christlichen Ländern getragen. In Polen trug man diese Gürtel mit Veränderung der Ornamentierung bis ins 17. Jahrhundert. — Nach der Natur gezeichnet im Nationalmuseum in München.

selbständige. Es unterliegt mit seinem Leben der Initiative der Nachbarmächte. Zwischen den Bildungen des Ostens und Westens sahen wir es in fortwährendem Schwanken begriffen. Es hat wie Oesterreich, Böhmen, Brandenburg die städtische Kultur, wenn auch in minderem Grade, aufgenommen. Dem Fürstentum war es gelungen, diese Neubildung in gewissen Grenzen zu halten. Aber während im Osten und Nordosten die Grundlage zu einheitlichem Ausbau der Fürstenmacht schon sehr früh gelegt wurden, blieb Bayern hier zurück. Hier dauerten die Landesteilungen fort, ja die Tendenz zu denselben wuchs sogar.

Wohl endete der erste Städtekrieg, wie wir sahen, mit einer Niederlage der Städte, aber nicht mit einem Siege des Fürstentums, denn jene Niederlage brachte ihm keinen Vorteil. Es blieb bei den alten Gegensätzen, ja die Rivalität der Städte und des Adels hat sich wie der Verfall der königlichen Macht noch weiter gesteigert. „Die Folge war, daß der Einfluß der deutschen Kultur im Osten und Norden fortwährend sank, daß die politische Verbindung mit Italien fast ganz zerriß, daß sich im Westen an der Grenzscheide zwischen Deutschland und Frankreich ein ritterlicher Feudalstaat bildete, welcher dazu ausersehen schien, die deutsche Verfassung von dieser Seite allmählich aufzulösen.“ In Bayern aber schwankte die Entwicklung weiter. Weder vermochten die städtische Kultur des Westens, noch die Ausbildung der Fürstenmacht im Osten hier weitere Schritte zu erzeugen, und in dem Kampfe dieser Gegenströmungen versank das individuelle Leben des Bayernstammes vollkommen in Stagnation. Die konservative Natur der Bauernschaft gab dem geistigen und politischen Leben Bayerns in erster Linie ihr Gepräge, so lange es keiner der rivalisierenden Mächte, Fürstentum und Bürgertum, gelang, eine dominierende Stellung zu erringen. Bayern ward auf der Stufe einer früheren Kulturepoche festgehalten. Immer unfehlbarer trat es zu den reaktionären Mächten der Vergangenheit zurück, an denen sich die Kräfte einer neuen Kultur erfolglos abarbeiteten.

Und wenden wir unsern Blick auf die Kirche in dieser Zeit, so wird es uns klar, daß nicht nur die eine der alten Centralgewalten ihrem Verfall unaufhaltsam entgegenging. Wir vernahmen die Zeugnisse eines Johann von Winterthur und eines Heinrich von Hervord. Sie bezeugen uns, daß die Opposition gegen die kirchlichen Zustände seit dem Streite Kaiser Ludwigs mit der Kurie in immer weitere Volkskreise gedrungen war. „Mit dem Golde vielfach verkehrend, erfuhren die Päpste auch bald die verderbliche Wirkung des gefährlichen Metalls, das immer den heißen Durst nur so löscht, um noch heißeren zu erwecken. Der Habsucht nach Gütern hatte sich bald auch die Habsucht nach Macht beigesellt, und in ihr erstarrte das innere Kirchenregiment mehr und mehr in den Grundsätzen absoluter Herrschaft des geistlichen Oberhauptes.“ (Görres.) So wirkte eins ins andere. Hatte die Habsucht das Streben nach Macht gesteigert, so ward nun diese Omnipotenz, mit welcher die Päpste in der Kirche und über die Landeskirchen schalteten, wiederum im Dienste der Habsucht verwendet. Der päpstliche Hof wandelte sich in eine Justiz- und Finanzanstalt um. Es kam die Sitte auf, daß die einträglichen Kanzleistellen öffentlich an den Meistbietenden verkauft wurden. Und bald nahm dieses einträgliche System einen weiteren Umfang an. Oeffentliche Benefizienauktionen wurden abgehalten, in welchen selbst Erzbischöfe und Bischöfe zu ihren Aemtern gelangten. Das Beispiel fand Anklang und pflanzte sich nach unten fort. Erzbischöfe und Bischöfe machten es wie der Papst. „Sie bieten wie erwerbsüchtige Kaufleute ihre Waren aus, und wenn einer ihrer Kleriker auch das schwerste Verbrechen begangen hat, verschonen sie ihn für Geld doch mit aller Strafe. Alle Stellen, alle Weihen, alle Lossprechungen und Vergünstigungen müssen ihnen bezahlt werden; für Geld lassen sie die rohesten und nichtswürdigsten Menschen zum Priestertum zu. Jeder, der für ein sonstiges Geschäft untauglich, zu träge und nur zu üppigem Müßiggange geneigt ist, wird Priester.“ Mit der Aufnahme solcher Elemente ward natürlich ein wirklich priesterliches Leben in der Kirche allmählich zur Seltenheit, es ward aber auch die Wiedergeburt aus sich selbst heraus zur vollen Unmöglichkeit. Sollte es zu einer solchen kommen, so mußte sie von außen in die Kirche hineingetragen, d. h. auf revolutionärem Wege erreicht werden.

Aber wir betonen auch hier, die Kirche war, wie früher nicht, so auch damals

nicht Erzeugerin des abendländischen Lebens, sondern ein Produkt desselben. Es ist eine grundfalsche Anschauung kirchlicher „Historiker", günstige Resultate auf geistigem und materiellem Gebiet einer bestimmten kirchlichen Lehre zuschreiben zu wollen, wie es ein ebenso falsches Vorgehen kirchenfeindlicher „Historiker" ist, alle Schwächen und Schandthaten einer Zeit der Verkommenheit der Kirche aufhalsen zu wollen. Gutes und Schlechtes hat seinen Untergrund im Wachstum oder im Stillstand des Völkerlebens selbst, und Lehren, Erkenntnisse, Dogmen und rechtliche Grundsätze sind stets nur Ergebnisse einer solchen Entwicklungsperiode. Wenn wir also in dieser Zeit das Leben der Kirche auf



Wenzel der Faule als Erfinder des Petschafts. Von Alfred Rethel.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

allen Linien in einem furchtbaren Verfall begriffen sehen, so ist dies zunächst die Folge ihrer einseitig dogmatischen Entwicklung, ihres Zurücktretens von dem realen Boden des fließenden Lebens und ihrer reaktionären Verknöcherung diesem Leben gegenüber. Andrerseits ist es die Folge des in die erstarrte seelenlose Form sich ergießenden Inhalts. Elemente, die jeder sittlichen Grundlage entbehrten, Elemente der Verwesung fanden hier ihre Zuflucht und beschleunigten mit ihren Gärungskräften die Sprengung der Form. Was in die Kirche hineinkam, drang aus ihr heraus. Es sind die Elemente des Verfalls und der sittlichen und geistigen Zersetzung. So beantwortet das Leben stets die freche Negation des Lebens. Es schickt seine negativen Kräfte aus, den Verleugner seiner

lebendigen Kraft zu vernichten, und mit dieser That schafft es erst wieder freie Bahn zu positiver neuer Schöpfung. Auch diese positiven Kräfte sind bereits vorbereitend an der Arbeit. Wir werden ihnen begegnen, wenn wir der Abneigung des Bürgertums, wenn wir der national-religiösen Bewegung in England und Böhmen Erwähnung zu thun haben.

Sehen wir aber, wie selbst ein Karl IV den päpstlichen Gelderpressungsversuchen in seinen Ländern entgegentrat, wie die Bayernherzoge Stephan II und seine Söhne Stephan und Friedrich die von Urban V mit einer ungeheuern Geldforderung bedrohte Geistlichkeit ihres Landes zu schützen versuchten, „wann unseriu land freyew land sind . . . wan der pabst, kayser noch küng nichtes in unsern landen zu bieten habent", so erkennen wir zugleich, wie die Negation der päpstlichen Omnipotenz in immer weiteren Kreisen energisch Fuß faßte.

Wir sahen, wie im Anfang des Jahrhunderts der alte romanische Weltgedanke versuchte, sich der nationalen Kräfte Frankreichs zu bemächtigen, um auf diese gestützt, seinen Eroberungszug von neuem anzutreten. Frankreich und das Papsttum schlossen ein Bündnis, aber naturgemäß wuchs sich dieses Bündnis nach der realen Machtseite aus. Der Gedanke eines romanischen Weltimperiums trat zurück hinter dem französischen Eroberungsgedanken, das Papsttum geriet in völlige Abhängigkeit vom französischen Königtum, französische Prälaten bestiegen in fast ununterbrochener Reihenfolge den Stuhl Petri, und so war es natürlich, daß das Eindringen dieses französisch-nationalen Elements in die abendländische Kirche allmählich die Opposition aller andern nationalen Elemente energisch wachrief. Der Ruf der Rückkehr der Päpste nach Rom wurde immer lauter. Schon Urban V hatte den Versuch gemacht, seine Residenz wieder in Rom zu nehmen. Aber der Schwerpunkt seiner Stellung lag in Frankreich. Im Jahre 1370 kehrte er nach Avignon zurück. Sein Nachfolger Gregor XI ließ sich namentlich durch die Aufforderungen der beiden gefeierten Nonnen Brigitta von Schweden und Katharina von Siena zur Rückkehr nach Rom bewegen. Im Triumph holten den Heimkehrenden die Römer im Jahre 1377 ein. Allein bei seinem Tode im folgenden Jahre wurde es klar, daß ohne Kampf Frankreich die errungene Machtstellung nicht aufgeben würde. Die beiden Parteien der französischen und italienischen Kardinäle standen sich in blinder Wut gegenüber. Die Italiener wählten den Erzbischof von Bari, Bartholomäus von Prignano, der sich als Papst Urban VI nannte. Gegen diese Wahl protestierten alsbald die französischen Kardinäle und erwählten ihrerseits Clemens VII, den bisherigen Bischof Robert von Cambray und geborenen Grafen von Genf. Das Schisma war da, welches nun fast ein halbes Jahrhundert dauern und das Abendland zu furchtbaren Kämpfen entflammen sollte. Es war natürlich, daß beide Päpste sich nach Mitteln umsahen, welche imstande waren, den Gegner zu vernichten, daß man infolgedessen bestrebt war, die Verminderung der Einkünfte und die notwendige Vermehrung der Ausgaben durch vermehrte Erpressungen auszugleichen. Die Korruption erstieg den Höhepunkt. Nicht nur daß die alten Zehntforderungen, Provisionen u. s. w. eine immer weitere Ausdehnung gewannen, unter dem Titel von Reservationen, Annaten, Kommenden, Unionen, Inkorporationen und vieler anderer verstanden es die avignonischen Päpste für ihre Kasse zu sorgen. Schon Klemens V, der Nachfolger Bonifaz' VIII, hatte den Grundsatz zur Geltung gebracht, daß alle Metropolitan- und Bischofsstühle, deren Inhaber während ihres Aufenthalts am päpstlichen Hofe stürben, der Kurie zur Besetzung zu reservieren seien. Sein Nachfolger Johann XXII dehnte diese Reservationen auf alle geistlichen Würden und Pfründen aus, deren Inhaber durch päpstliche Fürsorge besser versorgt wurden. Zugleich beanspruchte Johann XXII die Annaten, d. h. Zahlung einer Geldsumme, welche gleich dem Werte einer jährlichen Einnahme der erhaltenen Stelle war. Johann dehnte diese Forderung auf alle von der Kurie zu verleihenden Benefizien aus. Ferner fielen der Kurie die Einkünfte während der Vakanzen, die bewegliche Hinterlassenschaft verstorbener Geistlichen zu. Wir erkennen, wie die Kirche hier auf die Bahn der Staufer geriet, eine Bahn, welche für sie nicht minder abschüssig war, wie für das alte Kaisergeschlecht. Auch die sog. Kommenden, welche seit Klemens V aufkamen, bildeten für die Kurie eine ansehnliche Geldquelle. Durch dieselben wurden auch „die untauglichsten Laien befähigt,



Turnier zu Nürnberg um 1400.

geistliche Stellen zu besitzen, indem die Päpste begüterten Weltkindern durch die Einrichtung freundlich entgegenkamen, daß sie gegen gute Bezahlung dem fraglichen Liebhaber die betreffende Pfründe „empfahlen", d. h. sie setzten ihn nicht als Geistlichen ein, sondern ermächtigten ihn bloß zum Bezuge der Einkünfte." Geradezu unglaubliche Dinge werden da berichtet von der Geldwut der avignonischen Päpste, welche dann wieder hinabwirkte bis in die untersten Kreise der Klerisei, die zu ihrer Existenz schließlich darauf angewiesen war, mit den „Gnadenmitteln" der Kirche elenden Schacher zu treiben und die ihr anbefohlenen Schafe zu scheren statt zu weiden. Daß die Opposition kam, daß sie lebendiger wurde, wundert uns nicht, das aber mag billig mit Staunen erfüllen, daß sie nicht weit eher und weit allgemeiner erwachte.

Doch was wollte die Opposition? Gegen diese oder jene Maßregel vermochte sie wohl zu protestieren, aber dem Prinzip ein einheitliches oppositionelles Prinzip entgegenzustellen, das ging nur an, wenn der Gegensatz tiefer, wenn er allgemeiner wurde. Schon Kaiser Ludwig hatte an ein allgemeines Konzil appelliert, seine Gelehrten hatten selbst den Primat des Papstes theoretisch in Frage gestellt. Die Zeit war noch nicht reif.



Jagdscene aus der Zeit König Wenzels.
Elfenbeinschnitzerei im Germanischen Museum zu Nürnberg.

Auch in der Folgezeit mußte es in Deutschland bei einzelnen Protesten bleiben, denn der Kampf der Gesellschaftsschichten gegeneinander hatte, wie wir sahen, zu keinem endgültigen Resultate geführt. Die Anbahnung eines gemeinsamen nationalen Lebens war nicht erfolgt. Die Fürsten hatten gesiegt, aber die Städte waren nicht unterworfen und eine Organisation der kaiserlichen Verwaltung war nicht geglückt. Es blieb bei dem Verfall der großen Centralgewalten der alten Zeit, und zur Bildung neuer kompakter Einheiten bedurfte es noch langer Kämpfe. Mit dem Schisma aber kamen jene vertieften Gegensätze. Das nationale Element trat in Aktion, als sich Italien, Deutschland, England, Skandinavien, Polen, Preußen, Ungarn und Portugal für Urban VI erklärten, während Frankreich, Neapel, Savoyen, Spanien, Schottland und Lothringen zu Clemens VII übertraten.

Hatten sich die Städte bisher immer noch in einem gewissen Zusammenhang mit der bäuerlichen Kultur entwickelt, so wuchsen sie sich nun vollkommen zu Industrie- und Handelsplätzen aus. Zwar verstummen auch jetzt nicht die Klagen wegen Ausbildung des Pfahlbürgertums, allein die Verfeinerung der Lebensbedürfnisse, die geistige und künstlerische Ausbildung der einzelnen Bürger erhob die städtische Kultur doch weit über die bäuerliche hinaus. Der Zusammenhang zwischen beiden zerriß, wenn auch durch die

zünftische Bewegung der alte patrizische Geist dieser städtischen Kultur, wie er sich namentlich in den Bauten und Skulpturen bis zum Ende des 13. Jahrhunderts aussprach, vielfach zurückgedrängt und durch einen frischen Naturalismus ersetzt wurde. Es war die letzte Selbstverjüngung, welche der städtischen Bevölkerung möglich war. Sollte es wieder zu einer solchen kommen, so mußte der Weg auf das Land hinaus von neuem gesucht und eingeschlagen werden. Diese naturalistisch-städtische Bildung, welche den Bürgern in den Schulen der Armen und Reichen im 14. Jahrhundert zu teil wurde, hätte die Brücke zur Ausgleichung mit der bäuerlichen Kultur bilden müssen. Aber andererseits blieb das patrizische Element in einer Stärke bestehen, welche dieser Bildung fortwährend das einseitige Bestreben nach höheren Stufen lebendig erhielt. Wohl war der Gegensatz zwischen Bauer und Edelmann ein weit tieferer geworden, als derjenige zwischen Patriziat und Zünften, allein die geistige Bildung des Landadels war eine weit tiefer stehende, als diejenige des Bürgertums, und seine Lebensbedürfnisse hielten ihn an die Bauernschaft gefesselt. So wundert es uns nicht, daß auch die Bauern im Städtekrieg auf der Seite des Adels standen, und diese beiden Elemente einerseits einer absterbenden, andererseits einer stehengebliebenen Kulturperiode sind als die eigentlichen Hemmnisse aufzufassen, welche sich der Bildung eines nationalen Gasamtlebens in den Weg stellten.

Wie der deutsche Adel in den Formen einer verfallenden Zeit stehen blieb und auf dem Leben der unteren Stände mit furchtbarer Schwere lastete, so entwickelte sich auch die deutsche Bauernschaft nicht mehr fort. „Das Pflügen der Brache, welches im 12. Jahrhundert aufkam, ist die einzige qualitative Veränderung, welche der deutsche Ackerbau seit Einführung der Dreifelderwirtschaft in Deutschland erfahren hat. Seitdem blieb alles auf dem alten Fuß; die Cisterzienser waren der letzte ackerbauende Mönchsorden gewesen: seit dem 14. Jahrhundert war der deutsche Wald durch Jagdrechte dem Pfluge vollkommen verschlossen. Die Kolonisation stand still.“ Auch in rechtlicher Beziehung blieb die Entwickelung des deutschen Bauernstandes stehen. „Noch immer bildete die Hufe den Grundbegriff der Wirtschaft wie der Steuern und Leistungen: sie wurde relativ selten geteilt, und dann behielt ein bestimmter Hof, die sog. „Ehofstätte“, die Leistungen der ganzen Hufe. Der alte Rechtsgrundsatz, daß die Hufner durch die Weistümer selbst festzustellen hatten, was ihr eigenes und was das Recht ihrer Herrschaft sei, hat diese Leistungen vom 12. bis 14. Jahrhundert im ganzen unverändert erhalten. Der Bauernstand blieb das eigentlich stabile Element der Nation, er war politisch völlig unproduktiv und hat sich nur an zwei Stellen in eigentümlichen politischen Bildungen selbständig behauptet:“ im Norden im westlichen Friesland und in Ditmarschen, im Süden im Reußthal, wo die Bauernschaft, wie dort mit Lübeck, so hier mit den Schweizerstädten die Bahn zu einer Vermittlung gefunden hatte. (Nitzsch.)

Damit berühren wir wieder den springenden Punkt in der bayerischen Entwicklung. In Bayern behauptete, wie wir sahen, diese stabile bäuerliche Kultur das Uebergewicht. Eine Verbindung des Landes mit den Städtegebieten war nach keiner Seite geglückt. Die Fürsten blieben hier vornehmlich auf die Einkünfte und Leistungen des platten Landes angewiesen, die nicht entfernt zur Deckung der gesteigerten Bedürfnisse ausreichten. So blieb die materielle Grundlage des bayerischen Fürstenhauses eine prekäre. Die alten Hofämter waren verschwunden. Der niedere Adel fand an den Fürstenhöfen Stellung und Beschäftigung als Räte, als Leiter der militärischen und Verwaltungsangelegenheiten. Auch im Richteramt fungierten diese Leute. Einerseits fand also der Adel in solchen Aemtern einen neuen Halt, andererseits war es seine Verbindung mit der Kirche, welche den raschen Verfall dieser Gesellschaftsklasse verhütete. Die Söhne der adeligen Geschlechter drangen in die Kirchenämter und damit in den Genuß der Kirchengüter ein. Es kam in dieser Richtung so weit, daß durch päpstliche Erlaubnis gestattet wurde, nur Adelige in die Domkapitel zu wählen. So wurde zum Prinzip für alle Zeiten erhoben, was als Gewohnheit sich festgesetzt hatte; „ein Gesetz, das aber nicht bloß eine schreiende Ungerechtigkeit gegen die Nichtadeligen in sich schloß, sondern auch zu Zerwürfnissen führen mußte, die Kirche einer Masse von Talenten und Tugenden beraubte und den Unadeligen zum Feinde des Klerus machte.“ Zwei Elemente einer verfallenden Kultur traten also

in innige Verbindung, und wir verstehen, warum die Wiedergeburt der Kirche aus sich selbst heraus eine Unmöglichkeit ward.

Den Verfall der luxemburgischen Dynastie begleiten dieselben Erscheinungen, wie wir sie in den Verfallsperioden der fränkischen, der sächsischen, der salischen und staufischen Dynastie erkannten, nur daß diese Erscheinungen jetzt weit allgemeiner und bedeutender zu Tage treten, da die kulturelle Entwicklung eben auch eine weit allgemeinere und bedeutendere als in früheren Zeiten war. Und wie in jenen Zeiten das plötzliche und unerwartete Eingreifen außerdeutscher Gewalten erst wieder zu einem Allgemeinbewußtsein aus der Zersplitterung zurückführte, so schien es nun, als sollte das Eindringen und gewaltige Emporstreben der barbarischen Militärmacht der Osmanen im Südosten Europas jene zusammentreibende Kraft in Deutschland und Westeuropa erzeugen helfen.

Die Rüstung zum Türkenkriege riß auch einen Teil Bayerns wieder für einen Augenblick aus den kleinlichen Streitigkeiten, in welche es seit der Landesteilung und dann namentlich seit dem Tode Herzog Friedrichs zurückgefallen war. Friedrichs Sohn Heinrich war bei dem Tode des Vaters erst sieben Jahre alt. Seine Oheime Stephan III und Johann beanspruchten die Vormundschaft in Niederbayern. Im Dezember 1394 war darob der Bruderkrieg entbrannt. Stephan hatte bei seiner Tochter, der Königin Isabel von Frankreich, um Hilfe geworben, er war in Frankfurt anwesend, als sich die Fürsten dort zur Befreiung König Wenzels vereinigten, der von dem böhmischen Adel unter der Führung seines Vetters, des Markgrafen Jost, war gefangen gesetzt worden. Stephan erhielt noch einmal die Verwaltung der Landvogteien in Ober- und Niederschwaben, der Wittelsbacher sollte auf der Seite des Luxemburgers gegen die Habsburger festgehalten werden. Wenzels Haltung war gewiß eine unkönigliche im höchsten Grade. Der Trunksucht ergeben, brachte er Thaten zum Vorschein, wie sie nur der Geist absoluter sittlicher Verkommenheit zu ersinnen vermochte. Allein wir kennen den Dualismus, der das böhmische Leben zersetzte, wir erinnern uns, wie das Emporkommen der Luxemburger seinerzeit nur durch die Unterdrückung der nationalen Bewegung des böhmischen Adels ermöglicht wurde. Die Könige Johann und Karl IV hatten diese Gegensätze wohl zurückzudrängen, nicht aber auszugleichen vermocht, und als nach dem Tode Kaiser Karls die luxemburgische Dynastie gespalten wurde, tauchten die alten Gegensätze mit erneuter Lebenskraft empor und vollendeten den Verfall und dann den Untergang der Dynastie. Wenzels jüngerer Bruder Johann von Görlitz hatte mit Hilfe der Fürsten, so namentlich des jüngeren Pfalzgrafen Ruprecht III, des späteren Gegenkönigs, die Freilassung Wenzels im August 1394 bewirkt. Die Angelegenheiten seines Heimatlandes hielten Wenzel seitdem im Banne; es war natürlich, daß die gänzliche Vernachlässigung der Reichsregierung dem Reiche großen Schaden brachte und die allgemeine Unzufriedenheit und der Ruf nach Abhilfe immer lauter wurden.



Siegel Stephans III. Original-Größe. Aus dem Reichs-Archiv in München.

Die Kräfte der luxemburgischen Dynastie aber waren nach anderer Seite vollkommen in Anspruch genommen. Die Zeiten, da in Europa die letzten Kreuzzüge ausgerüstet wurden, die Zeiten dieser verfallenden Bewegung, berühren sich mit denen, da der Mohammedanismus von seinen alten militärischen Mittelpunkten, von Bagdad und Iconium, hinübergreift nach den türkischen Völkerschaften und sich durch Verbindung mit diesen jugendlichen Volkselementen zu neuem offensiven Vorstoße bereitet. Kaum ein Jahrhundert war verflossen, seit die Türken in Bithynien die Keime einer selbständigen Herrschaft gelegt. Ihr Emporsteigen beschleunigte den Verfall der alten christlichen und mohammedanischen Herrschaften in Kleinasien, und sie drangen unter der Führung ihrer Sultane Osman, Urchan und Murad I, des Sohnes, Enkels und Urenkels Ertoghruls, in das byzantinische Reich ein. Ein Versuch König Ludwigs des Großen von Ungarn, den Osmanen an der Marizza Halt zu gebieten, endete mit einer empfindlichen Niederlage (1363). Unaufhaltsam drangen die türkischen Scharen auf den alten Völkerstraßen weiter gegen Westen, aufwärts

zur Donau. Schon Urchan hatte im Jahre 1331 die Bildung des nachmals so berühmt gewordenen türkischen Fußvolks der Janitscharen aus christlichen Sklaven begonnen. Im Jahre 1357 eroberte er Gallipoli; sein Sohn Murat I folgte auf der betretenen Bahn; alles Land vom Hellespont bis zum Hämus fiel ihm zu, und Adrianopel ward seit 1365 zur Residenz der türkischen Herrscher. Er drang in die slavischen Länder zwischen der unteren Donau und dem adriatischen Meer und eroberte 1382 Sophia. 1389 fiel er als Sieger in der auf dem Amselfelde den Serben gelieferten Entscheidungsschlacht. Sein Sohn und Nachfolger Bajesid I, „der Blitz", überschritt die Donau, machte die Wallachei tributpflichtig und schlug mit ehernem Hammer an die Thore der ungarischen Monarchie. Der Luxemburger Sigismund hat, wie wir wissen, hier die Herrschaft. Es schien, als wolle das Abendland auf seinen Hilferuf erwachen.

Es ist dieselbe Zeit, da sich im Norden an den Grenzen des Reichs die Vereinigung der dänischen, norwegischen und schwedischen Monarchie unter der Herrschaft Margarethas, der Tochter des letzten Estrithiden, vollzog; es ist dieselbe Zeit, da Jagello im Osten durch die Vereinigung Litthauens und Polens den Grund einer Monarchie schuf, welche sich bald von den Gestaden des baltischen Meeres ausdehnen sollte bis zur Küste des Pontus Euxinus. Von drei Seiten ward das Gebiet des deutschen Ordens, des bisherigen Hauptvertreters des germanischen Elementes gegen Osten durch die Herrschaft Jagellos umschnürt. Durch diese Neubildungen waren die lebensfähigen Schöpfungen des deutschen Ordens und des deutschen Kaufmannes an der Nordsee aufs ernstliche gefährdet. Ein unerwarteter Schlag warf diese deutschen Kräfte aus der bisherigen Offensive in die Defensive zurück. Im Jahre 1408 ward der lange Kampf der Zünfte und Patrizier in Lübeck zu Gunsten der ersten entschieden; bald folgte die demokratische Umwandlung auch in Rostock, Wismar und Hamburg. Im Jahre 1410 wurde das deutsche Ordensheer von dem polnischen Könige Wladislaw II Jagello bei Tannenberg vernichtend geschlagen. Zugleich mit der Kultur des Westens ward die deutsche Kultur in ihren lebensfähigsten Positionen, in dem eigentlichen Gebiete der deutschen Kolonisation auf das furchtbarste bedroht.

Vom deutschen Königtum war keine Hilfe zu erwarten. Ist es nicht wunderbar, wie hier der Verfall der königlichen Macht und derjenige der offensiven Kraft des Volkes ineinander greifen? Wie im Norden Margaretha den Kampf aufzunehmen gezwungen ward gegen den schwedischen und mecklenburgischen Adel, wie der Herrschaft der Luxemburger in der Mark Brandenburg ein Teil des Adels in fast autonomer Stellung gegenübertrat, so war es in Böhmen der Adel, der gegen die königliche Herrschaft Wenzels erfolgreich Front machte, so in Ungarn der Adel, der Sigismunds königlichem Regimente einen kräftigen Widerstand entgegensetzte. Sigismund aber gelang die Befestigung seiner Herrschaft, während Wenzel, wie wir hörten, einen Augenblick der adeligen Opposition vollkommen unterlag und nur durch die Einmischung der deutschen Fürsten aus der Gefangenschaft entkam. Im Jahre 1396 benützte Sigismund die Not des Bruders, ihm einen unabsetzbaren Regierungsrat, bestehend aus Mitgliedern des böhmischen Herrenbundes, an die Seite zu setzen. Während hier die Aristokratie das Feld teilweise behauptete, trat der Bund der „Schlegler" in Schwaben und Franken vor der fürstlichen Landesherrschaft zurück. Eberhard von Württemberg besiegte 1395 die Schlegelkönige und nahm drei derselben gefangen, 1396 ward der Adelsbund durch eine Verordnung König Wenzels und ein fürstliches Schiedsgericht aufgelöst.

Im September des gleichen Jahres ward ein großes deutsch-französisches Heer bei Nikopolis von den Türken vernichtend geschlagen. Auf den Hilferuf König Sigmunds hatte König Karl VI von Frankreich den ältesten Sohn des Herzogs von Burgund, den Grafen Johann von Nevers, gegen die Osmanen mit einem stattlichen Hilfskorps ausrücken lassen. Gleichzeitig eilten Scharen der Burggrafen, Johanns III und Friedrichs VI von Nürnberg, des pfälzischen Kurfürsten Ruprecht II dem Ungarnkönig zu Hilfe. Bayern und Steiermärker schlossen sich an. Ihre Tapferkeit vermochte nicht zu retten, was französischer Uebermut verdorben hatte. Steiermark büßte seine Anteilnahme durch eine verheerende furchtbare Heimsuchung durch die Türken. Nur das Auftreten des

Mongolenherrschers Timur im Rücken der osmanischen Monarchie rettete damals Ungarn und Europa vor einer weiteren Invasion dieser sieggewohnten Barbaren.

„Die Schlacht bei Nikopolis bildet nur ein Glied in jener Reihe schwerer Niederlagen, welche am Ende des vierzehnten, im Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts den allmählichen Verfall der ritterlichen Kriegskunst bezeichnen. Diese zeigte sich der eigentümlichen Kampfart der Osmanen ebenso wenig gewachsen, als zehn Jahre vorher bei Sempach derjenigen des bäuerlichen Fußvolks der Eidgenossen. Aus den Berichten der Zeitgenossen erkennen wir zugleich, daß die Disziplin des Kreuzzugsheeres von 1396 durch zügellose Ausschweifungen vollkommen untergraben war. Die Auflösung der ritterlichen Kultur hielt mit denjenigen der alten politischen Gewalten gleichen Schritt.“ (Nitzsch.)

Im Januar 1397 starb in Niederbayern der junge Herzog Albrecht II von Straubing. Sein Vater Albrecht I, Kaiser Ludwigs Sohn, überlebte ihn und übertrug die niederbayerische Herrschaft seinem dritten Sohne Johann, dem erwählten Bischof von Lüttich. Ein halbes Jahr später, am 16. Juni, erfolgte auch der Tod Herzog Johanns II von München, dessen Söhne Ernst und Wilhelm III die Regierung in München übernahmen. Doch auch diese Veränderung ging nicht ohne Zänkereien ab. Herzog Stephan III und sein Sohn Ludwig bestritten den Münchenern den Anteil an der Mitregierung, und zu Beginn des folgenden Jahres war man bereits wieder soweit, daß man gegen einander rüstete. Da warf sich die Bürgerschaft der Stadt München zwischen die Streitenden, welche sich im Juli nach mehrfachen Unterhandlungen auf den Grafen Eberhard von Württemberg und den Pfalzgrafen Ruprecht als Schiedsrichter einigten. Diese bestimmten am 4. Juli 1398 zu Göppingen, daß die Herzoge Ernst und Wilhelm sofort in ihr väterliches Erbe einzusetzen seien. Auch diese Uebereinkunft nützte nicht viel, denn München hatte mittlerweile im April der demokratischen Bewegung die Hand gereicht. Es ist bezeichnend für das vollkommen geschwächte Ansehen der Fürstenmacht, daß die Bürgerschaft diesen Schritt wagte in der Zeit, da die Wittelsbacher selbst in offenem Streite gegen einander lagen. Freilich hatte bei dem Siege der Gemeinde über die Ratsherren Herzog Stephan III von Ingolstadt seine Hand im Spiele. Man erwartet mit dem Eintritt des demokratischen Elements in den Kampf das Erwachen prinzipieller Gegensätze. Daß es bei kleinlichen Zänkereien, Unterhandlungen, Versöhnungen und neuen Kämpfen noch Jahre hindurch blieb, mag uns beweisen, wie diese demokratische Bewegung in München mehr als eine Nachwelle einer ablaufenden Flut, dann als ein Herandrängen einer neuen zu betrachten ist. Und alles das in einer Zeit, da sich im Reiche draußen schwer wiegende Ereignisse abzuspielen begannen! Wohl ein beredtes Zeugnis dafür, wie sehr das vollkommen zerrissene bayerische Leben von dem allgemeinen deutschen Leben zurückgetreten war!

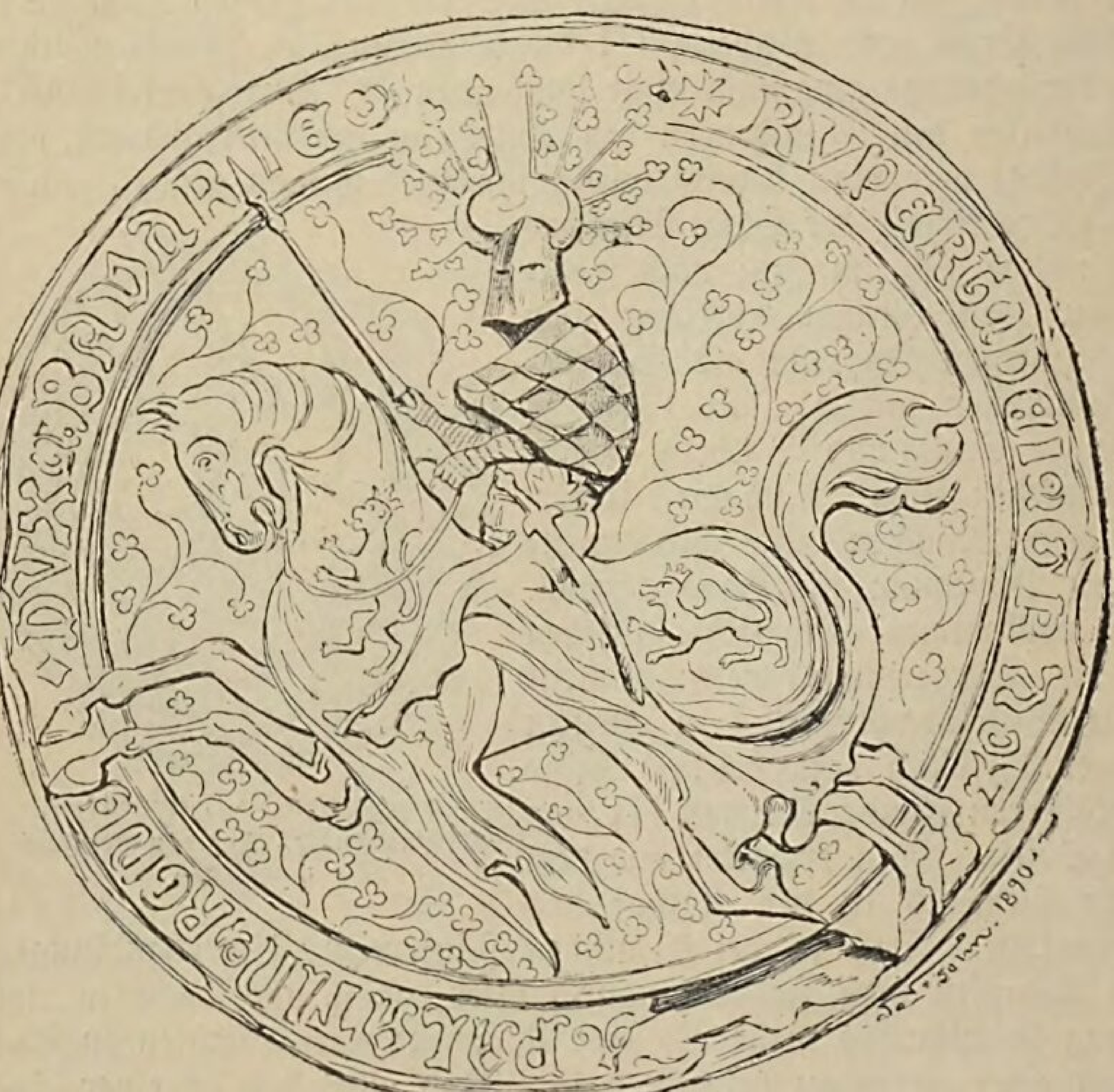


Siegel Albrechts II (Straubing). Original-Größe. Aus dem Reichsarchiv in München.

Das Schisma hatte seine Fortsetzung gefunden. Im Jahre 1389 war an die Stelle des verstorbenen Papstes Urbans VI Bonifacius IX in Rom getreten, im Jahre 1394 folgte Klemens VII zu Avignon Benedikt XIII als Papst. Der Ruf nach Beendigung der kirchlichen Not ward lauter und lauter, und von Karl VI von Frankreich lief die Einladung zu einer Zusammenkunft am Hofe Wenzels ein, um über die Beendigung des Schismas Rat zu pflegen. Man dachte an Verzichtleistung beider Päpste. Die Universitäten bemächtigten sich des Streites und traten, wie wir alsbald sehen werden, in den Vordergrund. Betreffs der französischen Reise wandte sich König Wenzel mit einer Anfrage an Pfalzgraf Ruprecht II. Der teilte dem Luxemburger seine Anschauungen in einem Briefe mit und riet dem Könige offen von einer Reise nach Frankreich ab, da Frankreich Hintergedanken hege, wie es sie seit Beginn des Jahrhunderts gehegt habe. Bald darauf, am 6. Januar 1398, ist Ruprecht II gestorben. Ihm folgte sein Sohn Ruprecht III, der in den Bahnen des Vaters verharrte. Der Gegensatz

zwischen der Anschauung vom römischen Kaisertum im Westen Deutschlands und derjenigen, welche die halbfranzösischen Luxemburger nach dem Osten zu verpflanzen versucht hatten, wuchs sich zu einem persönlichen Gegensatz zwischen Ruprecht und Wenzel aus, als dieser dennoch die Reise nach Frankreich unternahm und am 28. März 1398 mit König Karl in Reims zusammentraf. Die Beratungen blieben erfolglos. Das kirchliche Schisma dauerte fort.

Einen zweiten Gegner besaß Wenzel in dem Kurfürsten Johann von Mainz, aus dem Nassauer Grafenhause, gegen den Wenzel die Bewerbung des Grafen Gottfried von Leiningen um das Mainzer Erzstift begünstigt hatte. In der gleichen Zeit, da sich hier am Rhein eine fürstliche Koalition gegen Wenzel zu bilden begann, hatte der König nach Art seiner früheren Städtepolitik einen Eingriff in die Angelegenheiten des Würzburger Hochstiftes unternommen. Fürstbischof Gerlach von Schwarzburg hatte durch fortgesetzte Erpressungen die Städte seiner Diöcese in einer Weise empört, daß elf derselben sich zu einem gemeinsamen Bündnis gegen die geistliche Herrschaft zusammenthaten. Gegen die Städte alarmierte der Bischof den Adel, und nun rekurrierten die Städte an den König, der selbst in Würzburg erschien und sieben fränkische Städte durch Verleihung des kaiserlichen Adlers unter seinen besonderen Schutz nahm, d. h. sie aus landesherrlichen zu königlichen Städten machte. Das war ein Attentat gegen das Fürstentum, und als nun Wenzel im Januar 1398 in Frankfurt erschien und den Versuch wagte, durch einen dort errichteten zehnjährigen Landfrieden seine Autorität im Reiche wiederherzustellen, traf ihn eine doppelte Niederlage. Die rheinischen Kurfürsten nahmen sich nicht nur des Würzburgers mit allem Nachdruck an, so daß Wenzel sich genötigt sah, hier mehr als einen Schritt zurückzuthun, sondern sie setzten ebenso den vereinbarten Landfrieden für ihre Territorien auf fünf Jahre herab. Auch in anderer Weise zeigte sich Wenzels charakterlose Schwäche und unfähige Ohnmacht. Es war kein Halt mehr in seinem Wollen und Handeln. Und schon im Jahre 1399 war seine Absetzung eine beschlossene Sache. Im Jahre 1400 kam es zu positiven Resultaten. Auch Herzog Stephan von Ingolstadt und sein Sohn Ludwig nahmen an den diesbezüglichen Beratungen in Frankfurt teil. Es war der Fall ins Auge gefaßt, daß ein Mitglied der Häuser Bayern, Sachsen, Meißen, Hessen, der Burggrafen von Nürnberg oder der Grafen von Württemberg gewählt würde. Für diesen Fall sagten die beteiligten Verschwörer dem Gewählten im voraus ihre Anerkennung zu. Am 20. August 1400 wurde Wenzel zu Oberlahnstein von den vier rheinischen Kurfürsten,



Siegel Ruprechts III. Original-Größe. Aus dem Reichsarchiv in München.



Kaiser Rupert nimmt den Böhmen die oberpfälzischen Städte und Schlösser
wieder ab 1401.

Nach dem Gemälde von Baumann.

dem Burggrafen Friedrich VI von Nürnberg und mehreren Grafen und Edelleuten des Thrones für verlustig erklärt und tags darauf der Pfälzer Ruprecht III an seine Stelle erhoben.

Ist es nicht bezeichnend, daß bei diesem Thronwechsel das altgermanische Prinzip persönlicher Fähigkeit und Würde wiederum in den Vordergrund tritt, daß wir fast nur aus diesem Grunde, mit Rücksicht auf die Unfähigkeit Wenzels das verräterische Vorgehen der oligarchischen Verschwörer teilweise zu entschuldigen vermögen? Wo aber blieb, wenn man sich auf dieses Prinzip berief, das Gottesgnadentum des Königtums und der ganze andere formalistisch-theoretische Apparat, wie er in der Zeit der priesterlichen Kultur ausgebildet worden war?

Und noch eins! Wir erinnern uns der alten kulturellen Rivalität des Westens und Ostens in Deutschland; wir gedenken der Zeit, da nach der Ungarnschlacht vom Jahre 907 das fränkische Königtum sich vom Südosten löste und dem Rheine zuwandte; wir gedenken der Zeiten, da gegen Heinrich IV Sachsen nach einem eigenen Königtum strebte; wir gedenken der immer wiederkehrenden Momente, da Deutschland in ein West- und ein Ostreich auseinander zu brechen drohte. Unter diesem Gesichtspunkte gesehen, bedeutet Ruprechts Wahl abermals einen Versuch, das Königtum dem Osten zu entführen und dem Westen wiederzugewinnen. Es geht dies nicht nur aus der Bestimmung der Geschlechter hervor, unter denen man vor der Königswahl den neuen Kandidaten zu suchen sich verpflichtete: Bayern, Sachsen, Meißen, Hessen, Hohenzollern und Württemberg, sondern mehr noch aus der Thatsache, daß der ganze Osten von der Küste der Nordsee herab bis zu den österreichischen Alpen sich gegen Ruprechts Wahl vollkommen apathisch verhielt. Unter den genannten Häusern könnten Meißen und Sachsen auffallen. Aber Meißen hätte nur im energischsten Gegensatz gegen Böhmen, gegen Luxemburg, und im engsten Anschluß an den Westen sich zu behaupten vermocht, während Sachsen sich auch so nicht den westlichen Bestrebungen anschloß, sondern seinen eigenen Kandidaten, den Welfen Friedrich von Braunschweig, vorführte, und als derselbe von Vasallen des Erzbischofs von Mainz erschlagen wurde, von Beteiligung an der Wahl Ruprechts sich fernhielt. Bedeutsam aber ist der Umstand, daß man nicht nur die Luxemburger in Böhmen und Brandenburg gänzlich, sondern auch die Habsburger ausschloß.

Einer der Hauptgründe der Absetzung Wenzels war die eigenmächtige Erhebung des Johann Galeazzo Visconti zum Herzog von Mailand und Reichsfürsten. Ruprecht war also nach dieser Seite der Weg gewiesen, ja er mußte sich in seiner Kapitulation den drei geistlichen Kurfürsten verpflichten, Mailand und die lombardischen Reichslande dem Reiche wiederzugewinnen. Es wäre natürlich gewesen, wenn Ruprecht zunächst eine vollkommene Auseinandersetzung mit seinem Gegner Wenzel versucht hätte. Wohl betrat er diesen Weg, der böhmische Adel stellte sich teilweise auf seine Seite, aber die Expeditionen, welche Ruprecht im Jahre 1401 gegen Böhmen unternahm, hatten nur geringen Erfolg. Er ließ von dem Wege, als ihm durch die Anerbietungen der Florentiner die Möglichkeit geboten schien, Herr der finanziellen Schwierigkeiten zu werden, die mit einer Romfahrt verknüpft waren. Wenzel indirekt zu besiegen, indem sich Ruprecht in Italien die Kaiserkrone holte, schien nunmehr sein Plan zu sein. Auf dieser Fahrt hoffte er zugleich mit Johann Galeazzo abzurechnen. Allein nur durch Soldverträge vermochte er den italienischen Kriegszug sicher zu stellen. „Heinrich VII hatte noch einmal im Stile Friedrichs II, Ludwig als Gegner des Papsttums, Karl IV als Diplomat den italienischen Boden betraten: Ruprecht erschien in der Haltung eines bloßen Söldnerführers und eines Gegners der mailändischen Tyrannis. Sein ritterliches Soldheer wurde bei Brescia am 21. Oktober 1401 von den Viscontis vollständig geschlagen; er selbst kehrte Anfang 1402 ohne jede Resultate nach Deutschland zurück."

Spottlieder begrüßten den Heimkehrenden, auch ein Zeichen, wie sehr dem deutschen Volke das Bewußtsein seiner Aufgabe und seines gemeinsamen Interesses verloren gegangen war. Wenn Ruprecht trotz des Unglückes, welches ihn getroffen, sein Königtum zu behaupten vermochte, verdankte er das nur der Schwäche und Uneinigkeit seiner Gegner. Im luxemburgischen Hause waltete die Zwietracht. Zwar gelang es Sigmund, dem

Magyarenkönig, sich der Regentschaft in Böhmen und der Person König Wenzels, seines Bruders, zu bemächtigen (März 1402), wie es ihm ebenso glückte, den Markgrafen Prokop, den Chef der Partei des gefangenen Königs, in seine Gewalt zu bekommen, doch seine abermalige Erbeinigung mit den Habsburgern, sein Bündnis mit ihnen blieb ohne direkten Erfolg, da Wenzel den Herzog Wilhelm von Oesterreich für sich gewann und bald seiner Haft in Wien entkam. Trotz dieser Zwietracht im Hause der Gegner brachte es Ruprecht nicht dahin, in Deutschland den Kurfürsten und den zahlreichen reichsstädtischen Anhängern Wenzels gegenüber einen bestimmenden Einfluß zu gewinnen.


Kaiser Wenzel.
Nach dem Gemälde im Römer zu Frankfurt a. M.

„Es ist eine Zeit allgemeinen sittlichen und politischen Zerfalls: die augenscheinliche Schwäche des Königtums, die großen Niederlagen der Ritterheere in der Schweiz, an der untern Donau und in der Lombardei, die zunehmende Verweltlichung der Geistelichkeit waren nur die wachsenden Symptome der allmählichen Zersetzung einer verbrauchten Organisation. Sie tritt im ganzen Umkreis des deutschen Lebens hervor.“

Und Bayern? Zum zweitenmale trug ein Wittelsbacher die deutsche Krone. Man sollte erwarten, dieser Umstand hätte genügt, ihm die Sympathien und die volle Unterstützung seiner Sippschaft mit Hintansetzung aller andern Rücksichten zu sichern. Der Blick auf Luxemburg wird diese Erwartung zurückgedämmt haben. Oder glauben wir in Bayern zu finden, was in Böhmen unmöglich war? Glauben wir, es werde die vielhundertjährige Zerrissenheit des Bayernstammes sich plötzlich zur Einheit gestalten? Unmöglich! „Der Gemahl einer bayerischen Prinzessin wurde entthront — der deutsche König Wenzel; wider ihn sollte durch eine bayerische Prinzessin deren Gemahl gewonnen werden — der französische König Karl VI; das eine wie das andere zu Gunsten eines bayerischen Fürsten.“ So charakterisiert Höfler die Lage. Er zeigt uns den tiefen Spalt im wittelsbachischen Hause; er zeigt uns ebenso die furchtbare Zerrissenheit und innere Haltlosigkeit des bayerischen Volkslebens. Frankreich sollte helfen.

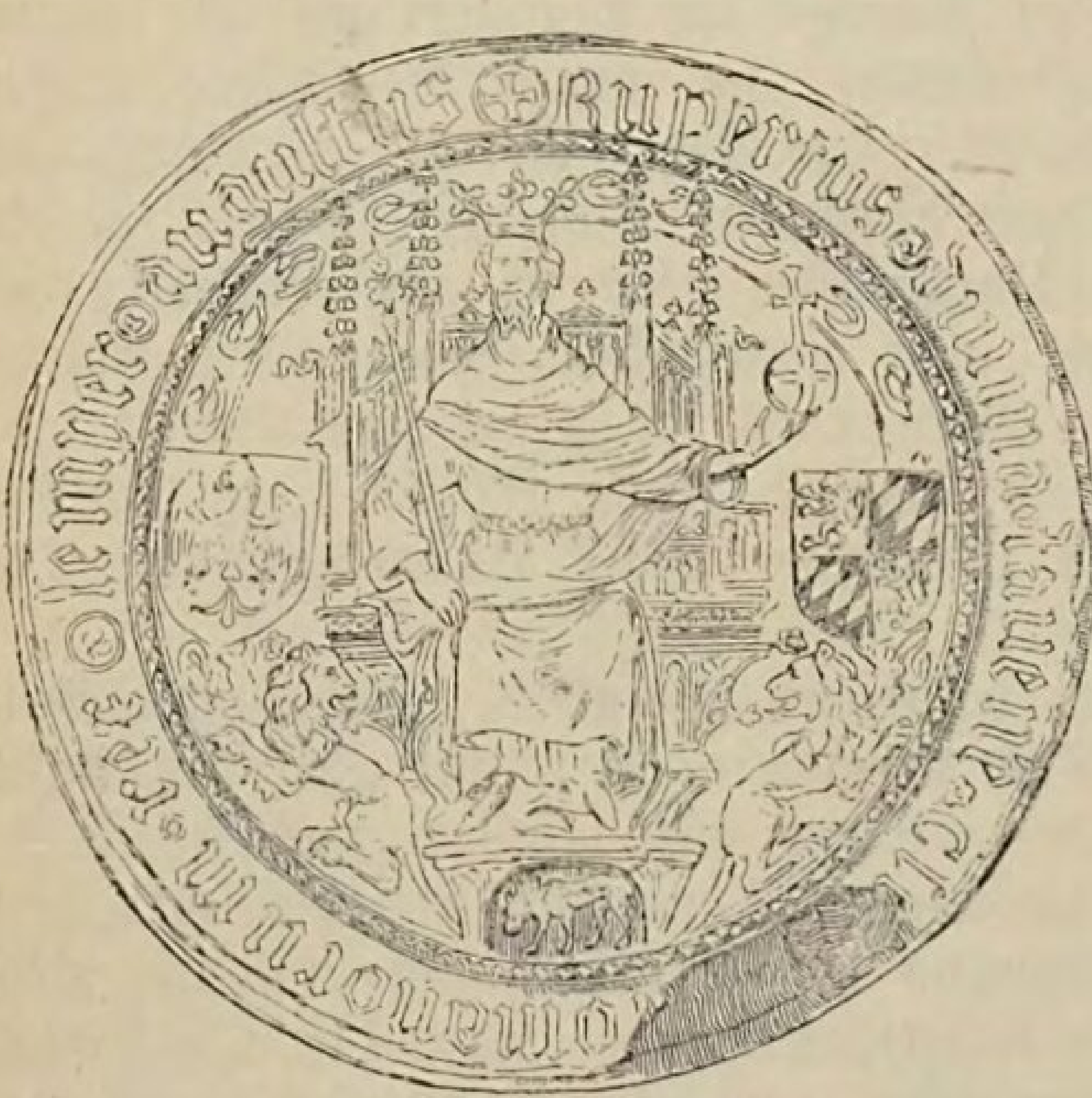
In Bayern haderte man fort, und nur Stephans III Sohn, Ludwig der Bärtige, weilte als einer der treuesten Begleiter an der Seite seines königlichen Vetters. Er war der Bruder jener französischen Königin. Im böhmischen Feldzug kämpfte er für den König, er begleitete ihn nach Italien, unterhandelte für ihn mit den Habsburgern, mit Venedig, mit Este, Florenz und Lucca, er verschaffte ihm Geld aus eigenen Mitteln und aus der Kasse seiner königlichen Schwester von Frankreich, und seinen Vermittlungen wird es nicht zum wenigsten zuzuschreiben sein, wenn eine französische Erhebung zu Gunsten Wenzels, wie sie der Herzog von Orleans plante, unterblieb. Aber auch Ludwig stand im Solde König Ruprechts. Weder seine Reichsfürstenschaft noch seine Verwandtschaft mit dem Könige bewogen ihn, von diesem zeitüblichen Gebrauche abzusehen. Das augenblickliche, pekuniäre Interesse überwog bei all diesen Eintagspolitikern das große gemeinsame Interesse des Reiches und der Dynastie. Erst nach vielen Verhandlungen kam es am 6. Dezember 1402 zu einer Verständigung zwischen der Ingolstädter und Münchener Linie infolge eines Schiedsgerichts, welches aus der Landschaft zu Freising niedergesetzt worden war. Der neunjährige Kampf endete mit der Wiederherstellung der 1392 beschlossenen Landesteilung. München verblieb den Herzogen Ernst und Wilhelm, den Söhnen Johanns II.

Nun aber verweigerte München, welches, wie wir hörten, in der Zeit der Zwietracht auf dem Wege zu demokratischer Autonomie einen energischen Schritt vorwärts gethan, die Unterwerfung. Im Februar 1403 entbrannte der Kampf der Herzoge gegen ihre Stadt. Herzog Heinrich von Landshut leistete den Vettern die versprochene Hilfe, während die Ingolstädter Stephan III und Ludwig zurückhielten. Die Bauernschaft stand auf der Seite der Herzoge. Am 31. Mai kam es durch die Vermittlung des Burggrafen Friedrichs VI von Nünberg zur Einigung, und am 1. Juni ritten die Herzoge Ernst und Wilhelm feierlich in München ein. „Es war die Bürgerschaft eines geschwächten, mit Not, Schulden, Verarmung kämpfenden Gemeinwesens, welche tief gedemütigt den lange verschmähten Herren ihre Huldigung darbrachte. Eine Reform der städtischen Verfassung, welche die Herzoge dann (21. August) durchführten, sollte der Wiederkehr ähnlicher Unruhen vorbeugen.“ (Riezler). So schloß der lange Kampf einstweilen nach dieser Seite, aber nicht, ohne daß von den Ingolstädtern bereits ein neuer Kampf mit Heinrich von Landshut ins Auge gefaßt worden wäre, der dann, wie wir sehen werden, sich hinausschleppte in ferne Zeit und sich hineindrängte mit seinem egoistischen Kleinkram selbst in die Beratungen der abendländischen Christenheit über die Not der Zeit. Ludwig der Bärtige von Ingolstadt und Heinrich der Reiche von Landshut — diese beiden Namen drücken der bayerischen Entwicklung in der nächsten Folgezeit die Signatur auf; sie waren die Söhne zweier Brüder, Stephans III und Friedrichs, sie waren die Söhne zweier Schwestern, der Thadäa und Magdalena Visconti. Wie die Natur hier mit merkwürdigen Variationen spielte, zeigt sich noch mehr, wenn wir erwähnen, daß die schöne Else, die Schwester Herzog Heinrichs von Landshut, dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg die Hand gereicht hatte und also zur Stammmutter aller preußischen Hohenzollern wurde. Während auf dem politisch unproduktiven Boden Bayerns die ganze Kraft dieser viscontisch-wittelsbachischen Mischung verloren und im Kampfe gegen sich selbst zu Grunde ging, ward sie auf dem politisch jungfräulichen Boden der Mark Brandenburg die Grundlage alles späteren Gedeihens.

Es ist eine Zeit „allgemeinen sittlichen und politischen Zerfalls“, „der allmählichen Zersetzung einer verbrauchten Organisation“. Was vermochte in solcher Zeit der ernste Wille und das geläuterte Streben eines Ruprecht? Sehen wir hinüber nach der Westgrenze des Reichs, wo der Einfluß Frankreichs in stetigem Vormarsch begriffen war, erfahren wir, wie nach dem Tode der Gräfin Johanna von Brabant und Limburg, der Witwe des Luxemburgers Wenzel, den einst der kaiserliche Bruder Karl IV als Rivale Wittelbachs in diese gesegneten Länder vorgeschoben hatte, im Jahre 1406 diese Provinzen dem Reiche verloren gingen und Anton, dem Sohne Philipps des Kühnen von Burgund zufielen; schauen wir hinauf nach der Nordgrenze des Reiches, wo die Dänenkönigin Margareta nach der Niederlage der Mecklenburger bei Falköping (1389) die dritte der nordischen Kronen gewann und nach der Niederlage der Holsteiner Grafen durch die ditmarsischen Bauern in die Positionen des Schauenburger Hauses in Schleswig eindrang; erinnern wir uns, wie in den nordischen Städten, so namentlich in Lübeck, die Demokratie zu endlichem Siege empordrang, wie dann im Jahre 1410 der deutsche Orden den Waffen und der militärischen Kunst König Wladislaws Jagello von Polen-Litthauen bei Tannenberg erlag: so wird uns die gewaltige Erlahmung der deutschen Königsmacht in vollstem Umfange klar. Alle diese Veränderungen vollzogen sich, ohne den deutschen König auch nur zum Einschreiten zu bewegen, und wo Ruprecht, wie in Brabant, einen Eingriff versuchte, ward der Erfolg durch seinen Zwist mit Wenzel vereitelt. Der Luxemburger gab dem Burgunder seine Nichte Elisabeth zur Ehe und ermächtigte Anton zugleich zur Besitznahme von Luxemburg, des Stammlandes der böhmischen Dynastie.

Dem Schicksale des deutschen Ordens müssen wir einige Aufmerksamkeit widmen, da in demselben die Zerfahrenheit der deutschen Entwicklung und die reaktionäre Stagnation einer überlebten Kultur am deutlichsten zu Tage tritt. Wir sahen das vereinte Vorgehen des Ordens und der preußischen Städte zur Zeit des Städtekriegs gegen Dänemark in den sechziger Jahren. Damals stand der Orden auf dem Höhepunkte seiner Macht. Dieses merkwürdige Gebilde mönchisch-ritterlicher Kultur hatte seinen Beruf, der

deutschen und christlichen Kultur gegen Osten einen neuen Weg zu bahnen, vollkommen erfüllt. In seiner aristokratisch-offensiven Haltung lag zugleich seine Macht und sein Gedeihen. Wir sahen, wie schon Friedrich II, der Staufer, ihm seine Aufmerksamkeit und Fürsorge widmete. In der folgenden Zeit aber hatte sich die Grundlage der Ordensmacht vollkommen verschoben. Deutsches Leben drang mit ihm in diese östlichen Gebiete ein und setzte sich fest, und während der Orden seinen Abgang durch Heranziehung neuer und fremder Kräfte ergänzte, während er versuchte trotz des Emporblühens deutscher Kultur, sich in den alten Formen seiner Herrschaft hier zu behaupten, geriet er mit den jugendlichen Trägern dieser deutschen Kultur in innern tiefen Gegensatz. Die Berechtigung seiner Existenz und der Führung dieser nationalen Elemente hätte er fürderhin nur noch finden können, wenn er sich zugleich in den lebendigen Dienst derselben gestellt hätte. Und als nun mit der Vereinigung Litthauens und Polens, mit dem Uebertritt Jagellos zum Christentum das slavische Element selbst die Weiterführung christlicher Kultur gegen Osten übernahm, fiel damit die letzte Grundlage der aristokratisch-offensiven Machtstellung des Ordens in sich selbst zusammen. Während sich das slavische Element durch den Zutritt des litthauischen jugendlich verstärkte, schwächte sich die Kraft des Ordens, der auf dem Prinzip der Offensive und Eroberung beruhte, auf das furchtbarste. Er ward in die Defensive zurückgeworfen und verlor damit an sich schon jede natürliche und feste Haltung. Der Orden hörte auf, ein Sammelpunkt der ritterlichen Elemente Deutschlands zu sein, er ward zur Erhaltung seiner Macht auf Werbung bezahlter Söldner angewiesen. In dieser in sich selbst erschütterten Lage ließ er sich durch den Magyarenkönig, den Luxemburger Sigmund, zum Ankauf der Neumark verleiten und gab damit dem Polenkönig den besten Anlaß zum Losschlagen. Das Resultat war bekanntlich die furchtbare Niederlage des Ordens bei Tannenberg am 15. Juli 1410. Der Hochmeister deckte mit mehr als 200 Rittern, der Blüte des Ordens, und 40000 Kriegern das blutige Feld. Sofort nach dieser Niederlage zeigte sich die innere Haltlosigkeit, in welche der Ordensstaat infolge seiner stagnierenden Entwicklung geraten war, in erschreckender Weise. Bischöfe und Städte unterwarfen sich dem slavischen Sieger mit Freuden und versahen das feindliche Lager bereitwillig mit allen Kriegsbedürfnissen. Die übriggebliebenen Ritter übergaben fast alle Schlösser ohne Widerstand dem Polenkönig. Die letzte Stunde des Ordensstaates schien gekommen. Nur einer, Heinrich von Plauen, der Komtur von Schwez, ermannte sich zum Widerstand. Er eilte nach der Marienburg und organisierte die Verteidigung, zwang den Polenkönig zum Abzug, säuberte dann das ganze Gebiet von den Polen und stellte die Herrschaft des Ordens wieder her. Am 1. Februar 1411 kam es zum Frieden von Thorn, der dem Orden scheinbar nur geringe Einbuße brachte. Und eben dieser Held des Ordens hatte auch den wunden Punkt erkannt, an welchem das Staatswesen krankte. Er gab sich daran, es zu heilen, der jeder sittlichen und nationalen Grundlage, wie der inneren Berechtigung und Volkstümlichkeit entbehrenden Staatsbildung diese fehlenden Elemente zu schaffen. Er versuchte die Einführung einer landständischen Verfassung. Zwanzig eingeborene Edelleute und siebenundzwanzig Bürger der angesehensten Städte sollten den obersten Landesrat bilden mit dem Rechte der Teilnahme an der Landesverwaltung und der Vertretung der Interessen der Unterthanen dem Orden gegenüber. Es ging nicht mehr. Die reaktionären Kräfte des Ordens waren stärker als die Kraft dieses Mannes. Er wurde von den Ritterbrüdern gefangen gesetzt und seines Amtes als Hochmeister



Kronsiegel Ruprechts III.
Original-Größe 11 cm. Aus dem Reichsarchiv in München.

beraubt. „Das Schicksal dieser glänzendsten Schöpfung der deutschen ritterlichen Kultur war damit entschieden. Während sich Kaisertum und Papsttum in vollster Auflösung befanden, brachen so die Außenwerke der deutschen Macht in großen Katastrophen zusammen."

Die großen Gegensätze der Stände und Dynastien, die wir bisher immer noch als einen Gegensatz zweier Kulturen betrachten konnten, treten aus dem Bewußtsein der Beteiligten mehr und mehr zurück. Nach dem großen Gewitter des Städtekrieges wetterleuchtet es nur noch am politischen Himmel Deutschlands. Kleine und kleinliche Gegensätze nehmen die Stelle der großen ein, und dieses Chaos von sich befehdenden und vernichtenden Kräften in seinen einzelnen Strömungen und Bewegungen verfolgen zu wollen, wäre eine Titanenarbeit. An den Kämpfen des deutschen Ordens nach der Schlacht von Tannenberg hatte auch Herzog Heinrich von Landshut Anteil genommen. Aber nicht das Bewußtsein, daß es hier einem Außenposten deutscher Kultur galt, hatte ihn gen Norden geführt, sondern der abenteuerliche Drang seiner jugendlichen Kraft, mit der er daheim nichts oder doch nichts Vorteilhaftes anzufangen wußte. Auch er war mit den Bürgern seiner Hauptstadt in Zwist geraten, und weniger noch, als in München, zeigte sich in Landshut das bürgerliche Element dem fürstlichen gewachsen. Als die Bürgerschaft von dem Herzoge wegen Vorladung seiner Beamten vor den Magistrat angegangen wurde, beschloß sie, sich an König Ruprecht zu wenden. Darüber erbost, griff Heinrich XVI zur Gewaltthat. Er nahm die Häupter der Ratspartei nach einem Mahle auf der Trausnitz gefangen. Die Landshuter waren empört, aber offene Rebellion gegen den Tyrannen wagten sie nicht. Die Konspirationen, in welche sie sich einließen, zeigen die innere Kraftlosigkeit des bürgerlichen Elements in dieser Stadt. Dem Herzog ward über die Verschwörer Mitteilung gemacht, und auch der Weg, auf welchem diese zu ihm gelangte, ist charakteristisch für die Halbheit des bürgerlichen Lebens. Die Frau eines Ratsherrn hatte einen ritterlichen Hofschranzen zum Geliebten. Ihn machte sie zum Mitwisser, und er hinterbrachte dem Herzog die Kunde, der dann furchtbar blutige Rache an den armen Verschworenen nahm. Das Leben dieser Bürgerschaft steht vor uns in seinem Zwiespalt und Unfertigkeit, halb freibürgerlich, halb hörig, ein Bastardprodukt einer älteren und jüngeren Entwicklungsepoche.

In dieser Zeit (1410) überflutete auch eine der letzten Sturzwellen noch einmal die Tiroler Grenze. Wir kennen die Entwicklung des dortigen Adels. Diesmal rief er wieder die Wittelsbacher gegen die Habsburger ins Land. Es ist ein merkwürdiges Bild, welches uns das damalige Deutschland bietet. Abgesperrt von seiner natürlichen Entwicklungsbahn gegen Osten, eingekeilt zwischen das vom Westen vordringende französische Element und das sich der Führung im Osten bemächtigende slavische, fahren Germaniens Söhne gegen einander los, und der Zwist zerreißt alle natürlichen Bande. Im Brudermord sollen die Kräfte erstickt werden, welche für die innere Arbeit nicht zu verwerten waren. Es wundert uns deshalb nicht, wenn wir die Wittelsbacher dem Rufe des Tiroler Adels folgen sehen, folgen in der Meinung, aus der inneren Spaltung der Habsburger Gewinn ziehen zu können. Freilich hatten die Habsburger in den letzten Jahren eine Reihe von Schlappen erlitten, durch welche sie einem energischen Angriff gegenüber wohl sehr in die Enge geraten wären. Aber die Energie lag nicht auf der Seite der Wittelsbacher, sondern immer noch auf der Habsburgs. Ernst der Eiserne und Friedrich IV, die Söhne des bei Sempach gefallenen Leopold, standen hier an der Spitze.

Im Jahre 1400 empörte sich die Landschaft Appenzell gegen den Abt von St. Gallen, Kuno von Stoffeln, der gegen die Aufrührer an einem Teile der schwäbischen Reichsstädte Verbündete fand. Ein merkwürdiger Beweis, wie städtische und bäuerliche Kultur auseinandergeraten waren und namentlich erstere ihr natürliches Ziel verloren hatte. Die Appenzeller ihrerseits fanden Bundesgenossen an den Bauern in Schwyz und Glarus und besiegten den Abt und seine städtischen Helfer im Mai 1403. Die Städte traten nun zurück, dagegen stellte sich der Habsburger Friedrich IV an die Seite des Abts. Aber auch das nun ins Feld rückende österreichisch-ritterliche Heer ward von den Bauern im Juni 1405, wir vordem das städtische, vollkommen geschlagen. Selbst in Tirol ward es

unruhig, und einzelne Thäler schlossen sich den Bauern an. Trotzdem nun die Appenzeller vor Bregenz im Jahre 1408 eine Niederlage erlitten, erfolgte drei Jahre später dennoch ihre Aufnahme in die schweizerische Eidgenossenschaft, mit welcher Herzog Friedrich IV von Oesterreich den bestehenden Frieden auf weitere fünfzig Jahre verlängerte. (Mai 1412.)

Die wittelsbachische Expedition nach Tirol fällt nun gerade in die Zeit, da Friedrich IV nach dieser Seite in Anspruch genommen war. Aber sie entbehrte doch zu sehr jeder inneren Notwendigkeit und sittlichen Motivierung, um Erfolg haben zu können. Die in Tirol eingedrungenen Wittelsbacher Stephan III von Ingolstadt und Wilhelm III von München mußten zurück und schlossen am 3. September 1410 einen Waffenstillstand mit den Habsburgern. Die Zeit des Waffenstillstands benützte Friedrich IV zur Wiederherstellung seiner Herrschaft in Tirol und zum Abschluß eines Bündnisses mit dem Herzoge Heinrich von Landshut. (Januar — Februar 1411). Ein zweiter Einfall Stephans in Tirol im Januar 1413 verlief ebenso resultatlos. Sein am 2. Oktober 1413 erfolgender Tod, der Ludwig dem Bärtigen die Alleinherrschaft in Ingolstadt brachte, setzte weiteren Unternehmungen nach dieser Seite ein Ziel.

Ueberblicken wir diese lange Reihe von Ereignissen: die Niederlage des Adels in Holstein durch die ditmarsischen Bauern, des Patriziats in den norddeutschen Städten durch die Demokratie, die demokratische Bewegung in den bayerischen Städten München und Landshut, die Niederlage des deutschen Ordens bei Tannenberg, die Niederlage des städtischen und ritterlichen Heeres in Appenzell, die Fortpflanzung dieser Bauernbewegung nach Tirol, das Fehlschlagen der Unternehmungen jener Adelspartei in Tirol gegen die Habsburger; sehen wir dann, wie im Norden und Osten Deutschlands das germanische Element durch die außerdeutschen, nationalen Einigungen in die Defensive zurückgeworfen wird: so müssen wir „die siegreiche Reaktion unkultivierter Kräfte gegen die ritterliche Kultur und ihre politischen Schöpfungen" als den Grundzug aller dieser Bewegungen betrachten. „Sie erscheint im Osten zugleich als eine nationale der slavischen Stämme gegen das Deutschtum, im Norden der Elbe und in der Schweiz als eine ständische selbständiger Bauernschaften gegen die Aristokratie und die Städte."

Es ist bezeichnend, daß in derselben Zeit, wo diese Reaktion nationaler Kräfte gegen die Bildungen einer ablaufenden Kulturperiode, derjenigen des römisch-deutschen Kaisertums und des Rittertums, in Deutschland erfolgte, wo sich mit dieser Reaktion die politische Erhebung der unteren Volksschichten verband, an allen Punkten, wo ein nationales Wachstum bisher nicht vollkommen unterdrückt werden konnte, aus denselben Kreisen heraus eine religiöse Opposition erhob gegen die reaktionäre Omnipotenz des vollkommen französierten Papsttums. Der Zeitpunkt scheint gekommen, an welchem die Wiedergeburt der Kirche auf revolutionärem Wege in dieselbe hineingetragen werden soll, da sie dieselbe aus eigener Kraft nicht mehr zu vollziehen vermochte. „In früheren Epochen kirchlichen Verfalls hatten sich in der Mitte der Kirche selbst diejenigen Kräfte gesammelt, welche mit der Erkenntnis der drohenden Gefahren die Fähigkeit verbanden, neue Ideen zu entwickeln und in restaurativem Sinne zu verwerten: so die Mönchsorden von Cluny im zehnten, von Cisterz und Premontré im zwölften, des heiligen Dominik und Franz im dreizehnten Jahrhundert. Der tiefe Verfall der Kirche im Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts erhellt vor allem aus dem Umstande, daß sie selbst in ihrer damaligen Organisation nicht mehr im stande war, derartige Kräfte zu produzieren. Vielmehr sind es die Universitäten gewesen, welche die Notwendigkeit einer kirchlichen Reform zuerst betonten und sich als die eigentliche vox publica derselben geltend machten." (Nitzsch.) Es ist die Frage, ob Kirche und Kaisertum dieser doppelten Reaktion gegenüber, einer religiösen einerseits, einer nationalen andrerseits, den lebendigen Boden wieder finden werden, der sie zu gemeinsamem Vorgehen auf ein lebendiges und lebenspendendes Ziel befähigen wird, oder aber ob sie in starrer Reaktion versuchen werden, der gegen sie sich erhebenden Kräfte Herr zu bleiben, sie zu unterdrücken.

Die Verbindung mit der westfränkischen Kultur, das Streben, dieselbe dem Osten zu vermitteln, sollte einst Karl IV die Mittel liefern zur Unterwerfung der national-böhmischen Opposition. Das war der nächste Beruf der neu gegründeten Prager Universität.



Kurfürst Rupert I gründet die Universität Heidelberg 1386.

(Gemälde von Adamo.)

Bald aber sahen wir seinem Beispiele die östlichen Fürsten folgen. Wien und Krakau wurden Universitätsstädte, denen sich dann 1386 Heidelberg, 1388 Köln und 1389 Erfurt anreihten. Diese Schöpfungen sind bezeichnend für die Bewegung im deutschen Leben. Prag wurde unter Karl IV zum politischen Mittelpunkt Deutschlands, nur die österreichischen Länder gingen in ihrer Entwicklung ruhig fort. In Wien wurde noch zu Karls Zeit die Universität gegründet. Mit dem Tode des Kaisers verlor Prag sofort die alte Bedeutung, und so ward Raum geschaffen für das Emporkommen weiterer Bildungsmittelpunkte. Wie einerseits Prag und andrerseits Oxford in die Höhe strebten zugleich mit dem Verfall der Pariser Universität, so nun die Landesuniversitäten mit dem Rückgang des Prager Generalstudiums. Prag sank nach dem Tode Karls wieder von seiner allgemeinen Bedeutung zur Landeshauptstadt des Königreichs Böhmen zurück und damit ward auch die Entwicklung seiner Universität in eine andre Richtung, in die nationale, hineingedrängt. Diese natürliche, aber lange zurückgehaltene Tendenz erwachte von neuem und diesmal zu siegreicher Stärke in dem Augenblick, als man versuchte, den Mittelpunkt des deutschen Lebens wieder weiter nach Westen zu verlegen. Und eigentlich war schon unter Karl IV diese Rückkehr zur nationalen und damit zur religiösen Opposition angebahnt worden. Konrad Waldhauser, um 1360 von Oesterreich nach Prag berufen, hatte den Kampf gegen die Verkommenheit der Welt- und Klostergeistlichkeit begonnen. Das scharfe Urteil desselben, die Mönche „seien ihren ältesten Vorfahren in allem so unähnlich geworden, daß sie die Stifter ihrer Regeln, wenn solche jetzt wieder unter ihnen erschienen, steinigen würden", ist als ein zeitgenössisches Dokument zu betrachten, zu dem sich alle Einsichtigen ohne Ausnahme bekannten. Den Bahnen dieses Mannes folgten die Prager Domherren Milic von Kremsier und Matthias von Janow. Diese Leute machten Schule, sie pflegten die Keime religiös-nationaler Opposition an der Universität und ergriffen mit Eifer die höhere Aufgabe — die Belehrung und Aufklärung des Volkes.



Rektor der Universität Prag und Studenten verschiedener Nationen, welche an der gleichen Universität studieren. Im Hintergrunde der Hradschin und St. Veit. Zeichnung nach einem alten Gemälde in der Universität zu Prag.

Von der größten Bedeutung aber sollte es für Böhmen werden, daß für die Prager Baccalaurei die Vorschrift bestand (seit 1367), sich für ihre Vorlesungen der Hefte bekannter Professoren der Universitäten von Paris, Bologna und Oxford zu bedienen. Dieses

Statut ließ den Weg finden zur Vereinigung zweier religiös-nationaler Richtungen, welche sich in direkten Gegensatz zu dem bisherigen Kirchentum stellten. Dabei ward die ältere Richtung zur Pfadfinderin für die jüngere.

Mit dem Zurückfallen der Normandie an Frankreich im Jahre 1204 war die normannische Einwanderung in England zu einer Beschränkung, ja fast zum Stillstand gekommen. Die alte angelsächsische Bevölkerung atmete auf und, verstärkt durch die Einwanderung namentlich aus den stammverwandten Niederlanden und Niederdeutschland in die Städte, erholte sich das germanische Element zu neuem Leben und bald zu neuer Opposition. „Seit der normannischen Eroberung war der Druck, der auf der angelsächsischen Leibeigenschaft auch früher lag, durch die rücksichtslose Härte der Barone unerträglicher geworden . . . . Was der Bauer an Arbeitskraft besaß, das nutzte der normannische Adel und Klerus durch die erzwungenen Hilfeleistungen beim Ackerbau und der Viehzucht aus; über seine Freiheit verfügte die Willkür, oder, was schlimmer war, die Laune des Herrn.“ Seit dem Zurücktreten des französischen Einflusses aber erwachte das Volksleben zu neuer Frische. Eine Bauernlitteratur kam auf, die in ihrer defensiven Haltung dennoch oppositionell gegen jeden Druck ist. In den Liedern des „armen Will“ spiegelt sich das damalige englische Landleben mit seiner Enge und Einförmigkeit, seinem Elend und seiner Verzweiflung, aber auch mit seiner Arbeit und rauhen Fröhlichkeit wieder. „Auch formell sind diese Lieder durch die Aufgabe des Endreims und Rückkehr zur germanischen Alliteration eine bemerkenswerte Reaktion des englischen Volksgeistes gegen das Normannisch-Französische.“ (Buddensieg.) Es war natürlich, daß diese Opposition stärker wurde, je mehr mit der Uebersiedlung der Päpste nach Avignon auch die Kirche in französisches Fahrwasser einlenkte. Sie geriet damit in den Bereich der nationalen Opposition, die sich dann bald, durch die Entwicklung des Papsttums selbst begünstigt, auch zur religiösen Opposition auswuchs. Festhalten muß man bei alledem daran, daß namentlich soziale Motive den Untergrund dieser ganzen Bewegung abgaben. Es ist kein Zufall, daß England an dem Kampf Kaiser Ludwigs des Bayers mit der Kurie lebhaften Anteil nahm, daß selbst Eduard III den Versuch machte, ein Bündnis zwischen Deutschland und England zu errichten, daß das Zustandekommen dieses Bundes das deutsche Leben aus seiner Zersplitterung für einen Augenblick hinausriß und die Fürsten zu einer nationalen That anspornte, wie sie uns in der Erklärung der Bischöfe zu Speier und in der Versammlung der Kurfürsten zu Rense im Jahre 1338 entgegentrat; alles dies ist ebenso wenig ein Zufall, als es ein Zufall ist, daß dieser Epoche einer sozialen, geistigen und germanisch-nationalen Bewegung, welche durch den Namen Ockham gekennzeichnet ist, ein John Wiclif entstammte.

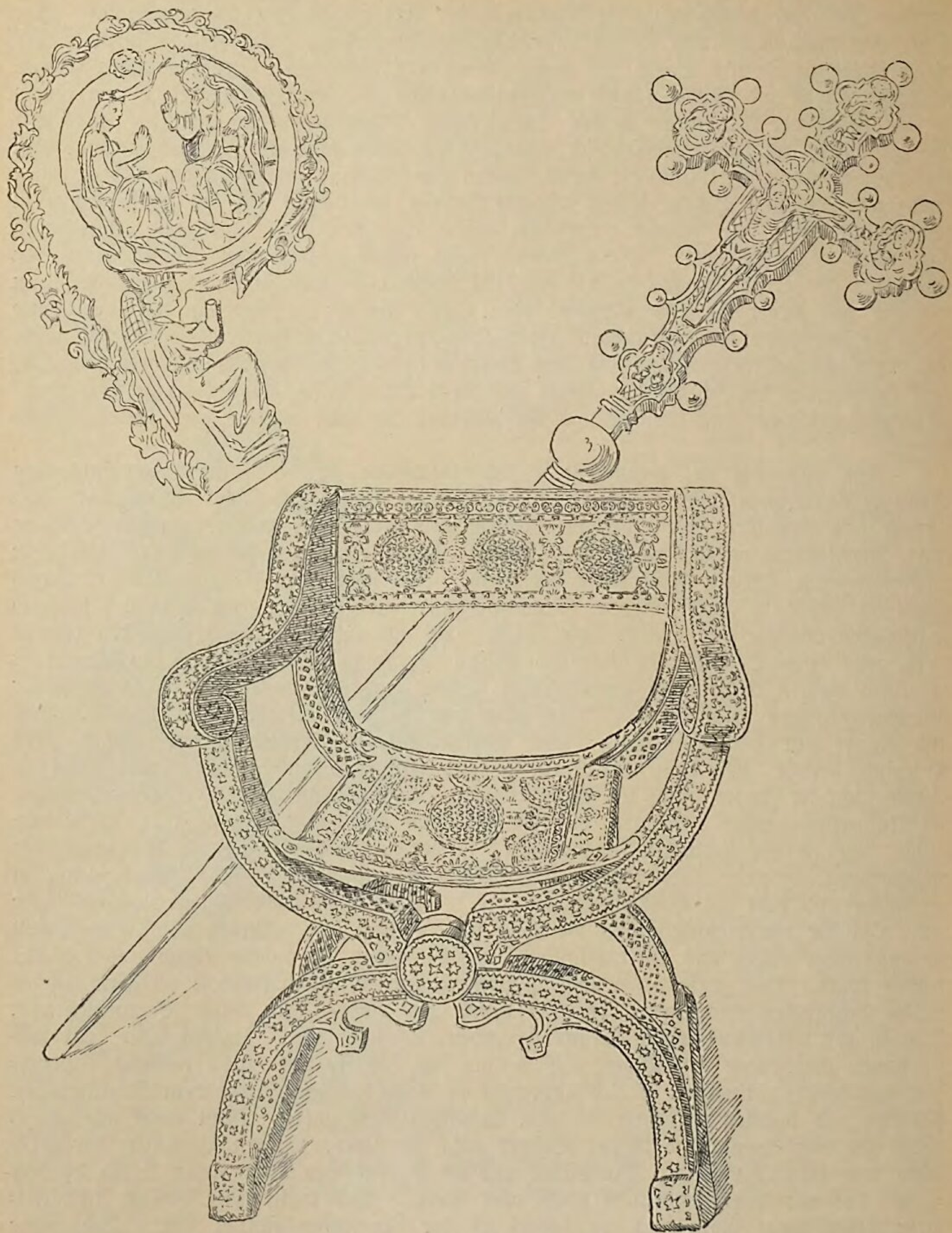


John Wiclif.
Zeichnung nach einem alten Bilde in Prag.

Bei Wiclif tritt das persönliche Element weit zurück hinter der Sache, welcher er diente. Jedenfalls eine der individuellsten Gestalten, welche das englische Leben damals erzeugte, erscheint er uns heute dennoch „ohne bestimmte individuelle Ausprägung, nebelhaft, einsam.“ Ein Zeichen, wie sehr auch die geistesmächtigsten Persönlichkeiten Diener des Lebens, viel mehr vermittelnde und zusammenfassende, als erzeugende Elemente ihrer Zeit und ihrer Verhältnisse sind. „Er gehörte einem alten angelsächsischen Adelsgeschlechte an, das schon seit den Zeiten Wilhelms des Eroberers auf seinem Burghofe an dem nordwestlichen Rande von Yorkshire, in dem North Riding, saß.“ In den langen Kämpfen

mit den Schotten hatten sich diese Nordengländer ihre germanische Natur gewahrt. Wir stehen auf dem eigentlichen Boden angelsächsischer Opposition gegen fremde Kultur. Und dieser Ursprung ist für Wiclif von hoher Bedeutung geworden. Die politischen Gegensätze der Nord- und Südengländer drangen natürlich aus der Heimat beider mit hinein in das Leben der Studenten an den Universitäten. Und gerade um die Zeit, da Wiclif um die Mitte des Jahrhunderts sich allmählich zu einem Charakter herausarbeitete, dem die einstige Führerschaft bestimmt schien, hatten diese Kämpfe in Oxford einen bedeutenden Höhepunkt erreicht. Schon in den sechziger Jahren sah Wiclif sich an erster Stelle in den Kampf gegen die Mönche verwickelt, deren sich die Kurie gegen den erwachenden nationalen Geist bediente. Dieser Streit rückte seine Persönlichkeit plötzlich über den Kreis der Universität hinaus in das englische Volksleben. Und so ist es natürlich, wenn wir ihn mit seiner Aufgabe wachsen sehen. Ein neuerer Forscher hat bis zum Jahre 1366 die Grenzlinie der wissenschaftlichen Vorbereitung Wiclifs gezogen, von da ab nahm ihn der kirchenpolitische Kampf bis zum Schisma (1378) in Anspruch und mit dem Eintritt desselben erhob sich Wiclif hinaus auf die höchste Stufe, auf die Stufe des kirchlichen Reformators, auf welcher wir ihn während der sechs letzten Jahre seines Lebens finden.

Dem entspricht es, wenn Wiclif sich anfänglich an die politisch oppositionellen Elemente anzulehnen suchte. So finden wir ihn im Bunde mit John von Gaunt, dem Herzog von Lancaster, der indes die Reform der Kirche nur wollte, um sich selbst an ihren Reichtümern erlaben zu können. Wiclifs Angriffe richteten sich nicht auf die Lehre Roms, sondern auf die Mißbräuche der Kirche. Er übernahm die Opposition Ockhams gegen die päpstliche Forderung der Tributzahlung, wie sie einst von Johann Ohneland zugestanden worden war. Aber daß Wiclif nicht an zufälligen Aeußerlichkeiten hängen blieb, zeigt seine Schrift „De dominio divino“ („Vom Reiche Gottes“), in welcher er zu einem idealen System zusammenzufügen suchte, was ihm an realem Material bisher zusammenzutragen gelungen war. Die Lehre vom Besitzrecht ist es, die da entwickelt wird, und die er mit der Aufstellung einer idealen Gesellschaftsordnung verbindet. „Alle Autorität beruht allein auf der Gnade“; „das Besitzrecht im höchsten Sinne hat seine Quelle nicht im Kaiser, nicht im Papst, sondern allein in Gott, der als höchster Herrscher des Universums unter diejenigen, die ihm gehorsam sind, den Besitz austeilt. Nur derjenige, der in der göttlichen Gnade steht, ist der rechte Herr über die Weltdinge; der ungehorsame, in einer Todsünde stehende Mensch ist unfähig, die Gabe Gottes weiter zu verwalten und geht des Besitzrechtes verlustig. — Von einem unbedingten „ewigen Besitze kann also für den Menschen nicht die Rede sein.“ Auch hier erkennen wir die mystischen Anfänge einer Lehre und Weltauffassung, welche später in andrer Weise ausgearbeitet werden sollte. Aber jenseits der mystisch-priesterlichen Entwicklungsepoche der germanischen Völker begegneten wir bereits der Auffassung des Besitzes als eines „Sonnenlehens“. Was in der religiösen Epoche daraus geworden, erkennen wir. Zugleich aber tritt uns die soziale Grundlage vor Augen, auf welcher sich Wiclifs Opposition aufbaut. Gleichsam fortschreitend entwickelt er sich unbewußt in diesen wenigen Sätzen vom oppositionellen Politiker und sozialen Reformer bis zum kirchlichen Reformator. Denn wenn aller Besitz direkt von Gott stammt, so ist der Besitzer nicht Herrscher, sondern Verwalter der geistlichen und weltlichen Güter. Die Pflicht und der Begriff vom Amte treten in den Vordergrund, das mit ihnen verknüpfte Recht aber zurück. Und wenn jeder Besitzer unmittelbarer Lehensmann Gottes ist, so bedarf es der Vermittlungsstufen nicht. Die ganze Grundlage einer vermittelnden Priesterschaft, auf welcher die mittelalterliche Kirche beruhte, war damit vernichtet, zugleich aber wurde auch Front gemacht gegen das ausschließliche Gottesgnadentum, wie es die weltlichen Herrscher für sich beanspruchten. Der Zug zum allgemeinen Priestertum und zur Demokratie ist in Wiclifs Lehre offenbar vorhanden; er betrat mit seiner Lehre vom Besitzrecht den gleichen Weg, welchen die Reformatoren des 16. Jahrhunderts mit ihrer Lehre von dem rechtfertigenden Glauben einschlugen, den Weg zur Gottesunmittelbarkeit. Dadurch aber daß er der Vertretung der Allgemeinheit, den staatlichen Gewalten, König, Parlament, Konzilien oder Synoden die Macht zusprach,



Bischofsstuhl mit Vortrag-Kreuz, Krümmung eines Bischofsstabes.

Der Stuhl ist von Holz mit eingelegter Arbeit von Elfenbein und Metall. Sitz und Rücklehne von gepreßtem Leder. Die Krümmung des Bischofsstabes in reicher Elfenbeinschnitzerei mit vergoldeten Verzierungen stellt die Krönung der Maria dar. Das Vortrags-Kreuz ist aus gelbem Metall; getriebene Arbeit. — Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts.

urteilen zu dürfen, „ob die Geistlichkeit ihr Ministerium nicht in ein Dominium verwandle“, daß er der Königsgewalt die Befugnis zuerkannte, „die der Kirche gemachten reichen Stiftungen ihren wahren Zwecken, dem Besten der Kirche und der Gemeinde dienstbar zu machen“, trat er einerseits an die Säkularisationsgedanken Occams heran, andrer-

seits griff er in eine ferne Zukunft voraus, in welcher sich diese Theorien in die Wirklichkeit umzusetzen versuchten.

Mit der Aufstellung solcher Lehren trat Wiclif aus dem beschränkten Kreise der Oxforder Gelehrtenrepublik in die Welt hinaus; seine Angelegenheit ward plötzlich zu einer allgemeinen der abendländischen Christenheit. Es ist bezeichnend, daß die Reaktion der Hauptsache nach nur insofern erfolgte, als der Papst gegen Wiclif einschritt. Die Christenheit selbst ward nur in beschränkten Kreisen von Wiclif berührt. Ein Zeichen, daß eben zum Empfange der neuen Botschaft der Boden noch lange nicht überall hinreichend bereitet. Schon im Jahre 1377 hatte sich Gregor XI mit fünf Bullen gegen Wiclif gewendet, aber es war eine ungünstige Zeit für ihn. Eduards III Leben ging zu Ende, der Thronwechsel beschäftigte die englischen Parteien. Es war fraglich, auf welche Seite Richard II treten werde. Statt zu einer Verfolgung kam es zu einer Annäherung an Wiclif, der nun den großen Schritt vorwärts that, die früher allgemein gehaltenen Sätze spezieller und für konkrete Fälle auszuarbeiten, vom allgemeinen Besitzrecht zum Besitzrecht des Papstes und der Kirche überzugehen. Dann kam das Schisma im Jahre 1378. Wiclif mußte sich entscheiden. Er entschied sich gegen das Papsttum überhaupt: der Papst ist der Antichrist. Schlag auf Schlag folgte nun. Wenn auch erst später öffentlich ausgesprochen, dürfen wir seine einzelnen Anschauungen doch zusammenfassen. Der Primat Petri, die Unfehlbarkeit des Papstes werden angegriffen, der weltliche Besitz des Klerus verworfen, die Bettelmönche werden als die eifrigen Vorkämpfer und Werkzeuge des Papsttums mit wuchtigen Hieben bedacht und ihnen entgegen stellt Wiclif seine „armen Priester", welche die ideale Seite des Bettelmönchswesens mit neuem Geiste erfüllt zur Darstellung bringen sollen: freiwillige Armut und Belehrung des Volkes. Von der Mitthäterschaft einer politischen Partei tritt Wiclif zurück ins Volk. Hier ist sein Boden, aus dem er selbst emporgedrungen, Belehrung des Volkes und die englische Bibel — das sind die positiven Hauptschöpfungen seiner letzten Lebensjahre. Eine Abhandlung folgte der andern nun in englischer Sprache. „Das trockene, syllogistische Latein, die schwer verständlichen, verwickelten Beweisgründe, die der große Doktor seinen akademischen Hörern geboten, wurden plötzlich beiseite geworfen und durch einen Uebergang, der den wunderbaren Genius des Mannes bezeichnet, wurde aus dem Schulgelehrten ein Pamphletist." Wir erkennen den folgerechten Gang der Entwicklung des Mannes. Auf dem Boden der nationalen Opposition erzeugt, findet er durch Scholastik und Gelehrsamkeit, die unter seinen Augen das Leben der Wissenschaft empfangen, den Weg zur Volksseele zurück und schöpft nun aus ihr seine befruchtenden Thaten im Dienste seines Volkes und damit der Menschheit. Von der Nationalität und durch sie zum Weltbürgertum, es ist der natürliche, notwendige und allein fruchtbringende Pfad. Auf ihm drang Wiclif in die Welt.

Wie seine Bibelübersetzung wirkte, zeigt uns ein Ausspruch eines Gegners: „Das Evangelium wird gemein, ja vielen Laien und Frauen, die des Lesens kundig sind, bekannter, als es den gelehrtesten und klügsten Geistlichen zu sein pflegt. Die Perle des Evangeliums ist vor die Säue geworfen, das Kleinod der Geistlichen in ein Spielzeug der Laien verkehrt worden." „Jeder zweite Mann, dem du auf der Straße begegnest, ist ein Lollarde". (Lollarde wahrscheinlich soviel wie „dummer Schwätzer", ein Spottname also, mit dem die orthodoxen Geistlichen ihre Angreifer beehrten.) Daß dieser Gegner der von ihm vertretenen Richtung ein furchtbares Urteil sprach, hat er wohl selbst nicht bemerkt.

Es ist natürlich, daß dieser Prophet einer neuen Zeit an dem Kernpunkte des katholischen Dogmas nicht vorbeikonnte. Die Abendmahlslehre mußte fallen. Er verneinte die Lehre von der Wandlung, und indem er dies that (Frühjahr 1381), schuf er den Anfang jener großen religiösen Bewegung, „die mehr als ein Jahrhundert später mit der Anerkennung religiöser Freiheit endete, indem sie die große Masse der teutonischen Völker von der allgemeinen katholischen Kirche trennte." Mit dieser Lehre aber fiel das Beiwerk: die Priesterweihe, die Schlüsselgewalt, die Heiligenverehrung, der Reliquienkult, die Wallfahrten, das Fegefeuer, und in letzter Instanz kam er an den Ausgang zurück



Johannes Hus.
Nach dem Kupferstich von René Boivin.

mit der Proklamierung des allgemeinen Priestertums der von Gott „Erwählten“. Es war die gewaltige Reaktion der altgermanischen Denkart, daß persönliche Würde und Fähigkeit, nicht aber ein äußerer Weiheakt oder eine auf anderer, als auf dieser natürlichen Grundlage erworbene Vollmacht das Wesen jeder Berufung ausmache. Damit tritt der Angelsachse John Wiclif in den Kreis der Vorkämpfer des germanischen Geistes gegen das Romanentum. Er tritt in den Kreis der deutschen Geschichte und als der Antipode der in Bayern anbrechenden Entwicklungsepoche auch in denjenigen der bayerischen. Es sind Lebensgesetze, Gesetze der Notwendigkeit, welche hier in dem Walten von Persönlichkeiten zum Ausdruck gelangen. Zwei Jahre nach Wiclifs Tod (1383) knüpfte die bayerische Entwicklung mit der Heirat Elisabeths an die Entwicklung Frankreichs an. Ein Wittelsbacher ward Diener und Vasall der Krone Frankreich, das sich mit der Ablagerung der burgundischen Monarchie anschickte, die bisher deutschen Provinzen von Belgien und Holland, die Länder der luxemburgischen und wittelsbachischen Dynastien, in den Bereich seiner Herrschaft zu ziehen. So endet der Kreislauf in sich selbst, auf dessen Anfang wir bei der Besprechung der goldenen Bulle hinwiesen. Das bayerische Volksleben trat in Stagnation zurück und verlor die Verbindung mit dem allgemeinen deutschen Leben; ohne befruchtenden Anhalt im eigenen Volke, ohne einen solchen im Leben des deutschen Volkes ward die Entwicklung des bayerischen Fürstentums auf fremde Bahnen geworfen.

„Hätte die starrköpfige Widerspenstigkeit unserer Prälaten nicht dem göttlichen und wundervollen Geiste Wiclifs im Wege gestanden und nicht versucht, ihn als einen Schismatiker und Neuerer zu beseitigen, so wären vielleicht weder die Böhmen Hus und Hieronymus, noch selbst die Namen Luthers und Calvins je bekannt geworden, und der Ruhm, allen unsern Nachbarn die Reformation gebracht zu haben, wäre völlig und allein unser gewesen.“ In dieser subjektiven Weise sucht John Milton über die angeführten Thatsachen hinwegzukommen, allein die „starrköpfige Widerspenstigkeit der Prälaten“ war ebenso sehr ein Produkt der allgemeinen Entwicklung, wie das Wachstum des nationalen Lebens und das in ihm basierende Streben nach Emanzipation von romanischer Bevormundung. Auf den ersten Streich fällt keine Eiche, und so hatte Wiclifs Auftreten für England zunächst die Folge, daß die Oxforder Universität von den Vertretern des romanischen Herrschaftsgedankens geknebelt wurde. Auf hundert Jahre erlosch der selbständige und freie Geist, der bisher an dieser hervorragenden Bildungsstätte des Abendlandes gewaltet.

Aber die eingezwängte Flamme machte sich an anderer Stelle Luft. Schon in den letzten Jahren des vierzehnten Jahrhunderts sehen wir die Prager Universität mit den Lehren Wiclifs beschäftigt. In Böhmen hatte sich mit dem Verfall der luxemburgischen Dynastie eine Wandlung vollzogen. Diese Dynastie hatte den Boden verloren, aus welchem sie stammte — Wenzel trat selbst Luxemburg, das Stammland seines Hauses, dem Burgunder ab —, sie hatte aber den neuen Boden noch nicht gewonnen, eine im czechischen Volksleben unbedingt wurzelnde Dynastie war sie nicht geworden. So hatte mit der äußeren Slavisierung der Verfall sie erfaßt. Die Mittel, welche Karl IV zur Errichtung seiner königlichen Macht in Böhmen benützt hatte, waren einerseits den Motiven entlehnt, die er in Frankreich sich theoretisch angeeignet, andererseits hatte er sie infolge

seiner Stellung als römischer König aus Deutschland bezogen. Und gerade diese letzte Thatsache war es, welche das nach seinem Tode wieder erstarkende nationale Leben in Böhmen von vornherein in die Richtung der Deutschfeindlichkeit hineintreiben mußte. Aus diesem Boden nun sehen wir Hus emporwachsen, der im Jahre 1402 Prediger in der Bethlehemskirche wurde, welche der königliche Rat Johann von Mülheim in der Prager Altstadt für czechische Predigt gestiftet hatte. In dem gleichen Jahre ward der Volksprediger Hus auch Rektor der Prager Universität. Ernst, eifrig und sittenstreng, „der überzeugteste und kenntnisreichste Schüler des Matthias von Janow", in der Zeit zur höchsten akademischen Würde berufen, da die Lehre Wiclifs die Gemüter zu bewegen begonnen, zugleich feststehend im nationalen Leben Böhmens, schien Hus von Anfang zum nationalen und kirchlichen Reformator berufen. Als Gesamtkörperschaft sprach allerdings die Prager Universität ein verdammendes Urteil über eine Anzahl wiclifitischer Sätze aus, allein die nationale Opposition war längst in das Universitätsleben eingedrungen, und so konnte dieses von einer nichtböhmischen Mehrheit unter der Führung eines deutschen Rektors, der nach Hus zum Amte gelangt war, hervorgerufene Urteil nur zu leicht Veranlassung werden, daß in die czechische Opposition ein religiös-oppositionelles Element eindrang, zumal Hus in öffentlicher Versammluug den Auszug aus den Schriften Wiclifs als eine Fälschung brandmarkte. Und es kam dazu. Die antideutsche Richtung wuchs sich zugleich zu einer antipäpstlichen aus, und beide hielten von nun an mit einander gleichen Schritt. Die Lehren Wiclifs gewannen in Böhmen Boden und Anhänger, und Hus stand mit Hieronymus von Prag sehr bald an der Spitze der national-religiösen Opposition. Sechs Jahre später (1408) sind die Gegenströmungen bereits in vollster Bewegung.


Ruprecht III, römischer König, Pfalzgraf zu Rhein und Herzog in Bayern.
Nach einem alten Kupferstich von J. A. Zimmermann.

Es ist nun bezeichnend, daß das andauernde Schisma auch an der Pariser Universität eine Opposition emportrieb, welche in dem Kanzler Gerson ihren Wortführer fand. Getreu dem Ursprung und der Entwicklung dieser Universität aber richtete sich die Opposition Gersons nicht gegen die kirchlichen Dogmen, sondern nur gegen das Papsttum und den Klerus, welche er einer Reformation unterzogen sehen wollte. War doch die Universität Paris die Blüte jener aus romanischem Boden entsprungenen Kultur, die sich seit dem Zurücktreten des germanischen Elementes von der geistigen und politischen Führerschaft des Abendlandes mehr und mehr als eine speziell französische entfaltete. Und auf diesen französischen Boden war auch, wie wir sehen, die Entwicklung der katholischen Kirche seit jener Zeit zurückgetreten. Eine Opposition gegen das Dogma dieser französisierten Glaubensanstalt wäre in Paris gleichbedeutend mit einer solchen gegen die eigene Existenz gewesen. So blieb die Beseitigung des Schismas der Hauptpunkt, um welchen sich die französische Bewegung drehte. Gerson dachte an ein allgemeines Konzil und „stritt für den Satz, daß ein solches Konzil über der Kurie stehe, daß die kirchliche Reform nur durch die Gesamtvertretung der Hierarchie durchgeführt werden könne."

Das von der französischen Universität angeregte Konzil ward am 25. März 1409 zu Pisa eröffnet. Die Kardinäle Gregors XII und Benedikts XIII hatten sich teilweise zu dieser Einigung bewegen lassen. Mit Ausnahme von Deutschland, wo der Klerus unter der Führung Johanns von Mainz sich für eine neutrale Haltung entschieden hatte, war die Beteiligung eine große. Doch alles das nützte nichts. „Je glänzender und

vollständiger die abendländische Kirche durch diese Versammlung vertreten schien, um so erschreckender deckte die Art, in welcher dieselbe ihre Aufgabe löste, den gänzlichen Verfall der kirchlichen Verfassung auf. Es fehlte ihr durchaus an der Autorität, um die Beschlüsse, welche sie faßte, durchzusetzen." Diese Autorität hätte das Kaisertum bilden müssen. Und es ward auch von allen Seiten dieser Gedanke erfaßt. Die Kardinäle bewarben sich um Ruprecht. Der aber hielt an Gregor XII fest. Und so kam es, daß Wenzel den Vorsprung gewann. Wie er das Konzil anerkannte, so erlangte er durch das Konzil seine Anerkennung als wahrer römischer König. Ein Lahmer stützt sich auf den Blinden. Zur Autorität brachte es das Konzil so wenig, wie Wenzel, und so kam, was kommen mußte: obgleich abgesetzt, blieben die beiden Päpste, was sie vorher waren, und das Konzil wählte noch einen dritten hinzu, Alexander V. König Ruprecht hatte das vorausgesagt. Die innere Reform der Kirche war so nicht zu machen, und die äußere Reform, die Reform ihrer Verfassung war noch schwieriger geworden. Ob Alexander V schon nach zehn Monaten starb, war gleichgültig. In dem Hauptmacher des Konzils von Pisa, in Balthasar Cossa, einem früheren Seeräuber, erhielt er alsbald einen Nachfolger, Cossa nannte sich Johann XXIII.

Abermals ward der Beweis geliefert, daß die Entwicklung zur Unnatur den Höhepunkt erreicht hatte, daß dieser Entwicklung nur zu begegnen war, wenn man auf die lebendige Basis aller Entwicklung, auf das Individuum und seine subjektive natürliche Befähigung zurückging. Gregor VII hatte einst für die Kirchenreform gearbeitet. Er hatte die Amtshandlungen beweibter Geistlichen als wirkungslos und als Götzendienst bezeichnet und die Integrität des priesterlichen Charakters von der moralischen Beschaffenheit des mit demselben Bekleideten abhängig machen wollen. Der Klerus lehnte diese Grundanschauung ab, er lehnte damit die Reformation auf der Basis der Ideen des hl. Augustin ab. Damit trat die Kirche in jene Entwicklungsreihe ein, deren Produkt wir nun vor uns sehen: selbst eine Bestie kann durch die Weihe Priester, sie kann durch dieselbe zur höchsten kirchlichen Würde befähigt werden. Die Opposition gegen diese Anschauung lehnt sich an Augustin. Wir wissen es. Wiclif und alle späteren Reformatoren berufen sich auf ihn.

Wie nie zuvor fühlte man nun im Abendlande das Fehlen einer ausschlaggebenden Gewalt, wie sie einst das Kaisertum besessen. Wir hörten von den leidenschaftlichen Erörterungen Occams zu Gunsten der kaiserlichen Autorität, wir sahen, wie auch Wiclif diesen Gedanken erfaßte, die Kardinäle in Pisa fühlten selbst die eigene Ohnmacht, und nun trat Dietrich von Niem, ein Kanzleibeamter Johanns XXIII, mit der Forderung hervor, daß zur Beseitigung des Schismas ein Konzil vom Kaiser zu berufen sei und dem Kaiser auch die Leitung desselben zufallen solle. „Wie im Zeitalter Dantes und Heinrichs VII bot sich auf diese Weise aus den allgemeinen Verhältnissen heraus noch einmal dem deutschen Königtum die Grundlage für eine dominierende Stellung."

Aber wo war dieses deutsche Königtum, wo das Kaisertum? Wenige Thatsachen genügen, es zu zeigen. Am 14. September 1405 schlossen der Erzbischof Johann von Mainz, Markgraf Bernhard von Baden und Graf Eberhard II von Württemberg mit siebzehn schwäbischen Reichsstädten das Marbacher Bündnis, welches sich direkt gegen Ruprechts Maßregeln zur Erhaltung der Ordnung richtete. Ruprecht mußte den Bund anerkennen, dem sich im Jahre 1407 auch der Wittelsbacher Ludwig der Bärtige anschloß. In der kirchlichen Angelegenheit stellten sich die Herzoge Wilhelm von Bayern-Holland, Stephan III von Bayern-Ingolstadt, Karl von Lothringen, Ruprechts Schwiegersohn, mit vielen andern, so den Erzbischöfen von Mainz und Köln, auf die Seite des Pisaner Konzils. Der Mainzer „Rebell" schien den Anhang gefunden zu haben, dessen er gegen den von ihm erwählten König bedurfte. In wahrhaft erschreckender Weise zeigt sich nun aber auch die Versunkenheit und Unfähigkeit des deutschen Königtums. Schon im Jahre 1406 hatte Ludwig von Bayern-Ingolstadt seine Besitzungen an die französische Krone verpfändet. In Frankreich fand er seine Gemahlin Anna, die Tochter Johanns I von Bourbon, die Witwe Johanns von Berry, Grafen von Montpensier. Später berief er sich vor dem Reichsgericht auf seine französische Vasallenschaft. Seinem Beispiel folgte



Zwölfhundert Bürger von Würzburg fallen in der Verteidigung ihrer Reichsfreiheit auf dem Kirchhof von Bergtheim 1400.

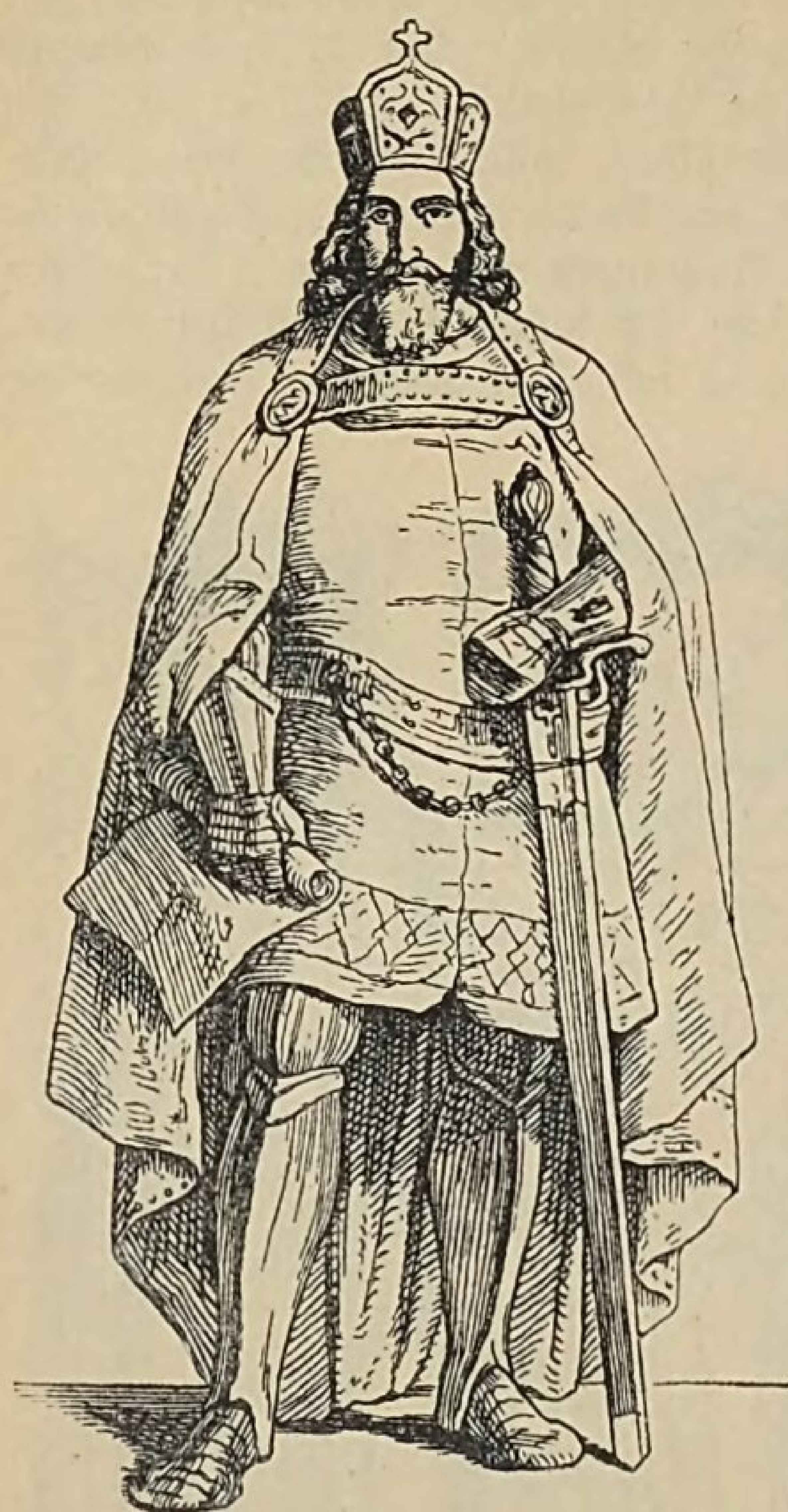
Nach dem Gemälde von Sporrer.

der erste Kurfürst des Reiches, Johann von Mainz. Auch er suchte einen stärkeren Halt gegen Ruprecht an der Krone Frankreich und ward ihr Vasall. Wo ist das deutsche Königtum? Wo ist die Macht, die in Reich und Kirche die Ordnung herstellen soll? Im westlichen Deutschland war sie nicht zu finden. Wenn also, dann vielleicht weiter westwärts, oder weiter im Osten. Wir erkennen, wie sich das Blatt gewendet. Deutschlands Entwicklung ist im Begriffe, unter die Führung des Auslandes zu geraten. Der Osten und Westen stritten um das deutsche Königtum, und wie sich hinter dem deutschen Westen die Macht des französischen Königtums drohend erhob, so sollte der deutsche Osten an der ungarischen Monarchie noch einmal einen Rückhalt finden.


Grabmal Ruprechts von der Pfalz und seiner Gemahlin in der Heiliggeistkirche zu Heidelberg.

Und mitten in diesem Ringen die Wittelsbacher, gespalten in ihrer Wurzel wie in ihrer Politik, gespalten wie die Entwicklung des bayerischen Stammes. Isabel und Offnei, die Wittelsbacherinnen, zeigen den Gegensatz. Die Königinnen von Frankreich und Böhmen, von denen die letzte einen Hus zu ihrem Beichtvater erkor, lassen in ihrer Stellung wie in ihren Charakteren die Früchte der zwischen der politischen Entwicklung im Osten und Westen Jahrhunderte lang schwankenden Entwicklung Bayerns erkennen. Wie die Erhebung eines Wittelsbachers auf den deutschen Königsthron nicht stark genug war, die Wittelsbacher, die Erben der Staufer, das scheinbar prädestinierte „deutsche“ Königsgeschlecht, zu einen und von ihrem Gange nach Frankreich abzuhalten — auch Jakobäa von Bayern-Holland, die Tochter Wilhelms II, ward im Jahre 1406 mit dem zweiten Sohne des Königs Karl VI von Frankreich vermählt —, so erwies sich der Versuch, den Schwerpunkt des deutschen Königtums wieder nach dem Westen zu verlegen, als verfehlt. König Ruprecht starb am 18. Mai 1410, noch bevor er die ins Auge gefaßte Unterwerfung des Mainzer Erzbischofs ins Werk zu setzen vermochte. Die „Hoheit“ des deutschen Königtums drückt sich in der Thatsache aus, daß er die testamentarische Verfügung traf, seine Krone zur Bezahlung seiner Schulden bei den kleinen Leuten zu versetzen. Die Krone der Karolinger und Ottonen ward, als die Theoretiker an sie appellierten, zum Versatzartikel.

Der Verfall der deutschen Königsmacht und des nationalen Lebens zeigte sich dann weiter in dem Umstande, daß die Kurfürsten zu einer einheitlichen Wahl nicht mehr den Weg fanden. So sehr gingen die Interessen auseinander, daß man zu König Wenzel zwei weitere Könige hinzuwählte, und so sehr überwog dennoch die politische Entwicklung des Ostens in Deutschland, daß man ihm auch die beiden neuen Könige, daß man auch sie aus dem luxemburgischen Hause nahm. Am 20. September 1410 wählten Pfalz und Trier den König von Ungarn, Sigismund, zum deutschen Könige; am 1. Oktober



Sigismund.
Nach dem Gemälde im Römer zu Frankfurt a. M.

gaben unter der Führung Johanns von Mainz die übrigen Kurfürsten ihre Stimme dem Vetter Sigismunds, Jost von Mähren. Drei Könige — drei Päpste — das ist das Resultat einer verfallenden Entwicklung, über welche die außenstehenden Mächte allmählich Gewalt bekommen. Deutschland war glücklicher als Rom, weil es gesunder war. Im Januar 1411 starb Jost, und durch die Bemühungen des Burggrafen Friedrich II von Nürnberg kam ein Ausgleich zu stande. Wenzel einigte sich mit dem Bruder, das Intriguenspiel Johanns von Mainz fand sein Ende. Am 21. Juli 1411 erfolgte zu Frankfurt die einstimmige Wahl Sigismunds zum römischen Könige. Der Hohenzoller hatte dem Reich die Einheit gerettet. Vierzehn Tage vor der endgültigen Wahl übertrug ihm Sigismund zum Danke für seine Bemühungen die Verwaltung der Mark Brandenburg. Ein junges Fürstengeschlecht drang in dieses jungdeutsche Land ein in dem Augenblick, da den äußersten Vorposten deutscher Kultur im deutschen Orden eine vernichtende Niederlage getroffen. Hohenzollern und Brandenburg wuchsen zu einem Leben zusammen in dem Moment, da eine gemeinsame natürliche Aufgabe ihrer harrte, die Aufgabe, dem deutschen Elemente gegen Osten, gegen das Slaventum, einen sicheren Rückhalt zu geben. Die Rückwirkung gegen Westen, in das Reich hinein, war, wie bei Luxemburg und Habsburg, wie bei Heinrich dem Löwen und Lothar, wie bei Otto von Nordheim und den Ottonen, eine unausbleibliche Frage der Zukunft.

Es ist bezeichnend für die bayerische Entwicklung, daß bei dem Tode Ruprechts Stephan III noch einmal einen Vorstoß zur Wiedereroberung des Kurrechts für Bayern machte. Ueber die goldene Bulle hinaus, das Werk des gegen Wittelsbach erhobenen Luxemburgers, griff er nun, da die Auflösung der luxemburgischen Dynastie in naher Aussicht stand, zurück auf den wittelsbachischen Hausvertrag von Pavia. Johann von Mainz, der Nassauer, stand ihm natürlich zur Seite, doch Pfalz und Trier wehrten den Angriff ab. Kam es auch in der Folge durch König Sigismund zu einer nominellen Anerkennung des bayerischen Kurrechts, so blieb dieser Posten für die Praxis den bayerischen Wittelsbachern doch dauernd verloren.

Deutschland und Ungarn näherten sich einander in dem Augenblicke wieder, als die Gefahr einer türkischen Invasion im Osten drohte. Aber nicht entfernt war der Besitz Ungarns für Sigismund von dem gleichen materiellen Werte, wie es derjenige Böhmens für seinen Vater, wie es der Besitz Italiens für die Staufer gewesen. Die Vertretung der europäischen Kultur gegen Osten war eine brennende Notwendigkeit geworden. Hier nur konnte ein sogenanntes „deutsches“ Königtum noch eine natürliche Grundlage seiner Existenz finden. Zugleich aber drängten sich an den Vertreter der deutschen Königsmacht aus dem Gebiete dieser Kultur selbst Aufgaben heran, die an seine persönliche Befähigung die höchsten Forderungen stellten. Der legitime Kandidat des römischen Kaisertums sollte nicht nur die politische Macht des deutschen Königtums, er sollte auch die geistliche Macht der Kirche wiederherstellen und reformieren.

Sigismund war der Sohn seines Vaters — in erster Linie Diplomat. Zur Bewältigung der ihm gestellten Aufgaben aber „hätte es eines Herrschers bedurft, welcher

der entarteten Kirche nicht allein mit den universalen Ansprüchen, sondern auch mit der religiösen Strenge und der sittlichen Ueberlegenheit Ottos I und Heinrich III entgegenzutreten vermochte ..... Sigismund war gesättigt von allen Eindrücken einer verfallenden und entarteten Kultur, liebenswürdig und leichtsinnig, ein Meister der Intrigue, aber ohne religiöse Tiefe und staatsmännische Größe." Dem ausgesogenen Boden dieser verfallenden Kultur war es unmöglich, eine solche zum Reformator und Herrscher geborene Natur noch einmal zu erzeugen. Das konnte nur dann geschehen, wenn der jungfräuliche Boden eines nationalen Lebens von dieser Kultur wohl befruchtet, nicht aber durchsetzt würde. Eine solche Befruchtung hatte sich in Böhmen durch die geistige Vermittlung der Luxemburger mit dem Westen vollzogen. Hier stand ein Ziska auf, wie in England später ein Cromwell, beide Männer direkte Produkte der nationalen und religiösen Entwicklung ihres Volkes, beide damit auch zugleich in die demokratische Opposition gegen die alten absoluten, aber für das Volksleben nunmehr versagenden Gewalten des Königtums und der Kirche hineingedrängt. Der lokalen Entwicklung entstammend, wirken darum solche Naturen in erster Linie auch nur lokal, ihr Kreis ist ein begrenzter, der sich erst erweitert, wenn infolge geistiger Fortentwicklung sich die der Natur des Urhebers anklebenden Bodenteilchen mehr und mehr abstreifen. Aber der Weg ist gezeigt. Nicht die alte Kirchen- und Staatsgewalt vermochten sich als solche zu erneuern, sie vermochten dies nur durch Zusammenfließen der auf nationalem Boden erfolgten Neuschöpfungen. Kirche und Kaisertum müssen aus dem universellen Kreise heraus in den der nationalen Beschränkung. Die Zeit der Konkordate, die Zeit des Heliand muß kommen, wie sie der Sachsendichter einst verkündet.

Die Entwicklung in Böhmen verfolgten wir. Sie führte zu dem unausbleiblichen Resultate, daß Wenzel in die reformatorische Strömung, die sich zugleich zur deutschfeindlichen auswuchs, hineingeriet. Am 18. Januar 1409 erließ er das bekannte Edikt, welches der böhmischen Nation an der Universität Prag fortan drei, den übrigen Nationen zusammen nur eine Stimme zuwies. Die Folge davon war bekanntlich der massenhafte Auszug der deutschen Magister und Studenten aus Prag, welche sich meist nach Erfurt begaben, namentlich aber die Gründung der Universität Leipzig direkt verursachten. Wie Prag zur böhmischen Hauptstadt geworden und den Charakter eines Mittelpunktes der deutschen Politik abgestreift hatte, so trat seine Universität nunmehr mit der Aufhebung des deutschen Gegen-, ja Uebergewichts auch vollkommen in den Kreis des nationalen Lebens zurück. Es war natürlich, daß nicht nur die Deutschfeindlichkeit mit dem Abzug der Deutschen sich rücksichtslos auszubreiten vermochte, sondern daß auch die husitische Bewegung sich jetzt, wo die katholische Kirche in Böhmen mit den Deutschen ihren festesten Rückhalt verloren hatte, ungehemmt und damit leider vollkommen einseitig auswuchs. Auch hier also eine totale Niederlage des deutschen Elements, der deutschen Kultur! Sie steht an Bedeutung derjenigen des deutschen Ordens bei Tannenberg keineswegs nach. Hus wurde nunmehr zum zweiten Male Rektor an der Prager Universität.

Im Juni 1410 verurteilte der Erzbischof von Prag eine Reihe wiclifitischer Bücher zum Feuer; die Universität protestierte. Im Juli folgte trotzdem die Exekution. Im März 1411 sprach Erzbischof Zbynek über Hus und seine Freunde die Exkommunikation aus und belegte die Stadt Prag mit dem Interdikt. Im Mai 1412 predigten Hus und Hieronymus von Prag gegen die päpstliche Bulle und den Papst, der ihnen der Antichrist war. Im Sommer 1412 verhängte der Papst über Hus den großen Bann. Hus appellierte vom Papste an Christus. Eine Synode, welche der neue Erzbischof von Prag, Konrad Vechta, berief, blieb ohne Erfolg. König und Kirche waren machtlos gegen diese Bewegung. Alle Drohungen und Strafen nützten nichts. Die Bestraften wurden vom Volk als Martyrer gepriesen. Dadurch aber, daß Wenzel fortwährend schwankte, entwand sich die Bewegung seiner leitenden Hand und gewann „ein mehr und mehr steuerloses, demokratisches Gepräge".

In Deutschland hatte die Reaktion der unteren Stände gegen die politische und religiöse Verkommenheit der oberen sich in lokalen Bewegungen erschöpft. Eine Einigung der revolutionären Kräfte, ein Sieg derselben und die damit notwendig gewordene

Umgestaltung der deutschen Verfassung waren nicht erfolgt. Die einzelnen städtischen und bäuerlichen Parteigruppen versuchten nun vielmehr eine ebenso lokale Einigung mit dem Fürstentum. Die Folge war, daß der Aristokratie in Deutschland bei der bevorstehenden Reform ein bedeutendes Wort mitzureden blieb. Ja, die Gesichtspunkte dieser Aristokratie, sich vermittelst der reformatorischen Bewegung von dem „System lästiger Verbindlichkeiten, mit welchen die deutsche Kirche an die Kurie gekettet war", zu lösen, blieben die dominierenden, während die demokratischen Tendenzen zurücktraten.

In Frankreich waren Königtum und Kirche eins, seitdem das Königtum durch die Niederwerfung Bonifaz' VIII seinen bedeutenden Einfluß auf die Kurie gesichert hatte. Eine Bewegung hier konnte lediglich von unten herauf erfolgen, sie trug damit von selbst den Charakter der Revolution und Demokratie, wie es die Aufstände der Jacquerie zeigen. Es war eine soziale Revolution, welche des nationalen Elements und damit der Verallgemeinerung entbehrte.

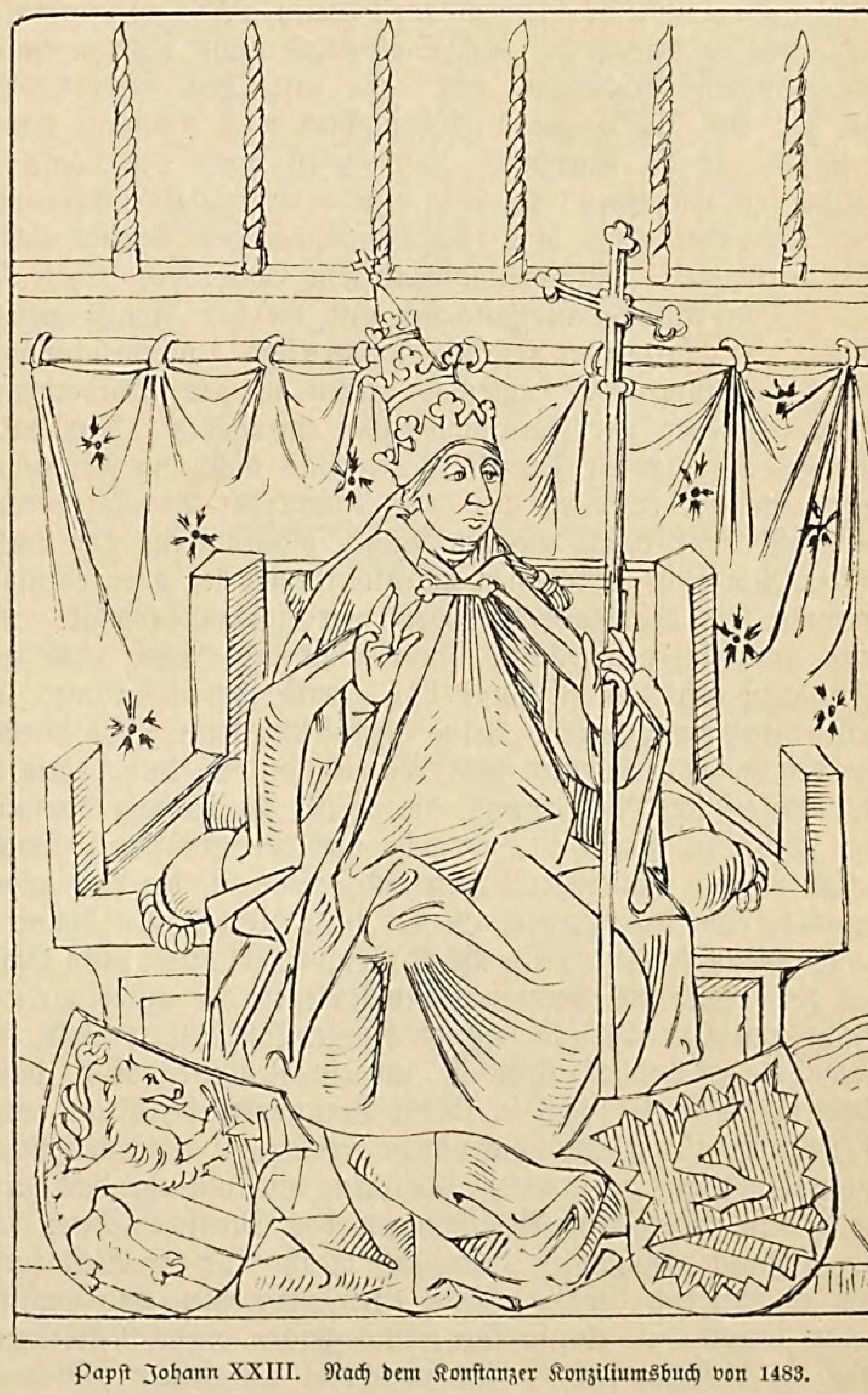
In England hingegen verbanden sich diese beiden Elemente mit dem religiösen. Hatte es auch die englische Verfassung ermöglicht, die gröbsten Uebergriffe der Kurie direkt abzustellen; wurden durch das Statute of Praemunire vom Jahre 1365 alle Appellationen an auswärtige Gerichtshöfe mit Konfiskation und Freiheitsstrafen bedroht, und die päpstliche Jurisdiktion für einheimische Rechtssachen geradezu beseitigt; waren dann weitere Erlasse in gleicher Absicht gefolgt, so namentlich das Verbot aller Geldsendungen außer Landes, so war doch andrerseits nicht zu verkennen, daß das neu erwachte Leben in den unteren Volksschichten sich mit diesen Defensivmaßregeln nicht befriedigen, daß es freie Bahn für sein weiteres Wachstum, Beachtung der Subjektivität fordern würde. Freilich scheiterte auch der englische Bauernaufstand vom Jahre 1381 wie in Frankreich an seiner sozialen Einseitigkeit, allein die mit ihm verbundenen nationalen und religiösen Erscheinungen zeigen zugleich über diese Zeit hinaus in die Zukunft, da dem ganzen Volke die Unmöglichkeit ins Bewußtsein drang, die vom Mittelalter überlieferten Zustände länger erhalten zu können.

In Böhmen endlich fehlte der Bewegung der starke Gegenhalt, wie ihn in England das Königtum und Parlament zu bieten vermochten. Ungedämmt brechen die demokratischen Elemente los. Der Adel, der bisherige Träger der nationalen Entwicklung dem luxemburgischen Königtum gegenüber, steht auf der Seite der kirchlichen Reformatoren. So ward die Verbindung hergestellt mit den demokratischen Elementen, welche sich der Führung der sozial-revolutionären Bewegung bemächtigten.

Reform! — Das ist der bekannte Ruf, der bewegende Gedanke der Zeit. Wie soll sie erfolgen? Soll den Nationen und ihrem individuellen Werden dem Papsttum gegenüber ein Einfluß gewahrt werden? Oder sollen die Völker insgesamt zur Bildung eines sozusagen geistlichen Parlamentes vorangehen, welches dann dem Papste zur Mitverwaltung der Kirche an die Seite tritt? Das erste war mehr nach dem Denken der westlichen Kirchen, das zweite mehr nach dem der deutschen. Der erste Plan hätte den allgemeinen Papst wieder zum Spezialpapst der nationalen Kirchen gemacht, das zweite würde der episkopalen (d. h. aristokratischen) Entwicklung freiere Bahn geschaffen haben. Das erste hätte als ein fortschreitendes Glied der kirchlichen Entwicklungsreihe im Mittelalter, (d. h. im romanischen Sinne) betrachtet werden können, das zweite wäre einer Umgestaltung der kirchlichen Verfassung gleich gekommen, wie sie den Zeitverhältnissen und der früheren Entwicklung der deutschen Kirche mehr entsprochen hätte. Freilich hätte es sich dann erst erweisen müssen, ob dieser aristokratisch-konstitutionellen Kirche gegenüber sich das neue Element der Universitäten hätte behaupten und zu wirksamem Einfluß aufschwingen können. Eine Verwirklichung dieser aristokratisch-konstitutionellen Form würde der Entwicklung entsprochen haben, welche in Deutschland das Fürstentum dem Kaisertum gegenüber eingeschlagen. Sie würde die Macht dieser fürstlichen Aristokratie nur noch gestärkt haben, wenn es nicht zugleich zu einer Reform der Reichsverfassung gekommen wäre.

König Sigismund that nun wirklich auch nach dieser Seite einleitende Schritte. Er rechnete dabei auf die thätige und hingebende Unterstützung der Reichsstädte. Hier

wollte er den sichern Rückhalt gegen die Uebermacht des Fürstentums finden. Aber da sah er sich einem Elemente gegenüber, welches aus dem allgemeinen Leben, in welches es einst bestimmend hineinzudrängen versucht hatte, zurückgetreten war. Statt begeisterter Zustimmung ward Mißtrauen dem Könige entgegengebracht, und dieses lähmte von vornherein alle weitgreifenden Aktionen. Dieses Mißtrauen ließ den egoistischen Krämergeist des Bürgertums noch klarer hervortreten. Das Bürgertum war für nichts mehr zu haben, ja es bestand kaum mehr, da es in die Bürgerschaften der einzelnen Städte oder nur kleinerer fest geschlossener Städtekreise auseinandergefallen war. Sigismund dachte an die Neugründung eines großen Städtebundes, an dessen Spitze er sich stellen wollte, um so dem allgemeinen Landfrieden einen sicheren Bestand zu schaffen. Die Städte hielten zurück. Es zeigte sich, daß sich derartiges aus der Theorie heraus nicht schaffen ließ. Dann dachte Sigismund an eine Vierteilung des Reiches nach Art der älteren Landfrieden. Allein die Absicht, daß zur Aufrechterhaltung oder Wiederherstellung des gestörten Landfriedens in einem Kreise der Oberhauptmann die Hilfe der andern in Anspruch nehmen solle, stieß namentlich bei dem schwäbischen Bund auf energischen Widerstand, „welchem jeder Dienst über die Grenzen seines Gebietes ungelegen kam.“ Diese intimen Verhandlungen des Königs mit den Städten, welche gerade in die Zeit des Konstanzer Konzils fielen, erweckten natürlich das Mißtrauen der Fürsten, auf deren Hilfe Sigismund bei seinem kirchlichen Reformwerk vor allem angewiesen war.



Papst Johann XXIII. Nach dem Konstanzer Konziliumsbuch von 1483.

Also Mißtrauen an allen Enden! Es fehlte der Charakter, der fähig gewesen wäre, es zu beseitigen. Was die Diplomatie zu leisten vermochte, das leistete sie: ein halbes Werk.

Papst Johann XXIII hatte Sigismund das Versprechen eines allgemeinen Konzils gegeben (1412). Trotz seines Widerwillens mußte er einen Schritt weiter thun und zugeben, daß Konstanz, eine deutsche Stadt, als Sitz desselben erwählt wurde.

Am 5. November 1414 wurde das Konzil durch Papst Johann XXIII eröffnet. König Sigismund weilte damals in Aachen zur Krönung, die am 8. November vollzogen wurde. Aber die Konstanzer Versammlung bewies ihr Wollen und Können zunächst in

der Verhaftung Husens und der Einleitung des Ketzerprozesses gegen denselben. Hus hatte sich auf des Königs Wunsch nach Konstanz begeben, um für seine Lehre öffentlich einzustehen. Das Konzil sollte die Kirche reformieren; Hus zeigte einen Weg, der, wie er meinte, zur Reform geführt hätte. Die Konstanzer Versammlung aber betrachtete sich von Anfang nicht als eine Versammlung von „Räten", sondern als ein berufenes Richterkollegium. In dieser Thatsache allein drückt sich die allgemeine Auffassung, welche man hier von dem Worte „Reform" hatte, aus. Reform bedeutete für diese Versammlung Unterdrückung alles dessen, was die eigene Stellung bedrohte, erschütterte, ja nur erschwerte. Daß eine Reform am eigenen Leibe anzufangen habe, kam keinem dieser Unfehlbaren in den Sinn, auch Sigismund nicht, obschon er über die Reform im allgemeinen einer andern Anschauung war. Er hatte Hus sicheres Geleit versprochen und trat auch für ihn ein, als er gegen Weihnachten nach Konstanz kam. Umsonst! Johann XXIII wies ihn an die Kardinäle; mit diesen hatte der König einige erregte Auftritte, dann mußte er nachgeben, da mit dem fortgesetzten Widerstand seinerseits das ganze Konzil bedroht war. Hus blieb der Gefangene des Konzils. Sein Schicksal war damit schon jetzt entschieden. Sigismund war kein Charakter. Sein Werk scheiterte im Beginn.

Von Anfang an hatte sich also die dem Konzil gestellte Aufgabe völlig verschoben. Nicht die allgemeine Reform, sondern die Unterdrückung der hussitischen Bewegung und die Beseitigung des Schismas traten in den Vordergrund. Auf die Verhandlungen selbst vermögen wir hier nicht näher einzugehen. Nur das eine sei betont: es handelte sich bei dem ganzen Prozesse gegen Hus nicht um Förderung und Feststellung der Wahrheit, sondern er blieb auf dem Niveau der Advokaten- und Gelehrtentourniere. Dann sei weiter auf einen einzigen Punkt hingewiesen, der uns die unversöhnliche Stellung beider Parteien vollkommen charakterisiert, der aber ebenso zeigt, wie die böhmische Bewegung kein beliebiges Machwerk war, sondern erfolgte aus dem Konflikt heraus, in den eine entartete, verknöcherte Theorie mit dem Leben selbst geraten war. Bei dem dritten Verhör Husens am 8. Juni 1415 ward ihm als fünfter Anklagepunkt entgegengehalten, daß er behauptet habe: „Keine Ehrenstelle, keine Wahl durch Menschen und kein besonderes Zeichen macht Jemanden zum Mitglied der hl. katholischen Kirche." Also nur die innere Würdigkeit und Befähigung, die in der Anschauung damaliger Zeit lediglich ein Geschenk der göttlichen Gnade ist, vermag dies zu bewirken. Damit haben wir die Kontroverse zwischen dem natürlichen Leben und einem aus der Vergangenheit bezogenen toten Schematismus, eine Kontroverse, an der noch niemals ein Reformator vorbeigekommen, zu der auch, wie wir wissen, ein Papst Gregor VII einst hatte Stellung nehmen müssen. Natürlich wird noch bis heute von den Kollegen der unfehlbaren Konstanzer Versammlung über Recht und Unrecht und sonstige schöne Dinge fortorakelt, allein diese Berufung auf das damals „bestehende" Recht ist nur ein Zeugnis dafür, daß auch die heutige Welt jene Kontroverse noch nicht in ihrem Kernpunkte bewältigt hat. Theoretische und natürliche Rechtsentwicklung sind geschworene Feinde. Das ist der Punkt, der die Revolution bringen muß, die damalige, wie alle späteren, und mit ihr das Zurückstreben des Menschengeistes nach den natürlichen Bedingungen des Menschenlebens selbst. Daß Hus diesen Weg für Böhmen gesucht, ist klar; daß er ihn für die Welt suchen wollte, war sein Verderb; daß er nur von der Grundlage einer verdrehten und mystifizierten Rechtsanschauung ausgehen konnte, ist ebenso klar, und gerade dieser Restbestand alter Entwicklung in ihm war die Ursache, daß er sich manchmal von seinen „Richtern" in ein theoretisches Wortgefecht hinabziehen ließ, um mit Worten den Geist zu verteidigen, den er ahnte, der in ihm lebte. Alle seine Worte aber sind nebensächlich gegenüber seinen Thaten, alle seine Lehren nebensächlich gegenüber der einen Thatsache, daß er den Mut des Helden hatte, für seine Ueberzeugung zu leiden und zu sterben. Hier liegt der von ihm vertretene und mannhaft verfochtene höchste Lehrsatz: Freiheit der Ueberzeugung. „Das Schauspiel unbeugsamer Beharrlichkeit, welches die Haltung des böhmischen Reformators darbot, die Kraft der Ueberzeugung, mit welcher er den Widerruf seiner Schriften verweigerte", machten allerdings auf das Konzil einen sehr geringen Eindruck, aber die Eindrücke, welche diese Haltung in seiner Heimat, dann bei einzelnen hervorrief, zeigen, daß seinem Werke,



Hus mit den Stadtknechten auf dem Gange zur Richtstätte.
Nach der Prager Handschrift des Richenthal.

aus lebendiger Wurzel entsprossen, eine Zukunft bestimmt war. Am 6. Juli 1415 wurde Hus zu Konstanz als Ketzer verbrannt; am 30. Mai 1416 folgte ihm auf dem gleichen Wege sein Mitstreiter Hieronymus von Prag. Das Feuer läuterte ihre Gestalt von irdischer Schlacke und überlieferte sie im Glorienschein des Martyriums der Liebe und Verehrung ihrer böhmischen Heimat. Der spätere Papst Pius II gibt ihnen das Zeugnis, „daß von keinem der Philosophen berichtet werde, er habe den Tod mit so standhaftem Mute ertragen, als jene den Feuerbrand.“ Der gelehrte Humanist Poggio aus Florenz datierte seinen Brief an Leonardo von Arezzo, in dem er den Untergang eines so hervorragenden und edlen Geistes nicht genug zu beklagen weiß, von dem Tage, „da Hieronymus den Tod erlitt.“ Für alle im fließenden Leben selbst stehenden Geister also, mochte ihre religiöse Anschauung sein, welche sie wollte, war der Tod dieser Männer ein Ereignis. Der Charakter war es, der ihnen ein Fortleben verbürgt, und wenn wir die feige Haltung Johanns XXIII seinen „Richtern“ gegenüber betrachten, so wird es nicht schwer sein, zu erkennen, wohin das wahre Leben gewichen. In der Kirche war es nicht mehr.

Mit einem Gewaltstreich war das Konzil unter der Führung Sigismunds der böhmischen Bewegung gegenübergetreten. Der Schlag fiel auf beide zurück. In der gleichen Zeit hatte die Versammlung zur Beseitigung des Schismas einen energischen Schritt vorwärts gethan. Gegenüber Johann XXIII hatte Sigismund sehr bald an Einfluß gewonnen. Im Januar 1415 liefen zwei Denkschriften ein, die eine deutschen, die andere französischen Ursprungs. Die erstere enthielt die bemerkenswerte Forderung, daß neben den Bischöfen und Prälaten auch die Prokuratoren der Bischöfe, Aebte, Kapitel und Universitäten, die Magister, Doktoren und Gesandten der Fürsten eine definitive Stimme haben sollten. — Die zweite Denkschrift entschied sich für die Abdankung aller drei Päpste und stellte den Grundsatz auf, daß auch Johann XXIII — der Papst des Pisaner Konzils — vom Konzil, das über ihm stehe, zur Abdankung gezwungen, ja abgesetzt werden könne. Johann hoffte noch auf die Mehrheit der italienischen Prälaten und Doktoren, die auf seiner Seite standen. Das Konzil aber setzte am 7. Februar diese Mehrheit außer Aktion, indem es beschloß, daß die Abstimmung nach Nationen, nicht nach Köpfen stattfinden sollte. Jeder Nation ward eine gleiche Stimmenzahl zugesichert. Damit war Johanns Uebergewicht beseitigt. Seine Gegner hatten die Oberhand.

Nun suchte sich Johann zu retten. Einerseits bot er seine Abdankung an, andrerseits verhandelte er mit dem Herzog Friedrich von Oesterreich wegen seiner Flucht. Bei Gelegenheit eines prächtigen Turniers, welches der Habsburger veranstaltete, verließ Johann, als Stallknecht verkleidet, Konstanz und floh auf habsburgisches Gebiet (20. März 1415). In diesem Momente allgemeiner Verwirrung gelang es Sigismund, das Konzil zusammenzuhalten. In ihrer fünften Sitzung am 6. April sprach die Versammlung ihre Superiorität über den Papst aus, am 7. April ward Friedrich von Oesterreich mit des Reiches Acht und Bann belegt. Sigismund hetzte die Eidgenossen gegen ihn, und schon einen

Monat später war der Habsburger so weit, daß er sich unterwerfen mußte. Am 5. Mai übergab er Sigismund seine Länder und bat fußfällig um Verzeihung. Ludwig der Bärtige von Bayern-Ingolstadt hatte für ihn vermittelt. Am 14. Mai verhängte das Konzil über Johann XXIII die Suspension, und am 29. ward er förmlich abgesetzt. Ein Prozeß war gegen den „Papst" eingeleitet worden; die gegen ihn gerichteten Anklagepunkte stellten ihn als ein Scheusal, als einen Auswurf der Menschheit hin. Unzucht in jeder Form, vertrauter Umgang mit Hunderten von Nonnen, die dann zu Aebtissinnen u. s. w. befördert wurden, Ehebruch mit der eigenen Schwägerin, Giftmord an seinem Vorgänger Alexander V und sonstige schöne Dinge wurden dem Papste vorgeworfen. Der bekannte Konziliengeschichtschreiber Hefele sucht diese Anklagen abzuschwächen, da „gegen Bonifaz VIII noch viel ärgere Beschuldigungen vorgebracht wurden, ebenfalls durch viele Eidschwüre von Prälaten u. s. w. u. s. w. bezeugt, und doch wird niemand für die buchstäbliche Richtigkeit einstehen wollen. Wie viel ist da auf Rechnung teils der Gehässigkeit, teils grundloser Gerüchte zu schreiben!" Abgesehen von der Subjektivität dieses Urteils und dem Umstande, daß auch trotz der Abschwächung ein übervolles Maß bleibt, wollen wir doch dem Urteile selbst beitreten. Allein dann ist die Frage: Wo ist innerhalb der Kirche der Geist, der Charakter, der diese Anklage nicht nur, der ihre Möglichkeit, der die allgemeine Vertrautheit mit diesen Dingen, wie sie nicht allein aus der Anklage hervorgeht, beseitigen soll? Auf der einen Seite ein Papst unter solcher Anklage, auf der andern eine Bande von Zeloten, die zur Erreichung ihrer Zwecke auch vor den schmachvollsten Inkriminationen nicht zurücksteht — wo ist da die Kirche, die „Verwalterin der göttlichen Wahrheit?" Und wenn sie in Konstanz nicht war, dann fragen wir weiter nach dem „göttlichen" Rechte dieser Versammlung zur Verurteilung der böhmischen „Ketzer"?



Gerichtssiegel Kaiser Sigismunds.

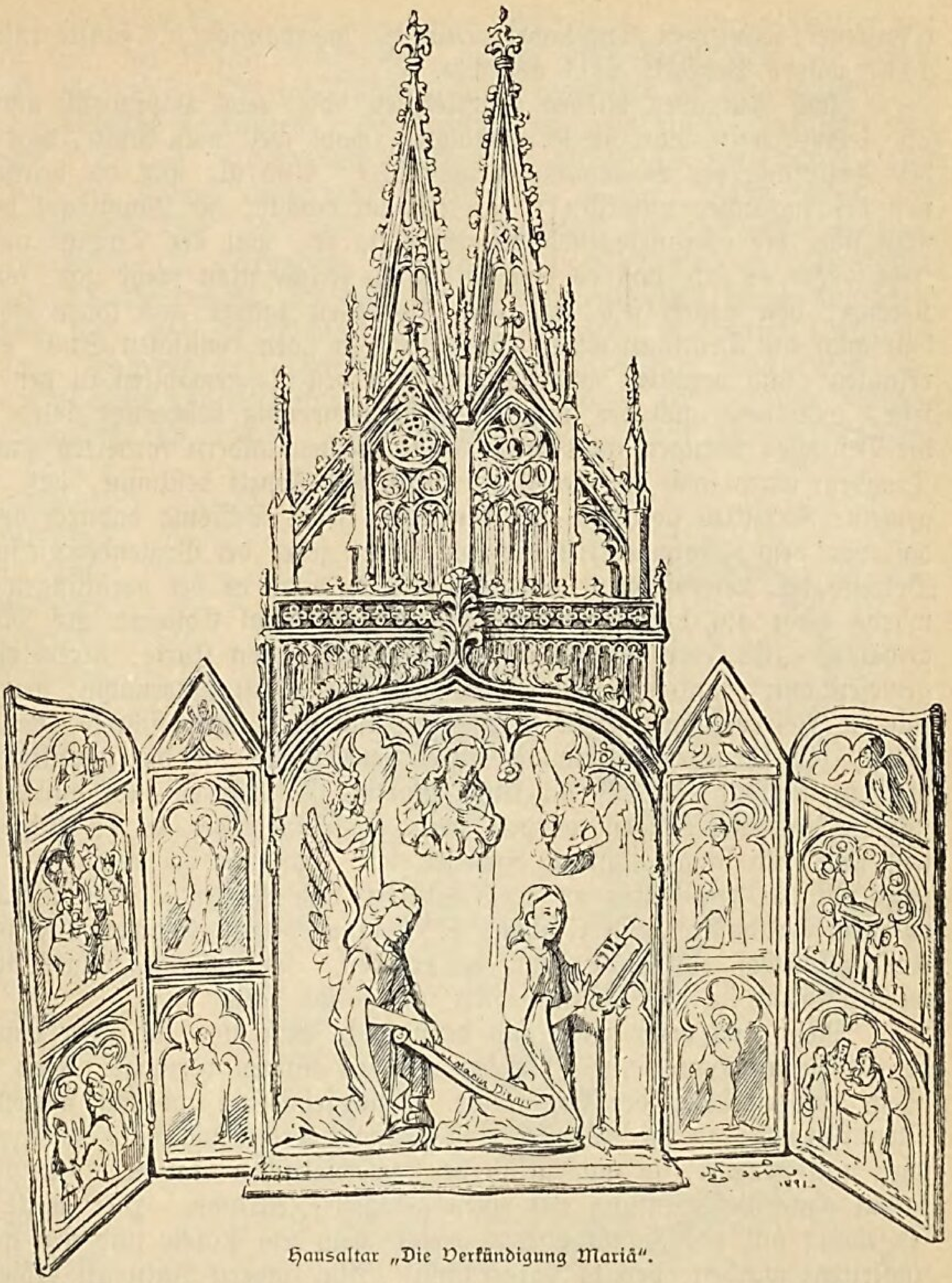
Oder möchte einer verneinen, daß Christus von dieser Versammlung nicht ebenso als Ketzer verurteilt worden wäre, wie einst von dem jüdischen Hohenpriester? Hier ist der lebendige Punkt, um den sich jeder Streit drehen muß. Die Frage ist, ob dem Individuum das Recht zusteht, nach seiner Ueberzeugung zu leben und dieselbe öffentlich zu bekennen? Die Frage der Gottesunmittelbarkeit, des Selbstpriestertums ist der streitige Punkt, und über ihn vermochte eine Konstanzer Versammlung nicht abzuurteilen, wie sie nicht vermochte, das Wachstum des Volkslebens, des Völkergeistes, sein Vordringen zu weiterer Erkenntnis und eigenem Denken aufzuhalten und zu hemmen. Es war die Frage, ob die katholische Kirche ihrer absoluten Alleinherrschaft beraubt werden sollte, ob sie von der Höhe der alleinigen Religion in den Kreis der Konfession zurückzutreten habe, ob einem starren Dogma gegenüber der individuelle Geist zu seiner Berechtigung kommen sollte, und diese Frage ward von Hus und Hieronymus bejaht. Deshalb wurden sie Ketzer in den Augen derer, die diese Frage verneinten. Und doch, auch diese Verneiner vermochten sich nicht von dem Gesetz des geistigen Werdens und Wachstums gänzlich loszumachen. Als die gemeinsamen Feinde, wie man glaubte, vernichtet waren, war die Einigkeit der Versammlung dahin. Die Nationalität, die Subjektivität, das Individuum



Kaiser Rupert zerstört die ungerechten Zollstätten am Rhein und erobert die Raubschlösser Bernhardts I, Markgrafen von Baden 1403.

Nach dem Gemälde von A. Rich. Zimmermann.

forderten ihr Recht. Nicht mehr der Menschenkultur Pfadfinder und Träger war diese Kirche, sondern der Reaktion. Diese bedeutet Erstarrung, Tod, Verwesung. Die Abbröckelung vom verwitternden mächtigen Baue begann. In Böhmen reichte Jakob von Mies den Laien das Abendmahl unter beider Gestalt (sub u t r a q u e specie).



Hausaltar „Die Verkündigung Mariä".

Mit Temporamalerei und reicher Holzarchitektur. 96 cm breit und 140 cm hoch. Niederrhein. Schule 1340—1490. Original im Nationalmuseum in München.

Nicht als Anhänger und Verteidiger dieser oder jener Konfession versuchten wir diese Dinge zu erfassen, sondern getreu unserem bisherigen Vorgehen wurde nach dem Warum, nach der Notwendigkeit derselben gefragt. Und diese drängte uns dahin, zuzugestehen, daß eine innere Berechtigung der ganzen Bewegung einwohnte, daß das böhmische Leben an der Erweckung eines Hus nicht vorbeikonnte. Ebenso aber erkannten wir die Notwendigkeit des Untergangs dieses Mannes, nicht d a m i t das oder jenes geschehe, sondern w e i l er sich mit seiner Lehre hinauswagte auf ein Gebiet, wo ihr der natürliche Boden fehlte. Hus für Böhmen, nicht für die Welt! Erst durch Böhmen für die Welt! So hätte seine Erkenntnis ihn führen müssen. Aber hier irrte er und verlor die Bahn, auf der Wiclif vorwärts ging und den natürlichen Tod fand. Und daß Hus irrte, lag an der Jugendlichkeit des Volkes, dem er entstammte. Nur der Geist der Jugend sieht die Grenzen nicht, die jedem persönlichen und individuellen Wirken gezogen.

Der eine Papst war beseitigt. Ihm folgte bald der zweite. Am 4. Juli 1415 ließ Gregor XII seine freiwillige Abdankung ankündigen. So fehlte nur noch Benedikt XIII. Ihn zur Abdankung zu bewegen, machte sich nun König Sigismund selbst auf die Reise. Die Absicht ward nicht erreicht, wohl aber gelang es Sigismund, die Teilnahme der spanischen und schottischen Kirche am Konzil zu erwirken. In den ersten Tagen des Jahres 1417 kehrte Sigismund nach Konstanz zurück, wo sich den vier Nationen

(Italiener, Franzosen, Engländer, Deutsche) die spanische als fünfte anschloß. Am 26. Juli 1417 wurde Benedikt XIII abgesetzt.

Zwei Aufgaben blieben zu erledigen: die neue Papstwahl und die Kirchenreform. Die letztere hatte man bisher umgangen, wohl weil man fühlte, daß ihre Inangriffnahme der Auflösung der Versammlung gleichkam. Und als nun die deutsche Nation, anfangs von der englischen unterstützt, den Versuch machte, die Papstwahl hinauszuschieben, bis man über die vorzunehmende Reform einig sei, war der Tumult und die Spaltung da. Jetzt zeigte es sich, daß es eine katholische Kirche nicht mehr gab, sondern nur nationale Kirchen, von denen jede nur ihre Interessen kannte und ihnen lebte. Es kam dahin, daß man die Deutschen Ketzer schalt, weil sie „den römischen Stuhl erst wieder sorgfältig reinigen" und verhüten wollten, daß man den Neugewählten in den alten Unrat hineinsetze, „von dem auch der Tugendhafteste notwendig beschmutzt würde". Sigismund und die Deutschen drangen nicht durch. Die meisten andern forderten zunächst die Papstwahl. Trotzdem ward noch vor derselben durch das Konzil bestimmt, daß fortan häufiger allgemeine Konzilien gehalten und künftighin jedes Schisma dadurch beseitigt werden sollte, daß von dem Zusammentritt des Konzils an jeder der Prätendenten suspendiert sein sollte. Betreffs der Reservationen, Spolien u. s. w. blieb es bei vorläufigen Erwähnungen. So wurde denn am 11. November 1417 der Kardinal Colonna als Martin V zum Papste gewählt. „Es war ein glänzender Sieg der alten Kurie, deren eifrigster Beamter er gewesen war", und das erste, was der neue Papst unternahm, war denn auch, daß er sich die Reservationen seiner Vorgänger und noch mehr sicherte, daß er die Taxen feststellte, die für die Verleihung eines Benefiziums an die päpstliche Kammer entrichtet werden müßten. Die Versicherung Martins V, daß er alles annehmen wolle, worüber sich die Nationen einigen würden, war ein leeres Wort, da er wußte, daß eine Einigung jetzt und noch lange nicht zu erwarten sei. Daß mit der alten Zeit nicht gebrochen war, zeigt sich am deutlichsten an der Thatsache, daß Martin V nicht anstand, den so sehr verrufenen Balthasar Cossa (Johann XXIII) wieder zu Gnaden anzunehmen und ihn zum Kardinalbischof von Tusculunn zu erheben. Der Mann konnte also wiederum Papst werden, wenn er das Leben behielt und Glück hatte.

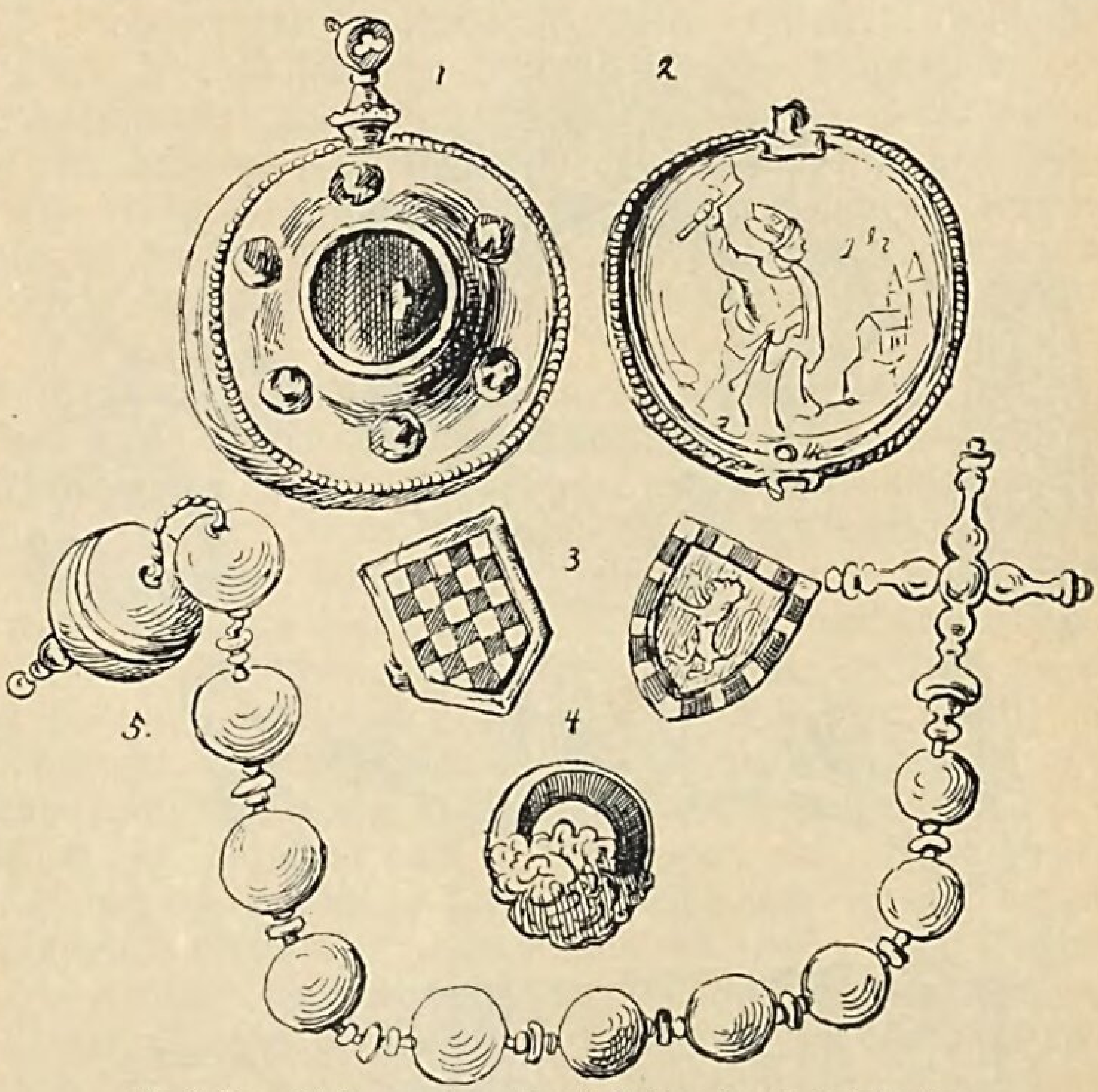
Mehr und mehr zeigte sich denn auch, daß man sich über eine allgemeine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern nicht zu einigen vermöge. Und so betrat man den allein übrigen Weg der Konkordate. Wie sehr das wirklich nationale Leben über die alten Formen, in die es hatte eingezwängt werden sollen, hinausgewachsen war, ward man nun gewahr, so namentlich bei der englischen Nation. Nur sie erlangte ein Konkordat ohne Beschränkung auf einen gewissen Zeitraum. Hier hatte die bürgerliche Gesetzgebung mit den Hauptpunkten, welche von dem Papste und den andern Nationen noch umstritten wurden, bereits aufgeräumt. Alle andern Nationen erhielten Konkordate nur auf fünf Jahre. Die Deutschen hatten ihre Beschwerdepunkte in einer Denkschrift, den Advisamenta nationis germanicae, zusammengefaßt, aber eine Macht, sie durchzusetzen, besaßen sie nicht mehr. Der Papst schob dieselben in der Hauptsache beiseite. So ging das Konzil am 22. April 1418 auseinander. Die Reform der Kirche blieb der Zukunft vorbehalten.

Aber auch die Reichsreform war Sigismund mißglückt. Seine Anstrengungen, die Gesamtheit der Städte zu einem positiven politischen Gemeinleben wieder zu erwecken, scheiterten. Ja, seine Bundesgenossen gegen den Habsburger zeigten sich spröde, nachdem sie die Vorteile erlangt hatten, welche sie erlangen wollten. Am 7. und 8. Mai 1418 führten die lange gepflogenen Unterhandlungen mit dem Habsburger Friedrich IV endlich zur Wiederversöhnung. Der Herzog ward aufs neue belehnt und erlangte die Absolution vom Kirchenbann.

Am 22. Februar 1418 war eine umfangreiche Bulle gegen die böhmischen Ketzer erlassen worden. Schon ein Jahr zuvor war eine Vorladung an 452 böhmische Ritter und Herren ergangen, die dem Konzil bittere Vorwürfe wegen Hus gemacht hatten. Sie sollten sich in Konstanz von dem Verdachte der Häresie reinigen.

Das Vorschreiten der Kultur des Westens und Südens hatte sich, wie wir sahen,

in der Weise vollzogen, daß dieselbe immer eine junge Völkerschaft in ihren Bereich zog und dieselbe auf den Weg der Kultur hindrängte. Dann aber drehte sich die Sache. Die junge Völkerschaft übernahm bald die Führung und durchsetzte die alte Kultur mit ihren jugendlichen und natürlichen Kräften. So konnten wir von einer fränkischen und sächsischen Epoche reden. In der salischen Epoche begann bereits die Zersetzung. Das persönliche Element und die Theorie begannen ihre Rolle zu spielen. Dann kamen aus Westdeutschland die Staufer. Sie aber sind als die Vertreter des nunmehr erstarkten deutschen nationalen Elementes zu betrachten, welches sich dem Dienst der romanischen Kultur entzog und den Versuch machte, die bisherigen Errungenschaften im Sinne einer deutschen Oberherrschaft über das Abendland zu verwerten. Nur in Italien hatten sie vorübergehenden Erfolg, während der deutschen Herrschaft im Westen und Osten eine nationale Opposition allmählich erstarkend entgegentrat und innerhalb der deutschen Grenzen die territoriale Emanzipation sich vollzog. Die geeinte Macht Frankreichs erreichte in Westdeutschland das Uebergewicht in dem Augenblick, als sie das Protektorat über die Kirche übernahm. Und verbündet mit dieser alten romanischen Macht suchte sie nunmehr Deutschland in den Dienst des romanischen (jetzt französischen) Weltgedankens zurückzuzwingen. Ihnen gegenüber verlegte das deutsche Königtum seinen Sitz wieder weiter nach Osten. Aber mit dem Vordringen westdeutscher Geschlechter nach Osten kam auch hierhin die Zersetzung. Ein deutsches Königtum, gestützt auf Böhmen oder Ungarn, war auf die Dauer unmöglich, es war um so mehr unmöglich, als in diesen Gegenden die romanische Kultur des Westens auf einen festen nationalen Widerstand stieß. Ein römisches Kaisertum auf diesem Boden aber war ebenso undenkbar, da auch ihm hier alle natürlichen Vorbedingungen fehlten. Der Gegensatz zwischen dem deutschen Osten und Westen hatte, wie wir sahen, im Osten die Herausbildung des weltlichen Fürstentums, im Westen diejenige der städtischen Kultur zur Folge. Die Welfen betraten den Weg der Kolonisation im Osten, sie versuchten zugleich eine Verständigung mit der jungen städtischen Kultur. Auf diesem Wege folgten der deutsche Orden und die böhmischen Herrscher. Zu einem dauernden Resultate führte das Vorgehen nicht, da Westdeutschland sich als hemmende Fessel an den Fuß der Welfen wie Luxemburger heftete. Das Kaisertum kam zu ihnen und durchsetzte mit romanischen Theorien das natürliche Werden in diesen Gebieten. Die Kolonisation kam zum Stillstand, und damit verlor die deutsche Herrschaft hier ihr natürliches Vorrecht. Der deutsche Orden erlag dem slavischen Ansturm, die königliche Gewalt in Böhmen verlor ihren natürlichen Halt und ward in ihrem Fortschreiten gehemmt. „Der Versuch des Konzils, der böhmischen Nation die alten überlebten Formen des kirchlichen Systems aufzuzwingen, die Hinrichtung ihres geistigen Wortführers unter den

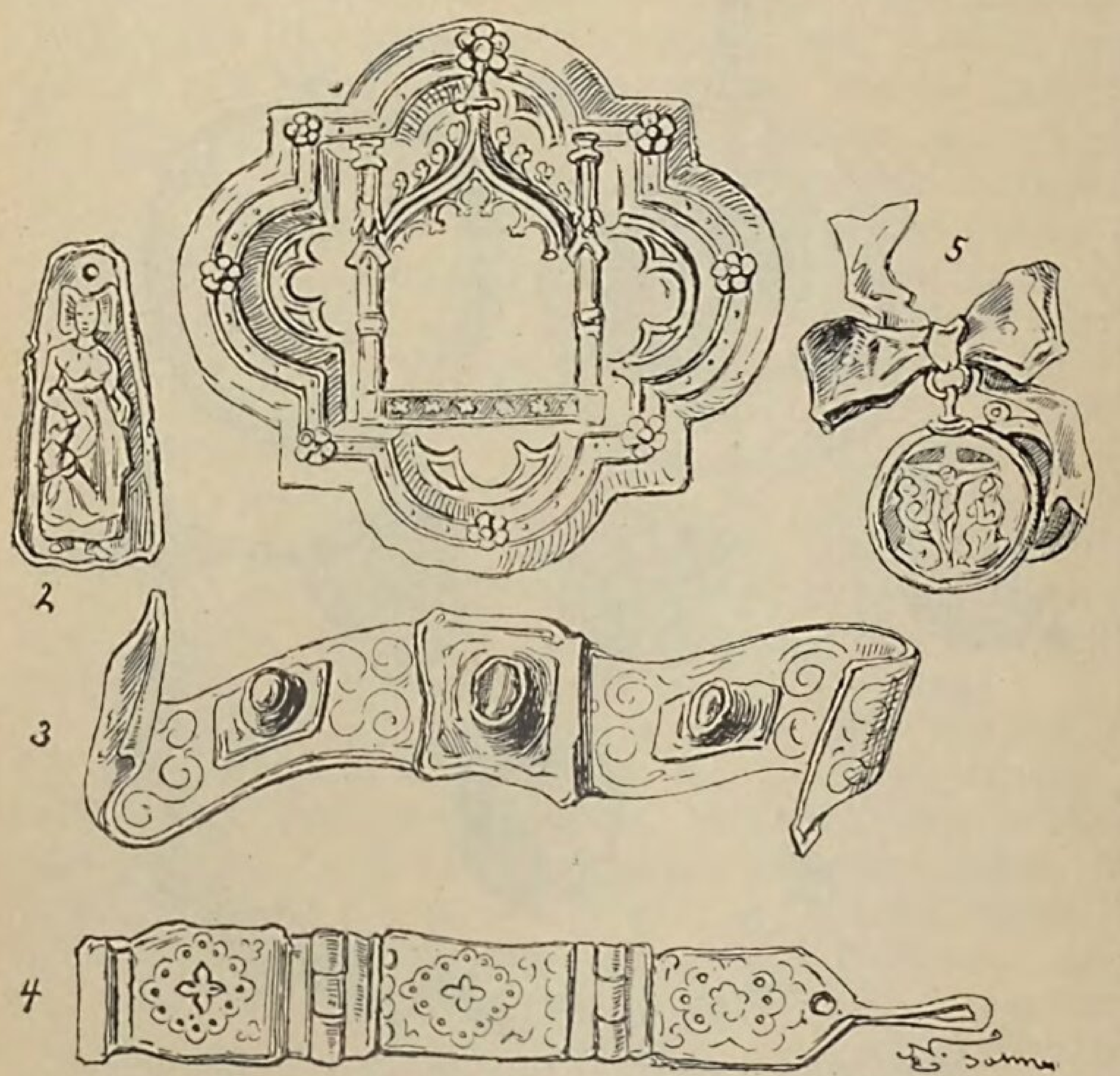


Kunst-Gegenstände aus dem 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts.

1. und 2. Brustschilde (Pectorale) für Bischöfe und Aebte (1 aus gelbem Metall mit gefaßten Steinen, 2 aus weißem Metall, mit einer Gravierung den heiligen Wolfgang darstellend. 3. Kleinere Schilde — gemalt mit blauen und weißen Feldern und rotem Löwen. 4. Ring aus weißem Metall. 5. Rosenkranz von Elfenbein.

Augen des deutschen Königs und fast des gesamten occidentalen Klerus versetzte das böhmische Volk in eine oppositionelle Gärung, welche sich in erster Linie gegen das deutsche Element Luft machte. Eben in ihm erkannte es den Hauptvertreter des feindlichen Systems."

Wäre dieser Versuch der romanischen Kultur, Deutschland auch im Osten zu umfassen, gelungen, es würde mit dem germanischen Element zu Ende gewesen sein. Dadurch aber, daß dieser Versuch in Böhmen scheiterte, indem hier das westdeutsche (halbfranzösische) Geschlecht der Luxemburger der nationalen Opposition auf die Dauer nicht Herr zu bleiben vermochte, dadurch daß die französische Herrschaft in Ungarn alsbald zu Ende ging, ward wohl eine Zersetzung, nicht aber eine Ueberwältigung möglich. Und diese Zersetzung zeigte sich in Böhmen nunmehr durch das Emporstreben der nationalen Landesregierung dem luxemburgischen Königtum gegenüber. „Die königliche Hofregierung umfaßte die königlichen Besitzungen, sämtliche Lehen, die Städte und die Kirche; der Adel und die Städte waren zum Teil deutsch, zum Teil deutscher Bildung geneigt. Neben ihr umfaßte die Landesregierung die übrige intakt gebliebene Masse der Bevölkerung, den großen und kleinen unabhängigen Grundbesitz, soweit er nicht in die Lehensverfassung eingetreten war. Die Trennung zwischen Adel und Bauer war noch nicht erfolgt; die Bauern arbeiteten meist als Erbpächter mit bestimmten Abgaben und ohne ungemessene Frohnden. Für die Landesregierung gab es die alten Zupanämter unter erblichen Richterfamilien und das höchste Landesgericht. Daneben traten ihre Abgeordneten auf den ungebotenen Landtagen zusammen. Die Gebiete der königlichen Regierung waren auf den gebotenen Landtagen vertreten, wenn eine Steuer gefordert wurde; einen einheimischen Feldzug mußten sie auch ohne Landtag leisten. Die böhmische Kirche hatte sich nicht vom Königtum emanzipieren können, der Erzbischof war trotz seiner großen Besitzungen und seiner Vasallen unter dem Könige geblieben. Neben der Kirche hatten die letzten Jahrzehnte der Prager Universität eine fast unabhängige Stellung gegeben. Die religiöse Bewegung, deren Herd dieselbe war, wurde von Anfang an als eine wesentlich böhmische aufgefaßt, sie war antikirchlich und damit antideutsch." (Nitzsch.)



Kunst-Gegenstände aus dem 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts.

1. Brustschild (Pectorale). 2. Kleines Anhängsel. 3. Schloß zu einem Gürtel; vergoldetes Metall mit Steinen besetzt. 4. Schloß von einem Buchdeckel; aus Eisen und Leder gefertigt. 5. Goldenes Medaillon.

Wir erkennen, daß der Zusammenfluß dieser beiden Elemente, des antikirchlichen und antideutschen zunächst nur den einen Erfolg haben konnte, das deutsche Königtum auf die Seite der Kirche zurückzutreiben. Einem solchen auf die Kirche angewiesenen Königtum braucht diese aber keine Reformen zu bewilligen. Und so war auch der Erfolg der von Sigismund gewollten kirchlichen Reform gleich null. Andrerseits aber tritt uns in der politischen Verfassung der böhmischen Nation die kulturelle Unausgeglichenheit und

Abstufung der einzelnen Volkskreise entgegen. Obenan das Königtum, vertreten durch ein westdeutsches Geschlecht, unter ihm die Kirche mit ihrem höchsten Vertreter, dem katholischen Erzbischof; dann die Städte deutsch, der Adel halb der Kultur des Westens gewonnen und der alten Kultur entzogen, aber neben diesem Adel die Elemente des nationalen Richtertums; dann die breite Masse des böhmischen Volkes, unbeirrt in seinem Fühlen und Denken und fast unbeirrt in seinem politischen, d. h. natürlichen Wachstum; neben der Kirche steht die böhmisch gewordene Universität. Wir erwarten das Auseinandergehen der religiösen Bewegung in eine mehr theoretische Richtung, die keineswegs radikal ist, und in eine radikale, die aus dem Volke selbst herauftreibt. Die letztere wird auf dem seit 1409 betretenen Pfade der Verdrängung des deutschen und katholischen Elementes und somit der radikalen kirchlichen Umgestaltung fortschreiten. Der Urteilsspruch des Konzils lastet auf dem ganzen Lande. Es bleibt nur der Kampf.

Während sich alle diese Dinge vorbereiteten, haderten die Wittelsbacher an allen Enden gegen einander, und so furchtbar hat der Egoismus dieses versinkende Geschlecht erfaßt, daß selbst die von Osten heranrauschenden Stürme nur für Augenblicke den Bruderkampf in Bayern zu unterbrechen vermochten. Denken wir an die Zeiten Kaiser Heinrichs II zurück, erinnern wir uns des Zweckes der Bamberger Stiftung und sehen wir nun den von Böhmen her erfolgenden ungeheuren Gegenschlag gegen die deutsche Kolonisation, so müssen wir sagen: der Schlag fällt direkt auf Bayern. Aber nichts von dem! In Bayern fühlte man ihn kaum, ein Zeichen, wie bodenlos hier jegliche Politik geworden war.

Werfen wir nur einen Blick auf die verwandtschaftlichen Verbindungen des wittelsbachischen Hauses, so wird uns dieses ratlose Schwanken nach allen Seiten vollkommen deutlich. Denn da die Politik die Ehen knüpfte, sind sie uns ein Beweismittel für die politischen Richtungen, denen man folgte. Der Niederbayer Heinrich von Landshut hatte sich die Gemahlin aus dem habsburgischen Hause geholt; Margareta war die Tochter Herzog Albrechts von Oesterreich. Heinrichs Schwester, die schöne Else, war dem Hohenzoller vermählt. Die Linie Stephans III (Bayern-Ingolstadt) hatte sich Frankreich zugewendet. Ludwig der Bärtige holte sich seine beiden Gemahlinnen aus dem Lande, in welchem seine Schwester Königin war. Seinen Sohn Ludwig den Buckligen werden wir später der Richtung seines Landshuter Verwandten folgen sehen. Hatte einst Stephan III begonnen, das Haus Wittelsbach mit den Viscontis zu verknüpfen, war er dann nach Cleve gegangen, um dort seine zweite Gemahlin zu küren, so folgte ihm jetzt auf beiden Wegen die Linie Bayern-München. Ernst war vermählt mit Elisabeth, einer Tochter Herzog Barnabas Visconti, und Wilhelm III vermählte sich 1433 mit Margareta, der Tochter Herzog Adolfs von Cleve. Sophie, die Schwester der beiden, war Königin von Böhmen, die Gemahlin Wenzels. Es ist ein Suchen und Tasten nach allen Seiten und doch sind es wieder konstante Richtungen, denen man folgt. Das Bestreben der einen Linie, die andere aus der errungenen Verbindung zu verdrängen, ist deutlich, aber ebenso deutlich ist die Unselbständigkeit aller dieser Politiker. Die Zerrissenheit der bayerischen Entwicklung tritt in den einzelnen Persönlichkeiten zu Tage. „Welch ruhmvolle Rolle wäre in großer Zeit einem so tapfern und willensstarken Fürsten, wie Ludwig dem Bärtigen, Herzog von Bayern-Ingolstadt, zugefallen!" Wir stimmen diesem Urteil Heigels bei, müssen aber darauf hinweisen, wie die großen natürlichen Anlagen dieses Wittelsbachers ihm gerade in einer Zeit, wie der damaligen, zum Unheil und seinem Lande zum Verderben ausschlugen. Für solche Zeiten waren Charaktere, wie Johann II und sein Sohn Wilhelm III mehr geschaffen. In der größeren Beschränkung zeigt sich da die größere Menge positiver Kraft und natürlicher Lebensfülle. Sie hatten die glückliche Veranlagung, der Not der Zeit durch ruhiges Walten die Spitze abbrechen zu können, während alle die Ehren und reichen Schätze, welche der nie rastende Ludwig aus Frankreich, wo er fast die Hälfte seines Lebens verweilte, heimbrachte, dem Lande kein Gewinn waren. Dieser in Frankreich groß gewordene Mann kam nun nach dem Tode seines Vaters Stephan III nach Bayern zurück, in dessen kleinen Verhältnissen er, der jenseits des Rheins zwischen den Parteien Burgund und Orleans eine so hervorragende Rolle



Belehnung des Burggrafen von Nürnberg mit der Mark Brandenburg.
Nach Richenthal.

gespielt hatte, sich nicht mehr zurecht fand. Zunächst verwendete er seine französischen Schätze dazu, sich in die Lande seiner Münchener Vettern hineinzukaufen. Das war denen natürlich nicht recht. Dann band er mit dem Landshuter an, von dessen väterlichem Erbteil er einen Teil für sich herausforderte. Seit 1403 liefen diese Zänkereien bereits, und schon hatten sich die Münchener mit dem Landshuter gegen ihn verbündet. Im April des Jahres 1414 ward dieses Bündnis erneuert, und Pfalzgraf Johann von Neumarkt trat demselben ebenfalls bei. Im Juli 1415 wurde dann dieses Kehlheimer Bündnis zu Konstanz abermals erneuert. Es sollte dauern, so lange Ludwig lebe, und nun traten demselben auch der Kurfürst Ludwig von der Pfalz und der Burggraf Friedrich von Nürnberg bei. Die Erhebung des letzteren zum Markgrafen von Brandenburg (18. April 1417) war für Ludwig den Bärtigen ein Grund mehr, dem Schwager seines Landshuter Feindes zu grollen. Seinen Gegnern gegenüber suchte der Ingolstädter Anschluß an König Sigismund, verbündete sich aber auch direkt mit dem Salzburger Erzbischof Eberhard und trat mit den Habsburgern in Verbindung. Zugleich versuchte er in der bayerischen Ritterschaft, die 1416 zu einem Bunde zusammentrat, Stimmung für sich zu machen. Alle diese kleinlichen Dinge drängten sich nun auch in die Versammlung zu Konstanz, wo Ludwig als Führer der französischen Gesandtschaft und zugleich als Reichsfürst auftrat. Aber auch am Reichsgericht erlangte Ludwig seinen Willen nicht. Das Gericht entschied sich dahin, daß „der frühere Schiedsspruch des Bischofs von Freising und des Nürnberger Burggrafen in Kraft und Heinrich so lange bei seinem vollen Erbe verbleiben solle, bis Ludwig beweisen könnte, daß der Schiedsspruch ungültig und kraftlos sei."

Nun betrat Ludwig der Bärtige den persönlichen Weg. Am folgenden Tage (20. Oktober 1417) warf er sich vor Sigismund auf die Knie und bat um Recht. Heinrich von Landshut und Friedrich von Brandenburg traten ihm entgegen; ein Wortwechsel entspann sich, der in Beleidigungen ausartete. Weiterem vorzubeugen schob Friedrich seinen Schwager zum Saale hinaus. Der aber rief drohend zurück: „Sint du nichts als fechten willst, wart', dir soll des Fechtens noch satt werden, das laß ich dich besehen!" Und die Drohung ward ausgeführt noch in derselben Nacht. Die Natur seiner italienischen Verwandtschaft trat nun in Heinrich vollauf zu Tage. Mit seinen Leuten lauerte er dem Vetter auf und schlug ihn vom Pferde. Man fand den Ingolstädter bald darauf, aus vielen Wunden blutend; seinem Leben schien durch Meuchlerhand ein Ziel gesetzt. Heinrich von Landshut hatte Konstanz sofort verlassen. Das Gericht sollte gegen ihn einschreiten. Da gelang es dem Brandenburger, Sigmunds Zorn zu besänftigen. Am 3. Januar 1418

ward Heinrich begnadigt, doch blieb die persönliche Rechtnahme Ludwig unverwehrt. Die Ohnmacht des deutschen Königtums zeigt sich zur Genüge in diesem Vorgehen Sigmunds.

Und während hier die Wittelsbacher sich zum Kampfe auf Leben und Tod vorbereiteten, ging die letzte auswärtige Erwerbung Kaiser Ludwigs des Bayers ihrem Schicksal entgegen: der vollen Abwendung von Wittelsbach. Am 31. Mai 1417 war Wilhelm II, Albrechts I Sohn, gestorben, nachdem am 4. April seiner Tochter Gemahl, der Dauphin von Frankreich, ihm bereits im Tode vorangegangen. Jakobäa empfing nun die Huldigung der holländischen Stände, allein ihr Oheim Johann von Lüttich, der jüngste Sohn Albrechts I, gedachte sich in den wittelsbachischen Landen am Niederrhein zu halten. Die erst sechzehnjährige Witwe Jakobäa sollte dem Wunsche des Vaters gemäß mit Johann von Brabant eine zweite Ehe eingehen. Dem widersetzte sich Johann von Lüttich und suchte namentlich Kaiser und Papst gegen eine solche Ehe zu gewinnen. Zu dem Zweck verzichtete er auf das Bistum Lüttich, erbat sich von Sigismund die Hand seiner Nichte, jener Elisabeth von Görlitz, welche der Burgunder Anton geheiratet hatte, der bekanntlich von der Herzogin Johanna von Brabant zu ihrem Erben eingesetzt worden war. Elisabeth von Görlitz, die Stiefmutter des Brabanters Johann, eine Luxemburgerin, vermählt mit dem Wittelsbacher Johann von Lüttich — ihnen gegenüber Jakobäa, die Wittelsbacherin, verlobt mit dem Stiefsohn ihrer Gegnerin, mit Johann von Brabant — also auch hier die wittelsbachische Tragödie! Der Krieg entbrannte und brachte Johann von Lüttich die Mitregentschaft in Holland ein. Es war nur ein Vorspiel weiterer Kämpfe. Allein merkwürdig ist, daß von den übrigen Wittelsbachern keiner sich veranlaßt fühlte, hier einzugreifen. Die Möglichkeit einer freien, natürlichen Politik war Bayern längst abhanden gekommen, und vielleicht zeigte sich niemals klarer, daß Selbstherrlichkeit und Selbständigkeit zwei weit verschiedene Dinge sind. Trotz ihrer Selbstherrlichkeit war die Selbständigkeit der Wittelsbacher in Bayern vielleicht niemals geringer, als in jenen traurigen Zeiten. Das ganze Werden Bayerns stand unter dem Einfluß auswärtiger Mächte, und eine Konsolidation der zersplitterten wittelsbachischen Macht, die geeint auch jetzt noch Deutschland ihren Willen hätte aufzwingen, Bayern aber jedenfalls die Möglichkeit eines selbständigen Wachstums hätte wahren können, war ein Ding der Unmöglichkeit. Aus seinem natürlichen Boden, aus seiner Vergangenheit war Bayern nicht herauszulösen und jene bedingten die eingetretene Stagnation.

Nirgends ein Ausweg! Der Ausweg schien nur in dem vollen Untergang dieser Macht selbst zu liegen. Mit allem Bestehenden geriet Ludwig der Bärtige in Konflikt. Im Jahre 1420 wurde über ihn der Kirchenbann verhängt, der dann fast ohne Unterbrechung bis zu seinem Lebensende auf ihm haften blieb. Und doch — in dem nun ausbrechenden Kampfe mit dem gehaßten Hohenzoller, Friedrich I von Brandenburg, klingt es uns manchmal wie das Zürnen alter germanischer Recken entgegen, die sich mit Hohnreden überhäufen, bevor sie das Schwert gegen einander senken. Es ist der Mühe wert, in diese Korrespondenz einen Blick zu werfen. Ludwig schrieb an den Kurfürsten also: „Hochgeborner Fürst! Du unendlicher (erbärmlicher) Mann, den der Kaiser, unverdient seiner Frömmigkeit, zu einem Markgrafen von Brandenburg gemacht, wo wolltest du hinaus, wenn du deine Diplome verlörest?“ Friedrichs Antwort: „Du unendlicher, lügenhaftiger, schamlicher Mann, der sich schreibt Graf zu Mortain, wo du dich nicht einmal darfst sehen lassen, wie bist du zu den heiligen Bildern, der Krone von Frankreich und anderer Habe gekommen?“ — „Du neulich hochgemachter unendlicher Edelmann“, erwiderte Ludwig, „und itzt lügenhafter Markgraf, obgleich der Kaiser dich zum Kurfürsten gemacht, so ist das doch so viel, als ob er ein Diplom ausgefertigt für einen schäbigen Hund, damit man ihn künftig Roland heiß. Der Ehr an deinem ganzen Leib, du Glossierer der Lüge, ist nicht so viel, daß man nur einen Bolz mit fiedern könnt.“ Der Markgraf warf darauf Ludwig die Untreue an dem Dauphin vor, aus dessen Dienst er trotz seines Schwures in denjenigen der Tochter Sigmunds übergetreten sei, allerdings ohne den Schwur zu brechen, denn das sei keinem andern H e r r n, sondern nur einer andern F r a u gedient. „Was sich der Bock verweiß, verseh' ich von der Geiß.“ Höhnte der Ingolstädter seinen Gegner: „Die Algaster (Elstern) lassen ihr Hupfen nicht,“ so

erwiderte dieser: „Mit dem bist du an dir selber, denn ein böser Vogel singt bösen Gesang.“ Wir fühlen uns um einige Jahrhunderte zurückversetzt. Die Sprache der Nibelungenzeit dringt an unser Ohr, und doch ward sie von Leuten gehandhabt, denen das auf der Höhe der Unnatur angelangte ritterliche Zeremoniell erstes Gesetz war. So gewaltig reagierte das subjektive natürliche Gefühl dieser deutschen Fürsten gegen den auferlegten Zwang einer fremden Kultur, mit solcher Wildheit protestierten diese Leute unbewußt gegen ein gesellschaftliches Gesetz, das ihr ganzes Leben zu einer Lüge gemacht! Schien ja auch andererseits der ritterliche Liebhaber die Geliebte nur noch deshalb in den Himmel zu erheben, um sich auf Erden desto freier ergehen zu können. Gerade die politischen Ehen, das traurigste und infamierendste Produkt einer verkommenen Kultur, illustrieren uns mit ihren Folgen die Reaktion des natürlichen Lebens gegen diese Kultur auf das furchtbarste. Uneheliche Kinder waren an der Tagesordnung — hier war das Leben selbst der husitischen Zerreißung der ehelichen Schranken längst vorangeeilt —, ja die Nachricht, daß Ludwig der Bärtige mit einer Cisterziensernonne einen Sohn erzeugt, ist nichts Auffallendes in einer Zeit, da der ganze Klerus die Gesetze der Zwangskeuschheit kaum mehr dem Namen nach kannte. Das Verbot der natürlichen Heirat und Liebe erzeugten nur den allseitigen Drang nach freier Liebe und räumten dieser die Bahn. Verrufen und verkommen mußte ein Institut sein, bevor sich der Theoretiker finden konnte, seine Berechtigung hinwegzudisputieren, bevor der Praktiker auftrat, es hinwegzuräumen. Wohin diese Zwangsmaßregeln führten, das sollte auch die bayerische Herrscherfamilie nur zu bald erfahren. Hatte es sich doch schon in



Friedrich I, Kurfürst von Brandenburg.
Nach einem Gemälde aus dem Jahre 1417, welches sich auf der Flügelthür des Altarschreines in der Kirche zu Cadolzburg befindet. Das zuverlässigste Bild Friedrichs.



Der abgesetzte Papst Johann XXIII wird 1417 zu Kostnitz dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz übergeben und als Gefangener nach Heidelberg gebracht.

Nach dem Gemälde von Anton Bauer.

der Sache der Margareta Maultasch deutlich genug gezeigt. — Bei solchem Haß der Gegner war an keine Aussöhnung zu denken. Am 29. Juni 1419 wurde in Regensburg das Konstanzer Bündnis vom Jahre 1415 erneuert. Auch die Bischöfe von Eichstätt und Regensburg suchten nun an dem Bunde gegen Ludwig einen Schutz. Der aber trat mit seinem Sohne, Ludwig dem Buckligen, in den bayerischen Ritterbund ein, dem auch sechzehn bayerische Städte und Märkte ihre Hilfe zusagten. Es war ein Bündnis des Ingolstädter Landes möchte man sagen vom ersten bis zum letzten Mann. Kaspar von Törring war der Hauptmann des bayerischen Ritterbundes; er war zugleich ein persönlicher Feind Herzog Heinrichs von Landshut. So konnte der Krieg beginnen, und er begann. Wir wollen ihn nicht in seinen Einzelheiten verfolgen. Er ist das sowohl hinsichtlich seiner Motive wie seines Erfolges nicht wert. Ludwig der Bärtige zeigte im Laufe des Jahres 1420 eine ungeheure Beweglichkeit. Der Krieg blieb zunächst auf das Land nördlich der Donau beschränkt; gegen die fränkischen Hohenzollern ergingen die Hauptstöße, und Ludwig war im großen und ganzen glücklich. Aber im Frühjahr 1421 trat die ganze Koalition gegen Ludwig in Thätigkeit. „In ganz Bayern von Floß und Weiden bis Rattenberg und von der Ulmer Gegend bis zum bayerischen Walde standen die Bewohner gegen einander in Waffen und ein Bruderkrieg entbrannte, so schmachvoll und schauerlich, wie er in der Geschichte des Stammes noch nicht erhört war, wenn auch die Art, wie er geführt ward, wie gewöhnlich sich mehr zerstörend für das Land als blutig für die Kriegführenden selber erwies" (Riezler). Es klingt geradezu lächerlich, wenn es nicht von so traurigen Umständen begleitet worden



Elisabeth von Bayern, Gemahlin Friedrichs I, genannt: „Die schöne Else".
Nach einem Gemälde aus dem Jahre 1417, welches sich auf der Flügelthür des Altarschreines in der Kirche zu Cadolzburg befindet. Das zuverlässigste Bild Elisabeths. Stammmutter aller preußischen Hohenzollern.



Ludwig III (der Bärtige).
Zeichnung mit Zuhülfenahme eines Kupferstiches von J. A. Zimmermann.

wäre, wenn wir hören, daß sich an der Wiener Universität die Bayern-Ingolstädter und die Bayern-Landshuter Studenten über das Recht ihrer Herrn herumzuzankten, und doch war diese Schulbubenpolitik die Siegerin im ganzen bayerischen Lande. So wirkte die Entartung, so der Verlust des einstigen jugendlich-selbständigen Wollens. Das ganze Leben des bayerischen Volkes ward bis in seine letzten Tiefen erschüttert; man hätte ihm nur das Ende dieser Selbständigkeitslüge wünschen können.

Im September 1422 gebot Kaiser Sigismund von Nürnberg aus Frieden. Ludwig hörte nicht darauf. Er zog gegen München. Und hier erreichte ihn das Geschick. Der Ansturm ward abgeschlagen, dann brachen Ernst und Wilhelm vor. Bürger und Bauern standen gegen die Ritter und Bauern des Ingolstädters. Bei Alling entschied das Kriegsglück am 19. September 1422 gegen Ludwig den Bärtigen. Der Krieg war zu Ende. Ludwig blieb nichts übrig, als den Schutz Sigismunds anzurufen. Der gebot von Regensburg aus Frieden auf vier Jahre. Ein Verlust, der ganz Bayern traf, war die Zurücknahme Donauwörths an das Reich. Dem Ingolstädter Lande wurde ein königlicher Statthalter gesetzt, und während Ludwig der Bärtige mit Sigismund nach Preßburg zog, unternahm Heinrich von Landshut einen Zug nach Preußen, den er sich von dem Hochmeister des deutschen Ordens ordentlich bezahlen ließ.

Die Folge jenes Ausschlusses Bayerns aus dem obersten Rate der deutschen Nation, wie ihn Karl IV durch die goldene Bulle sanktioniert hatte, die Zurückstoßung des bayerischen Lebens aus dem deutschen, rächten sich nun in furchtbarer Weise. Schon jener eben erwähnte bayerische Krieg fällt in die Zeit, da die verschiedenen Reichsheere sich die ersten Niederlagen in Böhmen holten; wie auf dem Konstanzer Konzil die Bayern ihre kleinlichen Angelegenheiten besorgten, so nahmen sie auch an den Kämpfen des deutschen Volkes gegen die Husiten nur nebenbei teil. Habsburg, Brandenburg und Sachsen thaten da die meiste Arbeit.

Mit dem Tode Husens begann die Spaltung der böhmischen Bewegung nach zwei Richtungen, eine radikale und eine konservative. In der einen Forderung: freies Gehör für das göttliche Wort, wäre eigentlich alles Notwendige enthalten gewesen. Aber das Unglück war, daß man zu formulieren begann; Dogma stellte sich gegen Dogma, und damit war schließlich der Kampf der Parteien gegen einander unausbleiblich. So lange

ein Feind allen gegenüberstand, blieb die Einheit nach außen erhalten. War der Universität und dem Adel und mit ihnen der Prager Bürgerschaft die Forderung des Kelches für die Laien die Hauptsache, so überstürzten sich die Radikalen mit ihren Forderungen und überboten sich gegenseitig. Es war natürlich, daß es da bei der Umgestaltung des geistlichen Wesens in Kultus und Dogma nicht bleiben konnte, sondern daß man schließlich jedes Gebiet der menschlichen Ordnung, das ganze Gesellschaftsleben in den Bereich der Reform zu ziehen suchte. Und dieser radikalen Richtung fiel naturgemäß die Masse des Volkes zu, das nur das reale Leben sieht und erkennt und aus ihm heraus sein Urteil spricht. Jeder Zauber der Antike weicht bei so derbem Zugreifen in das Reich der Schatten zurück. Weil aber die Menge die Vergangenheit nicht kennt und achtet, thut sie mit dem ersten Schritt gewöhnlich auch den ersten Fehltritt.



Johannes Ziska von Trocnow.

Gezeichnet unter Zuhülfenahme einer Abbildung, welche nach einem in der Kirche zu Czaslau aufgerichtet gewesenen Epitaphium vor dessen Zerstörung, 1623, angefertigt wurde, und ferner nach einem alten Kupfer in der Universitätsbibliothek zu Prag.

Das Jahr 1419 brachte den Anfang der Revolution. Am 22. Juli versammelte sich eine ungeheure Volksmenge auf einem Berge an der Luschnitz bei Austie, um hier von den husitischen Priestern das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu empfangen. Der Versammlungsplatz blieb den Husiten gewonnen, sie bauten allhier die mächtige Bergfeste Tabor, welche bald ein sprechendes Zeugnis für Ziskas strategischen Scharfblick werden sollte. Wenige Tage später, am 30. Juli, hielten die Prager eine große Prozession ab, die mit der Erstürmung des Neustädter Rathauses und mit der Ermordung mehrerer Ratsherren endete. Der König hatte in Prager Neustadt den Anfang gemacht mit der Ersetzung des husitischen Stadtrates durch einen katholischen. Hier war die Antwort auf diese Maßregel. Wenzel überlebte den siegreichen Angriff nur wenige Wochen. Am 16. August 1419 setzte ein Schlagfluß seinem bewegten Leben ein Ende.

Man hat darüber gestritten, ob der furchtbare Bürgerkrieg, der nun entbrannte, zu vermeiden gewesen wäre. Einerseits glaubt man, die Hinrichtung des Hus und Hieronymus sei schuld gewesen, daß der Husitismus in Böhmen die Vorherrschaft erlangte, andrerseits meint man, die Gewährung des Laienkelches von Konstanz aus hätte die Bewegung zurückgedämmt, „aber der Bürgerkrieg mit all seinen Schrecken dünkte diesen Pfaffen ein geringeres

Uebel, als auch nur so weit zu gehen." Wieder andere glauben, Sigismund hätte die Zeit besser benützen müssen. Wohl übertrug er der Königin Witwe Sophie einstweilen die Regentschaft, allein die Hand der Wittelsbacherin war zu schwach, um in dieser Zeit das Ruder halten zu können. Zudem war sie eine Deutsche. Sigismund träumte von gewaltsamer Unterdrückung. Freilich war er dabei der Waffen Deutschlands und der Autorität der Kirche sicher. Und als er nun von Ungarn nach Brünn kam (Dezember 1419), da wies er die gemäßigten Forderungen der Prager zurück und kanzelte sie königlich ab. Seine Stellungnahme zu Gunsten des deutschen Ordens gegen Polen, sein Einverständnis mit der römischen Kurie, die Veröffentlichung der Kreuzbulle Martins V gegen die böhmischen Ketzer, welche in den ersten Tagen des Jahres 1420 von Breslau aus erfolgte, ließen seine Gesinnungen klar erkennen. In Prag herrschte allgemeine Bestürzung, und nun meint man, Sigismund hätte diesen Moment benützen und durch sein Erscheinen in der Hauptstadt der Bewegung die Spitze abbrechen sollen. Allein er that es nicht. Er täuschte sich vollkommen über die Macht der Bewegung wie über die Mittel, welche ihm zur Unterdrückung derselben zu Gebote standen. Elementare Ereignisse entziehen sich meist der Schätzung, immer der Lenkung der Menschen. Die Natur ist radikal, sie schließt keine Verträge, sondern geht mit verheerendem Schritt ihren Weg. Was kommen mußte, kam.

In diesem Augenblicke höchster Not erwachte das kriegerische Genie des einäugigen Ziska von Trocnow. In den Kriegen Polens mit dem deutschen Orden hatte er seine militärische Schule durchgemacht. Dann gehörte er mit Nikolaus von Hus zu dem engeren Kreise der Vertrauten Wenzels. — Warum blieb er hier unbeachtet? Wohl nicht, weil seine Kraft nicht vorhanden war, sondern weil man sie nicht erkannte. — Nun gab er sich an die schwere Aufgabe der militärischen Organisation der aufständischen Bauernhaufen. Beweglichkeit der Massen blieb sein erster Gesichtspunkt. Er kannte als böhmischer Edelmann sein Land und besaß einen außerordentlichen Scharfblick für die natürlichen Vorteile und Nachteile eines Schlachtfeldes. Die drängende Not ließ ihm keine Zeit, die Bauern in der Handhabung der damals gebräuchlichen Waffen zu üben. Er ließ ihnen, was in ihrer Hand war, und schuf die Instrumente des Ackerbaus zu furchtbaren Waffen um. Dreschflegel, Sense, Heugabel und Kriegswagen — das waren die Hauptwaffen der hussitischen Heere. Die Wagen, auf welchen die Frauen und Kinder der Streiter mitzogen, wurden nach einem Buchstaben oder einer sonstigen Figur zusammengefahren und dann durch Ketten miteinander verbunden. Gelang auch die Zerreißung an einer Stelle, so hinderten die kunstvollen Verschlingungen, zwischen denen sich nur der Taborit zurecht fand, dennoch ein weiteres Vordringen. Der Angreifer geriet in einen Irrgarten, aus dem er keinen Ausweg fand. In gewissen Entfernungen waren Oeffnungen zu Ausfällen gelassen, dann waren die Kriegswagen selbst bewehrt mit Spießen, Sensen und Hacken, so daß sie einem stachelichen Ungeheuer glichen, an welches heranzukommen unmöglich schien. Auch zum Angriff wurden diese Wagen benützt. Es läßt sich denken, wie ein Einbruch solcher bewehrten Ungetüme in die schwerfälligen Reihen der feudalen Reiterei wirken mußte. Vom Pfluge nahm Ziska seine Kommandoworte, und mit unglaublicher Leichtigkeit und Präzision wurden bald die schwierigsten Wendungen vollzogen. So ward dieser Gottesstreiter, der sich selbst „vom Kelche" nannte, zum Hauptmann der Taboriten, so ward er zum Schöpfer eines disziplinierten Fußvolkes, welches der Reiterei der vasallitischen Heere wohl zu begegnen imstande war.

Ehe wir in der Erzählung der nun folgenden Kämpfe fortfahren, müssen wir einen Augenblick Halt machen und Umschau halten, wohin die hussitische Lehre bereits gedrungen. „Gewiß ist nur so viel, daß sowohl der Einfluß der Bewegung auf Deutschland als auch die parallel laufenden deutschen Geisterkämpfe höchst bedeutend und folgenreich waren. Stiller und zerstreuter, aber trotzdem intensiv genug, arbeiteten auch in Deutschland religiöse, soziale und politische Ideen, welche sich mit dem Hussitentum berührten, zum Teil auch direkt aus Böhmen stammten." Droysen charakterisiert den Zustand des Reichs am Ende der Hussitenkriege mit den Worten: „Nur eines Aufrufs daherziehender Hussitenhaufen schien es zu bedürfen, um die Masse des deutschen Volkes zu entfesseln." Aber in Deutschland fehlte das Grundelement der böhmischen Bewegung, welches dieser die siegreiche

Ausbreitung verschaffte, in Deutschland fehlte es an dem Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und eines gemeinsamen nationalen Lebens. Wir wundern uns nicht, wenn wir hören, daß in den Nebenländern der böhmischen Krone, in Mähren, in der Lausitz und in Schlesien das Hussitentum Eingang und Aufnahme fand, um so charakteristischer aber sind die Nachrichten, welche aus anderen Gegenden vorliegen. Dort, wo die Keime eines geeinten Lebens gediehen, finden wir auch das Eindringen neuer Gedanken. Zuerst in Oesterreich. Nur die strenge Verfolgung, welche der Herzog Albrecht über alle von der katholischen Kirche Abweichenden verhängte, hielt hier das Aufkommen des Hussitentums zurück. Die Fürstengewalt zeigte sich in den habsburgischen Landen der neuen Bewegung gewachsen.

In Ungarn mußte der päpstliche Legat, der Sigismund begleitete, gegen allerhand Ketzer einschreiten; in Polen wurde die neue Lehre geradezu geduldet. In den Ländern des deutschen Ordens ward der Hochmeister zum Einschreiten und Abmahnen gedrängt. Wir kennen sein Verhältnis zu Polen und können uns sein Vorgehen auch anders als mit Glaubenseifer erklären. Hier herrschte der nationale Gegensatz. In Brandenburg und den Städten an der Elbe war die Bevölkerung zur Aufnahme der neuen Lehre geneigt; in Thüringen mußte mit Hinrichtungen eingeschritten werden.

In Bayern dagegen, so wird uns berichtet, habe die Lehre des Wiclif und Hus nur ganz vereinzelte Anhänger gefunden. Für die Gebiete der wittelsbachischen Herrschaft ist das erklärlich. Hier gab es keine Initiative in Volkeskreisen. Die ablehnende Haltung des bayerischen Volkes, welche wir schon unter Ludwig dem Bayer beobachteten, dauerte fort. Weder fühlte man allgemein deutsch und katholisch genug, um eine schroffe oppositionelle Haltung annehmen zu müssen, noch war das bayerische Selbstleben stark genug, um sich an einer derartigen Bewegung zu beteiligen oder sie aus sich heraus zu erzeugen. Es ist bezeichnend, daß der einzige Mann, in dem gewissermaßen eine Ahnung von der Beschränkung und Verzettelung der bayerischen Macht und des bayerischen Lebens verkörpert zu Tage trat, der die Führerschaft in Bayern so offenkundig erstrebte und die engen Schranken, die um ihn gezogen waren, nach allen Seiten zu durchbrechen suchte, daß Ludwig der Bärtige in den Verdacht geriet, mit Hilfe der Husiten seine Ansprüche durchsetzen zu wollen. Ebenso bezeichnend aber ist es, daß wir aus den Reichs- und Bischofsstädten, aus Salzburg, Regensburg, Eichstätt und Augsburg Nachrichten über das Eindringen der Ketzer haben, daß man sich dort genötigt sah, mit Gewalt dagegen einzuschreiten. In den Städten waren die natürlichen Gegensätze vorhanden, aber das städtische Leben hatte für das wittelsbachische Gebiet zu geringe Bedeutung, als daß es vermochte, einer solchen Bewegung Halt und Ausbreitung zu verleihen. An der Isolierung in den Reichs- und Bischofsstädten ging die Bewegung zu Grunde. Wenige Stöße und Gegenstöße — und alles war wieder wie vorher. Diese Haltung Bayerns ist typisch für die ganze folgende Zeit. Sie ist eine in sich bedingte und notwendige.

Für Sigismund galt es nun, die Hauptstadt Prag zu gewinnen. Die Burg war noch von seinen Anhängern besetzt. Aber Sigismund kam mit großem Heere. Was er wollte, war allen klar. Er hatte die Zuzüge aus Deutschland abgewartet, auch die bayerischen Herzoge Heinrich und Wilhelm und der Wittelsbacher Johann von Neumarkt stießen mit ihren Kontingenten zu den ungarischen, schlesischen und böhmischen Truppen des Königs. Aber nicht großartiger Glaubenseifer sind als Motiv dieser bayerischen Bereitwilligkeit aufzufassen, sondern die Herzoge bedurften zur Ordnung der heimischen Verhältnisse der Gewogenheit des Luxemburgers. Es war die erste und für lange Zeit die letzte Hilfe, welche Sigismund aus Bayern erhielt. Mit einem ungeheuren Heere, das sich nach den mäßigsten Schätzungen auf 70 000 bis 80 000 Kreuzfahrer belief, während andere von 100 000 und selbst von 150 000 Streitern reden, überschritt der König im Mai 1420 die böhmische Grenze. Ziska aber war dem Könige zuvorgekommen, er hatte den Pragern auf ihren Hilferuf seine Scharen zugeführt. Der Sturm, welchen Sigismund am 14. Juli befahl, ward von Ziska abgeschlagen und endete mit einer Niederlage der Königlichen. Damit war der Kreuzzug zu Ende. Die Deutschen zogen heim, nachdem der König sich am 28. Juli in der Domkirche mit der böhmischen Krone

hatte krönen lassen. Am 1. November erlitt Sigismund eine zweite Niederlage, als er versuchte, die Besatzung der Burg zu entsetzen. Schon am nächsten Tage ging der Wyssehrad in die Hände der Belagerer über.

Noch im Jahre 1419 war der innere Gegensatz der verschiedenen husitischen Parteien zu Tage getreten. Während der Belagerung aber kam es zu einer Vereinigung der Prager und Taboriten. Bestand doch ein festes Band zwischen allen Böhmen, das keiner von ihnen zu zerreißen vermochte: die Nationalität. Und diese wirkte nun einigend auf das Glaubensgebiet zurück. Es kam zur Abfassung der vier Artikel, die von nun an das Panier aller Husiten bildeten. Darin wurde verlangt: 1. freie Predigt des göttlichen Worts; 2. die Kommunion unter beiderlei Gestalt für alle Gläubigen; 3. sollte den Geistlichen der weltliche Besitz als Hindernis eines apostolischen Lebens entzogen, 4. alle Todsünden und sonstigen Uebertretungen des göttlichen Gesetzes ordentlich und von zuständiger Seite verhindert und ausgerottet werden.


Kaiser Sigismund. Nach dem Konstanzer Konziliumsbuch von 1483.

Es ist klar, daß mit diesen vier Artikeln der Konservativste, aber auch der Radikalste auskommen konnte, es kam bloß auf die Auslegung an. Und so erfolgte denn auch sehr bald eine solche Uebersetzung ins Radikale, d. h. Unbegrenzte, welche lautet: 1. Befreiung jeder Wahrheit; 2. Erhöhung der Ehre Gottes; 3. Förderung des menschlichen Heils; 4. Vernichtung der Sünden. Namentlich die beiden letzten Artikel enthielten in sich Keime des nun bald ausbrechenden Fanatismus, der Verfolgungssucht und Intoleranz, da es ja jedem überlassen blieb, was er für das menschliche Heil fördersam hielt und wie er die Sünde vernichten wollte. Diese Bahn führte zu einem Chaos der verschiedensten Ansichten, was ja an und für sich nicht zu beklagen gewesen wäre, wenn man darauf hätte verzichten können und wollen, die eigene Ansicht den andern mit Gewalt aufzudringen. Dieses gewaltsame Vorgehen war es, das dann seinerseits die extremsten Dinge zu Tage förderte, in guter, wie in schlechter Beziehung. Kam es auf der einen Seite zu einer Strömung, welche alles Blutvergießen, sei es im Kriege oder durch das Gericht, absolut verwarf, so proklamierte Ziska in seiner Kriegsordnung, daß sie „für alle Unordnungen strafen und schlagen, mit Strafe verfolgen, peitschen, schlagen und erschlagen,

köpfen, hängen, ersäufen, verbrennen und mit jeder Art von Rache, die nach dem Gesetz Gottes für die Bösen gehört, heimsuchen wollten, jede Person ohne Ausnahme, ohne Unterschied des Standes oder Geschlechts." „Die geistigen Führer des Taboritentums suchten zum Reinen, Ursprünglichen zurückzukehren, indem sie dem Volke die Bibel wiedergaben und fast die ganze äußere Form des kirchlichen Lebens als späteres Machwerk verwarfen." Daraus folgerte dann ein Teil der Schwärmer, daß jede Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft gegen das Evangelium, daß alle Tradition, alle Ceremonien, der Kirchenornat wie die Malereien zu verwerfen seien, ja die äußerste Linke, die Sekte der Adamiten, die von der Wiederkehr der paradiesischen Zeiten träumten und in der Bibel lasen, daß Adam keine Beinkleider getragen, verwarf auch diese als ein Zeichen der Unfreiheit und siedelte sich mit ihren Weibern, die allen gemein waren, auf einer Insel an. Aber sie wurden von Ziska unter Blut und Schrecken belehrt, daß die Zeit des himmlischen Reiches, in dem man ohne Kleidung mit verklärtem Leibe umherstolziert, noch nicht gekommen sei. Jedes Wachstum treibt Auswüchse, doch haben wir mehr als auf diese Auswüchse auf das Positive der husitischen Bewegung zu sehen, dessen Keime sich erhielten und fortwuchsen trotz aller Stürme, die der Fanatismus auf allen Seiten demnächst über Böhmen heraufbeschwor. Denn es sei nur gleich hier gesagt, daß die Feinde der Husiten, die Deutschen und Altgläubigen, was Grausamkeit und Unmenschlichkeit betrifft, den Husiten nicht nachstanden, daß sie aber in dem positiven Punkte des Eintretens für eine Ueberzeugung, der Begeisterung für ihre Sache den Husiten auch nicht das Wasser zu reichen vermochten. Die Taboriten namentlich fochten nicht nur für die Verwerfung des Ornates, in welchem kleinlichen Streite auch sie den Prager Magistern den Lorbeer abrangen, indem Jakobell von Mies die Benützung des Ornates dem freien Befinden des Priesters anheimstellte, sondern sie traten auch gegen die Ceremonien, die Existenz des Fegfeuers und sonstige Reste des Kindheitsglaubens ins Feld. Ja, im Jahre 1431 zeigte das Manifest der Taboriten, daß man auf dieser Seite den Geist der Freiheit trotz aller vorangegangenen Blutarbeit noch ahnte, da in demselben die Ketzerverfolgung grundsätzlich und vollständig verworfen und der denkwürdige Ausspruch gethan wird, „wer andere verfolge, sei dadurch selbst ein Ketzer, jede Bestrafung von Irrgläubigen an Leib und Leben sei gegen das Evangelium und gegen die Praxis der alten Kirche."

Das Fortwachsen der kirchlichen Anschauungen zeigt sich in der Lehre der Taboriten. Sie üben historische Kritik und gehen auf die unangefochtenen Quellen zurück, sie behaupten, daß den Jetztlebenden ein tieferes Verständnis der Schrift verliehen sein könne, als den Weisen der früheren Jahrhunderte, sie weisen den Vorwurf der Zerstörung des Priestertums und der Gleichstellung desselben mit den Laien mit den Worten zurück: „Der Unterschied zwischen den Priestern und Laien würde hinlänglich groß sein, wenn jene den Gläubigen ein Vorbild wären in Wort und Umgang, in Liebe, Glauben, Keuschheit, in Lehre und ernstem Wandel; — es wäre besser, den Priester an seinem Wandel zu erkennen, als an leblosen Zeichen; dadurch eben hat sich bisher die römische Kirche täuschen lassen." Wie bei allen Revolutionen und geistigen Bewegungen zeigt sich auch hier das Zurückstreben vom Schein zum Sein, auch hier handelt es sich um die Reform des inneren Menschen, und um an ihn zu kommen, stößt man die Aeußerlichkeiten zurück, die mit ihrer Alleinherrschaft das ganze Dasein zur Lüge gestalteten. Es war nur die Frage, wie man diese Reform vollziehen wollte? Mit Bibelsprüchen läßt sich wohl eine augenblickliche Exaltation, aber keine Umwandlung vollziehen. Da wäre es eben auf die Kenntnis der natürlichen Gesetze und Bedingungen des Menschenwesens und Menschenlebens angekommen, und so lange man die nicht besaß, mußte jede Reform auf Abwege geraten.

All das Gute und Lebensfähige, wie es sich in diesen Ideen aussprach, ward aber unterwuchert von Unklarheiten und Antipathien, die dann wieder zu den scheußlichsten Ausschreitungen führten. Wir hörten von der Verwerfung aller Kultur. Nicht nur der Deutschenhaß verleitete dazu, sondern auch der soziale Gegensatz von Stadt und Land. Aus diesen entmenschten Bauernhorden sprach drohend die Stimme der vernachlässigten und nun sich rächenden Natur. In den Städten saßen die Deutschen, in den Städten,

Prag voran, war die gemäßigte Partei der Utraquisten, welche in Lehre und äußerem Kultus nur wenig von der römischen Kirche abwichen. Aber auch hier drängte sich das nationale, das natürliche Element ein. Ein Teil der Messe wurde bei den Utraquisten, wie bei den Taboriten der ganze Gottesdienst, in böhmischer Sprache gehalten. Volkstümliche Predigt, czechische Kirchenlieder, die czechische Bibelübersetzung vor allem sind als die Grundsteine des Kultus der Taboriten anzuführen. Belehrung des Volkes blieb trotz aller Ausschweifungen das Ziel derselben.

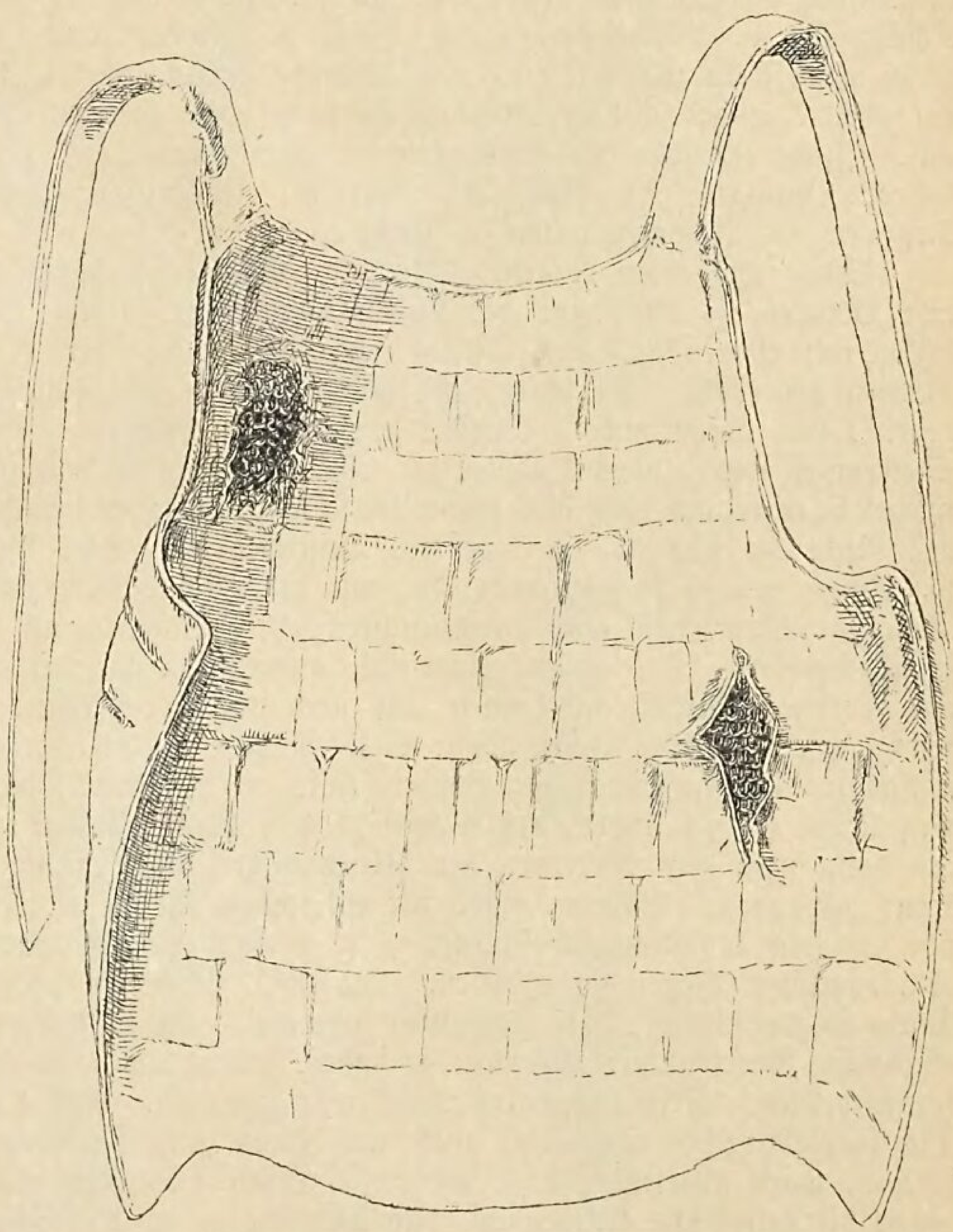
Bei allen radikalen, auf das natürliche Leben selbst zurückgreifenden Bewegungen fällt dem natürlich denkenden Teil des Volkes, fällt den unverbildeten Frauen eine große Rolle zu. So auch hier. Der spätere Papst Pius II rühmt die Bibelkenntnis der böhmischen Frauen. Vermehrung geistiger Kenntnisse und Erweckung geistiger Interessen sind allenthalben die Grundsteine der Emanzipation, des Versuches, ein eigenes Urteil zu haben. Jenes kategorische „mulier in ecclesia taceat" (das Weib soll in der Kirche schweigen), wie es einst der Apostel Paulus verkündet, ward von den böhmischen Frauen als unberechtigte Zurücksetzung zurückgewiesen. Sie thaten überall mit, in der Kirche, wie auf der Kanzel, im städtischen Leben, wie auf den Kriegswagen von Ziskas wilden Scharen. Natürlich lief auch diese Bewegung alle Stadien durch bis in das äußerste Extrem der adamitischen Leibesverklärung. Auf der einen Seite die Grundsätze strengster Sittlichkeit, die die Bordelle aufhob und die Aufhebung derselben selbst als Friedensbedingung dem Gegner auferlegte, — man erkennt, welche hohen Anschauungen von Menschenwürde bei einem Teile dieser Leute obwalteten — die schon das Tanzen zu den Todsünden zählte; auf der andern Seite diese verrückten Phantasien von der Emanzipation des Fleisches! Bezold hat diese Gegensätze in trefflicher Weise beleuchtet, und wir stützen uns hier namentlich auf seine Darstellung dieser Zustände.

Werden wir von diesem im Halbdunkel der Mystik herumirrenden Geschlecht etwas anderes erwarten, als daß es nun, da ihm die Not des Lebens so gewaltig zu Leibe ging, seine Ideen anders als in mystischer Weise, mit biblischer Verbrämung auf den Markt wirft? Die Gütergemeinschaft war auch so eine altchristliche Idee, der die Mönchsorden zum guten Teil Verwirklichung zu schaffen versucht hatten. Jetzt erfuhr dieselbe eine weitere Ausdehnung, und es entsprach dies vollkommen der Zusammensetzung der taboritischen Gemeinden. Die bäuerlichen Elemente hatten bei weitem das Uebergewicht. Die Bauern aber, welche ihre Existenz von dem deutscher „Kultur" (dem Feudalismus) geneigten Adel bedroht sahen, suchten nach einem Ausweg. So weit war man aber von der alten Zeit und ihrer Freiheit noch nicht entfernt, um sich ihrer nicht wieder zu erinnern. Die Zeit der Völkerkindheit war von den Böhmen noch nicht so gar lange verlassen worden. Und in jener Zeit besaß man eine „auf einem patriarchalischen Kommunismus fußende Dorfverfassung." Diesen Urzustand suchte man jetzt zu erneuern. Das Sondereigentum ward als Todsünde erklärt. Die Folge dieser Lehre war die Lehre von der Gleichheit aller und die Folge davon die Aufhebung aller sozialen Unterschiede. Das Volk wurde souverän, Königtum und Adel fielen: „Die Söhne Gottes werden auf den Nacken der Könige treten und alle Reiche unter dem Himmel sollen ihnen gegeben werden." Die Söhne Gottes aber sind exklusiv. Nur die Gläubigen zählen zu der Schar der Auserwählten, alles andere fällt der Vernichtung anheim. Natürlich, daß diese Bauernlehre namentlich ihren Zorn über das üppige, städtische Leben ausschüttet. Nationale und soziale Motive schlingen sich hier wie überall in tollen Arabesken durcheinander. Das Proletariat der Städte und des Adels brachte den Bauern eine kräftige Verstärkung. Und ihnen gegenüber stehen natürlich die Städter, die Prager voran, und der große Adel, die Barone, welche, wie wir wissen, der konservativen Lehre der Utraquisten huldigten.

Mit der Aufstellung solcher Lehren überschritten die Taboriten die Grenzen Böhmens. Alles Bestehende war bedroht und zur „Rettung der menschlichen Gesellschaft" reichten sich nun Papst und Kaiser, Kirche und Fürsten die Hand. Wir stehen vor einer Revolution. Wohl fühlte man, daß eine rechtliche, politische, soziale und religiöse Gleichstellung nur möglich war, wenn auch der Unterschied der Bildung aufhörte. Damit aber trat man einem Naturgesetz, einem aus ihm geflossenen natürlichen Werden gegenüber.

Statt nun den positiven Weg zu gehen, den die wirklichen Lehrer wiesen, die Bildung möglichst zu verallgemeinern, so die bestehenden Klüfte auszufüllen, indem man gewissermaßen aus jedem Demokraten einen geistigen Aristokraten machte, geriet man auf die negative Bahn, alles Ueberragende herunterzureißen. Das ist die Politik der unterdrückten, impotenten Masse, die mit Gewalt die Kluft auszufüllen sucht, welche zwischen ihr und den führenden Gesellschaftsschichten klafft. Und wie immer und überall rächte sich die Vernachlässigung und Unterdrückung eines großen Volksteiles zunächst an den Unterdrückern in furchtbarer Weise, dann aber auch die Vergewaltigung der Natur und des natürlichen Werdens an den fanatischen Vergewaltigern, an dem Volke selbst.

Der Bauernstand ist in Böhmen der Träger der Revolution. Hier war das Feld bereitet für die befreiende Predigt. „Das Ziel der Grundherren ging dahin, die gesamte Landbevölkerung in die traurige Lage dieser von ihnen barbarisch mißhandelten Menschen (der Hörigen) zu bringen. Es ist im höchsten Grade bezeichnend, wenn Karl IV seinen Adeligen verbietet, ihren Hörigen die Augen auszustechen, oder Nase, Hand und Fuß abzuschneiden.“ Der Bauernstand erhob sich nun und stellte, erweckt durch die neue Predigt, seine Forderungen. Gleiches Recht an Wasser, Wald und Weide — so hieß eine der vornehmlichsten Parolen, die ausgegeben wurden. In ihr zeigt sich die Erinnerung an die alte slavische Dorfverfassung in deutlichster Weise. Und diese Massen des Landvolks strömten nun den taboritischen Heeren zu; der Bauer löste sich von der Scholle, an die er bisher gefesselt war, in radikaler Weise. Damit aber löste sich die ganze böhmische Bewegung von ihrem natürlichen Boden. Es muß die Zeit kommen, wo der Raubkrieg ersetzen muß, was die eigene Arbeit nicht mehr gibt. Von selbst, eine innere Notwendigkeit treibt dazu, muß die Bewegung über die böhmischen Grenzen hinüberfluten, und die Nachbarländer in Mitleidenschaft ziehen. Damit ist das Ende gewiesen. Es fließt auseinander und zerfließt. Eine geistige Düngung, der Bodensatz, welcher nach der Ueberschwemmung zurückbleibt, das ist das letzte positive Produkt dieser auseinanderfließenden, sich selbst zersetzenden und auflösenden Bewegung.


Kettengeflecht in Leinwand eingenäht. Zum Schutze des Rückens, welcher vom Harnisch nicht bedeckt war. Original im Nationalmuseum zu München. (Sehr selten.)

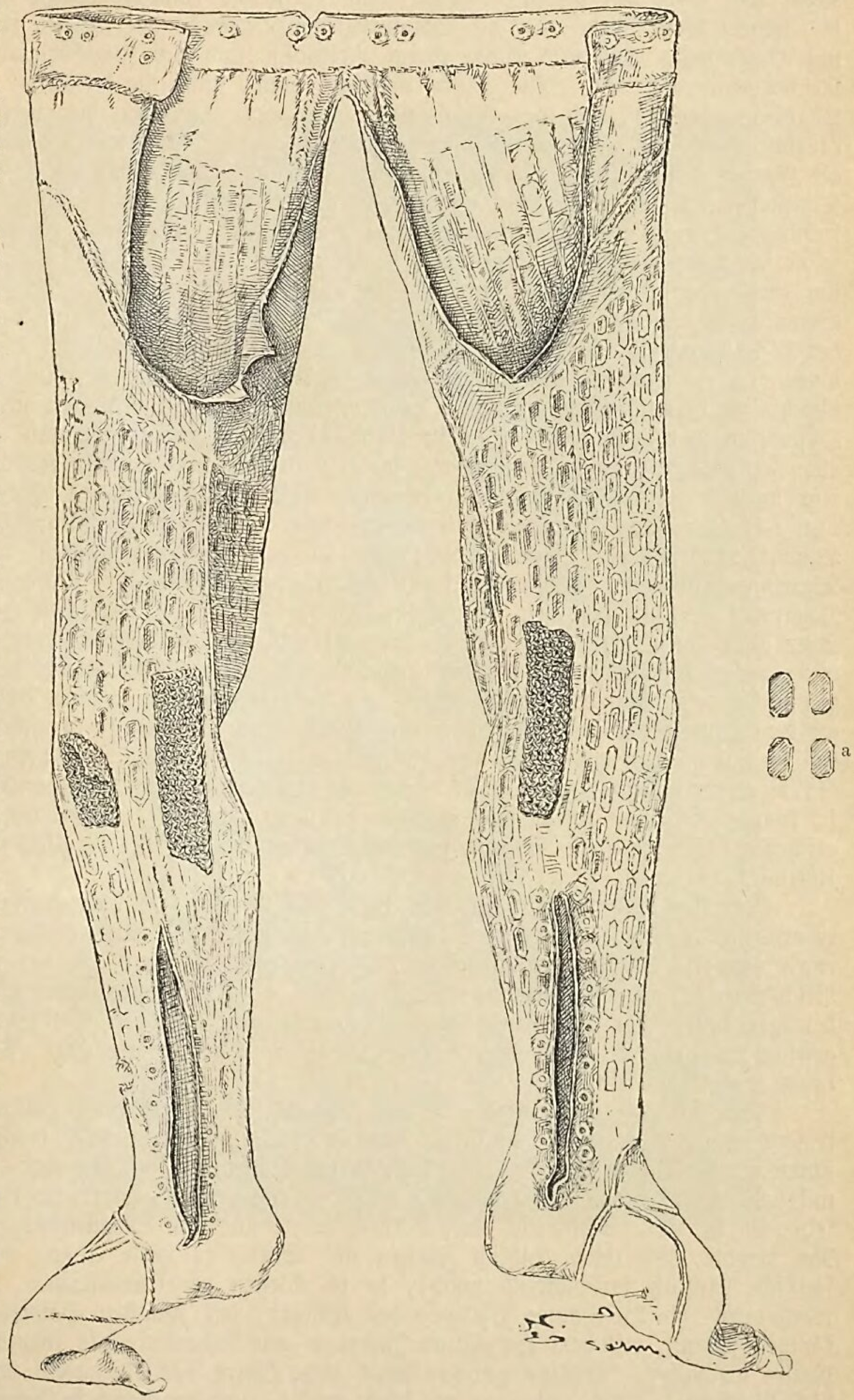
Für Ziska und die Husiten kam es nach der Zurückweisung der königlichen Heere zunächst darauf an, Böhmen und den festen Rückhalt im Lande und Volke selbst zu

gewinnen. Die Taboriten schieden sich in Feld- und Hausgemeinden, von denen sich jene ausschließlich dem Kriegsdienst widmeten, während diese Landwirtschaft und Handwerk trieben und die Verpflegung der Feldgemeinden übernahmen. Von Zeit zu Zeit lösten diese Gemeinden einander ab. Die Prager ordneten ihre Verfassung neu in der Alt- und Neustadt und gaben ihr einen demokratischen Charakter. In den Monaten März bis Mai 1421 eroberte Ziska Böhmen. Ende Juni trat auf den Vorschlag der böhmischen Heere ein Landtag zu Czaslau zusammen, zu welchem alle Husiten ihre Vertreter schickten. Es kam zu dem Beschluß (7. Juli), daß die vier Artikel in Böhmen wie in Mähren als Landesgrundgesetz zu gelten hätten, daß König Sigismund von Ungarn nicht auch König vom Böhmen sein könne und zwanzig Direktoren die Verwaltung des erledigten Königreichs zu übernehmen hätten. Am 2. Oktober ward ein deutsches Reichsheer bei Saaz von Ziska mit Schimpf und Schande zurückgetrieben; anfangs Januar löste sich ein zweites ungarisch-österreichisches Heer bei dem Herannahen Ziskas in wilder Flucht auf. Ziska erreichte die Fliehenden bei Deutschbrod und brachte ihnen eine Niederlage bei (8. Januar); im Mai 1422 zog der litthauische Prinz Korybut mit polnischen Truppen als Landesverweser in Prag ein.

Sehen wir einen Augenblick zurück! Als die Herrschaft der Staufer zu Ende ging, trat Böhmen in die Reihe der Kulturmächte ein. Unter Ottokar II setzte die Kolonisation mit aller Macht ein, Städte erwuchsen, wo vorher nur der Pflug der böhmischen Bauern geherrscht. Es schien, als sollte Böhmen die Führung der Kultur Westeuropas gegen Osten übernehmen. Ottokar gewann die Länder der Babenberger, Oesterreich und Steiermark, und so ward Böhmen zur ersten Vormacht im deutschen Osten. Aber der Sachsenspiegel belehrte uns, daß dies schwerlich so sein könne; er sprach dem Schenken von Böhmen das Recht der Kur ab, weil er kein Deutscher sei. Hier sind die Gegensätze, und auf sie gestützt, gelang es Habsburg, die, wie es anfangs schien, den Wittelsbachern bestimmte Rolle zu übernehmen und durchzuführen, den Böhmen auf sein böhmisches Königreich zurückzuwerfen. Das gelang einerseits, andrerseits aber mußte man den Böhmenfürsten als deutschen Fürsten anerkennen und noch unter dem ersten Habsburger ihm das Kurrecht zugestehen. Die Frage blieb: Soll Böhmen deutsch werden, oder soll es kraft seiner nationalen Geschlossenheit die Vorherrschaft im deutschen Osten übernehmen? Ein Ausweg schien sich zu finden, als Wenzel II die deutsche Kolonisation zu begünstigen fortfuhr, als dann nach dem Absterben der Przemysliden die Luxemburger die böhmische Königskrone gewannen. Böhmen ward zur führenden Macht in Deutschland. Die Kaiserkrone kam an sein königliches Geschlecht. Da versuchte es Wittelsbach noch einmal, dieselbe dem deutschen Westen zu erhalten. Umsonst! Karl IV verdrängte Ludwig den Bayer. Dann folgte Wenzel, ihm gegenüber abermals ein Wittelsbacher! Er starb, ohne die allgemeine Anerkennung gefunden zu haben. Trotzdem war die Germanisierung Böhmens fortgeschritten. Sein nationales Leben war gespalten. Nun aber erfolgte der Gegenschlag. Die luxemburgische Dynastie, einst von Papst und Franzosenkönig gegen Osten vorgeschoben, ward abgesetzt. Das nationale Leben Böhmens trat gegen Papst und Kaiser, gegen die katholische Kirche und das Deutschtum in die Schranken. Es rächte sich an beiden Mächten, daß sie nicht versucht hatten, mit Hilfe des Deutschtums die böhmische Nation auf eine höhere Kulturstufe zu erheben, sondern daß das Deutschtum nur die Mittel abgab, das czechische Volk zu unterdrücken. Die Kluft blieb, sie erweiterte sich, und für das böhmische Volk schwand die Möglichkeit einer Verständigung mit dieser reaktionären Kultur immer mehr dahin.

Als sich nun zwischen den Fürstentümern des Ostens die neue ketzerische Macht widerstandslos ausdehnte und das Fußvolk, wie es Ziska geschaffen, den alten Waffen des Zeitalters gegenüber seine unzweifelhafte Ueberlegenheit erwies, da zeigte sich allenthalben die ganze Ohnmacht der führenden Mächte der alten Kultur vollkommen klar. Das Versäumnis, die Kräfte des böhmischen Volkes nicht im Dienst der Menschenkultur verwertet zu haben, sondern sie in total egoistischem Streben verbrauchen zu wollen, die Verachtung der böhmischen Nationalität und Eigenart rächten sich in furchtbarster Weise. „Auf deutscher Seite tritt in diesem Kampfe das empörendste Schauspiel grenzenloser

Wehrlosigkeit entgegen: die Pfaffen und die Laienfürsten, ebenso wie die Ritterschaft und die Städte stehen der böhmischen Bewegung hilflos und ohne Organisation gegenüber. Die Versuche, eine neue Reichskriegsverfassung zu begründen, begannen schon 1422, aber sie scheiterten an der Kurzsichtigkeit der Fürsten, an dem Geiz der Städte und an dem gegenseitigen Mißtrauen. (Nitzsch.) Wir stimmen diesem Urteile nur bedingungsweise zu. Zeigte sich doch in diesem Vorschlag wiederum die politische Impotenz der sogenannten Reichsvertreter. Das Alte wiederherzustellen, das war die ganze Kunst dieser Politiker. Kein Blick in die Zukunft, kein neuer Gedanke, immer rückwärts schauten diese Leute. Dieser Sehnsucht nach rückwärts aber stand das städtische Leben an sich als offener Feind gegenüber. Ihm standen gleichfalls die jungen Mächte gegenüber, deren Heil in der Zukunft, nicht in der Vergangenheit lag. Allen Theorien und schönen Wünschen aber stand die Not des Augenblicks gegenüber; sie drängte zu positivem Vorgehen.



Panzerhose mit Stahlschuppen.
a Form der Schuppen. Original im Nationalmuseum zu München. (Sehr selten.)

Es steht fest, daß der nationale Charakter der hussitischen Bewegung den deutschen Fürsten unverständlich blieb. „In den Aufrufen zu Kreuzzügen gegen die böhmischen Ketzer war wohl viel die Rede davon, daß die heilige römische Kirche in Gefahr wäre, mit keinem Wort wurde aber der Stammesgenossen gedacht, die jenseits des Böhmerwalds und Erzgebirges Gut und Leben ihrem Volkstum und der Zugehörigkeit zum deutschen Reiche geopfert hatten. Die Ketzer bekriegte man, nicht die Czechen." Damit ist die Thatsache erwiesen, daß das Reich als solches seine Aufgaben hier vergessen, daß das deutsche Volk sein Recht an Böhmen aufgegeben hatte. Und wenn sich nun dieses Reich als Ganzes dem Hilferuf des Luxemburgers gegenüber ablehnend verhielt, so erweist diese Thatsache nur die Logik des natürlichen Werdens. In den Städten waren Geistesströmungen vorhanden, die im innersten Wesen dem Husitentum parallel liefen. Hus selbst berichtete von seiner Reise nach Konstanz, daß alle Deutschen, Geistliche und Laien, ihn herzlich aufgenommen hätten und ihm kein einziger Gegner erschienen wäre. Diese Sympathien dauerten fort, und aus ihnen läßt sich erklären, warum die Reichsstädte in der Hilfeleistung so lau blieben, warum in den deutschen Reichsheeren niemals ein lebendiges und einigendes Grundelement zu Tage trat. Nicht an das Reich, an die jungen Mächte der deutschen nationalen Opposition hätte man appellieren müssen, aber diese Opposition war zum großen Teil in Passivität zurückgetreten, und daß ein Kampf gegen eine der eigenen so verwandte Sache diese Passivität nicht brechen würde, ist doch nur sehr natürlich. Nur die jungen territorialen Mächte Ostdeutschlands, Habsburg, Brandenburg, Sachsen, das in diesen Jahren nach dem Aussterben der askanisch-wittenbergischen Linie (1422) an das Haus Wettin, an Friedrich den Streitbaren von Meißen und Thüringen, überging, und neben ihnen der einzige Wittelsbacher, Kaiser Ruprechts Sohn, Johann von Pfalz-Neumarkt, ließen sich definitiv zum Kriege gegen die Husiten gewinnen. Aber auch ihnen war nicht die Wiederherstellung des Reiches, sondern die Bewahrung der eigenen Machtstellung letztes und eigentliches Motiv. Die Parole der Vergangenheit zog nicht mehr, und das Reich gehörte der Vergangenheit an. Wie Böhmen-Luxemburg an dem Kampfe der territorialen Interessen mit alten Theorien zu Grunde ging, so erwies sich nun, daß auch das Reich aus diesem Kampfe nicht als Sieger hervorgegangen war. Sollte es in Zukunft nochmals zu einer größeren Vereinigung deutscher Elemente kommen, so konnte dies nur durch das definitive Uebergewicht einer dieser territorialen Mächte geschehen. Hier lag die Rettung für das Deutschtum, hier die Möglichkeit einer deutschen Zukunft.

Der Vorschlag der Fürsten, den hundertsten Pfennig zur Bestreitung der Kriegskosten zu erheben, wie er im September 1422 auf dem Reichstage von Nürnberg gemacht wurde, ward von den Städten zurückgewiesen, und so entschloß man sich zur Aufstellung einer Reichsmatrikel, wonach bestimmt wurde, wie viel der Truppenteil eines jeden Reichsstandes betragen solle. Der Oberbefehl über dieses aus allen möglichen Bestandteilen zusammengesetzte „Reichsheer" ward dem Brandenburger Friedrich übertragen. Der Erfolg konnte kaum zweifelhaft sein.

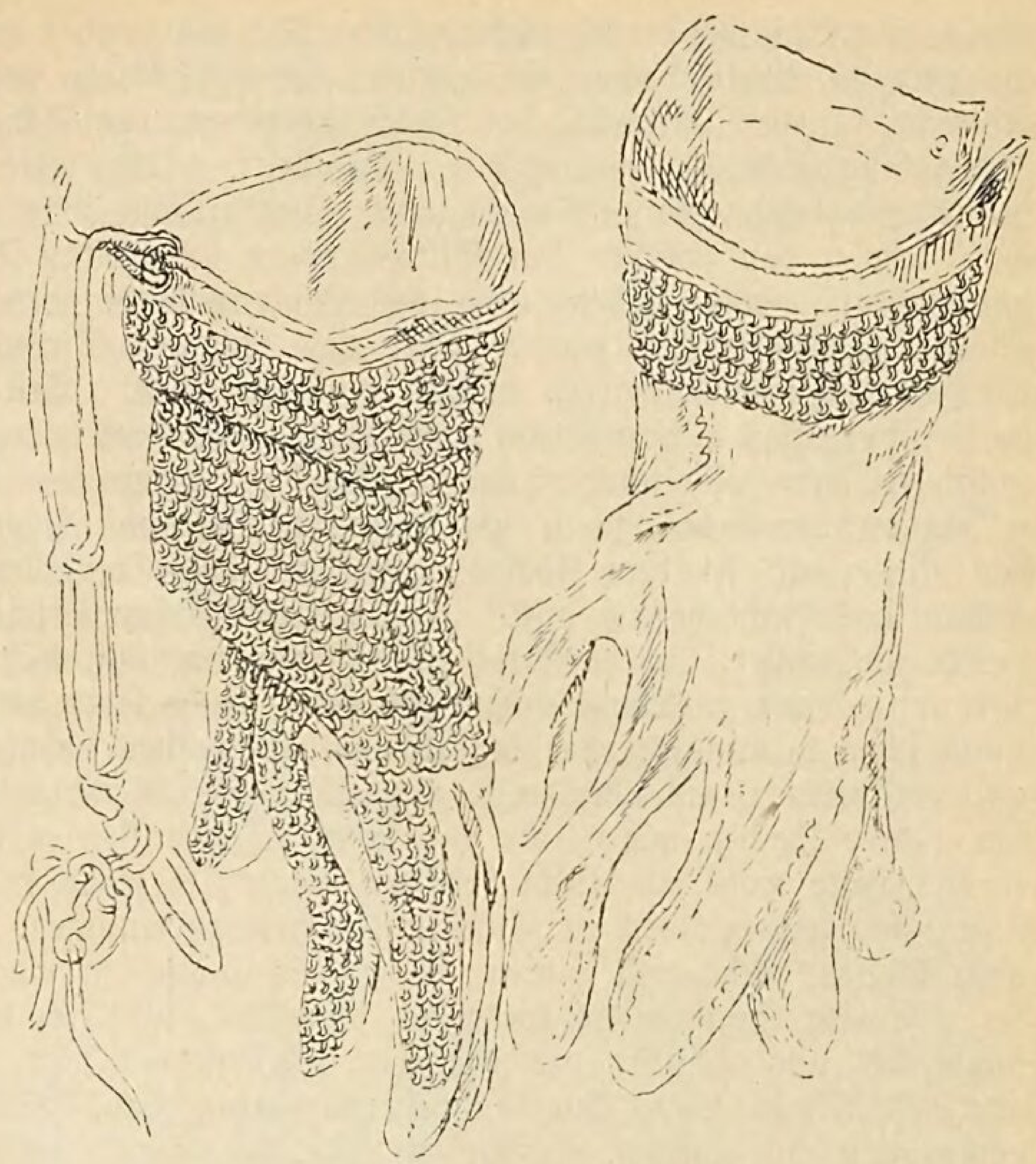
Den Verhältnissen innerhalb des Reiches entsprachen nun vollkommen diejenigen jenseits seiner Grenzen. Es ist klar, daß bei dieser allgemeinen Ohnmacht den vorwärtsschreitenden Mächten des Auslandes die beste Gelegenheit geboten war, sich auf Reichsunkosten zu verstärken. Wie im Norden König Erich von Dänemark, der Enkel Margaretas, seine Macht über Schleswig auszudehnen suchte und die Schauenburger in die größte Not brachte, bis ihnen endlich Fürsten und Städte zu Hilfe eilten, wie im Osten der slavische Einfluß fortwährend wuchs, so im Westen der französische. Im Jahre 1361 ward durch die Belehnung Philipps des Kühnen, des jüngsten Sohnes des Franzosenkönigs Johann, mit dem Herzogtum Burgund eine Nebenlinie des französischen Herrscherhauses geschaffen. Philipp gewann durch seine Heirat mit Margareta von Flandern auch diese Grafschaft (1363), wie ihm, wie schon erwähnt, von der Herzogin Johanna von Brabant auch das Herzogtum Brabant und das Herzogtum Limburg zuwendet wurden (1404). Nach Philipps Tode wurde sein ältester Sohn Johann der Unerschrockene sein Nachfolger auf dem Burgunder Herzogsstuhl, während Anton Herzog von Brabant und Limburg



Jacobäa von Bayern-Holland erficht den Sieg bei Alphen 1426.

(Nach dem Gemälde von C. Häberlin.)

wurde. Dazu kam durch seine Heirat mit Elisabeth von Görlitz das Herzogtum Luxemburg. Burgund heiratete nun, wie wir oben erfuhren, weiter auch in die wittelsbachischen Provinzen hinein. Johann von Brabant ward Jakobäas Gemahl, Elisabeth von Görlitz, die Witwe Antons, wurde die Gemahlin Johanns von Lüttich, Margareta, die Schwester Johanns von Lüttich, war dem Herzog Johann dem Unerschrockenen von Burgund vermählt. Im Jahre 1425 starb Johann von Lüttich ohne männliche Erben, nachdem er wenige Jahre zuvor, wie wir wissen, neben seiner Nichte in Holland Fuß gefaßt hatte. Aber nicht diese, die Tochter seines Bruders, hatte er zur Erbin erkoren, sondern den Sohn seiner Schwester Margareta und Johanns des Unerschrockenen, Philipp den Guten von Burgund. Jakobäa hatte indessen einen sehr waghalsigen Schritt gethan. Sie war ihrem Brabanter Gemahl, einem Tölpel und schwachsinnigen Menschen, entlaufen und hatte sich in dem Herzoge Humfried von Glocester, dem Bruder König Heinrichs V von England und nach dessen Tode (1422) des Inselreiches Regent, einen Beschützer und neuen Gemahl erkoren. Trotz der päpstlichen Widersprüche heirateten sich die beiden. Aber ohne dauernden Erfolg blieb auch dieses Abenteuer. Philipp der Gute hatte die Hand auf Jakobäas Lande gelegt und wußte sie zu behaupten. Auch hier hatten die Wittelsbacher ihre Aufgabe vergessen, und von Jakobäas Verwandten geschah auch nicht ein Schritt, ihr das väterliche Erbe zu erhalten. „Indem die Zentren des westdeutschen Handels auf diesem Wege in die Hände einer außerdeutschen Dynastie gerieten, versuchten dieselben, sich dem Einfluß der Hansa zu entziehen und im Bunde mit dem nordischen Unionskönigtum die östlichen Städte aus dem dänisch-nordischen Verkehr zu verdrängen." Es ist ein gewaltiger Vorstoß, den wir hier das Romanentum gegen Osten unternehmen sehen. Jenes lotharingische Reich mit seinem zwiespältigen Charakter (S. Bd. I S. 372) schien der Romanisierung verfallen.



Panzerhandschuh mit feinem Kettengeflecht. 1400.
Original im Nationalmuseum zu München.

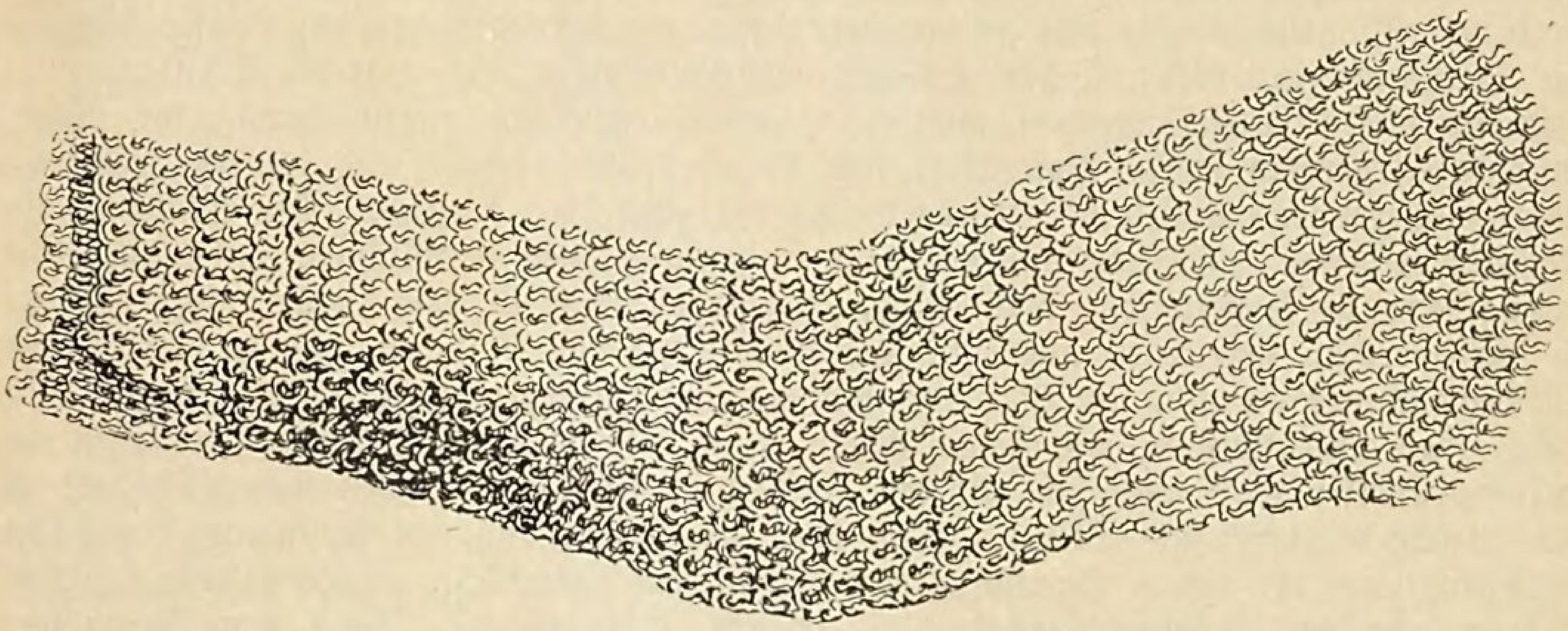
Der Tod Johanns von Lüttich berührte aber die Wittelsbacher in anderer Weise. Er war ja auch Herzog von Bayern-Straubing, und auch für dieses Ländchen fehlten ihm die direkten Erben. Da nun trat Wittelsbach auf, aber nicht geeint, sondern jeder für sich. Die Ansprüche, welche Herzog Ludwig von Bayern-Ingolstadt erhob, illustrieren uns wieder seinen Charakter, sein Sehnen und Streben: aus dem Kleinen, aus der Beschränkung heraus zu einer selbständigen Stellung! Er forderte das Herzogtum für sich, da er der älteste sei. Heinrich von Landshut verlangte eine Teilung nach der Zahl der Linien, also eine Dreiteilung, Ernst und Wilhelm von München wollten die Vierteilung nach der Zahl der Köpfe. Im Sommer 1425 kam Ludwig der Bärtige vom Hofe Sigismunds, wo er fast drei Jahre geweilt hatte, wieder zurück. Die Verhandlungen begannen,

allein eine Einigung wurde nicht erzielt. Und nun wieder die längst bekannte Erscheinung: während die Wittelsbacher sich zanken, tritt Habsburg mit Ansprüchen hervor. Herzog Albrecht V von Oesterreich, ein Sohn Johannas, der Schwester Johanns III von Lüttich (Straubing-Holland), verlangte die Erbschaft. Und dieser Albrecht V war bekanntlich der Schwiegersohn Kaiser Sigismunds. Das einzige, was der Kaiser vorläufig vermochte, war, daß er den zwischen den Wittelsbachern bestehenden Frieden verlängerte. Auch das würde kaum genützt haben, wäre das Land imstande gewesen, abermals einen Krieg zu ertragen. Keiner aber war da, der das schutzlose Straubinger Land vor den hereinbrechenden Hussitenhorden zu schützen vermocht hätte. Erst am 26. April 1429 kam es in Preßburg zum Schiedsspruch durch Sigismund, und hochmerkwürdig ist, welchen Standpunkt er dabei plötzlich einnahm: „Als die Herzoge um das Niederland rechteten", — so begann der Erbmarschall und kaiserliche Rat von Pappenheim — „also getraue er, das Niederland sei dem Könige und dem Reiche verfallen, und darum dinge er dem Könige das Recht darum aus." In den königlichen Briefen wird diese Anschauung noch weiter ausgeführt: „wiewohl sich klärlich erfunden, daß nicht nur das Niederland, sondern das ganze Land zu Bayern ihm und dem Reiche ledig verfallen, weil die Fürsten dieses Land schon mehrmals, ohne der Könige, als rechter Lehnherrn Gunst und Willen geteilt und verschrieben, und Bündnisse gemacht, ohne das Reich darin auszunehmen, und auch um andrer Sachen willen, die aus ihren eigenen Briefen an das Licht kamen, also daß er das Land wohl mit Recht behalten möge", so wolle er doch Gnade für Recht ergehen lassen und seinem Recht zu Gunsten der Herzoge entsagen. Es erfolgte dann die Teilung nach Köpfen, nicht nach Linien, so daß Straubing in vier Teile zerlegt wurde.

Wohin Sigismunds Gedanken schweiften, läßt sich hier klar erkennen. Die Selbstständigkeit und Willkür des deutschen Fürstentums war es, die er sich im Wege sah, aber die Macht fehlte ihm, da bessernd einzugreifen. Sigismund bedurfte der Wittelsbacher zum Hussitenkrieg. Eilen wir aber 350 Jahre voraus und hören wir dann, daß Kaiser Josef II 1777 die Ansprüche auf Niederbayern beim Aussterben der bayerischen Kurlinie als Cognat des Herzogs Albrecht V erneuerte, so erkennen wir den Gegensatz, der hier zum Ausdrucke kommt. Oesterreich hatte die Aufgabe Bayerns gegen Osten übernommen, jetzt wirkt dies zurück gegen Westen und Bayerns Existenzrecht als selbstständiges Land wird theoretisch in Zweifel gezogen. Es ist ein erster Trompetenstoß, der wohl geeignet war, die Wittelsbacher aufhorchen zu lassen. Wir werden ihn noch oftmals zu hören Gelegenheit haben. Ebenso merkwürdig aber ist es, daß zu derselben Zeit, da die Entwicklung in Oesterreich und Ungarn eine umgekehrte Wellenbewegung von Osten gegen Westen zu vollziehen beginnt, die Konsolidierung des bayerischen Landes ansetzt: Straubing geht in den drei anderen Linien auf, Ernst und Wilhelm III von München walten in unerschütterlicher Eintracht, eine Erscheinung, die uns als eine ganz ungewohnte im wittelsbachischen Hause entgegentritt. Aus der lang währenden Negation gelangen wir auf positiven Boden zurück. Das Donauthal herauf wie über die Pässe des böhmischen Waldgebirges drang der Alarmruf und der erste Vorstoß gegen die abendländische Kultur. Die Bewegung von Osten her setzt sich gegen Westen fort. Es ist die Frage, ob Bayern, vereint mit Oesterreich, dem Ansturm der Türken standhalten, denselben überwältigen wird, indem der ganze Bayernstamm zu offensivem Leben wieder erwacht? Es ist die Frage, ob in Deutschland die Konsolidation fortschreiten, ob es den Fürsten gelingen wird, die entgegenstehende städtische Macht zu überwältigen? Es ist die Frage, ob Bayern aus seinem Doppelleben heraustreten und mit Oesterreich an die Erfüllung seiner Aufgabe schreiten, oder ob der schwankende Zustand zwischen Osten und Westen, ob der aus dem Boden der Vergangenheit emporgetriebene extreme Partikularismus und Egoismus seine Herrschaft behaupten wird? Mit einem Schlage ist eine Jahrhunderte alte Entwicklung nicht abzuthun. Wir werden sehen, daß zur Herausbildung der neu einsetzenden Keime abermals Jahrhunderte nötig sein werden. Das eine aber ist klar: die Rivalität Wittelsbachs und Habsburgs bringt zum Bewußtsein empor, da sich die luxemburgische Macht ihrem Ende zuneigt. Nicht die Depossedierung einer der beiden Dynastien kann die Aufgabe der folgenden Zeiten sein, das ist eine vollkommene Neben-

frage. Die Hauptfrage bleibt, ob der Bayernstamm den Weg zu einheitlichem Vorgehen gegen eine fremde Kultur finden wird? Daß diese Aufgabe trotzdem in dem ersten Sinne, in der Lösung der Frage: Habsburg oder Wittelsbach? erfaßt wird, ist eine Folge der bisherigen Entwicklung und der aus ihr geflossenen bestehenden Verhältnisse. Zu der Herausschälung aus dieser egoistischen Umhüllung wird es des Eingreifens weiterer Mächte bedürfen.

Während all jener Verhandlungen war man mit den Maßregeln zur Verteidigung gegen Böhmen um keinen Schritt weiter gekommen. Am 11. Oktober 1424 war Ziska gestorben. Sein Vermächtnis blieb den Böhmen. Allein gab es bis zu seinem Tode immer noch eine Aussicht, daß in Böhmen eine Richtung die Oberhand behalten und sich allmählich mit den andern Elementen verständigen werde, so traten jetzt die Gegensätze scharf zu Tage: Extreme Taboriten und Prager (Utraquisten), zwischen ihnen die Waisen, die Anhänger Ziskas. Procop der Große übernahm die Führung der Taboriten. Die Loslösung der Bewegung vom böhmischen Heimatlande setzte nun ebenfalls ein. Seit dem Herbst 1425 schwärmten die Husiten in die Nachbarländer aus. Im Juni 1426 trat in Nürnberg ein Reichstag zusammen, um über eine Abhilfe zu beraten. Und während die Städte noch mit den Fürsten disputierten über die Höhe der von ihnen zu stellenden Kriegsmannschaft, erlitt ein sächsisches Heer bei Außig eine furchtbare Niederlage



Panzerärmel von Kettengeflecht. 1400. Original im Nationalmuseum zu München.

(16. Juni 1426). Anfangs März 1427 traf ein österreichisches Heer bei Zwettel das gleiche Geschick. Im April traten die Fürsten in Frankfurt abermals zur Beratung zusammen, und die drohende Gefahr veranlaßte eine raschere Verständigung. Der zwanzigste Mann sollte ausgehoben werden; das Heer sollte in Zehn-, Hundert- und Tausendschaften unter eigenen Hauptleuten eingeteilt werden. Ueber die allgemeine Erhebung der Husitensteuer oder des „gemeinen Pfennigs" vermochte man sich indes auch jetzt nicht zu einigen. Es blieb da bei vorläufigen Bestimmungen. Der allgemeine Landfriede wurde erneuert, damit jeder Reichsstand am Kriege teilnehmen könne. Der Kardinallegat Heinrich von Winchester führte dem Heere Kriegshaufen aus England zu. Friedrich von Brandenburg erhielt den Oberbefehl. Von Thüringen und Franken, von Schlesien und Oesterreich drangen die Heere in Böhmen ein. Das Ziel der Vereinigung war der Pilsener Kreis. Bei der Ankunft solcher Kunde einigten sich die böhmischen Parteien sofort. Die Prager hatten ihren König Korybut bereits abgeschoben. Es gab nur noch Böhmen, die sich alle vereinten, die dem Vaterland drohende Gefahr zu bestehen. Bei Mies lagerte das sächsische Heer. Procop der Große eilte mit seinen Böhmen herbei. Um die Vereinigung mit den andern deutschen Heerkörpern abwarten zu können, zog sich der Kurfürst von Sachsen gegen das Fichtelgebirge zurück. Der Rückzug ward zur Flucht. Das sächsische Heer löste sich auf (21. Juli); die Husiten hinter ihm her. An zehntausend Deutsche fielen; alles Gepäck, alle Wagen und Kanonen, mit allen Vorräten blieben dem

Sieger. Die Flucht teilte sich den Nachfolgenden mit. Auch die beiden andern Heerhaufen lösten sich auf. Vergeblich waren die Anstrengungen des Kardinals, die Fliehenden zum Stehen zu bringen. Die Deutschen verfluchend zerriß er die Fahne des Reichs und warf sie den Fürsten vor die Füße.

Es war kein Halt mehr. Stoß auf Stoß folgte aus Böhmen heraus gegen die Nachbarländer. Namentlich die Oberpfalz hatte furchtbar zu leiden. Unausgesetzt standen hier die pfälzischen Wittelsbacher, Johann von Neumarkt und sein Bruder Otto, auf der Wacht. Allein die kriegerischen Vorteile, welche sie errangen, waren zu gering, um das wogende Meer in seine Ufer zu bannen. 1428 wurde das ganze Straubinger Land von den Hussiten überschwemmt, und um so mehr hofften diese hier auf Erfolg, als sie die Feindschaft kannten, die zwischen Ludwig dem Bärtigen und ihren heftigsten Gegnern, Johann von Neumarkt und Friedrich von Brandenburg, obwaltete. Geradezu warf der letztere dem Ingolstädter vor, er stehe mit den „Waisen" in Unterhandlung.

Dem päpstlichen Legaten gelang es, die deutschen Reichsstände abermals zum Ende des Jahres 1427 in Frankfurt zusammenzutreiben. Endlich schien man von dem Feinde gelernt zu haben. Der Kurfürst von Brandenburg wies darauf hin, daß man so lange nichts ausrichten würde, als man mit solchem in der Eile zusammengerafften Volke gegen die kriegsgeübten Böhmen zu Felde zöge. Es sei notwendig, ein stehendes Kriegsheer von Söldnern zu errichten. Die Kosten sollten durch eine allgemeine Reichssteuer bestritten werden. Also eine direkte allgemeine Steuer und ein stehendes Heer!*) Zeigt hier auch der Brandenburger seinen Scharfblick für das Notwendige, so zeigt die Thatsache, daß man in dieser Weise vorgehen mußte, in welch egoistische Zersplitterung die Reichsentwicklung geraten war. Von selbst that für das Reich keiner mehr etwas. Der aus den verschiedensten Kreisen hervorgehende Protest zeigt dies deutlich. Die Schwaben und Franken erklärten, sie seien nur mit dem Leibe zu streiten verpflichtet, nicht aber Geld herzugeben; in Bayern war man einig, das erhobene Geld dem Lande nicht entziehen zu dürfen; man lieferte es nicht ab, und die Herzoge von München nahmen die bei ihnen erhobene Steuer an sich, um über ihre Anlage zum Hussitenkrieg selbst zu verfügen. Das Reich war eine Illusion, die Folge davon zeigte sich hier. Die Ratten verließen das sinkende Schiff; man fand sich mit den Hussiten ab und zahlte ihnen lieber Tribut, als dem Reiche die verlangte Steuer. Daß aber die Hussiten sich auf Abfindung durch Geld einließen, zeigt die innere Wandlung der böhmischen Bewegung. Bayern hatte in diesen Jahren von den Böhmen furchtbar zu leiden. Bis vor die Thore von Regensburg drangen sie verheerend vor, und die Beute, welche sie davon schleppten, war so ungeheuer, daß sie dieselbe auf ihren dreitausend Wagen kaum fortbringen konnten.

Im Februar 1431 trat abermals ein Reichstag in Nürnberg zusammen. Auch die bayerischen Herzoge waren diesmal alle zugegen. Der Vorschlag des Brandenburgers scheiterte an dem Widerstande der schwäbischen und fränkischen Reichsstände. Der dann wieder vorgeschlagenen Einteilung des Reiches in Kreise widersetzten sich vor allem die Reichsstädte, welche sich nicht dem Befehle der Fürsten und Herren unterstellen wollten. Doch kam eine neue Reichsmatrikel zustande, welche den früheren Anschlag der Kriegshilfe bedeutend erhöhte. Alle Reformen der Reichsverfassung blieben demnach der Zukunft aufgehoben, nur an einer Stelle scheint Sigismund damals thatsächlich vorgegangen zu sein: bei der Reform der Vemgerichte. Doch auch diese blieb, wie wir sehen werden, ohne Erfolg.

Mit der Schlacht bei Alling (1422) und Ludwigs des Bärtigen Niederlage daselbst ward auch die Hoffnung des Törringers, mit Hilfe der Waffen Heinrich von Landshut gegenüber zu seinem Rechte zu kommen, vernichtet. Die Familie Törring war in Bayern hochangesehen und reichbegütert, „sie besaß seit längerer Zeit das Oberjägermeisteramt des Herzogtums und übte auch das Bannerrecht aus. Mit ersterem waren mancherlei

*) Der Anschlag war folgender: Ein Geistlicher 5% seiner Erträge; ein Graf 25 Gulden, ein Freiherr 10—15, ein Ritter 5, ein Edelknecht 3 Gulden; jeder Jude ohne Unterschied 1 Gulden; jeder Laie über 15 Jahren bei einem Gesamtwerte des Vermögens unter 200 Gulden 1 Groschen, von 200—1000 Gulden 1/2, von 1000 und mehr Gulden 1 Gulden.

Vorrechte verbunden, welche zu Beschwerden und Streit führen konnten. Herzog Heinrich der Reiche von Landshut, selbst ein eifriger Jägersmann, bestritt Kaspar das erbliche Recht, und da dieser seiner Meinung nach Mißbrauch getrieben, ließ er 1413 einen Törringschen Jäger fangen und Hunde wegnehmen. Vergebens suchte der Gekränkte auf mancherlei Wegen sein vermeintliches Recht zu erlangen, bis der Zwist zu gewaltsamem Ausbruch kam." Während des Krieges stand Törring als Haupt an der Spitze des 1416 zusammengetretenen Ritterbundes. Herzog Heinrich zerstörte seine Burg, ließ die Jagdhunde erschlagen und raubte die Kleinodien seiner Gattin. Und zuletzt entschied auch das Kriegsglück gegen den Törringer und Herzog Ludwig, und nun wandte sich Kaspar an die westfälischen Gerichte. Wir können hier den Prozeß nicht in seinen einzelnen Phasen verfolgen, da er des allgemeinen Interesses entbehrt. Ueber zehn Jahre zog er sich hin. Beide Gegner kamen in die Lage, von verschiedenen Freistühlen verurteilt zu werden. An den König appellierte man, wie an „des Kaisers und heiligen Reiches Statthalter der heimlichen Gericht und Acht in Westfalen", den Erzbischof von Köln, der ja zugleich Herzog von Westfalen war. Die Sache verwickelte sich immer mehr, als nun auch Herzog Ludwig sich hineinmischte und den Törringer darauf hinwies, sich den in Konstanz verübten Mordversuch bei seiner Klage gegen Heinrich zu nutze zu machen. Der Landshuter wurde von dem Freistuhle zu Limburg im Juni 1429 wirklich verveimt. Das war denn doch eine Sache, die gewaltiges Aufsehen erregen mußte. Allein ein anderes westfälisches Gericht stieß dieses Urteil wieder um, und nun entbrannte zum Streit der Parteien der Streit der Gerichte gegen einander. Kaspar Törring ist darüber gestorben. Sein Sohn Jörg trat von weiterer Verfolgung der Sache zurück und versöhnte sich später mit dem Landshuter, dafür aber sprang Ludwig von Ingolstadt ein. Der König verbot die weitere Verfolgung den westfälischen Gerichten und kündigte Ludwig den Frieden. Die Gerichte kümmerten sich nicht darum und trieben die Sache weiter, die schließlich doch im Sande verlief. Eine Reform dieser Gerichte schien dringend geboten, allein ob diese auf alten, meist verbrauchten Formen beruhende Institution sich wieder zu neuem Ansehen, zu neuer lebenweckender Thätigkeit umgestalten lasse, mußte man bezweifeln. Die Zeit schritt fort, und die Vemgerichte blieben zurück. Von ihnen war kein Heil mehr für die Reform des öffentlichen und allgemeinen Rechtes zu erwarten. Dagegen kam es auf dem Nürnberger Reichstag zu anderen Entscheidungen in den Wittelsbachischen Angelegenheiten. In Ludwigs Forderungen traten seine ganze Rachsucht, aber ebenso seine alten Wünsche, oberster Herr in den bayerischen Landen zu werden, offen zu Tage. Der Landshuter sollte für ehrlos erklärt, seiner Würden entkleidet, seiner Länder zu Gunsten des Ingolstädters beraubt werden; sieben Wunden sollte man ihm schlagen, darunter zwei lebensgefährliche, und die Hand sollte er verlieren, die einst den Mordstahl gegen Ludwig geführt. Wir erkennen den Mann, der die schöne Korrespondenz mit dem Brandenburger inscenierte. Hier ist ein Beispiel des vollen Rückfalls in die alten barbarischen Zeiten. Natürlich ging man in Nürnberg auf diese Forderungen nicht ein. Heinrich wurde milder behandelt, mußte den Vetter um Verzeihung bitten und sonstige Strafen übernehmen; dem Ingolstädter wurde die Antwort, welche eine Vergebung enthielt, vorgeschrieben, und dann blieb alles beim Alten. Haß und Rachedurst waren ungemindert. Wie in Konstanz, wie in Regensburg vor acht Jahren, so drängten sich diese Gebilde einer entwurzelten Entwicklung auch jetzt in die großen Angelegenheiten des Nürnberger Reichstags. Sie charakterisieren uns den Zustand des Reiches selbst.

Und also „gerüstet" schickte man sich an, den Husiten abermals entgegenzutreten, obgleich der Kurfürst von Brandenburg von neuem darauf hinwies, daß nur Verhandlungen mit den Böhmen zur Versöhnung führen könnten. Aber der Kardinal Julian Cäsarini war anderer Meinung, und die Angelegenheit hatte sich so sehr gewendet, daß es nun mehr die Sache der Böhmen schien, darzuthun, wie man ohne Verhandlungen mit ihnen nicht zum Ziele kommen würde. Doch während Procop der Große in Eger mit König Sigismund und dem Brandenburger zusammen kam, betrieb man in Deutschland die Rüstung zum Kriege. Die Unterhandlungen wurden abgebrochen, und Böhmen begann gleichfalls zu rüsten. Wie ein Mann stellten sich alle Parteien gegen den äußeren



Eine Wagenburg. Nach dem „Mittelalterlichen Hausbuch“.

Feind. Hatte der Papst doch alle mit den Hussiten eingegangenen Verträge, Waffenstillstände u. s. w. für nichtig und aufgelöst erklärt! Wie richtig diesen fanatischen Eiferern gegenüber der Brandenburger die Lage abschätzte, geht aus der Thatsache hervor, daß er den ihm von Sigismund übertragenen Oberbefehl abzulehnen versuchte. Was sollte er mit diesen undisziplinierten deutschen Kriegshaufen, in denen fast jeder Mann sein eigener Feldherr war, gegen die Böhmen beginnen?

Anfangs August 1431 rückten die deutschen Kriegsvölker gegen Böhmen vor. Es war ein gewaltiges Heer, wohl an 100000 Mann. Fünf Wittelsbacher waren im Heere, drei Bayern, zwei Pfälzer. Bei Tachau lagerten die Massen gegen die Mitte des Monats. Eine Abteilung unter dem Kardinal Julian zog am Waldgebirge entlang südwärts gegen Taus. Hier zog dann der Brandenburger das ganze Heer zusammen. Nun aber ereignete sich etwas sehr Merkwürdiges. Nicht im Interesse aller und des Reiches glaubten viele das Unternehmen ins Werk gesetzt, sondern lediglich im Interesse des Kurfürsten von Sachsen. Er war bisher der herzhafteste Streiter neben dem Habsburger im Kampfe gegen Böhmen gewesen. Aber jene Anschauung ist hochbezeichnend, und als nun der Kurfürst das aus solcher Anschauung an ihn gestellte Ansinnen, allen etwaigen Schaden zu ersetzen, rundweg abwies, erklärten die Antragsteller, nach Hause zurückkehren zu wollen. Die Nachricht kam, die Hussiten seien da. Alles war zu Ende. Die bayerischen Herzoge machten den Anfang mit der großen Retirade. Noch in der Nacht brachen sie auf und ließen das ganze Gepäck zurück. Der Oberfeldherr, der Kurfürst von Brandenburg, sah seine Voraussicht bestätigt und folgte den Abziehenden bald. Die Flucht ward allgemein. Sie wurde so wild und kopflos ausgeführt, daß man Waffen, Proviant, Gerätschaften allenthalben im Stich ließ. Der Kardinal wollte halten, aber als man die Feinde erst sah, lief alles davon. So furchtbar brauste der böhmische Landsturm daher, daß Julian selbst seinen Kardinalshut im Stiche lassen mußte. Eine Unmasse der Flüchtlinge ward erschlagen, und eine nicht zu nennende Beute blieb dem Sieger. Außer 150 Stück Kanonen und 240 mit Munition und Waffen beladenen Wagen erbeuteten die Hussiten ungeheure Vorräte an Proviant. Es war der 14. August 1431, da der Beweis geliefert ward, daß die führenden Elemente der alten Kultur unfähig geworden waren, einen Krieg für diese alte Kultur und den Glauben der Kindheit zu bestehen.

Und nun begann ein merkwürdiges Nachspiel. Sigismund, dem Alter zueilend, suchte Schutz bei einem Idol. Der Mann, welcher einst vier Jahre darüber verstreichen ließ, bis er es für nötig fand, sich in Aachen mit der deutschen Krone krönen zu lassen, sah nun mehr sein ganzes Heil in der Erlangung der Kaiserkrone in Rom. Was sollte dieser zerbrochene Reif ihm nützen? Noch im Herbste 1431 brach er nach Italien auf. — Der Kardinal hatte jetzt von den Böhmen genug gesehen, um zu wissen, daß nur Verhandlungen helfen könnten. Er riet nun selbst dazu. — Die Kirche mußte erkennen, daß ihre letzte Zuflucht, nachdem alle Kreuzzüge gescheitert waren, in einem Konzil liege. — In Böhmen aber begann, da nunmehr der äußere Feind zurücktrat, mit raschem Gange die Zersetzung.

Schon in den Jahren 1423 und 1424 hatte in Pavia und Siena eine kirchliche Versammlung getagt, die jedoch nur die Zersplitterung innerhalb der Kirche allen Augen abermals darlegte und zu keinem positiven Resultate kam. Nur für Basel hatte Martin V binnen sieben Jahren ein neues Konzil in Aussicht gestellt. Martin starb im Februar 1431, und sein Nachfolger Eugen IV erkannte die dem Kardinal Julian Cäsarini von seinem Vorgänger erteilte Vollmacht, das Konzil in Basel zu eröffnen, an. Sigismund hatte gehofft, mit dem Siegerlorbeer in Basel erscheinen zu können. Wir sahen, wie seine Hoffnung zu Schanden ward. Nun wollte er die Kaiserkrone und überließ die Verhandlungen mit den Böhmen dem Konzil.

Nach der Niederlage bei Taus begab sich der Kardinal Julian nach Basel und betrieb mit allem Eifer die Beschickung des Konzils. Aber es dauerte eine lange Zeit, bis eine genügende Anzahl von Prälaten beisammen war. Wir können diese Zeit benützen, um uns in Bayern umzuschauen.

Es umspielt uns wie ein leichter Strahl des nahenden Tages, wenn wir in dieser Zeit der wogenden Dämmerungsnebel einmal zwei wittelsbachische Brüder einig sehen, einig nicht nur in den fortwährenden Versicherungen treuer Liebe und Ergebenheit, sondern auch in wirklichen Thaten. Wenn Herzog Ernst von München an seinen Bruder Wilhelm schreibt, daß er die fremden Wege in den Sachen ohne den Bruder nicht wissen und vollenden möge, und dieser den Bruder wieder darauf hinweist, „an was wir uns und den unsern groß nütz mit unser Aynikait zu wegen bracht haben", so haben wir den realen Boden der Interessengemeinschaft, die beiden Brüdern vollauf bewußt ist. Auch zwischen den Brüdern entstehen Streitfragen, aber sie sind einig in dem Punkte, das bestehende brüderliche Verhältnis dadurch nicht stören zu lassen, „damit keiner ihrer Widersacher sich je über eine Entzweiung der herzoglichen Brüder freuen könne". Sie sind die Söhne Johanns und mit ihrem Sinn für Redlichkeit und Gerechtigkeit, mit ihrer nicht bloß äußerlichen Religiösität machen sie auf uns einen durchaus biederen und gesunden Eindruck. Einen „Vater der Armen" nennt Johannes Nider den Herzog Wilhelm, an dessen Grabe die Thränen der Witwen und Waisen ehrendes Zeugnis für ihn abgelegt. Auch hier ist, wie bei dem Vater, kein äußerlich glänzender Zug, der den Sinnen sofort in die Augen fällt; wenn wir aber das fortwährende Wetterleuchten in Ingolstadt und Landshut, all den unruhigen und egoistischen Thatenprunk der Halbitaliener dort betrachten, so müssen wir gestehen, daß in der Münchener Herzogslinie sich die Umwandlung vollziehen zu wollen scheint, auf die wir so lange gewartet. Dort kämpfen größer angelegte Naturen mit der Kleinheit der sie umgebenden Verhältnisse und gehen in diesem Kampfe zu Grunde, hier wächst aus Dürftigkeit und „Armut" ein neues Sein empor, das uns nicht reizt und bestrickt, dem wir aber unsere Zuneigung zuwenden. Das Land hat Wittelsbach besiegt. Ernst und Wilhelm versuchen es, auf den realen Boden des Gegebenen zurückzutreten und mit ihm zu rechnen, wenn auch die alte fürstliche Tradition, wie wir sehen werden, namentlich bei ersterem noch einmal einen furchtbaren Tribut fordert. Und einen dieser Brüder, Wilhelm, setzte nun König Sigismund, da er nach Italien aufbrach, zu seinem Statthalter und Protektor bei dem Baseler Konzil ein. Am 11. Oktober 1431 stellte des Königs Kanzler Kaspar Schlick zu Feldkirch die Urkunde für den Herzog aus.

Schon am Tage zuvor hatten die in Basel Versammelten eine Einladung an die Böhmen zur Beschickung des Konzils erlassen, aber Eugen IV war mittlerweile anderer Ansicht geworden. Er fürchtete von dem seiner Macht so fern entrückten Konzil eine Schmälerung seiner Autorität und trug sich mit dem Gedanken der Auflösung. Der Kardinal Julian versuchte schriftlich durch eine offene und freimütige Darlegung den Papst umzustimmen. Namentlich verwies er dabei auf den Zustand des deutschen Volkes und Klerus. Wenn in Basel darin keine Aenderung geschaffen werde, so würde Deutschland der Kirche verloren sein, denn bereits droheten die Laien, die über die Laster des Klerus erbittert seien, gleich den Husiten über die Geistlichkeit herzufallen. Nur der Ketzerei würde durch eine Auflösung des Konzils Vorschub geleistet. In Magdeburg und Passau seien die Bischöfe bereits verjagt, in Bamberg drohe Gleiches. „Es handle sich

hier um das Heil so vieler unsterblichen Seelen, und dafür müsse gesorgt werden, wenn auch der ganze Kirchenstaat und alle weltliche Macht des Papstes zu Grunde ginge." So schrieb damals ein Kardinal, und wenn auch Aeneas Sylvius denselben einen Tugendheuchler nennt, so ist es doch bezeichnend, daß die Lage der Dinge ihn wenn auch nur zur Erheuchelung der Tugend zwang. Der Papst ließ sich nicht überzeugen, auch nicht als Sigismund für die Fortdauer des Konzils in die Schranken trat, und der Konflikt zwischen Konzil und Kurie war damit da.

Am 27. Januar 1432 war der Protektor von München aus in Basel angelangt. Das Konzil schickte sich an zu seiner zweiten allgemeinen Sitzung, die am 15. Februar abgehalten wurde. In derselben wurden zwei Dekrete des Konstanzer Konzils von neuem sanktioniert, deren eines die Autorität des Konzils als direkt von Christus herleitete, deren anderes ihm die Fähigkeit zugestand, auch gegen den Papst gerichtlich und mit Strafen vorgehen zu können. Alles half nichts. Der Papst blieb starr und wies die Gesandten Sigismunds in schroffer Weise ab. Herzog Wilhelm war indessen mit allen Kräften bemüht, den Landfrieden allenthalben herzustellen, um die Reise zum Konzil zu sichern. Im April betrieb er auf Anraten Sigismunds bei den Vätern des Konzils die Zitation der Kardinäle und des Papstes, aber schon im Mai war Sigismunds Stellung in Italien so traurig, daß er seinen Statthalter beauftragte, im Notfalle seine Rückberufung durch das Konzil zu veranlassen; doch dürfe Wilhelm nicht merken lassen, daß dies der Wunsch des Königs sei, da sonst seine Autorität gefährdet werde. Papst und König stehen sich als offene Feinde gegenüber, und die päpstlichen Späher bewachten jeden Schritt Sigismunds auf das sorgfältigste. Im Juni kam es sogar dahin, daß Sigismund in seiner Stadt Lucca, die nominell noch zum Reiche gehörte, von päpstlichen Truppen belagert wurde. Es war die Zeit, da er dem Protektor das Reichspanier übersandte und ihn mit größerer Vollmacht ausstattete, damit er dem Konzil auf alle Weise nützen könne. Wilhelm selbst hatte eine diesbezügliche Bitte an den König gerichtet.


Aeltestes Siegel der Stadt München vom Jahre 1330.
Original im Reichsarchiv zu München.

Das Konzil schritt auf seinem Wege weiter, und brauchen wir wohl kaum darauf hinzuweisen, daß bei dieser ablehnenden Haltung des Papstes die demokratischen Ideen immer größeren Eingang gewannen. Am 18. Mai 1432 ward in Eger durch Abgeordnete des Konzils und der Böhmen ein erster Vertrag abgeschlossen, der für weitere Verhandlungen als Grundlage dienen sollte. Den Böhmen wurde freies Gehör und sicheres Geleit bewilligt und der Egerer Vertrag wurde dann auch von der Synode anerkannt. Der Protektor war für die Besorgung der nötigen Geleitsbriefe ungemein thätig und traf mit dem Magistrat der Stadt Basel jene polizeilichen Vorkehrungen, die zum Empfange der Böhmen nötig schienen und für beide Teile ungemein charakteristisch sind. So wurde verordnet, „daß keine Dirnen in den Straßen umherlaufen, auch nicht getanzt und gespielt werden dürfte, indem alles dies den Böhmen, die sich hoher Religiosität rühmen, anstößig wäre." — Also nur den Böhmen! In der gleichen Zeit richtete der Kardinal Julian ein zweites Schreiben an den Papst, in welchem er wieder frei mit der Sprache herausrückt. „Die Verteidigung des Patrimoniums Petri könne ja Legaten und Vikaren übertragen werden. Das aber sei das wahre Kirchengut, Seelen zu gewinnen. Gott habe

ihn nicht zum Wächter von Festungen und Mauern, sondern zum Hirten der Seelen bestellt, und was dem Herrn am liebsten, müsse er (der Papst) in eigener Person, das andere durch Stellvertreter besorgen." Schon in der zweiten Sitzung am 15. Februar hatte das Konzil die Auflösung durch den Papst als ungültig verworfen, da das Konzil sich selbst nur durch freien Entschluß auflösen könne. Bis zum August war der Papst so weit, daß er den ersten Schritt zum Frieden that, zumal sich auch Frankreich und England bereits für die Synode ausgesprochen hatten. Aber noch einmal stellte der Erzbischof von Tarent, der als päpstlicher Bevollmächtigter in Basel erschienen war, die mittelalterlichen Anschauungen von der Omnipotenz des Papsttums vor dem Konzil fest. Dem Papste sei die Herrschaft gegeben über Himmel und Erde, ihm müßten alle Fürsten gehorchen, „ei stat pro ratione voluntas" (sein Wille steht an der Stelle der Vernunft). Das nützte nun nichts. Das Konzil verwarf seine Vorschläge und appellierte an den heiligen Geist. Es ist der Weg, den alle „Ketzer" beschritten haben, den auch Hus gewandert, als er an Christus appellierte, und auf diesem Wege sehen wir nun eine große Versammlung, welche den Anspruch erhob, eine Vertretung der abendländischen Christenheit zu sein. Daß der bei solchen Gelegenheiten unfehlbar wiederkehrende Spruch: „man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen", auch hier ertönt, ist nicht auffallend, aber bezeichnend. Und sehen wir dann genauer zu und bemerken wir, daß dieser Gott, dem man zu gehorchen vorgibt, nie etwas anderes ist, als unsere eigene Ueberzeugung, die sogenannte „Stimme des Gewissens", so wird klar, wie das Auftreten der böhmischen Reformatoren auch in den Kreisen ihrer Feinde bereits seine Wirkung gethan. Das, was wir oben als den Kernpunkt der Lehre Husens hinstellten, finden wir nun von den Gegnern selbst anerkannt: das mannhafte Eintreten für die eigene Ueberzeugung einem dogmatischen Formalismus gegenüber. Der besondere Streitpunkt war die Aufrechterhaltung oder Vernichtung der Konstanzer Grundsätze, welche dem Papste die Unfehlbarkeit absprachen, sie aber dem Konzil, als von Gott stammend, zudekretierten. Das Konzil ging also weiter. Im Oktober beriet es seine Geschäftsordnung. Dabei zeigte sich, daß man die Fehler zu verhüten suchte, an welchen die Konstanzer Reform gescheitert war. Alle Mitglieder sollten in vier Deputationen geteilt werden. Der ersten waren die Glaubenssachen, der zweiten die Beratung über den Frieden in der Kirche, der dritten die auf die Reform bezüglichen Dinge, der vierten allgemeine Sachen zugewiesen. Jede Nation hatte in gleicher Weise an den Deputationen teil. Drei Mitglieder führten in jeder Deputation die Geschäfte und bestimmten über die Zulassung zum Konzil und die Verteilung in die Kommissionen. Alle nationalen Gegensätze, aber auch die Verschiedenheit der höheren und niederen Kirchenämter waren ausgeglichen. Es war eine demokratisch-republikanische Institution, in der jeder Geringste die gleiche Stimmfähigkeit hatte, wie der Höchste. Die Masse überwog, und die Masse bildeten eben nicht die kirchlichen Aristokraten, sondern die Gelehrten und Doktoren.

Es gab keine Macht, welche dem Wachstum des Konzils und seines Ansehens hätte begegnen können. Sigismund mußte mit dem Konzil gehen, und wie weit er da ging, zeigt sich in einem Schreiben des Kanzlers Schlick an Herzog Wilhelm vom 28. August 1432. Das Konzil hatte die Verwaltung von Avignon an sich genommen, und nun meinte der Kanzler, auch in Italien gäbe es „vil stet und land der kirchen, die sich an zwyvel an das concilium und unsern herrn slügen, wenn sich sein gnad das underwinden törfte, daz man nicht sprech: er beraubt die kirchen." Am 6. September kam es so weit, daß man vorschlug, das „caput ministeriale ecclesiae" (den obersten Kirchendiener) für hartnäckig zu erklären. Diese Benennung des Papstes durch ein Konzil schillert doch sehr, und man erinnert sich unwillkürlich der Darlegungen Wiclifs über „Dominium" und „Ministerium", über „Herrschaft" und „Amt" (s. o.).

„Diese energische Haltung war wesentlich durch den glücklichen Fortgang bedingt, welchen die gleichzeitig mit den Husiten angeknüpften Verhandlungen versprachen." Im Januar 1433 erschien eine böhmische Deputation aller Parteien, an 300 Köpfe stark, in Basel. Am 16. Januar begannen die Disputationen, welche sich natürlich resultatlos bis gegen die Mitte März hinzogen. Auf den Vorschlag Herzog Wilhelms schritt man

dann zur Bildung eines größeren Ausschusses, um in ruhiger Besprechung den Pfad zur Einigung zu suchen. Aber auch das führte nicht zum Ziel. Wilhelm brachte es dann dahin, daß nur vier Männer von beiden Seiten die Verhandlungen übernahmen. Man fand den Weg nicht, zumal die böhmischen Abgeordneten keine Vollmacht zu solchen Zugeständnissen, wie man sie von ihnen verlangte, besaßen. So begleitete eine Gesandtschaft des Konzils die am 14. April heimkehrenden Böhmen, um auf einem Landtag zu Prag die weiteren Beratungen zu pflegen. Wir müssen fragen, was man wollte? Diese dogmatischen und juristischen Kämpfe zeigen uns, daß die Bewegung in Böhmen ihren gesunden Boden verlor, aus dem sie bisher ihre Kraft gesogen. Es sollte zu einer Dogmatisierung dessen kommen, was die Bewegung zu Tage gefördert. Eine Form sollte gefunden werden, eine ewige Form, welche die Resultate der Bewegung aufzunehmen fähig war. Wir sind am Ende. Die Form ward gefunden, aber sie war nicht gewachsen mit der Bewegung und aus ihr heraus, sondern der bisher formlosen trug man die Form aus der Fremde, von außen, herbei. Natürlich zogen sich die Waisen und Taboriten, die radikalen Parteien, sofort zurück, die Kelchner dagegen, die Prager und der Adel, verständigten sich auf Grund der vier Artikel mit der Kirche. Am 30. November 1433 gaben die Gesandten des Konzils ihre Zustimmung zu den „Prager Kompaktaten". Mögen die Zugeständnisse noch so groß gewesen sein, wenn wir sie vom Standpunkte der alten Kirche betrachten, sie brachen der Lehre Husens, der nationalen Bewegung Böhmens die Spitze ab. Die Kommunion unter beiderlei Gestalt ward zugestanden, aber mit der Bedingung, daß ausdrücklich zu lehren sei, der ganze Christus werde auch unter einer Gestalt empfangen; die freie Predigt ward erlaubt, aber mit Festhaltung an der höchsten Autorität des Papstes; die Bestrafung öffentlicher Verbrechen der Geistlichen wurde zugesagt, aber den Behörden vorbehalten, welche auch bisher die Jurisdiktion über dieselben hatten; das Besitzrecht der Geistlichen wurde zwar in dem Sinne eines Rechtes zur Verwaltung der kirchlichen Güter umgedeutet, allein die alte Zweideutigkeit blieb, da einerseits der Kirche als solcher der rechtmäßige Besitz von Gütern, andrerseits den Weltgeistlichen der Besitz von Privatgut (ererbtes oder rechtmäßig erworbenes) vorbehalten blieb. An dem Koloß des römischen Dogmas war der von den Böhmen angestellte Sprengversuch gescheitert. Nur Splitter waren weggeflogen; allerdings gaben diese Wundflächen dem nagenden Zahne der Zeit geeignete Ansatzpunkte.

Schon vorher hatte sich deutlich gezeigt, daß es mit der ursprünglichen Kraft der böhmischen Bewegung zu Ende ging. Im September 1433 entsandte Procop der Große von der Belagerung Pilsens aus einen Heerhaufen in die Oberpfalz. Bei Hiltersried erreichte denselben eine oberpfälzische Schar, welche Pfalzgraf Johann rasch zusammengerafft hatte. Sie erfocht einen glänzenden Sieg. Von den Husiten sollen 1400 tot auf dem Platze geblieben, 300 in Gefangenschaft geraten sein. Der Sieg war in offener Feldschlacht gewonnen, in welcher die Böhmen bisher fast ausnahmslos ihre Unbesiegbarkeit erwiesen hatten. Das Nachspiel war, daß die Taboriten ihren Führer einsperrten und den Procop mit einem Stuhl ins Gesicht schlugen, als er für den Gefangenen eintreten wollte. Das Mißtrauen der Scharen in ihre Führer ist erwacht; Procop legte den Oberbefehl nieder.

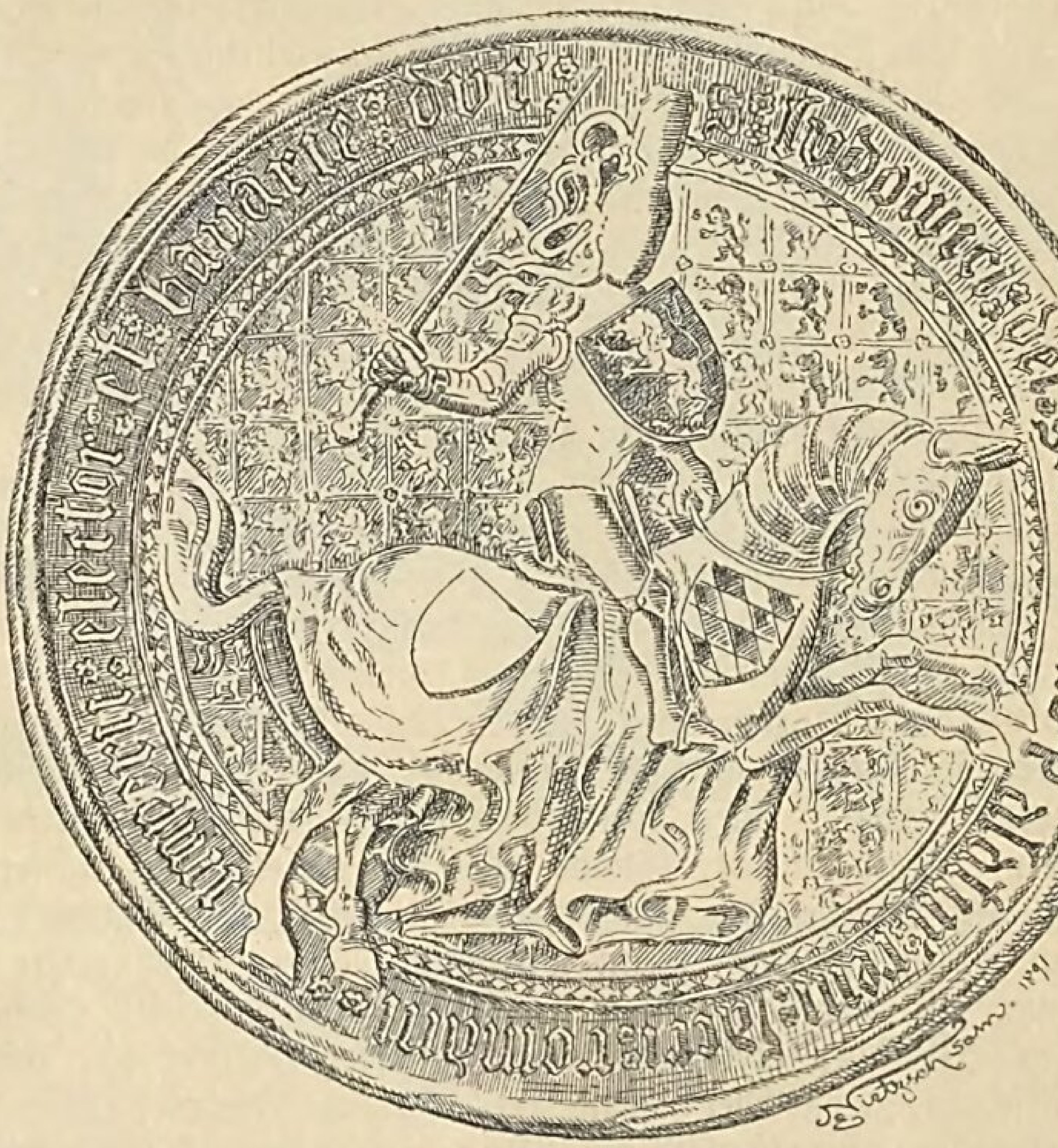
Ein zweiter vernichtender Schlag war die am 30. Mai 1434 sich entspinnende Schlacht bei Lipan, in welcher die Waisen und Taboriten den Kelchnern vollständig unterlagen. Procop fiel in der Schlacht. Für Böhmen hatte diese Niederlage der Extremen die Bedeutung, daß sie dem Bürgerkrieg ein Ziel setzte und die Wiederkehr geordneter Zustände ermöglichte. Aber daß Bürgertum und Adel diesen Sieg erfochten, war für die böhmische Bauernschaft gleichbedeutend mit der Knechtschaft. Als der Krieg zu Ende ging, war die böhmische Bauernschaft für die Uebernahme der Leibeigenschaft fertig. „Die mittleren und niederen Klassen des Volkes hatten wie in der religiösen so in der nationalen Sache entschieden die größte Begeisterung entfaltet und kamen dafür endlich doch am schlechtesten weg." Als man sich von dieser Seite anschickte, das Kind mit dem Bade auszuschütten, mit den Deutschen die ihnen von diesen gebrachten kulturellen Fortschritte zu vernichten, löste sich, wie oben gezeigt, die Bewegung von ihrem natür-



Erster Sieg über die Hussiten unter Pfalzgraf Johann bei Hiltersried 1433.

Nach dem Gemälde von Bauer.

lichen Boden und begann zu zerfließen. Der waffentragende Bauer vergaß seine heimatliche Aufgabe und durch den Krieg an Gut und Leben ruiniert, ward ihm das Schicksal, fürderhin zum Werkzeug in der Hand anderer zu werden. Die Keime, welche in der Bewegung zu Tage traten und die Böhmen gewissermaßen als Vorkämpfer des Panslavismus charakterisieren, vermochten sich nicht zu entwickeln. Selbst als die Deutschen vertrieben oder doch zurückgedrängt waren, blieben ihre Institutionen. Einen Ersatz dafür vermochte das böhmische Volk aus sich nicht zu schaffen. „Die edlen Keime religiöser und politischer Freiheit hatte der wütende Sturm getötet, ehe sie erblühen konnten; Böhmen ist am Ausgang dieser wilden Kriegs- und Ruhmesjahre nicht nur materiell, sondern auch geistig verwüstet und erschöpft. . . . . Es ist das tragische Schicksal mancher Völker", sagt Bezold, „furchtbare Kämpfe zum Besten der ganzen Menschheit, aber mit Aufopferung ihrer vollen Kraft und Blüte durchzuführen. Nicht für die Befreiung und Größe seiner Nation errang der husitische Krieger Sieg auf Sieg, sondern für die Befreiung und Erweckung seiner verhaßten Gegner, vor allem der Deutschen."


Siegel Ludwigs des Bärtigen.
Original-Größe 8½ cm. Nach dem Original im Reichsarchiv zu München.

Andrerseits wurde durch die Schlacht bei Lipan das große Resultat der Baseler Versammlung gesichert. Alles Disputieren über die Oberhoheit des Konzils ist überflüssig, da es sich zeigte, daß es dieselbe damals wirklich besaß. Wie wir bei Gelegenheit des Streites zwischen Kaiser und Papst früher bemerkten, daß die Frage stets eine Charakterfrage blieb, daß derjenige die Superiorität errang, der sie von Natur aus besaß, so auch hier. Schritt für Schritt mußte der Papst nachgeben. Von einer päpstlichen Stadt kam er auf eine deutsche, von einer deutschen auf Basel selbst; am 31. Mai 1433 erhielt Sigismund von ihm die Kaiserkrone. Nur dem Protektor Wilhelm war es zu danken, daß trotz dieses Entgegenkommens der Prozeß gegen den Papst verhütet wurde. Am 13. Juli beschloß die Synode die Herstellung des früheren Wahlrechts und entzog Eugen die Benefizienverleihung und die Reservationen. Am 1. August erkannte der Papst das Konzil an und am 11. Oktober zog Sigismund in Basel ein. Sein Statthalter durfte hoffen, es werde ihm nun der Lohn für seine Mühe und Umsicht, mit der er in Basel gewaltet. „Lieber Oheim", so begrüßte Sigismund den Herzog Wilhelm, „ihr habt uns also zu Willen gelebt und gedienet, daß ihr und all eure guten Freunde dessen gegen uns billig und wohl genießen und unergötzt nicht bleiben sollt."

Gegen Herzog Heinrich von Landshut lief der Prozeß, den der Törringer und Herzog Ludwig bei der Veme angestrengt hatten, weiter. Ende Juni 1432 war aber auch Herzog Wilhelm von Basel aus rheinabwärts gefahren und hatte sich bei dem Stuhle „in der Kirslade im Sünderlannd" als Wissender aufnehmen lassen. Bei der Veme erhob dann Wilhelm Klage gegen Herzog Heinrich, der sich trotz aller Schieds-

sprüche und trotz der Vierteilung eines Drittels des Straubinger Landes bemächtigt hatte. Die Angelegenheit wurde jetzt durch Kaiser Sigismund berichtigt. Am 1. Januar 1434 erkannte Sigismund die Ansprüche der Münchener Herzoge Ernst und Wilhelm an. Mit fremdem Gute eigene Schulden zu bezahlen, darin war der Luxemburger Meister. Auch Wilhelm, seinem getreuen Statthalter gegenüber, verfuhr er so.

Der Ingolstädter Herzog, Ludwig der Bärtige, hatte es seit der Abwesenheit des Kaisers sehr toll getrieben. Es regnete Klagen bei dem Konzil gegen ihn. Am 5. September 1433 sprach dasselbe über ihn den verschärften Kirchenbann aus, und als nun der Kaiser zurückkehrte, als auch das Vemgericht die Acht über Ludwig verhängte (25. November 1433), da nahm Sigismund die Gelegenheit wahr, sprach Ludwig sein Land ab und verschrieb es dem Münchener Herzog Wilhelm. Am 14. Januar 1434 ward Ludwig vor das kaiserliche Gericht gefordert. Er kam nicht. Es folgte die Achtserklärung gegen ihn (28. April). Voll ungeheuern Hohns und Verachtung ist das ganze Gebahren Ludwigs in dieser Sache. Im Juni wurde ein Reichstag in Ulm abgehalten. Noch schien es, als wollte Sigismund ernst machen und seinem Spruch die Exekution folgen lassen. Daß Ludwig recht hatte mit seiner Verachtung, zeigte sich nur zu bald. Zunächst tauchten dem Herzoge Ernst allerhand Bedenken auf, die ihm die Erwerbung Ingolstadts gar nicht so verlockend erscheinen ließen. Dann schickte Ludwig seinen Sohn nach Ulm, den Kaiser um Gnade zu bitten. Er verzichtete auf Donauwörth, welches er schon längst nicht mehr besaß, und ließ zuletzt seine Dukaten spielen. Das war dem Ohre des Luxemburgers süßer Klang. Er verzieh dem alten Freunde alles, der nun seinerseits die Kühnheit hatte, vom Kaiser an den Papst zu appellieren, da er auch das wenige, was Sigismund ihm zur Buße auferlegte, nicht zu erfüllen gesonnen war.

Und Wilhelm? Nun, der Kaiser gab ihm abermals eine Verschreibung, die nicht besser hätte ausfallen können, wenn Sigismund höhnenden Spott mit seinem getreuen Statthalter hätte treiben wollen. Was Wittelsbach in früheren gesunderen Zeiten vergebens erstrebt, dahin wies nun Sigismund noch einmal. Er verschrieb dem Herzog die Landvogtei in Schwaben, welche an die Truchsessen von Waldburg verpfändet war. 23,000 Gulden gehörten dazu, in den Besitz der Vogtei zu kommen. Die hatte Wilhelm nicht, und so starb er am 13. September 1435 mit einem papierenen Rückblick auf entschwundene Zeiten. Allzu optimistisch scheint uns Kluckhohn diese Angelegenheit betrachtet zu haben. Was an der Gnade oder Ungnade dieses Kaisers gelegen war, zeigte ja Ludwig der Bärtige der ganzen Welt. Nicht auf Sigismund, vielleicht auf Wilhelm fällt ein warmer Strahl, wenn wir hören, daß er trotz dieser Abbankung mit einer Vorspiegelung mit dem Kaiser in gutem Einvernehmen blieb. Gewiß ist des Bärtigen Treiben dem eines Menschen gleich, der allen positiven Halt in und außer sich verloren hat, aber die Entsagungsgröße der Münchener Herzoge diesem Luxemburger gegenüber erscheint uns ebenso am unrechten Platz. Und doch zeigt sich hier eine Denkweise, die in jener Zeit des Egoismus gewiß selten war und darum doppelt erfreulich berührt. Als für 1432 in Nürnberg ein Turnier in Aussicht genommen war, schrieb Herzog Ernst an seinen Bruder, er solle sehen, daß das Fest unterbleibe, da drei Angelegenheiten es dazumal für die Christenheit unnütz machten: „einmal, daß das heilige Konzil zu Basel versammelt ist, ferner, daß die bösen Hussen und Ketzer in Oesterreich und Ungarn vordringen, und endlich, daß der römische König Leben, Ehre und Gut der großen Sache der Christenheit weiht." Es ist ein lange vermißter Ton, der da an unser Ohr bringt. Dieser Blick über die engen Grenzen des eigenen Vorteils hinaus charakterisiert die Anschauungsart der Münchener Herzoge und gibt ihr eine sympathische Färbung. Hier war ein guter Wille, wenn auch die realen Machtmittel fehlten, die es ermöglicht hätten, ihn in größeren Kreisen zur Wirkung kommen zu lassen. Andrerseits erscheint uns dieses Zurücktreten und Entsagen als das Produkt der bisherigen Entwicklung des bayerischen Oberlandes. Unter Ludwig dem Bayer war der letzte Versuch gemacht worden, das Leben dieses Landes in einer positiven Richtung vorwärts zu treiben. Der Versuch mißlang. Und seit jener Zeit sahen wir die fortwährenden Stöße, die dieses Leben endlich rückwärts treiben mußten bis zu jenem Punkte, von dem aus jede positive Aufgabe als



Hussiten.
Mit Benützung einer alten Kostümzeichnung in der Universitäts-Bibliothek zu Prag gezeichnet.

kritisch, als unüberwindbar erscheint. Wir werden sehr bald mehr davon zu sehen bekommen.

Das Konzil war auf seinem Wege rücksichtslos fortgeschritten. Die päpstlichen Klauseln beobachtete man nicht, und so sah sich Eugen IV im Februar 1434 genötigt, das Konzil rückhaltlos anzuerkennen. Hefele weist zwar darauf hin, daß er es nicht ausdrücklich gethan habe, aber dem Papst zu Ehren wollen wir glauben, daß er damals diesen Grad diplomatischer Gaunerei noch nicht erreicht hatte. Am 26. Juni erklärte das Konzil abermals seine Superiorität, doch war der neue Konflikt mit dem Papste bereits eingeleitet. Am 9. Juni 1434 war der entscheidende Beschluß über die Abschaffung der Annaten gefaßt worden. Die Hauptquelle der päpstlichen Einkünfte ward damit verstopft. Sigismund hatte dieses extreme Vorgehen nicht gebilligt. Das Konzil war auch ihm über den Kopf gewachsen trotz der Kaiserkrone. So verließ er Basel schon im Mai und begab sich zur Unterhandlung mit den Böhmen über Ulm nach Regensburg. Sein letzter Antrag bei den Baselern bezog sich auf die Abschaffung des Cölibats.

Am 21. August traf Sigismund in Regensburg ein, wo die Deputationen der Böhmen und des Konzils bereits anwesend waren. Er meldete den Böhmen, daß er über die politische Lage des Königreichs mit den Baronen verhandeln werde. Sie hatten die Macht gewonnen durch den Sieg über die Taboriten. Sigismund erkannte also diese Thatsache an. Bis zum nächsten Jahre gediehen die Unterhandlungen so weit, daß sich Böhmen dem Konzil und dem Kaiser als König von Böhmen unterwarf. Freilich hatte letzterer die Erweiterung der Baseler Kompaktaten und die Wahl Rokycanas zum Erzbischof von Prag zugeben müssen. Am 23. August 1436 zog der Kaiser in die Hauptstadt seines lang entbehrten Erbreichs ein.

„Am 25. März 1436 verfügte die Baseler Versammlung, daß die Zahl der Kardinäle auf 24 zu fixieren sei und daß dieselben mit der Hälfte der päpstlichen Einnahmen besoldet werden sollten, daß kein Schloß an Verwandte eines regierenden Papstes vergeben werden dürfe. Die Verhandlungen über eine Union mit der griechischen Kirche, welche die letztere in ihrer damaligen Bedrängnis anbot, brachten den Konflikt zwischen

Papst und Konzil zu offenem Ausbruch. Als das letztere die Vorbereitungen zur Aufnahme der griechischen Gesandten traf und am 7. Mai 1437 für diesen Zweck einen Zehnten von den Einkünften des gesamten Klerus ausschrieb, erklärte Eugen am 31. Juli 1437 die Baseler Kirchenversammlung zum zweitenmal für aufgelöst und berief eine neue nach Ferrara. Ein großer Teil der Väter ging in der That zu Eugen über; die oppositionelle Majorität, deren Wortführer der Kardinal Louis d'Allemand, Erzbischof von Arles, war, verhängte am 24. Januar 1438 über ihn die Suspension."

Wie Sigismund die Kirche gefunden, so verließ er sie. Er war am 9. Dezember 1437 zu Znaim gestorben. Sein diplomatisches Talent hatte nicht ausgereicht, die vorhandenen Zustände zu bessern. Der einzige Weg, den er in den ersten Zeiten beschritten hatte, mit den Städten einen neuen Bund zu errichten, ward ihm durch das Mißtrauen der Städte verlegt. Es zeigte sich, daß dieses Mißtrauen vollauf berechtigt war, denn Sigismund war kein Charakter, der berufen schien, neue Bahnen zu finden und zu wandeln.

Am 1. oder 2. Juli 1438 folgte dem letzten Luxemburger der andere der beiden Münchener Brüder, Herzog Ernst. Wir müssen auf seine letzten Lebensjahre zurücksehen. Oben betonten wir, daß das Leben der Münchener Wittelsbacher langsam zurücktrat aus der früheren extremen Richtung fürstlicher Entwicklung auf den gesunden und realen Boden der vorhandenen Verhältnisse und des Volkslebens selbst. Von hier aus war nur ein Schritt zur vollen Rückkehr zum natürlichen Leben. Und Albrecht III, der Sohn des Herzogs Ernst, that diesen Schritt. Er brach mit der fürstlichen Tradition, welche dem Fürsten vorschrieb, die Gemahlin aus ebenbürtigem Kreise zu nehmen, und überließ sich dem Drange seiner Natur ganz und gar. Bei einem Aufenthalt in Augsburg verliebte er sich in die Tochter eines Baders, der nach der Sitte damaliger Zeit zugleich Badbesitzer war. Das Mädchen wird als Schönheit gepriesen. Sie hieß Agnes Bernauerin. Den Widerstand, welchen Agnes dem fürstlichen Werber entgegensetzte, brach dieser durch die mit ihr eingegangene heimliche Ehe. Als seine Frau ging Agnes mit Albrecht nach Straubing, dessen Verwaltung er 1433 übernahm. Einen Umstand aber hatte Albrecht übersehen. Die Tradition, die lang geübte Gewohnheit war zur Pflicht geworden, und wer sich dieser entwand, lief Gefahr, seine Rechte angefochten zu sehen. Es war ein Vorwand für Uebelwollende vorhanden, Albrecht das Recht der Nachfolge im Herzogtum streitig zu machen. Und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtete der Vater, Herzog Ernst, die Angelegenheit. Wie haltlos und innerlich zersetzt indes auch das Bürgerleben in Bayern geworden war, zeigt sich in der Thatsache, daß die Furcht vor Verwicklungen auch die Münchener Bürgerschaft auf die Seite des Vaters trieb.

Hier halten wir einen Augenblick! Wir schauen uns nach andern Ehen um. Jakobäa von Bayern-Holland ward bekanntlich als fünfzehnjähriges Kind dem französischen Dauphin vermählt. Der starb bald darauf. Der sterbende Vater ordnete die zweite Ehe mit dem fünfzehnjährigen Johann von Brabant für die junge Witwe an. Mit dem Tölpel wußte das lebensvolle Weib, das sich zum Herrschen berufen fühlte, nichts anzufangen. Sie lief ihm davon und gab ihre Liebe und Hand dem Herzog Humfried von Glocester, dem Bruder König Heinrichs V von England. Der Papst hatte die Auflösung ihrer Ehe mit dem Brabanter verweigert. Sie kümmerte sich nicht darum. Aber Herzog Glocester sah sich genötigt, allmählich zurückzutreten. Er ließ Jakobäa im Stich. Zum Schluß ließ sich diese mit einem seeländischen Edelmann Franz von Borselen trauen. Doch bevor sie starb (1436), hatte auch dieser neue Liebesbund bereits Schiffbruch gelitten. Also dreimal getraut, ohne offiziell geschieden zu sein! Zu solchen Eheabenteuern trieb damals die Vergewaltigung jedes natürlichen Lebens. — An die Gepflogenheit, uneheliche Kinder zu erzeugen, wollen wir nur nebenbei erinnern, wohl aber bemerken, daß die Natur sehr oft zu Gunsten dieser „Bastarde" sprach und sie mit Gestalt und Fähigkeit begabte, welche die im politischen Ehebett Erzeugten niemals aufzuweisen hatten. Die Geschichte damaliger Zeit begegnet merkwürdig vielen solcher berühmt gewordenen Bastarde. — Auch Ludwig der Bärtige hatte seine Ehen nur nach politischen Rücksichten geschlossen. Sein legitimer gleichnamiger Sohn war eine körperliche und seelische Mißgestalt. Von der

Politik erzeugt, blieb die Politik Herrscherin seines ganzen Wesens und Lebens. Wir werden bald mehr davon hören. — Im Sommer 1424 weilte König Sigismund in Ofen. Hier empfing er einen großen Kreis vornehmer Gäste, darunter auch die Herzoge Ludwig, Heinrich, Wilhelm und den Pfalzgrafen Johann von Neumarkt. Damals kam vor des Königs Gericht die Ehesache seines Schwagers, des Grafen Friedrich II, von Cilly zur



Jakobäa von Bayern-Holland.
Porträt und Rüstung nach einem alten Kupfer in der National-Bibliothek zu Paris.

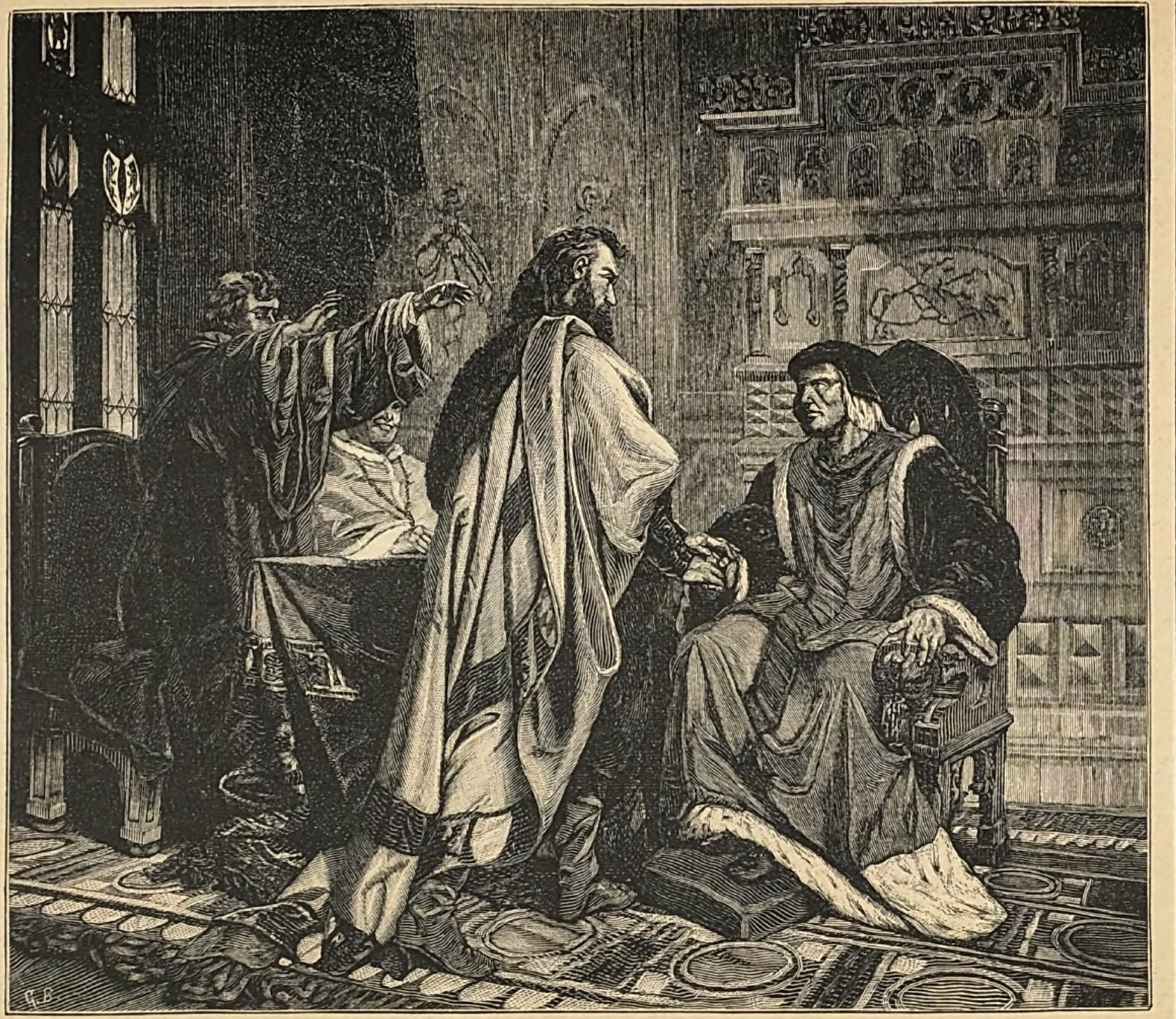
Sprache. Der Mann hatte eine Konkubine und lebte acht Jahre von seiner Gemahlin getrennt. Endlich führte man sie ihm wieder zu. Aber die Gräfin ahnte ihr Ende, und wirklich ermordete sie Graf Friedrich im Ehebett (1422). Er war geflohen, hatte aber sein geliebtes Bauernmädchen Veronika von Teschenitz wieder zu sich genommen. Er heiratete sie wider den Willen seines Vaters. Da fiel er seinem Schwager Sigismund in die Hände und der schickte ihn dem alten Grafen von Cilly zu. Das Ende war, daß der Sohn in Gefangenschaft blieb, und Veronika bei Osterwitz ertränkt wurde. (1428.)

Die Kunde dieser Vorgänge kann in Bayern nicht verborgen geblieben sein, denn einerseits standen die Grafen von Cilly durch ihre Verschwägerung mit dem Kaiser zu hoch, um unbemerkt zu bleiben, andrerseits war der Verkehr zwischen Luxemburg und Wittelsbach damals ein äußerst lebhafter. Wir kehren zu Ernst und Albrecht zurück. Der Tod Wilhelms III (13. September 1435) und die Schwächlichkeit seines Söhnchens Adolf brachten die Gefahr der Münchener Herzogslinie näher, die Gefahr, daß man Albrechts Nachfolgerecht infolge seiner „Mißheirat" anfechten werde. Auf der Seite des Vaters stand die Münchener Bürgerschaft. Albrechts Schwester Beatrix haßte die Frau des Bruders. Vorstellungen des Vaters bei dem Sohne fruchteten nichts. Schon hatten die Ritterkreise bei einem Turnier in Regensburg (23. November 1434) dem jungen Herzog ihre Meinung zu erkennen gegeben, als sie ihn von den Turnierschranken zurückwiesen. Auch die Bürgerschaft von München wies Annäherungsversuche der „Plebejerin" zurück. Wie tief das Verhältnis den Vater bekümmerte, zeigt der Umstand, daß er sich entschloß, mit seinem alten Feinde Heinrich von Landshut in dieser Sache einen Pakt abzuschließen. Albrecht wurde zur Jagd nach Landshut eingeladen. Die Zeit seiner Abwesenheit von Straubing benützte der Vater und ließ die bürgerliche Schwiegertochter durch seine Schergen in die Donau werfen. Am 12. Oktober 1435 fand also Agnes Bernauerin ihr trauriges Ende.



Grabstein der Agnes Bernauer auf dem Peterskirchhof zu Straubing.

Die That Herzog Ernsts ist eine grauenhafte, aber sie ist erklärlich. Grauenhafter aber ist es, daß wir abermals die Zeitverhältnisse und die Denkweise der Leute verantwortlich machen müssen für solche Geschehnisse. In welches Chaos war man hineingeraten, daß selbst einem Manne wie Ernst die Gerechtigkeit in solcher Verzerrung erschien, in welchem Chaos watet eine Denkweise, welche die Liebe Albrechts zu der Bernauerin heute noch als eine „schwere Schuld" bezeichnen kann. Das Erbübel im wittelsbachischen Hause schien durch die Ermordung der Frau Agnes nur wiederum verschlimmert zu werden. Herzog Albrecht eilte bei der Kunde nach Ingolstadt und verband sich mit den Feinden seines Vaters. Dieser wandte sich in seiner Not an den Kaiser um Vermittlung, jedoch als Albrechts erster heftiger Schmerz um den Tod der geliebten Frau vergangen war, scheint er die Pläne der Ingolstädter durchschaut zu haben. Im Frühjahr 1436 versöhnte er sich mit dem Vater, und all sein Haß wandte sich nun gegen den, welchen ihm sein Bewußtsein als Mitschuldigen nannte — gegen Herzog Heinrich von Landshut. Von Ingolstadt aus wurden diese Flammen geschürt, und Albrecht erklärte dem Landshuter am 15. April den Krieg. Es begannen wieder die alten Raub-



Versöhnung Albrecht III mit seinem Vater nach der Ermordung der Agnes Bernauer, 1435.

Nach dem Gemälde von Pechmann.

und Verheerungszüge, die bis in den Sommer hinein dauerten, bis endlich das Baseler Konzil einen Waffenstillstand zustande brachte. Die Ingolstädter waren abermals isoliert. Kaum war ein Jahr vergangen, so heiratete Albrecht III die Tochter Herzog Erichs von Braunschweig mit Namen Anna. Am 6. November 1436 wurde in München die Hochzeit gefeiert, doch ließ Albrecht die Heiratsurkunden erst am 21. Januar 1437, am Tage der heiligen Agnes, und in den folgenden Tagen ausstellen. So konnte Herzog Ernst, dessen Gestalt uns diese letzte Wolke verdüsterte, beruhigt die Augen schließen (1. oder 2. Juli 1438). Albrecht III ward allein regierender Herzog in Bayern-München.

In den ersten Jahren seiner Regierung finden wir den Herzog vorzugsweise mit der Reform der bayerischen Klöster beschäftigt, zu welcher er sich von dem Baseler Konzil hatte autorisieren lassen. Der Dechant und spätere Probst Johann von Indersdorf, welcher dem Fürsten geistliche Reden und Betrachtungen verfaßt hatte, deren Schönheit und Erbaulichkeit noch heute von gleichgestimmten Seelen hervorgehoben wird, stand ihm bei diesem Reformationswerke zur Seite. Der Tod des Erben und Nachfolgers Kaiser Sigismunds gab indes seiner Politik bald eine andere Wendung.

Albrecht V von Oesterreich hatte nach dem Absterben seines Schwiegervaters versucht, die luxemburgischen Territorien, Böhmen, Mähren, Schlesien und Ungarn, seinen habsburgischen Besitzungen hinzuzufügen. Den Kurfürsten war nach dem Tode Sigismunds zunächst die Vertretung des Reichs zugefallen. Sie dachten an Reform der Reichsverfassung in ihrem Sinne, der lediglich ein oligarchischer war. Um unbehindert vorwärts schreiten zu können und namentlich ihre Stellung durch den kirchlichen Streit nicht beeinträchtigt zu sehen, ließen sie am 17. März 1438 eine feierliche Neutralitätserklärung der vereinigten Kurfürsten der Wahl des Habsburgers Albrecht zum römischen Könige, welche am 18. März erfolgte, vorangehen. Der Neugewählte konnte also in der kirchlichen Politik keinen eigenen Weg mehr gehen, wollte er sich nicht von der seiner Wähler entfernen und mit ihnen in Gegensatz geraten.

Auf einem Reichstage zu Nürnberg 1438 kam der Gedanke der Kurfürsten in dem Vorschlag zum Ausdruck, das Reich in Landfriedenskreise zu teilen, von denen jedoch die habsburgischen und kurfürstlichen Territorien ausgenommen sein sollten. Dem versagten sich die Städte. Und als dann auf einem zweiten Reichstage zu Nürnberg im Herbst 1438 der aus Sigismunds in Albrechts II Dienste übergetretene Kanzler Schlick vermittelnde Vorschläge zu einer Reichsreform machte, wiesen die Kurfürsten diese Vorschläge zurück, da den Städten in denselben Konzessionen gemacht waren. Die Landfriedenskreise sollten die kurfürstlichen Länder wohl, nicht aber Böhmen und Oesterreich umfassen und die Gerichtsbarkeit über die Städte nur dem Könige und den Kreishauptleuten verbleiben. Immer wieder also sucht das Königtum eine Verbindung mit den Städten. Zu einer politischen Reform des Reiches kam es auch diesmal nicht infolge der ständischen Gegensätze, und damit war eigentlich der religiösen Reform bereits der Boden entzogen. Nicht dem Reiche, den Territorialmächten fiel sie anheim.

König Albrecht wurde im Osten festgehalten, doch hatte er sich der Politik der Kurfürsten angeschlossen, was die Neutralität derselben in der kirchlichen Frage betraf. Auf einem neuen Reichstage zu Mainz im März 1439 kam es dann mit Hilfe der Gesandten des Königs und der Kurfürsten zu der sogenannten pragmatischen Sanktion der Deutschen, durch welche ein Teil der Baseler Dekrete angenommen wurde. Man erkennt das Vorgehen der Fürsten, wenn wir hören, daß diese Annahme nicht infolge der Autorität des Konzils geschah, sondern aus freien Stücken. Von einem Akte des Gehorsams und der Unterwerfung unter die Konzilsbeschlüsse ist dabei keine Rede. Wie die Kurfürsten die Suspension des Papstes Eugen IV durch das Konzil verwarfen, so nahmen sie von den andern Beschlüssen an, was ihnen paßte, „mit Vorbehalt einiger Erklärungen, Modifikationen und Limitationen, wie sie für unsere deutsche Nation und für das Gebiet jedes einzelnen von uns passen." Unter den angenommenen Dekreten befanden sich namentlich diejenigen, welche die Freiheit der kanonischen Wahl, die Beseitigung der päpstlichen Provisionen und Reservationen, aller neuen Sporteln und Leistungen, die Aufhebung der Annaten und Palliengelder, das Verbot der Appellationen an den römischen Stuhl und

die Beschränkung der kirchlichen Strafen betrafen. Auf diesem Wege einer nationalen Gutheißung der universalen Baseler Dekrete war bereits Frankreich voraufgegangen. Dort aber hatte die monarchische Gewalt diesem Vorgehen sofort den Charakter eines gesetzgeberischen Aktes verliehen, in Deutschland blieb dasselbe ein Provisorium, ein Vorschlag zu Reichsgesetzen. Und bezeichnend für die unterschiedliche Stellung Frankreichs und Deutschlands ist namentlich, daß die Franzosen jenes Dekret, wodurch die Provinzial- und Diöcesansynoden erneuert wurden, wegließen. „In diesen Sonderversammlungen wird König Karl VII, der die ersten Schritte zu einer Konzentration Frankreichs that, nicht das Mittel erblickt haben, sein Reich auch kirchlich zusammenzufassen; sie hätten es vielmehr in Teile gespaltet, die nicht der Reichssynode, sondern ohne Mittel der allgemeinen Versammlung der Christenheit unterworfen gewesen wären." Umgekehrt sahen in Deutschland die Kurfürsten und Erzbischöfe in diesen Teilsynoden eine Stärkung ihrer Macht gegenüber der monarchischen.

Das Baseler Konzil verhielt sich den kurfürstlichen Vermittlungsversuchen gegenüber vollkommen starr. Am 25. Juni 1439 wurde die Absetzung Papst Eugens IV beschlossen. Am 13. August erneuerten darauf die Kurfürsten ihre Neutralität, die, je weiter die Kluft innerhalb der Kirche wurde, eine um so größere Bedeutung erlangen mußte. Am 5. November 1439 schritten die Baseler zu einer neuen Papstwahl. Herzog Amadeus von Savoyen ging als Felix V aus dem Konklave hervor. Der Bestürzung der Römer suchte der zu Eugen IV zurückgekehrte Kardinal Julian Cäsarini durch eine in Florenz, wohin Eugen das Konzil von Ferrara verlegt hatte, gehaltene Rede zu begegnen, welche uns einen merkwürdigen Einblick in die geistige Verfassung dieser Leute giebt. Er habe gefürchtet, daß man in Basel irgend einen armen, gelehrten und tüchtigen Mann wählen würde, dessen gottesfürchtiger Wandel den Römern einen schweren Kampf würde bereitet haben; Felix aber habe nur Geld. Er sei furchtsam und geizig und man müsse Gott danken, daß dieser zum Gegner erhoben worden sei. Was man in Rom fürchtete, erkennt man deutlich an dem Cynismus dieser Worte, ebenso aber auch, was man in Deutschland erwartete. Die Passivität des deutschen Bürgertums wird uns damit vollkommen erklärlich.

Der römische König und die vorwaltenden Fürsten und Prälaten hatten durch ihr Vorgehen und ihr Verhalten dem kirchlichen Schisma gegenüber dargethan, daß sie einig seien in dem Entschlusse, der deutschen Kirche die Reform des Konzils und doch zugleich alle Selbständigkeit zu sichern. Es kam nur darauf an, daß sie diese Einigkeit bis zum Ende des weiten Weges sich erhielten. Aber gerade hierin lag die Schwierigkeit. „Die Neutralität ließ sich nur dann rechtfertigen, wenn das durch sie selbständig gewordene Fürstentum größere Aufgaben sich stellte, Aufgaben, die es nur unabhängig von Papst und Konzil erreichen konnte." Pückert denkt bei diesen Worten an die Schließung der Staatsgebiete, an die innere Ausbildung der Nationalitäten, für die nicht nur, wie man gewöhnlich annimmt, das universelle Episkopat des Papstes, sondern auch das Konzilwesen, die allgemeine Versammlung der Christenheit im Prinzip ein Gegensatz und, wie die bisherige Erfahrung zeigte, im Erfolg oder im Mißlingen ein Hemmnis gewesen sei. Wie sehr indes gerade die Einrichtung des oligarchisch-kurfürstlichen Kollegiums für diese Schließung der Staatsgebiete ein Hemmnis war, zeigt uns die Thatsache, daß es nicht gelang, diesen Neutralitätsbund über eine gewisse Anzahl von Mitgliedern zu erweitern. Alles was durch ein kurfürstliches Vorrecht verletzt wurde und ein solches nicht anerkannte, wandte sich von dieser Politik ab, und daß gerade unter den Leuten, welche einen Anspruch auf Beachtung erhoben, die Mehrheit ruhig ihren eigenen Weg fortging, ist nicht zu verwundern. So erkannte nicht nur der Pfalzgraf Stephan zu Simmern und Zweibrücken, der Sohn König Ruprechts und der Stammvater der königlichen Linie in Bayern das Baseler Konzil und seinen Papst Felix an, sondern es that dies ebenso unter manchen andern Herzog Albrecht III von Bayern-München.

Es konnte nur die Frage sein, ob es gelingen würde, diese der kurfürstlichen Politik abgeneigten Kreise zu gewinnen, oder aber ob die Abneigung das Werk der Neutralen, die ja, was die Reichsreform anging, keineswegs neutral gesinnt waren, untergraben

werde? Es zeigte sich, wie wir sehen werden, daß die Territorialität das Uebergewicht einstweilen behauptete. Für jetzt war der plötzliche Tod König Albrechts II am 27. Oktober 1439 ein sehr verhängnisvolles Ereignis, um so mehr, als dadurch dem Baseler Konzil die Aussicht verloren ging, daß möglicherweise Deutschlands König und Fürsten sich insgesamt zu seinen Gunsten erklärten. Hatte doch Albrecht II die Versammlung



Herzog Albrecht III von Bayern-München. Porträt nach einem alten Bilde.

bereits als eine die ganze Kirche rechtmäßig repräsentierende anerkannt, wenn er auch betreffs ihrer Dekrete sich der Haltung der Kurfürsten anschloß. Lag schon in der Neutralitätserklärung an sich ein halber Sieg der Kurie, so mußte das ganze Reformwerk des Baseler Konzils in Frage gestellt werden, wenn es den alten reaktionären Kräften gelang, auch auf die Neutralität zersetzend einzuwirken. Und gerade die böhmische Revolution hatte dem Reformwerke den ersten Stoß versetzt, indem sie den Hälblingen und

Verzagten klar machte, daß mit der alten kirchlichen Organisation jeder positive Boden verloren gehe. Die Wiederherstellung dieser Organisation war bereits zum Stichwort der maßgebenden Kreise geworden, man schaute rückwärts, statt, wie das Leben es verlangte, in die Zukunft.

Die Erhebung eines Habsburgers nach dem Tode des letzten Luxemburgers hatte aber speziell für Bayern eine besondere Bedeutung. War bisher Wittelsbach in dem Ringen zwischen Luxemburg und Habsburg in eine fortwährend schwankende Stellung geworfen worden, so erstand ihm nun in Habsburg jener eine Gegner, von dem wir für die wittelsbachische Macht die Erweckung eines Konzentrationstriebes erwarteten. Der Tod König Albrechts II schien diese Gegnerschaft direkt in das Bewußtsein beider Parteien emporzutreiben, denn mit dem Tode des luxemburgischen Erben ward der böhmische Thron abermals erledigt. „Die wieder angeknüpfte Verbindung mit Deutschland zerriß aufs neue, indem die Häupter der husitischen Partei sich der böhmischen Verwaltung sofort bemächtigten.“ Für die bayerische Politik müssen demnächst die beiden Umstände von hervorragender Bedeutung werden, daß es 1. von dem kurfürstlichen Kollegium ausgeschlossen ist, somit also von vornherein zum Gegner jeder kurfürstlich-obligarchischen Verfassungsreform bestimmt erscheint, und daß 2. Habsburg, der älteste Rivale Wittelsbachs, sich der königlichen Krone in Deutschland bemächtigt.



Albrecht II.
Nach dem Gemälde im Römer zu Frankfurt a. M.

König Albrecht II hatte seine Gemahlin Elisabeth gesegneten Leibes hinterlassen. Am 22. Februar 1440 gebar sie einen Sohn, welcher den Namen Ladislaus (Posthumus) empfing. Zwanzig Tage vorher, am 2. Februar hatten die Kurfürsten den 24jährigen Herzog Friedrich von Steiermark, abermals einen Habsburger, zum Könige erwählt. Schon gegen König Albrecht hatte eine böhmische Partei versucht, die luxemburgisch-habsburgischen Erbverträge beiseite zu schieben und freies Wahlrecht zu beanspruchen. Die Folge war, daß selbst Albrecht II es nicht zu allgemeiner Anerkennung in Böhmen bringen konnte. Ein Landtag zu Wien sprach im Dezember 1439 allerdings den drei Herzogen von Oesterreich auch die Erbfolge in Böhmen zu für den Fall, daß Elisabeth einer Tochter das Leben schenken würde. Ein Sohn hingegen sollte dem Vater in allen seinen Ländern folgen. Das war deutsche Anschauung, aber in Böhmen war man noch nicht so weit, um einem Fürstenhause den Besitz von Volk und Land unbestritten und unbedingt zuzugestehen. Die Zeit, da man hier frei wählte, war dem Gedächtnis der Leute noch nicht vollständig entrückt, und bald gewann die Partei der freien Wahl an Zuwachs.

Noch vor Ablauf des Jahres war ein Landtag in Böhmen zusammengetreten, und in den in Prag versammelten politischen Kreisen wurde bereits die Neuwahl besprochen. Unter den Kandidaten, welche genannt wurden, war auch Herzog Albrecht III von Bayern-München. Wir wissen, daß seines Vaters Schwester Sophie einst Königin von Böhmen war. An ihrem Hofe war Albrecht erzogen worden und hatte er sich nicht nur mit manchen der hervorragenden Böhmen, sondern auch mit ihrer Sprache befreundet. Schon im Februar 1440 kamen die Unterhandlungen in Gang und im April erklärte der Herzog seine Geneigtheit zur Annahme der böhmischen Königskrone. Im Mai trat ein neuer Landtag in Prag zusammen, und hier sah man bereits von dem sogenannten Erbrecht

des jungen Ladislaus vollkommen ab. Man fühlte und betonte, daß dem Lande ein wirklicher König notthue, kein Kind, sondern ein Mann, der wirklich zu regieren fähig wäre. Wie gesagt handelte es sich in Böhmen um die Behauptung des Wahlrechts gegenüger dem von Westen importierten Erbrecht. Wer betont, daß eine luxemburgisch-habsburgische Erbverbrüderung bestanden habe, muß erst beweisen, daß diese wirklich zu Recht bestanden habe und demgemäß zu einer böhmisch-österreichischen geworden war. Das war aber noch keineswegs entschieden, sollte vielmehr jetzt erst entschieden werden. Bei einer Vorwahl zeigte sich als Hauptrivale des Wittelsbachers der Brandenburger. Er vereinigte eine große Anzahl von Stimmen auf seine Person. Bei der Hauptwahl aber am 23. Juni 1440 ging Albrecht fast einstimmig als Erwählter hervor. Also vor die Entscheidung gestellt, forderte Albrecht Bedenkzeit. Der Zweifel war in ihm erwacht und hielt ihn fest, so daß er nicht mehr vorwärts, sondern nur mehr zurücksah. Hochbezeichnend ist namentlich eine Forderung, welche die Böhmen im Lauf der Unterhandlung an ihn stellten: Bayern solle der Krone Böhmen verschrieben werden. Wir sahen, wie das so kommen konnte. Böhmen war zu einer Vormacht im Osten, dann selbst im Reiche geworden. Gegenüber der Macht des Reichskolosses hatte es seine nationale Selbständigkeit siegreich zu verteidigen gewußt. Neben der königlichen Regierung der Luxemburger hatte sich die nationale Landesregierung behauptet. Jetzt wäre es darauf angekommen, die eben wieder ins Werk gesetzte Verbindung dieses nationalen Gebildes mit dem Reiche zur dauernden zu gestalten, aber dafür war dieser Wittelsbacher nicht der rechte Mann. In kleinen Verhältnissen erwachsen, hatte er nur einen Blick für kleine Verhältnisse. Alle weitausschauenden Pläne mußten ihn beengen und verwirren, zumal er eben erst begonnen hatte, die Dinge seines eigenen kleinen Landes nach Bedürfnis und Können zu ordnen. Wenn man also Albrecht III die Zurückweisung der böhmischen Krone zum Verdienst machen will, so kann dies nur so geschehen, daß man sagt: er täuschte sich über sein eigenes Können nicht und war frei von allen politischen und jugendlichen Illusionen. Freilich fehlte ihm mit diesen auch jegliche Schwungkraft, die sich von selbst in jeder Lage und mit noch so geringen materiellen Mitteln zu schöpferischer Gestaltung getrieben fühlt. Er war der Abkömmling eines alten deutschen Fürstengeschlechts, das mit seinem Lande untrennbar verwachsen schien und dem jegliche Auslandspolitik bisher gar schnell zu unglücklichem Ende gediehen war. Bayern war ein kontinentales Land geworden, unfähig, aus sich heraus die Kräfte zu erzeugen, welche zur Kolonisation und Herrschaft in fremden Ländern unbedingt erforderlich sind. Jene, man möchte sagen blinde Lust der Offensive war hier längst eingeschlummert, und so finden wir es natürlich, daß Albrecht in dieser Lage sich erkundigen wollte nach den Ansichten des neuen Königs, eines Habsburgers, des Papstes und Konzils, wie seines Vetters Heinrich von Landshut, daß er sich ebenso erkundigen wollte nach den inneren Zuständen des böhmischen Landes.

Wir wissen, daß der Bayernstamm schon in sehr früher Zeit aus seinem gemeinsamen Leben herausgerissen wurde, daß seitdem die Tendenz der Zersplitterung fast ununterbrochen lebendig blieb. Diese Zersplitterung allein hatte es den Ländern im Osten der bayerischen Interessensphäre, namentlich Böhmen, möglich gemacht, die Germanisierung zurückzuhalten. Sollte dieselbe sich jetzt noch vollziehen, so war allerdings das Zurückgehen auf Bayern das einzig Natürliche, allein zuvor hätte in Bayern der Drang nach selbständigem und einheitlichem Leben von neuem erwachen müssen. Wir wissen, daß das nicht geschah, und ein Blick auf Ostbayern, auf Oesterreich und Habsburg, belehrt uns, daß diese Möglichkeit auch für die Zukunft ausgeschlossen war. Es konnte sich also für Albrecht nur darum handeln, Böhmen als Böhmen zu regieren, d. h. mit an sich geringerer persönlicher Macht die Rolle der Luxemburger weiterzuspielen, eine Aussicht, die um so weniger verlockend war, als er nicht nur die Schwierigkeiten sah, welche ihm von allen Nachbarn, von Brandenburg, Sachsen, Polen, Habsburg und in erster Linie von seinen eigenen Verwandten bereitet werden würden, sondern auch jene Schwierigkeiten, die ihm in Böhmen selbst entstehen mußten. Er hatte gesehen, was das Regiment eines Deutschen in Böhmen bedeutete, und jene Lehrjahre am Hofe Wenzels werden ihm wohl

in der Erinnerung geblieben sein. Wenn also Albrecht jetzt daran verzagte, die einst seinem Stamm gestellte natürliche Aufgabe bewältigen zu können, so ist das kaum merkwürdig. Oesterreich hatte Bayern von dieser Aufgabe zurückgedrängt und drängte nun auch Albrecht von neuem zurück. Oesterreich und Habsburg überall! Wie die letzten Akkorde einer verhallenden Musik, so klingen uns jene Gedanken Wilhelms an Schwaben, diese Albrechts an Böhmen. Wohl sind es noch die alten Motive und noch manchmal kehren sie wieder, aber immer mehr verlieren sie an ihrem Charakter, der sie uns einst so lebendig, natürlich und berechtigt erscheinen ließ.

Albrecht und die Böhmen formulierten beiderseits ihre Bedingungen genauer. In Böhmen erwartete man namentlich, daß Albrecht die Baseler Kompaktaten unbedingt anerkennen, die Schulden der alten Könige einlösen und die Reichsangelegenheiten mit dem Rat der böhmischen Stände erledigen werde. Albrecht hingegen verlangte die Aufgabe gerade jenes Rechtes, infolgedessen er König werden sollte, die Aufgabe des Wahlrechtes zu Gunsten seiner ehelichen Manneserben. War dieses Verraten seines letzten Gedankens zum mindesten eine politische Unklugheti, zumal jetzt, da seine Gegner für sich an die problematische Existenz eines Erbrechtes appellierten, so zeigte Albrecht auch offen seine Unfähigkeit, eine Vermittlerrolle zwischen Böhmen und dem Reiche zu spielen. Die Witwe König Albrechts II wandte sich direkt an den Herzog, ihn von der Annahme der böhmischen Krone, die ihrem Sohne Ladislaus gehöre, zurückzuhalten. Ihr Appell an die Gerechtigkeit Herzog Albrechts läßt uns den Charakter desselben allerdings in schönem Lichte erscheinen. Hinter dem Herzoge aber stand wiederum seine Gemahlin Anna von Braunschweig, welche sich auf die Königskrone von Herzen freute. Ihre Freude war verfrüht. Albrecht machte bei den weiteren Verhandlungen in Cham



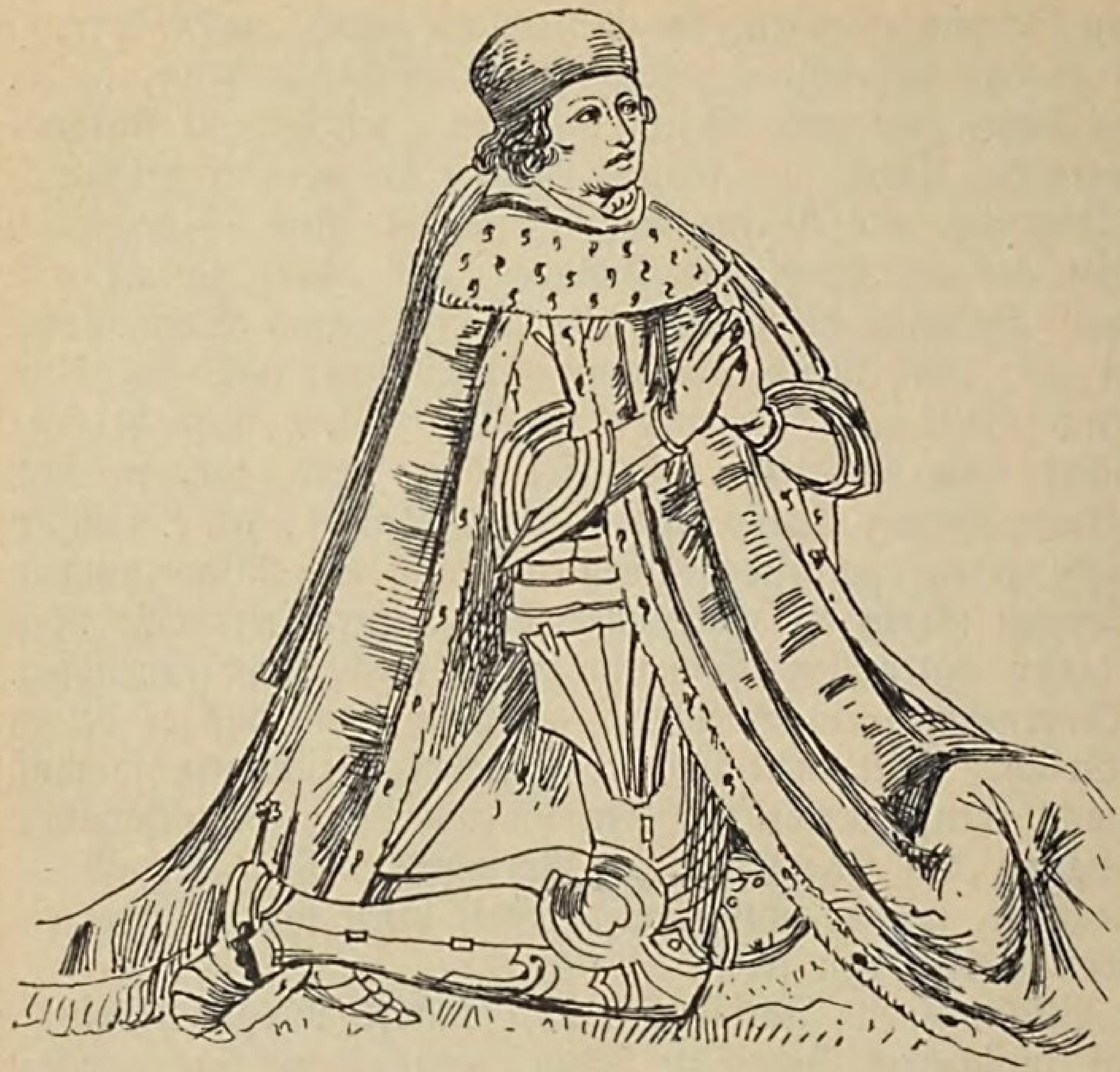
Siegel Kaiser Albrechts.

(August 1440) die Annahme der Krone von der Zustimmung König Friedrichs und der Königin-Witwe Elisabeth, die Anerkennung der Kompaktaten und Rokycanas als Erzbischof von Prag von dem Urteil des Baseler Konzils und die Einlösung der alten Königsschulden von der Zustimmung seiner Herren und Freunde abhängig, d. h. er machte den Böhmen den Vorschlag, allen möglichen andern Rücksichten, nur der einen nicht, dem nationalen Leben Böhmens selbst und seinen Forderungen und Bedingungen Rechnung tragen zu wollen. Damit hatten die Böhmen genug. Die Antwort war eine im Grunde abschlägige und erhielt diesen Charakter um so mehr, als bald darauf Albrecht durch die Einmischung König Friedrichs, der natürlich für Ladislaus und die Habsburger eintrat, noch mehr von Böhmen weggedrängt wurde. Die Sache verlief im Sande.

Man hat über das Verhalten Albrechts in dieser Angelegenheit die verschiedensten Urteile gefällt. Der Herzog führt in den Geschichtsbüchern den Beinamen „der Fromme.“ Dieses Urteil seiner mittelalterlichen Kollegen zu erneuern, hat Pater Mittermüller vom Benediktionerorden nicht unbedeutende Anstrengungen gemacht, während Kluckhohn den Herzog einen indolenten Fürsten nennt. Bis in die neueste Zeit figuriert aber auch das

Urteil des Aeneas Sylvius in den Geschichtsbüchern, der Albrechts Tugend und Mäßigung deshalb so hoch emporhebt, weil er das angebotene Königreich ausgeschlagen habe, „denn die wahre Herrschaft sei nicht bei jenen, die nach Macht begehren, sondern die sie auszuschlagen verstehen." Nun, ein solches Urteil aus solchem Munde könnte eher für Kluckhohn geneigt machen, denn der Umstand, wie Aeneas Sylvius Papst Pius II geworden ist, wie er es nicht verstanden hat, die Herrschaft auszuschlagen, gibt dieser Phrase doch um so mehr einen merkwürdigen Beigeschmack, als dieser selbe Aeneas Sylvius bei anderer Gelegenheit der Meinung ist, „daß Reiche eben mit den Waffen, nicht auf gesetzmäßigem Wege gewonnen werden." Wir aber wollen bei der Beurteilung Albrechts uns wie bisher treu bleiben und nicht nach Verdienst oder Schuld forschen, sondern nach realen Ursachen. Er war der Sohn Herzog Ernsts, der Enkel Johanns; seine nächsten Vorfahren waren Männer, welche jedem politischen Abenteuer aus dem Wege gingen, da sie erkannten, daß auch zu kleinem Risiko die materiellen Mittel ihrer Herrschaft nicht ausreichten. Unter dem Drucke dieser materiellen Ohnmacht war Albrecht emporgewachsen. Für ihn wäre das böhmische Unternehmen ein Abenteuer geblieben, und daß er davon zurückstand, war recht und natürlich. Will man ihn der Indolenz bezichtigen, so muß man auf diese materielle Ohnmacht ebenso verweisen. An ihr war Albrecht unschuldig, und damit verliert jene Bezichtigung den Charakter des Vorwurfs. Nicht Schuld — nicht Verdienst — der Herzog handelte, wie er mußte, und damit lösen sich die phrasenhaften Uebertreibungen nach beiden Seiten von selbst.

Und werfen wir nun den Blick auf das übrige Bayern, so wird uns das Gefühl, welches Albrecht beherrschte, auf unsicherem Boden zu stehen, vollkommen klar werden. Das letzte Resultat der bisherigen Entwicklung Bayerns und Wittelsbachs fordert unsere Betrachtung. Aus Ludwigs des Bärtigen erster politischer Ehe mit Anna, der Tochter Johanns von Bourbon, war Ludwig VIII hervorgegangen. Dieser Mann wäre eines Shakespeare würdig, mit dessen Richard III er sowohl, was sein Inneres, als was seine äußere Gestaltung betrifft, eine große Aehnlichkeit hat. Riezler beschreibt ihn: „Ein Höcker und übermäßig lange Beine, auf denen der kurze Leib aufsaß, brachten den vollendeten Eindruck der Mißgestalt hervor, aber dieser verwachsene Körper war doch aller ritterlichen Hantierung fähig und in ihm wohnte ein kluger und äußerst verschlagener Geist." Im Jahre 1431 war einmal der Plan aufgetaucht, Ludwig d. j. mit Margareta, der Tochter des alten Kurfürsten Friedrich I von Brandenburg, zu vermählen. Dem Vater aber war diese Verschwägerung mit seinem Todfeinde durchaus zuwider. Der Plan trat zurück. Aeneas Sylvius kommt einmal bei Gelegenheit einer solchen politischen Ehe auf das Unglück der Fürsten und Könige zu sprechen, welche ihre Gattin nicht nach eigener Wahl, sondern im Interesse des Reiches zu nehmen gezwungen seien; er meint aber, sie wüßten die Folgen dieses Mißgeschicks abzuwenden, „indem sie sich Beischläferinnen halten und Ehebruch treiben." Nun, Ludwig der Bärtige hatte sich, wie alle andern, dieses merkwürdigen Auskunftsmittels ebenfalls bedient, und das Produkt einer solchen Nebenehe mit Canetta, der Tochter seines Rates Wieland Swelcher, war Wieland, Ludwigs Lieblingssohn. In der Neigung des Vaters stand die legitime Mißgeburt diesem gut geratenen Bastard entschieden weit nach. Der Groll und Haß Ludwigs des jüngeren gegen den Erzeuger hat damit seine volle Erklärung. Schon im Herbst 1438, da kaum ein Jahr seit dem Tode Kaiser Sigismunds vergangen war, der bisher einen neuen Ausbruch im wittelsbachischen Hause nur mit Not hintangehalten hatte, war Ludwig der Bucklige mit seinem Freunde Albrecht von München in Erbverbrüderung und Schutzbündnis geraten. Durch Verpfändungen an Albrecht suchte Ludwig Geld zu gewinnen; die Hohenzollern standen auf seiner Seite, so namentlich Albrecht genannt Achilles, der Bruder Margaretas, mit der Ludwig nun doch die Ehe verabredet hatte. Am 27. Januar 1439 erfolgte die Kriegserklärung des Sohnes gegen den Vater. Die Vorwürfe, welche er dabei Ludwig dem Bärtigen machte, waren zum Teil nicht unberechtigt, aber gerade daß sie es nicht waren, zeigt die traurige Entwicklung der bayerisch-wittelsbachischen Verhältnisse. Natürlich fehlte dem Sohne der Beistand jenes andern Wittelsbachers in Landshut nicht, dessen Haß gegen den Ingolstädter Vetter noch



Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg.

ebenso unvermindert fortflammte, wie einst vor 20 Jahren auf dem Konstanzer Konzil.

Ludwig d. j. fiel in das Land des Vaters ein. Alle Versuche König Albrechts und seines Nachfolgers Friedrich, diesen „fast unerhörten" Friedensbruch zu verhindern, scheiterten. Am 20. Juli 1441 ward die Ehe Ludwigs d. j. mit Margareta vollzogen. Im Jahre 1443 hatte selbst Albrecht III seinen Widerwillen teilweise überwunden; er zog mit Ludwig und Albrecht Achilles von Brandenburg gegen Ludwig den Bärtigen ins Feld, der sich bisher trotz mehrfacher Angriffe in Neuburg an der Donau behauptet hatte. Ein abermaliges Friedensgebot König Friedrichs aber ließ den Münchener Herzog wieder zurücktreten, dagegen trat der Landshuter immer offener als Oberfeldherr hervor. Am 4. September 1443 fiel Neuburg, und der Vater geriet in die Gefangenschaft des Sohnes und des Markgrafen Albrecht Achilles. Der König verzieh natürlich alles. Ludwig d. j. aber starb bereits am 7. April 1445, und nun bemächtigte sich Aberdar von Seckendorf für Albrecht Achilles des greisen Gefangenen, der nunmehr nach Ansbach abgeführt wurde. Geld, viel Geld sollte dem Markgrafen und seinen Helfern diese menschliche Beute bringen. Herzog Albrecht und die Ingolstädter Landstände berieten hin und her, der Landshuter verfolgte andere Pläne. Fast eine halbe Million Gulden wurde für die Befreiung des Gefangenen gefordert. Der aber verbot, als er befragt wurde, selbst jede Auslösung und verlangte von den Ständen, daß sie die Ehre ihres Fürsten höher schätzen sollten, als seinen gebrechlichen Körper. „Nimm ein Schwert und stoß mich durch und durch, und doch soll mein letztes Wort sein: ich will dir nichts geben, bis mir die Seel ausgeht, denn du hast weder Recht noch Glimpf zu meinem Gut!" So soll der Herzog dem Markgrafen Albrecht geantwortet haben, als er um Geld in ihn drang. Gewiß, Ludwig zeigte dem Feinde, daß ein Fürst sein Gefangener war, und innerhalb der Kerkerwände erscheint uns dieser Mann erst als er selbst. Das ungerechte und unmenschliche Verfahren gegen den schwachen Greis erregte selbst in damaliger Zeit die Gemüter, und aus manchen Zeitberichten klingt uns die Aufregung entgegen. Aber es geschah nichts. Heinrich von Landshut konnte seine Pläne ungestört weiterspinnen. Als die Landschaft die Auslösung des Herzogs aus eigenen Mitteln abgeschlagen hatte, gelang es Heinrich, den König zu jenem nichtswürdigen Beschluß zu bringen, Heinrich, Albrecht Achilles und die Herzogin-Witwe Margareta sollten sich in Güte vertragen. Und die besorgten das. Gegen hohe Entschädigungen an Albrecht und seine Schwester ging der Gefangene 1446 in den Besitz seines Landshuter Vetters über, der ihn zu Burghausen unterbringen ließ. Abermals gingen Appellationen nach allen Windrichtungen aus, an die Kurfürsten, an den König, an die Könige von Frankreich und Dänemark, und König Friedrich gab dem Landshuter kund, daß er „gegenüber dem vereinigten Drängen der Kurfürsten, der ingolstädtischen Landschaft, des Münchener Herzogs, des Königs von Frankreich der üblen Nachrede halber nicht mehr lange unthätig bleiben könne." Im März 1447 kam es abermals zu Verhandlungen, welche endlich zur Befreiung Ludwigs führen zu wollen schienen. Die Ingolstädter Landschaft ver-

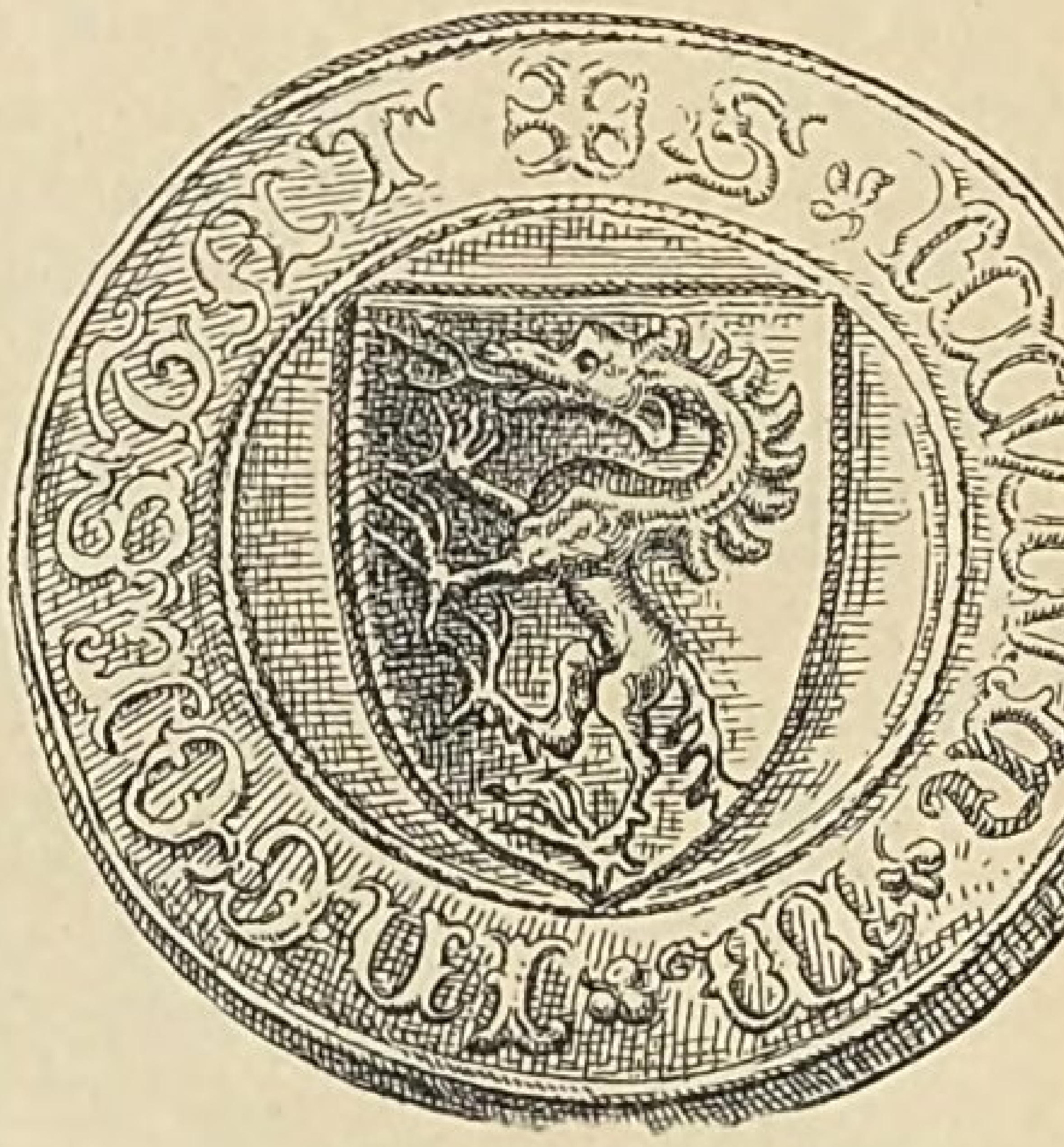


Die Bürger von Ingolstadt finden ihren Herzog als Leiche in Burghausen.

Nach dem Gemälde von Schwoiser.

sammelte sich in Oetting, und als sie zur Besprechung mit ihrem Herzoge Boten nach Burghausen schickte, fanden diese den Herzog tot. In der Nacht vom 1. auf den 2. Mai 1447 war der Greis gestorben. „Wenn mir einer gesagt hätte in meinen jungen Jahren, daß ich so viel leiden sollte, ich hätte ihm geantwortet, daß mich alle Fürsten Deutschlands dazu nit bringen würden," so hatte einem Freunde Ludwig der Bärtige im Kerker vertraut. Dieser Trotz blieb ihm treu, bis Alter und Gefangenschaft seine Lippen für immer schlossen. Sein Leben und seine Lage charakterisieren ihn zur Genüge. Es war eine mächtige Kraft in ihm, welche in fortwährender Negation zum Ausdrucke kam, da die Verhältnisse, in welche der Unbändige und Heißblütige eingeschnürt war, ihm ein positives Walten unmöglich machten. Ludwig der Bärtige ist im wahren Sinne des Wortes ein tragischer Charakter. — Daß Riezler die Wahrscheinlichkeit eines gewaltsamen Todes, wovon einige Chroniken reden, zurückweist, hat wenig zu bedeuten. Der Verdacht allein bezeugt, wessen man Heinrich von Landshut fähig hielt. Es lebte die Ueberzeugung, daß Ludwig der Bärtige lebendig das Gefängnis seines Vaters kaum verlassen würde. Der Zufall ersparte diesem eine Korrektion des natürlichen Ganges der Dinge, welche er jetzt noch weniger gescheut haben würde, als einstens zu Konstanz.

Mit dem Tode Ludwigs des Bärtigen erlosch die Ingolstädter Linie des Wittelsbachischen Hauses. Es kam darauf an, wem die Erbschaft zufallen würde. Ein Blick auf den Charakter Heinrichs von Landshut und denjenigen Albrechts von München genügt, um uns den Ausgang zu verraten. Ehe wir dieser Entwicklung weiter folgen, wollen wir in die Niederlande eilen, wo es gleichfalls in jener Zeit zu einer Entscheidung gekommen war.


Siegel der Stadt Ingolstadt.
Nach dem Original im Reichsarchiv in München.

Burgunds Vordringen gegen Osten war nicht aufzuhalten und so heroischen Widerstand die letzte Wittelsbacherin auch Philipp dem Guten entgegensetzte, ihre Kraft allein reichte nicht aus. Verlassen vom Reich und ihren Verwandten mußte Jakobäa im Delfter Vertrag (Juli 1428) in die Mitregentschaft des Burgunders willigen. Ihre heimliche Ehe mit Franz von Borsselen schlug dem Fasse vollends den Boden aus. Im April 1433 mußte sie ihre Länder an Burgund förmlich und vollends abtreten. Am 11. Oktober 1436 ist Jakobäa gestorben. Die herrlichen Niederlande kamen an die Nebenlinie des französischen Königshauses, welche auf ihnen, den französischen Ländern und den Ländern von Brabant, Namur und Luxemburg ein neues Reich begründete, das mit seiner jungen aristokratischen Macht sich drohend in Deutschlands Westen erhob. Bei der Krönung Friedrichs III in Aachen wurde Herzog Philipp mit den Niederlanden belehnt. Es war dieselbe Zeit, da in Bayern die Ingolstädter Fehde den Höhepunkt erreichte. Nur in Wittelsbach selbst ist die Ursache zu suchen davon, daß man seine „Rechte" also beiseite schieben konnte.

Der Zank um das Ingolstädter Erbe nahm für die nächste Zeit Bayerns ganze Kraft in Anspruch. Nach Recht und Herkommen war es unbestritten, daß die beiden überlebenden Linien sich in das Erbe zu teilen hätten. Aber Heinrich von Landshut stand schon wieder im Streite mit Albrecht III von München wegen der Erbschaft Adolfs, des Sohnes Wilhelms III. Hier hatte der Landshuter nichts zu fordern, da die Münchener Linie sich in ihren Teilen doch nur selbst beerben konnte. Albrecht suchte gegen den frechen Forderer einen Halt an den schwäbischen Städten (1445). Aber Heinrich von Landshut fand natürlich für seine Ansprüche das Ohr König Friedrichs III, welches nach Erfüllung gewisser Vorbedingungen bekanntlich für alles zu haben war. Zu diesem Streite kam nun der neue um Ingolstadt. Hier erwartete man die

unverzügliche Besitznahme eines Landesteiles durch Albrecht. Der aber wollte, wie in Böhmen, erst das Recht studieren. Die Landstände gerieten in Verzweiflung und unterwarfen sich bei einer abermaligen Forderung dem Ansinnen Heinrichs von Landshut. Der nahm nun das ganze Land, da Albrecht gezögert hatte, und erhielt obendrein am 4. März 1448 die königliche Bestätigung seines Raubes. Wir kennen Albrechts III Charakter. Er ist eine so zaghafte Natur, daß nur der fortwährende Hinweis auf die Entwicklung von Bayern-München uns dieselbe zu erklären vermag. „Der Herzog erwähnt einmal selbst die „Blödigkeit", die ihn zu dieser Zeit heimgesucht habe;" uns scheint dieselbe schon ziemlich permanent gewesen zu sein. Aber ist es die Blödigkeit des Kindes oder des Alters? Birgt sich hinter dieser Ruhe die stille Sammlung neuer Lebenskräfte oder der Tod? Das letzte können wir kaum glauben, da wir denselben Wittelsbacher den radikalsten Schritt aus der alten Fürstengewohnheit heraus in das freie Leben unternehmen sahen, als er dem Drange seiner Liebe und Natur folgte. Das bayerische Oberland hat die Fähigkeit zu erwerben verloren, wir wissen es, und diese Eigenschaft — man mag sie einen Mangel nennen — mußte sich einem Fürstengeschlechte mitteilen, welches mit so konsequenten Schritten in das Leben seines Landes zurücktrat. Der Baum ist festgewurzelt im Lande, nur gewaltige Stürme werden ihn wieder entwurzeln können. Zeit zum Wachstum aber bedarf er, damit der Schatten seiner Aeste weiterreiche. Riezlers Urteil, daß Albrechts Verhalten wohl dem Unrecht den Sieg, Bayern aber auch in kritischer Lage den Frieden verschafft habe, erscheint uns als das am nächsten zum Ziele treffende. Freilich ist die Erscheinung in jener Zeit des Unrechts und des Egoismus eine ungewohnte, aber, wie wir sehen, keine unbegründete. Schon jetzt aber wissen wir, daß jede gewagte Neuerung von dieser Seite auf eine neutrale, wenn nicht abstoßende Haltung stoßen wird. In dem Leben des bayerischen Volkes liegt einstweilen keine Tendenz, aus sich herauszugehen. Die Kultur der alten Zeit hält dieses Leben im Banne, und gewaltiger Revolutionen wird es bedürfen, um diesen Bann zu brechen. Der Streit um Ingolstadt erreichte in dem Vertrage zu Erding am 12. Dezember 1450 sein Ende. Heinrich von Landshut war für sein Land ein kräftiger Regent. Seine äußere Politik versagte ihm nie, freilich war ihm auch jedes Mittel recht. Aber im Innern hielt er die Ordnung aufrecht und scheuchte die Räuber aus ihren letzten Schlupfwinkeln hinaus. Seine Kasse war gefüllt, und der Schatz, den er sammelte, wurde berühmt. „Der Reiche" heißt er in der Geschichte, wie seine beiden Nachfolger. Warum er die Juden schützte, wußte er wohl, und warum er die Reise zum Jubiläum nach Rom seinen Unterthanen verbot, ebenso. Ihm selbst und seinem Lande brachte dieses Verhalten Vorteil. An der Pest ist Heinrich XVI, der Reiche, am 30. Juli 1450 gestorben. Den Vertrag zu Erding schloß bereits sein Sohn und Nachfolger, Ludwig der Reiche, ab. Von dem, was Ludwig an Albrecht III aus der Ingolstädter Erbschaft bewilligte, ist nur Deggendorf namentlich zu nennen.

Kaiser Sigismund hatte sich vergebens bemüht, das Ansehen und die Macht des Kaisertums noch einmal mit neuem Leben zu erfüllen. Seine beiden Nachfolger, Albrecht II und Friedrich III, die Habsburger, stehen vollends im Banne der territorialen Interessen.

Das geistliche Fürstentum in Deutschland hat, wie wir wissen, einen sehr weltlichen Charakter, und vollends in jener Zeit nahmen weltliche Aufgaben die geistlichen Fürsten fast ganz in Anspruch. Mit der alten Centralgewalt des Kaisertums ist die Verbindung zerrissen, und schon taucht der Gedanke auf, daß nur dann eine staatliche und kirchliche Reform möglich sei, wenn es gelänge, das Papsttum und das geistliche Fürstentum wieder in den Charakter des geistlichen Amtes zurückzuzwingen. Die sogenannte „Reformation des Kaisers Sigismund" entwickelt diesen Gedanken der Säkularisation und der Reduzierung des geistlichen Fürstentums auf das Amt und ein bestimmtes Gehalt. Man sieht, wie der von Occam und Wiclif angeschlagene Gedanke sich fortarbeitete. Jede Reformation aber war nur dann fähig, aus der Theorie ins Leben zu treten, wenn es gelang, die Städte und damit das Volk aus ihrer Passivität herauszutreiben. Gutenberg ist an der Arbeit. Er wird das besorgen. Aber noch bedarf es der Zeit, denn alle Erfindungen des Mittelalters, so des Pulvers, so der Buchdruckerkunst, gehen einen langsamen Schritt.

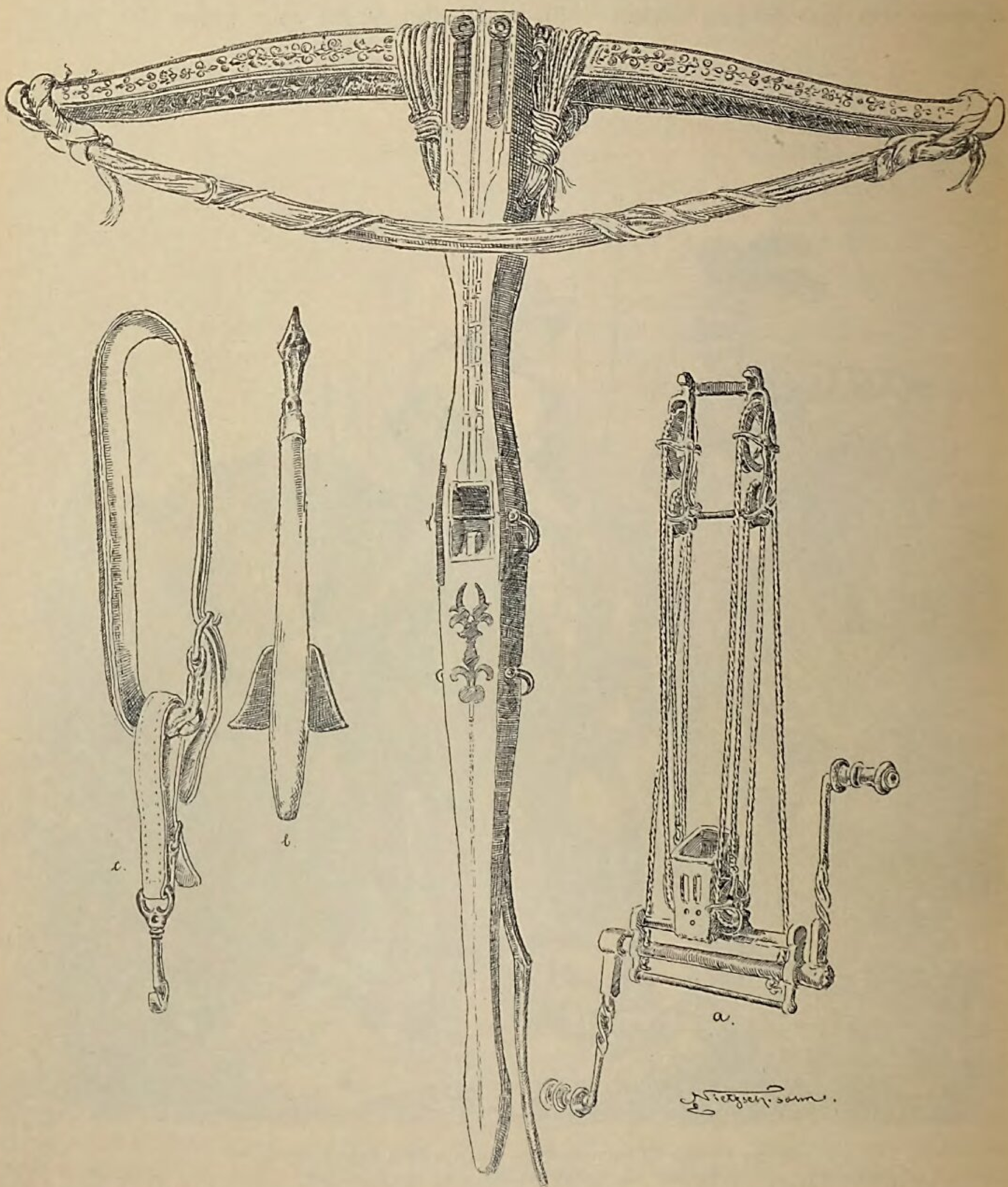
Einstweilen hatte das Kaisertum für die Städte keine Bedeutung mehr. Gegen äußere Gefahren standen sie gefeit eben durch Pulver und Geschütz wie ihre vortrefflichen Festungsanlagen. Zur Verteidigung reichte die neue Feuerwaffe schon vollkommen aus. Auf der Höhe politischer Selbständigkeit kümmerten sich die Städte um die allgemeinen Angelegenheiten wenig; es ist ein Zug geistiger und politischer Sorglosigkeit und Erschlaffung, der uns da entgegentritt. Die materiellen Mittel einer neuen Zeit sind vor-



Herzog Heinrich XVI von Landshut und sein Sohn Ludwig der Reiche.
Porträts und Tracht nach Bildnissen damaliger Zeit.

handen. „Der bislang vorherrschende Einfluß der Körperstärke, der rohen Kraft und damit das thatsächliche Monopol des Rittertums wurde durch die Ausbildung der Feuerwaffen wesentlich beschränkt und gebrochen, der Krieg in ganz anderem Sinne als seither eine Kunst, in welcher nicht mehr die physische Stärke, die wilde Entschlossenheit, die bloße Verwegenheit einer Ritterschar den Ausschlag gaben, sondern der Geist, die Geschicklichkeit, welche die früher ungekannte Kraft am besten zu nützen wußten." Einstweilen aber herrscht ein gewisser Stillstand. Der aristokratische Charakter der früheren

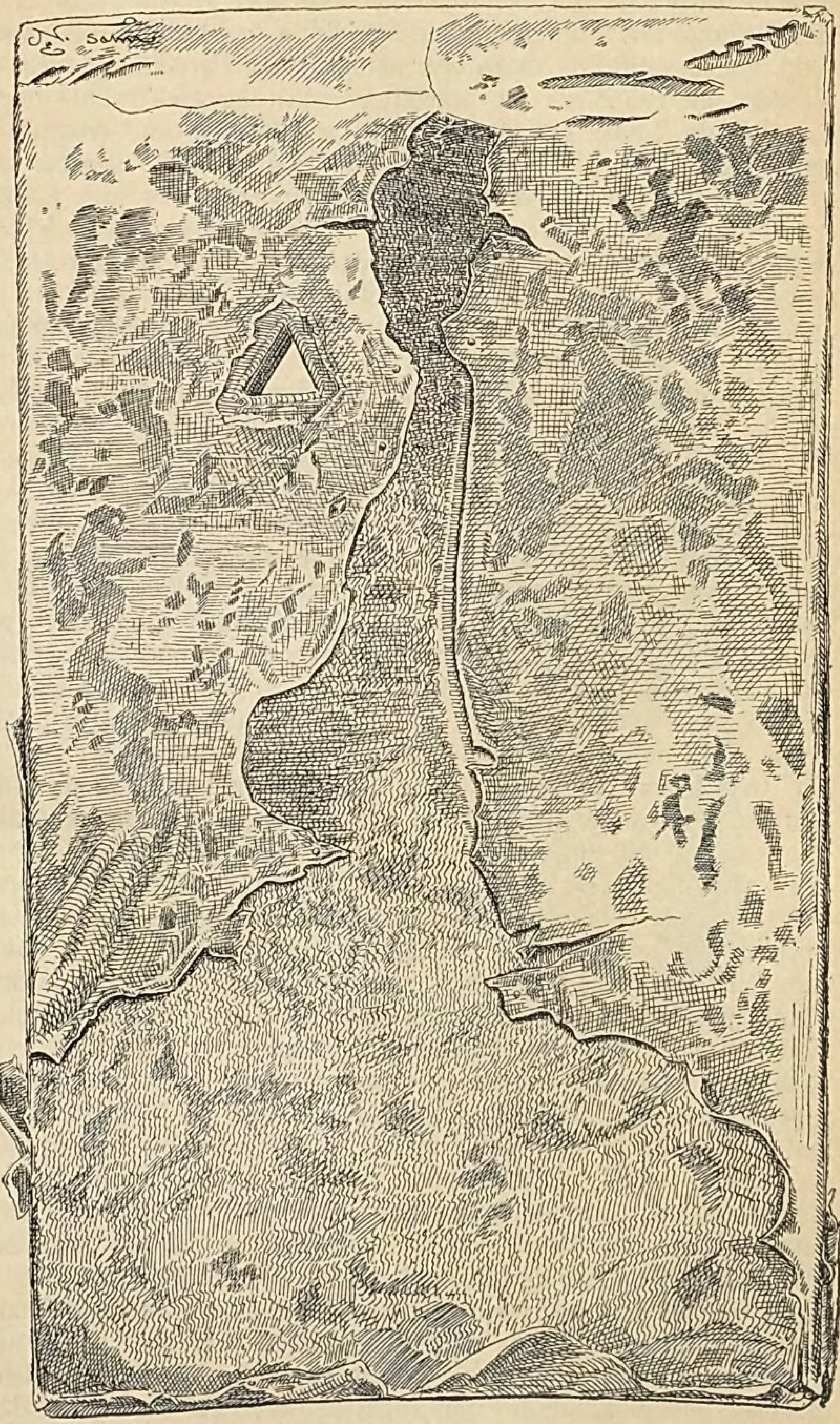
städtischen Architektur ist verwischt; Skulptur, Malerei und Dichtkunst zeitigen den Spott und derben Humor, gleichsam als Ausdruck des sicheren Bewußtseins und Uebermutes, welche die Bürger hinter ihren dicken Mauern gegen die äußeren Feinde erfüllten, zugleich aber auch als Ausdruck jener religiösen Stimmung, welche nur mit indifferentem Lächeln



Kolossale Armbrust, welche zur Verteidignng der Stadtmauer diente.
a. Flaschenzugwinde zum Spannen der Armbrust. — b. Bolzen. — c. Ledergürtel zum Tragen.
Original, Eigentum der Stadt München, im K. Nationalmuseum in München.

auf die Anstrengungen der altkirchlichen Kreise hinabsah. „In Italien erscheint Dante, in England Chaucer als Vertreter der städtischen Poesie: welch ungeheurer Abstand zwischen ihnen und den deutschen Meistersängern! Die selbständige juristische Entwicklung der deutschen Städte geriet ins Stocken; die Kenntnis des römischen Rechts drang in die

einheimischen Verhältnisse ein und gewann immer größeren Einfluß." Es bedarf einer neuen Befruchtung, um dieses in sich erstarrende Leben abermals zu erwecken und aus sich herauszuführen. Die Städte, losgetrennt einerseits von den politisch-maßgebenden Gewalten des Reichs, andrerseits abgeschnitten von dem Lande und der Bauernschaft, sind mit ihrer Kunst am Ende. Ihre innere Verfassung ging aus der früheren lebendigen Flutung in feste Formen über, „die städtische Ratsaristokratie und die Zunftverfassungen begannen zu versteinern." Es ist ein reaktionärer Zug, der die Zünfte mit numerisch festen Schranken und die Produktion mit bestimmten Taxen umgab. Dieser Abschluß nach außen bedeutet für uns Erstarrung und Ende. Die Schranken müssen zerrissen, die Ummauerung muß durchbrochen werden. — Was die bayerischen Städte insbesondere betrifft, so hatten sie die Reaktionsperiode unter den Söhnen und Enkeln Ludwigs des Bayers, in der einmal (1369) die Aufhebung der Zünfte verfügt wurde, glücklich überstanden. Sie nahmen nach ihrer Bedeutung hervorragenden Anteil an dem Handel mit Italien, namentlich Venedig, und Oesterreich. Wie in Bayern der städtische und fürstliche Gegensatz nicht in jene Extreme geriet, wie in Franken, Schwaben, am Rhein und in Niederdeutschland, so blieben auch blutige Katastrophen mit geringen Ausnahmen vermieden. Die Herzoge Ernst und Wilhelm III traten vor allen in das Volksleben zurück, und in diesem Teile des Landes läßt sich mancher Beweis herzlicher



Schutzwand, großer Setzschild mit Schießscharte für den Armbrustschützen.
180 cm hoch, 83 cm breit. Aus dem Königlichen Nationalmuseum in München.

Beziehungen zwischen Bürgern und Fürsten beibringen. Im östlichen Teile Bayerns behauptete das Fürstentum entschiedener das Uebergewicht, und wir werden namentlich unter den Nachfolgern Heinrichs von Landshut Gelegenheit haben, darauf hinzuweisen.

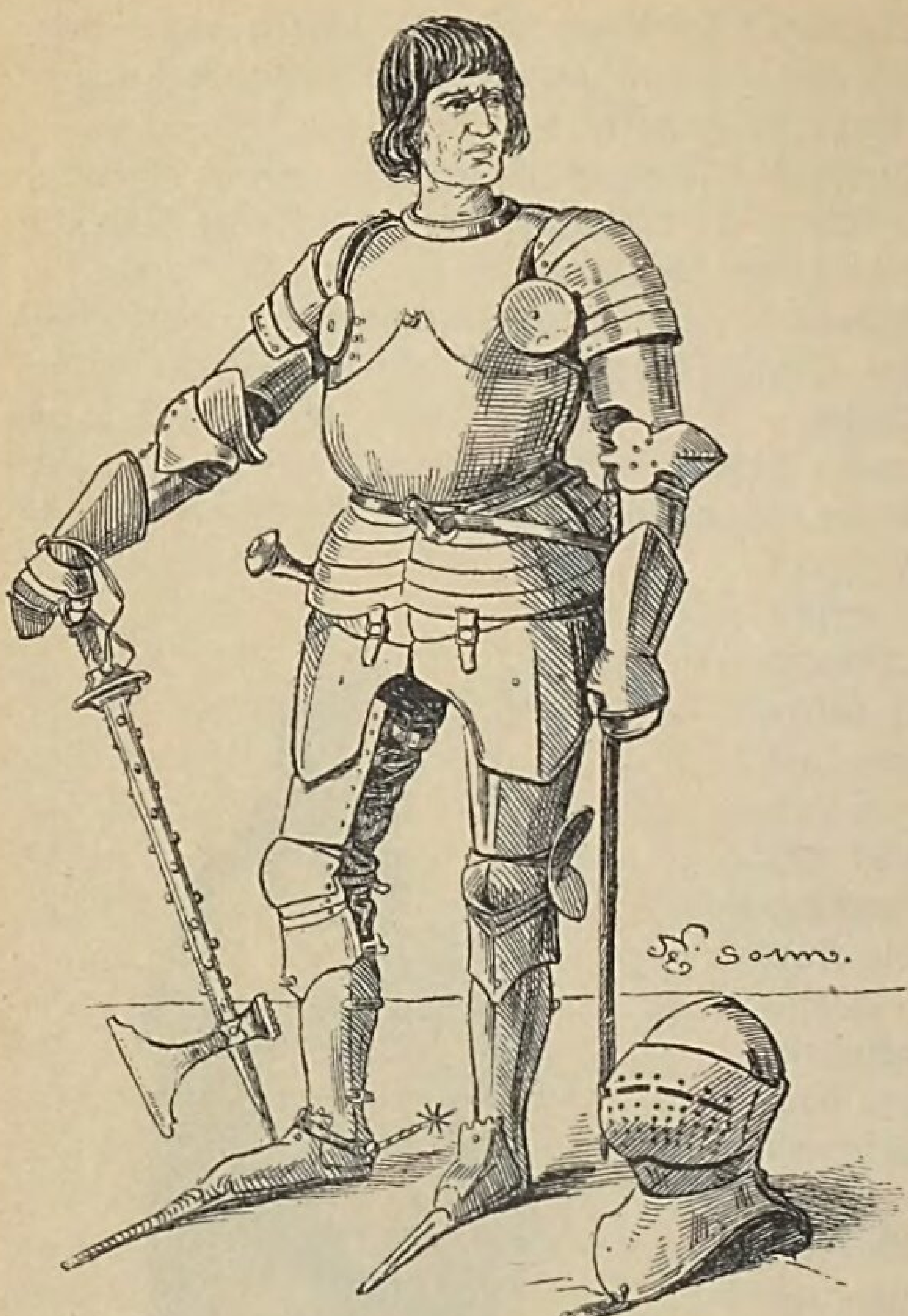
Im ganzen genommen hat sich die Stellung des deutschen Bauernstandes seit den Hussitenkriegen bis zur Reformation dem Adel gegenüber entschieden verschlechtert. Die Abschließung der Bannforste hatte den Pflug des deutschen Bauern vom Walde abgesperrt; „jetzt verwandelte sich die frühere schutzherrliche Verwaltung mehr und mehr in eine oberherrliche, an die Stelle der gewählten traten gesetzte Beamte, die Markengerichte gerieten ganz in die Hände der Herrschaft. Die Abgaben und Frohnden wurden immer höher geschraubt. Dem deutschen Bauernstand waren nach einander alle Stützen verloren gegangen, welche ihn bisher aufrecht erhalten hatten: er sank schutzlos unter die Herrschaft der adeligen waffenführenden Stände. Die Folge war, daß seine alte nationale Bildung verfiel und Roheit und Unzufriedenheit an ihre Stelle traten." Diesem Gesamtbilde gegenüber gibt Riezler für Bayern Aufschlüsse, welche jenes der jeweiligen örtlichen Lage und den natürlichen Verhältnissen der einzelnen Distrikte gemäß ganz bedeutend verändern. Zunächst ist da zu bemerken, daß die neue städtische Kultur in Bayern weit geringeren Boden gefaßt hatte, das Land also gewissermaßen unter dem Zeichen der älteren Kulturperiode, des Ackerbaus und der Viehzucht, verharren blieb. Von einem Siege der städtischen Kultur, ja selbst von einem ernsten Ringen derselben mit der älteren Kultur um den Sieg kann hier gar nicht gesprochen werden. Ueber die Mauern der Städte drang die städtische Kultur nicht hinaus, aber in diesen Mauern behauptete die ländliche Kultur noch viele Jahrhunderte hindurch einen keineswegs zu unterschätzenden Einfluß. Auch in Bayern werden Klagen laut gegen die Absperrung des Waldes, die gesetzliche Behinderung des Holzfällens, den großen Wildschaden, wogegen der Bauer zuweilen vollkommen machtlos war; auch die Frohnden und Abgaben werden als drückende Last empfunden und waren teilweise sehr hart. Rechtlich war auch der Bauer in Bayern der Willkür seiner Herren überliefert, aber diese Willkür wurde gemäßigt durch die Lage dieser Herren selbst. Wir wissen, die sozialen Gegensätze sind vorhanden, aber nicht in der einschneidenden, trennenden Tiefe wie z. B. in Schwaben und in Niederdeutschland, und gerade dieser Umstand mildert die Rechtlosigkeit der Bauern, von denen namentlich diejenigen der Alpengegenden ein fast ungestörtes und wenig behelligtes Dasein zu führen vermochten. Zu einer allgemeinen Unzufriedenheit war kein Grund vorhanden, und wir werden die Folgen davon dereinst an der örtlichen Ausdehnung des Bauernkrieges wohl erkennen. Aventin gibt von der Lage der bayerischen Bauernschaft ein mit gewissen Modifikationen nach Oertlichkeit und Zeit wohl im ganzen zutreffendes Bild, wenn er sagt: „Der gemeine Mann gibt sich auf den Ackerbau und das Vieh, liegt demselbigen allein ob, darf sich nichts ohne Geschafft der Obrigkeit unterstehen, wird auch in keinen Rat genommen oder Landschaft erfordert; doch er ist sonst frei, mag auch frei ledig eigen Gut haben, dient seinem Herrn, der sonst keine Gewalt über ihn hat, jährliche Gilt, Zins und Scharwerk, thut sonst, was er will, sitzt Tag und Nacht beim Wein, schreit, singt, tanzt, kartet, spielt, mag Wehr tragen, Schweinspieß und lange Messer. Große und überflüssige Hochzeit, Totenmahl und Kirchtag haben ist ehrlich und unsträflich, gereicht keinem zum Nachteil, kommt keinem zum Uebel. In Niederbayern, so sich des Rechtsbuchs nicht braucht, sitzen sie auch an der Landschranne und müssen Urteil schöpfen, auch über das Blut richten." Einen Fortschritt indes sehen wir auch hier nicht. Es ist so ziemlich beim alten geblieben, nur jenes Bewußtsein der alten Bauernschaft von ihrer Kraft und freien Selbständigkeit ist dahin und als Rudimente der früheren Epoche blieben gleichsam das Schreien und Singen, das überflüssige Hochzeithalten und Tragen von Schweinspießen und langen Messern. Daß der Verlust dieses alten Besitztums nicht so bald und so schwer empfunden wurde und den Leuten ihre Rechtlosigkeit nicht mahnender zum Bewußtsein kam, lag an dem materiellen Wohlergehen, welches wir hier vor vielen andern Gegenden Deutschlands antreffen. Das Elend schritt hier langsamer und so kam es, daß noch bevor es den Höhepunkt erreichen konnte, von andrer Seite bereits eine neue Bewegung ihm hemmend in den Weg zu treten vermochte. Riezler glaubt, daß der Vergleich des Freiherrn

von Stein, dem die Schlösser der mecklenburgischen Edelleute wie die Höhlen eines Raubtiers erschienen, das alles um sich verödet und sich mit der Stille des Grabes umgibt, in Bayern auch im Mittelalter niemals zutreffend gewesen sei.

Bezeichnend aber und für diese letzte Entwicklung wohl in erster Linie bedeutsam ist die Entwicklung des bayerischen Adels. Dieser alte Vertreter der jugendlichen Offensive war in Bayern fast ausgestorben. Es ist dies eine Naturerscheinung, welche, neben derjenigen des Zurücktretens des bayerischen Lebens in jene fast undurchbrechbare kontinentale Fassung betrachtet, uns einen merkwürdigen Einblick gewährt in die natürlichen Lebensbedingungen und Lebensfunktionen eines Volkes. „Der deutsche Adel," sagt Nitzsch, „von seinen auswärtigen Aktionsfeldern immer weiter zurückgedrängt, richtete seine ganze Politik auf die inneren Verhältnisse: er drückte auf den Bauernstand und auf die Städte." Als der bayerische Adel in die gleiche Lage geriet, starb er aus. Der größte Teil jener Masse aber, welche später zum Adel gerechnet wurde, war in Bayern eine Schöpfung jener mittleren Zeit, da sich neben der Waffenführung bereits die Verwaltung als eine Hauptaufgabe dem Adel aufdrängte. Schon in dem Namen der „Ministerialität" kündigt sich dieser Nebencharakter an. Sie entstand bekanntlich in der Zeit, da an das deutsche Königtum die Aufgabe herantrat, seine materiellen Mittel zusammenzuhalten und zu steigern, da die Epoche anbrach, in der das Wachstum des Volkes nach außen seinem Ende entgegenschritt und das innere Wachstum, die Herausbildung kultureller Kräfte mit Energie einsetzte. Ministerialität und Bürgertum treten fast gleichzeitig wie Bedingung und Gegenbedingung in das Leben des deutschen Volkes und offenbaren durch ihr Hervortreten die allmähliche Verschiebung der alten ökonomischen Grundlage dieses Volkslebens selbst. Die Ministerialität ward, wie wir sahen, fast überall, wo sie auswärtige, d. h. kriegerische Aktionen als ihre Hauptaufgabe betrachtete, zurückgeworfen. Jener größte Administrator und Staatsmann der Stauferzeit, Kaiser Friedrich II, schob die Ministerialen auf dem Mainzer Reichstage vom Jahre 1235 zur Seite, er verwies sie vom Gebiete der ausschließlichen kriegerischen Aktion auf dasjenige der inneren Verwaltung. Dieses notwendige Gebilde einer früheren Zeit mit seinem doppelten Charakter verlor dann mehr und mehr an seiner einstigen lebendigen Größe. Verhandlungen und Zusammenkünfte, kurze und unvollkommene Kriegszüge, Tourniere und ritterliches Leben blieben seine öde Beschäftigung, während in den Verwaltungsdienst engagierte Geschäftsführer mit rein juristischer Bildung eindrangen. Und in der gleichen Zeit, da die Ministerialität aus dieser Position im Verwaltungsgebiet verdrängt wurde, ward die Feuerwaffe erfunden, welche jenes Gebilde der Vergangenheit selbst auf seinen Hochburgen bedrohte. Entweder Abtreten oder Heruntersteigen aus den Höhen in das Leben des Volkes! Das war die Losung geworden für die Ritterschaft. Ein unbenütztes und unbrauchbares Werkzeug geworden, konnte sie erst durch neue militärische Schöpfungen und einen mächtigen politischen Umschwung zur Aufnahme neuer Gedanken befähigt und dem Leben der Nation wiedergewonnen werden.


Kaiser Friedrich III.
Nach dem Gemälde im Römer zu Frankfurt a. M.

Bezeichnend nun ist es, daß wie gesagt die große Masse des damaligen bayerischen Adels eben der Dienstmannschaft, der Ministerialität entwachsen, daß dagegen der grund=



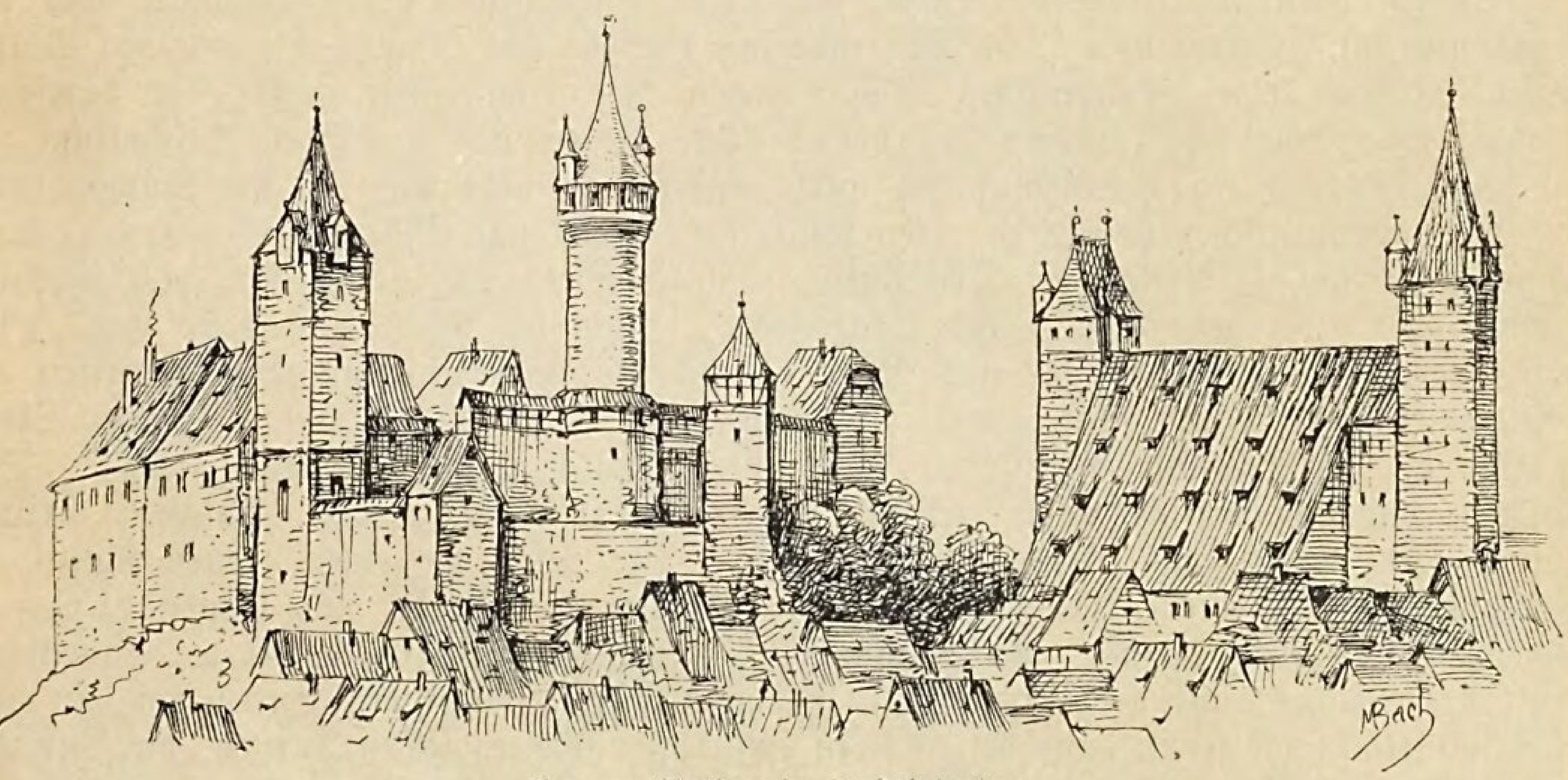
Friedrich der Siegreiche von der Pfalz.
In seinem ganzen Harnisch. Letzterer Arbeit des Mailänders Tomaso Missaglia um 1450.

sitzende Adel der alten Zeit fast vollkommen abgestorben war. Bezeichnend ist es ebenso für die Abgeschlossenheit des bayerischen Lebens, daß nunmehr unter der Regierung Kaiser Friedrichs III Versuche gemacht wurden, diese Abgeschlossenheit dadurch zu sprengen, daß der Kaiser einen Teil dieser bayerischen Adelsfamilien in den Reichsfreiherrnstand erhob. Offenbar liegt hier die wenn auch unbewußte Tendenz vor, die in sich geschlossene Macht des bayerischen Herzogtums wieder für das allgemeine Leben des deutschen Volkes zu befruchten. Diese Geschlossenheit des bayerischen Lebens machte sich bei dem Adel namentlich in der Weise bemerkbar, daß er sich zu spalten und gegen sich selbst zu kehren begann. Es fehlte an äußeren großen Aufgaben, welche die Gemeinsamkeit der Interessen der ganzen Klasse im Bewußtsein erhalten hätte, und so kehrte sich das Ringen nach innen und gegen einander. Die Klagen, welche da erhoben werden, daß sich z. B. der „mindere" Adel erlaube, die Söhne und Freunde des „mehreren" Adels „freventlich zu dutzen", sind nur für die Gesichtskreise, in denen diese Gesellschaft lebte, bezeichnend. Was die politischen Bündnisse des bayerischen Adels anlangt, so ist es bemerkenswert, daß vom herzoglichen Hause fast immer der eine oder andere mitthat. Nur im Anfange dieser Bündnisperiode begegnet uns einmal die Tendenz, dem Adel durch Beherrschung des Herzogs die Herrschaft im Lande selbst zu verschaffen. Es war, als Meinhard sich der Herrschaft Herzog Stephans II zu entziehen suchte. Von späteren politischen Adelsbündnissen werden wir noch hören. Schon hier aber kann festgestellt werden, daß, wie die ständischen Gegensätze in Bayern bei weitem nicht in der scharfen und bestimmten Ausprägung bestanden, wie anderswo, auch die politischen Bündnisse des Adels an Klarheit und Bestimmtheit ihrer Ziele und Tendenzen vielfach zu wünschen übrig lassen. Wohl sind es Standesinteressen, die ihnen in erster Linie zu Grunde liegen, aber es sind nicht nur Standesinteressen.

Das fürstliche Selbstgefühl stand in jener Zeit trotz der allseitigen Einschränkung der Gesichtskreise auf dem Höhepunkt. Von einem Reichsfürstentum im alten Sinne war keine Rede mehr. Vor dem Kaisertum habe das Reich bestanden, wurde behauptet, „auf den sechzehn Fürstentümern — es gehören dazu je vier Herzöge, Markgrafen, Landgrafen, Burggrafen — sei das Reich gesetzet und bewidmet worden." Gestalten wie Ludwig der Bärtige, Albrecht III, der Fromme, Heinrich und Ludwig von Landshut, Albrecht Achilles von Brandenburg und Friedrich der Siegreiche von der Pfalz charakterisieren uns dieses Fürstentum mit seinen Gegensätzen und Strebungen auf das deutlichste. Wenn irgend etwas bezeichnen gerade diese Irrungen in fürstlichen Kreisen die allgemeine Steuerlosigkeit, der das Leben der Nation verfallen war. Da ist kein gemeinsames Ziel, keine gemeinsame Aufgabe mehr, und soll es zum Erfassen einer solchen abermals kommen, so müssen äußere Gefahren an das Reich herandrängen, welche nicht nur diesen oder jenen, sondern alle gemeinsam bedrohen.

„Die Kultur der Nation war im Stillstand," sagt Nitzsch, „ihr Uebergewicht über die Nachbarvölker gebrochen, die Centralgewalt ohne selbständige Bedeutung; dennoch standen sich die politischen Gewalten mit ihrem alten Mißtrauen und ihrer ererbten Eifersucht gegenüber."

Die Habsburger — das Geschlecht schien alt geworden zu sein, ohne für das Reich eine Blüte getrieben zu haben. Friedrich III, als Herzog von Oesterreich-Steiermark der fünfte seines Namens, war der Sohn Ernsts des Eisernen und der schönen und riesenstarken Prinzessin Cimburga von Masovien. Die Natur der Eltern schien sich in dem Sohne gegenseitig aufgehoben zu haben. Ein Bruder war ihm geblieben, Herzog Albrecht VI, mit dem ihn ein zwanzigjähriger Streit entzweite. Friedrich selbst war ein nüchterner Charakter; er sammelte Juwelen, Schwert und Scepter Germaniens bedeuteten in seiner Hand so viel wie nichts. Schlauheit war die Waffe dieses kleinen Mannes, und auf dem Wege der Intrigue suchte er die Aufgabe zu lösen, der er sich von Anfang an nicht gewachsen fühlte. Reichsreform war für ihn ein ganz unverständliches Wort; Reichsregiment verstand er nur in dem Sinne eines egoistischen Territorialherrn. Am 15. April 1442 empfing Friedrich die Krone.



Burg zu Nürnberg im 15. Jahrhundert.

Der neue König war Herr von Steiermark, Kärnten, Krain; in Tirol führte er die Vormundschaft für seinen Vetter Sigismund, den Sohn Friedrichs IV „mit der leeren Tasche", der diesen Beinamen indes nach seinen Konstanzer Unglückstagen vollständig Lügen gestraft hatte. Ebenso übernahm Friedrich die Vormundschaft über Ladislaus, für den er jedoch nur wenig zu thun vermochte. Böhmen und Oesterreich unterstellten sich einer ständischen Landesregierung, aus Ungarn ward Ladislaus durch den polnischen König Wladislaw III verdrängt, welchen die Ungarn sich zum König erkoren. Erst nachdem dieser in der Schlacht bei Varna 1444 gegen die Türken gefallen war, wurde Ladislaus in Ungarn anerkannt. Die Reichsverweserschaft aber übernahm für den Unmündigen Johann Hunyad. Im Vordergrund stehen in den ersten Regierungsjahren des neuen Königs die schweizerische und die kirchliche Angelegenheit.

Zürich war mit den Eidgenossen in Streit geraten und suchte Hilfe bei dem alten Gegner, bei Habsburg. Friedrich III ersah die Gelegenheit, die 1415 seinem Oheim entrissenen Landesteile wieder an sein Haus zu bringen, und so schloß er mit Zürich im Juni 1442 ein Bündnis. Schon im Jahre 1443 erlitten die Oesterreicher und Züricher durch die Schweizer mehrere Niederlagen. Auf dem Reichstage zu Nürnberg im August 1444 forderte der König die Hilfe des Reiches gegen die Eidgenossen. Die wurde ihm versagt, und so brachte Friedrich die bereits eingeleiteten Unterhandlungen mit dem Könige von Frankreich zum Abschluß. 5000 Bewaffnete hatte er verlangt. Statt deren erschienen

unter Führung des Dauphins 40 000 Söldner. Frankreich schüttete seine unbeschäftigten Militärbanden über Westdeutschland aus. Von diesen „Armagnacs“ befürchtete man die Sprengung des Baseler Konzils und einen allgemeinen Krieg der Fürsten gegen die Reichsstädte. Bei St. Jakob an der Birs erlagen der furchtbaren Macht am 21. August 1444 einige Tausend Schweizerhelden. Aber der Eindruck dieser Gegner war doch so gewaltig, daß der Dauphin sich mit den Schweizern verständigte und seine Scharen nach dem Elsaß zurückführte. Was dieser Zug für Deutschland bedeutete, geht aus dem Manifeste des Franzosenkönigs Karl VII hervor: „er habe dem Ansuchen seines königlichen Bruders Friedrich III um so bereitwilliger entsprochen, da Frankreich seine bis an den Rhein sich erstreckenden natürlichen Grenzen, deren es sich seit so langer Zeit beraubt sehe, zurückzugewinnen vorhabe.“ Wohl erscholl schon zuvor eine Stimme des Rufenden in der Wüste. Gregor von Heimburg ermahnte in einer Schrift, die 1443 an den Markgrafen von Brandenburg gelangte: „Wachet auf, ihr Trunkenen, trunken vom Weine der römischen Dirne; legt ab die Neutralität, füllet wieder die gelichteten Räume im Konzil und erringet euch — zur Vollendung der Reform — aufs neue die Freiheiten des Imperiums, die in ehrlichem Kriege die Voreltern erworben und durch deutsches Blut sich erhalten hatten!“ Umsonst! Helfer aus dem Reiche gegen die Eidgenossen fand der König nur im Fürstenstande, den Bayernherzog Ludwig von Ingolstadt und den Markgrafen Albrecht von Brandenburg. Sie waren die grimmigsten Hasser der deutschen Städte, ihnen fiel die Führung des hohen Adels gegen das reichsfreie Bürgertum zu, und „ihr Anschluß an Friedrich schien nichts anderes zu bedeuten, als die Umwandlung des rein habsburgischen Kriegs in einen königlichen gegen das Städtetum.“ Nur zu bald erfuhr Friedrich die Absicht der Franzosen. Sie wandten sich gegen ihn „für deutsche Freiheit und Adel gegen das Haus Oesterreich“. Nicht die Fürsten fürchtete Karl VII, wohl aber die deutschen Städte und Bauern, und jetzt wäre es an den Kurfürsten gewesen, sich dieser Furcht als Mittel zu bedienen, die Sache des Vaterlandes zum Siege zu führen. Städte und Kurfürsten gegen den Franzosen und für das Konzil! Der Kurfürst Ludwig von der Pfalz wurde am 2. Oktober 1444 zu des „Reiches Obristen Hauptmann“ gegen das fremde Volk erhoben. Der Plan zu einem neuen Konzil in Konstanz oder Augsburg, welches die beiden Parteien der Baseler und Eugens IV aufnehmen sollte, wurde gefaßt. Alles umsonst! Zwei Parteien zersplitterten die einheitliche Kraft des Reiches: auf der einen Seite die oligarchische Partei der Kurfürsten, in sich selbst natürlich auch geteilt, auf der anderen Seite die städtefeindlichen Fürsten, die Bundesgenossen des römischen Königs. Nicht um den Ehrenpreis in den Waffen gegen Frankreich stritten diese alsbald, sondern um die größere Gunst des Reichsfeindes, welche sie durch größere Nachsicht zu erlangen hofften. Durch Drohungen und Verhandlungen, zu denen noch das schlechte Wetter helfend hinzutreten mußte, wurden die Franzosen nur mit aller Mühe aus dem Reiche hinausmanövriert. Den rheinischen Kurfürsten fiel dieser schmachvolle „Sieg“ zu, und daß sie überhaupt soweit kamen, waren die Erhebungen der Bauern und Bürger schuld, welche zur Freude des Pfalzgrafen auf eigene Faust sich der fremden Räuber und „Schinder“ zu erwehren suchten. Städte und Fürsten, so glaubten wir, würde es heißen. Aber die Entwicklung der Dinge hatte es dahin gebracht, daß es abermals durch das Reich ertönte: Städte oder Fürsten! Die Passivität des Bürgertums sollte noch einmal durch die mancherlei Wirren durchbrochen werden, die sich erhoben, seitdem das Reich, wie einst unter Wenzel, eines Oberhauptes faktisch entbehrte.

Die Kurfürsten hatten ihre Unfähigkeit bewiesen, das Reich gegen seine Feinde zu schützen; der König wandelte seinen Weg fort, abermals faßte er seine Rolle als Territorialherr auf und trat mit Rom in Unterhandlung. Eugen IV lehnte sich in seinem Kampfe gegen Basel und die neutralen Kurfürsten an Habsburg und Burgund, jene Mächte, deren Vereinigung dereinst noch einmal in einem größeren Kampfe der Kirche mit der Nationalität dem Papsttum einen Rückhalt bieten sollte.

Man mag diese Ohnmacht oder Unfähigkeit der Fürsten bedauern — es gab für Deutschland keinen anderen Weg mehr. Alle diese rivalisierenden Kräfte konnten nur dann wieder vereinigt werden, wenn die Geschichte den Egoismus des einzelnen zu Hilfe

nahm, und Territorialität und Partikularismus diesem einzelnen zu fester, unanfechtbarer Macht verhalfen, mit der er den übrigen Mächten entgegenzutreten vermochte. Natürlich bedeutete der Egoismus des einen den des andern, und der ganze Prozeß schien gleichbedeutend mit ewiger Zersplitterung. Aber gerade dieser Drang nach Individualisierung zeugt von einem so kräftigen und mächtigen Leben, daß wir hoffen dürfen, es werde sich dasselbe der drohenden Fremdherrschaft erwehren und ihr gegenüber wiederum zu einer größeren Vereinigung kommen.

Friedrich ließ den Gedanken an ein Nationalkonzil fallen, den man zuletzt als letzten Notanker ausgeworfen hatte. Er verkaufte sich an den Papst. Am 6. Februar 1446 gestand derselbe ihm das Recht zu, für sechs bestimmte Bistümer die Bischöfe zu ernennen. Es waren dies Gurk, Triest und Piben, Chur, Trient und Brixen, „d. h. zwar nicht alle, aber wie wir vermuten, die wichtigsten der Hochstifter, deren Sprengel österreichische Lande umfaßten und auf die zum Teil der Landesherr bereits thatsächlichen Einfluß gewonnen hatte.“ Am 5. Februar war Friedrich das Recht erteilt worden, dem päpstlichen Stuhl Visitatoren für die österreichischen Klöster vorzuschlagen. Beide Maßregeln mußten von dem Salzburger Metropoliten als direkter Schlag empfunden werden. Die landesherrliche Macht drängte einen Mitrivalen zur Seite, Salzburg, die bayerische Metropole ward getroffen und mit ihr indirekt das bayerische Herzogtum. Der Weg, welchen man hier zu beschreiten anfing, mußte unbedingt zuletzt zum Kampfe um Salzburg selbst führen. Zugleich mit diesen Rechten wurde dem Habsburger die Besetzung von hundert Präbenden in seinem Erblande, die Kaiserkrönung und die Zahlung von 210000 Gulden zugesichert. Dafür sollte er dem Papste zur Sprengung der kurfürstlichen Neutralität an die Seite treten. Und gewiß hatte Friedrich auch selbst Grund genug, dieser oligarchischen Verbindung, welche ihm ihre Gesetze vorschreiben wollte, entgegenzuwirken.

Und die Reform? Natürlich mußte man auf sie verzichten. Das Werk, welches die Kurfürsten in ihre Hand genommen, hatte die Sympathie des Volkes nicht. „Die Reform war jenem Geschlechte mit nichten eine allgemeine Anliegenheit, nicht die Fahne, unter der sich die Nation sammelte, weder Quell noch Trieb, der das damalige Reichsleben bewegte, den Städten und Fürsten von Anfang an fremd“, den Kurfürsten dagegen nur Mittel zum Zweck. Dem Baseler Konzil war der Boden entzogen, als es dem Könige und Eugen wirklich gelang, den kurfürstlichen Neutralitätsbund zu sprengen. „Die Mittel, welche dabei zur Anwendung kamen, zeigen schlagender als alle übrigen Erscheinungen dieser Periode das tiefe Niveau der allgemeinen sittlichen Bildung.“

Während es Eugen IV gelang, bei dem Kaiser an Boden zu gewinnen, holte er zum ersten Schlage gegen seine Feinde aus. Er dekretierte die Absetzung der Erzbischöfe von Köln und Trier. Der Bruder Philipps des Guten von Burgund, Johann von Cambray, sollte in Trier, der Neffe des Burgunders, Herzog Adolfs von Kleve gleichnamiger Sohn, in Köln einrücken. Das Romanentum that, wie wir sehen, abermals einen überaus kühnen Vorstoß gegen Osten. Sofort trat auf der Gegenseite das Bestreben zu Tage, den beiden Verbündeten die Offensive wieder zu entreißen. Im März 1446 ward der Kurverein zu Frankfurt zunächst von den vier rheinischen Kurfürsten erneuert; im April traten auch Brandenburg und Sachsen bei. Bei König und Papst wurden Forderungen eingebracht, welche sich auf die Anerkennung der obersten Autorität der Konzilien, die Berufung eines neuen Konzils zu bestimmter Zeit in Deutschland und die Bestätigung der Baseler Dekrete bezogen. Für den Fall einer Zurückweisung dieser Forderungen wurde beschlossen, daß die Neutralität dann endgültig zu Gunsten des Baseler Konzils aufgegeben werden solle. In der Zwischenzeit thaten die Kurfürsten nichts zur Erweiterung ihres Bundes, während es gerade jetzt dem Könige gelang, in den Reihen der Fürsten und Erzbischöfe an Anhang zu gewinnen. Der Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg-Ansbach und der Erzbischof von Salzburg treten hier zunächst hervor. Im Juli holten sich die kurfürstlichen Gesandten, an ihrer Spitze Gregor von Heimburg, eine abschlägige Antwort. Am 14. September ward zu Frankfurt der Reichstag eröffnet; die Teilnahmlosigkeit der großen Mehrzahl der Fürsten und Prälaten ward hier vollends offenbar. An der Spitze der königlichen Gesandtschaft standen Albrecht Achilles, der



Philipp der Gute von Burgund.
Gezeichnet mit Hilfe der Kopie (Holzstatuette) von einer Statue aus dem Ende des 15. Jahrhunderts am Stadthause zu Amsterdam, welche beim Brande desselben 1652 zerstört wurde. Arbeit des Artur Quellinus.

Markgraf Jakob von Baden, die Bischöfe von Chiemsee und Augsburg, Aeneas Sylvius und Kaspar Schlick. Aeneas Sylvius leitete den Handel. Die Forderungen der Kurfürsten wurden anders gestellt, und auf diese anders gestellten Forderungen ließ der Papst seine Antwort geben. Natürlich waren diese Modifikationen gleichbedeutend mit der Ablehnung der kurfürstlichen Wünsche. Aber das Manöver wirkte. Der „ehrenhafte" Weg schien gefunden, den der Mainzer gefordert hatte, um seinen Eid den Kurfürsten brechen und in die Gnaden des Papstes und Königs zurückkehren zu können. Seine Bevollmächtigten wurden durch die Gesandten des Königs bestochen und bei der Stellungnahme den päpstlichen Zugeständnissen gegenüber erklärten Mainz und Brandenburg dieselben für genügend, Köln, Sachsen und Trier verwarfen sie, während der Pfälzer auf ein künftiges Konzil zu kompromittieren versuchte. Die Neutralität war gesprengt, und die Einigung mit dem Baseler Konzil dadurch an sich zur Unmöglichkeit geworden.

Der Versuch der deutschen Kurfürsten, sich unabhängig zu stellen, war gescheitert. Sie lieferten Deutschland abermals an Rom aus. Daß auch dem Widerstand der Kurfürsten von Trier und Köln keine patriotische Absicht zu Grunde lag, zeigt deutlich ihr Benehmen in der Folgezeit. Dem Kurverein hatte die Unterwerfung unter eine fremde Macht gedroht. Es fragte sich nur, welche diese sei, ob das Konzil, ob die Kurie oder der König von Frankreich? Denn sich selbst dem Leben und den Forderungen des deutschen Volkes zu unterwerfen und alle ihre Ansprüche als Diener der Nation zu erheben, das kam keinem dieser Herren in den Sinn. Ja, diejenigen, welche sich zuerst unterwarfen, Brandenburg und Mainz, stehen als die bedeutendsten Feinde der Städte vor uns. Nürnberg und Mainz, das waren die nächsten Ziele der beiden, an eine Vereinigung der städtischen mit der fürstlichen Politik konnte also auch nicht entfernt gedacht werden. Neben ihnen steht Habsburg. Einzelne Prälaten finden wir in dieser habsburgisch-brandenburgischen Gefolgschaft, so die Bischöfe von Eichstätt, Konstanz, Chur, Breslau und den Erzbischof von Salzburg. Der Würzburger Bischof Gottfried hatte sich von diesem Bunde abgewendet und trat mit Pfalz und den Städten Nürnberg, Nördlingen, Rotenburg und Ulm in ein Bündnis. Hier lagen die bestimmenden politischen Gegensätze dieser Tage. Schon war die Fehde der Stadt Soest gegen den Kölner entbrannt; also auch er war kein Städtefreund, und sich gegen die Kurie, den deutschen König und Burgund zu behaupten, suchte Dietrich II von Köln mit dem Trierer den Schutz Frankreichs. Der Sachse wandelte den gleichen Weg, da er von dem Gegenpapste Felix V, dem Herzoge von Savoyen, eine Tochter und eine reiche Mitgift erwartete. Können wir uns wundern, daß bei all diesem Egoismus die deutschen Fürsten und Städte mißtrauisch zurückhielten und sich nicht mit Jubelgeschrei um die Fahne solcher Reformatoren scharten?



Kurfürst Ludwig III, der Bärtige begibt sich mit mehreren Edelleuten 1426 auf eine Pilgerschaft in das gelobte Land.

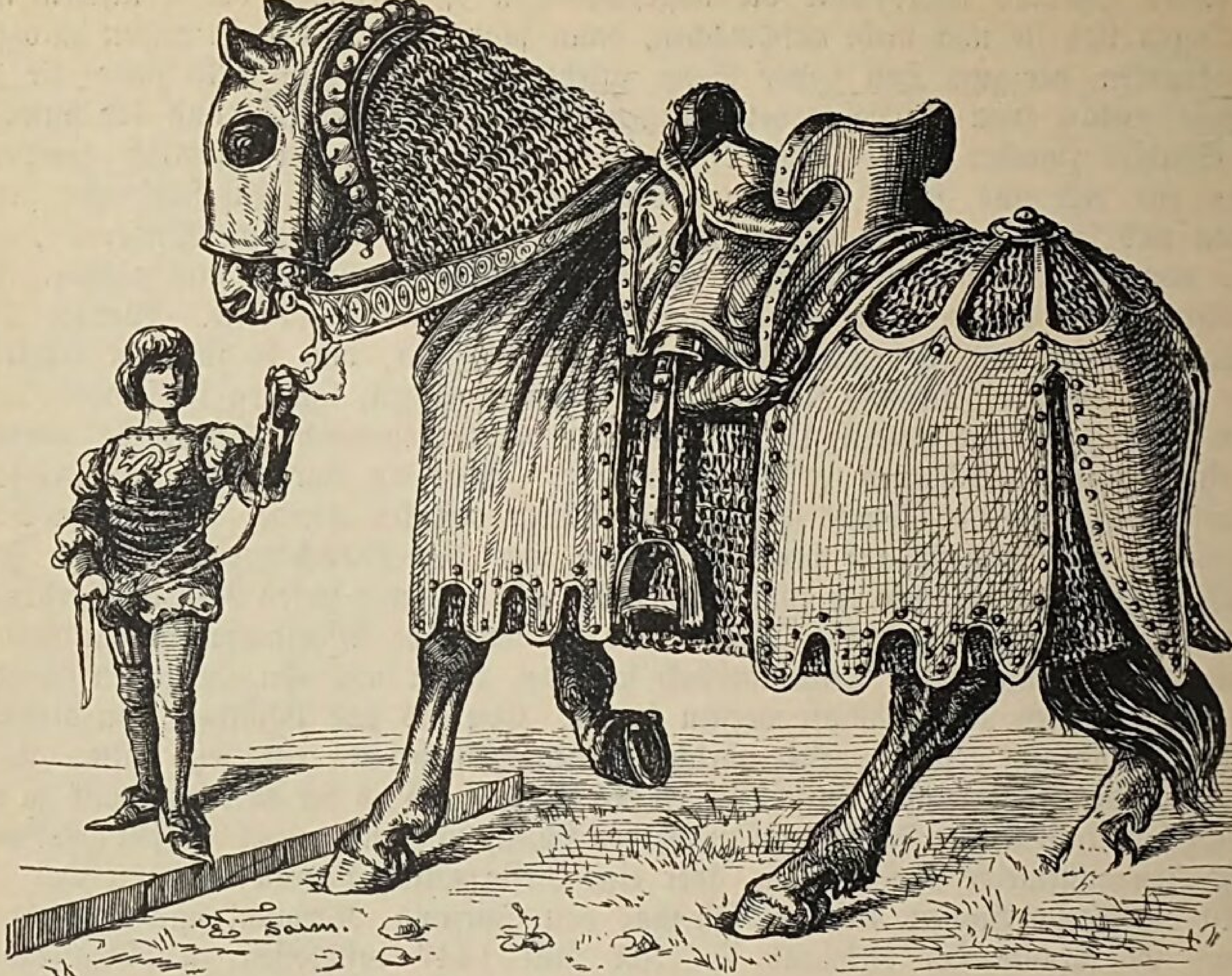
(Gemälde von Weißbrod.)

Aeneas Sylvius überbrachte die abgeschwächten Forderungen der Deutschen nach Rom. Eugen ließ sie noch mehr abschwächen, dann sagte er zu. Die Deutschen huldigten dem Todkranken, der zum Heil seiner Seele zuletzt in einer geheimen Urkunde alle Zugeständnisse, welche etwa der Lehre der heiligen Väter, den Privilegien und der Autorität des hl. Stuhles zuwider seien, widerrief, trotzdem er in einer der öffentlich gegebenen Urkunden für sich und seine Nachfolger versprochen hatte, alle Zugeständnisse genau beobachten und keine Aenderung daran vornehmen zu wollen; jede solche Aenderung, auch wenn sie von der apostolischen Autorität ausginge, erkläre er für null und nichtig. Der Papst war krank. Er zog seine eigene Zurechnungsfähigkeit in Zweifel. Wenige Tage später starb er, am 23. Februar 1447, mit dem Glauben, daß es für ihn nützlicher gewesen wäre, wenn er niemals Kardinal und Papst geworden, sondern in seinem Kloster geblieben wäre, wohl das bitterste Urteil, das über die Verkommenheit der Kirche, namentlich in ihren obersten Schichten, gefällt worden ist. Aber die Voraussicht der Deutschen zu Konstanz, daß auch der Reinste sich mit dem Unrat beflecken würde, welcher den Stuhl Petri umgab, hatte sich vollauf bestätigt. Noch war der Menschengeist nicht zu jener Höhe aufgestiegen, auf welcher er zum ersten Mal wieder einen freien Rundblick erlangte; im Kampfe des Dogmas gegen das Dogma war die böhmische Reformation besiegt worden; in diesem Kampfe mußte jeder Reformversuch scheitern, da er nur von einseitigen Gesichtspunkten unternommen und bekämpft werden konnte. Erst als das Papsttum von derselben natürlichen Bewegung erfaßt wurde, welche allenthalben bereits eingesetzt hatte, als es zurücktrat aus der Allgemeinheit in das Leben des Volkes, als es der Weltherrschaft zu vergessen und zum italienischen Fürstentum zu werden schien, da glaubte man die Zeit gekommen, der nicht eine allgemeine Reformation, aber eine Reformation überall bestimmt war.

An die Stelle Eugens IV trat Thomas von Sarzano, Kardinal und Bischof von Bologna. Er nannte sich Nikolaus V. Im Juli 1447 beschlossen zu Aschaffenburg die Fürsten seine Anerkennung, wenn er die von seinem Vorgänger beschlossenen Konkordate bestätigen würde. Ueber die Entschädigungsfrage der Kurie sollte alsbald auf einem neuen Reichstag entschieden oder vom Könige direkt geantwortet werden. So kam am 17. Februar 1448 das Wiener Konkordat zustande, wonach dem Papste fast alles zurückgestellt wurde, was ihm die Baseler Versammlung abgesprochen hatte. Die Reservationen blieben fast wie einst, die Annaten wurden durch bestimmte Summen ersetzt. Für die niederen Pfründen wurde dem Papste in allen „ungeraden" Monaten (Januar, März, Mai u. s. w.) ein Reservationsrecht zugestanden. So endete der fast fünfzigjährige Kampf um die Reform damit, daß man von ihr absah und die neuen Prinzipien ins Dunkel zurückzudrängen suchte. Freilich ein Loch hatte dieses System der Restauration erhalten, die Territorialität war in dasselbe eingedrungen. Nicht nur daß Frankreich seine pragmatische Sanktion erhielt, daß dem Papste Felix V gewissermaßen ein Nebenpapsttum in seinen Ländern zugestanden wurde, nicht nur daß die einzelnen Erzbischöfe Teil erhielten an den päpstlichen Monaten, oder sonst welchen Anteil an den päpstlichen Reservationen, sondern der römische König hatte bereits 1446 sein eigenes Konkordat mit dem Papste geschlossen, wie wir wissen, der Herzog von Kleve hatte 1444 die Erlaubnis erhalten, ein neues Bistum zu gründen und im September 1447 schloß der Kurfürst Friedrich II von Brandenburg ein Konkordat mit Nikolaus V ab, welches ihm das Recht einbrachte, für drei Landesbistümer die Bischöfe zu ernennen und die Klöster zu visitieren. „Es waren die ersten Anfänge einer landeskirchlichen Gewalt."

Schon im Jahre 1448 hatten die letzten in Basel versammelten Väter die Stadt verlassen und sich nach Lausanne begeben. Hier kam es nur noch zu dem Beschlusse der Abdankung des Savoyer Papstes und demjenigen der Auflösung des Konzils durch sich selbst. (April 1449.)

Das Scheitern der Reform war, wie wir sehen, eine Notwendigkeit. Es hing nicht ab von der größeren oder geringeren Schlauheit und politischen Gaunerei der einzelnen Diplomaten, sondern diese konnte erst aufkommen, als sich zeigte, daß des Volkes Seele nicht bei dem Werke war. Es war eine Fürstenpolitik, die da verfolgt wurde, eine Politik, welche ebenso überall scheiterte, wo sie sich daran machte, eine staatliche



Streitroß, vollkommen gerüstet mit Parsche.

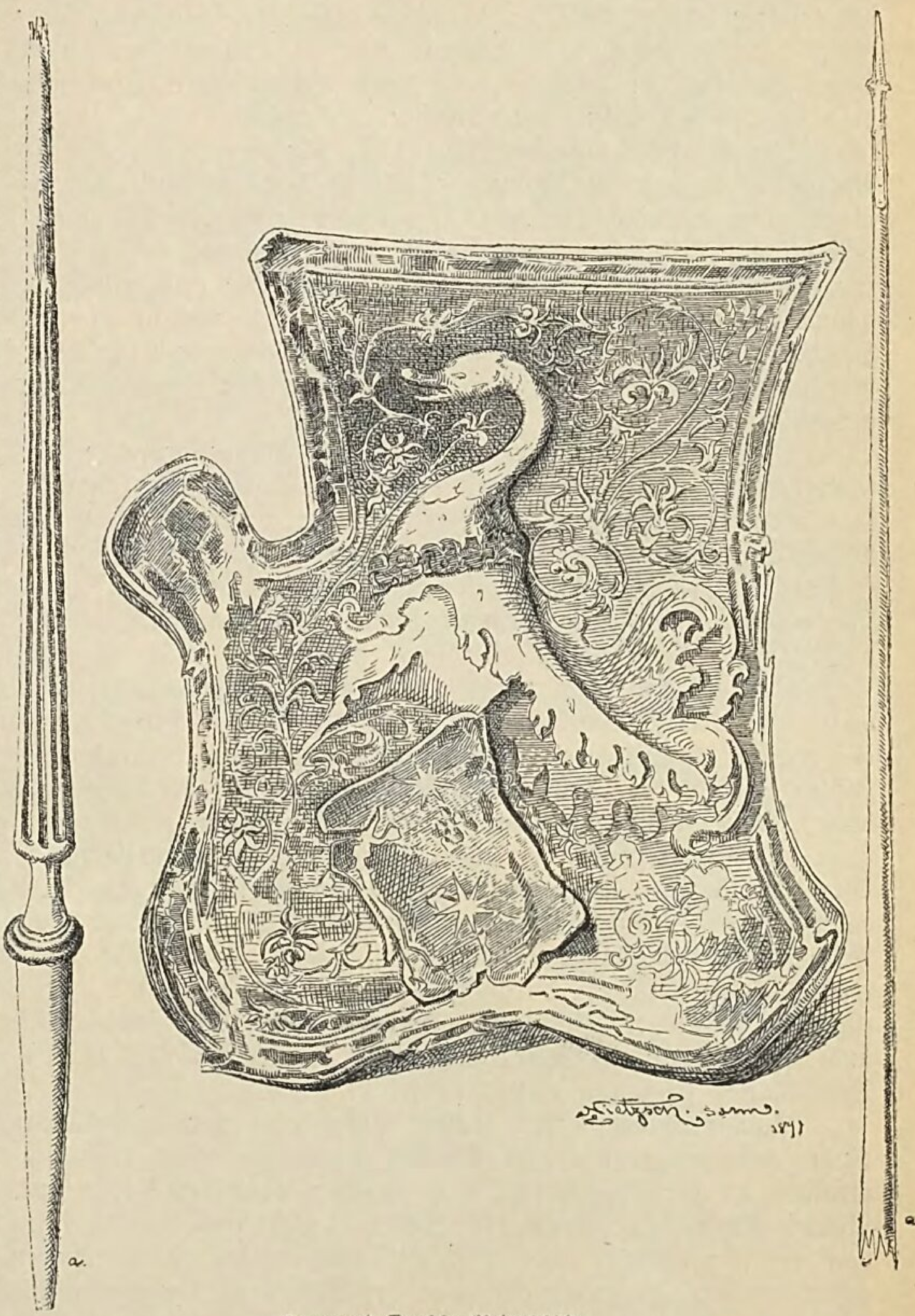
Die Parsche (Pferdedecke) bestand aus dickem Leder, ähnlich dem Manneharnisch mit eisernen Scheiben und Ringen besetzt, oder aus Maschenpanzerung, wie oben. Die Bedeckung war bis zu den Sprunggelenken reichend eine vollständige, so daß nur die Nüstern bis zum Gebiß unbedeckt blieben und zwei Löcher dem Pferde das Sehen gestatteten. Ueber die Parsche wurde oft noch eine Lederdecke gelegt, die mit den Wappenfiguren des Besitzers bemalt war. — (Benützt wurde „Hewitt".)

Reform in ihrem Sinne einzuleiten. Die kurfürstlichen Oligarchen hatten zu gleicher Zeit den römischen König, die Kurie, einen Teil der Landesfürsten und die Städte als Gegner sich gegenüber. Dazu entbehrten sie selbst der einheitlichen Organisation. Der Wittelsbacher, Kurfürst Ludwig von der Pfalz, war ein Freund der Städte, sein Gegner der Erzbischof von Mainz, dessen Gegner der von Köln und so fort. Es war eine Anmaßung, welche nur noch von dem Egoismus der einzelnen Teilnehmer übertroffen wurde, wenn sich diese Oligarchenpartei als Vertreter der deutschen Nation aufspielte. [Die ständischen Einzelinteressen, welche sich aus der Vergangenheit zu starren Gebilden emporgearbeitet hatten, verhinderten jede Reform: „weder König, noch Fürstentum, noch Städte waren gewillt, zu Gunsten der Reorganisation, auf welche einzelne Männer hinarbeiteten, ein Opfer zu bringen."

Zur Zeit Kaiser Ludwigs des Bayern waren die Städte vor allem die Träger der antipäpstlichen Politik. Damals kam es dazu, daß diese selbst das Fürstentum zwangen, zu Gunsten des Kaisers Stellung gegen die Anmaßungen der Kurie zu nehmen. Allein die endgültigen dauernden Resultate blieben damals aus, und seitdem war ein Jahrhundert vergangen, in welchem das Leben der Städte in eine gewisse Stagnation geraten war. Der Boden war verloren, aus welchem sich dieses Leben damals noch fortwährend verjüngte. Das Verbot des Pfahlbürgertums kam endlich doch zur Geltung und Wirkung. Jetzt hatte die Passivität der Städte vor allem das Werk der Fürsten scheitern lassen. Es ist klar, daß das den Mitspielern vollauf zum Bewußtsein kam. Der Gegensatz des Fürstentums zu den Städten war vorhanden, der vergebliche Kampf um die Neutralität, um die Unabhängigkeit des weltlichen Fürstentums hatte diesen Gegensatz noch einmal in das Bewußtsein aller emporgetrieben. Nach Beendigung des ersteren

wird es mit Notwendigkeit zur Aufnahme des zweiten Kampfes kommen, der die Ursache, an welcher jener scheiterte, die ständische Zersetzung, zu Gunsten der landesfürstlichen Macht beseitigen soll.

„Niemand wird behaupten,“ sagt Pückert, „daß das, was an die Stelle der Konzilbewegung trat, der geistlich-weltliche Zustand, der sich an den Untergang der Versammlung zu Basel knüpfte, unmittelbar etwas Besseres oder nur ein gleich Gutes gewesen sei. Aber derselbe enthielt doch die Möglichkeit des Besseren. Die Fülle von staatlichen und kirchlichen Rechten, die unsere Fürsten von den vorwurfsvollen Pfaden ihrer Neutralität heimbrachten, von den oligarchischen Versuchen her, die sie gegen das Reichsoberhaupt unternommen, von der Darangabe des Reformprinzips, in die sie dem Papste gewilligt hatten, wurde einem besseren Geschlechte ihrer Nachkommen zum Mittel, ein Reformprinzip ganz andrer Art aufnehmen und behaupten zu können — ein Prinzip, das nicht wie dieses seine letzte Wurzel im Konzilwesen und in den Satzungen des kanonischen Rechts, sondern im Evangelium selbst hatte: erst dann hat sich jener Erwerb gerechtfertigt, das Landesfürstentum selbst sich welthistorisch geadelt.“



Lanze und Tartsche (Reiterschild).

Letztere von Holz, Leinewand und Pergament, bemalt und vergoldet mit erhabenem Wappen und Ausschnitt zum Einlegen der Lanze 1440—1490. Originale im K. Nationalmuseum in München.

Man muß auf die Entwicklung außerdeutscher Länder sehen, um zu begreifen, in welcher Entwicklung damals Deutschland stecken blieb. In England brachten die Rosenkriege dem großen Adel den Untergang. Warwick, den Königsmacher, hat man den „letzten der Barone“ genannt. Es liegt in dieser Benennung ein tiefer Sinn. Eben erst bemerkten wir, wie durch den Untergang des alten grundsitzenden Adels in Bayern der Herzog dazu kommen konnte, sein Land eine Monarchie zu nennen, wie es durch dieses Wegfallen eines Gegen-

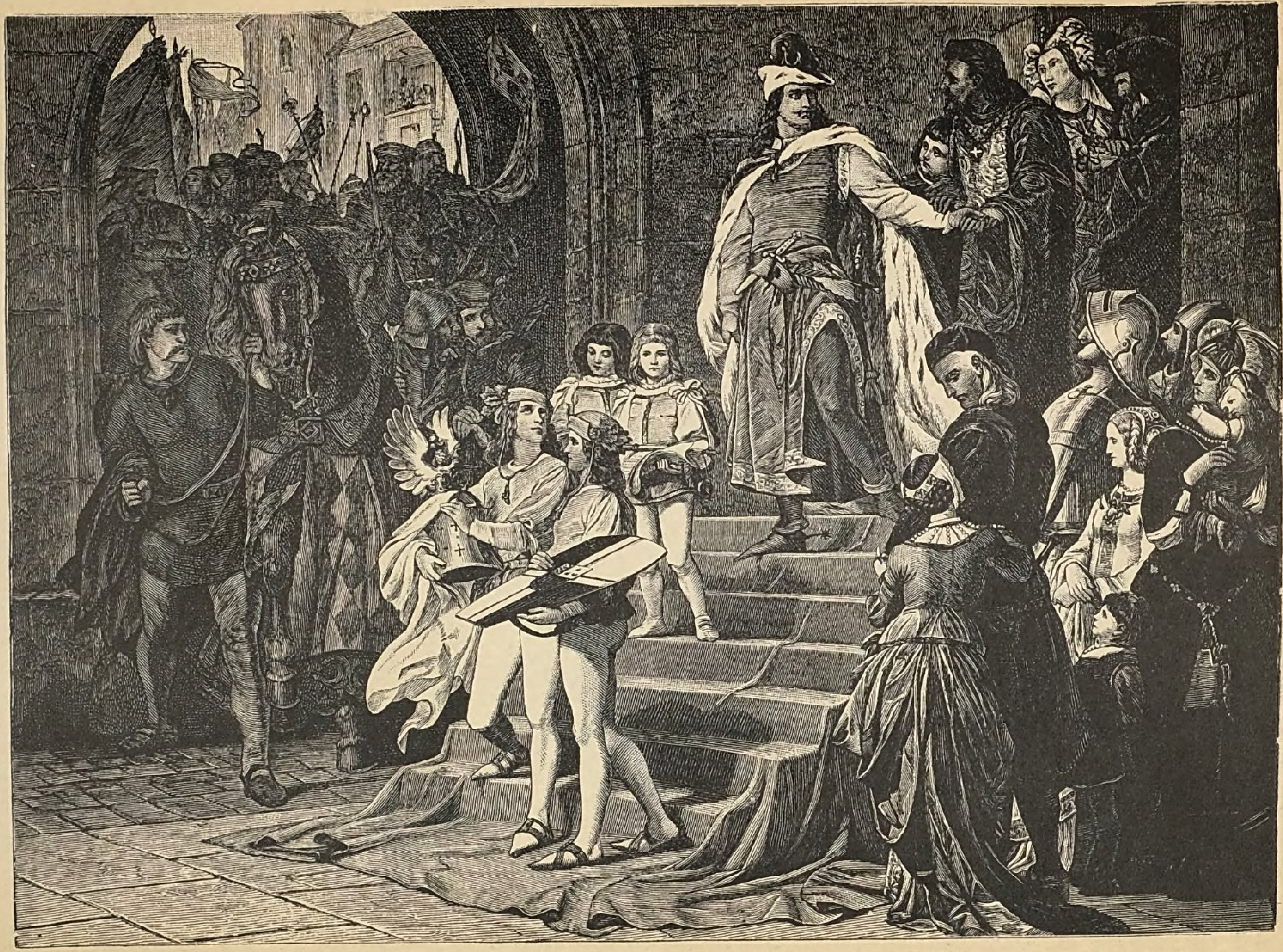
satzes zu jener willkürlichen Ausgestaltung des Fürstenlebens kam, welche der Geschichte Bayerns in diesem Zeitraume immer mehr den Charakter einer Geschichte seiner Fürsten verlieh. In England trat jetzt für das ganze Land jener gegensatzlose Umschwung ein, der dem Charakter der englischen Monarchie von der Zeit Eduards IV bis zur Zeit Elisabeths etwas Eigentümliches und Isoliertes in der englischen Geschichte verlieh. Freilich ist gerade diese Zeit des persönlichen Regiments der englischen Könige für England die Zeit der inneren Arbeit, die Zeit seiner geistigen, künstlerischen, litterarischen, kirchlichen und politischen Neuschöpfung geworden, aber in England war auch das Städteleben, das Leben des Volkes, dermalen auf einer weit höheren Stufe angelangt, als seinerzeit in dem Bayern der ersten Wittelsbacher.

In Frankreich war es Karl VII, der Siegreiche, der den Grund zur absoluten Monarchie legte. Ein Mann vollbrachte hier in dem Zeitraum von 39 Jahren das, was unsern Westnachbarn das Uebergewicht in Europa für lange Zeit fast ununterbrochen verschaffte. Er säuberte den Boden Frankreichs von den englischen Eroberern, er sorgte für Finanzen und Recht, er schuf 1433 durch die pragmatische Sanktion die Freiheit der gallikanischen Kirche, er trug Sorge für die Heranbildung eines kunstgeübten stehenden Heeres, er unterdrückte den Aufstand der Großen, der unter dem Namen der „Praguerie" bekannt ist und an die Haltung des böhmischen Landadels der böhmischen Monarchie gegenüber erinnert.

Wenn wir oben betonten, daß das wieder erwachte Bewußtsein der ständischen Gegensätze in Deutschland die Fürsten und Städte wider einander unter die Waffen rief, so dürfen wir dabei das eine Moment nicht außer acht lassen, daß diese Fürsten selbst wieder Bildungen verschiedener Epochen und Entwicklungen sind. Die deutschen politischen Gebilde besaßen eine Autonomie, wie sonst nirgendwo in einem Lande. Die englischen Barone, die französischen Großen können sich darin mit unsern Fürsten in keiner Weise vergleichen. Dort kam es allerdings infolge der nicht so weit gediehenen selbständigen Zersplitterung auch leichter und rascher zur Bildung nationaler Monarchien, bei uns war dieses Ziel erst zu erreichen, wenn es diesem oder jenem Fürstengeschlechte gelang, mit der eigenen vergrößerten Macht die entgegenstehenden fürstlichen Geschlechter niederzuwerfen. Ist es zunächst der zweite Städtekrieg, welcher der deutschen Geschichte die Signatur aufdrückt, dann nicht minder das Ringen der fürstlichen Geschlechter gegen einander. Habsburg und Brandenburg vor allem gingen aus dem Kampfe mit der Kirche gestärkt hervor. Wie einst Heinrich der Löwe nach der Herrschaft über die Landesbistümer strebte, wie dann Ludwig I von Bayern und sein Sohn Otto II in den Kämpfen mit den bayerischen Bischöfen ihre Machtmittel erschöpften, so war es nun den Territorialmächten in Oesterreich und Brandenburg durch die Hilfe der Kurie geglückt, auf die Kirche ihrer Länder einen bestimmenden Einfluß zu gewinnen. Nur auf diesem Wege, der zur Vergrößerung und dem schließlichen Uebergewicht einer der territorialen Mächte führen mußte, war für Deutschlands Einigung noch ein Ziel zu sehen.

Auch nach dem ersten großen Städtekrieg war es in Deutschland nicht überall zur Ruhe zwischen Fürsten und Städten gekommen, doch spielte bei den Unternehmungen meistens die fürstliche Politik auch auf der Seite der Städte mit. So erwarben sich die Pfälzer Kurfürsten Ludwig III (1410—1436) und Ludwig IV (1437—1449) den Ruf von Städtefreunden. Jetzt schien dies noch einmal anders werden zu wollen. „Mit einer eigentümlichen Gleichmäßigkeit war die Spannung der Gegensätze über das ganze Reich verbreitet: die fürstliche Politik stieß allenthalben auf den Widerstand der Städte und suchte denselben zu überwinden."

Schon im März 1440 traten 21 preußische Städte mit zahlreichen Angehörigen des Landadels in einen Bund gegen die Herrschaft des deutschen Ordens. Polen stand hinter dem Bunde. — Wohl war die Herrschaft des nordischen Königtums über Jütland mit Hilfe der Städte zu Gunsten der Schauenburger gebrochen worden. Aber die Ostseestädte und die Städte der Nordsee traten zu einander in Gegensatz. Als 1438 Christof, der Sohn des Pfalzgrafen Johann zu Neumarkt, von dem dänischen Reichsrat zum Könige erhoben wurde, trat er in diesen Gegensatz hinein und suchte ihn zum Vorteil der dänischen



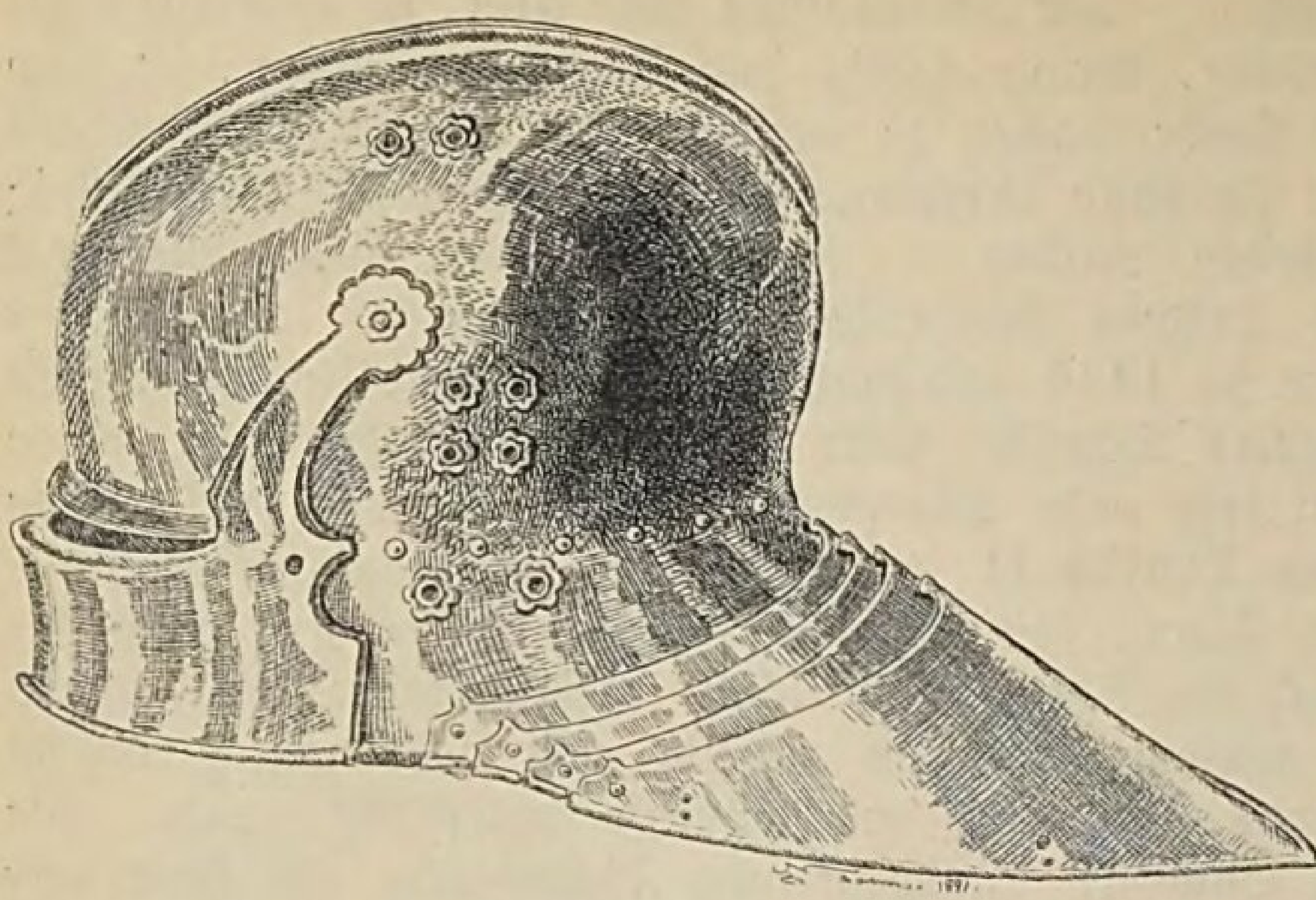
Pfalzgraf Christoph verläßt seine Heimat zur Uebernahme der Königreiche Dänemark, Schweden und Norwegen 1439.

Nach dem Gemälde von Wohnlich.

Monarchie gegen die Hanse auszunützen. Der norddeutsche hohe Adel, so namentlich die Fürsten von Brandenburg, Mecklenburg, Braunschweig und Lüneburg, schien mit dem dänischen Könige 1443 gemeinsame Sache machen zu wollen. Die Städte unter Lübecks Führung gerieten in Besorgnis, der sie dann allerdings für den Augenblick durch König Christofs Tod im Jahre 1448 enthoben wurden. — Im Jahre 1442 entzog Markgraf Friedrich II von Brandenburg den Städten Berlin-Köln ihre Autonomie. Sie blieben Landesstädte trotz des Versuches, den sie 1446 unternahmen, ihre frühere Unabhängigkeit wieder zu erlangen. — Ein günstigeres Schicksal hatte die kölnische Stadt Soest, deren Verfassung der Reichsunmittelbarkeit sehr nahe gekommen war, ein für den geldgierigen und gänzlich verschuldeten Kurfürsten Dietrich II von Köln sehr unerträglicher Zustand. Im Bunde mit Herzog Adolf von Cleve, den Städten Hamm, Paderborn, Münster, Osnabrück und Lippstadt hielten sich die Soester für sicher. Fünf Jahre lang waren alle Anstrengungen des Erzbischofs umsonst, trotzdem derselbe von einer ganzen Anzahl von Fürsten und Grafen Deutschlands begünstigt und teilweise unterstützt wurde. Da überließ ihm Herzog Wilhelm von Sachsen, Landgraf von Thüringen, ein Heer von 25000 böhmischen Mietsoldaten. Den Weg derselben bezeichneten ähnliche Greuelthaten, wie sie drei Jahre zuvor die Armagnaken am Oberrhein verübt hatten. „Göttingen, Eimbeck, Lemgo mußten durch große Zahlungen den Abzug Wilhelms erkaufen, Osnabrück und Münster unterwarfen sich aus Furcht vor den Böhmen allen Forderungen der Fürsten; die Hanse lehnte im Mai 1447 jede bewaffnete Unterstützung ab." Ein Heer von 60000 Mann sammelte sich vor der Stadt Soest. Am 20. Juli 1447 ward ein allgemeiner Sturm unternommen. Die Soester schlugen ihn ab. In den Scharen der Belagerer trat Mangel an Lebensmitteln ein, die Finanzen des Erzbischofs waren erschöpft, er konnte das Heer nicht zusammenhalten; seine Banden lösten sich auf. Soest hatte sich behauptet.


Siegel von Augsburg.
Original 8½ cm im Reichsarchiv in München.

An diesen fürstlichen Soldheeren mußten die Städte die Zeichen der Zeit erkennen. Schon seit 1440 waren 22 schwäbische Städte im Bunde gegen die adeligen Straßenräuber. Die schwäbischen Reichsstädte hielten ihre Hilfe im Jahre 1443 zurück, als König Friedrich gegen die Schweizer zu Felde zog. Sie behaupten scharfsichtig, die Fehde gehe das Reich nichts an, sondern nur Oesterreich. Im Jahre 1440 schlossen die 22 Städte einen Bund mit Augsburg, und im Jahre 1446 zählte der Städteverein bereits 31 Mitglieder, darunter Augsburg, Nürnberg, Ulm, Eßlingen, Reutlingen, Nördlingen, Rotenburg a. T., Memmingen, Kaufbeuern, Donauwörth und Kempten. Noch in demselben Jahre traten dem Städtebund der Pfalzgraf Ludwig IV, Graf Ludwig von Württemberg und Herzog Albrecht III von Bayern-München bei und im Jahre 1447 ebenso der Bischof und das Kapitel von Augsburg. Aber schon bestand auch ein Gegenbund. Am 14. November 1443 hatten sich zu Mergentheim der Erzbischof Diether von Mainz, Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg-Ansbach und Gottfried Schenk zu Limburg, der Pfleger des Stiftes Würzburg, der Reichsstädte wegen verbunden in der Besorgnis, „daß es zum letzten zu Niederdrückung des Adels, auch uns und unsern Fürstentümern und Landen zu Niederung und Verderblichkeit kommen möchte". Als aber der Schenk Gottfried erst Bischof geworden war, schloß er alsbald ein Bündnis mit den Städten. Waren doch er und der Markgraf von Brandenburg-Ansbach Rivalen um das Herzogtum Franken. Bei der Hochzeit des Grafen Ulrich von Württemberg mit Elisabeth, der Tochter Heinrich des Reichen von Bayern-Landshut, vereinigten sich im Februar 1445 die Hauptvertreter des süddeutschen, städtefeindlichen Fürstentums in Stuttgart, so Herzog Albrecht von Oesterreich, der Markgraf Jakob von Baden und der Hauptmann von allen, Markgraf Albrecht Achilles. Es ist bezeichnend für die getrennte Entwickelung



Schallern (Salade) des Kurfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg, gest. 1486. (Mit der Marke Nürnberg.) Aus dem Königl. Nationalmuseum in München.

Bayerns, des östlichen Bayern in ostdeutscher, fürstlicher Richtung, des westlichen in mehr städtefreundlicher Art, daß wir nun auch die Vertreter der beiden Teile in verschiedenen Lagern antreffen. In merkwürdiger, fast unumstößlicher Ordnung sehen wir, je weiter wir ostwärts vordringen, die Ablagerungen früherer und späterer Kulturschichten einander folgen, und jede dieser Ablagerungszonen trägt die Produkte, welche sie zu tragen befähigt ist. Immer noch ist es der schwäbische Adel, den die heimischen Verhältnisse aus der Heimat treiben, wie einstens, da Heinrich IV sich anschickte, Sachsen mit ihm zu unterwerfen, da die Staufer kamen und ihn zu ihren Weltexpeditionen gebrauchten. Immer noch sucht dieser Adel Fuß zu fassen bald hier, bald dort, bald einzeln, bald in Gruppen. Aber seine Reihen haben sich gelichtet. Geschlechter sind aus ihm emporgewachsen, welche die andern weit überragen, und so ward es möglich, daß wir jetzt selbst auf schwäbischem Boden der gleichen Erscheinung begegnen, die wir bisher nur weiter östlich in ihrer ganzen Konsequenz auftreten sahen, der Heranbildung eines neuen Landesfürstentums. An fürstlichem Bewußtsein und städtefeindlicher Gesinnung stehen die Grafen von Württemberg und die Markgrafen von Baden ihren weiter ostwärts vorgedrungenen Stammesgenossen, den Hohenzollern in Franken und Brandenburg, den Habsburgern in Oesterreich keineswegs nach.

Und zwischen diesen jüngeren Gebilden zieht sich die wittelsbachische Macht hindurch, hervorgegangen aus der staufischen Politik, aber gepflanzt auf welfischem Boden, in Niederbayern von Anfang an mehr der Entwicklung des ostdeutschen Fürstentums sich anschließend, in Oberbayern schwankend zwischen dieser Politik und derjenigen des Westens, in der Rheinpfalz gezwungen, die städtische Kultur anzuerkennen und zugleich das deutsche Element gegen das französische zu vertreten, in der Oberpfalz zugleich konservativ und aggressiv den Gegenströmungen des Ostens gegenüber — die ganze Macht in sich gespalten und zerrissen je nach den Bedingungen der einzelnen Territorien.

Im südlichen Deutschland bildete „den Mittelpunkt und die treibende Kraft der fürstlichen Politik Markgraf Albrecht Achilles, welcher um jeden Preis durch die Unterwerfung Nürnbergs sein landesfürstliches Territorium zu arrondieren wünschte.“ Er führte das süddeutsche Fürstentum zu seiner alten jugendlichen Natur zurück und trieb die Aristokratie noch einmal zur Offensive. Vermittlungsversuche, welche König Friedrich anstellen ließ, scheiterten; die rheinischen Pfalzgrafen Friedrich und Otto, die Bischöfe von Würzburg und Augsburg waren als Vermittler thätig. Am 2. Juli 1449 sandte Albrecht der Stadt Nürnberg seinen Fehdebrief. Der Krieg begann sofort. Der ganze Adel geriet in Bewegung. Zweiundzwanzig Fürsten sagten der Stadt ab, darunter selbst die Herzoge von Braunschweig und Mecklenburg. Doch der Adel war keine einheitliche Masse mehr. Auch in ihn hatte das Leben seine trennenden Keile getrieben, und so gewannen auch die Städte aus ihm Anhang und Verstärkung. Das erhaltene Verzeichnis der an die Stadt abgesandten Fehdebriefe ist bezeichnend für die Gruppierung der Parteien. Es umfaßte die Ritterschaft des Markgrafen, diejenige von Hessen, Pfalz, des Herzog Albrecht von Oesterreich, von Mecklenburg, später auch des Gubernators Georg Podiebrad von Böhmen, des Erzbischofs von Mainz, der Bischöfe von Bamberg und Eichstätt, des Markgrafen von Baden, des Grafen Ulrich von Württemberg, der Grafen von Helfenstein, Oettingen, Henneberg u. a. „Gegen des Reiches Städte oben in den Landen“, wie

Nürnberg, Ulm, Augsburg und die andern Städte ging die Absicht, „daß sie die Städte demütigen und erniedrigen wollten oder ihnen abschatzen wollten große Summen Geldes, wie die Wahrheit nachher bewies."

Trotz der gewaltigen Rüstungen auf beiden Seiten blieb es bei bloßen Verheerungs- und Raubzügen. Weder das fränkische Nürnberg, noch das schwäbische Eßlingen konnten von den Feinden, dem Hohenzoller Albrecht und dem Württemberger Ulrich V, bezwungen werden. Das arme Land trug die größte Last des Krieges, die Dörfer gingen in Flammen auf, die Habe der Bauern fiel dem jeweiligen „Sieger" zum Opfer. Mit Ausnahme von kleinen Gefechten kam es nur bei den Weihern von Pillenreut, südlich von Nürnberg, einmal zu ernstlichem Kampfe. Es war am 11. März 1450. Kunz von Kaufungen und Heinrich Reuß von Plauen führten die städtischen Scharen, und Albrecht Achilles ward vollständig geschlagen. Aber er war nicht kampfunfähig. Bald erschien er wieder im Feld, und das alte Wesen begann von neuem. Ebenso kämpfte der Württemberger Ulrich V mit den schwäbischen Städten. Weniger noch als unter den Fürsten kam es unter den Städtern zu gemeinsamer Aktion, ja der kaufmännische, der Krämergeist kam bald wieder oben auf; man geizte und rechnete und stritt um Pfennige, wo es sich um hochherzige Opfer zur endlichen Entscheidung der lange schwebenden Machtfrage hätte handeln müssen. Schon im Januar 1450 war München als Ort einer Friedensverhandlung bestimmt worden. Königliche Machtboten erschienen dort an dem Sitze des vielleicht unparteiischsten und friedliebendsten Mannes in Deutschland. Die Fürsten und Herren verwarfen jedoch diese Kommission. Erst am 22. Juni 1450 gelang es, die Parteien in Bamberg zusammenzuführen. Die Bischöfe Gottfried von Würzburg und Silvester von Chiemsee, der Pfalzgraf Friedrich übernahmen die Vermittlung. So kam es zum Frieden, der alles beim alten ließ. Keine Partei hatte die andere besiegt. Das war das Resultat. „In der prinzipiellen Machtfrage war man keinen Schritt weiter gekommen: die Fürsten waren politisch im Fortschreiten, aber die städtischen Republiken waren noch immer fähig, sich militärisch zu behaupten; die Parteien standen sich noch gegenüber wie um das Jahr 1400."

Nitzsch schließt die Darlegung dieser Verhältnisse mit folgenden treffenden Worten: „Die deutschen Städte haben die alte Lehensverfassung, die sie gewissermaßen vorfanden, nicht zu durchbrechen vermocht, während die italienischen den Adel, welchen sie in ihren Mauern hatten, niederbrachen und seine Güter einzogen. Die Bestandteile der alten Lehensverfassung entwickelten sich neben der städtischen Kultur zu dem Begriff und der Macht der deutschen Fürstentümer, die sich auf einen abhängigen Lehensadel und abhängige Bauernschaften gründeten. Wie die macedonische Aristokratie nach dem Frieden des Antalkidas den südlichen Städten gegenüberstand, so in Deutschland in allen Gebieten ein auf Aristokratie gegründetes Fürstentum den städtischen Republiken. — Allerdings stand die griechische Kultur jener Zeit in gewisser Beziehung höher, als die damalige deutsche. Der überall wirkende Gegensatz zwischen Adel und Städten hielt Deutschland in seiner Entwicklung zurück: von einer Unsicherheit der Straßen, einem System des Raubes, wie in Deutschland, ist in Hellas kaum eine Spur vorhanden. Dagegen aber hat sich in Deutschland während dieses Kampfes der Gegensatz der städtischen Autonomie und der Lehensverfassung, der Gegensatz von bürgerlicher Freiheit und Huld und Treue eigentümlich ausgebildet. Es sind zwei wesentlich verschiedene Prinzipien, die sich hier gegenüberstehen. Maßgebend aber ist in allen diesen Kreisen das Recht des Einzelnen, der Gemeinde oder der größeren territorialstaatlichen Organisation gegenüber: indem die letzteren sich abschließen, stärkt sich in dem Einzelnen das Gefühl einer Selbständigkeit und Freiheit, die auf Recht und Pflicht begründet sind. Auf diesem Wege hat sich innerhalb der deutschen Nation vollkommen selbständig kommunales und ständisches Recht ausgebildet: beide Bildungen brachen in großen Konflikten gegeneinander los, ohne sich überwältigen zu können."

Bisher durften wir mit Recht die ständische Entwicklung als ein Produkt der älteren Epoche betrachten, welches allerdings stark genug war, auch die neue Bildung aus dem Leben des Volkes heraus, die städtische Entwicklung in ihren Kreis zurückzubannen. Wenn

Nitzsch die italienischen Städte als Gegenbilder anführt, so zeigt er uns damit, daß auf diesem längst von städtischer Kultur durchtränktem Boden für eine adelige Herrschaft die Nahrungselemente fehlten. Italien lehnte die durch die Staufer versuchte Rekonstruktion der deutschen Ackerbaukultur ab und Mailand erblühte nach seinem Sturze mächtiger als zuvor. In Italien aber setzt gerade in dieser Zeit ein neues Element ein, welches der städtischen Kultur vollends das Uebergewicht verleiht und sie zu aristokratischer Produktion befähigt. Die aristokratischen Kreise geraten in die Bahnen der städtischen Kultur und ihnen erwachte dadurch die geistige Befähigung, eine wirkliche Herrschaft zu begründen. Es ist das Element der humanistischen Bildung.

In Deutschland war es der rohen aristokratischen Gewalt nicht gelungen, der städtischen Kultur Herr zu werden. Diese Kultur aber war selbst an eine Grenze gekommen, über welche hinaus sie nur eine neue Erweckung oder „Offenbarung" zu führen vermochte. Diese ward ihr von Italien aus. Gelang es nun dieser wirklich menschlich



Die erste Handfeuerwaffe für das Fußvolk.

Die ersten vom Fußvolk benutzten Feuerrohre, welche den Uebergang vom Geschütz zum Handgewehr bildeten, wurden von zwei Mann bedient. Es findet sich an ihnen schon eine Schäftung, insofern als das Rohr an einer langen Stange befestigt war, woran der eine Mann dasselbe in der Richtung hielt, während der andere abfeuerte. — Nach einer alten Handschrift der Univ.-Bibliothek zu Göttingen und nach alten Zeichnungen.

veredelten Kultur, ausgleichend zwischen der aristokratischen Kultur der Vergangenheit und der bürgerlich einseitigen der letzten Epoche zu wirken, so mußte sich die Möglichkeit ergeben, auch die politische Verfassung umgestaltend und neubelebend zu verändern. Erst mit den Faktoren der geistigen Macht und des kulturellen Uebergewichts war ein Sieg des Fürstentums zu erringen, und diesen Weg sehen wir nun die Söhne der deutschen Fürsten einschlagen. Ludwig des Bärtigen Bastardsohn Wieland studierte in Bologna, die Söhne Albrechts III, Albrecht, Christof und Wolfgang wurden ihrer Ausbildung halber nach Pavia und Rom gesandt. „Der gütig Albrecht" selbst „hatt große Lieb zu der Kunst Musika, er kundt ir auch selber viel."

Wie einst die Städte durch die Aufnahme und selbständige Weiterpflege der ritterlichen Kultur zu politischen Machtfaktoren heranwuchsen, so ward nun der umgekehrte Weg des Austausches von neuem betreten, als die Produktionskraft des Bürgertums zu



Philipp der Aufrichtige als Förderer des Humanismus,
umgeben von Johann von Dalberg, Rudolf Agricola, Konrad Celtes und Reuchlin.
(Gemälde von Barth.)

erlahmen begann. Der zweite und letzte große Städtekrieg brachte den Beweis, daß der Bund der Städte aus den Fugen gehe. Die rheinischen Städte hatten schon während dieser Zeit zurückgehalten mit ihrer Teilnahme. Innere Eintracht, fester Zusammenhang, Uneigennützigkeit, die Produkte einer auf gemeinsamen Interessen beruhenden und zu gemeinsamen Zielen bewußt strebenden Entwicklung fehlten diesem Städtebund bereits. Bei Abrechnung der Kriegskosten wurde mit allen Mitteln gefeilscht, ja es kam dazu, daß sich einzelne Städte an den bestgelegenen Herrn gegen die Forderungen der andern Städte anlehnten. So begab sich Eßlingen auf 60 Jahre in den Schutz des Markgrafen von Baden und dieses Schutzes bediente es sich nicht nur gegen die Württemberger Grafen, sondern auch gegen seine alten städtischen Bundesgenossen. Die selbständige Kultur der Städte stand still, ihre Produktionskraft war zu Ende, sie neu zu befruchten, war nur möglich, wenn der einseitige Blick nach innen aufgehoben wurde, und die Augen der Bürger von neuem in die Welt hinaus und auf die Menschheit sich richteten. Wir werden sehen, daß die Vorbereitungszeit dieses welthistorischen Umschwungs, welcher das deutsche Volk aus der Kindheit und Jünglingszeit zu voller Mannesreife führen sollte, bereits angebrochen war.

Die letzten Jahre Herzog Albrechts III verliefen ohne große Ereignisse für Bayern. Wir sehen seine bedingte Anteilnahme am Städtekrieg, seine Bemühungen, den Frieden zu erhalten und zu vermitteln. Wo er seine Macht ausreichend fand, griff er ohne Zögern ein, so gegen das Raubrittertum im bayerischen Walde und an der Donau. Es gelang ihm, seinem Lande Ruhe zu verschaffen vor diesem frechen Gesindel. Zu den Erwerbungen unter Albrecht zählen vor allem die Auslösungen der früher verpfändeten oberpfälzischen Güter. Der reiche Landshuter schoß ihm dazu die Gelder vor, nachdem Albrecht III auf die Ingolstadter Erbschaft verzichtet hatte. Sulzbach, Schwandorf, Rosenberg, Hemau, Burglengenfeld, Velburg, Kalmünz und andere Güter wurden so dem Oberpfälzer Otto I von Mosbach abgekauft und wieder mit dem Münchener Herzogtum vereinigt. Leider mußte Albrecht auch seinen Landeskindern zuliebe in die Vertreibung der Juden willigen. Eine Zeit lang überließ er seiner braunschweigischen Gemahlin Anna die Regierung wegen eigener Kränklichkeit, allein dieses norddeutsche Fürstenkind griff zu schroff ein und mußte daher bald wieder abtreten. Des Herzogs Kämpfe und Zwistigkeiten mit seinen Landständen zeigen, daß Bürgertum und Adel auch in Bayern auf die Bahn egoistischer Versumpfung geraten waren, zugleich aber ward klar, daß auch die Regierungsgewalt der Fürsten keine absolute Mehrung erfahren hatte. Namentlich in Straubing zeigten sich die Folgen seines langen Einzellebens in dem „beschränktesten Partikularismus der Landstände“. Doch erst unter seinen Nachfolgern steigerte sich dieser Kampf mit den Landständen zu einem Kampf um wirkliche Prinzipien. Der Münzverschlechterung zu steuern, ließ Albrecht sich angelegen sein, ebenso waren der Reformation der Klöster, bei welcher er in Nikolaus von Cusa einen tüchtigen Ratgeber fand, seine Bemühungen gewidmet. Den allgemeinen Angelegenheiten des deutschen Volkes hielten ihn die Ingolstädter Sache, dann der allmählich am Horizont auftauchende Gegensatz des Brandenburgers zu dem süddeutschen Fürstentum, wie die eigene Abneigung fern. In kleinem Kreise erwachsen, beschloß er darin sein Leben am 1. März 1460. Die Zerwürfnisse der Wittelsbacher, die politische Machtlosigkeit Bayerns erreichten unter ihm den Höhepunkt. Freilich lagen die Ursachen davon auf andern Gebieten, und Albrechts Charakter ist selbst nur wieder ein klar redendes Produkt der vorangegangenen Entwicklungsepoche in Bayern und in dem auf dem bayerischen Leben ruhenden und fest mit ihm verknüpften wittelsbachischen Hause.

Ludwig der Reiche und Albrecht der Weise.

Herzoge:

Bayern-Landshut:

Ludwig IX, der Reiche 1450—1479.
Georg der Reiche 1479—1503.
Landshut-Ingolstadt an die Münchener Linie 1504.

Bayern-München:

Johann IV und **Sigmund** gemeinsam bis zu Johanns Tod 1460—1463.
Sigmund allein 1463—1465.
Sigmund und **Albrecht** IV, der Weise gemeinsam 1465—1467. (Sigmund verzichtet.)
Albrecht IV allein 1467—1508.

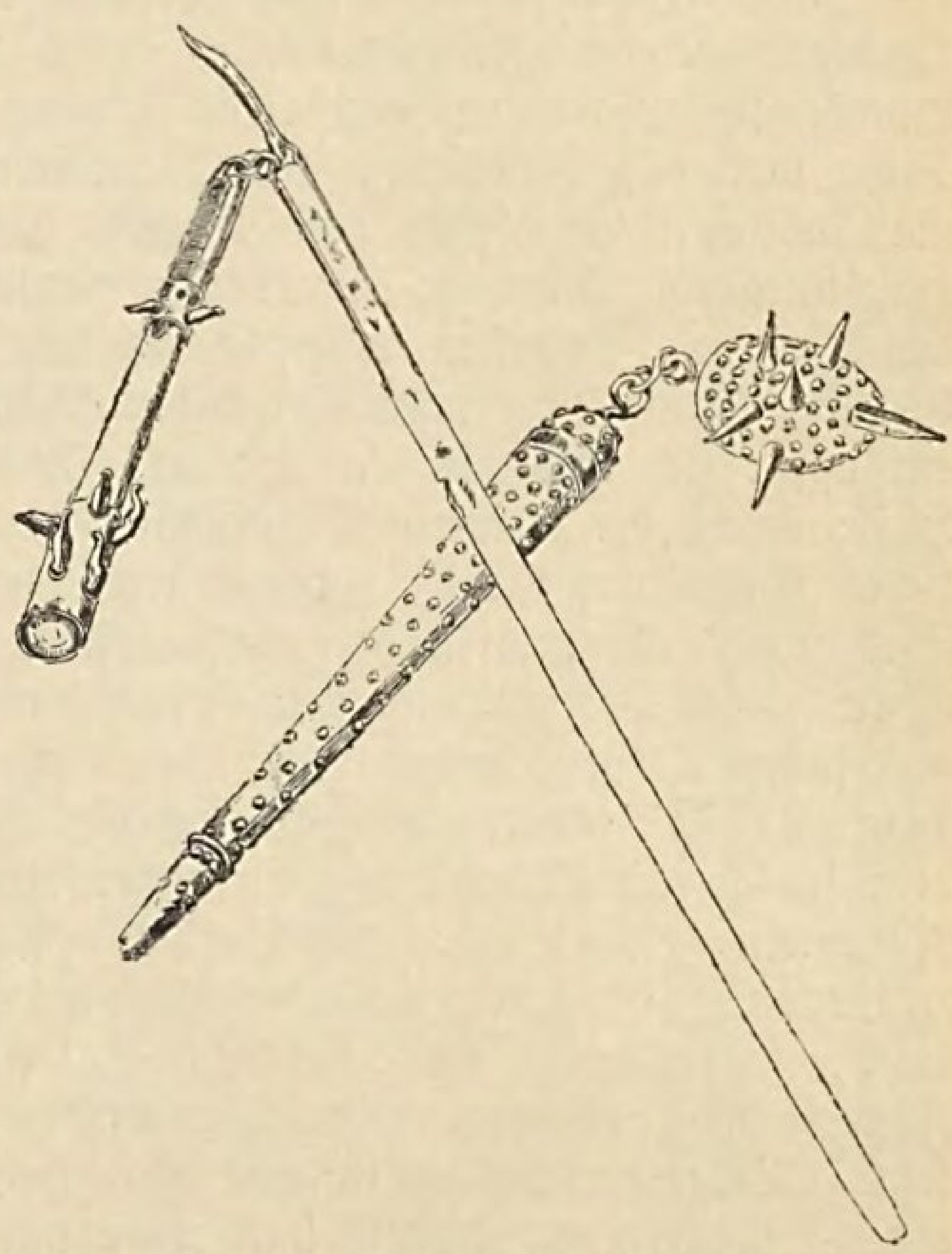
Deutsche Kaiser: **Friedrich** III 1440—1493.
Maximilian I 1493—1519.

Waren wir bei Beginn des vorigen Kapitels in Verlegenheit, mit welchem charakterisierenden Namen wir den Zeitraum von 1393—1450 zusammenfassen sollten, so drängen sich uns nun von selbst die Namen der beiden Fürsten auf, die Bayerns Geschichte in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts mit ihrem Wesen vollkommen durchdringen und erfüllen. Deutschlands dominierende Machtstellung, welche es bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts behauptet hatte, ist dahin. In zweihundertjährigem Ringen hatten die verschiedenen politischen Mächte ihre Kräfte gegeneinander gewendet, ohne einander bewältigen zu können. Zwischendurch versuchte das Kaisertum die Wiederherstellung seiner Autorität auf dem Boden der katholischen Kirche, der universellen Menschheitsidee. Der Versuch mißlang, und Deutschlands Macht erlahmte dem Auslande gegenüber, welches im Westen, Norden und Osten seine nationalen Schöpfungen dem mittelalterlichen Weltreiche entgegenstellte. Von dem alten Gebiete, welches der jugendlich-aristokratischen Offensive einst als Tummelfeld gedient hatte, abgeschnitten, wandte sich Deutschlands Kraft nach Innen. So ward der Druck bewerkstelligt, der aus dem deutschen Leben heraus selbst neue Keime und Produkte emportreiben wird.

„Neben dieser verfallenden deutschen Schöpfung stand die polnisch-litthauische Monarchie; an sie schloß sich der national-kirchliche böhmische, an den letzteren der ungarische Staat. Aus allen Jahrhunderten drängten sich hier die politischen Bildungen zusammen: gemeinsam aber war ihnen allen das Zurückweichen des deutschen Einflusses. Die politische Bedeutung dieser vorliegenden Staaten wuchs, je deutlicher es sich herausstellte, daß die Verteidigung des Occidents gegen die Türken von der Haltbarkeit und Lebenskraft derselben wesentlich abhängen würde.“ (Nitzsch.)

Hatte der Ausgang des zweiten großen Städtekrieges gezeigt, daß Städtetum und Fürstentum in Deutschland sich noch das Gleichgewicht hielten, so bewiesen alle die folgenden Ereignisse, daß die offensive Kraft der deutschen Aristokratie gebrochen war. Die Ausbildung des deutschen Ordensstaates stand still; die ungarische Aristokratie übernahm unter der Führung Johann Hunyads die Abwehr der Osmanen allein. An ihrem Widerstande brach sich die erste rohe Macht der türkischen Eroberer, sie wandten sich in die Balkanhalbinsel zurück, deren Eroberung nunmehr Mohammed II vollkommen gelang. 1446 ward die Herrschaft der Paläologen im Peloponnes vernichtet, 1448 erlag ein serbisch-ungarisches Heer den Türken bei Kossova, auf dem Amselfelde, wo schon 1389 die große Schlacht geschlagen wurde; am 29. Mai 1453 fiel Konstantinopel, Kaiser Konstantin IX fand auf den Mauern der Stadt seinen Tod. Das griechische Reich war vernichtet. Die christliche Kultur des Abendlandes ward von den Söhnen des Propheten bedroht.

Schon seit langer Zeit war von Rom der Ruf zu den Waffen ergangen, und so dringend und inständig er nunmehr wurde, er verhallte. Die alte Idee der Kreuzzüge war gestorben. Mit dem Ablaufen der religiösen Aera ging das Aufstreben der staatlichen Interessen und des staatlichen Bewußtseins Hand in Hand. Wir kennen die Notwendigkeit, welche in dieser Thatsache verkörpert erscheint. Das allgemeine Wachstum aus der universalen Entwicklung der Kindheit und Jugend heraus zum Individualleben des Mannesalters, das Heraustreten aus dem jugendlich-mystischen Ideenkreise in den realen Gedankenkreis des Selbsterkennens ist die Ursache jener Erscheinung. Wir wundern uns deshalb nicht, wenn wir dem Angriff der Türken gegenüber die alten Gewalten Europas sich teilweise noch zur Defensive, nicht aber zur Offensive aufraffen sehen.



Bauernwaffen aus dem letzten Drittel des 15. Jahrhunderts.
Originale im K. Nationalmuseum in München.

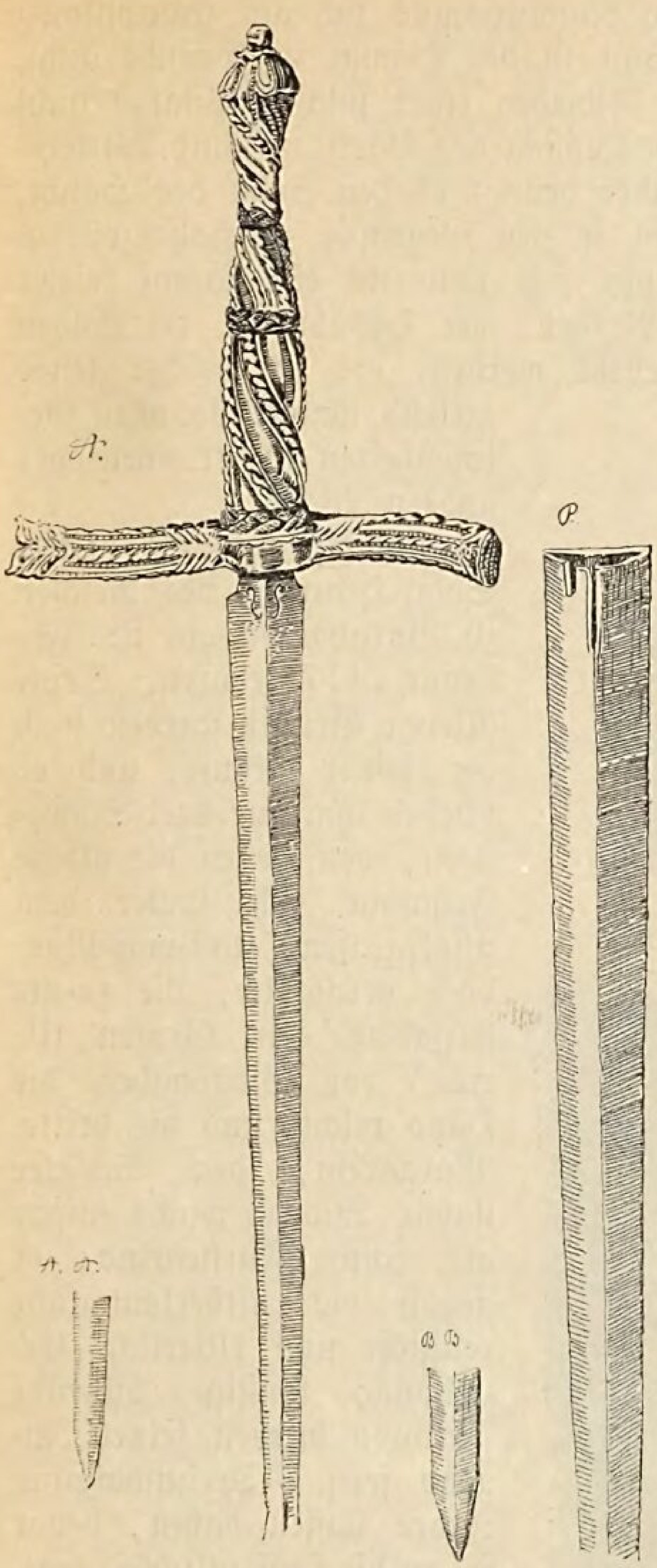
Ein zweites Zeichen der Zeit sind die großen Fürstencharaktere, denen wir in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunders fast allenthalben begegnen. Namen, wie Friedrich der Siegreiche von der Pfalz, Albrecht Achilles von Brandenburg-Ansbach, Ludwig der Reiche, Albrecht der Weise, Maximilian, Namen wie Karl der Kühne von Burgund und Georg Podiebrad von Böhmen versinnbildlichen uns diese Thatsache. Wohl war der Städtekrieg resultatlos verlaufen, aber er hatte die Thatsache konstatiert, daß die neuen Waffen der städtischen Kultur den älteren der ritterlichen Zeit vollauf gewachsen seien. Ein Sieg war nur möglich, wenn die Aristokratie sich anschickte, sich dieser von dem Bürgertum zu Tage geförderten Kulturmittel zu bemächtigen und dieselben neugestaltend weiterzubilden. Wohl war der Städtekrieg resultatlos verlaufen, aber er hatte der Aristokratie die Notwendigkeit dargethan, der innern Arbeit ihre Kräfte entschiedener zuwenden zu müssen; er hatte dem Schwanken zwischen Offensive und innerer Arbeit ein Ende gemacht. Man schickte sich an zu der letzteren. Wohl war der Städtekrieg resultatlos verlaufen, aber er hatte zugleich die einander widerstreitenden fürstlichen Interessen klargelegt und mit der Erkenntnis derselben den Mut erweckt, diesen unhaltbaren Verhältnissen ein Ende zu bereiten. Ein Fürstenkrieg mußte das Ergebnis des Städtekriegs werden, und wenn wir uns nun an die Stellung Wittelsbachs erinnern, so werden wir erkennen, warum Wittelsbach so vielen als der gemeinsame Feind erscheinen mußte. Natürlich wandte sich die Feindschaft zunächst gegen die hervorragendsten

Vertreter des Geschlechts, gegen Friedrich von der Pfalz und Ludwig den Reichen von Bayern-Landshut.

Mit den Waffen das Fürstentum niederzuwerfen war den Städtern nicht geglückt, wohl aber siegte das Bürgertum mit seiner Kultur. Auf den Konzilien hatte sich gezeigt, was diese Kultur war. Sie behauptete die Herrschaft und hielt das Fürstentum zurück. Und in jener bewegtesten Zeit des geistigen Kampfes liegt die Jugend der Männer, welche nun Deutschland mit ihren Namen erfüllen.

Die Stellung Wittelsbachs! Bisher war sie eine zerklüftete, innerlich haltlose und darum unproduktive. Jetzt rang sich die fürstliche Politik von der Scholle los und suchte das Interesse des Hauses und Geschlechtes demjenigen der einzelnen Territorien gegenüber zur Geltung zu bringen. Die niederbayerische Linie hatte sich bekanntlich vollkommen in der Weise der östlichen Fürstentümer entwickelt. Bayern-Landshut war das Land der aristokratischen Entwicklung, welche durch Zahlen, wie sie Riezler anführt, merkwürdig illustriert wird. „Während Albrechts IV Landtafel im Oberlande 164, im Straubinger Niederlande 72 Edelsitze nennt, erscheinen in Georgs Landtafel mindestens 7—800 Edelsitze, darunter im Rentmeisteramte Landshut allein über 400." Das numerische Uebergewicht der Aristokratie ist damit wohl festgestellt. Alles, was die Natur in der Landshuter Linie vermochte, sie in der eingeschlagenen Richtung festzuhalten, that sie. Nicht nur daß Friedrich, der Stammvater dieser Linie, sich seine Gemahlin aus dem mailändischen Geschlechte der Visconti holte. Heinrichs des Reichen Gemahlin war eine Habsburgerin, Ludwigs des Reichen Gattin entstammte dem jungen kurfürstlichen Geschlecht der Wettiner, und sein Sohn Georg blieb dieser Richtung ebenso treu, er holte sich seine Gemahlin aus dem polnischen Königshause. Das Wesen der Münchener Linie dagegen entpuppte sich uns als ein anderes. Ueber dem Wachstum derselben schwebte eine andere Luft; es ist die weichere Atmosphäre der städtischen Kultur, welche hier der starren fürstlichen Entfaltung zuerst entgegensteht, dann dieselbe langsam in andere Bahnen drängt. Das scharfe Eingreifen der norddeutschen Welfin Anna ward in München zurückgewiesen. Aber dieser Vereinigung Wittelsbachs mit dem fürstlichen Hause der Welfen entstammte die jüngere Generation. In den Charakteren Ludwigs des Reichen einerseits und Albrechts IV andrerseits zeigt sich die Wandlung. Ist jener ganz der Repräsentant der rein fürstlichen Entwicklung, so dieser ein Mann, der den Blick in die Zeit und auf das Allgemeine richtet und den Versuch wagt, den Kreis seiner fürstlichen Aufgaben weiter zu stecken. Ist jener ganz der Mann seiner Zeit, der Zeit der fürstlichen Machtentwicklung, so erscheint uns Albrecht als ein Vermittler von Vergangenheit und Zukunft. Freilich war es, wie wir sehen werden, für Bayern von ungeheurer Bedeutung, daß seine Wiedervereinigung in eine Zeit fiel, in welcher es, wie kaum jemals vorher, einer bereits festgefügten Politik und einer unerschütterlichen Macht bedurft hätte.

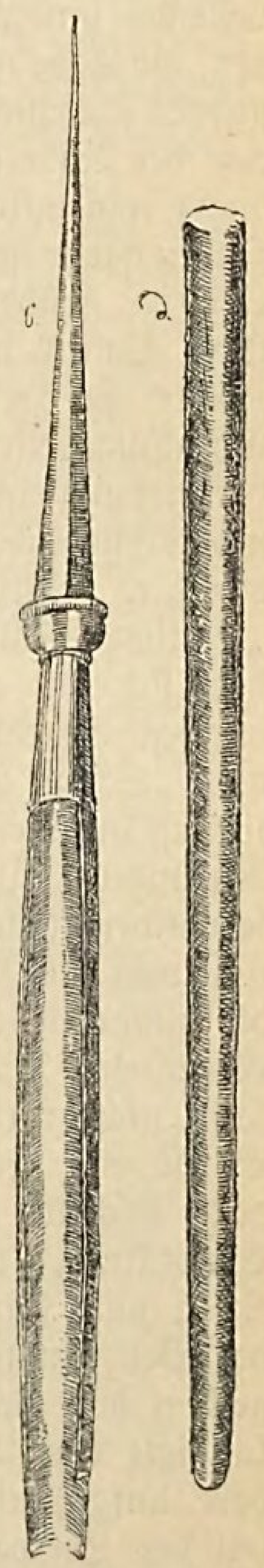
Die Hauptsache blieb vorerst die Stellung Wittelsbachs im ganzen. Sie war unhaltbar geworden. In der Pfalz finden wir die wittelsbachischen Fürsten von einer andern Natur, als ihre Genossen aus fürstlichen Geschlechtern. Wittelsbach war das einzige süddeutsche Fürstengeschlecht, dessen fürstliche Ahnen in die Zeiten der staufischen Kaiser hinaufgriffen. Wittelsbach allein hatte seine fürstliche Existenz nicht begründet auf den Trümmern der alten Kaisermacht, es war kein Geschlecht der Revolution, das sich bereichert hatte mit den Brocken, welche sich nach und nach vom Reiche löften, sondern es stand sozusagen als einzige „legitime" Macht unter jenen Fürstengeschlechtern, welche der Revolution ihr Emporkommen verdankten. Diese Herkunft allein wäre genügend gewesen zur Begründung eines natürlichen Gegensatzes, in welchem wir Wittelsbach den jüngeren Fürstengeschlechtern gegenüber fast fortwährend sahen. Man hätte diesen Gegensatz vergessen können, aber das Kaisertum Ludwigs des Bayern brachte ihn in frische Erinnerung, und gerade die Politik dieses Kaisers zeigte, daß den Wittelsbachern die andern jungen Fürstengeschlechter im Wege standen, ebenso aber empfanden diese, wie Wittelsbach ihnen im Wege stand. Jener lang aufgeschobene und mehrmals versuchte Kampf mit Wittelsbach hatte nur immer dargethan, daß die wittelsbachische Macht zu Eroberungen nicht geeignet sei, ebenso aber hatte er bewiesen, daß die jungen Kräfte nicht



Panzerstecher mit doppelter, ineinander zu steckender, dreischneidiger Klinge.

Griff des Schwertes 25 cm, Klinge A 71 cm, B 115 cm, AA und BB Endspitzen der Klingen.
Original im K. Nationalmuseum in München.

ausreichten, dieses „legitime“ Gebilde einer älteren Zeit verschwinden zu machen. Hatte Bayern den Beweis der Entwicklungsfähigkeit bisher nicht erbracht, so doch den der Existenzfähigkeit. Noch immer ist uns Bayern und Wittelsbach die Macht, welche berufen erscheint, die kulturellen Gegensätze des Ostens und Westens, welche sich in der durchlebten Zeit entwickelten zu dem großen Gegensatze der städtischen und fürstlichen Kultur, ausgleichend zu verbinden. Freilich ist Niederbayern-Landshut in die Entwicklungsbahn der östlichen Fürstentümer geraten, aber in der Pfalz ward das Geschlecht der Wittelsbacher zum Beschützer und Förderer der neuen Kultur, und in Oberbayern hielt eine feste Charakterentwicklung zurück, das Schwanken zwischen den beiden Kulturen dauerte fort, bis die Entwicklung Oberbayerns gewissermaßen den Gefrierpunkt erreichte. Nun aber trieb aus welfischem Schoße mit Albrecht IV jener Charakter empor, der nach der einen, der fürstlichen Seite, sich nichts vergebend, dennoch die andere Seite, die der städtischen Kultur nicht übersah.



Pfriemen oder Ahlspieß zum Durchstechen der Harnische.

C Spitze, D Fußende, Länge 2 m.
Original im K. Nationalmuseum in München.

Daß gerade in der jetzt anbrechenden Zeit, der Zeit der Herausgestaltung der landesfürstlichen Macht, an Bayern abermals die Frage nach seiner Existenzfähigkeit und -berechtigung gestellt wurde, ist somit natürlich, und daß diese Frage in dem Sinne gestellt wurde, ob die wittelsbachische Macht ihre Existenzberechtigung zu erweisen vermöge, ist ebenso natürlich. Und sie erwies sie abermals trotz der politischen Machtlosigkeit der vorangegangenen Epoche, sie erwies sie trotz der Verbindung aller jener jungfürstlichen Mächte gegen sie, sie erwies sie, wie einst, da der junge Ludwig den Habsburger bei Gammelsdorf besiegte, da er dann mit Hilfe Böhmens die Scharen des königlichen Habsburgers bei Mühldorf niederwarf. Auch jetzt sind die Konstellationen der Mächte fast die gleichen, nur eins ist anders geworden: der Gegensatz des altfürstlichen Geschlechts zu den jungfürstlichen Mächten wuchs sich aus zu dem bestimmten und bewußten Gegensatz zwischen Wittelsbach und Hohenzollern.

Wie der Gang der Geschichte unhemmbar ist und selbst hervorragende Persönlichkeiten, welche bestimmt scheinen, ihn zu beherrschen, in ihren Dienst zwingt, wird wohl selten so deutlich, als in dem nun ausbrechenden Markgrafenkrieg. Der Gegensatz zwischen Hohenzollern und Wittelsbach war eigentlich schon in dem Kampfe zwischen dem ersten hohenzollerischen Kurfürsten und Ludwig dem Bärtigen zu Tage getreten. Dieser war auch so ein rein fürstlicher Charakter, der alles seinem Willen zu

unterwerfen trachtete, dessen natürliche Neigung zum Absolutismus sich am französischen Hofe gestärkt und vollends ausgebildet hatte, der dann in der Heimat zu Grunde ging, zu Grunde gehen mußte, da hier der Boden zum Gedeihen einer solchen Pflanze nicht wie in Landshut bereitet war. In dem Kampfe gegen Ludwig den Bärtigen stand Wittelsbach-Landshut auf der Seite seiner Gegner. Nun aber drängt es den Sohn des Haupthelfers der Hohenzollern, Ludwig den Reichen, selbst in den Gegensatz zu Hohenzollern. Was vordem ein persönlicher Kampf schien, entpuppt sich nun als ein Kampf zweier Prinzipien. Das Wachstum der Hohenzollern im Norden, der Habsburger im Süden trieb Wittelsbach empor. Die Grenze mußte festgestellt werden, bis zu welcher jenes Wachstum sich auszudehnen die Kraft hatte. Uebersehen wir die nun anhebende mehrhundertjährige Entwicklung, so müssen wir sagen, daß nur der Widerstand der Wittelsbacher die Hohenzollern vollends hinauf gegen Norden, die Habsburger vollends gegen Südosten trieb, daß nur der Widerstand Wittelsbachs namentlich die Hohenzollern davor bewahrte, durch eine zu frühe Rücklenkung ihrer Politik ins Reich ihre Kräfte zu zersplittern und sich abzuarbeiten an der Wiederbelebung einer Kultur, die unwiderstehlich dem Ende zudrängte. Wittelsbach, das „legitime" Fürstengeschlecht, hat sich zu einem konservativen Charakter ausgebildet. Schon in seinem Ursprung lag diese Entwicklung begründet. Und dieser konservativen Rolle unterzieht es sich nun im Kampfe gegen die jüngeren revolutionären Gewalten. Dieser Charakter kann nicht verwischt werden. Er ist ein Festgewordenes, das Produkt einer langen Entwicklung, und wird sich geltend machen bei allen Gelegenheiten in der einen oder andern Weise.



Graf Ulrich V von Württemberg.
Statue am ehemaligen Herrenhaus in Stuttgart.

Ludwig war als dritter Sohn Heinrichs des Reichen zu Burghausen am 23. Februar 1417 geboren. Seine älteren Brüder starben noch vor seiner Geburt, und es blieben ihm nur drei Schwestern, von denen die älteste Johanna sich später dem Pfalzgrafen Otto I von Mosbach vermählte, die zweite Elisabeth dem Grafen Ulrich V von Württemberg die Hand reichte und die dritte, Margareta, den Schleier nahm. Ludwig wuchs empor als echtes Fürstenkind; er genoß die altherkömmliche religiöse und ritterliche Erziehung; sonstige bildende Faktoren blieben seiner Jugend fern. Dreiunddreißig Jahre flossen dahin, bevor er an die Oeffentlichkeit trat, es war bei dem Tode des Vaters, der ihn gewissermaßen im Gefängnis hatte heranwachsen lassen. Aber die Verhältnisse in Ingolstadt und München, die die Väter mit den eigenen Söhnen in Krieg und Händel brachten, mochten bestimmend auf Heinrich eingewirkt haben. Endlich der Bevormundung durch den Vater ledig, ergriff Ludwig mit ganzem jugendlichem Ungestüm das Leben und seine Freuden. Schon die Trauerfeier um den Verstorbenen verkündigte dem Lande, daß ein Herrscher in die väterliche Burg eingezogen sei, der die dort aufgehäuften Schätze nicht unbenützt schlummern lassen wollte. Und erst die Hochzeit des Herzogs mit Amalie (1452), der Tochter des Kurfürsten Friedrich von Sachsen, brachte den Glanz und Reichtum des Landshuter Fürstenhofes in aller Mund.

Ludwigs Eingriffe in die innere Regierung sind nicht von großer Bedeutung. Eine prinzipielle Aenderung trat nicht ein. Und was ein so glänzender Fürst that, erkannte man an, namentlich wenn es wirklich auf das Wohl des Landes gerichtet schien. So begrüßte man die Vertreibung der von seinem Vater geschützten Judenschaft; die Be-

kehrungsversuche aber, welche der Herzog bei den Kindern Israels anstellen ließ, blieben naturgemäß meist ohne Erfolg. Die auswärtigen Angelegenheiten dagegen nahmen bald das ganze Interesse in Anspruch.

Wie sehr die innere Zersplitterung die Entwicklung der wittelsbachischen und bayerischen Macht bisher hintangehalten hatte, zeigte sich natürlich sofort in dem Gegensatze der Machtbedeutung, welche Bayern durch die Vereinigung der beiden Machtkomplexe von Ingolstadt und Landshut erlangte. Die Ursache jener inneren Zersplitterung erkannten wir. So lange die Bayern umgebenden Mächte, namentlich die der östlichen Fürstentümer, nach außen ihre Hauptkräfte gerichtet hielten, zerflossen auch die Kräfte Bayerns nach allen Richtungen. In dem Augenblicke aber, da jene Mächte die äußersten Grenzen ihrer Expansionsfähigkeit erreichten und durch den Widerstand neuer Kräfte im Osten der Pfeil ihrer Politik sich rückwärts drehte, rückwärts ins Reich hinein, mußte Bayern entweder zu einer Konzentration der eigenen Kräfte zurückgeführt werden oder allen jenen jüngeren staatlichen Gewalten als gut gelegenes Aufteilungsobjekt erscheinen. Daß die dem Osten zunächst gelegene niederbayerische Zone auch zunächst die herannahende Wendung zu verspüren bekam, war natürlich. Und so bedurfte es nur eines Anstoßes, um Ludwig den Reichen zum Handeln zu bringen. Dieser Anstoß kam von Osten, von Habsburg; er traf allerdings zunächst nicht Niederbayern direkt, sondern die Wittelsbacher in der Pfalz. Aber er genügte, um das Bewußtsein eines gemeinsamen Interesses zu erwecken.

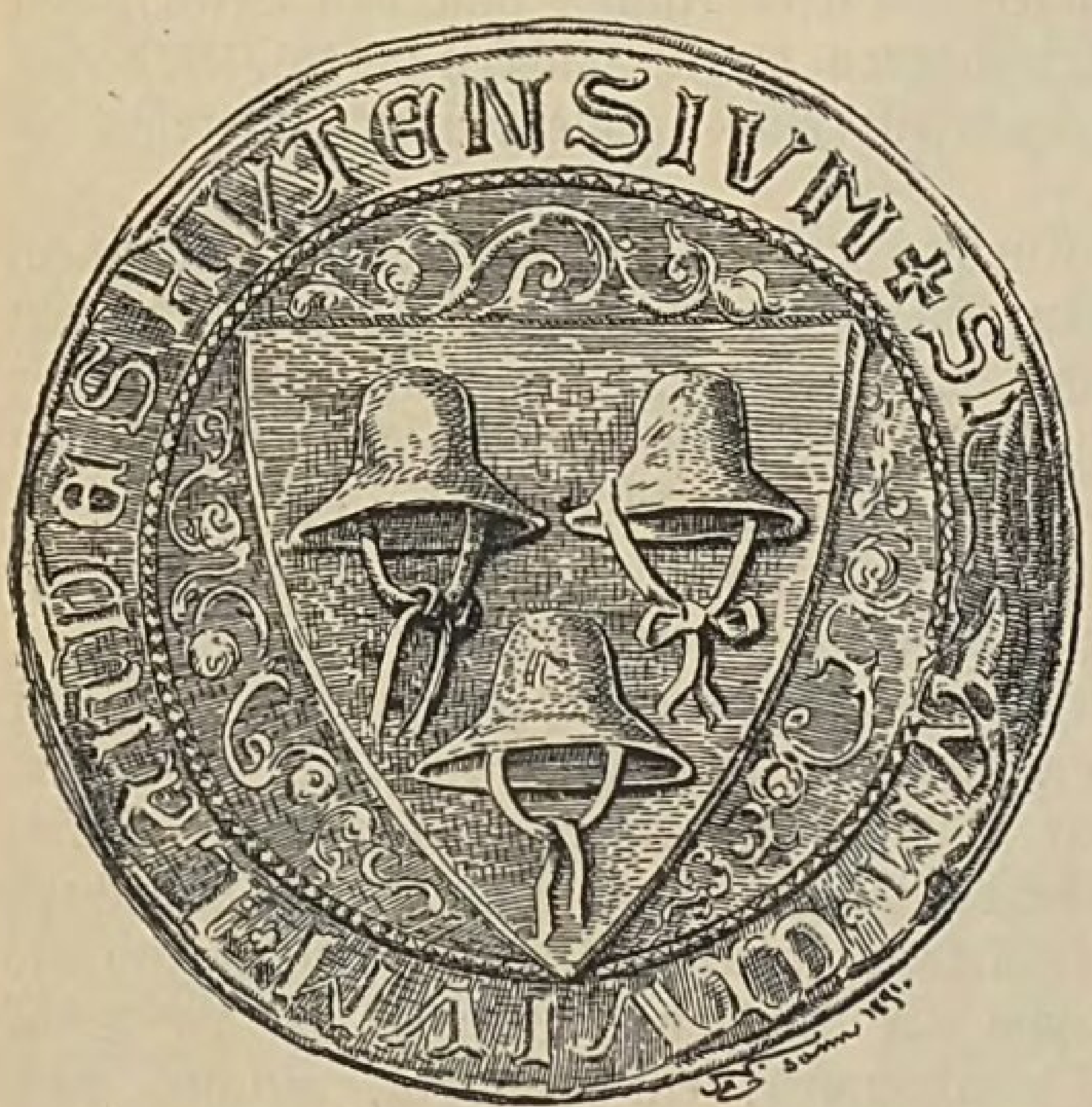
Am 13. August 1449 war der Pfälzer Kurfürst Ludwig IV zu Worms von einem schnellen Tode ereilt worden. Er hinterließ ein einjähriges Knäblein, Philipp, für den nun der ältere der beiden Oheime, Friedrich, die Vormundschaft übernahm. Dieser Friedrich aber stand selbst noch in jungen Jahren, da die Natur zu selbständigem Walten und Schaffen treibt; er fühlte die Schranken, welche ihm als Administrator gesteckt waren, er erkannte die kritische Lage, in welcher sich das Fürstentum des kleinen Neffen befand, und so entschloß er sich kurz, die Kurwürde sich selbst zu verschaffen, den Neffen an Kindesstatt anzunehmen und auf eine ebenbürtige Ehe zu verzichten, damit die Rechte des Neffen nicht geschmälert würden. Diesem Plane aber trat der Kaiser entgegen, er widersprach ihm auch dann noch, als er längst zur Wirklichkeit geworden war. Der Streit war da. Es war selbstredend, daß in einem bevorstehenden Kampfe eines Wittelsbachers mit Habsburg der Niederbayer nicht unthätig bleiben konnte. Und so fanden sich die beiden Söhne desselben Geschlechts, Friedrich von der Pfalz und Ludwig von Landshut in dem Bunde von Lauingen (17. Dez. 1451) zusammen, ein Bündnis, welches auch von den Reichsstädten, deren Freundschaft der Pfälzer besaß, freudig begrüßt wurde. Gleich im Entstehen erwies dieser Bund seine Kraft: zwei weitere Wittelsbacher, Albrecht III von München und Pfalzgraf Otto von Neumarkt, der Gemahl der Schwester Ludwigs, traten auf die Seite ihrer Verwandten.

Von der Vergangenheit des niederbayerischen Fürstentums konnte Ludwig sich indes nicht ohne weiteres loslösen. Im Städtekrieg fanden wir seinen Vater auf der Seite der Fürstenpartei. Der Sohn trat auch in dieser Richtung die väterliche Erbschaft an. Er blieb ein Feind der Reichsstädte und schloß mit dem Hauptgegner derselben, mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Ansbach einen engen Freundschaftsbund. Noch im Jahre 1453 vermittelte er zwischen den Hohenzollern und dem feindlichen Nürnberg; er vermittelte in demselben Jahre aber auch zwischen dem Pfalzgrafen Friedrich und dem zweiten Städtefeind, dem Erzbischofe Diether von Mainz. Diese Vermittlerrolle ließ sich aber nicht mehr weiter spielen, sobald die Gegensätze schärfer würden. Und sie wurden schärfer.

Im Sommer 1456 hatte Ludwig die kleine Reichsstadt Dinkelsbühl überzogen und ihr eine Entschädigung abgepreßt für ein vermeintlich gegen ihn begangenes Unrecht. Mehr noch als diese kleine Stadt war dem Landshuter die Reichsunmittelbarkeit Donauwörths im Wege, welches einst an Bayern verpfändet, dann aber von Kaiser Sigismund dem Herzog Ludwig dem Bärtigen wieder abgesprochen worden war. Seine bei dem Kaiser erhobenen Ansprüche blieben unbeachtet. Betrachten wir die Lage der Stadt und

ihre Bedeutung für Wittelsbach als des Schlüssels zu Franken, wo eben damals der Hohenzoller Albrecht seine Macht möglichst auszudehnen bestrebt war, so sollte man annehmen, daß gerade Albrecht Achilles den Besitz dieser Stadt dem Wittelsbacher mit allen Mitteln hätte streitig machen müssen. Und gerade das Gegenteil that er. Er riet nicht nur zur Einnahme der Stadt, sondern schickte Ludwig auch seine Hilfe dazu. Man hat schon dieses Vorgehen als eine Hinterlist bezeichnet, deren Albrecht sich schuldig machte, um Ludwig in einen ärgerlichen Streit mit dem Reichsoberhaupte zu bringen. Natürlicher scheint uns indes die Erklärung, daß Albrecht, dessen Absichten damals immer deutlicher und drohender hervortraten und bereits im Februar 1458 den Pfalzgrafen zu einem neuen lebenslänglichen Schutz- und Trutzbündnis mit Ludwig von Landshut trieben, einen letzten Versuch machte, den alten Freund von der Seite des Gegners durch dieses Zugeständnis abzuziehen. Das gelang nicht. Die wittelsbachischen Gesamtinteressen erwiesen sich stärker, und der Freundschaftsbund Ludwigs mit Hohenzollern zerriß.

Die Hohenzollern waren seit der Erhebung Rudolfs von Habsburg fast ausnahmslos treue Anhänger des deutschen Königtums. Diese Politik war eine herkömmliche in dem hohenzollerischen Hause und hatte demselben gute Früchte getragen. Auch Albrecht Achilles hielt an dieser Politik fest. Als in den Jahren 1456 und 1457 der Gedanke auftauchte, dem unthätigen Habsburger einen Mitregenten in der Person eines römischen Königs an die Seite zu stellen, ließ Albrecht Achilles diesen Plan scheitern. Auch bei andern Gelegenheiten erwies er sich dem Kaiser stets dienstbereit. Natürlich daß dieser einen so treuen Anhänger belohnte. Die Schwäche des Habsburgers sollte dem Hohenzoller dazu dienen, sein Ansehen im Reiche zu erhöhen und zu verallgemeinern. Als Hebel diente ihm dabei sein Nürnberger Landgericht, dessen Kompetenz er über alles auszudehnen versuchte. Ihm, als dem Burggrafen von Nürnberg, stehe dieses kaiserliche Landgericht zu, das als solches hinwieder über allen landesherrlichen Gerichten stehe. In den Jahren 1454 und 1456 kam es vom kaiserlichen Hofe aus zu wiederholter Bestätigung dieser Anschauung, der sich natürlich die Vertreter der umliegenden territorialen Herrschaften, in erster Linie Ludwig der Reiche, widersetzten. Die Berufung Ludwigs darauf, „daß Bayern eines der vier Häuser sei, darauf das hl. römische Reich in deutschen Landen begründet ward, und daß seine Gerichte Recht sprachen, noch ehe es ein Burggrafentum zu Nürnberg gab", ist für den Gegensatz zwischen den alt- und jungfürstlichen Häusern und das Bewußtsein desselben ungemein charakteristisch. So spitzten sich die Gegensätze zu und trieben beiderseits zu Koalitionen und Verbindungen der gleichstrebenden Kräfte. Zu Mergentheim kam es am 22. April 1458 zu einer Einung mit dem Markgrafen Albrecht, der namentlich der Herzog Wilhelm von Sachsen, der Bischof Georg von Metz und dessen Bruder, Markgraf Karl von Baden (1453—75), der Schwager Kaiser Friedrichs III, der Graf Ulrich von Württemberg und der einzige Wittelsbacher, Pfalzgraf Ludwig von Veldenz, beitraten. Sehen wir von dem letzteren ab, so waren es nur Vertreter der jungfürstlichen Häuser Hohenzollern, Wettin, Baden, Württemberg, die sich hier zum Bunde gegen das altfürstliche Haus der Wittelsbacher einigten. Im Juni trat ein anderer Bund diesem an die Seite, welchem auch der Erzbischof Diether von Mainz angehörte. Der entscheidendste Schritt des Markgrafen aber war, daß er das Unternehmen des Landshuters gegen Donauwörth betreiben half. Dadurch schuf er sich die Möglichkeit, als kaiserlicher Bevoll-



Stadt-Siegel von Landshut.
Original 7 cm breit, im Reichsarchiv in München.



Johann Capristan predigt 1452 zu Nürnberg gegen den Luxus.

Nach dem Gemälde von Rothbart.

mächtigter gegen den Feind der Reichsstädte aufzutreten und also deren Sympathie zu gewinnen. Es ist bezeichnend, daß der Württemberger bereits bei dem letzten Bündnis eine Reihe von Reichsstädten als Gegner ausnahm, während sich andrerseits auf die Seite der antikaiserlichen Partei auch des Kaisers eigener Bruder, der Erzherzog Albrecht von Oesterreich, der Schwager des Pfalzgrafen Friedrich, dann die Städte Straßburg und Speier schlugen. Kaiser Friedrich selbst vermochte in dieser Zeit nichts zu thun. Durch einen österreichischen Aufstand bedrängt, hatte er sein Mündel Ladislaus freigegeben. Böhmen, Ungarn und Oesterreich kamen dem Namen nach noch einmal unter die Herrschaft eines Habsburgers, während sich faktisch die ständischen Landesregierungen erhielten. Schon am 13. November 1457 jedoch starb der junge Ladislaus. Oesterreich fiel an die Habsburger Friedrich und Albrecht; die Böhmen erkoren zu ihrem Könige den bisherigen Gubernator Georg Podiebrad, die Ungarn dagegen den Sohn Johann Hunyads, Matthias Corvinus.

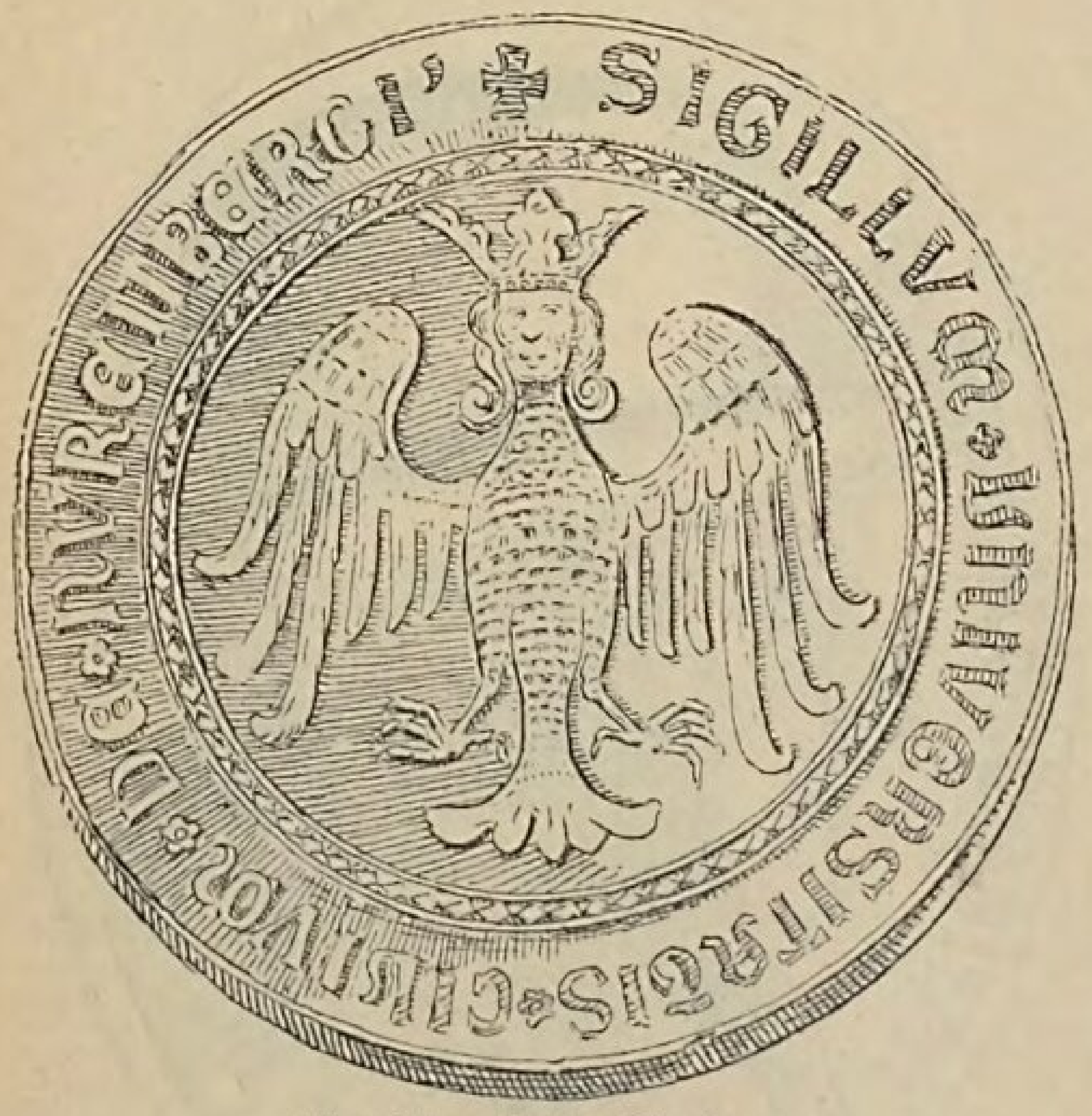
„Es war das letzte Resultat der antideutschen Bewegung des Ostens, daß rein nationale Königtümer an die Spitze jener beiden Länder traten. Während das katholische Königtum in der Donau-Tiefebene seine Front zunächst nach Süden zu nehmen genötigt war, entwickelte das hussitische in Böhmen das ganze Uebergewicht dieses fest geschlossenen Territoriums inmitten der deutschen Verhältnisse. An der Spitze eines unbesiegten nationalen Fußvolks, im Besitze unerschöpflicher Bergwerke, wurde König Georg durch die steigende Rivalität der deutschen Fürstenhäuser, welche in endlosen Fehden und immer neuen Bündnissen hervorbrach, der eigentliche Schiedsrichter, die gebietende Macht in den deutschen Ländern.“ (Nitzsch.) So schien es, als ob Böhmen unter diesem einheimischen Edelmanne, der, aus der nationalen Bewegung hervorgegangen, nur im nationalen Leben Böhmens sich halten und behaupten konnte, noch einmal seine alte Rolle aufnehmen solle, die politische Vormacht im deutschen Osten zu werden. Was einem Albrecht III von München niemals hätte glücken können, diesem Sohne seines Landes, der das Leben kannte, aus dem er kam, und ihm Rechnung trug, gelang es. Mit welchen Augen man in Deutschlands altfürstlichen Kreisen anfangs diesen neuen König ansah, zeigt allein die Bezeichnung des „Aufgerückten“, welche ihm hier zuteil wurde.


Porträt-Medaillon Friedrichs III.

Im Oktober 1458 begannen die Operationen gegen die Reichsstadt Donauwörth. Aus den Kreisen der fürstlichen Gegner hatte der Landshuter namhafte Unterstützung erhalten, und noch einmal hatte es den Anschein, als ob der große Gegensatz zwischen Fürstentum und Bürgertum die Risse in den fürstlichen Kreisen überdecken sollte. Es kam nicht dazu, denn Donauwörth blieb von seinen Schwestern, mit Ausnahme des einzigen Augsburg, welches ihm Hilfe sandte, verlassen. Am 19. Oktober verließ der Reichsvogt von Pappenheim die verlorene Stadt und Ludwig hielt mit seinen Verbündeten seinen Einzug. Es war ein Frevel an der kaiserlichen Majestät, dessen sich hier alle Teilnehmer schuldig machten; Friedrich III hatte nicht nur Ludwig, sondern auch seine Verbündeten gemahnt, von der Stadt zu lassen, er hatte die Städte aufgefordert, der bedrohten Stadt zu Hilfe zu eilen — beides, wie wir sahen, ohne Erfolg. Jetzt aber lud er Ludwig von Landshut zur Verantwortung binnen sechs Wochen vor sein kaiserliches Gericht. Markgraf Albrecht verwies den Bedrohten heimtückisch auf das alte Recht,

nach welchem ein Fürst dreimal durch einen Fürstengenossen vorzuladen sei. Alles dies ging nur darauf hinaus, den Bruch zwischen Wittelsbach und dem Kaiser unheilbar zu machen. Ein Reichstag zu Eßlingen ward für Februar 1459 angesagt; hier sollte Ludwig sich verantworten. Aber schon in den Weihnachtstagen 1458 erklärten die bei dem Mainzer Erzbischof zu Aschaffenburg versammelten Mergentheimer Bundesgenossen den Pfalzgrafen Friedrich als ihren Feind. In der gleichen Zeit weilte Herzog Ludwig in Heidelberg, wo er mit dem Pfalzgrafen den Bund gegen den Markgrafen Albrecht Achilles erneuerte. Eine Fürstenversammlung zu Bamberg (Januar 1459) verlief resultatlos. Der April brachte einen abermaligen Abfall von der wittelsbachischen Partei, und diesmal waren es wieder zwei Wittelsbacher, welche zu den Feinden ihres Hauses übertraten: die Söhne Albrechts III von München, Johann und Sigismund.

Und nun trat auch des Markgrafen Albrecht zweideutige Absicht, die sein Vorgehen in der Donauwörther Angelegenheit gelenkt hatte, offen zu Tage. Er bot sich dem Kaiser als Exekutor gegen den „Majestätsbeleidiger" und „Friedensstörer" von Landshut an. Am 4. Juni 1459 betraute Friedrich III den Markgrafen und den Herzog Wilhelm von Sachsen mit der Führung des Reichskriegs gegen Ludwig und diese wandten sich nun an Fürsten und Städte mit der Aufforderung, dem „Reiche" gegen den Landshuter zu Hilfe zu ziehen.



Siegel der Stadt Nürnberg.
Original 6¾ cm, im Reichsarchiv in München.

Schon der Nachfolger Papst Nikolaus V (1447—1455), Calixt III (1455—1458) hatte an die Wiedererweckung der abendländischen Christenheit zu einem Kreuzzuge gegen die Türken gedacht. Den Bestrebungen der Kurfürsten, welche vor seiner Anerkennung die alten Beschwerden abermals vorbrachten, trat Kaiser Friedrich dadurch entgegen, daß er Calixt ohne weiteres anerkannte. Der Nachfolger Calixts ward dann der uns bekannte Aeneas Sylvius Piccolomini. Er nannte sich Pius II. Auch er nahm den Gedanken seines Vorgängers auf, einen Türkenkreuzzug zu veranstalten; im übrigen gewährte er die nicht auffallende Erscheinung, daß er, der Mann, den die Revolution emporgebracht, nun mit allen Mitteln der starrsten Reaktion zu dienen suchte. Auf dem zum Juni 1459 nach Mantua berufenen Konzil gab er seinen Gedanken offenen Ausdruck. Wollte er mit seinem Türkenfeldzug zu gutem Ende kommen, so mußte er vor allem den drohenden Fürstenkrieg in Deutschland zu verhindern suchen. In der gleichen Zeit also, da in Mantua alles Widerspruchs ungeachtet die Konstanzer und Baseler Prinzipien als ketzerisch verdammt wurden, versammelten sich unter der Führung eines päpstlichen Legaten, Stephan Nardinis, die fürstlichen Gegner zu Nürnberg. Weder hier noch dort kam es zu endgültigen Entscheidungen. Die langen Verhandlungen in Mantua erwiesen nur die Unmöglichkeit einer gemeinsamen Aktion. Der Kampf gegen die Türken blieb einstweilen den Ungarn und Südslaven allein überlassen. In Nürnberg waren die sogenannten „blinden Sprüche" das Resultat. Zwar war Albrecht Achilles dem Gegner in der Bewaffnung zuvorgekommen, und Ludwig entschloß sich daher, Donauwörth bis zur endgültigen Entscheidung dem Bischof von Eichstätt zu übergeben. Betreffs des Nürnberger Landgerichts fand Albrecht Achilles alsbald eine Hinterthüre, durch welche der Ludwig günstige Urteilsspruch illusorisch wurde. Auch der Pfalzgraf Friedrich hatte gegen die in seiner Angelegenheit gefällten Sprüche protestiert. So blieb alles beim alten, und da der Krieg in Aussicht stand, war die Hauptfrage, wie sich der neue Böhmenkönig Georg Podiebrad zu den Parteien stellen würde. Im Oktober hatte sich Georg der wittelsbachischen Partei genähert, doch er hielt sich auch den Rücktritt zur kaiserlich-brandenburgischen Partei offen.



Friedrich der Siegreiche schlägt bei Seckenheim das Reichsheer 1462.

Nach dem Gemälde von Barth.

da der Friede in seinem Interesse lag. Georg Podiebrad dachte an die römische Königskrone, und dazu bedurfte er des Beistands der Fürsten. Bei allen Verhandlungen, welche das Jahr 1459 hindurch noch fortdauerten, hatte Herzog Ludwig nur wenig Glück. Endlich aber nahm er eine feste Haltung auf der Seite des Pfalzgrafen an, denn dieser hatte ihm eine Stütze geschickt, welche in den diplomatischen Wirren der Zeit dem jungen Herzoge von hoher Bedeutung werden sollte, den Dr. Martin Mair.

Dieser Dr. Martin Mair ist ein Gewächs seiner Zeit und als solches ein Zeichen einer neuen Zeit, welche begann, das diplomatische Handwerksburschentum großzuziehen. Schon Aeneas Sylvius war so ein Diplomat, der unbedenklich von Herrn zu Herrn zog und sozusagen mit der Livrée die Anschauung wechselte. Auch der Pfälzer Mair hatte bereits verschiedenen Herren gedient, und wenn wir ihn und Aeneas Sylvius zu jener später so verrufenen Kategorie zählen, so geschieht dies nicht in der Absicht, ihre Verdienste zu verkleinern, sondern nur auf den Ursprung jener zu verweisen. Denn noch war diese Diplomatenart ein gesundes Produkt des Lebens, noch sind diese Diplomaten nicht nur Praktiker, sondern auch gewiegte und geistvolle Männer, die zur Verwirklichung eigener Ideen sich die Mittel suchen und weiterziehen von Hof zu Hof, von Macht zu Macht, bis sie gefunden zu haben glauben, was sie gesucht. Noch tritt das Streben, ein Unterkommen zu finden, zurück hinter dem Triebe, für eine große Sache zu arbeiten, und so dürfen wir von Stockheim wohl die Nebeneinanderstellung Mairs und Gregors von Heimburg acceptieren. Dieser hatte den Kampf auf dem geistlichen Gebiete gegen die Uebergriffe des Pontifikates aufgenommen, Mair stellte sich auf das Gebiet der weltlichen, der staatlichen Reform. „Mair war ein staatsmännischer Kopf erster Größe, von seltener Klugheit und Verschlagenheit.“ Seine persönliche Kenntnisnahme von Verhältnissen und Personen ließ ihn die Politik gleichsam wie ein Kartenspiel betreiben, bei welchem die Kunst des Mischens und Verteilens keineswegs zu übersehen ist. In allen Variationen versuchte er das Spiel, aber immer mit dem einen Gedanken, zu gewinnen und durch diesen Gewinn dem Gange der deutschen Entwicklung einen festen Halt zu verleihen. Abenteuerliche Pläne wechseln dabei mit wirklich produktiven Gedanken, und dieser Wechsel wird es gewesen sein, welcher die Urteile über diesen Diplomaten so weit auseinandertrieben, daß der eine ihn als deutschen Patrioten pries, der andere ihn als abgefeimten, gewissenlosen Ränkespinner verdammte. Wir halten die Zeit im Auge und müssen uns dabei gestehen, daß eine Reformation des deutschen Staatslebens damals nicht mehr möglich war, ohne hier und dort und überall Opfer zu fordern, die man nicht ganz ohne Grund als Unrecht gegen die einzelnen Entwicklungen betrachten kann. Nur aus der Theorie heraus ließ sich eine solche Reformation noch schaffen, und die Theorie stößt bekanntlich überall an das Vorhandene, an das historisch Gewordene und gerät mit ihm in Kampf.

Der Plan Georg Podiebrads, sich zum deutschen Könige, zum Administrator des Reiches, vielleicht sogar mit Zustimmung des Habsburgers Friedrich III erwählen zu lassen, war von Mair im Böhmenkönige groß gezogen worden. Aber die Verhältnisse blieben Herr der Entwicklung und trieben bereits im März 1460 zum Kriege. Ulrich von Württemberg und Ludwig von Veldenz schlugen gegen den Pfalzgrafen Friedrich los. Ludwig von Landshut erklärte darauf jenen beiden den Krieg und übersandte Ende März auch dem Pfalzgrafen Albrecht seinen Absagebrief. Der Bischof Johann von Eichstätt ließ sich von der Seite des Markgrafen nicht abziehen. Am 5. April sandte ihm der Landshuter seinen Fehdebrief und begann sofort die Operationen. Schon nach wenigen Tagen war Herzog Ludwig Herr der Stadt Eichstätt und des Eichstätter Gebietes. Bischof und Kapitel traten mit ihm in Freundschaftsvertrag. Von hier ging es im Sturmschritt gegen die markgräflichen Länder. Die Bischöfe von Bamberg und Würzburg zogen dem Herzoge zu Hilfe, der Erzherzog Albrecht von Oesterreich führte ihm ansehnliche Streitkräfte zu, der Bund mit Böhmen ward am 8. Mai in eine Erbeinigung verwandelt, das bayerische Heer war den Markgräflichen bei weitem überlegen. Bei Roth lagen sich beide Gegner gegenüber. Zu einer Schlacht kam es nicht. Am 23. Juni zog der Markgraf mit seinem Heere ab; am 24. kam die sogenannte „Rother Richtung“ zustande, welche in

erster Linie die Kompetenz des Nürnberger Landgerichts von dem bayerischen Gebiete ausschloß. Die Gegenpartei aber verwarf alles und bereits zu Anfang August standen die Dinge wie vorher. Nur ein Kampf konnte die Entscheidung bringen. Und nun ging auch der Böhmenkönig energischer vor. Er kam mit Ludwig überein, seine Wahl zum deutschen Könige auch gegen den Habsburger durchsetzen zu wollen. Alle diese Pläne, welche bei verschiedenen Zusammenkünften gehegt und beschlossen wurden, kamen nicht zur Ausführung, es blieb für den Augenblick nur bei der bisherigen Konstellation der Mächte, und finden wir da mit Ludwig und Friedrich von der Pfalz namentlich Würzburg und Bamberg, dann den Böhmenkönig und den Erzherzog Albrecht verbunden. Diese feste Stellungnahme trieb die Gegenpartei natürlich auch zu innigerem Zusammenhalten. Wohin Ludwigs Gedanken zielten, zeigt sein Vorschlag an den Kaiser, ihm Donauwörth zurückzugeben, ihn zum obersten Hauptmann und zum Schutzherrn von Nürnberg und der schwäbischen Reichsstädte zu machen. Hohenzollern und Württemberg — das sind seine Hauptgegner. Gegen diese wollte er den Kaiser zu sich herüberziehen. Der blieb bei den Gegnern stehen, und so ward Ludwig auch sein offener Feind. Ende Mai 1461 trat er in ein Bündnis mit des Kaisers Bruder, welches direkt gegen den Kaiser gerichtet war. Im Juni brach der Krieg der beiden habsburgischen Brüder gegen einander um Niederösterreich aus. Ludwig leistete dem Erzherzog Albrecht die versprochene Hilfe und empfing dafür im Juli die Kriegserklärung des Kaisers. Albrecht von Brandenburg, Ulrich von Württemberg und Karl von Baden wurden zu Reichshauptleuten gegen ihn ernannt. Herzog Ludwigs Darlegung, daß seine Fehde mit Friedrich III nicht den Kaiser, sondern nur den österreichischen Landesherrn angehe, wirkte insoweit, daß Georg von Böhmen auf dieser Basis eine Vermittlung vorzunehmen und also den Kaiser aus der Klemme zu befreien vermochte, in welche ihn der niederösterreichische Feldzug gebracht hatte. Zu Laxenburg ward am 6. September ein Waffenstillstand abgeschlossen, der bis zum Johannistage 1462 währen sollte. Darauf rief der Kaiser die Reichsstädte von der Seite des Hohenzollern ab.



Münchner Stadt-Schild.
15. Jahrhundert.
Gezeichnet nach Münsters cosmographischem Werke im K. Nationalmuseum in München.

Gleichzeitig hatte Ludwig zum Kampfe gegen den Markgrafen gerüstet. Im August 1461 zog er gegen Franken, wo ihm die Hilfsscharen des Böhmenkönigs zueilten. Auch von der Pfalz her trafen Unterstützungen ein, und Wittelsbach behauptete vollkommen das Feld. Riezler erwähnt mit Genugthuung der humaneren Art, welche Ludwigs Kriegführung auszeichnete, und wir können nur sagen, daß hier wirklich die Entwicklung des niederbayerischen Fürstentums eine positive Blüte zeitigte. Krieg zu führen wie ein Fürst, nicht wie ein Mörder, der Waffenlosen zu schonen und nicht das offene Land durch Brand und Mord büßen zu lassen, was der Landesherr verschuldet, das war Ludwigs schöner Grundsatz. Wir werden sehen, daß die bayerische Entwicklung mit ihm einen positiven Boden wieder erreichte und nach langer charakterloser Zeit ihre Existenzberechtigung glänzend erwies. Auch die Münchener Herzoge Johann und Sigismund einten sich mit Ludwig noch im Dezember des Jahres, so daß er, wenn auch nicht ihrer Hilfe, so doch ihrer Neutralität sicher war. So weit hatten die Siege des Landshuters, der von dem Markgrafen der Zerstörung der Reichsordnung und der Zugrunderichtung der deutschen Nation bezichtigt worden war, bereits gewirkt.

Der Böhme bemühte sich um den Frieden. Ein Sieg der einen und die Unterdrückung der andern Partei wäre ihm vollkommen unerwünscht gewesen, sie hätte ihn des Schiedsrichteramts vollends beraubt, abgesehen davon, daß er dem Papste gegenüber auf die Gewogenheit des Kaisers angewiesen war. Am 7. Dezember kam es zu Prag zur Feststellung eines Waffenstillstandes. Ludwig nahm ihn an, die Gegner verwarfen ihn. Die Reichsstädte beschlossen zu Ulm am 5. Januar 1462 die Teilnahme am Reichskriege. Namentlich Augsburg betrieb die Rüstung gegen Ludwig mit großem Eifer. Der



Ludwig des Reichen Sieg bei Giengen. 1462.

Markgraf überschritt die Donau und ging mit Brand und Verwüstung gegen das bayerische Land vor. Der Brand zierte nach seiner Anschauung den Krieg, wie das Magnificat die Vesper. Hier ist der Gegensatz der jungfürstlichen zur altfürstlichen Entwicklung. Bayern aber wehrte sich. In Ingolstadt sammelten sich die Streiter des Landes, ob auch die Böhmen jetzt nur langsam heranrückten. Das feindliche Heer, dem auch die Württemberger Ulrich V und sein Neffe Eberhard ihre Scharen zugeführt hatten, schickte sich in der Mitte des März zur Belagerung Gundelfingens an. Am 30. März war es mit der Belagerung zu Ende. Zu einer Schlacht kam es nicht, trotzdem sich die feindlichen Heere mehrmals gegenüberstanden. Die tapfern Gundelfinger hatten sich der Stürme des Feindes siegreich erwehrt. Aber auch Ludwigs Belagerungskunst scheiterte an dem herzhaften Widerstande der Augsburger, denen er darauf zu Leibe gerückt war. Zur rechten Zeit ward endlich Bayern und sein Herzog entlastet. Im Norden griffen seine Verbündeten, der Böhmenkönig, der Oberpfälzer, der Bamberger und der Würzburger Bischof in den Krieg ein und trugen ihre siegreichen Zeichen in die markgräflichen Lande. (Juni.) Ebenso erhielt die Sache der Wittelsbacher eine mächtige Verstärkung durch den Sieg Friedrichs des Siegreichen von der Pfalz bei Seckenheim (30. Juni). Der Württemberger Ulrich, der Markgraf Karl von Baden und sein Bruder, der Bischof von Metz fielen in die Gefangenschaft des Pfalzgrafen. Ludwig horchte auf, er entschloß sich zur Entscheidung. Bei Giengen traf sein Heer auf das markgräfliche am 19. Juli. „Lebendig oder tot, heut' muß ich bei meinem Volke bleiben" — das war der schnelle Entschluß des Herzogs, und mit dem Kampfruf „Bayerland" stürmten seine siegfrohen Scharen den Güssenberg hinan gegen die feindliche Wagenburg. An dem kühnen Ansturm ward die persönliche Tapferkeit des Markgrafen Albrecht zu Schanden. Dem Bayer blieb der Sieg, und an dreißig erbeutete Banner bewiesen, daß er vollständig war.



Stadt-Siegel von Regensburg.
Original 7½ cm, im Reichsarchiv in München.

Bayern und Wittelsbach — wer wollte sie nun hinwegstreichen von der Liste derjenigen Mächte, welche für Deutschlands Zukunft zu arbeiten berufen waren! Aus lange schwankender und drückender Lage fassen wir plötzlich positiven Boden. Wie einst bei Gammelsdorf und Mühldorf, so erwies nun Wittelsbach abermals seine Kraft den jungfürstlichen Mächten, welche es zu erdrücken gedroht. War der Krieg auch noch nicht beendet, ja, eilte der Markgraf ungebeugt vom Felde der Niederlage hinweg, um mit Hilfe der Städte ein neues Heer aufzubringen, an dem Hauptresultate, daß Bayern und Wittelsbach gesiegt und sich behauptet hatten, konnten die neuen Rüstungen nichts mehr ändern. Zu neuen Waffenproben kam es von bayerischer Seite nur noch einmal bei der zweiten Belagerung Augsburgs, welche indes wie die erste aufgegeben werden mußte, während die Gegenpartei nur noch in unbedeutenden Scharmützeln zur Aktion kam. Der Friede war in Sicht. Schon hatten die Münchener Herzoge sich zu Gunsten des Friedens bei dem Kaiser verwendet. Dem zu Nürnberg bis Michaelis 1463 angeordneten Waffenstillstande folgten am 16. Oktober Verhandlungen zu Regensburg, dann im Mai 1463 solche zu Wien und endlich im August zu Prag. Am 22. August 1463 ward hier der Friede vereinbart, nachdem schon vorher eine Parteiverschiebung stattgefunden. Georg von Böhmen hatte sich zum Kaiser und Markgrafen geschlagen, Ulrich von Württemberg

dagegen hatte Ludwig versprochen, künftighin nicht mehr gegen ihn kämpfen zu wollen, Erzbischof Burkhard von Salzburg war zu dem Landshuter übergetreten und mehrere Reichsstädte hatten bereits ihren Frieden mit ihm gemacht.

Fragen wir nach dem Resultate des Krieges, so hatte Bayern in erster Linie dargethan, daß es zur Unterwerfung unter eine fremde Landeshoheit noch nicht bereit sei. Die Ansprüche des Hohenzollern und seines Nürnberger Landgerichts wurden nun auch vom Kaiser nicht mehr anerkannt. Der Markgraf war endgültig vom bayerischen Gebiete zurückgewiesen. Freilich hatte andrerseits Bayern auf alle Eroberungen verzichten müssen. Nicht nur die eingenommenen Städte und Burgen auf markgräflichem Gebiete mußten wieder geräumt werden, sondern auch das Streben Bayerns nach reichsstädtischem Gebiete ward zurückgewiesen. Donauwörth blieb dem Reiche erhalten und vom Eichstättischen Gebiete mußte Wittelsbach den vorgesetzten Fuß zurückziehen. So lange Bayern vornehmlich in der Reihe der Mächte des Beharrens verweilte, ward jeder Versuch, in diese Gebiete einer vorgeschrittenen Kultur einzudringen, zurückgewiesen. Ein solcher Versuch konnte erst dann gelingen, nachdem Bayern für sich die Fahne des kulturellen Fortschrittes erhoben, nachdem die Initiative dem Volke wieder gewonnen war. Dazu aber bedurfte es noch langer Kämpfe.

In zweiter Linie hatte sich Wittelsbach, das altfürstliche Geschlecht, gegen die Partei der Jungfürsten behauptet. Sehen wir auf die Pläne des Markgrafen Albrecht vom Jahre 1460 zurück, wie er sich anschickte, halb Europa gegen Wittelsbach unter die Waffen zu rufen, wie er dem Mainzer die Aufgabe erteilte, die Bischöfe von Köln, Trier, Paderborn und Hildesheim, den Landgrafen von Hessen und das Land Westfalen zu gewinnen, dem Veldenzer Ludwig dagegen, namentlich für den Beitritt der Bischöfe von Münster und Straßburg, des Grafen Johann von Nassau und des Marschalls von Burgund zu sorgen, während er selbst sich um Brandenburg, Sachsen, Hessen, Braunschweig-Lüneburg, die Stargardischen, Stettinischen, wendischen und Mecklenburger Herren, die Bischöfe von Bamberg und Eichstätt, den König von Böhmen, den Herzog Albrecht von München, die fränkischen Ritterschaften, die Markgrafen von Baden, die fränkischen und Hansestädte bemühen wollte; sehen wir ferner, wie er durch Württemberg den Herzog Sigmund von Oesterreich, die Herzoge von Savoyen und Cleve, die schwäbische Ritterschaft und den Bischof von Konstanz zu gewinnen hoffte, wie er an die Waffenhilfe des Herzogs Franz Sforza von Mailand, des Herzogs von Burgund und des Königs von Frankreich dachte, wie er den Kaiser und Papst zu gewinnen suchte; und hören wir nun, wie er noch kurz vor Abschluß des Prager Friedens meinte, daß, wenn er Kaiser wäre, er sich eher, als sich dem Willen der Gegenpartei zu fügen, unterstehen wolle, den König von Böhmen diesseits des Rheins und den Herzog von Burgund jenseits des Stromes zu Reichsvikarien zu machen und sich ihrer Hilfe gegen jeden für sein Leben zu versichern: so wachsen mit diesen gegen Wittelsbach geschmiedeten Plänen die Erfolge des Pfalzgrafen Friedrich und Ludwigs von Landshut zu einer ungeheuren idealen Bedeutung. Doch blicken wir auch nur auf das reale Resultat der Siege Friedrichs von der Pfalz, durch welche die jungfürstliche Partei thatsächlich gesprengt wurde, erwähnen wir nur, daß Württemberg, Baden und Metz durch Friedrichs Schwert von Albrechts Seite hinweggetrieben wurden, so ist auch dies schon übergenug. Freilich hatten auch die wittelsbachischen Pläne bedeutende Einschränkungen erfahren. Die Zeit, da Friedrich von der Pfalz von der Königskrone träumte, war dahin, die Zeit, da Ludwig an die Reichshauptmannschaft dachte, ebenso. Ein Haupterfolg für Wittelsbach aber war das wiederaufdämmernde Bewußtsein von einem gemeinsamen Interesse der Dynastie. Dieses Bewußtsein trieb das Streben nach Zusammenfassung empor. Die gemeinsame Aktion der pfälzischen und bayerischen Wittelsbacher führte zurück auf positive Bahnen. Und wie hier die Zusammenfassung stärkend und ermutigend wirkte, so werden wir sehen, daß das abermalige Auseinandertreten beider Linien Bayern abermals in seine frühere konservative und reaktionäre Haltung zurückwerfen wird. Von all den übrigen gewaltigen Bestrebungen, welche Deutschlands fürstliche Kreise eine Zeit lang in Atem gehalten hatten, hatte sich keine verwirklicht. Der Kampf der Fürstengeschlechter gegeneinander hatte keines derselben ausgelöscht, keinem das positive Uebergewicht verschafft.

Die Reichsstädte waren ihrer lästigen Verpflichtungen ledig geworden. Die Träume des Markgrafen Albrecht von einem fränkischen Herzogtum waren verflogen; Bamberg und Würzburg behaupteten ihre selbstständige Existenz; die Schöpfung eines mitteldeutschen Großfürstentums ward dem Hohenzollern verwehrt; das Glück erhielt dem Nordosten die ganze ungebrochene Kraft dieses jungen Fürstengeschlechts. Die kaiserliche Würde aber war noch weiter in den Winkel geschoben worden. Reichsfürsten hatten mit bedeutendem Erfolg und straflos gegen die römische Majestät die Waffen geschwungen, der Kaiser war ein Werkzeug in den Händen der Fürsten geworden.

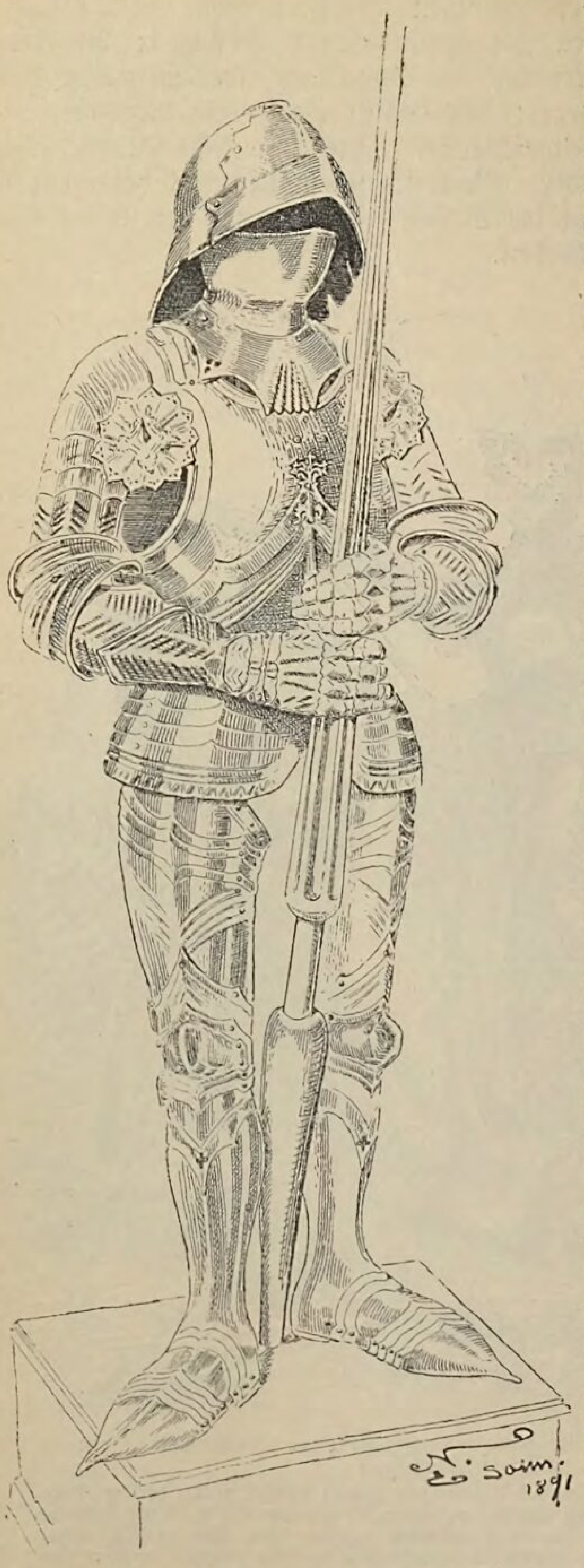


Scopitus (Spannelanges Rohr) Hand- oder Knallbüchse 1460. (Nach Paulus Sanctius. Bibliothek Richelieu.)

Diese Feuerwaffe wurde zuerst bei den italienischen leichten Reitern, später bei den Franzosen eingeführt; der Reiter trug dieselbe an einem Riemen um den Hals und legte sie beim Schießen auf eine Gabel, die am Sattelbogen befestigt war. Die Scopiti (später Escopette, kurzes Reitergewehr) blieben in Frankreich mit Verbesserungen lange in Gebrauch, aus ihnen ist dann das Faustrohr entstanden.

Und endlich ward der Böhmenkönig in die Defensive zurückgeworfen. Im Jahre 1462 hatte Pius II die Aufhebung der Prager Kompaktaten dekretiert. Es war eine Kriegserklärung gegen Georg Podiebrad, dessen dominierende Stellung in Deutschland damit einen gewaltigen Stoß empfing. Wir werden die Folgen bemerken.

Daß Wittelsbach positiven Boden gewonnen hatte, wird uns aus seinem weiteren Vorgehen klar. Zunächst gelang es dem Pfalzgrafen Friedrich, die Wahl seines Bruders Ruprecht zum Erzbischof von Köln durchzusetzen. Dann aber blieb auch Ludwig der Reiche trotz Ablegung der Waffen in voller Thätigkeit, „er sucht an allen Orten, machet Im gern einen großen anhang und feyert nicht.“ Er war bestrebt, sich auch jetzt seine Freunde zu erhalten, den Waffenbund in einen dauernden zu verwandeln und namentlich die Reichsstädte und Ritterschaften an denselben heranzuziehen. Unter dem Namen einer Landfriedensberatung berief er eine Versammlung nach Höchstädt zum Elsbethentag (19. November) 1463. Schon hatte der Kaiser die Städte von einem Bunde mit Wittelsbach abgemahnt. Der Plan Ludwigs ging dahin, den Erzbischof von Salzburg, sämtliche bayerische Herzoge, die österreichischen Herzoge Sigmund und Albrecht, die Bischöfe von Bamberg und Würzburg, die Grafen Ulrich und Eberhard



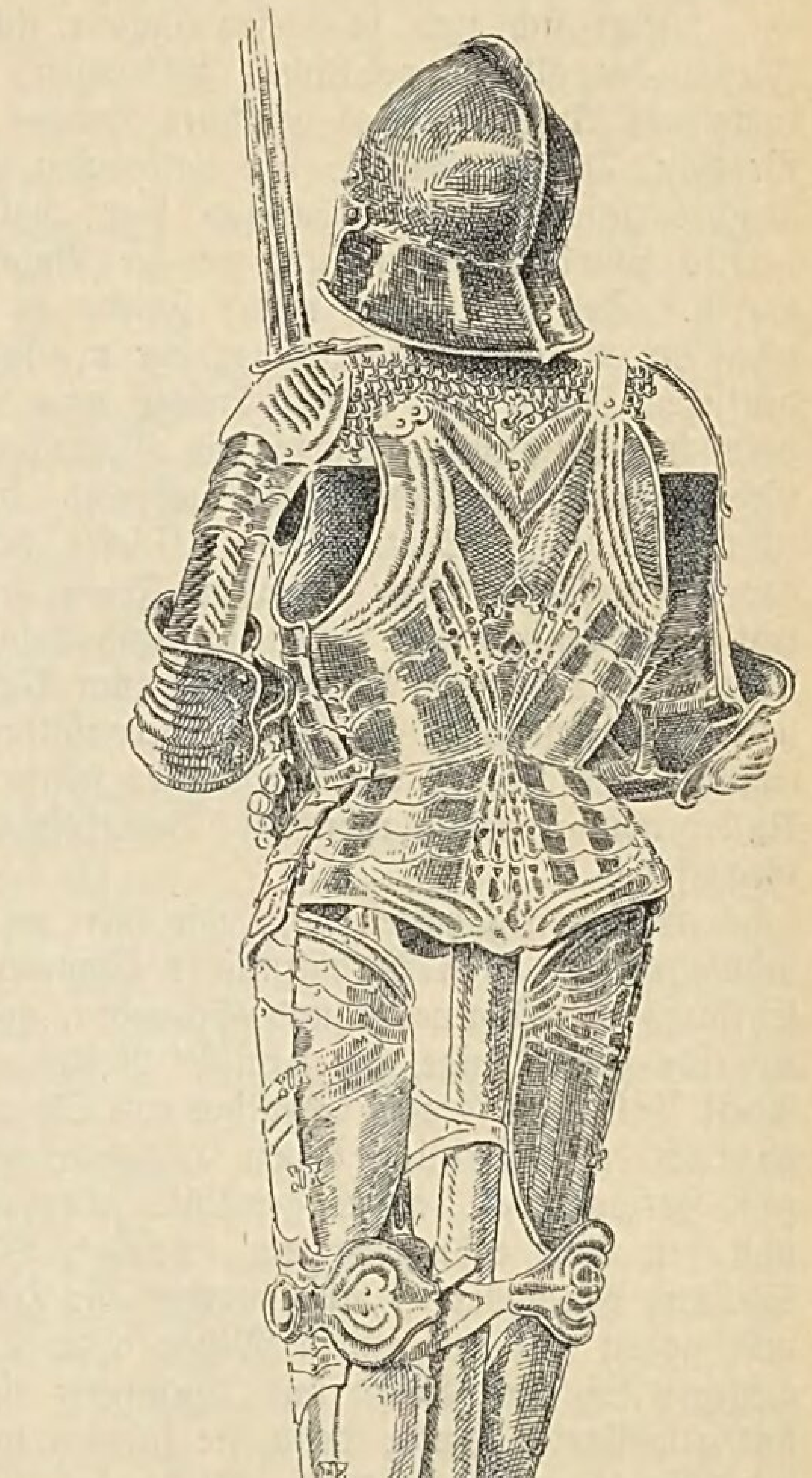
Gotische Rüstung 1470 (Vorderansicht). Original im K. Nationalmuseum in München.

Der Harnisch entstammt der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, der Blütezeit der Plattnerei. Brust und Rücken sind geschiftet, die geschobenen Schuhe vorn spitz, die gezackten Ränder der Folgen (Schienen) zeigen den Charakter des gotischen Stils, den Kopf deckt der deutsche Schaller (Salade), eine Beckenhaube, die von etwa 1420 bis gegen 1520 getragen wurde; charakteristisch daran ist der geschweifte Nackenschirm, der steif oder geschoben sein konnte, ebenso der Gesichtsschutz mit dem Sehspalt steif oder zum Aufschlagen. Der Hals und die untere Hälfte des Gesichts wird durch den an der Brust befestigten Bart (Gesichtsmaske) geschützt.

von Württemberg, die Ritterschaft des St. Jörgenschildes und die Stadt Nürnberg zu einem großen Bunde zu vereinen, dem dann die Stadt Ulm die andern Reichsstädte zuführen sollte. Aber der Markgraf Albrecht stand auf der Lauer, er berichtete dem Kaiser über diese Pläne, und der befahl Ludwig am 27. Januar 1464, sich jedes Bündnisses mit wem auch immer zu enthalten. Einst hatten die Schlachten von Gammelsdorf und Mühldorf dem Wittelsbacher den Weg geebnet zu jenem bedeutenden Landfriedensbunde vom Jahre 1330 und 1331; jetzt versuchte sich Ludwig der Reiche auf demselben Pfade nach den Siegen von Seckenheim und Giengen. Aber der Tod des Erzherzogs Albrecht von Oesterreich gab dem Kaiser den Weg nach Schwaben frei, und der Hohenzoller Albrecht mahnte den Habsburger inständig, sich Schwabens zu bemächtigen. Sollte der Kaiser rechtzeitig dazuthun, sich in den Besitz des Landes zu setzen, so habe er gleichzeitig „Baden und Wirtemberg vor, als die seinen, deßgleichen die Reichstete, damit wer ewr gnad des gantzen Lands zu Swaben mechtig, das alleyn zwirnt so mechtig ist als das lanndt zu Beyeren.“ Immer wieder kommt der Markgraf darauf zurück, der Kaiser müsse sich Schwabens bemächtigen, „worin er als ein Herr aller Herren wohl prächtig regieren möchte, es sey jedermann lieb oder leid.“ Albrecht hat stets die beiden Zwecke im Auge, einerseits Wittelsbach in Schranken zu halten, andrerseits des Kaisers Macht im Reiche zu erhöhen. Und seiner Politik in erster Linie ist es zu danken, daß das wittelsbachische Bündnis in dem Umfange, wie es geplant war, nicht zustande kam. Einstweilen schlossen sich die Städte Ulm, Giengen, Aalen, Augsburg und Memmingen den Wittelsbachern an, ein Bündnis, dem dann im Januar 1465 Eberhard von Württemberg, der Bischof von Augsburg und Sigmund von Oesterreich beitraten.

In dieser Zeit finden wir den Dr. Mair wiederum mit einem Reichsreformplan beschäftigt, auf den bereits zu Prag die Sprache gekommen war. Mair wandte sein Augenmerk auf die Einführung einer allgemeinen und gleichen Reichssteuer, auf die Prägung gleicher und gleichartiger Münze, auf eine Reformation und Ordnung aller Gerichte im deutschen Reich. Zur Durchführung dieser Maßregeln dachte er an ein Bündnis der fünf mächtigsten Fürsten, des Kaisers, des Königs von Böhmen, des Pfalzgrafen Friedrich, des Herzogs Ludwig

und des Markgrafen Albrecht. Vorweg aber forderte er für den Herzog Ludwig das Amt eines Reichs-Erzhofmeisters. Abgesehen davon, daß in diesem Fünffürstenbunde das Haus Wittelsbach zweimal vertreten war, also an sich ein Uebergewicht besaß, fällt an diesem Reformplan vor allen Dingen auf, daß das geistliche Fürstentum vollkommen zurückgedrängt ist. Das weltliche Fürstentum also strebte nach einer Geltendmachung seiner errungenen Machtstellung, die Idee des weltlichen Staates tritt in den Vordergrund und erscheint als vollkommen emanzipiert von priesterlicher Bevormundung und Vermischung. Die Reichsstädte sollten nötigenfalls durch Gewaltmaßregeln zur Erlegung der Reichssteuer angetrieben werden. Der Plan scheiterte. Zunächst machte der Pfalzgraf seine Zusätze. Er verlangte auch für seinen Bruder Ruprecht, den Erzbischof von Köln, eine Stimme bei der Vorberatung. Damit erhielt Wittelsbach eine abermalige Verstärkung. Um dies annehmbarer zu machen, schlug er zugleich vor, daß auch die beiden Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen an der Vorberatung Anteil nehmen sollten. Wird uns nun aus den Befürchtungen der Gegenpartei, welche namentlich in den Aeußerungen des brandenburgischen Dombechanten Hertnid vom Stein, der im Sinne des Markgrafen Albrecht arbeitete, zum Ausdrucke kommen, die letzte Wendung dieses wittelsbachischen Reformprojekts vollkommen klar, so aus den Gegenvorschlägen des Markgrafen Albrecht, was man sich auf dieser Seite unter Reichsreform dachte. Hertnid vom Stein befürchtete, die Städte möchten, um dem gegen sie geplanten „Griff" auszuweichen, auf einen Ausweg denken. Hierzu böten sich aber zwei Wege, „entweder ‚Sie mochten sweyzer werden', wodurch sie aus dem kaiserlichen Gehorsam kämen, oder sie könnten sich mit den bayerischen Fürsten verbinden." Tritt hier die Furcht vor der beabsichtigten Steigerung der wittelsbachischen Macht offen zu Tage, so in den Gegenvorschlägen des Markgrafen Albrecht der territoriale Standpunkt. Statt des Fünffürstenbundes sollten je zwei Fürsten der mächtigsten Fürstenhäuser im Reich in einen Bund treten und zwar für Oesterreich der Kaiser und Herzog Sigmund, für Böhmen der König und sein Sohn Viktorin, für Bayern der Pfalzgraf und Herzog Ludwig, für Sachsen der Kurfürst Friedrich und Herzog Wilhelm, für Brandenburg der Kurfürst Friedrich II und Markgraf Albrecht. Das war das Ende des Reiches und die Errichtung eines Staatenbundes. Beiden Reformplänen sind nur zwei Punkte gemeinsam: die Zurückdrängung der monarchischen Kaisergewalt und die Beiseiteschiebung des geistlichen



Gothische Rüstung (Rückansicht).
Original im K. Nationalmuseum in München.

Fürstentums. Gab der eine den Wittelsbachern unverkennbar das Uebergewicht, so hob der andere jedes Uebergewicht auf und schob der Zukunft die Aufgabe zu, zu Gunsten des einen oder andern Fürstenhauses zu entscheiden. Wittelsbach und Hohenzollern — Alt- und Jungfürstentum — wie mächtig proklamieren beide bei ihrer ersten Begegnung die Lebensgesetze, denen sie damals und in der Zukunft unterworfen waren!

Zeigt sich uns in diesen innern Kämpfen der deutschen Fürsten vollkommen der Zerfall der älteren politischen Bildungen, so wird aus dem Sturze und der fast vollkommenen Auflösung des deutschen Ordens, aus dem Verhalten der drei großen Städte Breslau, Danzig, Lübeck, den nationalen Bewegungen an der Nord- und Ostgrenze des Reiches gegenüber die Thatsache klar, daß auch die jüngeren politischen Bildungen sich bereits überlebt hatten und in die Bahnen der ständischen Einseitigkeit hineingeraten waren. Der sogenannte ewige Friede zu Thorn vom Oktober 1466 machte dem dreizehnjährigen furchtbaren Ringen der preußischen Städte unter Danzigs Führung mit dem deutschen Orden ein Ende. Hinter dem preußischen Städtebunde stand das nationale polnische Königtum. Schon die Befürchtung des herannahenden Kampfes mit diesem Gegner hatte den Orden dazu gebracht, die Neumark dem Brandenburger Friedrich II zu verpfänden. (Sept. 1455). Dieses deutsche Land blieb von da ab in dem Besitze der Hohenzollern. Der Thorner Friede brachte dem Ordensstaate weitere Einbuße: er trat Westpreußen an Polen ab und behielt Samland und Pomesanien als polnisches Lehen. Der deutsche Orden ward zum Vasall des Sarmatenkönigs Kasimir IV. Danzig hatte das Zugeständnis seiner halbrepublikanischen Stellung, welches es von diesem Könige empfing, erkauft mit der Darangabe seiner nationalen Politik. Auch hier also die volle Untergrabung des nationalen Bewußtseins infolge der Entwicklung der ständischen Gegensätze.

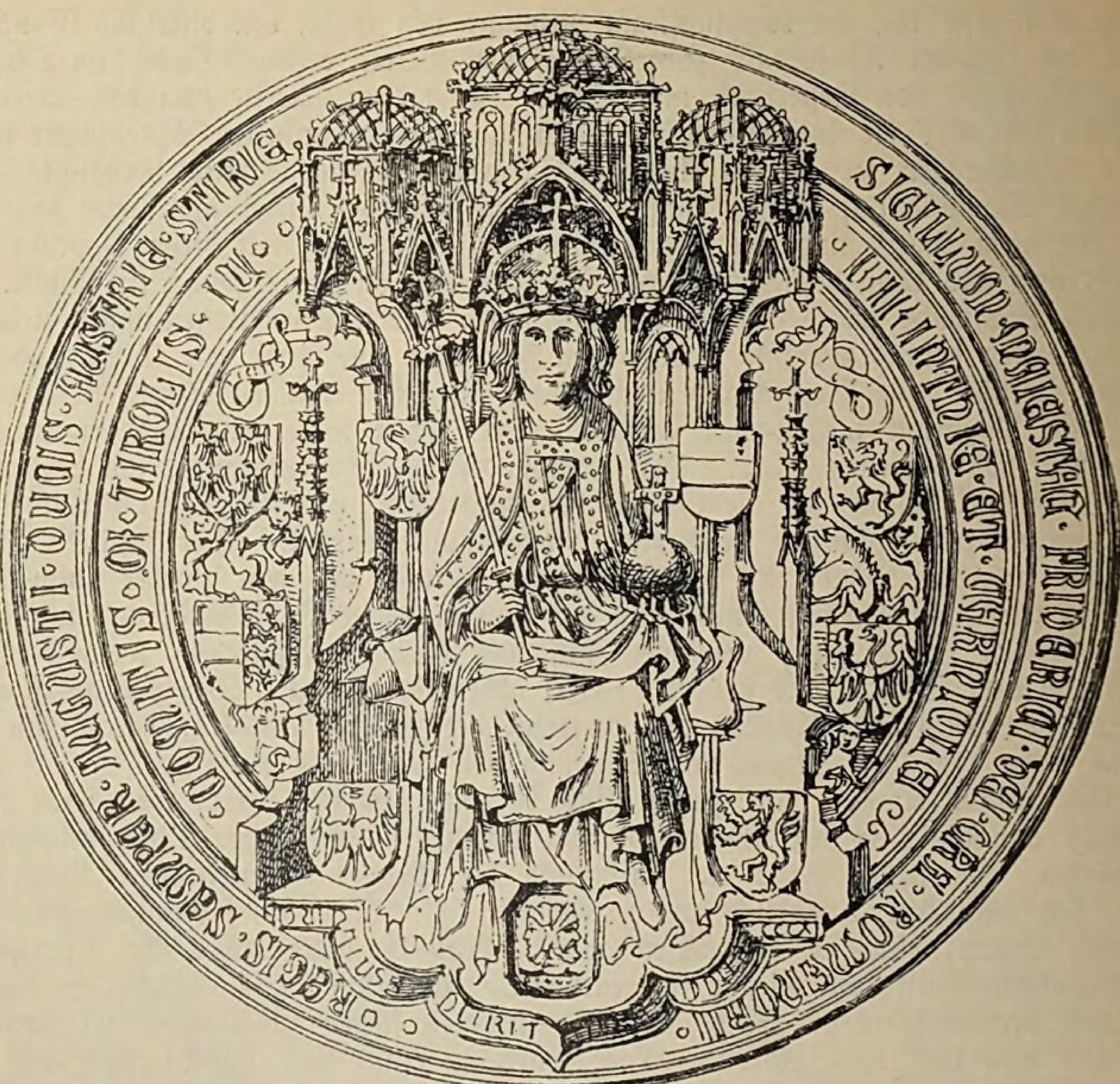
Gleichzeitig hatten sich, wie hier an der Mündung der Weichsel, an der Elbemündung die alten Verhältnisse vollkommen verschoben. Nach dem Tode (1448) König Christofs von Norwegen und Schweden, des Wittelsbachers, wählten die Schweden Karl Knutson zum Könige, der dänische Reichsrat erhob indes den Neffen des Schauenburgers Adolf VIII, den Grafen Christian von Oldenburg, auf den Thron. 1459 starb Adolf VIII ohne Erben. Christian I von Dänemark wurde von den schleswig-holsteinischen Ständen zum Herzog ihres Landes gewählt. Der alte Gegensatz zwischen der Krone Dänemark und den Schauenburgern war beseitigt, Lübeck stand dieser neuen Koalition in isolierter Stellung gegenüber. „Also wurden die Holsten Dänen und verschmähten ihren Erbherrn und gaben sich mit gutem Willen ohne Schwertstreich unter den König von Dänemark, wogegen sich ihre Eltern und Vorfahren viele Jahre gesträubt und hatten das gehindert mit gewaffneter Hand, denn sie führten manchen Krieg und hatten manchen Streit mit den Dänen, wobei ihnen die Städte behülflich waren mit großem Kriegsvolk und vielen Kosten, daß sie keine Dänen werden wollten.“ Nur die alte Bauerrepublik der Ditmarschen behauptete auch jetzt ihre frühere Selbständigkeit, sie organisierte sich den Intriguen Christian I gegenüber aufs neue und trat 1468 mit Lübeck in ein zehnjähriges Bündnis. Der holsteinische Adel schloß sich diesem Bunde an, und Lübeck gewann abermals eine hervorragende Stellung in diesen Ländern. „Es waren die Ansätze einer transalbingischen Eidgenossenschaft, die sich zunächst genau in derselben Weise entwickelte, wie die süddeutsche.“ (Nitzsch.)

Wie Danzig und Lübeck den nationalen Königtümern von Polen und Dänemark gegenüber ihre Stellung zu wahren suchten, so rang auch Breslau mit dem böhmischen Königtum weiter, wenn auch ohne großen nationalen Erfolg.

Daß in dieser gleichen Zeit, da die auswärtigen Mächte mit steigender Konsequenz in das Reich hereindrängten und versuchten, alte Teile desselben ihrer Herrschaft zu unterwerfen, auch die päpstliche Gewalt noch einmal zu größerem Ansehen in deutschen Dingen gelangte, ist nur natürlich. Im Jahre 1460 wurde Diether, der Erzbischof von Mainz, aus dem Hause der Isenburger Grafen von Papst Pius II exkommuniziert und abgesetzt, und seinem Rivalen Adolf II von Nassau das Erzbistum zugesprochen. Der erste deutsche Kurfürst erfuhr in dieser Weise die Macht des erstarkten Papsttums. In

der gleichen Zeit lag der Kardinallegat Nikolaus von Cusa, den Nikolaus V mit Verletzung des Wiener Konkordats zum Bischof von Brixen erhoben hatte, im Streit mit Herzog Sigmund von Oesterreich und Tirol. In diesem Streite kam das Streben der kirchlichen Gewalt, die landesfürstliche Macht auf den beschränkten Standpunkt früherer Zeit zurückzudrängen, zu offenem Ausdruck. Im Verlauf des Streites verhängte Pius II auch über Sigmund den großen Bann. (August 1460.) Dieser appellierte dagegen an einen künftigen Papst und ein allgemeines Konzil und traf mit dieser Appellation den alten Freund und dann heftigsten Gegner der Konzilien an seinem wundesten Punkt. Dem Vorgehen Sigmunds folgte Diether von Isenburg. Beide Strömungen flossen zusammen, und aus ihnen heraus verfaßte Gregor von Heimburg eine Reihe von Denk- und Streitschriften, welche ganz Deutschland noch einmal in den kirchlichen Streit, in den Streit gegen das Papsttum fortzureißen drohten. Der Papst lenkte ein und gewann so erst recht einen vollkommenen Sieg. Der Kampf der Fürsten entbrannte am Rhein. Im Jahre 1462 fiel Mainz in die Gewalt des Nassauers, und die Stadt verlor ihre seit zwei Jahrhunderten glücklich behauptete Reichsunmittelbarkeit. Der Pfälzer Friedrich trat dann von dem Bunde mit dem Isenburger zurück, als sein Bruder Ruprecht zum Erzbischof von Köln gewählt wurde und des Papstes bedurfte. Diether gab infolgedessen den ungleichen Kampf auf, verzichtete auf das Mainzer Erzbistum, welches er jedoch später nach dem Tode des Nassauers (1475) abermals erlangte. Der Tod des Kardinals Nikolaus von Cues (11. August) und derjenige des Papstes Pius II (14. August 1464) machten dann auch dem Streite mit Sigmund von Oesterreich ein Ende.

Ein dritter Kampf, den Papst Pius II unternommen hatte, war seine Kriegserklärung an König Georg Podiebrad von Böhmen. Im Jahre 1462 erfolgte, wie wir hörten, von seiner Seite die Aufhebung der Prager Kompaktaten. König Georg schickte sich an, den Laienkelch zu verteidigen. Er blieb in lebendiger Verbindung mit dem Boden, dem er entwachsen war. Pius II hatte indes die Kreuzzugsidee wieder aufgenommen und an ihr fortgearbeitet. Im Juni 1464 glaubte er soweit zu sein, sich persönlich an die Spitze eines Kreuzheeres stellen zu können. Er brach von Rom auf und kam nach Ancona. Hier ward er krank und starb. Kurz vor seiner Abreise aus Rom hatte er einen weiteren Schritt gegen König Georg gethan. Derselbe ward der Ketzerei beschuldigt und aufgefordert, sich binnen 180 Tagen dem Gerichte des Papstes zu stellen (15. Juni). Sein Nachfolger war Paul II, ein leidenschaftlicher Venetianer, der trotz der kaiserlichen Beschwichtigungsversuche gegen den Böhmenkönig sofort vorging. Der aber war nicht unthätig geblieben. Er verfolgte seine Pläne, trat mit den Königen Kasimir von Polen und Mathias von Ungarn in Unterhandlung und Einverständnis und ließ durch eine gemeinschaftliche Gesandtschaft den Franzosenkönig Ludwig XI einladen, diesem Königsbunde beizutreten. „Es sollte eine Art Staatenkonzil gegründet werden, welches in bestimmten Zeiten zusammenkommen und als oberstes Tribunal über etwaige Zwistigkeiten entscheidend, den innern und äußern Frieden aller sichern sollte.“ Wenn dieser Plan zustande kam, wäre es nicht nur mit den Uebergriffen der Kurie in die Rechte der Könige zu Ende gewesen, sondern dieses Bündnis hätte zugleich einen wirksamen Schutz gegen die Angriffe der Türken abzugeben vermocht. Ob dadurch die deutschen Staaten zu slavischen Provinzen hätten werden müssen, darüber zu streiten, halten wir für überflüssig, da der Plan nicht zur Ausführung kam. Die Kurie arbeitete ihm entgegen und erweckte dem Böhmenkönig im eigenen Lande neue Feinde. Im Jahre 1466 verhängte Paul II über Georg den Bann und entband seine Unterthanen ihres Eides. Bei einem Teil der böhmischen Barone und der katholischen Bewohner fanden die Hetzer nur zu sehr Gehör. Der Kaiser trat auf die Seite Pauls II und erkannte den Herrenbund der aufständischen Barone an. Schon hatte er auch den König von Ungarn in Georg feindlichem Sinne bearbeitet und von ihm im Oedenburger Vertrag das Zugeständnis der Nachfolge in Ungarn erhalten für den Fall, daß Mathias Corvinus ohne männliche Nachkommen sterben würde. Dieses Bündnis wuchs weiter und gab bald Anlaß zu offensivem Vorgehen gegen Podiebrad. Der aber behauptete sich siegreich, trotzdem Breslau und ganz Schlesien mit Mähren und der Lausitz in die Ge-

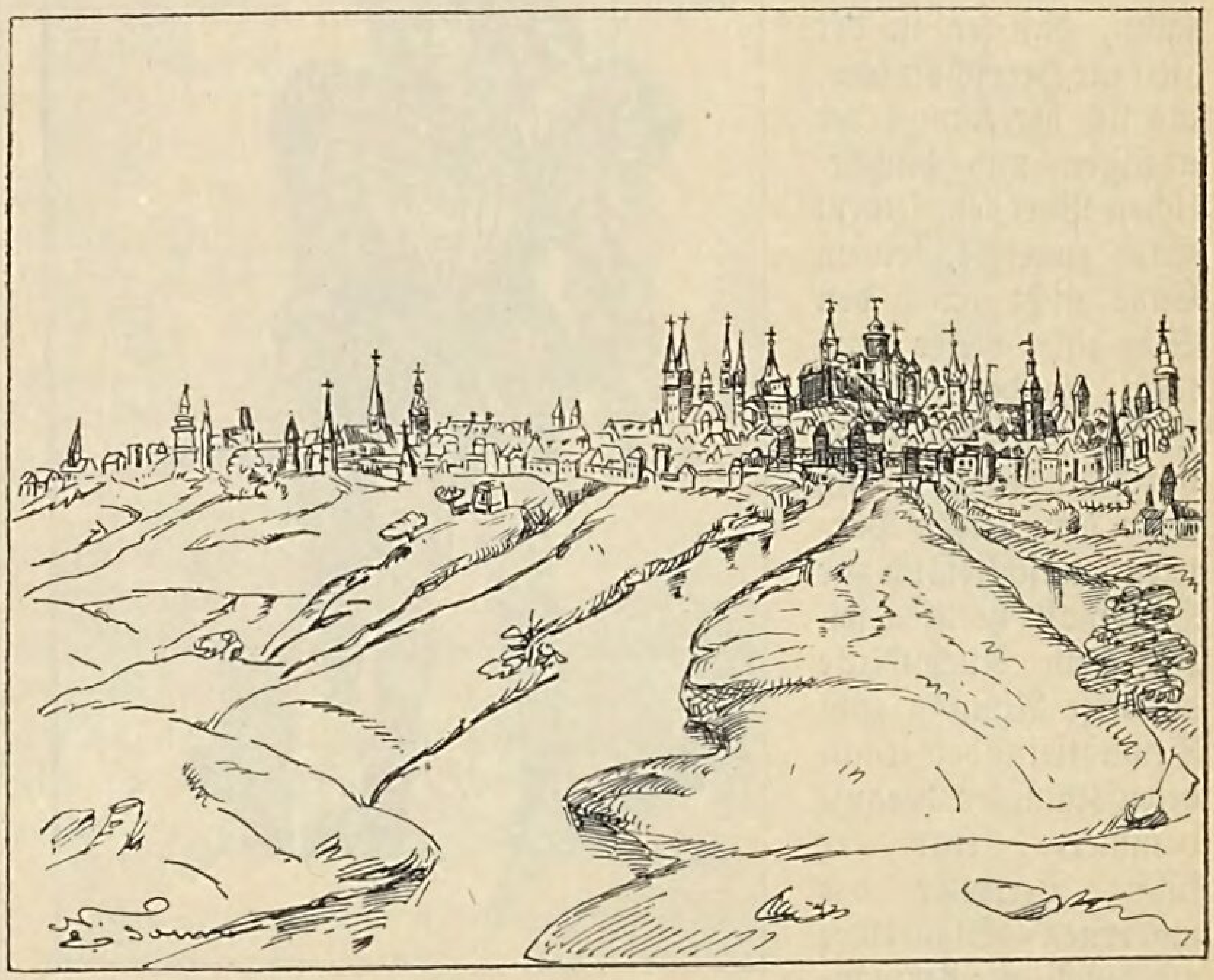


Siegel Kaiser Friedrichs III.

walt des Ungarnkönigs fielen, denn Podiebrad gelang es, eine neue Macht in die deutschen Fürstenkämpfe hereinzuziehen — die burgundische. Schon schien es, als sollte dieser neuen Koalition der Habsburger erliegen, da starb Georg Podiebrad (22. März 1471). Dieser König hatte es noch einmal verstanden, der alten böhmischen Macht in Deutschlands Angelegenheiten einen entscheidenden Einfluß zu sichern, zugleich aber hatte er für sein Land in einer Weise Sorge getragen, daß man die unter ihm verlebte Zeit bis heute in dankbarem Gedächtnis behielt. Nach seinem Tode gerieten der Ungarnkönig Mathias und der Polenkönig Wladislaw um die Czechenkrone in Streit. Der Krieg, welcher darob entbrannte und schließlich mit einer Teilung des böhmischen Reiches endigte, indem Mathias sich in den erworbenen Gebieten behauptete, entführte die beiden Ostmächte für eine Zeit den deutschen Angelegenheiten, in welche nun von Westen her mit einer geradezu beispiellosen Kühnheit die burgundische Macht hereindrängte.

In dieser ganzen Zeit hatte Herzog Ludwig von Landshut versucht, für den alten Freund und Bundesgenossen bei der Kurie und am Wiener Hofe zu vermitteln, bis endlich die Aufforderung des Böhmenkönigs zur Waffenhilfe gegen seine Feinde die bisher behauptete Vermittlerrolle unmöglich machte. Podiebrad berief sich dabei auf die früher abgeschlossenen Verträge, Ludwig aber, vor diese Entscheidung gestellt, trat nun langsam von der Seite Böhmens zurück. Für ihn hatte des Kaisers Zerwürfnis mit Georg den glücklichen Erfolg, daß sich Friedrich III am 28. Januar 1468 mit ihm versöhnte. Und nun gestattete Ludwig auch in seinen Landen zugleich mit Herzog Albrecht IV von München die Kreuzpredigt gegen den Böhmen und ließ Gelder zum Kreuzzuge sammeln. Es ist bezeichnend, daß namentlich bayerische Bauern die Hauptmasse zu den gegen Böhmen

ziehenden Scharen stellten. Dagegen hatte Ludwig die Aussöhnung des Kaisers mit Friedrich dem Siegreichen von der Pfalz nicht zu erwirken vermocht. In dieser Richtung blieb es bei dem früheren Bündnisse der Wittelsbacher, an deren Erneuerung und Erweiterung neben Ernst und Albrecht von Sachsen und Mathias Corvinus auch der junge Münchener Herzog Albrecht IV lebhaften Anteil nahm. Die Pläne, Ludwig die Krone von Böhmen zu verschaffen und der spätere, den Herzog Albrecht IV zum Gubernator des Königreichs zu ernennen, wurden bald wieder aufgegeben. Mit der Pfalz ward ein Bund geschlossen, der scheinbar auch für die Zukunft die Eintracht der beiden verwandten Mächte sichern sollte. Im Frühjahr 1468 vermählte sich Ludwigs einzige Tochter Margareta mit Philipp, dem Adoptivsohn und späteren Nachfolger Friedrichs. Ebenso hatte Ludwig das Glück, mit den Reichsstädten in bessere Beziehungen zu kommen; 1469 ward der Friede mit Augsburg und dann ein Bündnis vereinbart, 1470 folgte ein solches mit Nürnberg und 1475 mit Regensburg. Ulm, Nördlingen, Donauwörth, Aalen, Giengen, Bopfingen hatten sich schon früher dem Herzoge angeschlossen. Es war der erste Versuch eines schwäbischen Bundes unter wittelsbachischer Führung. Das positive Wollen Ludwigs verriet sich dann weiter in dem Plan, die Wittelsbacher von Bayern, Pfalz und Köln mit dem Kaiser in eine innigere Einigung zu bringen, eine Verbindung, welche indes von Habsburg abgelehnt wurde. Immer wieder begegnet uns das Streben der einzelnen fürstlichen Kreise, durch Bündnisse ihren Einfluß zu erweitern, und immer wieder stoßen wir bei diesen Bestrebungen auf den Gegensatz der alt- und jungfürstlichen Geschlechter. Die Zeit der innern Kämpfe und des so raschen Sinkens der deutschen Königsmacht hatte das Geschlecht der capetingischen Herzoge von Burgund benützt, seine Macht auszudehnen und zu befestigen. Das Gespenst jenes alten lotharingischen Reiches tauchte nun aus dem Dunkel der Vergangenheit noch einmal empor. Es waren die reichsten und vorgeschrittensten Länder des westlichen Europa, welche Philipp der Gute mit seiner Monarchie zu vereinigen suchte. Er träumte von der Königskrone des von ihm wiederherzustellenden lotharingischen Reiches. „Brabant und Flandern waren seit dem dreizehnten Jahrhundert der große Markt des westlichen Europa, auf welchem der lombardische und der hanseatische Kaufmann ihre Produkte tauschten. Seit dem Jahre 1416 kamen die Häringszüge zum erstenmal von der nordischen Küste nach Holland, statt nach Schonen — ein Schachzug der Natur gegen Lübeck und die Ostseestädte. Die niederländischen Städte behaupteten in dem Seekrieg mit Lübeck und den Ostseestädten von 1438—1441 die selbständige Stellung, welche sie der Hansa gegenüber eingenommen hatten. Gleichzeitig entwickelte sich in Flandern und Brabant, zuerst im fünfzehnten Jahr-



Nürnberg um 1500.
Nach einem graphischen Blatte der Kosmographie Münster's. Aus der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München.

hundert, das System des neuen Ackerbaus mit Fruchtwechsel und Stallfütterung. Ueber diesen reichen Landschaften erhob sich die Macht der Herzoge. Sie fanden in Flandern bereits eine geordnete Steuerverfassung mit festen Instituten vor, welche auf dem Unterschied zwischen dem Hauptanschlag — Transport — und der Repartition an die einzelnen Städte und Distrikte — Smalbeeling —, wo sie durch besondere Kollegien geordnet wurde, **beruhte."**

Die Lebensmacht dieses neuen monarchischen Gebildes teilte sich dem ganzen Westen Europas mit; die burgundische Hofsitte drang in alle Residenzen ein, die Fürsten und Räte studierten die Einrichtungen dieses Staates, seiner Politik, seiner Heere, seiner Verwaltung und seiner Finanzen. Die Größe dieses einzelnen Mannes war Verstand und Ausdauer, und sein Glück war die Thatsache, daß er in der Zeit zur Herrschaft kam, als sich der Kampf der adeligen und bürgerlichen Parteien seinem Ende zuneigte, seinem Ende nicht durch den Sieg einer dieser Parteien, sondern seinem Ende, herbeigeführt durch die Ahnung, daß keine der beiden Parteien ausschließlich zur Herrschaft berufen sei. In dem Augenblicke da diese Ahnung zum Bewußtsein der ermüdeten Kämpfer heraufdämmerte, trat der kühne Vertreter der modernen Staatsidee auf den Plan; der monarchischen Staatsordnung waren diese Gebiete im Kampf der Parteien entgegengereift. Philipp unternahm die Grundlegung eines neuen Staates und ihm gelang die Vereinigung aller zu seinem Werke. Die ständischen Gegensätze schienen ihrer Ausgleichung hier entgegengehen zu wollen. „Während die ostdeutschen Plätze ihren Zusammenhang mit dem Mutterland verloren, sanken die westdeutschen vollständig in die Hände einer fremden fürstlichen Administration. Philipp der Gute hat von 1439—1449 in Rotterdam, Harlem, Amsterdam die Einsetzung der Stadträte für sich gefordert und durchgesetzt, er brach im Jahre 1465 Lüttichs Selbständigkeit, erzüchtigte 1466 mit furchtbarer Grausamkeit die aufständischen Kupferfabrikanten von Dinant. Als er im Jahre 1467 starb, hinterließ er seinem Sohne Karl, dem Kühnen (le téméraire), einen ungeheuren Schatz, welcher diesen zum reichsten und unabhängigsten Monarchen Europas machte." Zwischen der Macht der Hansa und dem Gebiete der Eidgenossen, von der friesischen Küste bis zum Genfer See dehnte sich die Herrschaft der neuen Monarchie. Es war die Frage, ob sie diese ihr zunächst im Wege stehenden republikanischen Gebilde zu überwältigen vermöchte? Der Rhein schien zur Hauptader eines großen Reiches zwischen Frankreich und Deutschland werden zu sollen, welches alle jene Gebiete, die seit der ältesten bis herauf in die neueste Zeit eine so merkwürdig selbständige Entwicklung sich zu wahren wußten, umfaßte. Wir erinnern nur an die Ueberbleibsel dieser Entwicklung, Belgien, Holland, Luxemburg, Schweiz, an die so vielfach umstrittenen Gebiete Lothringens und des Elsaßes, der Pfalz, der alten kurfürstlichen Rheinstaaten, der Herzogtümer Geldern, Jülich und Berg. Doch zwischen den Gestaden der Nordsee und des mittelländischen

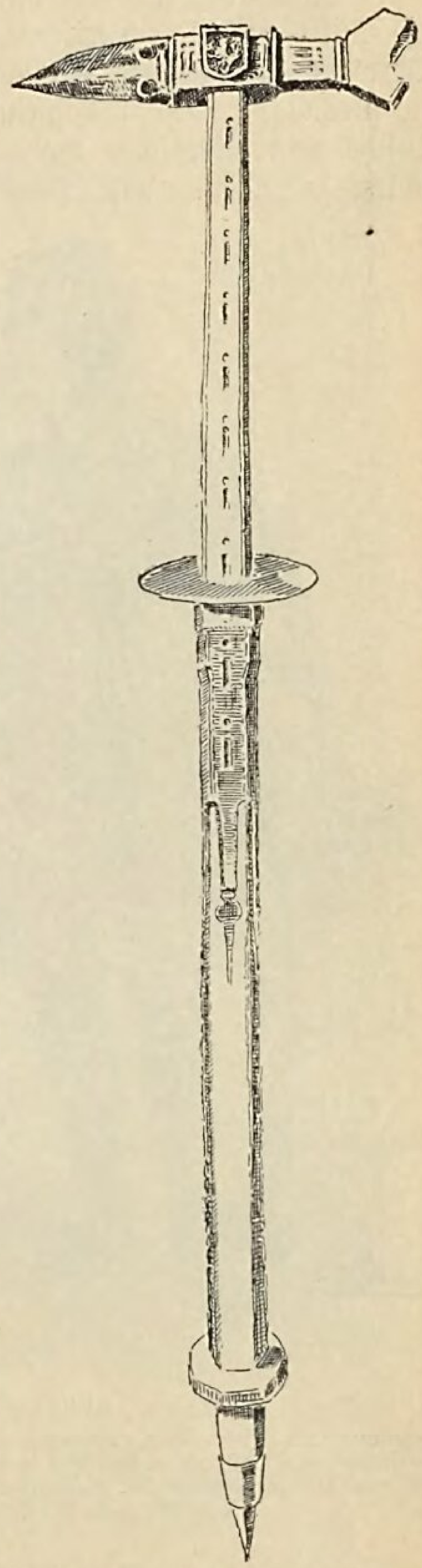


Stutzertracht aus dem 15. Jahrhundert. Schnabelschuhe mit Trippen, Untergestell von Holz mit allerlei bunten Zieraten bemalt.

Es stand 1453 Polizeiverbot darauf, und die Schuster, welche Schuhe mit Schnäbeln anfertigten und so zu der „schändlichen und gottlosen Tracht" verhalfen, wurden in Leipzig mit 16 Pfund Wachs und in Dresden sogar mit 100 Gulden gestraft. (Benutzt wurde eine Zeichnung in „Falke, Deutsche Trachten.")

Meeres war der phantastische Geist des Nachfolgers Philipps des Guten nicht mehr festzuhalten. Indem die Gedanken Karls des Kühnen bereits in die Lombardei und selbst bis Konstantinopel ausschweiften, sah er sich genötigt, der ersten dringenden Notwendigkeit, die Eidgenossen zu gewinnen oder zu unterwerfen, aus dem Wege zu gehen. Da aber trieben ihn Habsburg und der Franzosenkönig Ludwig XI nach dieser Seite vorwärts.

Herzog Sigmund hatte im Kampfe mit den Eidgenossen, welche dem Papste Pius II ihre Waffen gegen den Habsburger zur Verfügung stellten, den habsburgischen Thurgau verloren. Er suchte Hilfe bei Frankreich. Ludwig XI aber wies ihn an Karl den Kühnen, und diesem bot nun der Habsburger die Vermählung des Kaisersohnes Maximilian mit der Erbtochter des Burgunders, Maria, an und eröffnete ihm zugleich die lockende Aussicht auf das Reichsvikariat über die Schweiz, Savoyen, Piemont und Mailand. Auf dem Boden dieser Verträge übernahm Karl gegen Pfandsummen, welche er an Habsburg zahlte, eine Reihe habsburgischer Besitzungen im Elsaß (1469). Seine Politik nahm mehr und mehr den Charakter einer aristokratischen Offensive an. Im Jahre 1471 bewog er seine Stände zur Gewährung der Mittel für Anwerbung eines stehenden Heeres, welches er bald auf 20000 Mann erhöhte und in festen Standquartieren, in städtischen Garnisonen unterbrachte. Eine unglückliche und greuelvolle Fehde zwischen Vater und Sohn gab ihm zur Verwendung seiner Truppen die erste Gelegenheit: er bemächtigte sich 1473 Gelderns. In den Herbstmonaten desselben Jahres hatte er eine persönliche Zusammenkunft mit dem Kaiser in Trier. Hier sprach Karl den Wunsch nach der Königskrone offen aus, dafür wollte er der Vermählung seiner Tochter Maria mit Maximilian seine Zustimmung geben. Zunächst wurden diese Pläne durch die Politik Frankreichs und der Kurfürsten vereitelt; der Kaiser reiste plötzlich ab. Allein von andrer Seite ward der Burgunder alsbald wieder in die Reichsangelegenheiten hereingezogen.



Streithammer Herzog Sigmunds von Bayern mit dem Wappen des pfälzischen Löwen.

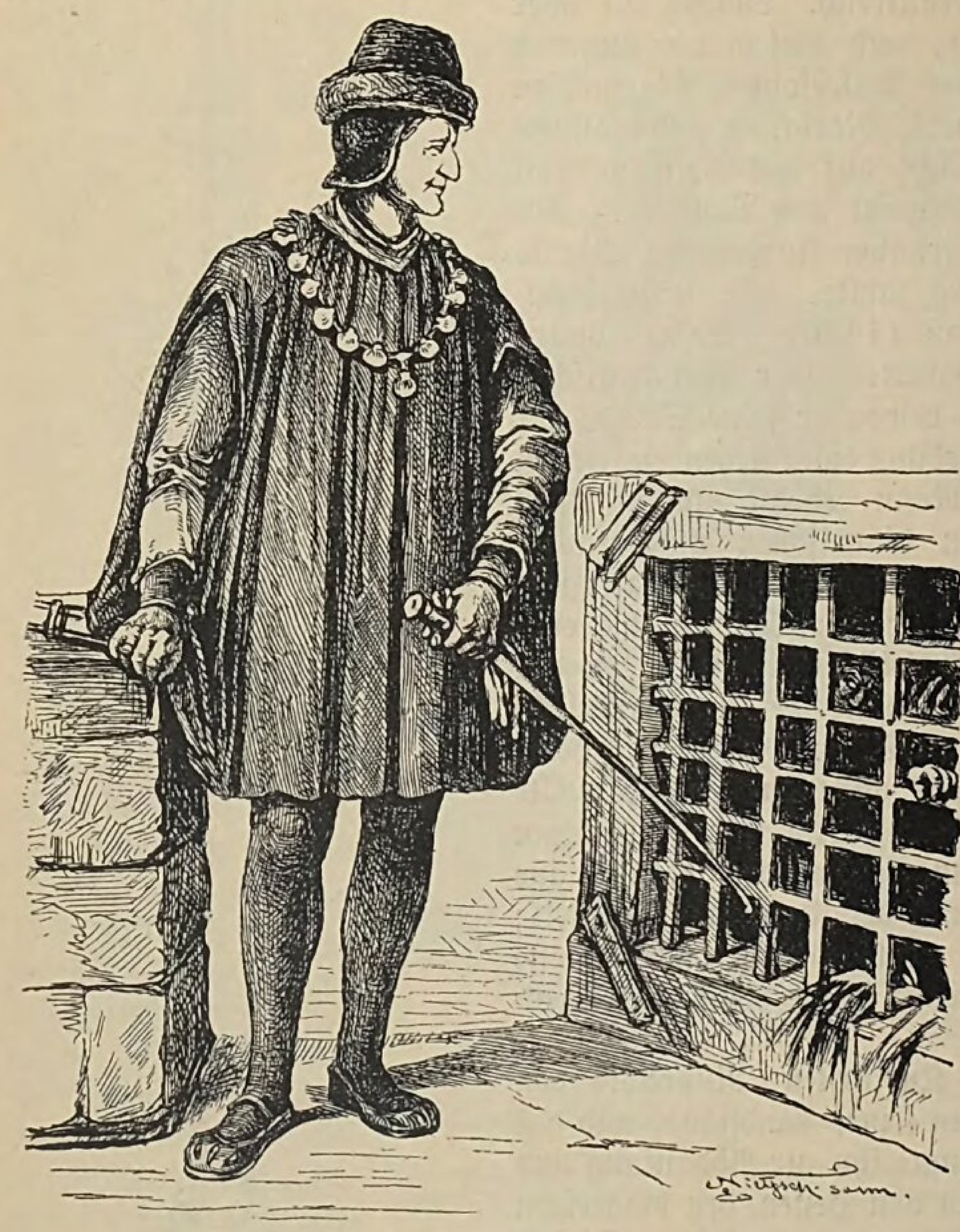
Originalgröße die Höhe eines Gehstockes. Im K. Nationalmuseum in München.

Das Walten des Kölner Kurfürsten, Ruprechts von Wittelsbach, hatte das Mißfallen seiner Landstände und des Domkapitels erregt. Man drängte ihn zur Abdankung und wählte den Landgrafen Hermann von Hessen, den bisherigen Probst zu Aachen, zum Administrator des Erzstifts. Diesem Vorgehen gegenüber suchte Ruprecht Hilfe bei Karl dem Kühnen, und der war natürlich sofort bereit, dem alten Feinde Habsburgs beizustehen und seine Herrschaft am Niederrhein zu erweitern. Ein Vertrag mit Ruprecht sicherte dem Burgunder die Schirmherrschaft über das Kölner Erzbistum. Im Juli 1474 rückte ein burgundisches Heer zur Belagerung vor die kölnische Stadt Neuß.

Natürlich stand der Pfalzgraf Friedrich auf der Seite seines Bruders, des Erzbischofs von Köln und damit auf der Seite des Burgunders. So verhängte der Kaiser am 27. Mai 1474 über Friedrich die Reichsacht. Daß es abermals zu einer gemeinsamen Aktion des Hauses Wittelsbach kam, ward durch die neue Verbindung Niederbayerns mit dem Osten verhindert. Hier lagen denn doch zunächst immer wieder die Interessen des niederbayerischen Landes, und diese hielten denjenigen des wittelsbachischen Hauses das Gleichgewicht. Diesmal aber

konnte Ludwig von Landshut sich in der Neutralität behaupten und vermittelnd für den Pfalzgrafen bei dem Kaiser wirken, denn er hatte, wie wir sahen, mit den süddeutschen Reichsstädten wieder bessere Beziehungen gewonnen.

Nun aber sah sich die rheinische Stadt Neuß einem Heere gegenüber, in welchem die militärischen Errungenschaften der letzten Zeiten fast alle in vollendeter Weise zur Verwendung kamen. Es war wohl Grund vorhanden, diese neuen militärischen Kräfte zu fürchten. „Die beängstigenden Gerüchte über die antistädtischen Pläne des Herzogs, welche sein plötzliches Vorgehen erzeugte, haben in der lübischen Chronik ihren Niederschlag gefunden. Mit Schrecken erfuhr man hier, daß Christian I, welchem der Kaiser die Erhebung Holsteins zum Herzogtum und die Herrschaft in Ditmarschen soeben zugestanden hatte, eine Zusammenkunft mit Karl gehabt habe."



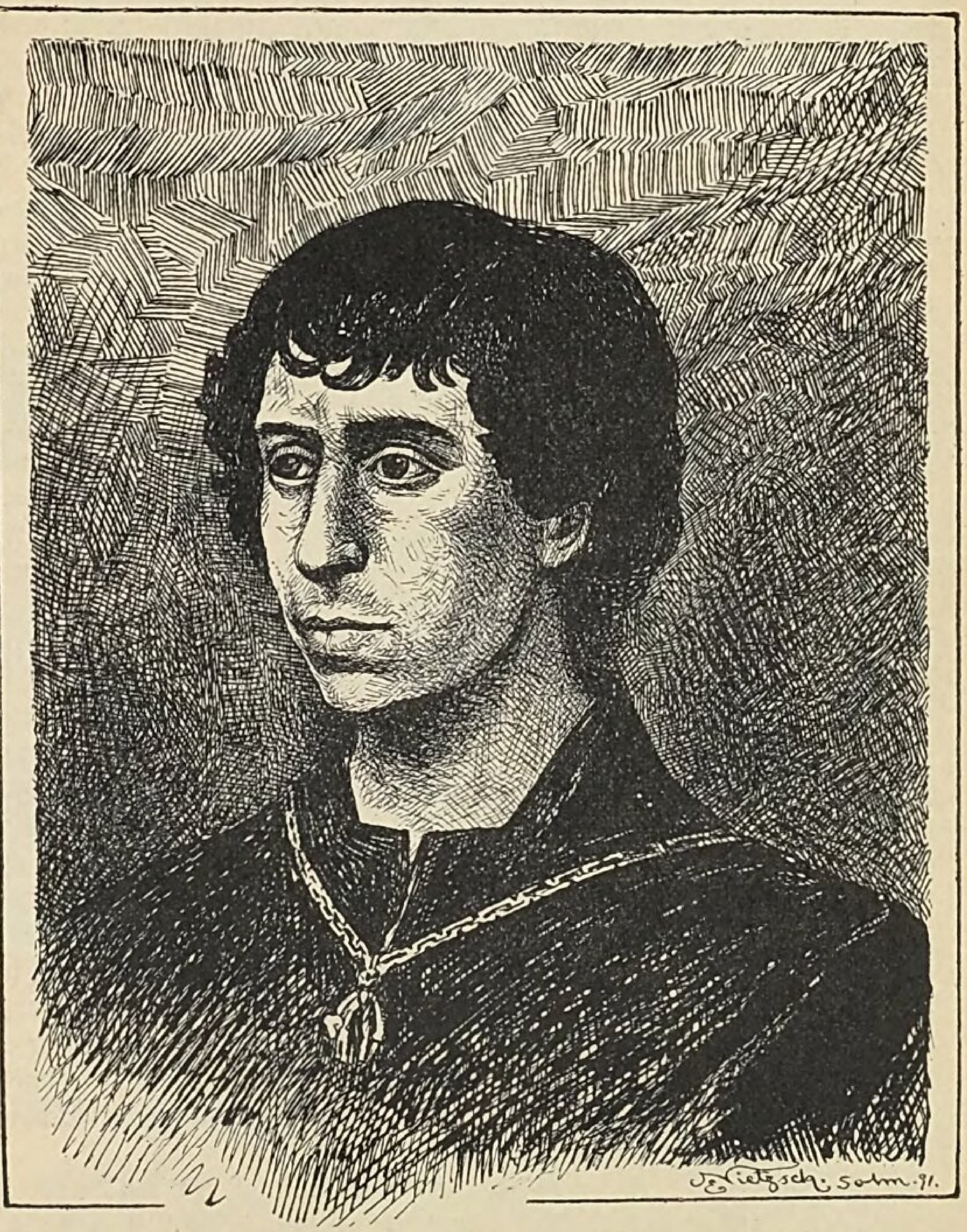
Ludwig XI, König von Frankreich 1461—1483.

Gezeichnet mit Hilfe einer Denkmünze von Laurana und eines Gemäldes, welches sich früher im Stadthause zu Soissons befand. Das Bild stellt den König im Ornate des von ihm gegründeten St. Michaels-Ordens dar; der kurze Rock ist von rotem Sammet, auch Beinkleid und Mütze sind rot.

Ob Karl der Kühne, ob Christian I, ob Friedrich von Habsburg — die Politik aller lief eigentlich in der gleichen Richtung, in der Richtung zur Monarchie. Es ist daher vollkommen erklärlich, daß ein Ausweg gefunden ward, welcher Habsburg und Burgund aus ihrem künstlichen Gegensatz herausführte. Ebenso natürlich aber ist es, daß nun, als der Kaiser zum Reichskrieg gegen den Burgunder rief, die Städte eine ungewohnte Rührigkeit an den Tag legten. Kurfürst Albrecht Achilles — seit 1470 hatte ihm sein Bruder Friedrich II, dessen einziger Sohn gestorben war, die Regierung in Brandenburg abgetreten — wurde zum Feldhauptmann gegen Karl den Kühnen ernannt. „Durch die unmittelbare Teilnahme der bedrohten Hansestädte wuchs die Stärke des Reichsheeres auf angeblich 80 000 Mann."

Gleichzeitig mit dieser städtischen Bewegung am Niederrhein waren am Oberrhein die Eidgenossen gegen den Burgunder in Aktion getreten. Karl hatte in den ihm von Sigmund von Oesterreich verpfändeten Landschaften den Burgunder Peter von Hagenbach zu seinem Statthalter ernannt. Das rücksichtslose Regiment des Mannes erbitterte die Gemüter. Der Aufstand brach los zunächst in den vier sogenannten Waldstätten Waldshut, Laufenburg, Rheinfelden und Säckingen, dann pflanzte er sich fort gegen Neuenburg hin. Die Eidgenossen und Habsburg stellten sich sofort auf die Seite der Aufständischen. Der Politik König Ludwigs XI von Frankreich war es geglückt, diese beiden alten Gegner in der sogenannten „ewigen Richtung" (März 1474) zu versöhnen. Die oberrheinischen Städte von Straßburg bis Basel waren diesem Frieden zwischen Habsburg und den

Eidgenossen beigetreten. Sie schossen Sigmund das Geld zur Auslösung der an Burgund verpfändeten Landschaften vor. Karl wies das Ansinnen zurück. Die Pfandländer empfingen damit gewissermaßen eine Rechtfertigung ihrer allgemeinen Rebellion und schritten gegen Hagenbach vor, der in Breisach gefangen gesetzt und enthauptet wurde. Am 25. Oktober erklärten die Eidgenossen dem Burgunder den Krieg und fielen vereint mit Sigmund und den Streitkräften des „niederen Vereins" in die Franche-Comté ein. Im folgenden Jahre erneuerten sie den Angriff auf die burgundischen Länder um den Jura und den Neuenburger See. In der gleichen Zeit schlug ein Angriff Karls gegen das heranrückende Reichsheer fehl. Am 25. Mai 1475 verlor er den Kern seines Fußvolks. Im Juni gab er die Belagerung von Neuß auf, drang gegen Lothringen vor, um von dort den Krieg gegen die Eidgenossen zu eröffnen. Das Reichsheer löste sich auf. Aber daß Karl entwischte, war den Verhandlungen zu danken, welche er mit Albrecht Achilles eröffnet hatte. Das Verlöbnis der Erbtochter des Burgunders mit dem Kaisersohne war Thatsache geworden. Im September 1475 rückte Karl in Lothringen ein. Binnen Monatsfrist war das Land in seiner Gewalt. Es sollte das der letzte Erfolg sein, den Karls kühnes Vorgehen errang. An der im vaterländischen Boden festgewachsenen Macht der Eidgenossen brach sich der Eroberungssturm des Verwegenen.



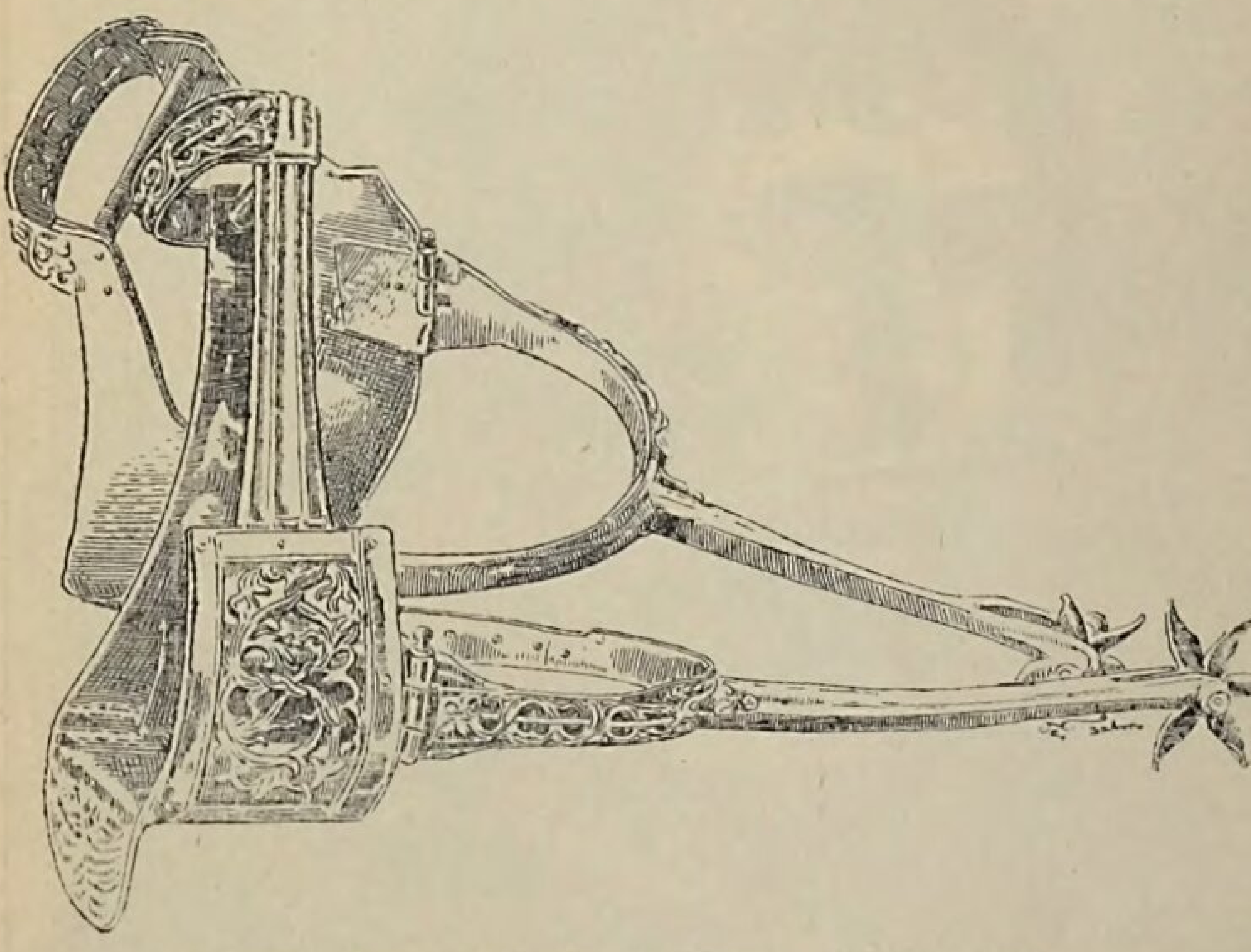
Karl der Kühne, Herzog von Burgund, geboren den 10. November 1433, gestorben den 5. Januar 1477.
Nach einem Gemälde von Roger van der Weyden (gestorben 1464 zu Brüssel) in der Berliner Galerie.

In der Schweiz standen Waffendienst und Vermögen im engsten Zusammenhang. Das letztere stellte die Kräfte zu seiner Verteidigung. Zudem war es hier nicht zu jener Spaltung zwischen Landbewohner und Krieger gekommen, welche auf die Dauer jedes politische Wesen zu Grunde richten muß. Der Krieger war der Sohn des Landes, er führte die Waffen zum Schutz seiner Heimat. „Die Verfassung der Eidgenossen war eine merkwürdige Vereinigung von wohlhabenden Städten und einfachen Bauernschaften.

Durch diese Mischung erhielt ihre Politik ein Gleichgewicht der ständischen Interessen, wie es anderwärts nicht mehr der Fall war; sie schuf eine Reihe beratender Versammlungen, indem die Stadträte größere Räte neben sich stellten und aus den bäuerlichen Landesgemeinden sich die engeren Räte der „Sechzig" bildeten; sie erzeugte die Notwendigkeit häufiger allgemeiner Verhandlungen."

Nitzsch macht auf die doppelten Gegensätze, welche nun abermals auf einander trafen, aufmerksam; nicht nur der natürliche Gegensatz republikanischer Gemeinwesen gegen anschwellende benachbarte monarchische Bildungen, sondern auch derjenige eines städtisch-bäuerlichen zu einem städtisch-ritterlichen Machtgebiete bedingte den Kampf zwischen Eidgenossen und Burgund. „Wie einst in Böhmen, so trafen auch hier der reisige adlige Ritter und der bäuerliche Fußgänger mit der vollen Erbitterung nationaler und ständischer Gegner aufeinander."

Zu Anfang des Jahres 1476 drang Karl durch die Jurapässe in die Schweiz, eroberte Granson, an dessen Besatzung er seine unmenschliche Wut trotz des gegebenen Versprechens ausließ. Drei Tage später, am 3. März, aber unterlag sein Heer den 18,000 Schweizern, und die Niederlage war namentlich deshalb von so großer Bedeutung, weil Karl seinen ganzen Artilleriepark und unermeßliche Schätze verlor. Wiederum drei Monate später stand Karl abermals auf Schweizergebiet. Am 22. Juni erfolgte die Auflösung und vollkommene Niederlage seines Heeres durch die Schweizer bei Murten. Nun ergriffen die Eidgenossen die Offensive. Im Winter eroberten sie dem vertriebenen Herzog René von Lothringen sein Land wieder. Karl eilte herbei. Vor Nancy kam es am 5. Januar 1477 zur Entscheidung. Schlacht und Leben gingen dem Burgunder verloren.



Sporen Herzog Christophs von Bayern. Gestorben 1493.
Die Sporen, welche am Steigbügel festsitzen, sind von Silber und in Feuer vergoldet. Originale im K. Nationalmuseum in München.

Im Laufe des Jahres 1473 hatte noch einmal der Ausbruch eines Krieges zwischen Ludwig von Landshut und dem Kurfürsten Albrecht Achilles gedroht. Es war gelungen, die Widerstreitenden zu vereinigen. Bei der Hochzeit Georgs, des Erben von Bayern-Landshut, weilte der Hohenzoller am wittelsbachischen Hofe. Die Braut war dem jungen Fürsten aus dem polnischen Königshause erwählt worden, nachdem diesbezügliche Verhandlungen mit Georg Podiebrad und Kaiser Friedrich nicht zu dem erwünschten Ziele geführt hatten. Im November 1475 ward das glänzende Fest der Vermählung Hedwigs, der Tochter König Kasimirs von Polen mit Georg zu Landshut gefeiert. Ein glänzender Kreis von Fürstlichkeiten, unter ihnen auch der Kaiser mit seinem Sohne, versammelte sich um das Brautpaar. Wir wollen den ernsten Gang der Politik mit den Fröhlichen einen Augenblick unterbrechen und einen Blick auf das Bild werfen, welches der Seligenthaler Klosterschreiber Hans Seybolt von Höchstädt an der Donau sieben Jahre später von dieser Hochzeit in nüchternen Zahlen entwarf. Die Zahl der Gäste wird uns vor Augen treten, wenn wir zunächst der Pferde, die sie hergebracht, gedenken. Ihre Zahl betrug über 9000. Verzehrt wurden von den Hochzeitsgästen 333 große Ochsen, 1130



Herzog Georg des Reichen Hochzeitsfest zu Landshut 1475.

Nach dem Gemälde von Pechmann.

ungarische Schafe, 205 Schweine, 625 halbjährige Schafe, 75 Wildschweine, 1537 Lämmer und Kitze, 490 Kälber, 684 Spanferkel, 12,000 Gänse, 62,000 Hühner, 75,000 Krebse, 194,000 Eier, 220 Zentner Schmalz, 7 Tonnen Häringe, 140 Zentner Rosinen, 3 Eimer Honig, 2 Zentner Safran, 286 Pfund Pfeffer u. s. w. Diese Unmassen wurden mit 550 Eimern feinen und 5616 Eimern gemeinen Weins begossen. „Fische hatte man um 4125 Gulden gekauft, und die beiden Stadtapotheker lieferten für 500 Gulden Konfekt. Aus Venedig, Florenz und Nürnberg waren um 8000 Gulden Sammet und Zendel besorgt worden und 6800 Gulden kosteten die Geschenke. Ferner gingen, nur für fremde Pferde, 1700 Schäffel Haber auf, und wurden 58 Zentner Wachs und 52 Zentner Unschlitt verbraucht." Die Gesamtkosten der Hochzeit schätzt Riezler auf 60 766 Gulden. Spruner erzählt uns ferner von den Turnieren und Festlichkeiten, welche veranstaltet wurden, und entnehmen wir der Darstellung, daß dieses Fest dem jungen Herzog Christof von Bayern-München Gelegenheit gab, seine Stärke vor der Elite der deutschen Ritterschaft zu beweisen. Er beantwortete die Herausforderung eines polnischen Riesen damit, daß er ihn aus dem Sattel warf. Der Sterbende meinte, nur mit Hilfe des Teufels habe der magere schwarze Herr ihm das Herz entzweistoßen können.

Aber das Gegenbild zu diesem Glanz und dieser Pracht ist, daß auch Georg wie sein Vater und Großvater seine Gemahlin bald vernachlässigte und sie das einsame Leben ihrer Vorgängerinnen in Burghausen führen ließ. Die Sitte legte damals dem Verkehr des Mannes mit andern Weibern fast keine Beschränkung mehr auf, und so sehr hatte das immer noch mächtig nach Natürlichkeit ringende Leben gegen die von der Theorie gezogenen Schranken reagiert, daß einem derartigen politischen Bunde auch äußerlich das Bild der Ehe vollkommen verloren ging. Aller äußere Glanz blieb somit nur eine schwache und unschöne Verhüllung der inneren Erkrankung des gesellschaftlichen Lebens.

Die innige Verbindung mit dem polnischen Königshause aber und die Beseitigung der früheren fürstlichen Gegnerschaft ermunterte den politischen Geist Ludwigs noch einmal, als jetzt mit so schnellen Stößen der Zusammenbruch der burgundischen Monarchie erfolgte. Hier ward ein weites Feld für den fürstlichen Ehrgeiz eröffnet, und so sehen wir denn, daß Ludwig sich mit Albrecht IV von München verständigte, ihre lang vergessenen Ansprüche auf die Niederlande wieder hervorzuholen und geltend zu machen. Albrecht trat indessen bald zurück, als er sah, welche Gegner sich auf diesem Gebiete gegenübertraten. Von Ludwig XI von Frankreich war nicht zu erwarten, daß er diese lang ersehnte Gelegenheit ungenützt vorübergehen lassen würde. Karls Tochter, Maria, bemühte sich, den Abfall der niederländischen Städte durch Konzessionen zu verhüten. Mit dem Zurücktreten des Münchener Herzogs war auch für Ludwig die Möglichkeit, in den Niederlanden zum Ziele zu kommen, in die Ferne gerückt.

Allen seinen Rivalen gewann Maximilian, der Erzherzog von Oesterreich, den Vorsprung ab. Der ungleiche Sohn seines Vaters zeigt sich schon in dem Achtzehnjährigen, der feurige Drang nach Unternehmungen und Abenteuern. Von der südländischen Mutter, Lenor von Portugal, war dieses belebende Feuer in die steiermärkische Linie der Habsburger hineingekommen. Wir hörten, daß Maximilian bereits als Verlobter der burgundischen Prinzessin galt. Jetzt warf er sich in die wankenden Verhältnisse Burgunds. Am 18. August 1477 vermählte er sich zu Gent mit Maria, der Erbtochter Karls des Kühnen. Das Glück blieb ihm anfangs treu. Er besiegte die Franzosen in der Schlacht bei Guinegate in der Picardie (1479), und seine Gemahlin schenkte ihm zwei Kinder, Philipp und Margareta. Die Geburt des ersteren befestigte Maximilians Stellung in den Niederlanden, aber der frühe Tod seiner Gemahlin (1482) warf ihn aus den glücklich gewonnenen Positionen wieder hinaus, da die Niederländer ihm das Recht der Vormundschaft nicht zugestehen wollten. Noch in demselben Jahre drängten die Stände Maximilian zum Frieden von Arras, welcher die Aufteilung der burgundischen Länder einleitete und dem Franzosenkönig die Tochter Maximilians als Braut des Dauphins nebst einer reichen Aussteuer in Westburgund zusprach. Volle drei Jahre mußte Maximilian um das Recht der Vormundschaft mit den Niederländern kämpfen. Doch im Jahre 1485 gelang es ihm endlich, seine Ansprüche durchzusetzen.

Die Niederlande waren dem habsburgischen Hause gewonnen, der Fortschritt der französischen Macht gegen Osten hin für den Augenblick gehemmt. Gleichzeitig aber drohte im Südosten der Zusammenbruch der habsburgischen Machtstellung. Mathias Corvinus hatte die Schwäche Friedrichs III in ihrem vollen Umfange erkannt. Es trieb die

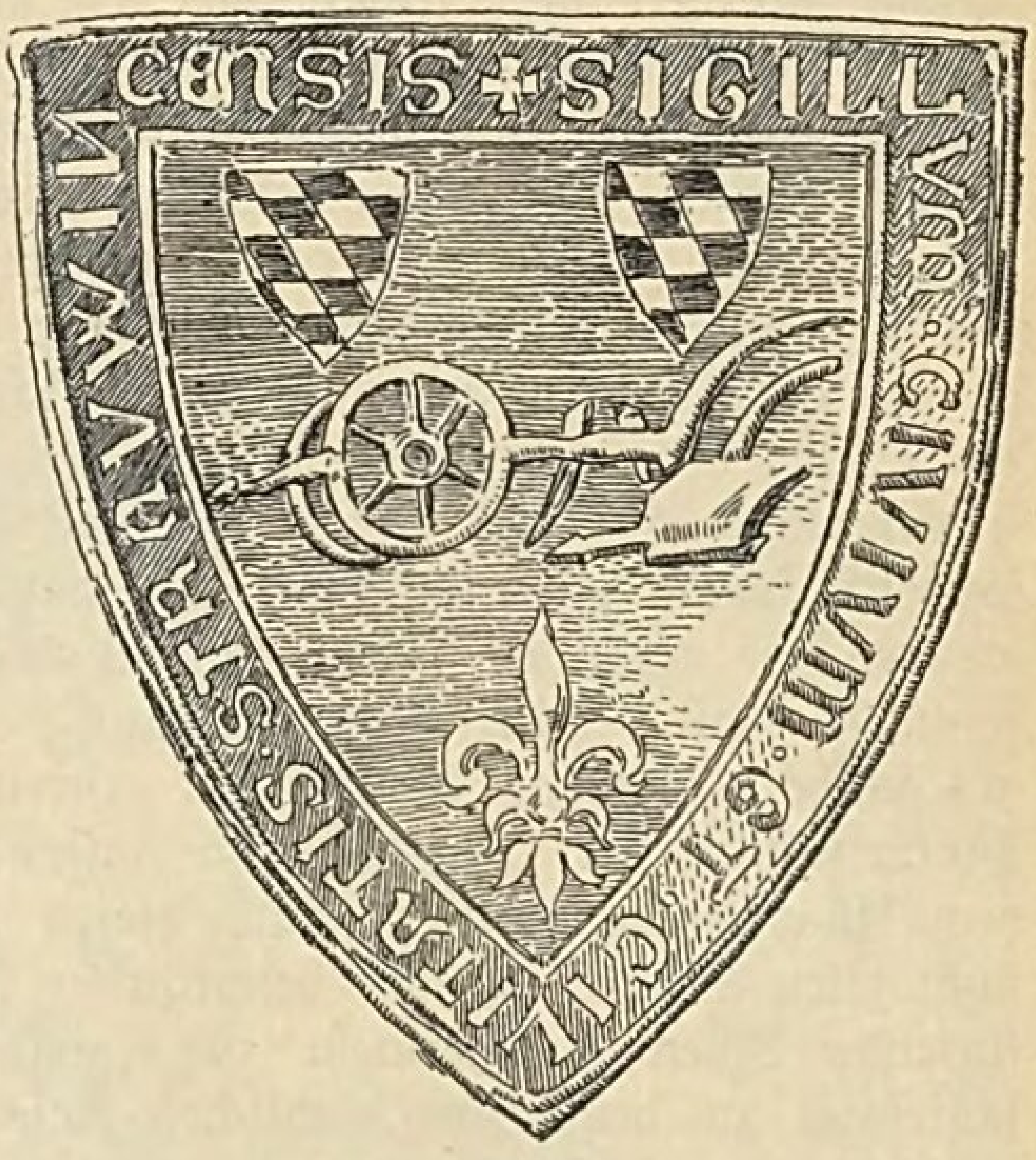


Maximilian und seine Braut Maria von Burgund.
Nach einer gleichzeitigen Handzeichnung im germanischen Museum.

ungarische Macht, welche sich den Türken allein gegenübersah, unter diesem ihrem größten Könige zur Verstärkung im Westen. Ein Kampf entbrannte, der fast acht Jahre dauern sollte und den obdachlosen Kaiser zur Flucht ins Reich zwang. Wien und ganz Niederösterreich fielen in die Gewalt des Ungarnkönigs, in dem Markersdorfer Vertrag (November 1487) trat Friedrich diese Eroberungen an Mathias ab. „In den Zeiten, in welchen

alle Monarchien in Europa sich konsolidierten, ward der Kaiser aus seinem Erbland verjagt und zog als Flüchtling im Reiche umher; er nahm sein Mahl in den Klöstern und den Städten des Reichs, wo man ihn umsonst bewirtete; mit den kleinen Gefällen seiner Kanzlei bestritt er seine übrigen Bedürfnisse; zuweilen fuhr er mit einem Gespann Ochsen seine Straße: niemals, er fühlte es selbst, war die Hoheit des Reiches in niedrigerer Gestalt einhergezogen; der Inhaber einer Gewalt, welche ihrer Idee nach die Welt beherrschen sollte, forderte gleichsam das Mitleid heraus.“ (Ranke.) Doch was seit Jahrhunderten nur Einem Kaiser, und zwar auch dem nur in der Fülle der Macht gelungen war, seinem Sohne die Nachfolge zu verschaffen, das erreichte Friedrich III in dem Momente tiefster Erniedrigung und Machtlosigkeit. Im Februar des Jahres 1486 vereinigten sich die Kurfürsten zur Wahl Maximilians zum römischen König.

Es war das letzte Werk, welches der Freund der Habsburger, der dritte Hohenzollernkurfürst, Albrecht Achilles, durchsetzte. Am 11. März ist er gestorben. Sein alter Gegner Ludwig von Landshut hatte nur mehr die ersten Zeiten dieser großartigen Umwandlung erlebt, welche dem Hause Habsburg auf diese ungeahnte Weise das Uebergewicht in Deutschland über die anderen Fürstengeschlechter gab und dasselbe befähigte, noch einmal Deutschlands Weltstellung im Kampf der Nationen darzuthun. Habsburg schien den Weg gefunden zu haben, der Deutschland aus den alten unfruchtbaren Gegensätzen der Stände und Parteien herausreißen und abermals zur Vereinigung und Konsolidierung seiner Kräfte führen sollte. Eine alte Zeit läuft ab, eine neue beginnt; bei der jüngeren Generation der Wittelsbacher werden wir auf diesen Wechsel zurückkommen müssen.



Siegel der Stadt Straubing.
Original, 7½ cm hoch, im Reichsarchiv in München.

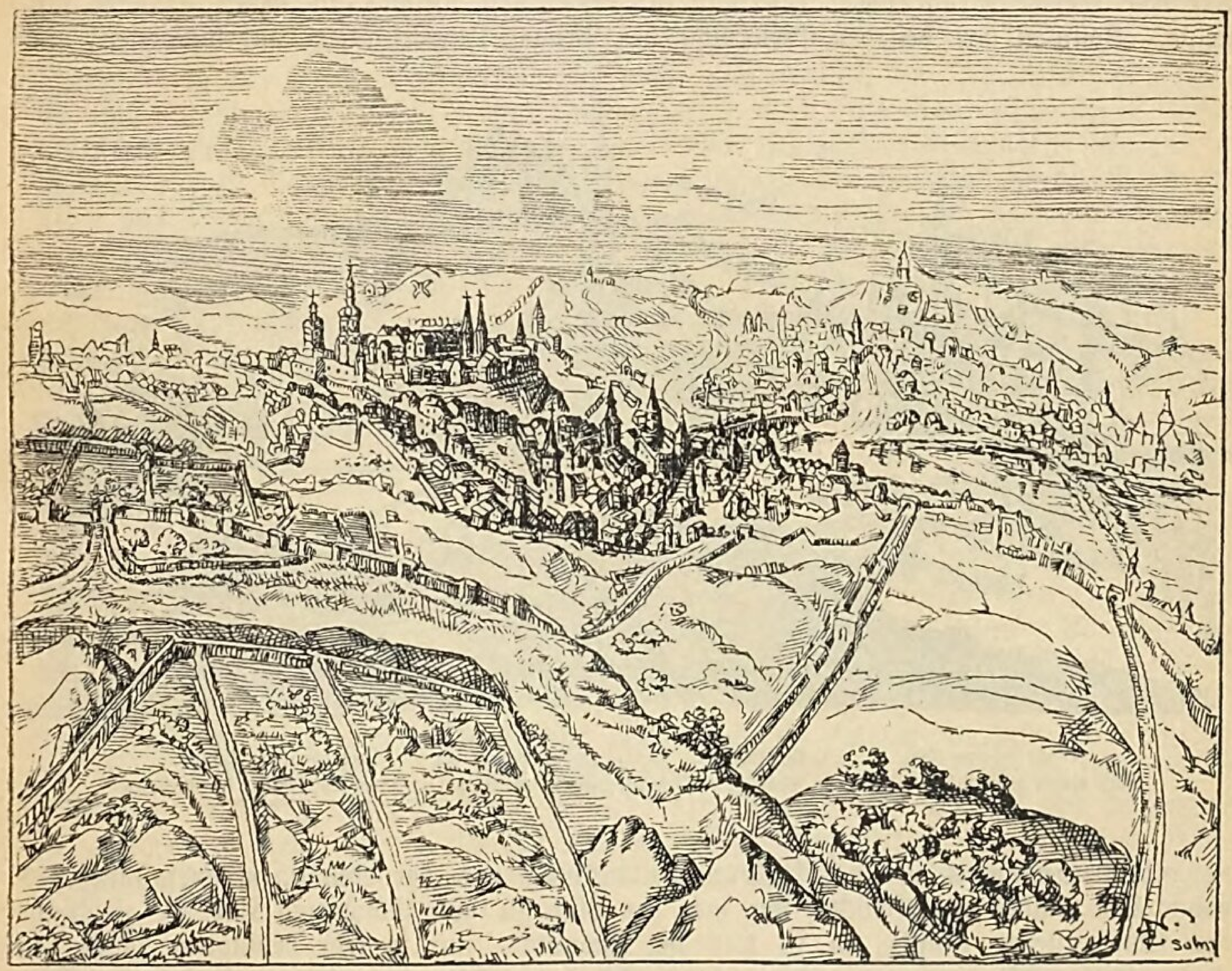
Ludwigs des Reichen letzte Lebensjahre waren von Krankheit getrübt. Der allzu übermäßige Drang zu Leben und Genuß hatte das Feuer dieses Lebens frühzeitig verglimmen lassen. Am 18. Januar 1479 starb er und fand im Kloster Seligenthal seine Grabstätte. Seine positiven Bestrebungen zum Besten seines Landes zeichneten seine Regierung vor vielen seiner Vorgänger aus. Der öffentlichen Sicherheit, der Rechtspflege, dem Handel und Verkehr, der Verbesserung des Münzwesens wandte er vor allem seine Aufmerksamkeit und Fürsorge zu. Den Reichtum des Landes suchte er durch geordnete Verwaltung, durch Verordnungen zur Hebung des Ackerbaus und der Waldwirtschaft, dann durch die Fürsorge für den geregelten Betrieb der Reichenhaller Salzwerke und der Innthaler Bergwerke zu heben. Jener positive Fortschritt, nach dem wir so lange vergebens Ausschau halten mußten, vollzog sich zum Teil unter der Führung dieser glänzenden fürstlichen Persönlichkeit: das Bayernvolk begann wieder zusammenzuwachsen. „Die Verschmelzung der Landschaft von Bayern-Ingolstadt, sowie schon vorher des an Heinrich gefallenen Straubinger Anteils mit der Landshuter Landschaft vollzog sich ohne Schwierigkeit.“ (Riezler.) Und mit diesem Zusammenwachsen betreten wir den realen Boden wieder, von dem aus es möglich wurde, Bayern nicht nur eine Stelle innerhalb der deutschen politischen Gewalten zu wahren, sondern auch die Sicherheit eines selbständigen Weiterwachsens zu geben, das seine Gesetze und Bedingungen nicht nur von außen empfing, sondern in seinem eigenen gestärkten Leben selbst trug und weiterbildete. Jener Aufschwung der fürstlichen Macht, wie wir ihn in Böhmen unter Karl IV, in Oesterreich unter Rudolf IV vor einem Jahrhundert verfolgten und der dann in der Gründung der Universitäten von Prag und Wien seinen glänzendsten Ausdruck empfing, setzte unter Ludwig auch in Bayern ein und trieb ihn zu einer gleichen

Schöpfung, welche alles andere von ihm Erreichte in den Schatten stellte und die Tage der glänzendsten Blüte bayerischer Fürstenmacht mit den seinigen für immer verknüpfen sollte. Es ist die Gründung der Universität Ingolstadt.

In der Thatsache, daß man sich bei der Errichtung der älteren Universitäten bestrebte, für die neu zu gründende Anstalt die Anerkennung der ganzen Christenheit zu gewinnen, daß man sich infolgedessen an eines der Häupter der Christenheit, an den Papst oder Kaiser, um Bestätigung und Anerkennung wandte, liegt ein charakteristisches Dokument für die Entwicklung des geistigen Lebens im Abendlande. Indirekt zeigte sich in dieser Thatsache das aufdämmernde Bewußtsein von der gemeinsamen Herkunft dieser Geistesbildung aus dem Urstamme des Christentums, ebenso aber das Bewußtsein von dem Zwecke, zu dem solche Anstalten gegründet wurden: hinauszuwirken in das allgemeine Leben und die Verbindung innerhalb der geistigen Entwicklung der Völker lebendig zu erhalten. Diese geistige Centralisierung kann als eine Reaktion der menschlichen Kultur gegen die politisch-nationale Zertrennung betrachtet werden und wurde mit dem Augenblicke zur Notwendigkeit, als Papsttum und Kaisertum mehr und mehr aus dem Mittelpunkte des gemeinsamen Lebens traten, und jene nationale und territoriale Entwicklung einsetzte, welche wir seit dem Untergang des staufischen Königtums verfolgten. Auf demselben Wege, auf welchem wir in früherer Zeit das geistige Leben hinausdringen sahen in die Länder und Völker, gleichsam strahlenförmig von einem Mittelpunkte aus, auf demselben Wege arbeitete nun in umgekehrter Richtung das erwachte Leben der Völker selbst von der Peripherie hinweg zu einem geistigen Mittelpunkte, dem Mittelpunkte der Wissenschaft und der durch sie geförderten geistigen Erkenntnis. Es wiederholte sich demgemäß nun der gleiche Vorgang in umgekehrter Richtung, wie wir ihn früher verfolgten. War auch die Quelle der früheren Bewegung die Kirche, das in ihr in die Erscheinung getretene Christentum, so war doch das Resultat der Bewegung keineswegs ein rein kirchliches, sondern sogar in erster Linie ein nationales. Die Völker erwachten zum Selbstleben, welches die kirchliche Form überall überwogte und häufig zersprengte. So mußte es kommen, daß bei der Gegenbewegung von der Peripherie hinweg keineswegs die Kirche als solche unbedingt als der zu erstrebende Mittelpunkt angesehen wurde, sondern die Völker suchten den Weg aus dem Nationalen, dem Beschränkten, zu dem rein Menschlichen, dem Allgemeinen zurück. Auch dieses überragte die Kirche, wie sie damals geworden, nach allen Seiten; in ihre beschränkten Formen vermochte sich dieses mächtige, neu heranflutende Leben nimmermehr zu ergießen. Und so führte denn diese Gegenbewegung schließlich zu dem unvermeidlichen Resultate, daß die Kirche aus dem Mittelpunkt des Lebens vollends hinausgedrängt und beiseite geschoben und ihr nur mehr als einem gleichberechtigten Faktor des allgemeinen Lebens und Strebens die Mitarbeit an der Menschheitskultur zugestanden wurde.

In diese damals sich immer mehr belebende Flut wogenden Lebens versuchte nun auch Ludwig der Reiche sein lange erstarrtes Volk hineinzuführen, es nicht nur der Segnungen dieses Lebens teilhaftig zu machen, sondern ihm auch die Möglichkeit zur Ausbildung seiner geistigen Kräfte und ihrer Teilnahme an dem schöpferischen Leben der abendländischen Christenheit zu verschaffen. Wenn in früheren Zeiten die Kirche unbestreitbar die Lehrerin der Völker und die Meisterin der Schulen gewesen war, so war sie mit dem Aufhören ihres äußerlichen Wachstums auch zugleich an die Grenze ihrer inneren produktiven Fähigkeit gekommen, und wie ihr äußerer Organismus langsam erstarrte, so ihr inneres geistiges Leben. Die Völker aber wuchsen fort und gerieten eben durch ihr Wachstum in Konflikt mit jenem Gebilde der Vergangenheit. Der Glaube, dem lebendigen Mythus entsprungen, erstarrte zur Aeußerlichkeit, seitdem die mythenbildende Kraft der Völker sich mit ihrer Jugend erschöpft hatte, und kein neues Volk mehr aus der Natur diesem erstarrenden, unproduktiv werdenden Glauben neue Lebensnahrung zuführte. So trieb die Not des Lebens die Völker über die Kirche hinaus, und in dieser von den alten Schranken sich allmählich befreienden Stellung erwies sich dann das Christentum abermals seinem innersten natürlichen Wesen nach als eine der Fortbildung fähige und der Fortbildung harrende Weltanschauung. Für dieses neu emporstrebende geistige Leben

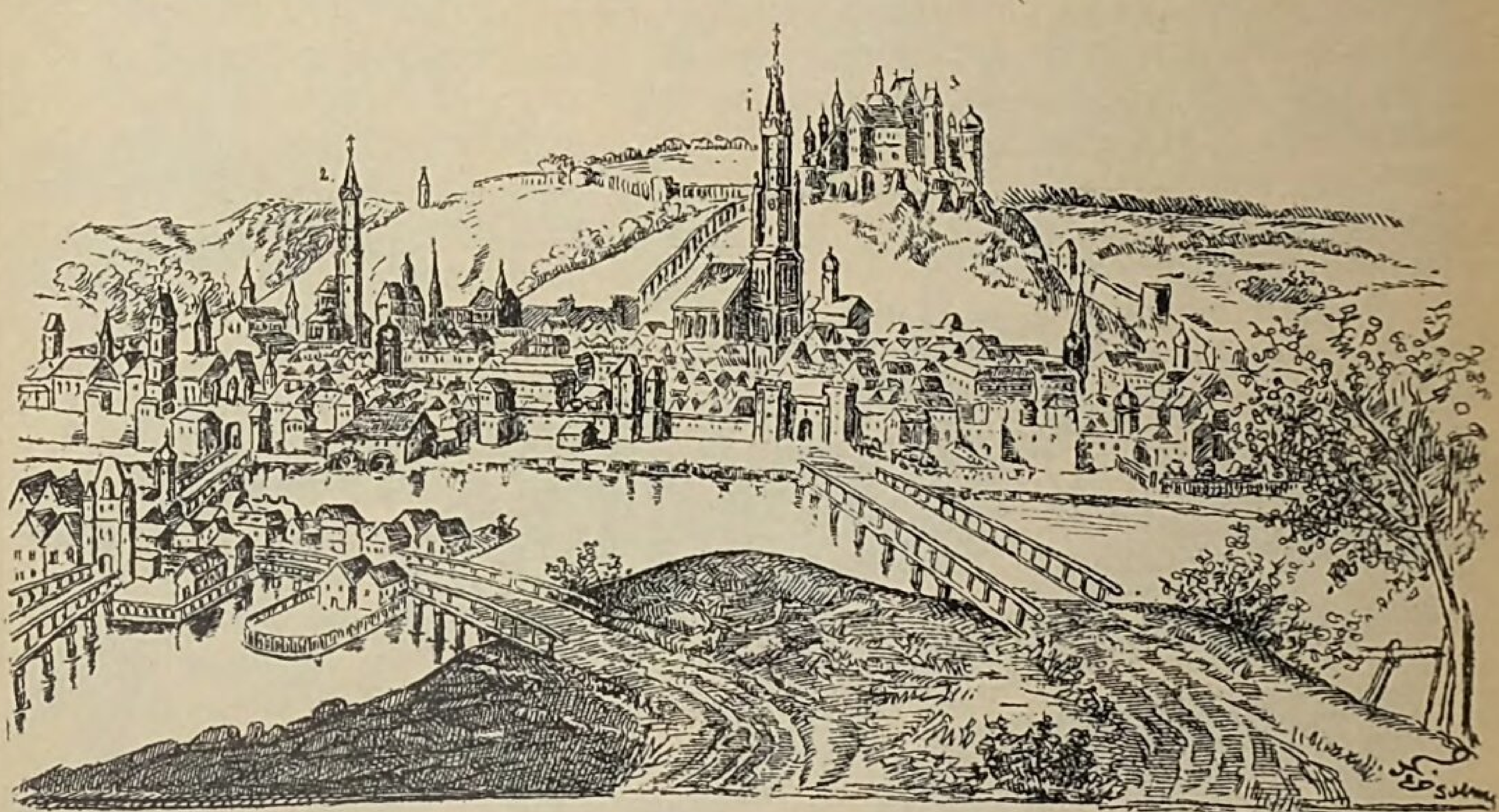
waren die alten Formen des Kirchenglaubens zu eng geworden. Trieb das rückwärts schauende Leben zunächst in die Kirche hinein, und kam es infolgedessen durch die Scholastiker zu einem großartigen Ausbau der alten Glaubenslehren, so war es nur natürlich, daß in dem Augenblick, wo dieser geistliche Gehalt erschöpft war, das in Fluß geratene Geistesleben über die Zeiten hinauseilte, in denen es eine Kirche gab, und so vom Anfang vor den Anfang gelangte. Hier aber entdeckte man plötzlich eine ältere und größere Welt, man kam in Berührung mit einem zwanglosen, freieren geistigen, gesellschaftlichen und politischen Leben, und mit den neu errungenen Schätzen eilte man in die Heimat und teilte den Harrenden mit, was man gefunden. Das Altertum ward das gelobte Land; hierher zogen die geistigen Kreuzfahrer; das geistige Leben hatte einen neuen



Prag um 1500.
Nach einem graphischen Blatte von Münster's Kosmographie in der K. Hof- und Staatsbibliothek zu München.

Jungbrunnen erschlossen, aus dem heraus ihm Welle auf Welle floß und mit ihnen die Kraft zu weiteren positiven Schritten in die Zukunft, zu einer neuen gewaltigen geistigen Schöpfung. Und trotzdem man also auf den Urboden zurückzutreten suchte, aus dem einst das Samenkorn des Christentums seine ersten Nährkräfte gezogen, empfand man in der Kirche doch bald, daß dieser neue Forschergeist der Hauptfeind des bisher Bestehenden sei, welches seinen eigenen Ursprung vollkommen vergessen hatte. Hochmütig verzichtete man in der Kirche auf die Darlegung, daß diese selbst ein Produkt des Menschengeistes und der Menschheitsentwicklung sei und hielt sich an jenen heiligen Geist des kirchlichen Mythus, für dessen Existenz und Fähigkeit die Scholastik ja die „unwiderlegbarsten Beweise“ gefunden hatte. Doch alle Bemühungen, jenen bloßgelegten Jungbrunnen wieder zu verschütten, blieben fruchtlos.

Natürlich aber finden wir es nun, wenn wir in dem Briefe, in welchem Ludwig der Reiche dem Papste Pius II im Jahre 1458 seine Absicht, eine Universität zu errichten, mitteilt, als inneren Zweck „den Schutz des wahren christlichen Glaubens gegen die um sich greifenden Lehren der Ketzer und Schismatiker" angegeben finden. Kirche und Wissenschaft standen bereits auf feindlichem Fuße gegeneinander, und insofern trug diese Schöpfung Ludwigs denn auch von vornherein einen andern Charakter, als diejenigen früherer Zeit. Es ist nicht die Wissenschaft an sich, welche hier getrieben werden soll, sondern die Wissenschaft, welche zur Verherrlichung des wahren christlichen Glaubens führt. Damit ist der Anfangsentwicklung des neuen Instituts ein Element beigemischt, welches ihrem inneren Wesen fremd war. Wie der junge Baum, an starken Pfahl gefesselt, nur diesem nachzuwachsen vermag, so dieses junge Institut zur Pflege geistiger Bildung nur dem Gesetzesparagraphen, den man als ersten von Anfang an neben dasselbe hinstellte. Konnten wir bei der Errichtung der Prager Universität darauf hinweisen, wie



Landshut um 1500. 1. St. Martinsstift. 2. St. Jobst, Pfarrkirche. 3. Das fürstliche Schloß.
Nach einem graphischen Blatte von Münster's Kosmographie in der Hof- und Staatsbibliothek in München.

sie mit Notwendigkeit aus der früheren Entwicklung und der damaligen Verfassung des böhmischen Landes heraufwuchs, wie hier der Plan zu ihrer Schöpfung Karl IV gleichsam von selbst erstehen mußte, so ist dies bei Ingolstadt nur in sehr bedingtem Maße der Fall. Hier wirkte noch weit mehr wie in Wien der Ehrgeiz und das spekulative Verständnis des Fürsten für die partikularen Interessen seines Landes in hohem Grade mit.

Als äußere Empfehlungsgründe bezeichnete Ludwig „die gesunde Lage der Stadt, welche Ueberfluß an allen zum Leben nötigen Dingen besitze", namentlich aber den Umstand, daß auf einen Umkreis von 150 italienischen Meilen in der Nähe keine Universität sich befinde. Vor kaum einem Jahrhundert gab es diesseits des Rheins und der Alpen überhaupt keine Universität. Jetzt waren schon viele da, und mit Recht konnte man 150 Meilen als eine große Entfernung bezeichnen. Es zeigt dies aber, wie sehr sich auch in Deutschland das Bedürfnis nach geistiger Bildung gesteigert hatte, wie auch hier die Natur den Weg zu gehen zwang, der allein aus den traurigen Verwicklungen im Innern herauszuführen vermochte.

Pius II antwortete bereits am 7. April 1459 und bestimmte, daß an der neu zu errichtenden Anstalt Theologie, geistliches und bürgerliches Recht, Medizin und die freien Künste gelehrt, dieselbe nach dem Muster der Wiener Universität eingerichtet und derselben Rechte, Freiheiten und Privilegien teilhaftig werden solle. Aber die Errichtung verzögerte

sich infolge des Krieges, in welchen Ludwig dann verwickelt wurde. Erst im Jahre 1472 trat die Ingolstädter Universität ins Leben. Die feierliche Einweihung fand am 26. Juni statt in der Anwesenheit des Herzogs Ludwig, seines Sohnes Georg, des Pfalzgrafen Otto, der Bischöfe von Eichstätt und Augsburg und vieler hervorragenden Persönlichkeiten. Des Herzogs erster Staatsmann, Dr. Martin Mair, hielt die Eröffnungsrede in lateinischer Sprache. „Gegenüber der Vergänglichkeit der Macht und Herrschaft wird die Perle der Wissenschaft gepriesen, die den Weg zu einem guten und seligen Leben eröffne, den Menschen der Gottheit ähnlich mache, aber auch weltliche Vorteile nicht vermissen lasse ... Von vielen Seiten, meinte der Redner, werde jetzt eine Verschlechterung der Zeit befürchtet; ihr könne nur durch allgemeine Besserung der innern Gesinnung vorgebeugt werden, diese aber sei nicht möglich ohne Tugend und Wissenschaft." (Riezler.) Schon im ersten Jahre stieg die Zahl der Studenten auf 794. Besaß die Universität anfangs nur fünf aus dem Universitätsfond besoldete Doktoren, so stieg auch deren Zahl bald, namentlich in der Artisten-Fakultät. Mit dieser Vermehrung der Lehrkräfte aber drang der alte Streit der Realisten und Nominalisten auch in Ingolstadt ein. 1478 zählen wir schon 40 Magistri. Der Gegensatz der beiden feindlichen Richtungen steigerte sich bald zu offenen Schmähungen und trieb zur Spaltung der Fakultät in die Partei der Alten und Modernen, von denen sich die erste an Albert den Großen, Thomas von Aquin und Duns Scotus anlehnte, während die letztere auf der von Occam eingeschlagenen Bahn weiterarbeitete. Der Herzog sah sich 1477 zum Einschreiten genötigt; er zwang die Gegner zur Wiedervereinigung unter einem Dekan. So war der Grund gelegt zu einer neuen Entfaltung des geistigen Lebens, und wir werden sehen, daß die Stiftung Ludwigs in dem sich bereits vorbereitenden großen Weltkampfe der Reformation eine hervorragende, eine führende Stellung einnahm.

Mit der Erwähnung dieser glänzendsten Schöpfung Herzog Ludwigs schließen wir die Betrachtung seines Lebens und Waltens. Das bayerische Leben hat den positiven Boden der Zeitentwicklung wieder erreicht. Die Wiedervereinigung des bayerischen Volkes zu einem Ganzen ward durch Ludwig angebahnt, und daß diese Wiedervereinigung erreicht wurde trotz der furchtbaren Anstrengungen der Gegner, sie zu vereiteln, trotz der feindlichen Strömungen im eigenen Lande, zeigt uns, daß sie dem Leben selbst entstammte und als natürliche Forderung sich geltend machte. So sind uns einerseits die Worte, mit denen der Nürnberger Hans Rosenpluet Ludwig feiert: „Sein Ja, das ward nie Nein gefunden; wes er mit Worten sich verbunden, die Knoten wurden nie aufgelöst" eine Bestätigung des von uns erkannten fürstlichen Charakters Ludwigs. Andererseits aber klingt uns aus der Mitteilung Riezlers die Sprache einer besseren und humaneren Zeit entgegen, wenn wir Wolfgang von Aheim an den Herzog die Mahnung richten hören: „Erkenne, Fürst, daß du des Volkes wegen da bist, nicht das Volk deinetwegen!"

Die Münchener Linie der Wittelsbacher ward nach dem Tode Herzog Albrechts III lange Jahre durch innere Zwistigkeiten von der Teilnahme an den allgemeineren Angelegenheiten zurückgehalten. Albrecht III hatte fünf Söhne hinterlassen: Johann, Sigmund, Albrecht, Christof und Wolfgang. Ihre Erziehung war keine einseitige, wie die des Landshuters, sondern durch gute Lehrer und Reisen ward ihr Sinn erschlossen für die Schöpfungen der neuen städtischen Kultur und der neu emporstrebenden wissenschaftlichen Bestrebungen. Albrecht III hatte die Verfügung getroffen, daß die beiden ältesten Söhne das Regiment gemeinschaftlich führen sollten, und so traten denn Johann und Sigismund an seine Stelle. Es war die Zeit, da der Markgrafenkrieg ausbrach, und ob auch Ludwig von Landshut hoffte, daß die Vettern ihm mit ganzer Macht Beistand leisten würden, „da der Krieg die Handhabung des gesamten löblichen Hauses von Bayern betreffe und seine Schwächung und Unterdrückung jene aller Fürsten von Bayern nach sich ziehen würde", so waren doch die Herzoge mit ihrer Landschaft übereingekommen,

nicht direkt am Kriege Anteil zu nehmen. Ludwig wurde stillschweigend der Ankauf von Vorräten zugestanden, die oberbayerische Ritterschaft leistete dem Landshuter Zuzug, und zur Herstellung und Vermittlung des Friedens gelobten die Münchener Herzoge, weder Mühe noch Kosten zu sparen. Durchzug, Oeffnung der Schlösser und Zufuhr des Getreides aber wurde abgelehnt.

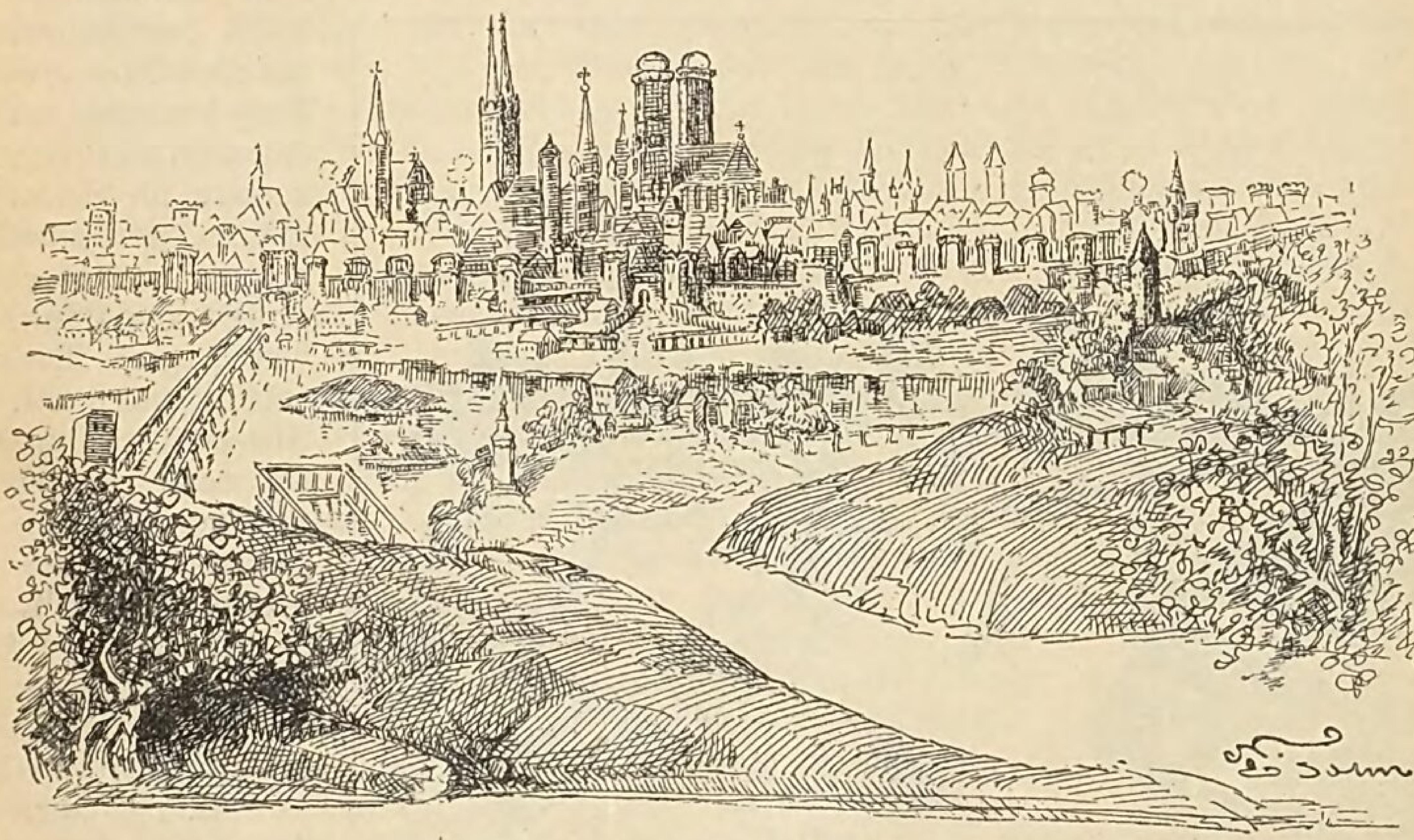
Die Versorgung seiner Kinder hatte bereits Albrecht III manche Mühe und Enttäuschung bereitet. Die jüngeren Söhne sollten sich dem geistlichen Stande widmen und nach der Praxis der Zeit alsdann zu geistlichen Fürsten erhoben werden. Diese Pläne scheiterten indes, während des Herzogs jüngste Tochter, Barbara, im Münchener Angerkloster den Schleier nahm. Im November 1460 hatte sich Elisabeth, die zweite Tochter Albrechts III dem Kurfürsten Ernst von Sachsen vermählt; abermals ward eine bayerische Prinzessin zur Stammmutter einer noch heute regierenden norddeutschen Fürstenlinie, der sächsisch-ernestinischen. Die älteste Tochter, Margareta, vermählte sich im Mai 1463 mit dem Markgrafen Ludwig Gonzaga von Mantua.



Standbild Herzog Ludwigs des Reichen in Landshut.
Von L. Brugger.

Der frühe Tod Herzog Johanns (18. November 1463) brachte die kaum befestigten Verhältnisse im Münchener Fürstenhause wieder ins Schwanken. Herzog Sigmund übernahm die Alleinregierung. Ueber Sigmunds Charakter gehen die Angaben auseinander. Der neueste bayerische Geschichtsdichter macht ihn zu einem „tief-religiösen Charakter“ und verwandelt infolge dessen die Frau, mit welcher er Jahre lang zusammenlebte und mehrere Kinder erzeugte, Margareta Pfättendorferin, zur „schönen und tugendhaften Witwe des Offiziers Pfädorfer“, während andere sie noch die Ehefrau des Lienhart Hartwein sein lassen. Wir glauben am besten zu thun, wenn wir nach dem Charakter des Herzogs nicht direkt fragen, da ja seine Rolle ohnehin sehr bald ausgespielt war. Staatsmännischer Geist verrät sich bei ihm eigentlich erst in seiner Abdankungsurkunde. Denn Herzog Albrecht forderte, als er den Tod des ältesten Bruders Johann erfuhr, sofort die Mitregierung. Herzog Sigmund versuchte die Entscheidung hinauszuschieben, aber dem festen Willen des jüngeren Bruders vermochte er auf die Dauer nicht zu widerstehen. Am 10. September 1465 nahm er Albrecht als Mitregent an seine Seite. Doch auch so ward eine eigentliche Aenderung nicht geschaffen. Ein Freund der Künste und der schönen Weiber, „ein liederlicher Fürst“, wie Aventin ihn nennt, blieb Sigmund seinen alten kostspieligen Liebhabereien treu. Er schaltete wie über Privatreichtümer mit den Einkünften des Landes, und seine Milde und Freigebigkeit mögen oftmals gar sehr mißbraucht worden sein. „Ihm war wohl mit schönen Frauen und mit weißen Tauben, Pfauen, Schwein und Vögeln und allen seltsamen Tierlein, auch mit Saitenspiel. Er hatte allweg gute Cantores und Sänger bei sich. Er legte viel auf Gottesdienst, hatte seine eigenen Priester und Sänger in roten Kappen . . . mußten ihm alle horas singen täglich, bauet mehr denn eine Kirche, ziert die sehr wohl und fürstlich“ und gestand ihnen jährliche Einkünfte zu. Sigmund ist der Bauherr der Liebfrauenkirche zu München, deren technische Ausführung Georg Gangkofer von Haselbach bei Moosburg übernahm. Ein gewaltiges Denkmal erhebt sich dieser massige

Ziegelbau im Centrum der Stadt, ein Denkmal an die Zeit der ersten Blüte Münchens und der Wiedererstarkung der fürstlichen Macht in Bayern. Der Prager Dom, die Moldaubrücke, die Prager Universität — der Stephansdom und die Wiener Universität — die Liebfrauenkirche und die Ingolstädter Universität — das sind die äußerlichen und gebliebenen Parallelerscheinungen in der Entwicklung der fürstlichen Macht in Böhmen, Oesterreich und Bayern. Aber diese und andere Liebhabereien Sigmunds waren doch zu kostspielig, als daß sie ihm auf die Dauer hätten zugestanden werden können. Der jüngere Bruder, voll Energie und dem besten Willen für des Landes Wohl und seiner Herrschaft Gedeihen, sah sich durch Sigmunds Kassenstürze fortwährend gehemmt. So drängte er denn den älteren Bruder aus der Mitregierung hinaus, dem die politischen Sorgen bereits zu große Unbequemlichkeiten bereiteten. Ein Sigmund läßt sich allenfalls als Monarch denken, neben einem Albrecht IV ist er unmöglich. Er fühlte das selbst. In der Abdankungsurkunde bekennt er: „er habe zu Zeiten dick in seinem Gemüte betrachtet die



München. Ende des 15. Jahrhunderts.

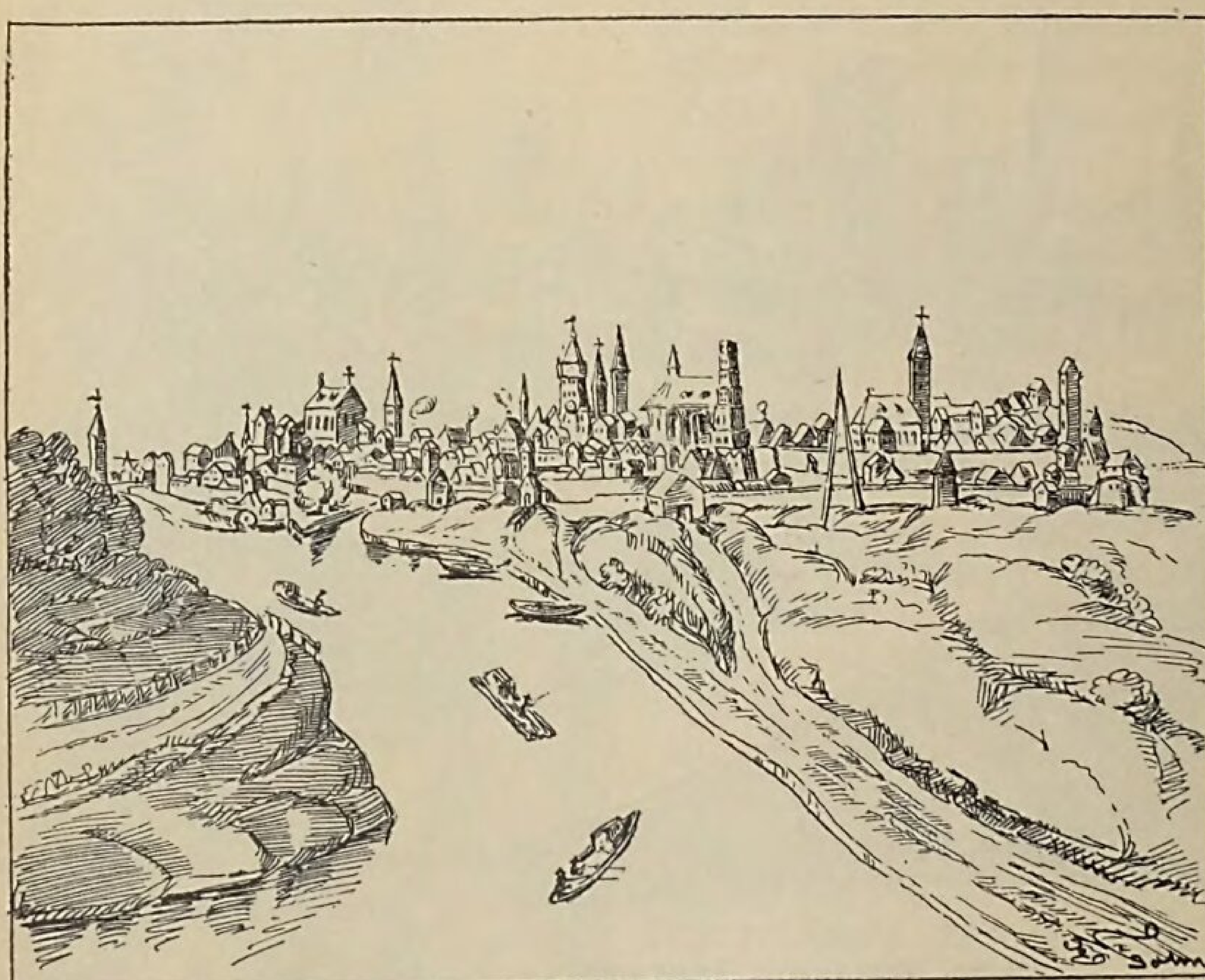
Mit Stadtmauer und der durch Herzog Sigmund 1488 vollendeten Frauenkirche. Mit Hilfe von Münsters Kosmographie sowie nach einem andern graphischen Blatte, beide im K. Nationalmuseum in München.

Blödigkeit seines Leibes, wonach er geneigt, sich ein geruhtes Wesen zu machen, und das Regiment in eine Hand zu stellen, mit der dem Lande besser fürgesehen sei. Daher habe er nach Rat und Brief der Räte und Landleute solches Regiment übergeben seinem Bruder Albrecht." Der sollte alleinregierender Herr sein; Christof und Wolfgang sollten mit einem Jahreseinkommen abgefunden werden, und Albrecht die Zahlung der Schulden übernehmen. Am 3. September 1467 ward diese Urkunde ausgestellt und die Regierung an Albrecht übergeben.

Aber Ruhe gewann Albrecht auch damit nicht. Sein jüngerer Bruder Christof, die Freude der Ritterschaft, trat nun mit seinen Ansprüchen auf Mitregierung hervor. Gleichzeitig war von anderer Seite ein Protest gegen Albrechts Regierung erfolgt. „Ein durch höhere Bildung dem gewöhnlichen Treiben der Ritterschaft entwachsener Fürst, der mit Kraft und Entschiedenheit auf die Ausbildung einer mächtigen und einheitlichen Staatsgewalt hinlenkte, dem hingegen der Adel mit Titeln wie Schulmeister und Federheld seine Gesinnung kundgab, unter ihm mußte der moderne Staatsgedanke mit dem mittelalterlichen Korporationsgeiste feindlich zusammenstoßen." (Riezler.) Damit aber berühren wir überhaupt die brennende Frage in der Lebensgeschichte Albrechts, in der Ent-

wicklungsgeschichte Bayerns unter ihm. Die Frage lautet: ist Bayern zur Aufnahme und Ausbildung dieses modernen Staatsgedankens vorbereitet, und wird es Albrecht gelingen, sein positives Wollen zur That umzusetzen? — Wenden wir den Blick in die Vergangenheit, halten wir prüfend einen Augenblick an in der Zeit Kaiser Ludwigs des Bayern, wo diese Frage ebenfalls, wenn auch noch in mystischer Verhüllung an uns herantrat; wo diese Frage verneint wurde, seit sich Niederbayern, das Adels- und Bauernland, dem Oberlande wieder anschloß, so wissen wir die Antwort. Eine bejahende Antwort zu erzielen, dazu reichte ein Menschenleben, eines Mannes Kraft nicht aus, denn in dieser Bejahung lag ein Protest gegen die ganze Entwicklung des bayerischen Stammes seit dem Tode Kaiser Ludwigs. Wir werden sehen, daß dieser Protest unter Albrecht IV fast an allen Punkten nach Ausdruck rang.

Zunächst kam es von der Gegenseite zum ersten Protest gegen Albrechts Streben im Jahre 1466 zu Regensburg, wo sich die namhaftesten Mitglieder des nordgauischen und Straubinger Adels anschickten, den alten Bund zum Eingehörn wiederzu erneuern. Vor allem nahmen an diesem Bunde die Degenberger, Abensberger, Staufer, Pflug, Parsberger, Nothaft und andere teil. Als Zweck des Bundes ward in erster Linie der gleiche angegeben, der in derselben Zeit den böhmischen Adel zur Vereinigung führte: der Kampf gegen die Husiten. Zu diesem Kampfe gegen Podiebrad hatten bekanntlich Papst und Kaiser aufgerufen. Es waren zu dem Ende Verhandlungen über einen allgemeinen Landfrieden eröffnet worden, eine Politik, in der wir immer wieder die Hand Albrecht Achilles, des Brandenburgers, erkennen. In Ansbach hatte man im Mai getagt. Und da hatte sich gezeigt, daß die beiden Wittelsbacher, Pfalzgraf Friedrich und Herzog Ludwig von Landshut von dem Landfrieden ausgenommen werden sollten. „Das gefällt nicht jedermann wohl, aber das ist unseres Herrn Will und Meinung und Markgraf Albrechts und vielleicht etlicher Herren auch.“ Die Städte aber protestierten gegen dieses Vorgehen, und ihren Abgeordneten erwiderte Albrecht Achilles: „der Kaiser müsse glauben, eure Antwort wäre aus der bayerischen Kanzlei ausgegangen.“ Es ist das Ringen aller Stände gegen die emporstrebende Fürstenmacht, und andererseits wieder dasjenige der einzelnen Fürstenhäuser gegen einander, in welches wir immer noch hineingezogen werden. Gegen Podiebrad lehnten sich Papst und Kaiser an den aufständischen böhmischen Adel. Dieser Aufstand mußte ähnliche Bewegungen in den benachbarten Fürstentümern hervorrufen, und eine gleichartige Erscheinung in Bayern war eben dieser Bund der Böckler. Herzog Ludwig machte damals noch einmal die vergebliche Anstrengung, einen Fürstenbund zustande zu bringen, und das Prinzip, durch denselben



Regensburg um 1500.
Nach Münsters Kosmographie. K. Hof- und Staatsbibliothek in München.

Kaiser und Papst, zugleich aber auch das Uebergewicht der Kurfürsten zurückzudämmen, kam noch offener zum Ausdruck, als im Jahre 1463. „Es wurden noch mehr Nichtkurfürsten, die zwei Herzoge von Sachsen, Albrecht und Wilhelm und die Landgrafen von Hessen zugezogen“; die geistlichen Fürsten waren gänzlich ausgeschlossen, selbst dem Kaiser ward in dieser Reichsregierung kein Platz eingeräumt.

Daß Albrecht IV nun aber ebenfalls Grund hatte, hinter dem Böcklerbund die feindliche Hand des Kaisers zu wittern, geht allein aus der Thatsache hervor, daß an der Spitze des Bundes Hans von Degenberg stand, daß ihm die Staufer zu Ernfels angehörten, zwei Familien, welche im Jahre 1465 zugleich mit den Frauenbergern zu Haag und den Preisingern zu Wolnzach von Kaiser Friedrich in den Reichsfreiherrenstand erhoben worden waren. „Reichsfreiheit“ — das war für solche Herren ein erstrebenswerter Besitz; wie kleine Fürsten fühlten sich diese Edeln vom bayerischen Wald und mißachteten ihren Landesherrn Albrecht.

An dem Bunde der Böckler suchte nun auch Herzog Christof einen Rückhalt gegen seinen Bruder Albrecht. Der aber schritt energisch vor. In Regensburg versammelten sich die Böckler auf den Ruf der Wittelsbacher von Pfalz, Oberpfalz, Landshut und München und am 28. Oktober 1467 wurde hier ihrem Bunde ein schnelles Ende bereitet. Er ward als aufgelöst erklärt. Herzog Christof gab sich natürlich damit nicht zufrieden. Er ritt von Regensburg weg und suchte Hilfe bei Erzherzog Sigmund von Oesterreich. Dann warb er böhmische Truppen und erschien zuletzt wieder im bayerischen Wald, wo er auf der Burg des Degenbergers Aufenthalt nahm. Einstweilen ward durch Verhandlungen die Entscheidung hinausgeschoben. Natürlich, daß Albrecht in dem Reichsfreiherrn immer mehr den eigentlichen Gegner erkennen mußte. Gegen ihn schritt er denn auch bei der ersten Gelegenheit ein. Er bediente sich einer Privatfehde des Degenbergers zur Ausführung seiner Absicht und setzte sich in den Besitz seines Stammschlosses, welches er zerstören ließ. Der „Freiherr“ wandte sich an den Kaiser, an Ludwig von Landshut, zuletzt an die Böhmen. Mit böhmischer Hilfe begann er den Kampf gegen Albrecht, der indes bereits in der ersten Hälfte des Januar 1469 die ganze Degenbergersche Grafschaft eroberte. Ludwig von Landshut stand auf seiner Seite, sein Bruder Christof aber machte Miene, für den Degenberger einzutreten. Noch jahrelang blieb es an der böhmischen Grenze unruhig, aber der Tod Podiebrads, das Bündnis Albrechts mit seinem Nachfolger Wladislaw und dessen Vater Kasimir von Polen ließ allmählich eine Besserung eintreten. Der Degenberger ward endlich wieder zu Gnaden angenommen und in einem Teile seiner Besitzungen wieder eingesetzt.

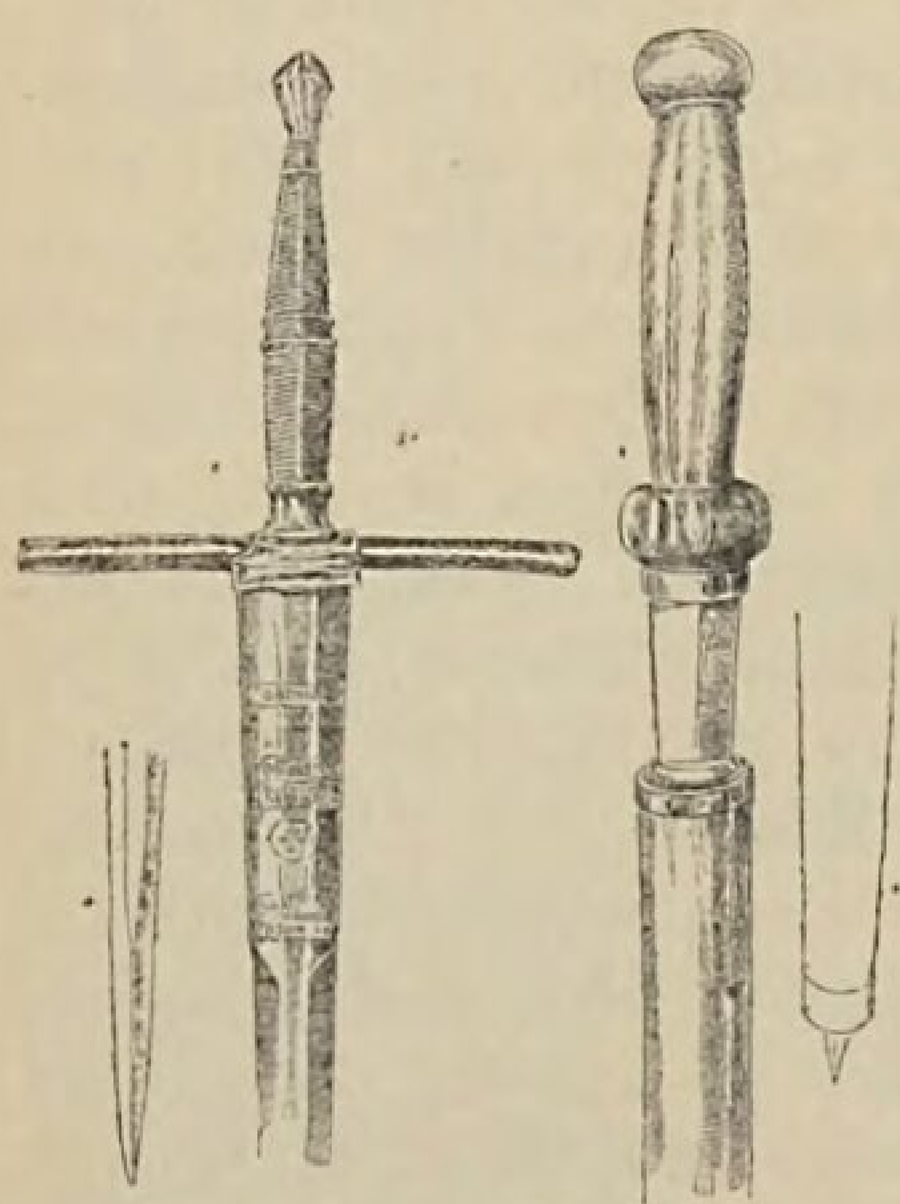
Albrechts Erfolge wirkten zurück auf die Haltung seiner andern Gegner, namentlich seines feindlichen Bruders Christof, der ihm am 6. Mai 1469 auf fünf Jahre die Alleinregierung zugestand und dafür eine jährliche Rente von 3000 Gulden bezog. Auch Ludwig dem Reichen war schon die Aussöhnung mit dem Kaiser gelungen (29. Januar 1468), und der große, das ganze Reich erschütternde Kampf zwischen Brandenburg und Wittelsbach kam damit zu seinem ersten Abschluß. Es beginnt die Zeit der Versuche, das Uebergewicht der oberen Stände geltend zu machen, „die Reformen und die Verteilung der Kriegsleistungen zum Nachteil und zur Bedrückung der Reichsstädte durchzuführen.“

Die bewegenden politischen Gegensätze jener Zeit sind so mannigfach, daß man sie kaum unter gewissen Gesichtspunkten zusammenzufassen vermag. Wir begnügen uns daher mit der Aufstellung weniger Hauptgegensätze: 1. des Fürstentums, des hohen Adels gegenüber den niederen Ständen, dem niederen Adel und den Städten; 2. der einzelnen fürstlichen Familien gegen einander um die Hegemonie in größeren Gebieten; 3. des Fürstentums gegen das privilegierte Kurfürstentum; 4. der Kurfürsten, als erster ständischer Vertreter, gegen das Kaisertum; 5. der nördlichen, östlichen und südlichen fürstlichen Territorien gegen die ständisch zersetzten Gebiete Schwabens und Frankens, die wir als diejenigen Gebiete kennen, auf deren Macht und Geschlossenheit einst das römisch-deutsche Kaisertum vornehmlich beruht.

Wittelsbach sehen wir nun in alle diese Gegenströmungen bald von dieser, bald von jener Seite hineingezogen. Albrechts IV Kampf mit dem Adel wird noch öfter unsere

Aufmerksamkeit erregen, ebenso wie sein Streben, die Gebiete der angrenzenden Städte in den Bereich seiner Herrschaft zu ziehen. Ebenso ist Wittelsbach der Führer einer Partei in den Kämpfen der fürstlichen Geschlechter gegeneinander: gegen Habsburg geht die Entwicklung Bayern-Münchens, gegen Brandenburg diejenige von Bayern-Ingolstadt-Landshut. Beide Strömungen werden wiederum zusammenfließen, wenn auch einstweilen Kaiser Friedrich der brandenburgischen Vormundschaft sich für einen Augenblick entzogen hat. Gegenüber den Kurfürsten sahen wir bereits Ludwig den Reichen auf der Wacht. Der Gegensatz dauert fort, er wird sich zu Zeiten immer wieder offenbaren, und gerade dieser Umstand ist es, der dann Wittelsbach auf die Seite Habsburgs als des kaiserlichen Geschlechts den Kurfürsten gegenüber zurücktreibt, wie gewaltig auch die alte Entwicklung und das eigene Lebensinteresse von Habsburg, als dem ersten fürstlichen Rivalen hinwegtreibt. In dem Gegensatz des Fürstentums gegenüber Schwaben und Franken werden alle die andern Gegensätze aktiv. Hier liegt die Lösung aller Fragen, und man fühlt und weiß das überall. Daher der Wettstreit aller um diese dem alten „Reiche" angehörigen Gebiete.

Damit wird klar, daß wir nicht einseitig die Entwicklung Bayerns zu verfolgen vermögen; wir müssen immer wieder Ausschau halten nach der Entwicklung der außerbayerischen Verhältnisse, welche auf die innerbayerische Entwicklung einen so gewaltigen Einfluß ausüben.



1. Ritterschwert. Letztes Drittel des 15. Jahrhunderts; auf der Klinge der Name des Erlösers.
2. Pilgerstab mit verborgener Schwertklinge.
Original im K. Nationalmuseum in München.

Noch befindet sich Albrecht in der Defensive. Die wird aufhören in dem Momente, in welchem er gewiß wird, die Alleinherrschaft behaupten zu können. Die feindliche Haltung der Brüder gegen einander führte sogar im Jahre 1471 zur Gefangennahme Christofs, aus der er erst wieder nach neunzehn Monaten freigelassen wurde. Und erst nach weiteren zwei Jahren (1475) kam zu Straubing am 20. März ein Vergleich zustande, infolgedessen Christof abermals auf zehn Jahre dem Bruder die Alleinherrschaft zugestand. Damit wurden Albrechts Kräfte allmählich für die Teilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten frei, welche mittlerweile merkwürdige Wandlungen durchlaufen hatten.

Wie sehr sich die alten Mittelpunkte der bisherigen Entwicklung verschoben hatten, wird uns klar, wenn wir auf das Zurücktreten des päpstlichen Einflusses in Deutschland einerseits, auf das Emportreiben neuer Machtfaktoren in deutschen Landen andrerseits einen Blick werfen. „Der römische Hof, nachdem er die Erschütterungen der Konzilienperiode glücklich überstanden und die Anerkennung seiner Suprematie noch einmal erkämpft hatte, zeigte sich alsbald unfähig, diese große Position zu vertreten. Er geriet vollständig in die Strömungen eines Zeitalters hinein, in welchem eine versinkende Kultur durch neue Bildungen absorbiert und aufgelöst wurde und alle überlieferten sittlichen Anschauungen ins Schwanken gerieten. Das Papsttum sah sich außerhalb Italiens einem System selbständiger, zum Teil geschlossener Verfassungen gegenüber, welche aus der Katastrophe der ritterlichen Kultur mit neuen Grundlagen hervortraten und dem Einfluß der Kurie nur noch einen beschränkten Spielraum gewährten. Der Trieb der Selbsterhaltung zwang daher den römischen Hof in Italien selbst eine dominierende Stellung zu suchen und er verfolgte diese Politik mit einer erstaunlichen Rücksichtslosigkeit. Auf diesem Wege büßte er seine sittliche Autorität allmählich vollkommen ein; die kirchlichen Macht- und Strafmittel verloren, je mehr sie rein weltlichen Interessen dienstbar wurden, ihre Kraft und nützten sich ab." (Nitzsch.)

Italien war wie Deutschland nicht zu einer nationalen Einigung gelangt. Im Süden behauptete sich die neapolitanische Feudalmonarchie, im Centrum dehnte sich der Kirchenstaat aus, im Norden überlebte die Republik Venedig die Zeit ihrer natürlichen Vorherrschaft, welche durch die Entdeckungen der Spanier und Portugiesen einen erschütternden Schlag empfing. Daneben hatte sich in Mailand die städtische Tyrannis zu einer

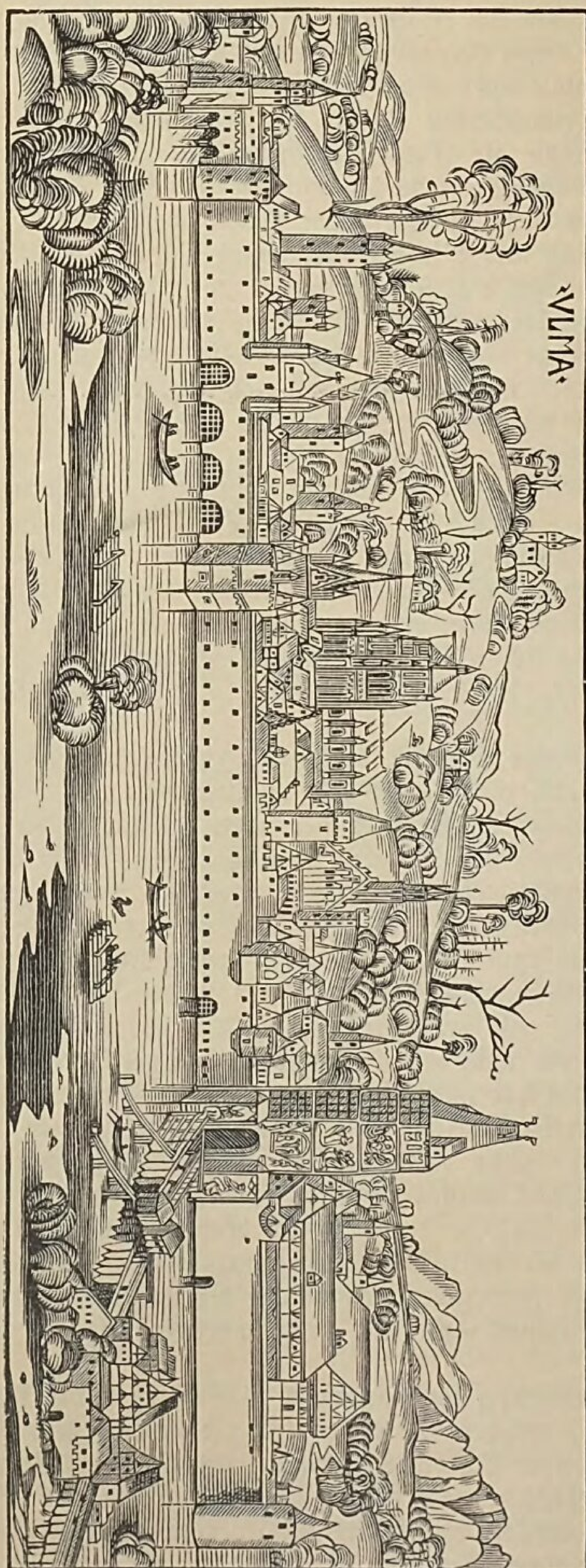
bedeutenden Macht emporgeschwungen, seit Franz Sforza (1450) in den Besitz der herzoglichen Würde gelangt war. Sein Sohn Galeazzo behauptete sich in dieser Stellung. Und zwischen diese Bildungen einer älteren Zeit schoben sich nun die Medici in Florenz hinein und gelangten zu einer Bedeutung, die für Italiens, ja Europas Entwicklung von den größten Folgen sein sollte. Auf der neuen Grundlage des Geldhandels arbeitete sich dieses Haus empor und ward zum Mittelpunkt einer neuen Kultur, welche über die römisch-christliche Zeit hinübergriff nach der rein menschlichen Kultur des griechischen Altertums. An dem Hofe Cosimos und Lorenzos stand die Wiege der Renaissance, des wiedergeborenen menschlichen Geistes. Selbst das Papsttum vermochte sich dieser geistigen Strömung nicht zu entziehen, aber indem es sich von dieser wunderbaren Macht ergreifen ließ, gewann es damit doch nicht jene Umgestaltung und Wiedergeburt seines eigenen Charakters, welche in früheren reformatorisch belebten Zeiten ihm stets wieder zu neuem Siege verholfen hatte. Es ist bezeichnend, daß auf die geistig-sittliche Macht der mittelalterlichen Welt das neue Geistesleben zunächst erst recht vollkommen sittlich zersetzend wirkte.

Mit dieser Festlegung des Papsttums in Italien ergab sich für Deutschland die Möglichkeit, seinen eigenen Angelegenheiten sich ohne Rücksicht auf die alte päpstliche Macht widmen zu können. Es ist klar, daß es nun in dem Augenblicke zu einer vollen Zurückweisung des Papsttums kommen muß, wo sich dieses genötigt sieht, zur Durchführung seiner italienischen Pläne den Versuch zu machen, die Mittel in Deutschland flüssig zu machen. Der Charakter des geistlichen Fürstentums, wie er sich bisher immer noch erhalten hatte, trat zurück, er verlor an Bedeutung vollkommen dadurch, daß die Bistümer entweder als Anhängsel der weltlichen Fürstenhäuser betrachtet und jüngeren Söhnen derselben verliehen wurden, oder aber daß sie sich selbst zu weltlichen Fürstentümern gleich dem Papsttum zu emanzipieren und als solche in der allgemeinen Strömung Stellung zu fassen versuchten.

Das weltliche Fürstentum hatte trotz aller Versuche bisher die Vereinigung der ihm untergebenen bäuerlichen Gebiete, welche ihm noch immer wie in alter Zeit vornehmlich die Existenzmittel gewährten, mit den umliegenden Gebieten der neuen städtischen Kultur nicht zu bewerkstelligen vermocht. Die Periode der kriegerischen Charaktere, welche diese Vereinigung mit Gewalt durchzusetzen versuchten, lief ihrem Ende entgegen, ohne daß das Streben nach Zusammenfassung damit erloschen wäre. Gleichzeitig aber war auch in die städtische Entwicklung ein Stillstand gekommen. Zur Produktion neuer Kräfte kam es hier nicht, und die Ueberlegenheit der fürstlichen Administration trat immer deutlicher zu Tage. „Des haben die edlen Fürsten Dank, daß ihre Räte so heimlich und so verschwiegen sind. Die Herren verbinden sich zusammen und helfen einander, dagegen die Städte trennen sich von einander und will keine bei der andern sein; . . . ich fürcht, der Adel sei zu klug und listig." Diese Worte Burkhards Zink, des Augsburger Chronisten, beleuchten uns die beiderseitige Entwicklung. Wir werden dem scharfen Beobachter der damaligen Entwicklung noch mehrfach das Wort gönnen müssen. Einen natürlichen Vorteil hatte die Not wiederum zu Tage gefördert: infolge der größeren Anforderungen an die Wehrhaftigkeit, deren Notwendigkeit zuerst die husitischen Kriege unabweisbar dargethan, war es zu einer größeren Ausnützung der natürlichen Reichtümer der einzelnen Länder gekommen. Der Bergbau steht wie der Handel auf einer ganz andern Stufe als noch vor wenigen Jahrzehnten.

Zugleich aber hatte sich in der Ausbildung landständischer Verfassungen der fürstlichen Willkür ein Damm entgegengestellt, welcher für diese und die nächste Zeit seine Stärke erwies. Aus dem Leben der einzelnen Volksteile heraus erwuchs dieses Gebilde einer neuen Zeit, welches dann die Bestrebungen nach einer Zusammenfassung und Vereinigung der verwandten und benachbarten Volksteile einleitete und lebendig erhielt. Schon bei der Landesteilung von 1392 war von dem Adel und den Städten der drei Gebiete München, Ingolstadt und Landshut von den Fürsten die Erlaubnis zu gemeinsamer Verteidigung ihrer Freiheiten erwirkt worden. Dieses Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und Interessengemeinschaft ging in den Wirren der folgenden Zeit nie wieder ganz verloren und kam namentlich in den Verhandlungen der Landschaftsausschüsse von Ingolstadt

und München in den Jahren 1428—1430 öfters zum Ausdruck. „Gegen die patrimoniale Staatsauffassung, der Land und Leute nur als landesherrliches Hausgut erschienen, bildete die Wirksamkeit der bayerischen Landschaft ein wohlthätiges Gegengewicht und nicht selten vertrat sie mit politischer Einsicht den Staatsgedanken auch gegen den Landesherrn („Riezler.") Diesem Vorgehen der bayerischen Landschaft folgte 1442 die von Mecklenburg, dann aber, was von hoher Bedeutung ist, die der geistlichen Territorien von Trier (1456), Köln (1463) und Münster (1466). Hier finden wir im Volksleben selbst den Untergrund für jene Versuche der weltlichen Emanzipation von dem mittelalterlichen hierarchischen Staatsgedanken. „Erst in dem Zusammenwirken von Fürsten und Ständen hat sich der Begriff des Territoriums ausgestaltet: allmählich verschwand der privatrechtliche Charakter der Verhandlungen auf den Landtagen; auf Grund der gemeinsamen ständischen Interessen bildete sich die Anschauung, daß man nicht sich selbst oder einzelne privilegierte Klassen, sondern die gesamte Landschaft der fürstlichen Gewalt gegenüber zu vertreten habe."



Ulm am Ende des 15. Jahrhunderts. Nach der Weltchronik des Hartmann Schedel.

Es ist natürlich, daß derartige Anschauungen erst dann zur Annahme und Geltung gelangen konnten, als die ständische Entwicklung sich zu lockern und die Schranke ihrer bisherigen Einseitigkeit zu durchbrechen begann. Und so finden wir, daß die Ausbildung dieser neuen Lebensfaktoren gerade in der Zeit mit Macht einsetzte, als auch innerhalb des städtischen Lebens die Entwicklung aus der bisherigen Parallele der städtischen Kreise in neue divergierende Bahnen einlenkte. Es ist das Emporkommen des Bankwesens und verbunden mit ihm das Aufsteigen einzelner städtischen Familien zu enormem Reichtum, welches das Bewußtsein der Gemeinsamkeit der Interessen innerhalb der städtischen Kreise aufhob oder doch verdunkelte. Das Leben hatte sich die Lücken gebrochen, durch welche es nun mit frischem Luftzuge einzog.

Burkhard Zink macht auf diese bedeutsame Wandlung aufmerksam. Er zeigt uns abermals sein vollständiges Verständnis für die Entwicklung der städtischen Angelegenheiten. „Die Reichsstädte sind in dieser schweren Zeit alle von einander getrennt und hand kein Ruggen weder Hilf noch Rat von niemand.

Der römische Kaiser, unser rechter Herr, acht ihr nicht und lat sie den Adel umziehen, wie sie wollen. Es ist niemand sicher, wer von den Städten ist. Man stöckt und plöckt sie und nimmt ihnen, was sie hand. Dazu tuen sie nichts nit, sie geturren sich niendert gerühren; sie hand ihren Gewalt, ihr Macht und Herrschaft ganz verlorn. Das ist ihr eigene Schuld." Dann macht er auf die früheren Zeiten aufmerksam, wo die Städte mächtig waren durch ihre Einmütigkeit und feste Freundschaft, er zeigt den Verfall dieser Macht in den Jahrzehnten von 1420 bis 1450 und beklagt, wie schon im Kriege der Städte gegen den Markgrafen Albrecht Achilles, „die eine Stadt hin, die andere her wollte". Dann kam mit dem Ende des Krieges die Trennung der Städte, sie ließen von einander und verbanden sich mit den Herren: „die Nürnberger zu Markgraf Albrecht, Eßlingen zum Markgraf von Nieder-Baden, Ulm und Nördlingen zum Herzog Ludwig (1461 und 1458), Augsburg zu Albrecht von München (1458), Ravensburg und Schaffhausen zu den Eidgenossen, und also von den andern Städten jede zu dem Herrn, der ihr gefallen hat. Also ist das Reich alles zertrennt und von einander kommen und mochten einander weder helfen noch raten. Das ist des Adels Gelächter."

Die Folge dieses Zerfalles der städtischen Macht war die Thatsache, daß in den Reichsangelegenheiten das fürstliche Uebergewicht sich zur Geltung zu bringen suchte. Im Sommer 1467 kam es auf dem Reichstag zu Nürnberg zu diesbezüglichen Vorschlägen. Ein Reichsgericht sollte eingesetzt werden, welches aber nicht weiter Macht haben sollte, „als über die, die ohne Mittel dem Kaiser und Reich gehören", während die Besetzung dieses Gerichts zum großen Teil den Fürsten zugesprochen werden sollte. „Die ganze Landfriedensordnung," sagt Schweizer, „hat nur den Zweck, die verhaßten Reichsstädte, dann auch die freien Ritter und anderen kleinen Stände in Abhängigkeit von den großen Fürsten zu bringen, sie ihres letzten Schutzes, des Kaisers, und seiner unmittelbaren Gerichtsbarkeit zu berauben." Die Städte verwarfen dieses Projekt. Als dann im Jahre 1471 der Regensburger „Reichstag der Christenheit" zusammentrat und der Kaiser von den Ständen die sofortige Stellung von 10000 Mann zum Schutz gegen die Türkengefahr forderte und einen allgemeinen Landfrieden ausschrieb, finden wir die Städte auch dagegen in Opposition. Der Reichskrieg wütete in der Pfalz gegen den Kurfürsten Friedrich; man erkannte, daß der Kaiser einen Teil der städtischen Hilfe in seinem eigenen Interesse verwerten wollte, wie er auch von Ludwig von Landshut begehrte, die gegen die Türken zugesagten 600 Mann gegen die Aufrührer in Oesterreich verwerten zu dürfen. Die Landshuter Landschaft schlug das ab aus demselben Grunde, aus dem die Städte den lang begehrten Landfrieden, der einen solchen Hintergrund hatte, ablehnten. Es folgte eine lange Reihe von Protesten gegen diesen Landfrieden, an welchen sich nicht nur die Reichsstädte, sondern auch der Herrenstand beteiligte. Nur einen Ausweg gab es: „die Gleichberechtigung aller drei Stände (Fürsten, Herren, Städte) in den Gerichten sowohl als bei den einzelnen Bestimmungen des Friedens und in der Leitung und Handhabung desselben." Damit war aber jetzt noch nicht anzukommen. Auf dem Augsburger Reichstag im Jahre 1474 gingen Kaiser und Fürsten noch einen Schritt weiter: sie sprachen den Städten das Beratungsrecht in den Reichsangelegenheiten ab und stellten fest, daß dieselben sich dem zu fügen hätten, was die obern Stände beschlossen. Ohne die Antwort der Städteboten abzuwarten, ward der Regensburger Landfriede, der den Städten keinen Vorteil, sondern nur Lasten gebracht hatte, auf weitere sechs Jahre am 14. Mai 1474 erneuert.

Die zögernde Haltung der Städte diesem Vorgehen gegenüber ist nur erklärlich, wenn wir in ihrem inneren Leben dafür nach Gründen suchen. „Im Jahre 1473 war das Comtor Ulrich Friedrich Fuggers, ‚die goldene Schreibstube' das größte Geldhaus des mittleren Europa, es besorgte die Geldgeschäfte des habsburgischen Hauses." Diese oberdeutschen Handelshäuser waren eine Macht für sich, eine neue Macht, deren Interesse auf anderem Gebiete lag, als wo sich einst die Gesamtheit der deutschen Städte zu festen Bündnissen getroffen. Sie entwickelten ihre Macht nicht im Einverständnis mit diesen städtischen Bündnissen, sondern im Gegensatz zu ihnen. Der Einfluß der Hanse trat in den Niederlanden vor dieser neuen Macht der oberdeutschen Handelshäuser beständig zurück.

Aber zu führenden Stellungen, wie die Medici, brachten es diese Handelshäuser in Deutschland dann doch nirgendwo. Wohl gewannen sie ein faktisches Uebergewicht über die organischen Gebilde der Vergangenheit, den Rat und die Zünfte, allein das Vordringen der Fürstenmacht, der eben sie wiederum die Wege ebneten, verlegte ihnen die Bahn zu weiteren Errungenschaften. Freilich ließen sich die Städte zu einer Anerkennung der ohne ihre Mithilfe abgefaßten Reichstagsbeschlüsse auch jetzt nicht zwingen, allein es bedurfte doch vorerst noch einmal einer neuen Entzweiung unter den fürstlichen Geschlechtern, um die Erkenntnis aufdämmern zu lassen, daß die Städte nur durch Anerkennung der Gleichberechtigung als lebendiges Glied in das allgemeine deutsche Leben wieder hineinzubringen seien. Und diese Entzweiung kam, mußte kommen, als selbst die Eintracht der Fürsten den Städten gegenüber sich als unproduktiv erwies.

Immer wieder drängt uns die Entwicklung der natürlichen Frage zu, die am Ende der alten und am Anfang der neuen Zeit auf Lösung harrt: wer gewinnt das Uebergewicht? Wir erwarten, wie stets bei ähnlichen Gelegenheiten früher, den Charakter, der diese Frage lösen wird.



Das älteste Stadtsiegel von Passau.
Original im K. Reichsarchiv in München.

Die burgundische Erbschaft brachte dem Hause Habsburg die erwartete Kraftmehrung zunächst nicht; vielmehr erkannten wir, wie der Zusammenbruch dieser Macht im Westen und Osten zu gleicher Zeit drohte. Aber es war doch vieles anders, für Habsburg der Kampf allmählich immer aussichtsvoller geworden. Im Jahre 1476 starb Friedrichs herzhaftester Gegner, vielleicht der glänzendste Vertreter des alten deutschen Fürstentums, Friedrich der Siegreiche von der Pfalz. Es war die Zeit, da auch an vielen andern Höfen der Tod aufräumte, und eine neue Generation von Fürsten zur Herrschaft kam, welche unter dem Zeichen des schwankenden, unausgeglichenen Kampfes ihre Jugend verlebt. Nur einer stand noch neben dem Kaiser aus der alten Zeit: Kurfürst Albrecht Achilles, und er versuchte nun zum letztenmale seinen Einfluß am Wiener Hofe geltend zu machen. Ihm stand nun nicht mehr Ludwig der Reiche, sondern der junge Georg gegenüber und mit diesem Albrecht IV, der seinen Blick namentlich auf Habsburg gerichtet hielt. Seine Politik nimmt die Wendung aus der Defensive zur Offensive.

Im März 1478 schloß Albrecht ein Bündnis mit dem Erzherzog Sigmund von Tirol und Vorderösterreich, welches diesem die Hilfe des Wittelsbachers im Notfalle versprach, wofür Sigmund an Albrecht die Schlösser Fragstein und Landeck im Innthal verpfändete. Weitere Verschreibungen Sigmunds folgten ein Jahr später, doch setzte diesmal Albrecht eine Verschreibung von Tölz und Wolfratshausen derjenigen Sigmunds für den Todesfall entgegen. Im Juli 1479 vermachte Sigmund seinem Freunde 100000 rhein. Gulden als Pfand auf seine Herrschaft Frundsberg und das Schwatzer Bergwerk. Das Verlangen des Habsburgers ging auf Mailand, und Albrecht IV sagte ihm am 20. August 1479 10000 Gulden jährlich zu für den Fall, daß Sigmund Mailand mit Gewalt an sich bringen wolle. Was diese augenblicklichen und zukünftigen Erwerbungen Albrechts bedeuteten? Nun, Sigmund hatte die Hoffnung auf direkte Erben aufgeben müssen. Sein Tod bedeutete die Vereinigung aller habsburgischen Länder unter Maximilian, dem Sohne Friedrichs. Da schob sich Wittelsbach hinein. Landeck im Oberinnthal



Friedrich der Siegreiche nimmt Teil an den religiösen Uebungen der Barfüßermönche zu Heidelberg.

Nach dem Gemälde von Barth.

und die anderen von Albrecht besetzten Punkte sperrten die Verbindung des östlichen Oesterreich mit seinen schwäbischen Vorlanden.

In derselben Zeit war es auf anderm Boden zu einem Zusammenstoß Habsburgs mit Wittelsbach gekommen. Herzog Georg schob 1479 seinen Kanzler Mauerkircher auf den Passauer Bischofsstuhl. Friedrich III und der Papst setzten ihm den Kardinal Häsler entgegen. Auf der Seite Georgs stand König Mathias von Ungarn, auf derjenigen Häslers Herzog Christof. Zuletzt blieb das Bistum nach dem Tode des Kardinals (21. September 1482) im Besitze Georgs, d. h. seines Kanzlers Friedrich Mauerkircher.

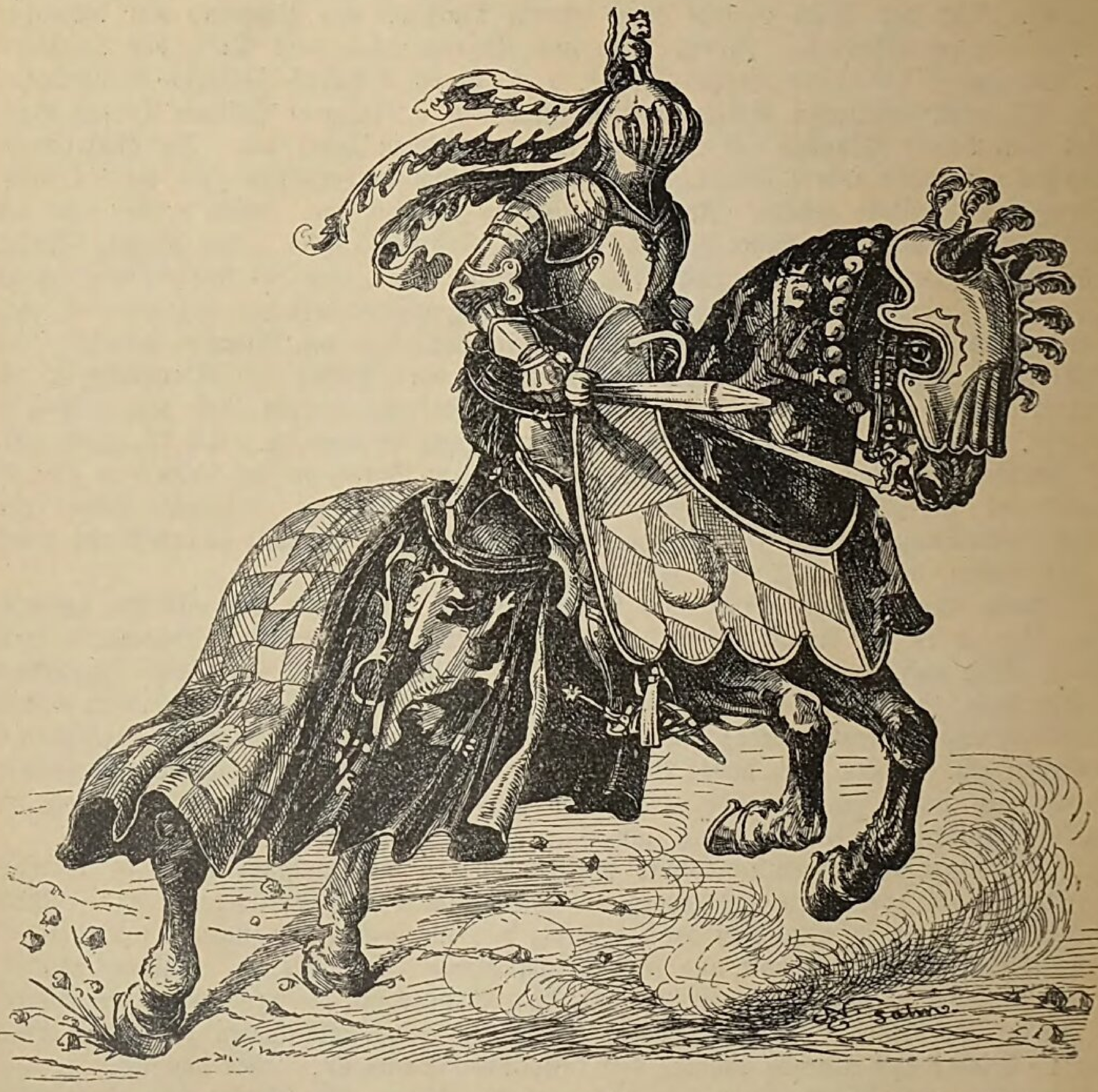
Die wittelsbachischen Kräfte wuchsen zusammen. Pfalzgraf Philipp, Herzog Georg traten dem Bunde Albrechts mit Sigmund in dem nächsten Jahre bei. Die Bestrebungen Albrechts gewannen festere Gestalt, umsomehr als ihm in derselben Zeit die endgültige Abfertigung Christofs glückte. Auch hier ging er offensiv vor, indem er die ihm auf zehn Jahre zugesprochene Stadt Landsberg entriß (Februar 1485). Der jüngere Bruder, durch solches Vorgehen gereizt, suchte sich zu rächen. Als Opfer des brüderlichen Zwistes fiel am 28. Februar der letzte Freiherr aus dem Hause Abensberg, zugleich ein letzter Vertreter des alten bayerischen Landadels. Christof hatte dem von München Heimkehrenden bei Freising aufgelauert. Und wie von Räubern ward Niklas von Abensberg in ungleichem Kampfe erschlagen. Diese That setzte Christof ins Unrecht, und nun gelang es Albrecht, den Bruder zum Verzicht auf die Mitregierung zu bewegen. Am 17. Juni 1485 trat Christof für seine und Albrechts Lebenszeit seinen Anteil an der Regierung ab. Er erhielt eine Abfindung mit mehreren Schlössern und Städten. Albrechts Kraft war endlich vollkommen frei für sein Streben, „das löbliche Haus Bayern zu erweitern, zumal an den Enden, die vormals dazu gehörten.“

Nicht einen Monat später, als Albrecht dieses Abkommen mit Christof getroffen hatte, setzte er in der Absicht, „daß das löbliche Haus und Fürstentum Bayern in mehr Würde, Ehre und Aufnahme kommen möge, wofür sich nichts Besseres und Füglicheres erfinden lasse, als daß dasselbe Fürstentum in eines einzigen Fürsten von Bayern Gewalt und Regierung komme“, Georg für den Fall seines Todes ohne eheliche Nachkommen als Erben ein. Wenn auch dieses Vorgehen für Albrecht mehr eine politische Maßnahme gewesen sein mag, um vielleicht von Georg Aehnliches zu erlangen, so ist es doch ungemein charakteristisch für Albrechts ganzes Denken und Streben.

Der Gegensatz Bayern-Landshuts zu Brandenburg trat langsam wieder in Aktivität. Im Jahre 1480 vereinigte sich Georg in einem Bunde mit Nürnberg. Im Frühjahr 1485 brachte Pfalzgraf Otto von der Oberpfalz das im brandenburgischen Gebiet gelegene Schloß Stein in seine Gewalt und trat Herzog Georg die Hälfte ab. Albrecht Achilles suchte den Kaiser zu gewinnen. Er bat ihn, den Nürnbergern die Erneuerung des Bundes mit Bayern zu verbieten. 1485 belagerte Georg das mit Brandenburg verbündete Nördlingen. Wieder rief Albrecht Achilles den kaiserlichen Schutz an. Eben damals aber hielt Mathias Corvinus seinen Einzug in das eroberte Wien. Der Kaiser war ohnmächtig. Kurfürst Albrecht mußte sich nach andrer Hilfe umschauen. Er griff zurück auf den alten Plan eines schwäbischen Bundes, den er zunächst durch eine innigere Verbindung Brandenburg-Ansbachs mit den fränkischen Städten Nürnberg, Rotenburg, Hall, Nördlingen, Dinkelsbühl und Windsheim anzubahnen suchte. Durch günstige Bedingungen wollte er die Städte zu freiwilligem Eintritt in den Bund bewegen, er erkannte die Gleichberechtigung der Städte an und erreichte damit den positiven Boden, auf welchem allein eine Vereinigung aller noch möglich war. Den alten Städtefeind drängte es in seinem letzten Lebensjahre zu einer That, welche sein ganzes früheres Gebaren Lügen strafte; die Entwicklung der Verhältnisse in Franken und Schwaben machte ihn zum „intellektuellen Urheber“ des schwäbischen Bundes, der sich eben durch dieses Prinzip der Gleichberechtigung von allen andern früheren Bündnissen unterschied.

Den Vorschlägen des Brandenburgers gegenüber hielt der Kaiser zurück, aber auch die Städte verhielten sich noch zweifelnd still. Doch schon auf dem Frankfurter Reichstage im Jahre 1486 kam es im Kurfürstenrat zu einer Selbstbeschränkung der eigenen Macht. Die Kurfürsten gestanden zu, daß ihre Machtbefugnis nicht so weit gehe, die

abwesenden Fürsten, Herren und Städte mit Anschlägen für den Reichsdienst anzusetzen. Doch auch jetzt hielt sich der Kaiser reserviert. Aber zwei Umstände machten seine Halsstarrigkeit auf die Dauer unmöglich: der Tod Albrecht Achilles' (11. März 1486), des alten Städtefeindes und Vorkämpfers der kaiserlichen Machtvollkommenheit, und die Wahl Maximilians zum römischen König.



Herzog Georg der Reiche von Bayern-Landshut auf dem Kolbenturnier zu Heidelberg am 18. August 1482.

Der Reiter erschien im ganzen Harnisch mit einem besonderen Helm, der nur in Kolbenturnieren getragen wurde. Der Kolben ist aus hartem Holz gefertigt und hat eine Länge von 80 cm. Die Pferderüstung zeigt in diesem Turnier einige Aenderungen; die Sattel hatten ein erhöhtes Sitzblatt, damit der Reiter in der Handhabung der Waffe durch das Pferd nicht gehindert wurde: er stand nahezu im Bügel. „Sattel im hohen Zeug." Der mit Eisen beschlagene Vordersteg reichte zum Schutze der Beine des Reiters sehr hoch hinauf und hatte am oberen Rande einen starken Eisenbügel, um beim Ausfallen für die linke Hand einen Anhalt zu bieten.

Benützt zu obiger Zeichnung wurde ein Aquarell aus dem Burgkmair'schen Turnierbuche, im Besitze des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen.

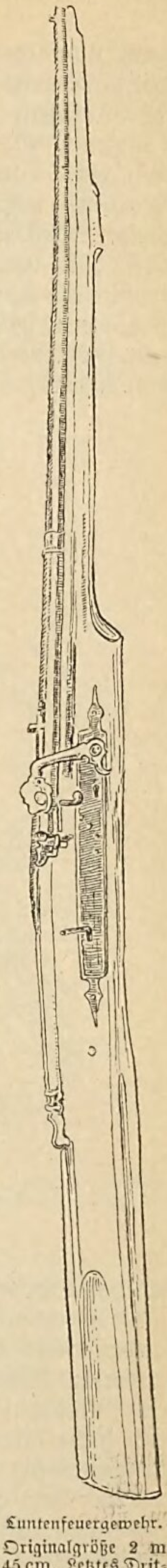
„Max I war das Prototyp der damaligen Kultur: in seiner Person vereinigten sich die vorhandenen neuen und alten Elemente der deutschen Bildung, er verband mit einem durchaus aufrichtigen Interesse für städtische Kunst und Wissenschaft die alten Eigenschaften eines adeligen Ritters, er genoß in allen Kreisen die gleiche Popularität. Die Erwerbung Burgunds weckte seinen politischen Ehrgeiz: die Bedrängnis, in welche er nach Marias Tode geriet, nötigte ihn zur äußersten Thätigkeit und Umsicht. Er ist der eigentliche Organisator des deutschen Söldnerwesens geworden; er ist der Schöpfer des „Regiments", jener militärischen Republik, in welcher den Aemtern des Fähndrichs, Hauptmanns,

Weibels, Schultheißen der Ring der Landsknechte nach dem Muster der Schweizer Gemeinden als höchstes Gericht gegenüberstand: der Verurteilte wurde von ihren Spießen niedergestoßen. Der deutsche niedere Adel strömte in diese neue militärische Bildung ein, der burgundische Krieg gewährte ihm ein weites Feld gewinnreicher Thätigkeit, die überschüssigen Kräfte der Nation fanden wieder Unterkunft und Verwendung in neuen kriegerischen Aufgaben." (Nitzsch.)

Es ist kein Zufall, daß in diesem Augenblick zugleich mit der Wahl Maximilians der alte Ruf „Schwaben" von neuem ertönte, und dieses Land, „in dem sich seit dem Untergang der Staufer die neuen Bildungen der Nation am kräftigsten und lebendigsten entwickelt, ohne doch die alten ganz zu verdrängen," die Blicke aller auf sich vereinigte. „Hier lagen die großen Centren des mitteleuropäischen Geldverkehrs neben den Burgen der ehemaligen staufischen Ritterschaft; hier fand die geistige Kultur, welche aus den Niederlanden einströmte, ihre eifrigste Aufnahme und Pflege. Die habsburgische Politik, in der Lösung ihrer neuen und schwierigen Aufgaben, wurde unwillkürlich an diese schwäbischen Kräfte herangedrängt."

Aber dieser habsburgischen Politik stellte sich diejenige der Wittelsbacher in den Weg. Es ist das wiedererwachte Bewußtsein des alten Gegensatzes, das einst schon Ludwig den Bayern erfaßt, welches nun der Politik Albrechts IV, dieses scharfsinnigen und klar denkenden Fürsten des wittelsbachischen Hauses, die Pfade wies. Und Habsburg durch Habsburg zu gewinnen oder zu besiegen, war dabei, wie wir sahen, Albrechts Methode. Mit dem Tode des Kurfürsten Albrecht Achilles schien dem Wittelsbacher die Bahn freigegeben, und mit einer geradezu ungewöhnlichen Entschlossenheit sehen wir Albrecht nunmehr vorgehen. Er frug bei dem neuen Könige Maximilian an betreffs seiner beabsichtigten Vermählung mit Maximilians Schwester Kunigunde. Im Juli 1486 schien der Widerstand des alten Kaisers weichen zu wollen. Er verlangte von Albrecht die Herausgabe aller Verschreibungen Sigmunds zu Gunsten Bayerns und versprach seiner Tochter den mütterlichen Schmuck und die Herrschaft Abensberg, die bereits in Albrechts Besitz war, als Mitgift. Das waren nun gewiß keine königlichen Anerbietungen, und Albrecht ging denn auch seinen Weg fort ohne Rücksicht auf die filzigen Gewohnheiten seines zukünftigen Schwiegervaters. Sein alter Freund Sigmund blieb an seiner Seite und arbeitete für ihn. Am 30. August wurde in Innsbruck die Verlobung gefeiert. Am 11. September aber verlangte der Kaiser Aufschub, während Maximilian mit seiner Zustimmung zur Hochzeit nicht zurückhielt. Trotz der dann fortwährend ablehnenden Haltung des Vaters kam es am 2. Januar 1487 zur Vermählung in Innsbruck. Man hat bei dieser Gelegenheit Albrecht eine Fälschung untergeschoben, mit der es ihm allein gelungen wäre, Kunigunde zu gewinnen. Riezler weist dies energisch zurück, und wir glauben ihm um so mehr zustimmen zu sollen, da die einzige Fälschung vielleicht diejenige war, daß hier einmal wieder bei fürstlicher Hochzeit Zuneigung und Liebe im Spiele waren. Diese Fälschung der Zeitgewohnheit aber spricht erst recht zu Gunsten der beiden jungen Eheleute, die, was Charakter anbelangt, beide um ein gutes Stück die Zeitgewöhnlichen überragten.

Doch nicht nur nach dieser Seite war Wittelsbach wieder energisch in Aktion getreten. Schon im März 1486 war es in Augsburg zu einem Ringen Habsburgs mit Wittelsbach um den Bischofsstuhl gekommen. Des Kaisers Günstling Friedrich von Zollern behauptete das Uebergewicht. Georg von Landshut aber bemächtigte sich des Klosters Ottobeuern und brachte im November die an Augsburg verpfändete Grafschaft Burgau



Luntenfeuergewehr. Originalgröße 2 m 45 cm. Letztes Drittel des 15. Jahrhunderts. Original im K. Nationalmuseum in München.

durch Kauf an sich. Erzherzog Sigmund erhielt für dieselbe 52,011 rheinische Gulden. Mit den bereits früher in Schwaben erworbenen Gebieten der Herrschaft Heidenheim (1450), der Grafschaft Kirchberg (1481) und der Uebernahme der Schirmvogtei über das Stift Kempten (1472) rückte die wittelsbachische Macht gar sehr bedrohlich in das alte Reichsland ein. Ulm und Augsburg, Memmingen und Kaufbeuren, kurz die Städte Oberschwabens sahen sich rings von wittelsbachischen Gebieten umgeben. Ihnen schien das gleiche Schicksal zu blühen, welches eben die Stadt Regensburg ereilt hatte.

Mit der Erwerbung Regensburgs durch Albrecht IV berühren wir einen Punkt, der für die bayerische Entwicklung ungemein charakteristisch ist. Diese einzige Reichsstadt in Bayern hatte sich bis in die Zeiten, da das Bewußtsein eines städtischen Gemeininteresses lebendig blieb, ihre Freiheit zu wahren gewußt. Oftmals waren wir gezwungen, das Ringen der rivalisierenden Mächte um diese Stadt zu berühren. Kaiser, Bischof und Herzog stritten gegen ihre Freiheit. Allein dieser Widerstreit der Interessen hatte gerade dieser Freiheit eine lange Zeit als Schutzdach gedient. Nun aber ergab sich mit dem Zurücktreten des städtischen Gemeinbewußtseins und der gleichzeitigen Erschlaffung der geistlichen Herrschaft die Unmöglichkeit für die rings von fürstlichem Gebiete umschlossene Stadt, länger in der Freiheit gedeihen zu können. Sowohl der Kaiser wie der Herzog sahen sie als ein geeignetes Objekt zu Gelderpressungen an, die dann auf alle mögliche Weise in Scene gesetzt wurden. Friedrich III gewann darin den Vorsprung, und so kam es endlich naturgemäß dahin, daß Regensburg sich in den Schutz des Wittelsbachers stellte. Auf dem Wege der Auslösung alter an die Stadt verpfändeten herzoglichen Aemter, der burggräflichen Rechte, des Schultheißenamtes, des Friedensgerichts, gelangte Albrecht IV wieder auf städtischen Boden. Im Oktober 1485 nahm er die Stadt auf 15 Jahre in seinen Schutz und im folgenden Jahre war er bereits so weit, das infolge der Hussitenkriege und der fortdauernden finanziellen Inanspruchnahme durch den Kaiser tief zerrüttete Gemeinwesen wiederum seinem Lande einzuverleiben. Am 6. Juli 1486 trat die Stadt Regensburg auf einhelligen Wunsch der Gemeinde unter die bayerische Landeshoheit zurück. Wittelsbach hatte den Boden wiedergewonnen, von dem aus einst Bayern seinen kühnen Flug unternommen; die alte natürliche Landeshauptstadt, die alte Königs- und Herzogsstadt, von der erst Heinrich der Löwe endgültig hinweggedrängt worden war, um die dann die ersten Wittelsbacher den Kampf geführt mit Bischof und Kaiser, bis Wittelsbach endlich unter Otto II in die staufischen Bahnen hineingetrieben wurde, war wieder bayerisch. Mit geradezu verblüffender Konsequenz drängte Bayerns Entwicklung nun unter Albrecht noch einmal in die alten natürlichen Bahnen zurück, aber wie einst unter Judith und ihrem Sohne Heinrich II der gleichzeitige Versuch gegen Westen zum Verderben Bayerns



Herzog Albrecht IV von Bayern.
Nach einem alten Kupferstich. J. A. Zimmermann. Original im K. Nationalmuseum in München.

ausschlug, (Vgl. Bd. I 454 f.), so auch diesmal. Die habsburgischen Länder im Osten, Süden und Westen, Bayern-Landshut und -Ingolstadt, die bischöflichen Territorien und Oberbayern — das bedeutete für Albrecht die Wiedervereinigung Bayerns. Und Schritt für Schritt schob er seine Positionen hinaus. Daß hier wirklich einmal wieder das Leben selbst in die politischen Theorien hineingriff, zeigt sich an dem wohlthätigen Einfluß, den Albrechts Regiment auf Regensburg übte, wie zugleich an dem Widerstande, welchen er in den Kreisen derer erfuhr, denen jede Belebung des Ganzen nur als Beschleunigung ihres eigenen Untergangs erscheinen mußte. Albrecht verlegte das Hofgericht von Straubing nach Regensburg. Der Adel des Niederlandes fand in der neu gewonnenen Stadt einen neuen Mittelpunkt, aber mit dem Hinzutritt dieses großen städtischen Gemeinwesens war auch sein bisheriges Uebergewicht bedroht. Wir erkennen die eine Grenze, an der Albrechts Pläne scheitern mußten, wenn es ihm nicht gelang, den Widerstand im eigenen Lande niederzuringen. — Ein anderes Moment, auf welches verwiesen werden soll, war: in Regensburg kam man seinen Absichten entgegen, man begegnete sich auf halbem Wege. Wird Albrecht die Zeit abwarten, da man ihm auch von andrer Seite entgegenkommt?



Kunigunde, Gemahlin Albrechts IV.
Nach einem alten Kupferstich. J. A. Zimmermann. Original im Königl. Nationalmuseum in München.

Albrecht ging nun daran, seiner Gemahlin die Mitgift aus habsburgischem Gute zu sichern, die ihr nach seiner Auffassung wohl zukommen mochte. Am 28. Januar 1487 verpfändete ihm Sigmund zu Innsbruck seine sämtlichen Lande: die Grafschaft Tirol, die Vorlande Breisgau, Sundgau und Elsaß. 100,000 Gulden verschrieb Sigmund dem Wittelsbacher auf diese Länder für den Fall, daß er ohne männliche Nachkommen vor Albrecht sterbe. Am 19. Mai empfing Albrecht die Vorlande, Elsaß, Sundgau, Breisgau, die vier rheinischen Waldstädte (Waldshut, Säckingen, Laufenburg, Rheinfelden), die Landvogtei in Schwaben, die Herrschaft Hohenberg und die Grafschaft Nellenburg auf sechs Jahre zur Verwaltung, und zwei Monate später, am 19. Juli, verkaufte Sigmund diese Landschaften um 50,000 Gulden direkt den beiden Wittelsbachern Albrecht und Georg. Sigmund wurde dafür von Albrecht bei einem Unternehmen gegen die Venezianer unterstützt. Wie weit Albrechts Pläne ausschweiften, zeigt sich darin, daß er in dieser Zeit auch an die Wiedererwerbung der görzischen Länder dachte. „Die Ausführung dieser Pläne mußte die bayerischen Herzoge zu Herren ganz Süddeutschlands, die Grafen von Württemberg, Werdenberg-Heiligenberg und die vielen kleinen Grafen, Herren und Reichsritter, die geistlichen Gebiete und die Reichsstädte Schwabens zu bayerischen Enklaven machen, abgeschnitten von allen befreundeten Mächten, umgeben von Bayern, Kurpfalz und den Schweizern.“ Allen diesen drohte damit das gleiche Schicksal, welches Regensburg eben ereilt hatte. Kaum war diese Absicht Albrechts bekannt geworden, als die Verhandlungen über die Gründung eines schwäbischen Bundes begannen. (Juni 1487.) Die gemeinsame Gefahr trieb die bisherigen Gegner zusammen.

Schon waren die Städte aus ihrer Passivität herausgetreten. Bei der Wahl

Maximilians im Februar 1486 war zu Frankfurt ein zehnjähriger Landfriede gestiftet worden, aber die begehrte Reichshilfe gegen die Ungarn wurde den Habsburgern damals noch vorenthalten. Der Kaiser beauftragte den Grafen Hug von Werdenberg, die Verhandlungen mit den schwäbischen Städten weiterzuführen. Die Abgeordneten der Städte aber nahmen ihre alte Praxis wieder auf, die gemachten Vorschläge „hinter sich bringen", d. h. an ihre Auftraggeber darüber Bericht erstatten zu wollen. Aber der Wittelsbacher drängte weiter. Im Januar kam sein erster Vertrag mit Sigmund zu stande, im März 1487 verzichteten die Städte zu Heilbronn auf das „Hinterbringerecht", durch welches bisher eine rasche Ausführung der Reichstagsbeschlüsse stets verschleppt, ja unmöglich gemacht worden war; sie sprangen mit voller Energie abermals in die Aktion hinein und beschlossen, sämtlich ihre Gesandten zu den künftigen Reichstagen zu schicken und mitzuraten und mitzuhelfen an der Aufrechterhaltung und Wiederherstellung der Reichsordnung. Demgemäß erschienen sie zu Nürnberg und übernahmen von der allgemeinen Bewilligung von 100,000 Gulden 40,000 Gulden. Den betreffenden Anteil wiesen sie selbst jeder Stadt zu.

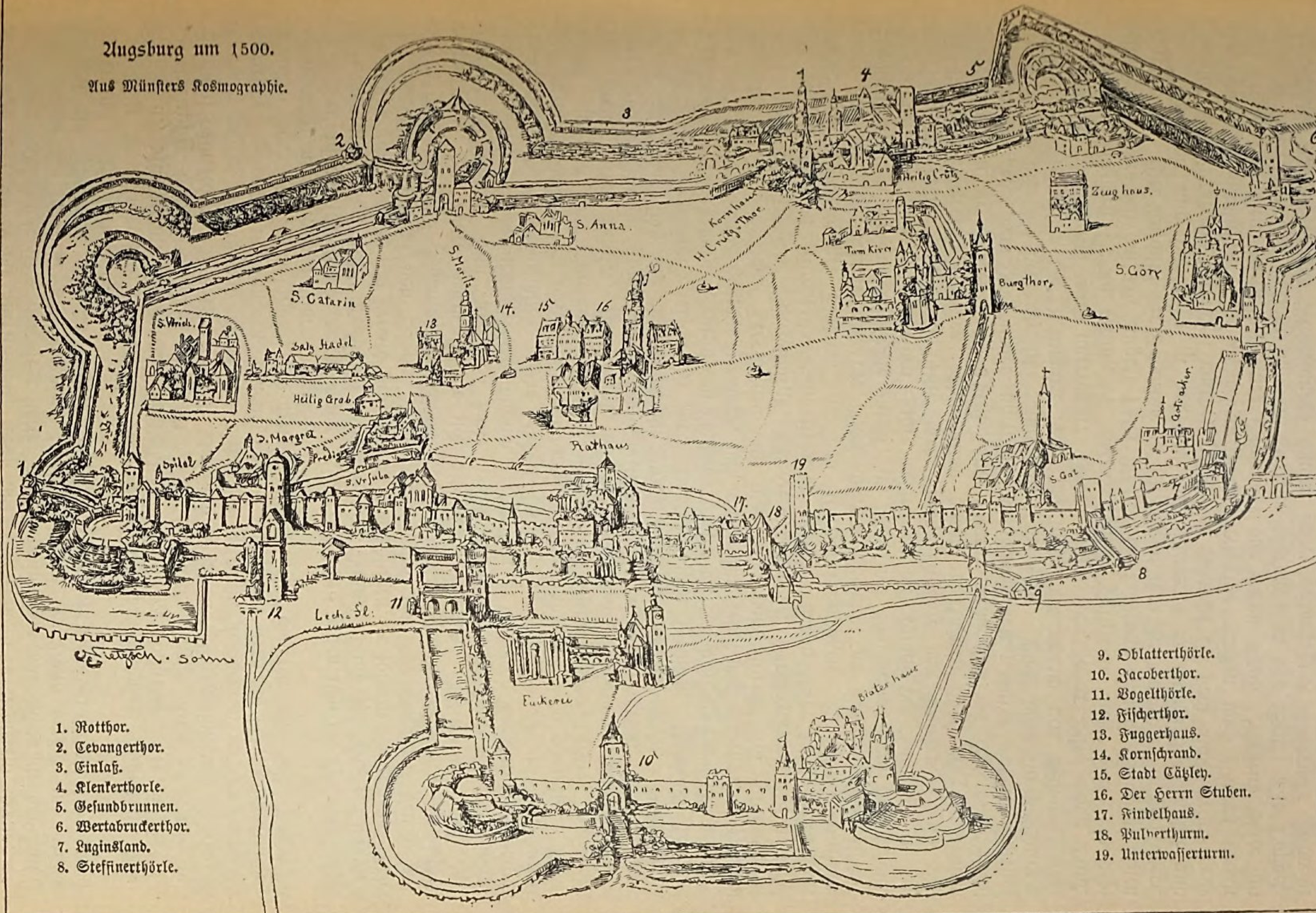
Aus der chronologischen Zusammenstellung der einzelnen Thatsachen wird uns die nun folgende Bewegung klar werden. Die Werdenberger standen an der Spitze des schwäbischen Adels, und Hug von Werdenberg, des Kaisers Rat, war zugleich Hauptmann der Gesellschaft von St. Georgenschild für den Teil im Hegau und am Bodensee. Dieser Bund breitete sich über ganz Schwaben und besaß eine kräftige Organisation. Er war zum Schutz der Freiheiten des Reichsadels gegründet worden gegen die Städte, gegen die Eidgenossen, gegen die Fürsten. Der Gegensatz gegen Eidgenossen und Fürsten war langsam zurückgetreten, und nun schlug das Vorgehen Albrechts IV von Bayern, des Erbfeinds des freien Adels, „dessen Reste in Bayern selbst immer mehr in Bedrängnis kamen", die Brücke hinüber zu den Städten. Am 26. Juli 1487 wurde in Eßlingen der Vorschlag zur Vereinigung aller Reichsstände von Schwaben durch Hug von Werdenberg den Städten unterbreitet. Der Zweck war Handhabung des Frankfurter Landfriedens. Die Städte nahmen den Vorschlag zur Beratung an. — Im August protestierten zu Hall die tirolischen Landstände gegen die Regierungsweise Sigmunds und seine Verträge mit Albrecht. — Am 24. August wurde den Städten zu Eßlingen die vollkommene Gleichstellung mit dem Adel zugestanden. Prälaten und Adel traten zu einer einzigen Gesellschaft vom St. Georgenschild zusammen, die Städte vereinigten sich unter sich unter einem Hauptmann und 9 Räten, welche mit dem Hauptmann und den 9 Räten des Georgenschildes sich in die Leitung des ganzen Bundes teilten. — Am 4. Oktober erließ der Kaiser das offizielle Mandat zur Gründung des schwäbischen Bundes; am 6. Oktober verhängte er von Nürnberg aus die Acht über die Räte Sigmunds; am 9. Oktober berieten die schwäbischen Städte zu Ulm über die Aufnahme Oesterreichs; am 15. Oktober wurde auf dem Landtage der Tiroler zu Meran eine Regimentsveränderung beschlossen: Sigmund mußte einen Teil seiner Regierungsbefugnisse und Einnahmen abgeben, dem Kaiser und seinem Sohne wurde als zukünftigen Landesherren gehuldigt, und die Verträge Sigmunds mit Albrecht IV wurden für ungültig erklärt. Dann trat das österreichische Schwaben mit einem Hauptmann und 9 Räten an der Spitze dem schwäbischen Bunde bei. Schon im Jahre 1485 hatte Eberhard der ältere von Württemberg mit den Landständen eine Erbfolgeordnung vereinbart, derzufolge die Umtriebe seiner Vettern, Heinrich und Eberhard d. j., von denen namentlich der letzte bereits daran gedacht hatte, seine Anwartschaft auf Württemberg an Herzog Georg von Landshut zu verkaufen, lahmgelegt wurden. Im April 1488 trat nun auch Eberhard d. ä. und die Württemberger Landschaft mit einem Hauptmann und 9 Räten dem großen Bunde bei. Schon am 14. Februar war die Bundesurkunde des schwäbischen Adels und der schwäbischen Städte besiegelt worden, und nun traten auch noch weitere Mitglieder dem Bunde bei. Aber das, was der Kaiser gewünscht hatte, war dieser Bund nicht. Da machten sich ständische Absichten bemerkbar, hinter denen wir den Erzbischof Berthold von Mainz finden. Wohl konnte der Bund zur Waffe in des Kaisers Hand werden, aber diese Waffe war zweischneidig, der Bund behauptete seine Autonomie und führte

damit das Prinzip in die Wirklichkeit, wenn auch vorerst noch in kleinerem Kreise, dem der Kaiser sich bisher stets widersetzt hatte: das Prinzip einer ständischen Reichsordnung. Das mußte um so mehr zum Ausdruck kommen, wenn der Bund wuchs und größere Fürsten als Mitglieder gewann, welche imstande waren, ein habsburgisches Uebergewicht im Bunde selbst zurückzuhalten.

Die Einteilung des Bundes war die oben gezeigte viergruppige: Sigmund, Eberhard d. ä., Ritterschaft (Prälaten), Reichsstädte. Das erste Aufgebot sollte für jede der vier Gruppen 3000 Fußgänger und 300 Lanzen betragen. Dieses Aufgebot wurde zum erstenmal dem Kaiser im April 1488 für Burgund bewilligt. Maximilian war in Brügge gefangen gesetzt worden und wurde erst wieder frei gelassen, nachdem er auf die vormundschaftliche Regierung in Flandern verzichtet hatte. Jetzt führte Friedrich III die schwäbischen Truppen nach den Niederlanden, wo Herzog Albrecht von Sachsen den Krieg gegen die aufrührerischen Städte zu führen begann.

Der schwäbische Bund wuchs weiter. Im Juli 1488 traten ihm die Brandenburger bei und im Januar 1489 Erzbischof Berthold von Mainz. Auch die Stadt Augsburg und ihr Bischof hatten sich bereits dem Bunde angeschlossen, es folgten Johann von Trier und Markgraf Christof von Baden. Für Bayern aber war der Hinzutritt der Hohenzollern Friedrich und Sigmund, der Söhne des Kurfürsten Albrecht Achilles, von höchster Bedeutung. In neuer Form belebte sich der alte Gegensatz. Albrecht sah sich nach Bundesgenossen um. Im Juni 1487 hatte er sich mit Georg von Landshut und Philipp von der Pfalz zu gegenseitiger Verteidigung verbunden; er dachte an Anschluß an Ungarn, Frankreich und die Eidgenossen. Das blieben Pläne, denn die Absicht des Habsburger ging zunächst dahin, ihre östlichen Stammlande wiederzugewinnen. So vermittelte Maximilian zwischen dem schwäbischen Bunde und Herzog Georg (Juni 1489); Habsburg that einen zweiten Schritt, Wittelsbach aus den gewonnenen Positionen hinauszuheben: Georg stellte Burgau gegen Ersatz der Kaufsumme an Oesterreich zurück. Ein größerer Erfolg aber war, daß das wittelsbachische Bündnis sich zu lockern begann. Wohl waren es dynastische Gegensätze, welche da zuerst in die Augen springen, Albrechts IV von München gegen Habsburg, Georgs von Landshut gegen die brandenburgischen Markgrafen, aber diese dynastischen Gegensätze beruhten, wie wir wissen, selbst wieder auf der getrennten Entwicklung der bayerischen Territorien. Es war klar, daß Albrecht sich mit äußerster Kraft gegen die Freigabe Regensburgs, die Herausgabe der Verschreibungen Sigmunds und den Erbverzicht seiner Gemahlin sträuben würde. Schon Ende 1489 befahl der Kaiser dem Regensburger Stadtrat, sich von Albrecht loszusagen. Im März 1490 erfolgte die Uebergabe Tirols und der österreichischen Vorlande an den römischen König. Sigmund trat zu seinem Geschlechte zurück; im Mai trat Maximilian dem schwäbischen Bunde bei und noch in demselben Jahre erhielt er die Zusage der Nachfolge in den görzischen Ländern. Im April 1490 starb König Mathias von Ungarn. Bald war den Ungarn Oesterreich entrissen; Maximilian drang in Ungarn selbst ein; in seinem Heere kämpften die Bayern unter Christof und Georg; namentlich der letztere hatte ein mächtiges Aufgebot dem Habsburger zugeführt. Stuhlweißenburg wurde erobert; Christof bewährte sich hier als der ritterliche Kampfheld seiner Zeit. Wohl blieb im Preßburger Frieden (7. November 1491) Ungarn dem Jagellonen Wladislaw von Böhmen, aber die Erbfolge Habsburgs ward anerkannt. Georg erntete von seiner Hilfe wenig Dank. Nur einen einzigen Erfolg errang die wittelsbachische Politik in dieser Zeit: die Eidgenossen versprachen am 16. August 1491 Neutralität in einem Kampfe Bayerns gegen seine Feinde. Der Anschluß der Schweizer an den schwäbischen Bund ward damit verhindert.

Trotzdem nun Habsburg in derselben Zeit abermals in auswärtige Händel und diesmal mit Frankreich verwickelt wurde, gelang es Albrecht IV doch nicht mehr, neue Positionen zu gewinnen. Die außerbayerischen Ereignisse wirkten nach Bayern herein und riefen das Bewußtsein der alten Gegensätze von neuem wach. Zugleich stellte sich nun die innerbayerische Entwicklung dem Herzoge abermals in den Weg. Die Doppelentwicklung des Ober- und Niederlandes kommt dabei vollauf zum Ausdruck. Albrecht hatte beschlossen, sich gegen den schwäbischen Bund gerüstet zu halten. Er berief zu dem



Augsburg um 1500.

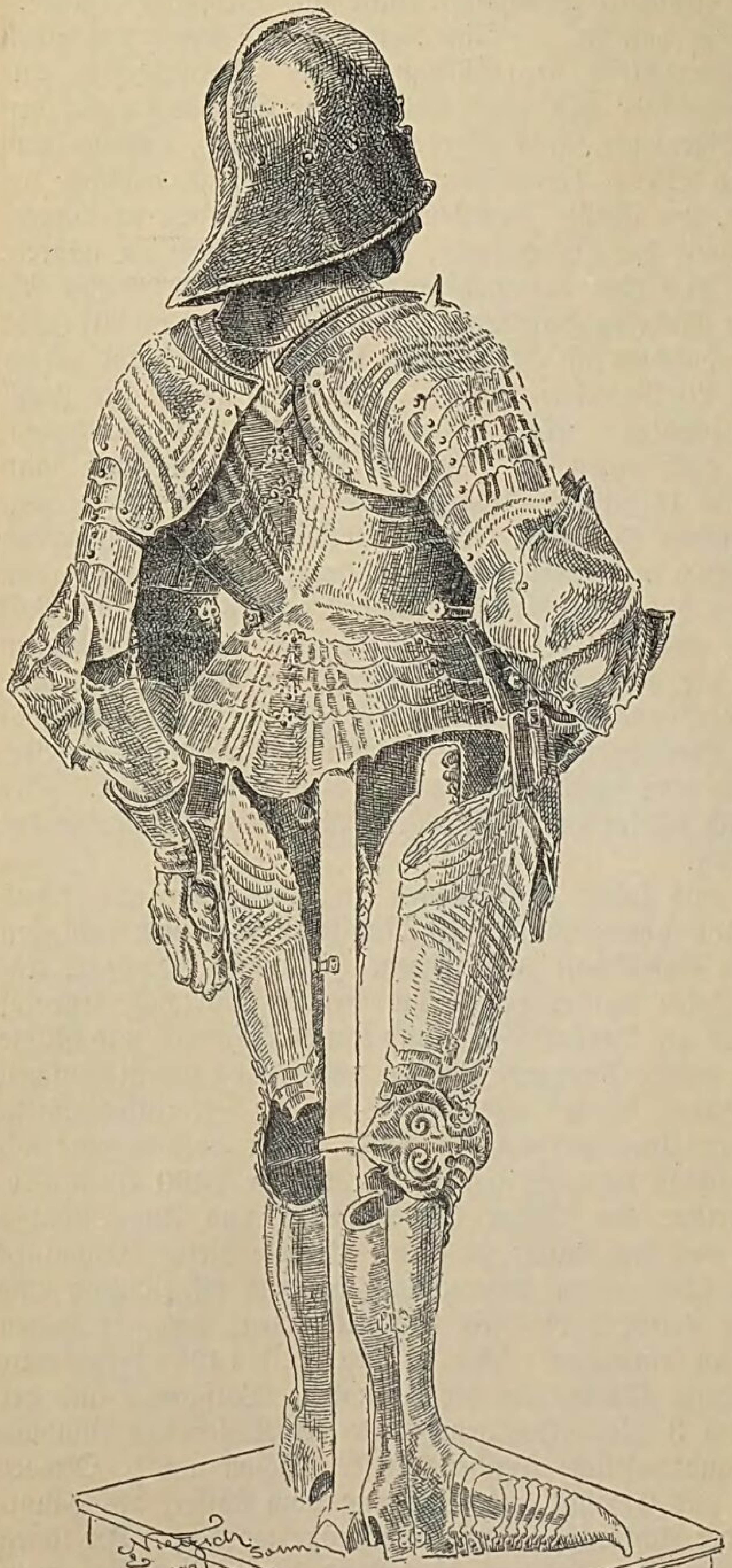
Aus Münsters Kosmographie.

1. Rotthor.
2. Cevangerthor.
3. Einlaß.
4. Klenkerthorle.
5. Gesundbrunnen.
6. Wertabruckerthor.
7. Luginsland.
8. Steffinerthörle.
9. Oblatterthörle.
10. Jacoberthor.
11. Vogelthörle.
12. Fischerthor.
13. Fuggerhaus.
14. Kornschrand.
15. Stadt Cätzley.
16. Der Herrn Stuben.
17. Findelhaus.
18. Pulverthurm.
19. Unterwasserturm.

Zwecke einen Landtag auf den 10. August nach München. Hier trug er der Landschaft vor, „wie sich ihm ein Bund erhebe in dem Lande zu Schwaben, zur Widerwärtigkeit des bayerischen Hauses; daher er an gemeiner Landschaft Hülfe und Beystand begehre.“ Die Ritterschaft ließ die Antwort geben, daß sie auf seine Kosten und Schaden mit allem Hilfe leisten wolle, wenn er je widerrechtlich vergewaltigt würde. Darauf ging eine Instruktion des Herzogs an seine Rentmeister aus, nach welcher nur die Bauern auf den freien Gütern des Adels, also die Eigenleute, nicht aber auch die Vogtei-, Lehens- und Gerichtsleute von der ausgeschriebenen Steuer befreit sein sollten. Albrecht erachtete die bewilligte Hilfe austräglicher in Geld, um geübte Dienstleute damit anwerben zu können, statt sein Landvolk zu verwerten, „damit die Bauersleute, Weib und Kinder zu nähren, daheim bleiben“. Ein schlagfertiges Heer that ihm not, und es zu errichten machte Albrecht den Versuch, sich eine besoldete Miliz zu begründen. Im Oberland fand Albrechts Plan kaum Widerstand, um so mehr dagegen im Straubinger Unterland. Es sind wieder dieselben Leute, welche wir schon im Böcklerbunde antrafen, die nun, 24 an der Zahl, eine Beschwerdeschrift nach München sandten. Man berief sich auf die alten Freiheiten. Umsonst! Der Herzog blieb fest, fest auch gegen die Ottonische Handfeste, die man dann gegen ihn ins Feld führte. Mit allem juristischen Scharfsinn versuchte man von herzoglicher Seite darzuthun, daß die Ottonische Handfeste keine Gültigkeit besitze. Wir stehen hier vor dem ersten ausgeprägten Versuch in Bayern, von oben herab auf revolutionärem Wege die bestehenden aber veralteten Zustände hinwegzuräumen. Das bayerische Volk selbst ist nun der unbewegliche Koloß, aus dem die Herrscher Bayerns Feuer zu schlagen versuchen müssen. Dazu aber reichte die herzogliche Macht damals bei weitem nicht aus. Bis dieser Macht nicht ein mächtiger Bundesgenosse ersteht, ist für die Fortentwicklung Bayerns nichts zu hoffen. Diesen Bundesgenossen aber erkannte Albrecht in der Verstärkung der städtischen Elemente. Die aber ward eben damals wiederum vereitelt. Das alte Recht auf dem Papier erwies sich stärker als Albrechts Wille, der dem Rechte der Gegenwart, dem Leben, Rechnung trug.

Der Konflikt nahm denn auch bald solche Dimensionen an, daß man auf Schutz bedacht sein mußte. Am 14. Juli 1489 unterzeichneten 46 Mitglieder des unterländischen Adels die Urkunde der neu errichteten Gesellschaft zum Löwen. Otto von Neumarkt trat dem Bunde sofort bei und in der Folge natürlich auch die Brüder Albrechts, Christof und Wolfgang. Beide dachten wieder an Landesteilung und Kaiser Friedrich unterstützte ihr Vorgehen. Vermittlungsversuche, welche Pfalzgraf Philipp und Herzog Georg zwischen Albrecht und dem Löwenbunde vornahmen, blieben erfolglos, so daß die Vermittler schließlich Albrecht ihre Hilfe versprachen zur Unterwerfung des Adels. Der aber wandte sich nun an den schwäbischen Bund und schloß mit ihm am 15. September 1490 einen Vertrag. Ebenso gewannen die Löwenritter den Schutz des Böhmen- und Ungarnkönigs Wladislaw. Herzog Albrecht suchte nun den Kaiser zu einem Verbote dieses Bündnisses zu bestimmen. Dessen Anschauungen aber waren andere, und während Maximilian eine vermittelnde Stellung einnahm, hielt Friedrich die Zeit für gekommen, dem verhaßten Schwiegersohne Regensburg wieder zu entreißen. Bis in den Juli 1491 verhandelte man noch. Dann, am 6. Juli bestätigte Maximilian die Aufnahme Wolfgangs und der Löwler in den schwäbischen Bund; am 3. November genehmigte der Kaiser das Bündnis der Ritter und bestätigte sämtliche landschaftliche Freiheitsbriefe. Schon am 1. Oktober war Regensburg in die Acht erklärt und Christof und Wolfgang vom Kaiser, als Hauptleute des schwäbischen Bundes, mit der Achtsvollstreckung beauftragt worden. Der Krieg war da. Hieronymus von Stauf begann ihn. Albrecht aber stand gerüstet und in einem einmonatlichen Feldzug (21. Dez. 1491 bis 24. Jan. 1492) warf er die Hauptführer des Löwenbundes nieder, noch bevor diesem einer seiner Bundesgenossen zu Hilfe kommen konnte. Da, am 23. Januar 1492 erneuerte der Kaiser die Acht über Regensburg und seine Helfer, besonders über Albrecht, als Reichsrebellen. Dem Hohenzollern Friedrich von Brandenburg übertrug er die Exekution. Die Gegensätze waren klar. Ein neuer Angriff, den die beiden Brüder, Wolfgang und Christof, sofort unternahmen, hatte nur einen negativen Erfolg. Aber nun rückte der schwäbische Bund und das Reich heran.

Auf dem Lechfelde sammelten sich die Truppen. Da sprang der Landshuter ab und verweigerte Albrecht die Hilfe. Er war vom Kaiser durch ein Eheversprechen, das denn natürlich nicht gehalten wurde, gewonnen worden. Albrecht sah sich auf seine Kraft und die geringe Unterstützung, welche Philipp von der Pfalz ihm zu senden vermochte, allein angewiesen. Bezeichnender aber als das Zurücktreten Georgs ist der Beschluß seiner Landschaft, „Georg könne keineswegs Albrechten wider den Kaiser zu Hülfe ziehen, da er dessen Rat und geschworener Vasalle sey.“ Bayern-Landshut — Bayern-München — das Land der adeligen und das Land der gemischten Entwicklung — sie hatten kein gemeinsames Interesse in diesem Kriege um die Behauptung Regensburgs für Bayern. Ein gemeinsames Interesse gab es nur für Wittelsbach in diesem Falle, das aber ward durch die habsburgischen Intriguen verdunkelt.



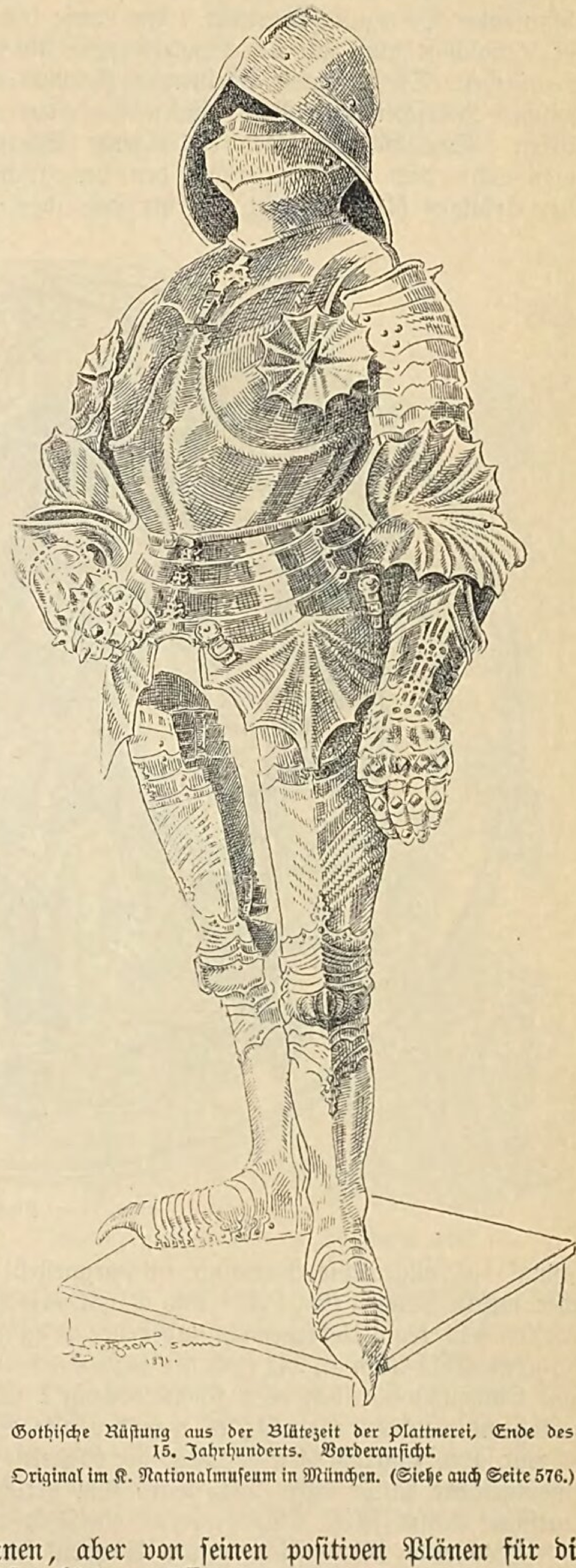
Gothische Rüstung aus der Blütezeit der Plattnerei, Ende des 15. Jahrhunderts. Rückansicht.
Original im K. Nationalmuseum in München. (Siehe auch Seite 576.)

Albrecht mußte zurück, zurück den langen Weg, den er bisher gegangen, auf dem er so schöne Erfolge erhoffte. Er mußte zurück, nicht weil die auswärtigen Mächte ihm diesen Weg verlegten, sondern weil neben diesen äußeren Feinden Bayern Bayern im Wege stand. Mit elementarer Gewalt hängte sich Volk und Land und die ganze zerrissene Entwicklung der Vergangenheit an seine Ferse und zog ihn nieder von der aufsteigenden Bahn, auf der er dem Morgenrot einer neuen Zeit entgegenzuwandeln wähnte. Man kann sich denken, daß ihm die Umkehr schwer wurde, und fast möchte man wünschen: wäre er weiter gewesen, wäre ihm die Umkehr unmöglich geworden! Aber sein Vater war der „fromme“ Albrecht, er selbst der „weise“, die Entwicklung war konstant, in der Kette fehlte kein Glied.

Maximilian, dem Schwager Albrechts, dem diese deutschen Händel im Wege waren, da sie ihn an seinen Plänen gegen Frankreich verhinderten, gelang die Vermittlung. Am 25. Mai 1492 verkündigte er von Augsburg aus den Frieden. Regensburg fiel an das Reich zurück, ebenso die Herrschaft Abensberg, die jedoch Albrecht einstweilen verpfändet blieb, alle Verschreibungen Sigmunds wurden für ungültig erklärt, Kunigunde sollte in

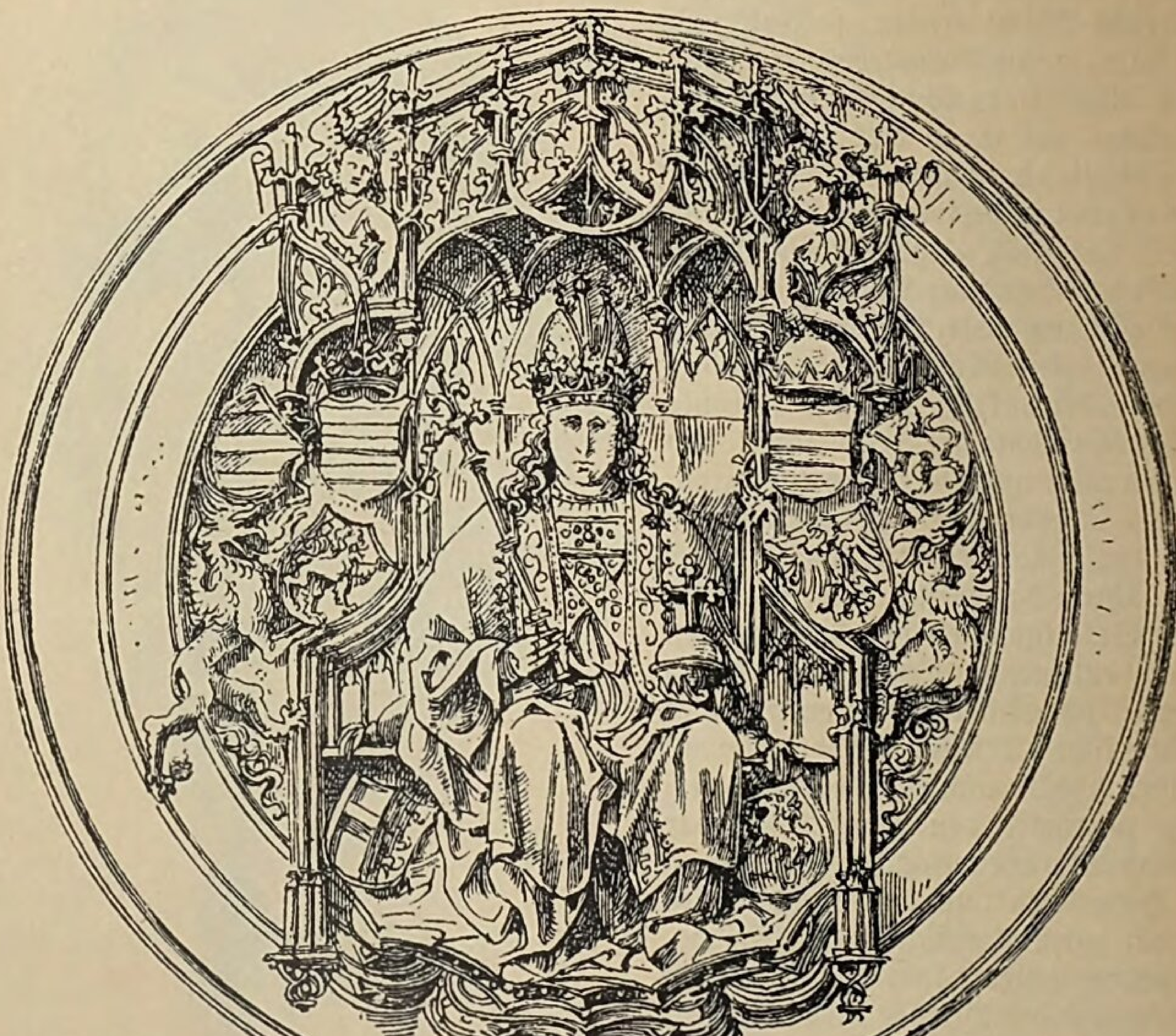
der Frist eines Jahres, in welchem Maximilian ihr Heiratsgut auszuzahlen versprach, den Erbschaftsverzicht ausstellen. Abensberg blieb dann doch bei Bayern, da Maximilian es später an Albrecht verkaufte. Den Löwlern und seinen Brüdern wurde alles zurückgestellt, die Gefangenen freigelassen. Am 23. Juli trat Albrecht IV in den schwäbischen Bund.

Wie einstens, da es sich um Ausgleich des großen Gegensatzes zwischen der Kultur des Ostens und Westens handelte, Bayern seine Unfähigkeit als erobernde, pfadfindende Macht erwies, so jetzt, und wie es damals die Kurwürde verlor und aus dem allgemeinen deutschen Leben zurückgedrängt wurde, so trat es auch jetzt zurück und ließ der habsburgischen Macht mit ihrem zweihundertjährigen Vorsprung abermals das Feld. Und während Maximilian sich vollends der Wiederherstellung dieser Macht zuwandte, kam es in Bayern zu einem letzten Waffengang, zu abermaligem Bruderkrieg. Zwei Gegner Albrechts versöhnte der Friede nicht: sein Schwiegervater und die Löwenritter grollten fort. Riezler sagt von den letzteren ein merkwürdiges Wort: „diese Ritter führten ihre Sache mit dem Ungeschick und der Starrköpfigkeit von Provinzialen in einem entlegenen Waldwinkel.“ Und diese bayerische Ritterprovinz erklärte nun dem bayerischen Staate, wie ihn Albrecht begründen wollte und die neue Zeit verlangte, abermals den Krieg. Es war alles, daß Albrecht wenigstens im eigenen Hause Herr blieb und die Aufständischen in kurzem zur Botmäßigkeit zurückzwang. Im eigenen Lande hatte die Flut zuerst begonnen, die des Herzogs Werk hinweggeschwemmt, im eigenen Lande kam sie zuletzt zur Ruhe. Welche Bedeutung die doppelte Entwicklung in Bayern besaß, zeigt sich deutlich an zwei Thatsachen. Der Kaiser unterstützte auch ferner die Ansprüche Christofs und Wolfgangs auf Mitregierung. Dem widersetzte sich die Landschaft und zwang die Brüder zum Verzicht. Das aber war dieselbe Landschaft, welche den Löwlern ihr negatives Werk ermöglicht hatte dadurch, daß sie sich auf ihre Seite stellte. Von den egoistischen Plänen des Adels war keiner zur Ausführung gekommen, dahinaus hatte Albrecht ihm den Weg verlegen können, aber von seinen positiven Plänen für die Erweiterung Bayerns hatte er selbst ebenso absehen müssen.



Gothische Rüstung aus der Blütezeit der Plattnerei, Ende des 15. Jahrhunderts. Vorderansicht.
Original im K. Nationalmuseum in München. (Siehe auch Seite 576.)

Christof fand wenige Jahre später bei seiner Rückkehr aus dem gelobten Lande auf Rhodus seinen Tod (15. August 1494), und Wolfgangs weitere Intriguen blieben ohne Erfolg. Diese Entwicklung, welche zu den ewigen Teilungen führte, ist denn doch in ablaufender Bewegung begriffen. Im Laufe des Jahres 1493 kam es durch Vermittlung der Landschaft auch mit den Löwlern zum Abschluß. Was Albrecht gewollt hatte, mußte er aufgeben. Die Prälaten, Edelherren, Gerichts- und Vogteiherren behaupteten ihre Stellung zwischen Herrscher und Volk; ihnen blieb das Recht, ihre Bauern selbst einschätzen zu dürfen. Den Bauern ward ein eigener Schutz gegen Wildschaden gestattet, die hohe Jagd ward dem Adel außerhalb den herzoglichen Bannforsten wieder eingeräumt; von allen Erfolgen blieb Albrecht nur der eine ideale, daß er der ständischer Zersetzung wieder

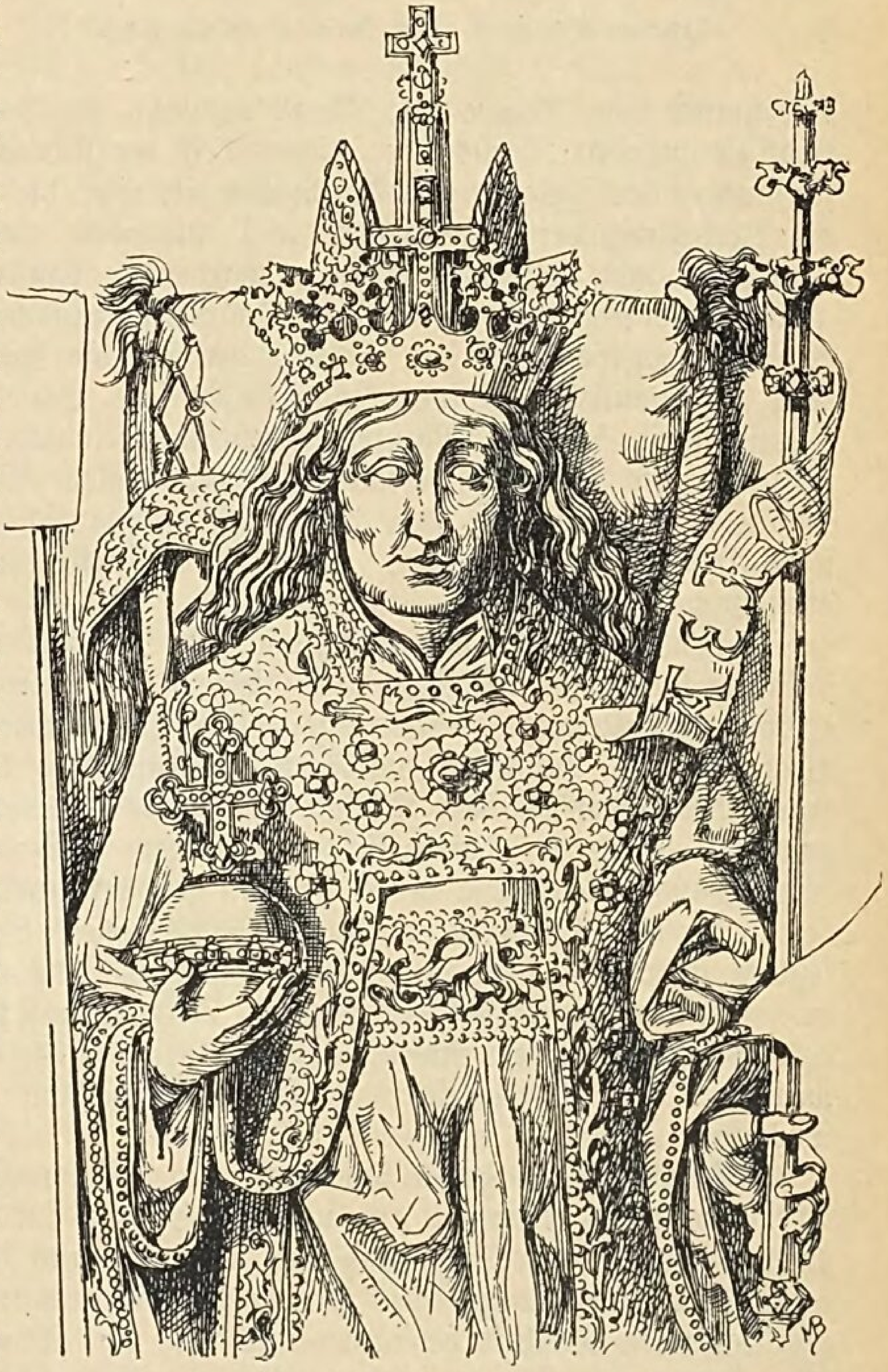


Siegel Kaiser Maximilian I.

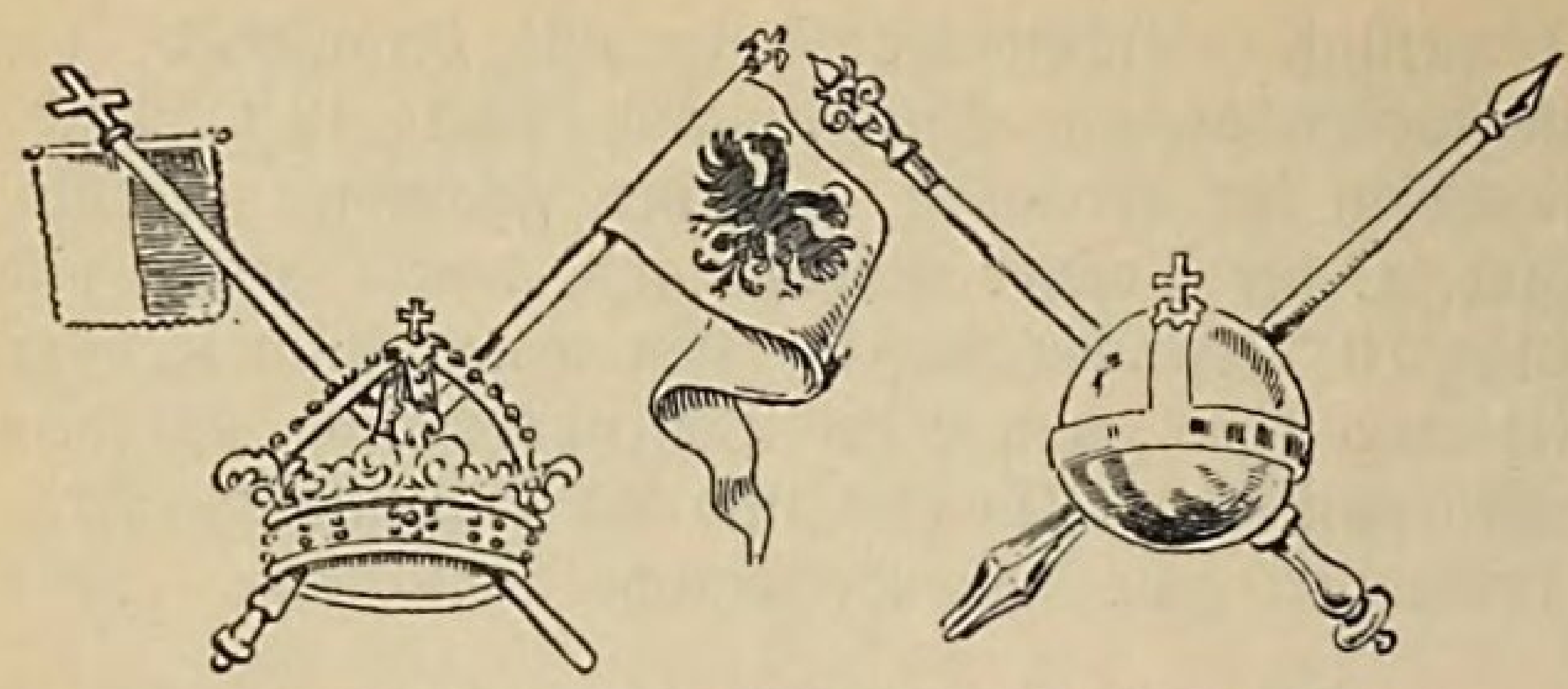
einmal das allgemeine Wachstum entgegengestellt und dem Adel die Grenze gewiesen hatte, über welche hinaus ihm Recht und Macht versagten. Noch blieb ihm ja in seiner Ritterprovinz das reale Uebergewicht, aber der Weg ward wieder einmal klar gelegt, auf dem Bayerns Wachstum in die Zukunft lag. Es war der alte Weg aus ständischer Zersetzung zum Einheitsstaate, den einst schon Ludwig I und nach ihm sein kaiserlicher Urenkel vergeblich zu wandeln versucht; es war der alte Weg in die Gebiete der städtischen Kultur; es war aber zugleich derselbe Weg, der Bayern in das allgemeine deutsche Leben wiederum hineingeführt hätte. Der Weg ward ihm verlegt durch den schwäbischen Bund und den deutschen Kaiser selbst. Wir werden die Folgen davon genugsam erkennen.

Während Maximilian gegen Ungarn seine Erfolge errang, gelang Albrecht von Sachsen im Jahre 1492 die Pacifikation der Niederlande. Aber aus dem Streite um

das burgundische Erbe erwuchs der Gegensatz zwischen Habsburg und Frankreich, der sich zum Kampfe um die Hegemonie in Europa auszuwachsen begann. Ende 1490 wurde Maximilians zweite Braut, Anna, die Erbin der Bretagne, von den Franzosen geraubt. Das Verlöbnis Karls VIII mit Margareta, der Tochter Maximilians, wurde gelöst, und Anna die Gemahlin des Franzosenkönigs (6. Dezember 1491). Ein neuer Zusammenstoß des Habsburgers mit Frankreich endete nach dem Kampfe bei Dournon-Salins mit dem Frieden von Senlis (1493), der an Maximilian die Tochter und die burgundische Freigrafschaft zurückbrachte. Frankreich behauptete nur das Herzogtum Bourgogne. „Als Friedrich III am 19. August 1493 starb, war die habsburgische Herrschaft am Niederrhein und an der Donau — wesentlich doch mit Hilfe der schwäbischen Kräfte — wiederhergestellt.“ Es ist bezeichnend, daß in Bayern bereits der erste Ruf des Königs gegen Frankreich ungehört verhallt war. Und wenn wir nun hören, daß infolge der plötzlichen Erfolge Maximilians die ganze Nation von eigentümlichen patriotischen Empfindungen ergriffen wurde und der alte Reformeifer von neuem erwachte, so sehen wir den Weg, auf welchem die bayerische Entwicklung mit der deutschen in Gegensatz geraten muß. Zurückgeworfen von der Bahn, welche es allein zu einem bewegteren und frischeren inneren Leben hätte führen können, sank Bayern nun auch für das äußere, für das deutsche Leben auf seinen alten versagenden und negativen Standpunkt zurück. Am Reiche, an Deutschland rächte sich abermals die That, welche gegen die natürliche Fortentwicklung Bayerns begangen worden war.


Grabmal Friedrichs III im St. Stephan zu Wien.

Wenden wir unsere Blicke hinaus auf die Lage Europas, so sehen wir im Westen die Entwicklung zu dem Punkte fortgeschritten, wo unter der Macht eines konsolidierten Königtums die Kultur sich zu mächtiger Anregung auf dem Gebiet der inneren Arbeit anschickt; „die Tudors treten an die Spitze des englischen Adels, als sich der Kern desselben auf den Schlachtfeldern der Rosenkriege verblutet hatte; sie verfolgten eine vorsichtige und friedliche Politik, um die Kräfte nicht durch neue kriegerische Unternehmungen wieder zu beleben, und richteten ihre ganze Thätigkeit auf den inneren Ausbau des monarchischen Regiments. Das Königtum der Valois in Frankreich hatte dem Adel gegenüber ein stehendes Heer gebildet, es besaß in den Eidgenossen ein unerschöpfliches Söldnermaterial, es verfügte nach der Beendigung der englischen Kriege, nach dem Sturze Karls des Kühnen und der Erwerbung der Provence über ein geographisch und national im wesentlichen geschlossenes Gebiet. In derselben Zeit hatte sich in Spanien durch die Vermählung Ferdinands von Aragon mit Isabella von Castilien und die Eroberung Granadas die mächtigste Monarchie Europas gebildet. Der Adel sank unter die Gewalt



Kaiserliche Kleinodien. Nach Münsters Kosmographie.

der Krone, seitdem der maurische Glaubenskrieg in Stillstand geraten war. Durch die Wiederbelebung, Neuorganisation und Erweiterung der heiligen Hermandad, einer altertümlichen städtischen Konföderation, gewann der Landfriede und eine geordnete Justiz eine neue Basis, auf welche sich das Königtum dem Adel gegenüber zu stützen vermochte. Im Jahre 1481 erhielt Ferdinand vom Papste das Vorschlagsrecht für die Besetzung der Bistümer und damit Einfluß auf den Klerus, der einen Teil der ständischen Versammlungen bildete; zugleich gewann er das Priorat, die Vorstandschaft, über die drei spanischen Ritterorden und durch die Verteilung der Ordenslehen und -pfründen an die Ordensmitglieder, welche damit in seine Hände gelangte, einen maßgebenden Einfluß auf den niederen Adel. Die Inquisition, welche seit 1480 ihre Thätigkeit zunächst gegen maurische und jüdische Ketzer eröffnete, wurde durch den Schutz, den ihr die Krone gewährte, das furchtbarste Werkzeug des spanischen Absolutismus gegen jede Opposition. Während dann der spanische Klerus durch Ximenez' Maßregeln reformiert wurde und durch die Strenge seiner Disziplin in der gesamten verfallenden occidentalen Kirche eine singuläre Stellung gewann, eröffneten sich zugleich der gedemütigten spanischen Aristokratie seit Colombs Fahrten neue kriegerische Aufgaben, welche ihre Kräfte in die Gebiete der transmarinen Eroberungen ableiteten." (Nitzsch.)

Dem gegenüber haben sich an der Ost- und Nordgrenze des Reichs, in Schweden, Dänemark, Polen, Böhmen und Ungarn die Verhältnisse der jugendlichen Offensivezeit teilweise erhalten und weiter ausgebildet zu aristokratischen, das Königtum beschränkenden Verfassungen. Während die Fortentwicklung der Kultur zur inneren Arbeit die Aristokratie des Westens dem Königtum dienstbar machte und nur die spanische Aristokratie zunächst ein neues Tummelfeld im fernen Westen eroberte, hielt sie an der Ostgrenze Deutschlands die Waffe der Offensive geschärft und gegen Osten gekehrt.

In der Mitte dieser beiden Kulturzonen lagen Deutschland und Italien. Das letztere überdeckte sich allmählich, abgesehen von Venedig und dem Kirchenstaate, mit monarchischen Bildungen; in Venedig behauptete sich die Republik, im Kirchenstaat strebte das Papsttum unter Alexander VI Borgia (1484—1503) unter rücksichtsloser Verwendung der Mittel einer furchtbaren Reaktion zur Ausbildung einer militärischen Tyrannei.

Deutschland dagegen stand mit seinen Bildungen in einer abgelaufenen Zeit. Sein Adel war nicht vernichtet und unterworfen wie im Westen, aber auch in der Ausbildung einer aristokratischen Verfassung wie im Osten und Norden war es stecken geblieben. Den egoistischen Bestrebungen des Adels gegenüber hatten sich die Städte meist in ihrer republikanischen Freiheit behauptet und Sitz und Stimmen auf den Reichstagen gewonnen. Mit ihnen hatte sich der niedere Adel zu einem Bunde zusammengethan, der an Aktionsfähigkeit alle anderen politischen Gewalten übertraf. Aber dieser Zustand fortwährender Bereitschaft war kein dem Leben der Städte entsprechender, deren Mauern und Verteidigungswerke gestatteten, die erste Notlage abzuwarten und zu überstehen, so daß ihnen immer Zeit zur Organisation eines allgemeinen Widerstandes blieb. Neben diesen Bildungen stand die habsburgische Monarchie bereit, jedes Mittel, welches ihr das Uebergewicht zu geben vermochte, zu verwerten. Aber ihre Stellung floß nach zwei Seiten auseinander. Während sie noch den politischen Gewalten im Innern Deutschlands gegenüber nach einem Uebergewicht strebte, ward sie bereits in den Weltkampf der wiedererstarkten romanischen Volkselemente unter den Monarchien Frankreichs und Spaniens gegen die historische Legitimation der Deutschen zur Hegemonie in Europa hineingezogen. Der Trieb zu dieser Hegemonie führte diese beiden Mächte, Habsburg und Frankreich, zum Kampfe um Italien.

Janssen beginnt seine Geschichte des deutschen Volkes mit der Darstellung von dem Aufleben einer neuen gesunden Entwicklung seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. An den Anfang dieser Neugestaltung stellt er den deutschen Kardinal Nikolaus von Cues, der sich von dem dunkeln Hintergrunde wie eine erlösende Lichtgestalt abhebt. Wir kennen diesen Hintergrund und wissen, daß ein fast ununterbrochenes Streben nach Reform die Gemüter schon über ein halbes Jahrhundert bewegte, und erst infolge dieser elementaren Bewegung ward es möglich, daß aus dem gärenden Untergrunde ein Mann hervorging, der rückwärts und vorwärts schauend die Verbindung suchte zwischen einer alten verbrauchten Kultur und den Ansätzen zu einer neuen. Indem wir also den Mann nicht nur als den vom Himmel gefallenen Erzeuger, sondern auch als Erzeugten, als Produkt einer vorangegangenen Entwicklungsepoche, erfassen, laufen wir nicht Gefahr, in die einseitige Richtung hinauszugeraten, in welche Janssen mit seinen ersten Sätzen naturgemäß hineintritt. Dem Reformator sind Reich und Kirche eins; eine Reformation des einen ohne die der andern ist ihm undenkbar. Er will von der Unterordnung des Kaisertums unter das Papsttum nichts wissen und von dem lebendigen Grundgedanken ausgehend, daß das Kaisertum ein unbedingt unabhängiges Institut sei, macht er seine Vorschläge zur Reform. Er will Obergerichte, in denen Adel, Geistlichkeit und Bürgertum vertreten sind, er mahnt zur größeren Beachtung des natürlichen Rechts; er fordert jährliche Reichsversammlungen, deren Beschlüsse für alle ausnahmslos bindend sein sollen; das Beste des Gemeinwesens ist ihm das Ziel aller Verwaltung, und zur Exekution der Beschlüsse soll eine stehende Truppe errichtet werden. Von den Einkünften der Einzelterritorien soll ein Teil an das Reich abgeführt werden, damit diesem so die Mittel werden, sich und seine Macht zur Anerkennung und Geltung zu bringen. Diese Ideen, vor ihm in mystischer Verhüllung auftauchend, von ihm zum erstenmal klar zusammengefaßt und lebendig verbunden, blieben seitdem lebendig. 1491 kamen auf dem Reichstage zu Nürnberg Reformvorschläge zur Sprache, welche sich an diese Ideen anlehnten. Die bayerischen Herzoge wiesen sie zurück. Es war dieselbe Zeit, da, wie wir wissen, das bayerische Leben auf sich selbst zurückgedrängt wurde. Von Maximilian erwartete man die Neuordnung der Verfassung. Allein die Entwicklung des habsburgischen Hauses wurde zu derselben Zeit in andere Bahnen gedrängt, und es blieb die Frage, ob die Entwicklung des deutschen Volkes mit ihr zu einem lebendigen Ganzen verwachsen würde. Ebenso machen wir hier darauf aufmerksam, daß die Reformatoren im Geiste des Nikolaus von Cues mit ihrer Reform an einem imaginären, keinem realen Begriffe, an dem „Reiche" anknüpften. Ein „Reich" bestand so wenig, wie es ein deutsches Volk gab.

Karl VIII von Frankreich war Maximilians persönlicher Feind geworden infolge des „unchristlichen schnöden Handels" mit den beiden Frauen Margareta und Anna, der Tochter und Braut Maximilians. In der gleichen Zeit nun, da Maximilian sich anschickte, zur Kaiserkrönung über die Alpen zu gehen, überschritt Karl VIII (August 1494) die Westalpen und drang erobernd bis Neapel hinab. „Die aragonische Dynastie, welche seit dem Jahre 1435 in Unteritalien an die Stelle der Anjou getreten war, wich nach Sizilien zurück." Der Franzose stand dem Habsburger im Wege. „Am 30. März 1495 trat Maximilian der großen Liga bei, welche Ferdinand der Katholische mit dem Papst, Mailand, Venedig gegen Frankreich gebildet hatte; Anfang April erteilte er dem Ludovico Sforza, mit dessen Tochter er sich vermählt hatte, die Belehnung mit Mailand unter der Bedingung des Heimfalls." Am 26. März eröffnete er zu Worms seinen ersten Reichstag, auf welchem er seine Absicht, das Reich in die große Politik hinauszuführen, offen aussprach. Er forderte außer einer eilenden Hilfe für den Romzug und den Krieg in Italien die Errichtung einer festen Kriegsmacht. Die Stände unter der Leitung des Erzbischofs Berthold von Mainz versagten sich dem nicht prinzipiell, aber es ward doch sofort offenbar, daß die Grundlage, von der aus Maximilian erfolgreich hätte vorgehen können, erst geschaffen werden mußte. Und gerade diese Notlage hemmte Maximilians Schritte und drängte sie in eine andere Richtung. Die Antwort der Stände war eine Vorlage ihrer Forderungen für die innere Reformation. Sie gestanden für die Errichtung einer militärischen Macht den „gemeinen Pfennig", eine direkte Reichssteuer zu, welche

nach der Kopfzahl von den Pfarrern erhoben und den Bischöfen übergeben werden sollte. Die Verwendung der Reichssteuer aber sollte einem Reichsrate aus den drei Ständen der Kurfürsten, Fürsten und Städte zufallen. Dieser Reichsrat sollte außerdem für den Landfrieden und die Leitung der auswärtigen Politik Sorge tragen, d. h. dem Kaiser als Vormund an die Seite treten. Die letzte Bestimmung, daß dieser Reichsrat dem Könige nicht eidlich verpflichtet sein solle, sondern nur für seine Beschlüsse das Gutachten des Königs und der Kurfürsten einzufordern habe, brach den monarchischen Bestrebungen Maximilians die Spitze ab. Er verwarf die Vorschläge und legte erst am 22. Juni einen Gegenentwurf vor, der an die Stelle des Reichsrates einen königlichen Hofrat schob. Die Gegensätze waren klar, die Reformarbeit wurde vertagt.

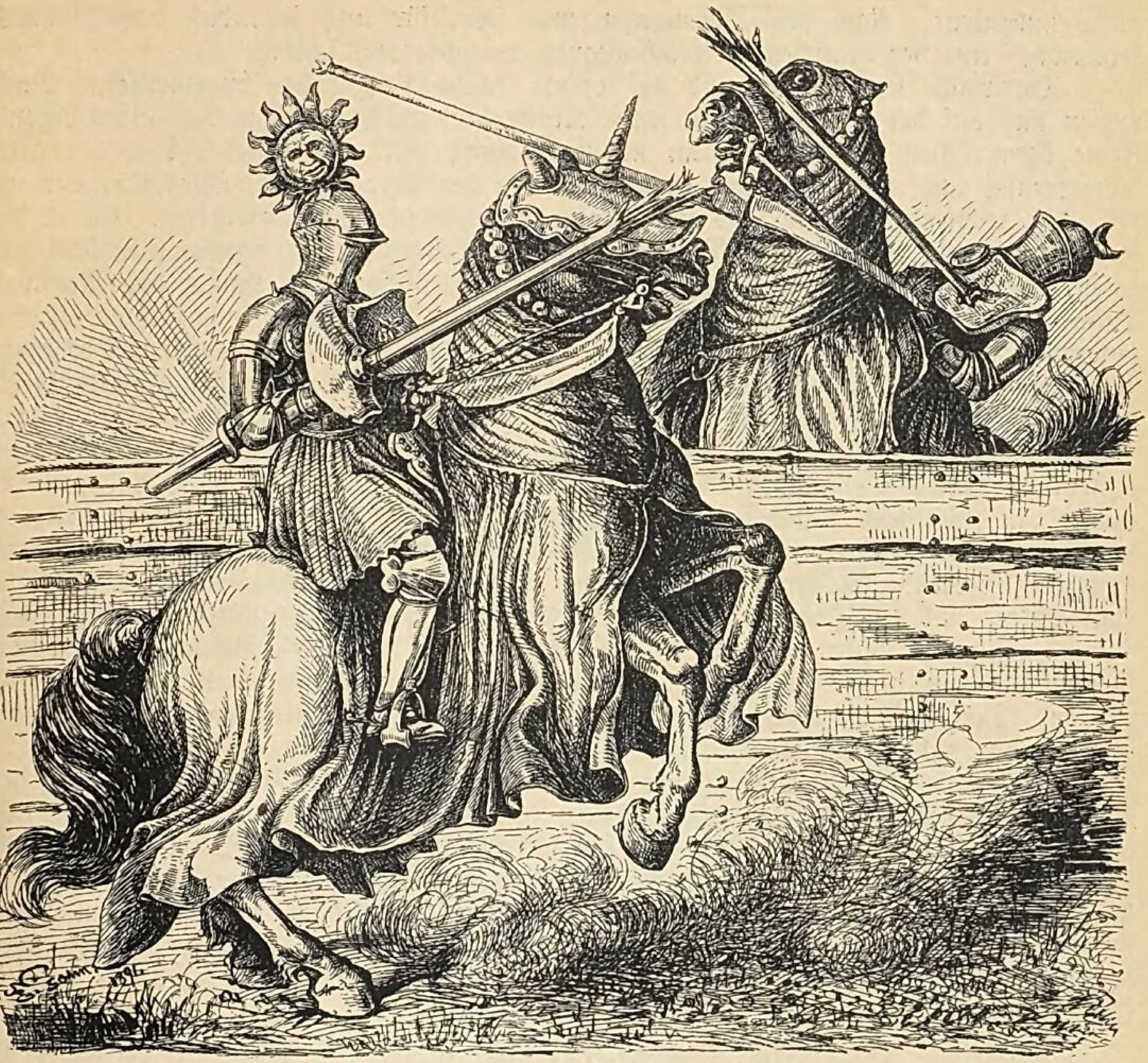
Es war dieselbe Zeit, da Karl VIII von Süditalien nach dem Norden eilte. Am 6. Juli durchbrach er das Heer der Liga, welches ihm den Weg verlegen wollte, bei Fornuova. Mailand und Genua schienen bedroht. Unter diesen Anzeichen kam man in Worms zu einer vorläufigen Verständigung.



Ulrich Varnbüler, Kanzleiverwalter des Reichskammergerichts. Nach Albrecht Dürer.

Der Landfriede wurde in einen „ewigen“ verwandelt. Ein Reichskammergericht trat an die Stelle des königlichen Hofgerichts. Es wurde aus den Ständen, auch den Städten, zusammengesetzt, und Maximilian ernannte den Vorsitzenden desselben. „Durch die Befugnis, sich nicht an das römische, sondern nach Maßgabe der einzelnen Fälle an die betreffenden Landrechte zu halten, durch die Kompetenz des Kammerrichters, an Stelle des Königs die Acht zu verhängen, durch die Anweisung bestimmter Sporteln erhielt dieses Gericht wichtige Garantien seiner Selbständigkeit.“ Ihrerseits bewilligten die Stände dann den gemeinen Pfennig; von 1000 Gulden sollte 1 Gulden, von 500 Gulden 1/2 Gulden bezahlt werden, von den minder Besitzenden sollten 24 Personen jedes Standes und Geschlechts über 15 Jahre alt 1 Gulden aufbringen. Alljährlich sollte, da der Reichsrat verworfen worden war, eine Reichsversammlung die Kontrolle und Bestimmung über das eingegangene Geld treffen, über Krieg und Frieden beraten und die Exekution der vom Kammergericht verhängten Achtbefehle verfügen. Am 7. August kamen die Entwürfe zur Annahme.

Es war die Frage, ob diese ersten Beschlüsse zur Neugestaltung der deutschen Verfassung nun auch durchzuführen seien? Aber da zeigte sich gleich, daß man an ein Reich appellierte, welches nicht mehr bestand. Schon in der Steuererhebungsfrage mußte man sich an die Kirche wenden, da ja kein eigener Reichsorganismus vorhanden war. Die fränkische und schwäbische Ritterschaft, auf dem Reichstage nicht vertreten, protestierte, wie der Adel in Bayern gegen Albrechts Verfügungen, gegen die Steuer, da sie nur mit ihrem Blut dem Reiche zum Dienst verpflichtet sei. Die Eidgenossen wollten von dem Reichskammergericht nichts wissen. Die deutschen Fürsten waren noch lange nicht einig betreffs der Annahme der gefaßten Beschlüsse, und namentlich die Herzoge Albrecht und Georg, auf deren Haltung wir zurückkommen müssen, hielten sich trotz aller Bitten den Beratungen fern und erschienen nicht in Worms. Wir haben nichts anderes erwartet. Georg witterte scharf, was hinter diesen Beschlüssen steckte: „ihre Annahme, meinte er, würde die Bayern auseinandersprengen und ihnen die Kurfürsten als Herren



Altes welsches Gestech über das Dill. (Pallia.)

Der Reiter erscheint in ganzer Rüstung, das Roß trägt den Kürissattel mit Rücklehne, ferner die Parsche und Decke darüber; es war gewöhnlich durch eine eiserne Roßstirn geblendet. Das welsche Gestech zeichnete sich dadurch aus, daß die Gegner durch eine Schranke aus Holz (Dill) getrennt waren. Sie ritten einander entgegen, so daß die linke Seite den Schranken zugekehrt war. Die Absicht des Gesteches war die in diesem Falle bedeutend schwächere Lanze auf der Tartsche des Gegners zu zerbrechen. Obige Zeichnung ist dem „Freidal“ entnommen (dem besten Turnierbuch jener Zeit). Die Figuren stellen den Kaiser Maximilian I im Rennen mit dem Grafen Engelbrecht von Nassau dar; letzterer wurde geworfen. Kaiser Maximilian schreibt selbst am 4. Februar 1478 an Sigmund von Prüschenk: „Ich hab das pest gethan, wann ich hab viri stechholz zerstossen.“

geben.“ Die alte Rivalität der Kurfürsten und Fürsten tritt hier wieder zu Tage, kurz, wer eine Einigung der getrennten Entwicklungen wollte, mußte entweder die Macht haben, diesen die Grenze zu setzen, den einzelnen Ständen das Recht der Selbstbestimmung, welches sie sich im Laufe der Jahrhunderte erobert hatten, zu beschneiden, oder er mußte dieses Recht rückhaltlos anerkennen und versuchen, die divergierenden Entwicklungen durch Hervorkehrung und Betonung der gemeinsamen Interessen zu einem abermaligen Mittelpunkte langsam zurückzulenken. Maximilian vermochte weder das eine noch das andere. Er erwies sich von Anfang an als den Romantiker, der mit den Idealisten paktierte und mit alten Mitteln eine vergangene Welt zu rekonstruieren hoffte. In der realen Stellung, welche ihm die Verhältnisse boten, fand er sich nicht zurecht.

Wir müssen einen Augenblick verweilen. Aus dem Erwähnten drängte sich uns von selbst die Ahnung auf, daß hier neue Theorien mit der bisherigen Entwicklung in Gegensatz traten, daß wir uns dem Punkte einer Entscheidung nähern, der Entscheidung über Deutschlands zukünftiges Geschick. Wir wissen, daß bei dieser Entscheidung Bayern eine Rolle spielen muß, welche uns die Richtung klar legen wird, in die Bayern nun-

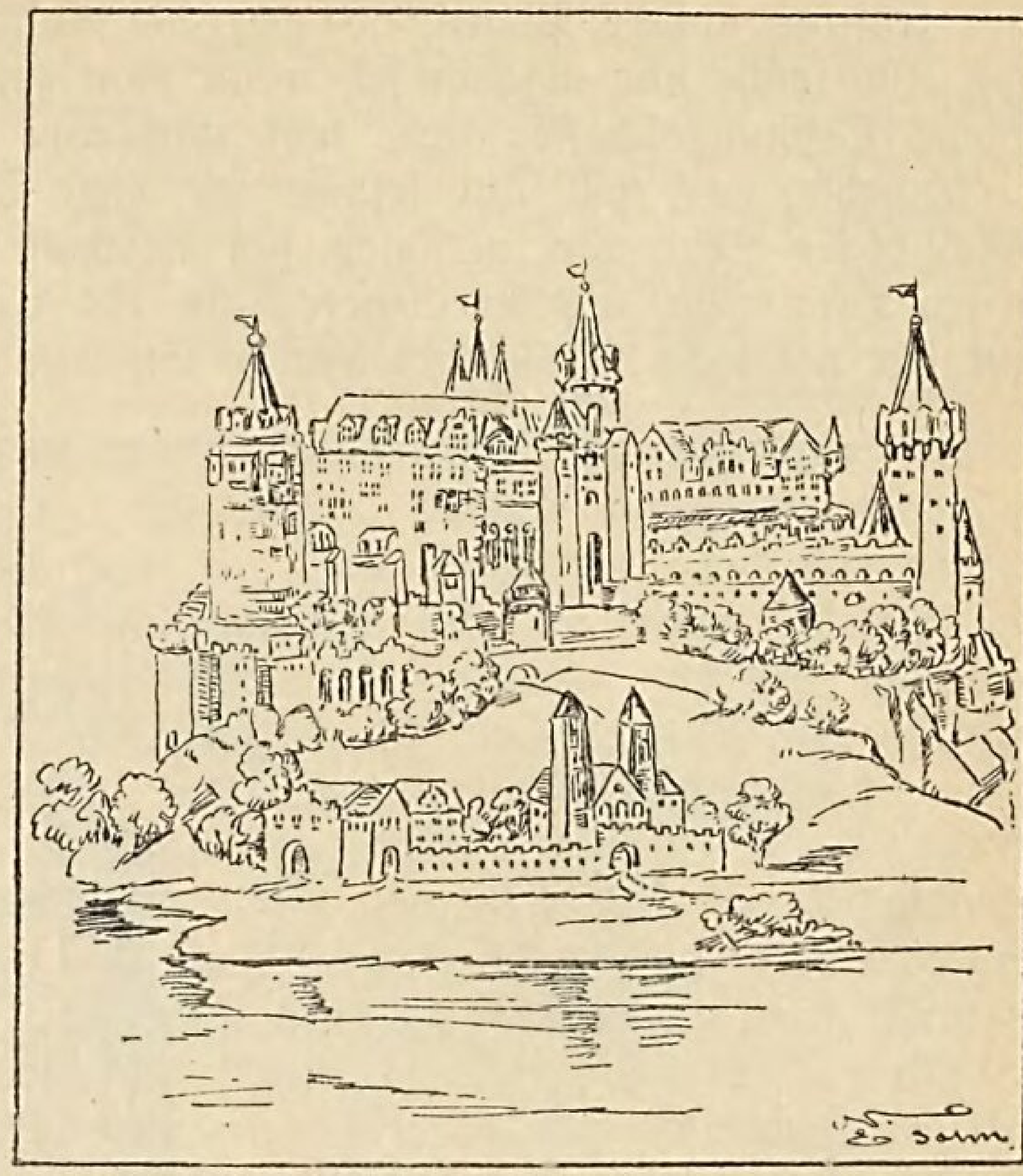
mehr hineintritt. Nach dem Vorangegangenen steht für uns fest, daß diese Richtung keineswegs eine der deutschen Reformbewegung parallele sein kann.

Die rasche Entwicklung und der ebenso rasche Verfall der burgundischen Macht wiesen uns auf das Vorhandensein neuer Kräfte hin, welche sich aus dem alten Lehensstaate herauslösten und nach einem neuen Wirkungskreise hinstrebten. Aus der alten Umgrenzung rang sich ein Neues empor, die von der Vergangenheit absehende, nur mit sich selbst rechnende und frei aus sich heraus produzierende Persönlichkeit. Es ist das Heraustreten zur Mannbarkeit, die nach bewußter Gestaltung des eigenen Geschickes und derer, die diesem unterworfen sind, ringt; es ist der beginnende Kampf des Menschengeistes gegen die Fessel der Natur, von der man sich zu befreien sucht; ihren Kräften unterwirft man sich nicht mehr, sondern bestrebt sich, dieselben denkend und mit bewußter Absicht zu meistern. Es ist klar, daß mit dem Eintreten der Persönlichkeit in das Völkerleben auch die bisherige Politik ihrem Ende zuging und die Diplomatie weitere, kühnere Bahnen einschlug, welche dann doch zum Ausgangspunkte zurückkehrten, d. h. zunächst das persönliche Interesse obenan stellten. Die Reaktion trat sofort ein. Die Volksseele erwachte, in Zuckungen stellte sich dieses Erwachen dar, aber dann drängte es weiter in die Bahnen der Neubelebung und des Strebens, bei der nahenden Neugestaltung berücksichtigt zu werden. Es beginnt das stumme Ringen des Volkslebens und neu erwachten Volkswillens mit den Theorien der Diplomatenschulen, welche in Italien ihre erste Ausbildung erfahren. Nur wenn es gelang, die Kluft der geistigen Bildung zwischen den führenden Klassen und dem Volke zu überbrücken, konnte man auf einen gesunden Erfolg rechnen. Doch daß die Entwicklung zu diesem Punkte, dem letzten und einzigen Hebelpunkte hindrängte, erkannte man, wie wir sehen werden, nicht.

Der Sturm Karls des Kühnen auf die Rheinlande und die Antwort aus dem Volke darauf hätten den Weg zeigen können, der zu beschreiten war; statt dessen aber hören wir aus dem zurückgebliebenen Teile des Volkes, aus den Adelskreisen heraus die Meinung laut werden, „wenn man vom Volk Geld erlangen wolle, möge man es durch Predigt und Ablaß zusammenbringen.“ Wohl stand die Bildung des Adels dem Ideenkreise der Landbevölkerung noch am nächsten, aber indem man das Volk sich selbst überließ und nach den Lehren halbverdauter Theorien zu behandeln suchte, drängte man es von selbst in die Arme der „Volksbeglücker“.

Ein solcher war Johann Böhaim, ein junger Mann aus dem Dorfe Helmstadt im Taubergrund, der in der Mitte der siebziger Jahre eine mächtige Bewegung in die Landbevölkerung des mittleren Deutschland hineinbrachte. Er war Hirte und begann seit dem Jahre 1476 mit seinen Reden an den gemeinen Mann in dem an der Tauber gelegenen Dorfe Niklashausen. In ihnen geißelte er die Verkommenheit der Menschen, namentlich der Priesterschaft, predigte gegen den Luxus, verdammte geistliche und weltliche Herrschaft. Der Kaiser war ihm ein Bösewicht und mit dem Papste war es auch nichts. Von der Verwerfung aller Herrschaft kam er zu einer rohen Darlegung kommunistischer Lehren, in denen die Idee von der allgemeinen Brüderlichkeit ausgesprochen wurde. Er griff auf die alten Markrechte zurück: Wald, Wasser und Luft, das Wild, die Fische und Vögel in ihnen sollten allen gemeinsam sein; Zölle, Zinsen, Steuern, Zehnten gab es in dem neuen Reiche so wenig wie Frondienste. Das alles waren nur Ideen, die damals bereits allgemeiner verbreitet waren und im Volke umgingen, und so erklärt sich der großartige äußere Erfolg des Hirten, der ganz Mitteldeutschland zur Wallfahrt nach Niklashausen trieb. „Man hörte ihn um so lieber, je mehr er die geistlichen Freiheiten und die Herrschaft der Fürsten anzugreifen und herunterzusetzen sich herausnahm.“ Die Bewegung nahm mit der Hinrichtung des „Propheten“ zu Würzburg ein vorläufiges Ende. Sie war ein Zeichen der Zeit. „Nur eine weit vorgeschrittene geistige Trennung der oberen Schichten der Gesellschaft vom niederen Volk konnte diesen Bewegungen ihre ausgeprägten Züge geben, aber wie weit der Riß geworden war, offenbart sich erst durch die Stellung, welche jene bei solchen Gelegenheiten einnahmen.“ Zuerst nahm man den Gewinn, den eine solche Bewegung dem Gnadenorte brachte, dankend in Empfang und dann verbrannte man den Urheber. Gothein folgert richtig, daß in solcher Thatsache, daß ein Schwärmer

wie Böhaim, anstatt in die Laufbahn zum Heiligen in diejenige zum Ketzer gedrängt wurde, ein bedenkliches Zeichen zu erblicken sei, ein Zeichen, welches die Schwäche und den Abfall der Kirche von ihren eigensten Grundsätzen offen darthue. Man nahm sich nicht die Mühe, nach den bewegenden Ursachen zu sehen, sondern empfand bloß das Unbehagliche einer Bewegung, welche über die engen Grenzen der eigenen gewohnten Thätigkeit hinausgriff und eine Verbindung suchte mit den bewegenden Ideen der ganzen Zeit. „Zurück“ — so hieß die Antwort, welche das Volk sich von den oberen Schichten holte; es ist stets dieselbe, die immer wiederkehrende in einer mit ständischen Privilegien und Vorurteilen gesättigten Gesellschaft.



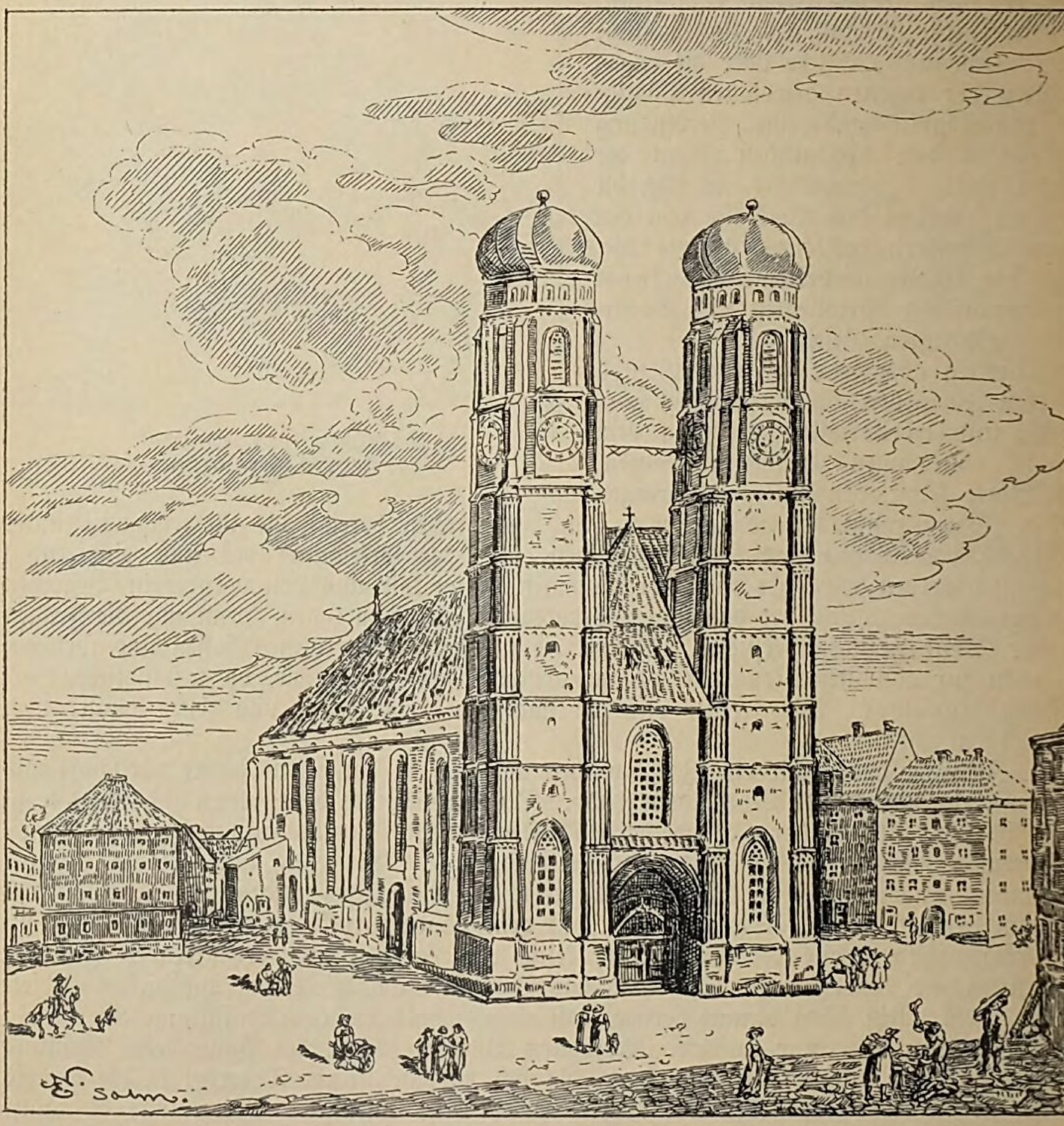
Schloß Würzburg im 15. Jahrhundert. Nach Münsters Kosmographie.

Allseitig aber war das eine Gefühl, daß ein Fortgehen auf den Bahnen ständischer und territorialer Zersetzung dem bereits vollkommen zerfallenen Ganzen, dem Volke selbst, den Untergang bringen müsse. Hier mußte etwas geschehen, und wir sahen bereits die Reformpartei unter Berthold von Mainz ihre Arbeit beginnen. An die Erkenntnis des nun einsetzenden Prozesses werden wir aber nicht herankommen, wenn wir uns von vornherein Begriffen gefangen geben, welche der damaligen Staatsauffassung fern lagen, wenn wir die Fragen in der Weise zu lösen versuchen, daß wir sie in begrenzten Formen fassen und forschen, ob man zur absoluten Monarchie, ob zur aristokratischen Oligarchie, ob zu ständischer Verfassung hinwollte? Wir fragen vielmehr nach dem, was war, und sehen dann, was daraus entsteht?

Zunächst haben wir ein Volk, welches noch tief in der alten Naturalwirtschaft und den mit ihr verknüpften Lebensideen steckte. Die alten Werte behaupteten sich noch, trotzdem in den Städten und Handelsgesellschaften bereits die Entfaltung zu den vorgeschrittensten Resultaten der Geldwirtschaft hindrängte. Es fehlte auch da an der genügenden Ausbildung der Mittelstufen, welche beiderseits vor dem Hinaustreten ins Extrem gehütet hätten. So blieb man auf dem Lande zurück, man beschränkte sich auf die altgewohnte Weise der Produktion, keine verbessernden und verstärkenden Faktoren kamen da zur Anwendung. Daß man das Bedürfnis nach Belebung auf diesem Gebiete fühlte, geht allein schon daraus hervor, daß eben damals die erste Entfaltung einer landwirtschaftlichen Litteratur einsetzte. Aber aus Büchern schöpft der Bauer seine Kenntnis nicht, und einer langen Zeit bedarf es, bis sich wissenschaftliche Theorien in die Praxis umsetzen. Dieser große Teil des Volkes hatte keine eigentliche Vertretung; es zählte nicht. Seine Vertretung war höchstens eine indirekte durch den Adel, durch die Fürsten, durch die Städte. Jeder Versuch vom Reiche aus, mit diesen Massen des Volkes in direkte Verbindung zu treten, es zur Uebernahme von Lasten für das Reich zu bewegen, mußte naturgemäß von dem jeweiligen Landesherrn als ein Versuch empfunden werden, ihn und sein Volk auseinanderzubringen.

Zwischen dem Volke und dem Reiche standen dann die Landstände, die Verwaltungsorgane der Städte, die adeligen Herren und die Fürsten selbst. Auf diese Mittelglieder also hätte man zurückgreifen müssen, wenn man für das Reich etwas wollte. Jeder Reformversuch hätte damit beginnen müssen, diese Mittelglieder für eine große allgemeine Politik von neuem zu befruchten. Und diese Brücke fand man nicht. Wollte Maximilian

eine kräftige äußere Politik, so war die Anschauung der Reformpartei unter Berthold, daß eine solche nur möglich sei, wenn man zuerst im Innern eine feste Ordnung schaffe. Dieses Ordnungsschaffen aber war wiederum unmöglich, wenn man die lange Arbeit verschmähte, das Volk als solches für diese Ordnung heranzuziehen und heranzubilden. Nach dieser Seite aber verschloß sich Berthold vollkommen, und Maximilian betrat auch diesen Weg mehr als Abenteurer, als ein von wirklich nationalen Gedanken beseelter und für nationale Größe arbeitender Staatsmann.



Die Stifts-Pfarrkirche zu unseren lieben Frauen in München. Ende des 15. Jahrhunderts.
Nach einem alten Kupferstiche im K. Nationalmuseum in München.

Wenn wir nun auf die Entwickelung des Reformwerkes etwas näher eingehen, werden wir erkennen, daß alle Mitarbeiter oder Gegner den Standpunkt vertraten, den sie nach ihrer und ihrer Landesteile bisheriger Entwicklung allein vertreten konnten. Schon der Umstand ist bemerkenswert, daß auf dem ersten Reichstag des neuen Königs eine Partei hervortritt mit einem fertigen Plan zur Reichsreform. Diese Reichsreform aber hing in der Luft. „Wie der ‚gemeine Pfennig‘ unmittelbar an das ‚Reich‘ als die Gesamtheit der Reichsunterthanen anknüpfte, so sind es bei dem Reichsrate auch nicht

die Reichsstände, die ihre Vertreter in das oberste Reichsorgan entsenden, sondern das Gesamtreich nach territorialen Gruppen wählt die Reichsregierung." Die Schweiz, Oesterreich und Böhmen sind aus diesen territorialen Gruppen ausgeschieden. Der König findet noch, wenn auch in beschränktem Maße, seinen Platz über dem Reichsrate. Dieser selbst also spitzt sich nach oben zu der Gewalt des Monarchen zu und erfährt seine Erweiterung nach unten in den Reichsständen, an welche bei sehr wichtigen Angelegenheiten zu appellieren ist. Maximilian wies diesen Entwurf zurück, der allerdings neben ihm dem kurfürstlichen Kollegium eine bedeutende Machterhöhung brachte. Er träumte von Wiederherstellung der alten Kaiserherrlichkeit. Der Landfriede, das Kammergericht, die jährlichen Reichsversammlungen, der „gemeine" Pfennig waren das einzige, worüber man sich einstweilen einigermaßen einigte. Für den Landfrieden hatte das Volk Verständnis und Sympathie, vom Kammergericht verstand es nichts, und man gab sich nicht die Mühe, es über die Bedeutung desselben aufzuklären, die jährlichen Reichsversammlungen erwiesen sich bald als eine Unmöglichkeit und infolge ihrer Schwerfälligkeit als ein Hemmnis, der gemeine Pfennig aber war dem Volke verhaßt. Es sah nicht, was damit geschehen sollte.

Bezeichnend und interessant ist die Haltung der bayerischen Landstände dem Beschlusse einer Reichssteuer gegenüber. Berthold hatte in seinem Entwurfe auf die Mitwirkung der Landstände verzichtet. Diese zeigten ihm nun, daß sie noch da waren. Aus München kam die Antwort, „da nicht sämtliche zur Landschaft gehörige versammelt seien, könnten sie in einem so unerhörten Handel auf keinen Fall Antwort geben; aber selbst, wenn sie beisammen wären, so würde auch dann noch, ohne eine Versammlung der Landleute aller Stände des ganzen Hauses Bayern (also auch der Pfalz) nicht Endliches beschlossen werden können; da doch alle Fürsten nur ein Haus bilden und alle Sonderung und Ungleichheit in so unerhörten Dingen sorgfältig vermieden werden müsse." Wir erkennen, wie hier die Gesamtpolitik des wittelsbachischen Hauses, wie wir sie seit einigen Dezennien verfolgten, das Bewußtsein von einer Gemeinschaft des bayerischen Stammes wieder belebt hat. Dieser erste Widerstand aber konnte die Reformatoren nicht abwendig machen von ihrer Idee. Bald aber erfuhr man, daß hinter den Ständen der einzelnen Landesteile das Volk, „der gemeine Mann" stand. Noch zurückhaltender und vorsichtiger antworteten die Stände von Landshut. Hier berief man sich zunächst darauf, daß Georg der jüngste der bayerischen Fürsten sei und es ihm nicht zustehe, die Initiative zu ergreifen. Auf eine abermalige Aufforderung aber gab die Landschaft die Erklärung ab: „Wo die zu Worms fürgenommene Ordnung durch die Fürsten und sämtliche Stände des Reichs in allen Punkten vollzogen würde, und auch die älteren Fürsten des Hauses den Pfennig anlegen, so wolle die Landschaft sich halten, wie es ihnen nach des Landes Notdurft unverweislich ist." Keiner also will mit dem verhaßten Steuerprojekte den Anfang machen.

Wenn man immer wieder den Vorwurf erhebt, daß sich in den Einzelterritorien der nationale Gedanke so schwer habe Bahn brechen können, so muß man doch im Auge behalten, daß ein solcher nur durch nationale Großthaten erzeugt und lebendig erhalten werden kann. Wo oder wann aber waren solche vom Reiche geleistet worden? Nicht durch, sondern im Gegensatz zum Reich war es in den Territorien und Städten zu einer hohen Blüte gekommen, einer Blüte, welche das Staunen aller wachrief, welche von außen nach Deutschland hereinkamen. Und wenn es auch mit dieser Entwicklung jetzt zu Ende ging, wenn man auch allwärts bereits die Unruhe zu fühlen bekam, die einem notwendig gewordenen Umschwung vorangeht, so wirkte doch das Trägheitsgesetz in der einmal eingeschlagenen Richtung noch soweit, daß an eine plötzliche Umkehr nicht zu denken war. Dann aber braucht man nur auf die Verschiedenheit der Auffassung von nationaler Ehre und nationalen Thaten, wie sie sich bei Maximilian und Berthold von Mainz ausspricht, hinzuweisen, um das Mißtrauen des Volkes gegenüber den nun in Aussicht gestellten nationalen Großthaten zu verstehen. Wenn man etwas wollte von der großen Allgemeinheit, hätte man zuerst daran denken müssen, auf was man selbst Verzicht zu leisten habe. In den oberen Schichten war aber von Verzichtleisten gar nicht die Rede. Die Kurfürsten suchten ihre Macht auf Kosten des Königtums zu vermehren, dieses selbst zeigte sich absolut nicht geneigt, auf irgend etwas, am allerwenigsten auf den alten romantischen

Gedanken der Welthegemonie, zu verzichten; die Fürsten dachten nicht daran, diesen beiden Faktoren etwas von ihrer Machtfülle zum Opfer zu bringen, und so ging es fort bis hinab zum letzten Bauer, der seine Ruhe sich nicht mochte verdrießen lassen. Warum hätten die Landstände etwa anders denken sollen, sie, die man gnädigst beiseite schob und an denen dann zuletzt doch der Unmut der Fürsten wie des gemeinen Mannes sich würde ausgelassen haben? Wenn man auch nicht zugeben konnte, daß die Landstände in letzter Linie über die Reichsgesetzgebung zu entscheiden haben, so war es doch sehr fraglich, „ob gerade das Gebiet der Reichshilfen das geeignete war, um eine Macht herauszufordern, die sich bisher zwar teilnahmlos, aber doch nicht gerade hinderlich verhalten hatte.“ Die letzte Stelle aber, woran alles scheiterte, war der Abstand des Volkes von seinen oberen Kreisen. Wir müssen immer wieder darauf hinweisen, daß der Bildungsunterschied ein zu großer war, daß das Volk nicht verstand, zu welchem Zweck es sich hätte in Unkosten stürzen sollen, und daß man sich von oben keine Mühe gab, es darüber aufzuklären. Man wollte einen Mechanismus, keinen Organismus, in welchem das Volk selbst die treibende Kraft, sein Herz den Leben gebenden und Leben erhaltenden Faktor gebildet hätte. Daß aber gerade Niederbayern so zurückhaltend war, wird uns aus der einfachen Betrachtung der Thatsache verständlich, daß man hier so gut wie in Kärnten und anderswo einsah, wie eine direkte Besteuerung der Bauern die wirtschaftliche Thätigkeit derselben hemmen mußte. Von den Renten des Bauern aber lebte der Adel, und Niederbayern war ein Adels- und Bauernland.



Zimmermeister Heimeran.

Bildnis des Zimmermeisters, der 1468—1488 erbauten Frauen-Stiftskirche zu München. Nach einem alten Stich im K. Nationalmuseum in München. Das Original befindet sich seit 400 Jahren in der Frauen-Stiftskirche zu München.

Bis zum Jahre 1500, da der Reichstag zu Augsburg zusammentrat, war man denn auch an leitender Stelle vollkommen davon überzeugt, daß so nicht weiter zu kommen war. Und während nun Maximilian allmählich daran ging, seine alte Methode, die uns wie ein „nationalökonomischer Raubbau“ erscheint, schwunghaft zu betreiben, indem er das Volk plötzlich mit Reden und Manifesten überfiel, um es fortzureißen und zu Zahlungen geneigter zu machen, stellte man auf dem Reichstage selbst den Versuch an, das Volk durch gewisse bestehende Mittelinstanzen zu sich herüberzuziehen. Man hielt an dem Grundsatz von der Beteiligung für das ganze Volk fest, sah aber von der Steuer in Geldform ab und bestimmte nur, daß je eine Gemeinde (also die natürliche Körperschaft), die man auf 400 Besitzer durchschnittlich berechnete, einen Mann auszurüsten habe. Die Verteilung der einzelnen Abgaben dazu blieb der Gemeinde überlassen. Das Volk sah jetzt, was mit dem Gelde geschah, und zeigte sich williger. Eines aber übersah man wieder. Berthold von Mainz drang auf demselben Reichstage mit seinem lange vertretenen Antrage der völligen Geheimhaltung der Reichstagsverhandlungen durch. Er verzichtete auf das einzigste und bedeutendste Mittel, das Volk zur Teilnahme an der Politik heranzuziehen und bestimmend auf die öffentliche Meinung zu wirken. Wir werden

sehen, daß dieses Mittel von Maximilian sofort aufgegriffen wurde. So sah man sich andrerseits genötigt, da man auf Belehrung verzichtete, auch hier der Auffassung des Volkes ein Zugeständnis zu machen. Der „Türke", der Religionsfeind, erscheint an der Spitze der Motive, welche die allgemeine Hilfe nötig machten. Man umwickelte eine rein ökonomische Angelegenheit mit einem mystischen Schleier und forderte die Pfarrer auf, das Volk von den Kanzeln herab zu bearbeiten. Auf diese Aufforderung, den „Türkenpfennig" zu bezahlen, hatten die Landstände von München bereits 1497 die Antwort gegeben, das römische Reich sei schon öfter von Ungläubigen und andern Feinden bedroht gewesen und glücklich davongekommen, deshalb brauche man die deutsche Nation nicht mit Reichssteuern zu plagen, während die Landshuter meinten, „sie könnten nicht finden, daß sie um ihrer Antwort willen als die, die gemeine Christenheit unfördern, geachtet seien." Die religiöse Ummäntelung der gefaßten Beschlüsse erreichte denn auch trotz allen Spottes, der gegen den Kurfürsten Berthold sich erhob, in Augsburg den Höhepunkt. Opferstöcke wurden aufgestellt in allen Kirchen, Gebete für den Landfrieden angeordnet, und Berthold fügte noch einen Ablaß hinzu. Dahin war man gekommen, seit man sich entschlossen hatte, die eigene Meinung dem Volke geheim zu halten. So mußte man auf die Meinung des Volkes eingehen und entzog damit allem ökonomischem Streben die reale Unterlage.



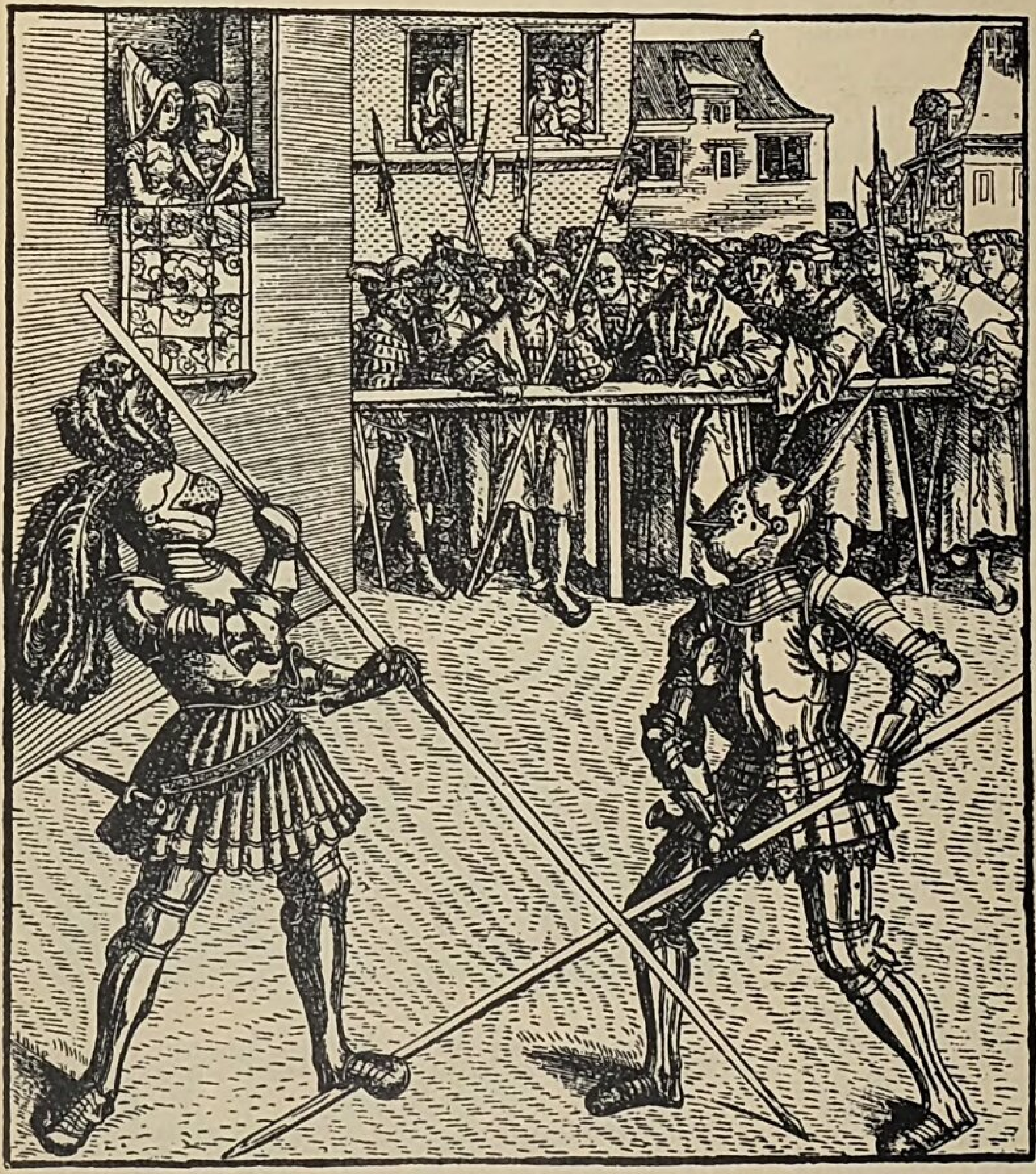
Jörg Baukoffen von Holzbach. (Soll auch Gangkofer von Halspach heißen. Siehe „Sighart, Gesch. der bild. Kunst im Königr. Bayern".)

Bildnis des Maurermeisters, der 1468—1488 erbauten Frauen-Stiftskirche zu München. Gest. am Montag nach St. Michelstag 1488 und in der Kirche begraben. Nach einem alten Stich im K. Nationalmuseum in München. Das Original selbst befindet sich seit 400 Jahren in der Frauen-Stiftskirche zu München.

Sah man sich hier in die Gefolgschaft des Volksglaubens hineingezogen, so geriet man anderseits vom Volke hinweg durch die Errichtung des „Nürnberger Reichsregiments." „Die Durchführung des Wormser Beschlusses, sämtliche Reichsstände jährlich zu versammeln, hatte sich als undurchführbar erwiesen. Indem man den Gedanken doch festhielt, versuchte man es mit einer Reichsversammlung von größerer Beweglichkeit." Man bildete einen Reichstagsausschuß, der jedes Vierteljahr erneuert werden sollte, das Reichsregiment. In demselben bildet der König den obersten Reichsstand. Das Königtum steht nicht mehr über oder außerhalb des Regiments, sondern in demselben. Es kam nun darauf an, ob Maximilian sich zur Mitarbeit bereit finden ließ. Wenn er dies that, konnte er es sehr leicht dahin bringen, den Kopf, das lebende Haupt des Körpers in Wirklichkeit zu bilden; wenn er es nicht that, mußte er bald zu einem minderwertigen Gliede herabsinken, und letzteres geschah. Bertholds Entwurf gab dem Könige die Gelegenheit, „die ihm angewiesene Machtsphäre in schöpferischer Kraft zu erweitern." War auch die alte Idee von der obersten Autorität stark beschnitten, so war das kaum ein Verlust, da das Königtum diese Macht schon lange nicht mehr besaß. Der Beweis, ob die monarchische Gewalt oder die ständisch-republikanische die stärkere war, blieb in der Zukunft zu führen. Maximilian trat diesem neuen Entwurfe scheinbar bei; er kannte das Mittel, welches binnen kurzem die Undurchführbarkeit desselben erweisen konnte: die Versagung der Mitarbeit.

Dadurch erhielt das ständische Element das Uebergewicht, dieses drängte nach Verwirklichung, die königliche Machtsphäre war verletzt, der König damit seines Wortes entbunden und frei wie zuvor. So mußte es kommen und so kam es.

An der Spitze des Regiments stand der König. In seiner Abwesenheit präsidierte sein Stellvertreter, mindestens ein Graf oder Freiherr. Das Regimentskollegium bestand aus 20 Mitgliedern, den 6 Kurfürsten (Böhmen blieb ausgeschlossen), den weltlichen Fürsten mit einer, den Grafen mit einer, den Reichsstädten mit zwei, dem gesamten Reichsgebiet, geteilt in sechs Reichskreise, mit sechs Stimmen; dann den geistlichen Fürsten mit einer, den österreichischen Erbländern mit einer, den burgundischen Gebieten mit einer und den Prälaten mit einer Stimme. Ein Kurfürst mußte immer anwesend sein. Es ist klar, daß die kurfürstliche Macht überwog. Sechs Bischöfe und sechs Reichsfürsten erhielten die Fähigkeit zur Teilnahme am Regiment und bildeten mit diesem bei wichtigeren Angelegenheiten das „verstärkte“ Regiment. Ueber dieses hinaus erweiterte sich dasselbe zum allgemeinen Reichstag. Die Stellung des Regiments zum Könige war eine beigeordnete, nicht untergeordnete. Der König selbst war dem Regiment verpflichtet. Die Kompetenzen des Regiments erstreckten sich demgemäß über alles: über die Reichsfinanzen, die innere Politik, die oberste militärische Gewalt, die äußere Politik und die richterliche Gewalt. So bildeten die Reichsstände die Träger der obersten Gewalt, sie übertrugen dieselbe an das Reichsregiment. Die Wandlung schien sich zu vollziehen. „Das Königtum, einst das ‚ganze Reich‘ repräsentierend, dann gleichwertig neben das ‚Reich‘ tretend, war jetzt daran, im Begriffe des ‚Reiches‘ aufzugehen.



Kaiser Max zu Fuß kämpfend. Aus dem Weißkunig.

Das war eine ganz schöne Theorie, welche nur eines übersah, was sich bisher noch nicht entwickelt hatte: dem Königtum, als abstraktem Begriffe, stellte sich das Königtum, als Persönlichkeit, in den Weg. Für ersteres hatte das Volk gar kein Verständnis, während es dem letzteren zufiel. Und diese Persönlichkeit hieß Maximilian. Er trat nun der ins Extrem forteilenden Entwicklung einzelner Volkskreise entgegen. Man geriet mit dieser Theorie in Widerspruch mit dem ganzen Werden der Zeit, und wie „ein ausgesprochenes Unbehagen gegenüber jeder Schwärmerei als einer unfreien Form des Denkens und Willens, ein Widerwille gegen eine Agitation mit blind nachahmenden Massen“ diese Zeit durchzieht, „deren auszeichnende Merkmale die Wertschätzung des Individuellen, die

Ausbildung einer ganz neuen Art des Bewußtseins und der Zurechnung sind", so versuchte man hier dieses ganze Werden auf den Kopf zu stellen, das Individuelle zu übersehen und beiseite zu schieben und ein abstrakt Allgemeines als Herrscherin über dasselbe emporzuheben. Es ist das Gegenextrem, in welches man hier verfiel. Den vermittelnden Weg, das Individuum als solches mit allen seinen Eigentümlichkeiten und Fähigkeiten in den mittelbaren Dienst der Allgemeinheit hineinzuziehen, fand man nicht, konnte man nicht finden. So blieb der Gegensatz des abstrakt Allgemeinen mit dem extrem Persönlichen nach wie vor bestehen, die verbindenden, lebendigen Fäden zwischen beiden erkannte man nicht. Das Reichsregiment fuhr binnen zwei Jahren in die Grube, die lebendige Persönlichkeit lebte fort. Es mußte so kommen.

Für uns aber ist es wichtig, erkannt zu haben, wie man nach einer Verbindung, nach einer Umkehr aus der extrem individuellen Entwicklung, welche zum Bankerott führen mußte, suchte. Ueberaus lehrreich ist es dabei zu sehen, wie die damals ansetzende Entwicklung, die in ihren ersten experimentellen Versuchen scheiterte, theoretisch bis heute nicht zum Abschluß gekommen ist. Denn wenn sich solche Doppelanschauungen ergeben, wie sie in modernen Geschichtsbüchern zu Tage treten, muß man einfach sagen, die Frage ist in ihrem Kerne theoretisch noch nicht bewältigt.

In Janssens Geschichte des deutschen Volkes erscheint ein Maximilian als der nationale Held, der fortwährend Unrecht leidet, dessen bestes Wollen an dem Widerstand der oligarchischen Bestrebungen der Kurfürsten scheitert. Es ist zunächst zu bemerken, daß wir mit ständischer Verfassung, Oligarchie und absoluter Monarchie nichts zu schaffen haben. Das sind feste Begriffe, welche man in eine Entwicklung, die noch im vollen Flusse steht, in dieser Weise nicht hineintragen kann. Sie sind deshalb auch nicht die Ziele, zu denen man bewußt hinsteuert. Was damals von der einen oder andern Seite erstrebt und geschaffen wurde, war ein direktes Produkt des individuellen Lebens und der Verschiedenheit der vorangegangenen Entwicklungen. Bis man diese Produkte mit so umfassenden und doch scharf begrenzten Namen belegen kann, bis aus diesen Einzelentwicklungen ein Allgemeines herauswächst, welches in sich das Lebendige dieser Einzelentwicklungen vereinigt und dadurch erst zum Allgemeinen wird, bedarf es noch einer sehr langen Zeit. In diesen Wortstreit treten wir also nicht ein. Ein anderes aber ist die Darstellung Maximilians als Nationalhelden. Sie ist nur das Erzeugnis eines vaterländischen Gefühls, das im Kampfe mit romanischer Gedankenschulung stecken blieb. Janssen läßt sich von diesem Helden, der in der gleichen Lage war, vollkommen bereden. Er glaubt ihm und seinen idealistischen Mitrednern alles. Den halbromanischen Charakter des Romantikers erkennt er nicht. Die litterarischen Stimmführer der Nation sahen mit Maximilian nur rückwärts. Aus der Vergangenheit holten sie ihre Rezepte für die Zukunft. Sie trugen in ihrem Herzen das Bild der alten Kaiserherrlichkeit, und je mehr man von ihrer Seite dahinausdrängte, um so weiter geriet die individuelle Entwicklung Deutschlands ins andere Extrem, in das Extrem über ein ständisches Regiment hinaus in die Bahnen der ständischen, hier in erster Linie kurfürstlichen Sonderinteressen. Maximilian versagte sich der Mitarbeit an der Herstellung der neuen Ordnung. Daß man dahin kommen konnte, ihn lediglich als Ehrenpräsident einem ständischen Regiment vorzusetzen, dankte er seiner eigenen negativen Haltung. Wenn wir aber einmal zurückschauen, so sehen wir auch weiter zurück in Zeiten, da unverfälscht deutsche Töne an unser Ohr bringen. Wir rufen uns die Zeiten eines Heinrich I ins Gedächtnis. (Vgl. Bd. I 414 f. 421 ff.) Damals konnten wir von einer nationalen Regeneration der durch romanische Ideen ins Chaos geführten deutschen Entwicklung reden. Und diese durch den Wiedereintritt der Sachsen in die deutsche Geschichte neu belebte Opposition hatte sich fortentwickelt, sie war in die Erscheinung getreten unter den Saliern, als sie der romanischen Idee der Weltherrschaft zusteuerten (vgl. Bd. I 568 ff. 598 ff.), unter Otto von Nordheim und Lothar, unter den Welfen, Heinrich dem Stolzen und Heinrich dem Löwen. Immer wieder hatte sie den Versuch gemacht, Bayern mit fortzureißen, bis nach dem Sturze Heinrichs des Löwen und der Ermordung Herzog Ludwigs I von Bayern die Wittelsbacher in die Bahnen der Staufer einlenkten. Dann hatte sich diese Idee zu



Heerpauker und Trompeter des 15. Jahrhunderts.

Diese Art von Trompeten kommen Ende des 14. Jahrhunderts auf und erhielten sich bis gegen die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts. Die Fähnchen daran waren gemalt oder gestickt, gewöhnlich mit den Emblemen des Heerführers oder Lehensmannes. Trompeten und Trachten nach Vorbildern in der Bibliothek zu Troyes.

verwischen begonnen. Papsttum und Franzosentum flossen zusammen, das deutsche Königtum flüchtete nach dem germanischen Osten: Oesterreich, Meißen (Adolf von Nassau), Böhmen. Von hier versuchten es die Erben der Staufer, die Wittelsbacher, loszulösen, aber ihr Schwanken zwischen Osten und Westen, ihre Hinneigung zu Schwaben, dem deutschen Norden und Nordosten und dem Süden ließ sie zu keiner Befestigung ihrer Macht kommen. In dem Kampfe gegen den Romanismus erlag Ludwig der Bayer, wie Ruprecht in dem Kampfe gegen Frankreich und die halbfranzösischen Luxemburger. Wieder nach Böhmen und von Böhmen nach Oesterreich zu Habsburg — so war der Gang der Entwicklung. Böhmen schüttelte den goldenen Zaum ab, es rang sich zu nationalem Selbstleben empor trotz der romanischen Fessel, in die man es zu schlagen versucht. An dem slavischen Osten fand es den Rückhalt, den es in diesem Kampfe bedurfte. Oesterreich hatte ein egoistisches Stillleben geführt, ihm fiel die heimatlos gewordene Kaiserkrone wie im Traume zu, und als es nun in den Kampf um seine Existenz getrieben wurde, versuchte es die magische Macht des goldenen Reifs zu verwerten. Wo ist der nationale Gedanke? Wo jene mächtige, charaktervolle, alles mit sich fortreißende Auffassung von der ihm zugefallenen Aufgabe bei Habsburg? Aus seinem eigenen Vorleben hatte sie sich nicht entwickelt, und was sich jetzt davon zeigte, war ein Traumgebilde, welches ohne Verbindung mit dem realen Leben dem Gehirn eines Romantikers entstammte. Die Romantik, die altromanische Weltauffassung erfaßte Maximilians Geist und trieb ihn in Bahnen, welche er für nationale ausgab. Was national war, wird sich zeigen, wenn der Romantiker, der Halbromane, dem Ganzromanen Platz macht. Dann oder nie wird jene altsächsische Opposition erwachen, die sich in der Stille an der nationalen Erhebung Böhmens gestärkt, die sich emporrankte an der harten Arbeit des deutschen Bürgertums und ihre Waffe scharf erhielt in dem Kampfe gegen den slavischen Osten. Und wenn sie erwacht, wird wie einst von

den sächsischen Bauern unter Otto von Nordheim die nationale Flut rückwärts drängen ins Reich herein, und wie damals die deutschen Städte des Westens der Mut zum Selbstleben erfaßte, so wird nun der nationale Geist überall da das Echo wecken, wo man zu einem bewußten Selbstleben im Laufe der Zeit gelangt war, wo sich unbewußt deutsche Art erhalten hatte.

Jene reale Grundlage der nationalen Stimmung war vorhanden. Sie erscheint in den Schriften und Reden der Humanisten, wie in den Volksliedern, sie trat zu Tage in der Erhebung gegen den Burgunder Karl den Kühnen, und sie zu erfassen versuchten sowohl die politischen Reformatoren wie Maximilian. Beide aber umfaßten sie nicht. Die ständisch einseitige Entwicklung hielt die Reformatoren zurück, die halbromanische Abstammung und territoriale Vergangenheit des habsburgischen Machtgebietes verdunkelte das Verständnis Maximilians für diese Stimmung. Alles, was er in rastloser Thätigkeit erreichte, floß jenem realen Boden zu, dem er entstammte, seiner Familie und seinem österreichischen Partikularstaate. Diese Thatsache erkannte man und sie erweckte ihm die Opposition, der er zu begegnen hatte. Wohl kannte er die Macht der nationalen Ideen, „er konnte sich ihnen bis auf einen gewissen Grad hingeben", aber sie blieben ihm stets Mittel zum Zweck, und dieser Zweck war seiner scharf ausgeprägten Persönlichkeit gemäß in erster Linie stets ein persönlicher. Das, was wir heute „Chauvinisten" nennen, fiel ihm natürlich bei seinen patriotisch verbrämten Auslassungen sofort zu. „Von dem Beruf der Deutschen zur Herrschaft in Europa, war er tief durchdrungen" (Gothein), aber in dem Sinne, wie diese Herrschaft sich nach der Anschauung seiner Anhänger bethätigen sollte, war sie ein durchaus chauvinistischer Gedanke. Von jener wirklich deutschen Denkungsart eines Heinrich I oder Konrad II war in Maximilian sehr wenig zu spüren. Der romanische Gedanke des Cäsarentums, ein dem deutschen Geiste vollkommen fremder, aufgedrungener Begriff, hatte seinen Sinn erfaßt und trieb ihn von jeder ernsthaften andauernden Arbeit, von „jeder Hingabe an eine leitende Idee, an eine einzige Sache, wie sie dem wahren Staatsmann nötig ist," zu politischer Abenteuerei, die nirgendwo eine Grenze der eigenen persönlichen Willkür sieht und die ganze Welt nur als Staffage zur Hebung der eigenen persönlichen Größe betrachtet. Diese Persönlichkeit voll fließenden Lebens ist eine der interessantesten der deutschen Geschichte geworden. Aber ein Heer von 100000 Landsknechten und stets gefüllte Kassen fehlten ihr. Maximilian würde nicht wie Heinrich III dabei stehen geblieben sein, die deutsche Kirche bis zur Tiber auszudehnen, sondern sein Verlangen nach der dreifachen Krone wäre verwirklicht worden.



Landsknecht unter Herzog Albrecht IV von Bayern eine Handbüchse (Halbhaken) abfeuernd.

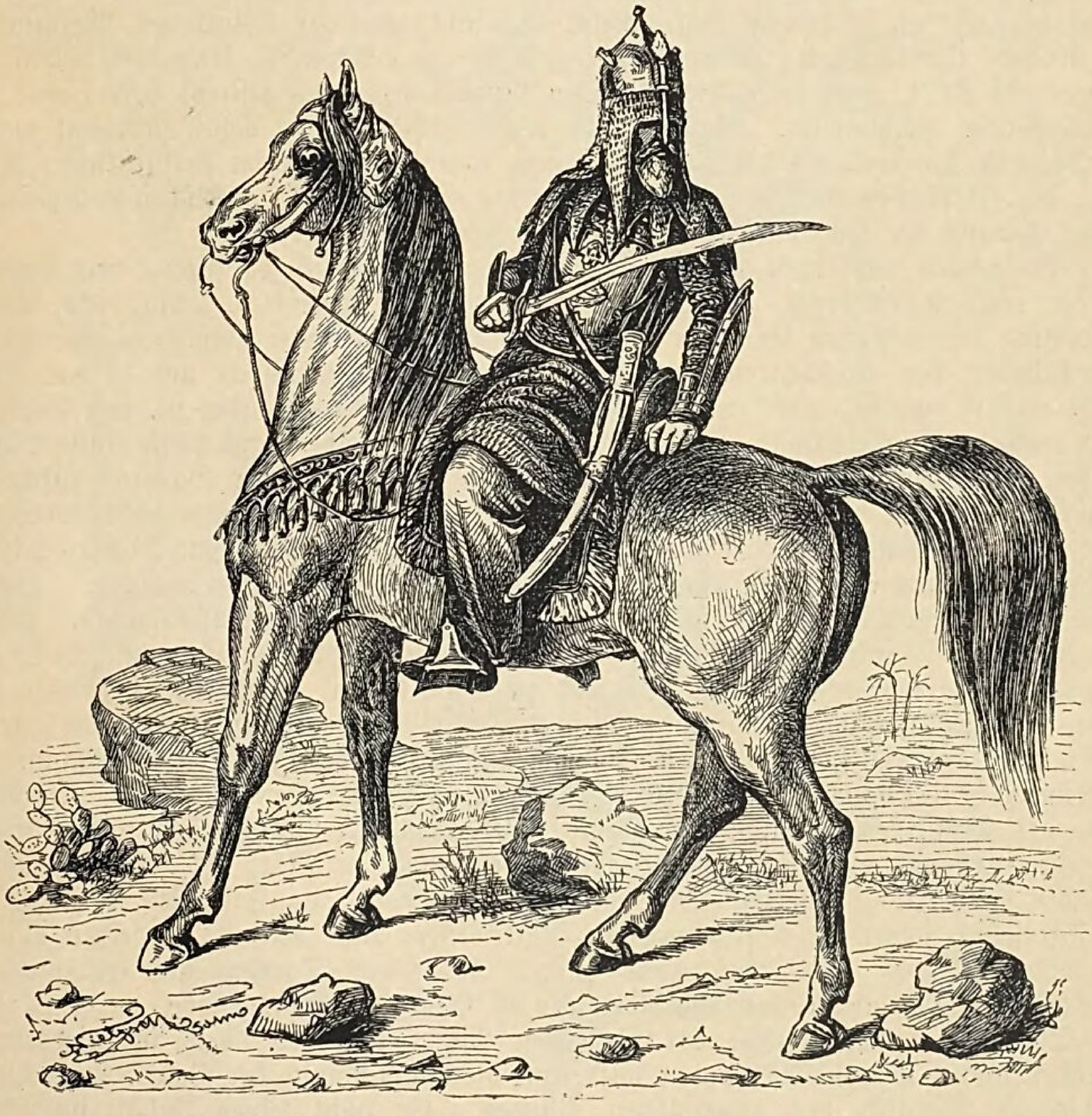
Daneben eine Handbüchse mit Schwammschloß, sowie der mit Eisen beschlagene hölzerne Ladestock und etliche zurechtgeschnittene Holzschwammstückchen. Das Rohr der Büchse war gegossen und gebohrt. „Gegossen und geporet recht", heißt es in den Zeugbüchern Maximilians I, die zu obiger Abbildung benutzt wurden.

Deutschland würde alles, was es schon mehrfach erlebt, noch einmal, noch vollständiger und diesmal in einer Persönlichkeit erlebt haben, wozu in früheren Zeiten ein Otto III, ein Heinrich III, ein Friedrich II ein ganzes Leben gebraucht. Maximilian würde es den andern Nationen überlassen haben, sich von dem deutschen Rom loszusagen, die Reformation, die Kirchentrennung wäre gekommen so oder so; an ihr führte kein Weg mehr vorbei. Deutschland lehnte diese Anerbietungen ab, und so schwenkte denn Maximilian ein. Was ihm das imaginäre Ganze nicht bieten konnte, suchte er bei den einzelnen zu erreichen. Indem er das Interesse dieser einzelnen mit dem seinigen verband, erlangte er den persönlichen Einfluß, der ihm bisher versagt blieb. Aber der Erfolg war daher auch kein rein persönlicher mehr.

Alles war in vollem Flusse, und wir erkennen wohl, daß eine Festlegung dieser Bewegung unmöglich war. Aber vielleicht hätte sich der Strom regulieren lassen. In der Weise aber, wie man die Dinge anfaßte, ging es nicht. Was man in den einzelnen Kreisen von den neuen Bestrebungen dachte, zeigte sich namentlich an einigen hervortretenden Thatsachen. So kümmerten sich die Niederlande nicht um Maximilians persönliche Gereiztheit gegen Frankreich und schlossen, obgleich unter Maximilians eigenem Sohne Philipp, der seit kurzem der Gemahl der spanischen Juana war, mit Frankreich einen selbständigen Frieden. (1498.) In Geldern wie in der Pfalz fand man es nicht für nötig, die alte Freundschaft mit Frankreich zu kündigen; in Schwaben dachten die Städte an Auflösung des Bundes, nur die Reichsritterschaft hielt ihn noch zusammen; und schließlich widersetzten sich die Eidgenossen allen theoretischen und praktischen Experimenten und entschlossen sich, in den letzten Kampf um ihre Freiheit und Selbständigkeit einzutreten. Im Kampfe gegen den schwäbischen Bund und Habsburg vollendeten sie das Werk, welches sie gegen Karl den Kühnen so ruhmreich begonnen hatten. Herzog Albrecht von Bayern wurde gegen sie zum Reichsfeldhauptmann ernannt. Er kam gar nicht zur Aktion. Erinnerte er sich vielleicht, wie im Kampfe Bayerns gegen das Reich die Eidgenossen ihm Neutralität versprochen? Der Bund erwies seine militärische Schwäche vollkommen; in zehn Gefechten blieben die Schweizer Sieger. Der König eilte herbei und sah sich um so mehr zum Frieden gezwungen, als in der gleichen Zeit die Franzosen über die Alpen gezogen waren und Mailand erobert hatten. Am 22. September 1499 gab der Friede zu Basel den Schweizern ihre Unabhängigkeit vom Reiche.

Wir erkannten dann, wie der Reichstag zu Augsburg (1500) es noch weniger zu einer Einigung brachte. Aeußerlich trat man zusammen, aber innerlich stand man einander ferner denn je. Auf der einen Seite wurde die Reichsverwaltung ganz im Sinne der Reformpartei eingerichtet, auf der andern stellte man dem König ein Reichsheer nach seinem Sinne zu Gebote. Albrecht IV von Bayern wurde auch diesmal wieder zum Reichshauptmann erhoben. Der König hoffte, die Unterstützung des Reiches zum Kampfe gegen Frankreich in Italien zu gewinnen. Aber die Reformpartei begann statt zu rüsten, zu unterhandeln. Die äußere Politik beherrschte die Verhandlungen der jungen Einrichtung in erster Linie, und Maximilian trieb alsbald von der kaum eingenommenen Stellung ab. Er verstand es nicht, sich mit ganzer Kraft einer schwierigen Aufgabe zu widmen. So kam es zum Abschlusse eines Waffenstillstandes mit Ludwig XII von Frankreich, dem das Reichsregiment obendrein die Belehnung mit Mailand in Aussicht stellte. Für Maximilian gab es nunmehr nur noch einen Weg, die ihn hindernde Behörde zu vernichten. Er schloß Frieden mit Frankreich zu Trient (13. Oktober 1501) und sagte ihm seinerseits die Belehnung mit Mailand zu. Das Reichsregiment war beiseite geschoben. Es hatte nicht die Macht, sich zur Geltung zu bringen, und so vollzog sich unaufhaltsam sein Verfall. Aus Mangel an Besoldung gingen die Beisitzer des Reichsgerichts und Reichsregiments auseinander. Die Emanzipation des Königs vom Regiment in der französischen Frage, in seinen Unterhandlungen mit andern Mächten, in der Zulassung der päpstlichen Legaten zur Jubiläumsverkündigung trieb andrerseits die Emanzipation der Kurfürsten vom Reiche empor. Sie traten dem Könige nun als eine geschlossene „Kurfürstenpartei“ in den Weg. In Gelnhausen kamen die Kurfürsten am 30. Juni 1502 zusammen und schlossen ihren Bund. Maximilian beschuldigte sie

des Hochverrats. Er arbeitete auf anderem Wege. An das Volk gingen seine Manifeste, er bemächtigte sich der Kreuzwunder und der dadurch erregten Stimmung des Volkes, um sich als Gottgesandten, als Helfer aus der Not, als Türkenbesieger hinzustellen. Die bußfertige Aufregung des Volkes sollte ihm die Mittel zu seinen Plänen liefern, wie er Beschlag legte auf die eingegangenen Jubiläumsgelder. Den obstinaten Kurfürsten gegenüber drohte er, „etwas ins Werk zu setzen, dessen man sich zu ihm nicht versehe.“ Während man auf der einen Seite glaubt, Maximilian habe an ein Bündnis mit den Türken gedacht, mit dem er Frankreich bereits gedroht hatte, meint man andrerseits, der König habe mit Hilfe der Grafen und Ritter das Fürstentum bemeistern und das Reich



Arabisch-türkischer Reiter. Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts.

Der Helm hat statt Visier einen Streifen Maschenpanzerung, der das Gesicht bis zur Nase wie ein Schleier bedeckt. Der Brustharnisch besteht aus zwei vierseitigen Platten, die durch Maschenpanzerung verbunden sind. Auf Helm und Brust sind Plättchen mit Gebetsprüchen aus dem Koran angebracht. Die Arme sind (der rechte Arm immer) von einem Handschuh mit langer Stulpe geschützt, der linke trägt den Rundschild. Beine und Füße sind unbeschützt. Die Rüstung steht im Kaiserlichen Waffen-Museum zu Zarskoje-Selo.

umgestalten wollen. Wir halten beides für möglich; denn wie er sich damals abmühte, zugleich mit der Organisation seiner Landsknechte und seiner Artillerie eine Reiterei zu organisieren, geht aus dem merkwürdigen Plane hervor, neben den schwäbischen Bund den Bund der Ritter, die St. Georgengesellschaft zu stellen. Bei der Errichtung des schwäbischen Bundes betonten wir bereits, daß er das nicht war, was Kaiser Friedrich eigentlich wollte. Er war eine in sich selbst beruhende Organisation mit eigener Autonomie, und durch sein Wachstum entzog er sich bald dem habsburgischen Uebergewicht. Jetzt

wandte sich Maximilian nur an den Adel, ihn wollte er ganz in seine Hand bekommen, um mit ihm seinen Zug gegen die „Türken“ über Rom antreten zu können. Seinem Sohne Philipp gegenüber sprach er sich deutlicher aus. Da war der Franzose immer noch der „Türke“, gegen den Maximilian in erster Linie zu Felde wollte. Wie er sich die religiös-politische Erregung des Volkes zu nutze machte, erklingt aus der Antwort der rheinischen Bauern, welche im Bistum Speyer den „Bundschuh“ aufwarfen und sich zu einer Gesellschaft zusammenthaten, um alle fürstliche Obrigkeit und Herrschaft abzuthun und allein Maximilian als Haupt anzuerkennen. In all diese phantastischen und romantischen Pläne trat nun mit realer und überwindender Macht der bayerisch-pfälzische Erbfolgekrieg ein und machte den Abenteuereien ein Ende. Wie Maximilian sich selbst zu ihm stellte, geht daraus hervor, daß er geneigt war, dieses Ereignis „vor der öffentlichen Meinung als eine störende Unterbrechung seiner größeren Pläne zu erklären“. Und doch brachte ihm gerade dieser Krieg, was er bisher mit allen Mitteln vergebens erstrebt hatte: eine große und allgemeine Popularität. War man in kurfürstlichen Kreisen dahin gedrängt worden, die Absetzung Maximilians ins Auge zu fassen, so trat nun diesem kurfürstlichen Machtgelüste das Mißtrauen der Fürsten immer stärker entgegen. Bei geistlichen und weltlichen Fürsten gewann der Habsburger eine Reihe hervorragender Freunde.

Wir wollen nicht nach den Gründen forschen, welche Herzog Georg von Landshut von der einst mit Albrecht gemeinsam verfolgten Bahn ablenkten. Mag sein, daß die Erschöpfung in sinnlichen Genüssen und das Sinken zu geistiger Impotenz Georgs Haß gegen Albrecht, den glücklicheren und überlegeneren Vetter, entzündete und so das Gleichgewicht aufhob, welches einst zwischen beiden geherrscht. Gewiß aber ist, daß Georg mit seinem Hasse nicht allein stand, daß er in der Entwicklung beider Landesteile einen Bundesgenossen fand, der stark genug schien, die Lösung der Frage über Bayerns zukünftiges Geschick noch einmal der Zukunft zuzuschieben. Genug, der Bruch war vollkommen, und Georg faßte den Entschluß, da er ohne männliche Nachkommen war, seine Tochter Elisabeth als Erbin einzusetzen und sie einem pfälzischen Wittelsbacher zu vermählen. Das bedeutete die Beiseiteschiebung der nächsten Erben, Albrechts IV und Wolfgangs. Es war eine jener Proben fürstlicher Willkür, wie sie in der Landshuter Linie nichts Seltenes waren und auch in Georgs Leben genügend zu Tage traten. Am 19. September 1496 wurde das diesbezügliche Testament abgefaßt. Elisabeth ward zur Erbin und zur Gemahlin einer der pfälzischen Prinzen, Ludwig, Ruprecht oder Friedrich, bestimmt. Am 10. Februar 1499 kam es in Heidelberg zur Hochzeit der Erbin mit Ruprecht, dem dritten Sohne des Kurfürsten Philipp. Im Jahre 1501 adoptierte Georg seinen Schwiegersohn, um dessen Erbrecht also noch fester zu begründen, und im März des folgenden Jahres bestimmte er bereits, daß Landshut, Schloß und Stadt, im Falle seines Todes dem Schwiegersohne sofort zu übergeben sei. Mit diesem Akte betraute er seinen Hofmarschall Sigmund von Frauenberg zum Haag, Adam von Törring und Erasmus von Seiboltsdorf. Der niederbayerische Adel also ist Georgs Bundesgenosse.

Diesem Zusammenschlusse der fürstlichen Macht und des Adels in Niederbayern gegenüber finden wir in Oberbayern wiederum die alte Richtung der Politik eingeschlagen. Albrecht ist Mitglied des schwäbischen Bundes. Er sucht seinen Anhalt im Westen. Zugleich aber drängte ihn Georgs Willkür zum Bunde mit dem Habsburger. Das neue, das vereinigte Bayern also soll aus diesem Bunde Wittelsbachs mit Habsburg hervorgehen. Der älteste und stärkste Rivale Wittelsbachs soll der zurückgehaltenen Entwicklung Bayerns zu neuem Aufschwung verhelfen. Aber Habsburg ist nicht mehr die alte ostdeutsche Macht, welche in der Vertretung des deutschen Elementes gegen Osten ihre Hauptaufgabe erblickte, sondern Habsburg ist gealtert, die Einflüsse des Westens haben seine Politik verändert. Romanische, in ihrer Unmöglichkeit jetzt vollends zur Romantik entartete Ideen haben das Wesen dieser Macht ergriffen, und diese Macht, welche der natürlichen Entwicklung in Deutschland wie eine reaktionäre im Wege stand, erkor sich nun Albrecht zum Bundesgenossen. Ein verhängnisvolles Element, welches sich da der Neubildung des bayerischen Volkswesens von Anfang an beimischte.

Am 23. Mai 1497 stellte Maximilian dem Münchner Herzoge die urkundliche Ver-

sicherung aus, daß ein Vermächtnis Georgs zu Ungunsten Albrechts ungültig sein sollte. Im Jahre 1501 begann man zu rüsten. Der Adel strömte dem Landshuter Hofe zu und hielt ihn auf der eingeschlagenen Bahn, während Albrecht mit dem schwäbischen Bunde sein Bündnis erneuerte. Wolfgang Kolberger, der sich von unten emporgearbeitet hatte, Reichsfreiherr und Kanzler Georgs geworden war, wurde gestürzt und eingesperrt — ein stets sich wiederholendes Ereignis, wenn der bisherigen Herrschaft des Emporkömmlings eine privilegierte Clique gegenübertritt. Im September 1503 erkrankte Georg.



Denkmal Herzog Georg des Reichen und seiner Gemahlin in der Schloßkapelle zu Burghausen.

Die Katastrophe schien zu nahen. Ruprecht erschien als Statthalter Georgs in Ingolstadt, bemächtigte sich Landshuts und Burghausens, und als die Bürgerschaft von Ingolstadt die Huldigung verweigerte, erhielt sie von Georg drei adelige Hauptleute. Am 1. Dezember 1503 ist Georg zu Ingolstadt gestorben. Sein Tod wurde fünf Tage geheimgehalten und erst am 9. Dezember wurde die herzogliche Leiche in Landshut beerdigt. Damit erreichte die Landshuter Linie der Wittelsbacher ihr Ende. Das südliche Blut, welches ihr wie der Ingolstädter Linie beigemischt worden war, verzehrte die Lebenskraft dieser beiden Linien auf das schnellste. Durch Ausbrüche glühendster Leidenschaft

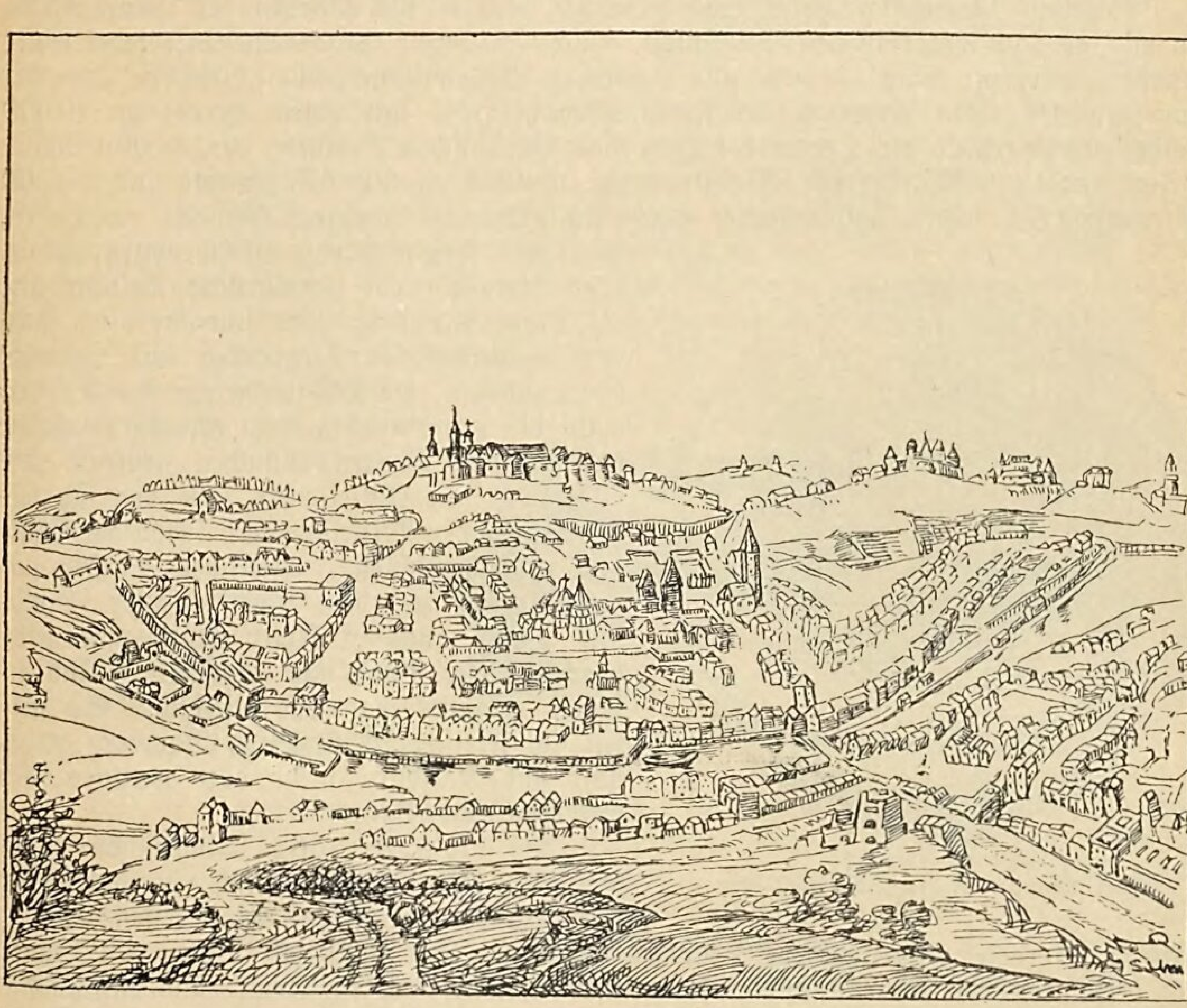
zuerst, dann durch allmähliche sinnliche Versumpfung waren diese beiden Zweige rasch entlaubt worden, und neben diesen Erscheinungen traten uns diejenigen fürstlicher Willkür als natürliche Begleiter oft genug vor Augen.

Von den wittelsbachischen Brüdern in München lebten nur noch Albrecht und Wolfgang. Sigmund war im Februar 1501 gestorben. Die beiden wurden nun von König Maximilian in Ulm sofort mit Georgs Erbe belehnt (9. Dez. 1503). Wäre Maximilian damals frei gewesen, er würde den Streit der Wittelsbacher wohl noch in ganz anderer Weise zu seinen Gunsten ausgenützt haben. So blieb ihm nur übrig, die Notlage Albrechts zu Zugeständnissen zu mißbrauchen. Schon in diesem einzigen Falle zeigt sich, wie sehr man von ständischer Seite recht hatte, dem Könige ein unabhängiges Rechtsinstitut an die Seite zu stellen. Jetzt ward er nach dem Zerfall des Reichsregiments und des Kammergerichts noch einmal „als der lebendige Brunnen des Rechts" betrachtet, und da zeigte sich denn zur Genüge, mit wie trübem Wasser dieser Brunnen ging. Bei allen Rechtsverhandlungen, die nun begannen, blieb dem Könige sein eigenes Recht, „sein merkliches Interesse" in erster Linie lebendig.*)

Als nun am 13. Dezember 1503 der Landtag in Landshut, den noch Georg berufen hatte, zusammentrat, zeigte sich sofort, daß die Stimmung des Landes keine einheitliche war. Den Adel trieb es zur Aufrechthaltung der Trennung in Bayern. Seine ganze bisherige Entwicklung hielt ihn in dieser Bahn, und so stärkte sich Ruprecht in ihm und durch ihn. Der Krieg mußte kommen; die Führer des niederbayerischen Adels, „die Frauenberg, Closner, Seiboltsdorf, Töring, Laiming, Preising", machte man an Albrechts Hof für denselben verantwortlich. Elisabeth, Georgs Tochter und Ruprechts Gemahlin, war der lebendige Mittelpunkt, um den sich die niederbayerische Ritterschaft sammelte, der ein Ruprecht natürlich infolge seiner ritterlich-glänzenden Erscheinung ein angenehmerer Herr sein mußte, als ein Albrecht IV. Hatte dieser doch schon fortwährend mit dem Adel seines bisherigen Landesteiles im Konflikt gelegen. Der Landtag wählte eine Regentschaft, in der natürlich der Adel das Uebergewicht besaß. Ruprecht erkannte dieselbe sofort an, Albrecht später, und so blieb der Austrag des Handels einer rechtlichen Entscheidung des Königs überlassen. Der also hätte nur zu bestätigen brauchen, was bereits geschehen war: die Belehnung Albrechts mit Georgs Landen. Statt dessen unterhandelte er mit Ruprecht, versprach diesem ein Dritteil des Landes und die Hälfte alles Getreides, Geschützes und Hausrates und bot ihm selbst seine Unterstützung an für den Fall, daß er sich mit dieser Abfindung zufrieden gäbe. Natürlich, dem Reiche konnte es ja einerlei sein, wer in seinen Stücken regiere, ob aber ein Volksstamm in seiner natürlichen Entwicklung dadurch gefördert oder gehemmt würde, danach fragten diese „Patrioten" nicht. Diese Kurzsichtigkeit war die erste Folge der Entwicklung zur „Persönlichkeit", von der wir oben sprachen. Ruprecht wies Maximilians Vorschläge zurück. Er besaß den Schatz der reichen Herzoge und wußte, daß Geld in einem solchen Falle eine lebendige Macht sei. Anfangs Februar 1504 fanden sich die Parteien am königlichen Hofe zu Augsburg ein. Die langwierigen Verhandlungen brachten kein Ergebnis. Am 17. Februar trat die niederbayerische Landschaft zusammen, und in sie drang nun Maximilian, *seine* Ansprüche, die mittlerweile sich erweitert hatten, in erster Linie anzuerkennen. Der Landshuter Landschaftsausschuß gab am 30. März die Antwort, daß er die vom Könige verlangten Gebietsteile demselben reservieren wolle. Und nun mußte auch Albrecht nachgeben. Am 2. April willigten er und Wolfgang in die Abtretung des königlichen „Interesse". Diese Abtretung umfaßte unter anderm den Erlaß seiner Schulden, welche Maximilian bei Herzog Georg gemacht hatte, dazu Bargeld an Steuern, dann die Aufgabe sämtlicher neueren Erwerbungen Bayerns in Schwaben (Grafschaft Kirchberg, Stadt und Herrschaft Weißenhorn, Mauerstetten und Puch, Obernhausen, Pfaffenhofen bei Ulm,

*) Janssen läßt auch hier Maximilian als Patrioten erscheinen, der sich über die Vernichtung „der gemeinen Satzungen und des Rechtes des heiligen Reiches" durch Kurfürsten uud Fürsten beklagt, und doch trieb gerade der unehrliche Makler Maximilian, der Albrecht bereits belehnt hatte, durch Unterhandlungen mit Ruprecht diesen erst recht zur Halsstarrigkeit und zu der falschen Hoffnung, daß ihm für den Teil, den man ihm *anbot*, durch herzhaften Widerstand vielleicht das ganze Erbe zufallen könne.

den Wörther und Weißenburger Forst und die Wörther Auen, Anteile der Markgrafschaft Burgau, die Rechte auf Ellerbach, die Vogtei über Kloster Königsbrunn). Wir wissen, daß gerade in diesem Wachstum sich Bayerns neu erwachtes Leben dokumentiert hatte. Der Verzicht bedeutete also nichts weniger, als einen vollen Verzicht auf ein glückliches Gedeihen in der Zukunft. Damit aber war es noch nicht genug. Trat die wittelsbachische Macht zurück, so sollte Habsburg auf ihrem Boden ernten. Nicht Deutschlands, Oesterreichs und Habsburgs Wohlergehen war für Maximilian der einzig faßbare, weil allein reale Begriff. Was darüber hinausging, war Phantasiewerk. Und so schob denn Maximilian seinen Fuß vor auf Gebietsteile, von denen Bayern Habsburg in zähem Kampfe ferngehalten, um welche Oesterreich Jahrhunderte lang immer wieder vergeblich

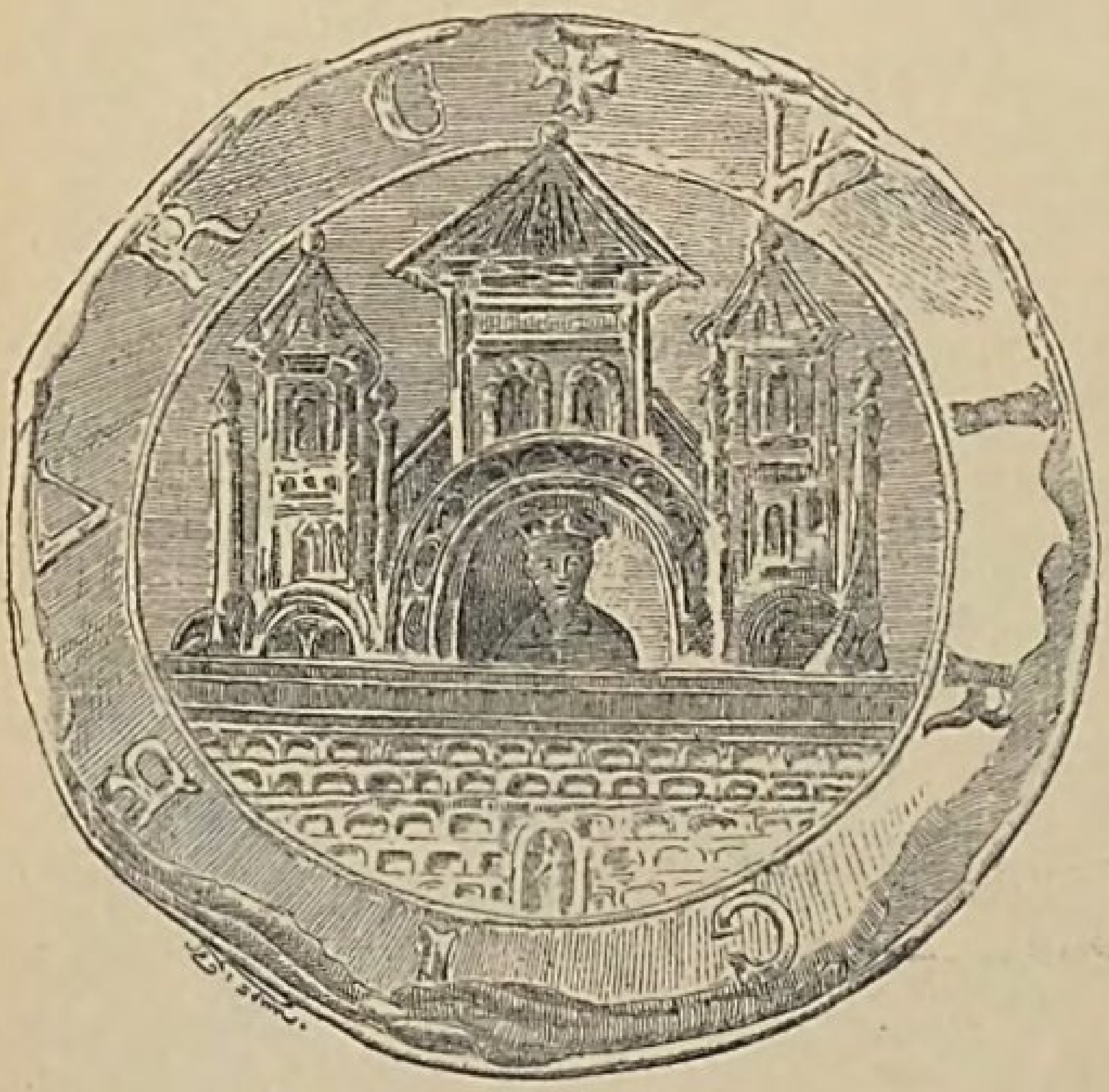


Salzburg um 1500. Nach Münsters Kosmographie.

gerungen hatte. Die Herrschaft Spitz, die Vogtei über die Stifter Passau und Salzburg und das Kloster Formbach, die Juden in Regensburg, mehrere Schlösser an Inn und Donau, dann vornehmlich die Herrschaft Kitzbühel, das Zillerthal, die Aemter Rattenberg und Kufstein ließ Maximilian sich von Albrecht versprechen. Es waren gerade die letzten Gebiete, welche infolge des Aufschwungs der Bergwerke den Landshuter Herzogen den Schatz so wohl gefüllt erhalten hatten, und sehen wir, wie mit der Verschließung dieser materiellen Quelle für Bayerns Herrschaft Oesterreich Fuß faßt in Salzburg, Passau, Regensburg, so wissen wir, daß Bayern von nun an mit Oesterreich um seine Existenz wird kämpfen müssen. Denn diese enge Umschnürung Bayerns im Westen, Süden und Osten durch eine Macht konnte nichts anderes zur Folge haben, als daß Bayern entweder vollkommen verzichtete auf ein selbständiges Leben oder daß sich dieses Leben Bahn brach und die Ketten lockerte, in welche man es hatte schlagen wollen. Die

Situation ist vollkommen klar. Habsburg wird, nachdem es Bayern zu seiner sogenannten Wiedervereinigung verholfen hat, diesem geeinigten Bayern als erster und mächtigster Gegner gegenüberstehen. Und wenn die Kaiserkrone bei Habsburg bleibt, so wird Bayerns Fortentwicklung über Habsburg in den direkten Gegensatz zum Reiche geraten. Die Trennung und Spaltung des deutschen Lebens ist Thatsache geworden. Was sich so lange vorbereitete, eine Entwicklung, die wir von Station zu Station zu verfolgen imstande waren, wird nun zum Ergebnis, mit welchem die künftige Entwicklung Deutschlands rechnen muß. Wollen wir das ominöse Wort „Schuld", welches für den Geschichtschreiber nicht existiert, hier dennoch aussprechen, so ist die Schuld sehr gleichmäßig verteilt, und keiner darf einen Stein aufheben, ohne gewärtig zu sein, daß er auf ihn zurückfliegt.

Nachdem Maximilian hatte, was er wollte, trat er für Albrecht ein. Ruprecht — und das gereicht ihm trotz der Selbstsucht, welche in hohem Grade eine Triebfeder seines Handelns war, zur Ehre — hatte alle Vorschläge Maximilians, alle „Geschäfte" von der Hand gewiesen. So versprach der König Albrecht Hilfe mit einem Heere von 10 000 Mann, zudem erhielt der Herzog die Hilfe des schwäbischen Bundes, der 14 000 Mann zu Fuß und 1200 Reiter stellte, Württembergs, welches 2—3000 Fußknechte und 2—300 Reiter versprach. Hilfe hatten ferner gegen Pfalz zugesagt Landgraf Wilhelm von Hessen, Markgraf Friedrich von Brandenburg, Pfalzgraf Alexander von Zweibrücken-Veldenz und die Stadt Nürnberg. Es sind die alten Gegner Friedrichs des Siegreichen und Ludwigs von Landshut, die sich in diesem Bunde abermals die Hand reichen. Im Markgrafenkriege freilich blieb Bayern-München neutral, jetzt bildete es den Mittelpunkt, um den sich das im Grunde den Wittelsbachern feindliche Bündnis zusammenschloß. Positiver Nutzen floß nur Albrecht zu, dem Lande, seiner Familie und damit auch in letzter Linie ihm selbst brachte dieser Bund nur Nachteile. Und im Lande erkannte man das vielfach. So stellten sich Freising, Würzburg, Bamberg, Eichstätt und Salzburg mehr oder weniger offen auf Ruprechts Seite.

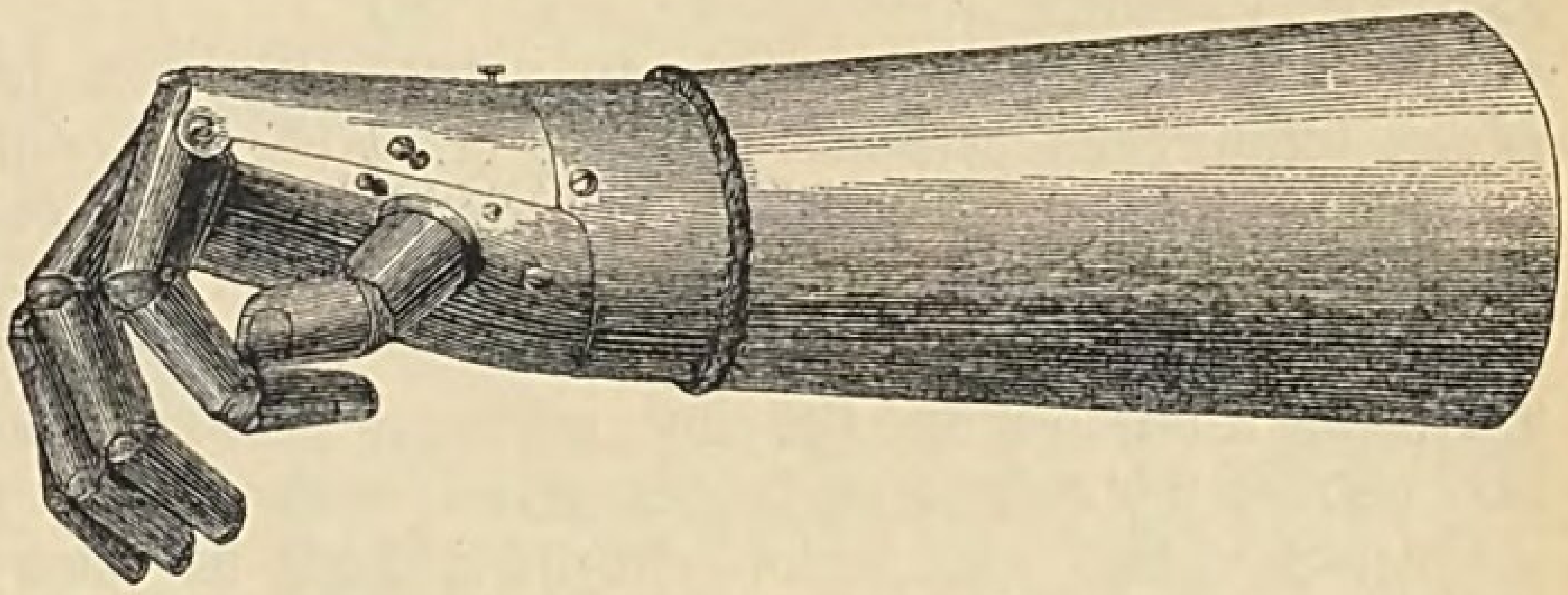


Siegel von Würzburg.
Nach dem Abdruck im K. Reichsarchiv in München.

Am 17. April 1504 schlugen die Pfälzer los. Wir wollen höflich sein und Frau Elisabeth ihr männliches Einschreiten, das in offizieller Sprache „Vertragsbruch" lautet, nachsehen. Das natürliche Recht, von Frauen stets verstanden und am rücksichtslosesten verfochten, war auch ein Grund und entschuldigt das Vorgehen des mutigen Weibes. Sie drang an jenem Tage auf das Landshuter Rathaus und zwang die Bürger zur Huldigung. Ebenso fiel Burghausen in die Hände der Pfälzer. Bis zum Inn zogen dann Ruprechts Scharen. Dingolfing, Landau, Osterhofen und die Städte an der Rott fielen in seine Gewalt. Nur Braunau hielt sich. Die Antwort von königlicher Seite war die sofortige definitive Belehnung Albrechts und Wolfgangs mit Georgs Landen (23. April) und die Verhängung der Acht über Ruprecht und seine Anhänger. (4. Mai.) Das Landshuter Oberland huldigte den Münchenern, das Unterland, das eigentliche Adelsland, hielt bei Ruprecht aus. Nun begann die alte entsetzliche Kriegführung: keine Schlachten, nur Gefechte und Verheerungen des armen Landes. In welcher Stimmung ein großer Teil der Bevölkerung war, zeigt die Thatsache, daß man durchweg mit dem augenblicklich Stärkeren ging. Die Begriffe jener Rechte, die da verfochten und auf solche Weise verfochten wurden, verstand die Bevölkerung nicht. Sie suchte ihr Interesse durch ihr Vorgehen zu wahren. Ihrem Interesse und nur ihrem Interesse dienten aber ebenso alle die andern fast ausnahmslos. Das geht hervor aus den Rebellionen der Truppen, wie sie in beiden Heeren erfolgten und manchmal

das Leben der Hauptführer selbst bedrohten; das geht hervor aus der Thatsache, daß alle Teilnehmer am Kampfe sich zuerst die ihnen in Aussicht gestellte Beute zu sichern suchten. Der krasse Egoismus herrschte allenthalben, von einem gemeinsamen Interesse des Volkes an der Zusammenhaltung seiner Kraft wußte man fast nichts mehr, und wenn irgendwo, so zeigt sich hier das Resultat der bisherigen territorialen, lokalen und sozialen Entwicklung: in die Lüge und den Irrtum der Selbstsucht verstrickt, kämpfte einer gegen den andern, und indem er ihn traf, traf er sich indirekt selbst, denn Bruderblut war es, was da floß; und alle, die da kämpften, kämpften gegen das eigene Land, gegen die Heimat, in der sie geboren.

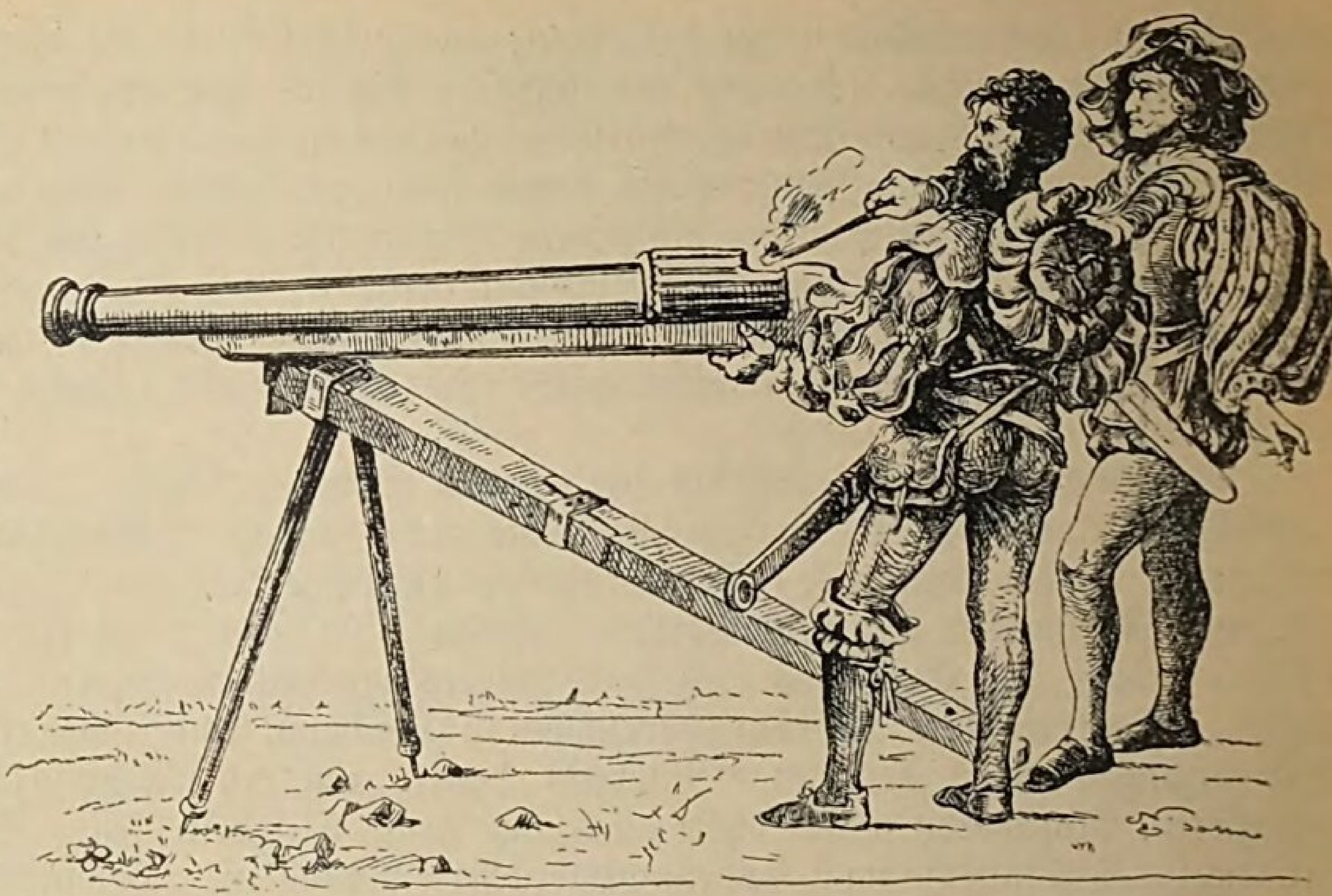
So ging der Krieg fort bis tief in den Sommer hinein. In einem Treffen bei Landshut verlor Götz von Berlichingen seine rechte Hand. Waffenstillstandsverhandlungen führten zu keinem Ergebnis. Dann kam die pfälzische Kur zur Sprache, bei deren Erledigung Maximilian auf neue Vorteile rechnete. Da aber zeigte sich bereits die Grenze, bis zu welcher der Egoismus des Habsburgers vordringen konnte. Die Kur blieb bei Pfalz. Krankheit und Aufruhr herrschten in Landshut und ihnen und den furchtbaren Anstrengungen erlag der junge Ruprecht bereits am 20. August 1504. Das war ein Ereignis. Einstweilen aber hielt alles an Frau Elisabeth fest. Am 28. August fiel Braunau den Pfälzern nach heldenmütiger Verteidigung zu. Damals zeigte es sich, welche gleichgültige, eigensüchtige Stimmung sich der Bevölkerung bemächtigt hatte: 500 in Schärding aufgebotene Bauern verweigerten dem bedrängten Braunau ihre Hilfe. In der Oberpfalz, in Franken, in Schwaben und am Rhein hatte in derselben Zeit der Kampf getobt, immer ohne Entscheidung, immer nur zum Schaden des Landes. Da zogen im Juli die Böhmen heran. Der Reichtum des Pfälzers lockte sie. Erst Anfang September traten die Verbündeten zum Kampfe gegen diese neue Macht zusammen. Nun weilte der König selbst bei dem Heere, das gegen die „Ketzer“ aufbrechen sollte.



Eiserne Hand des Götz von Berlichingen.

Am 11. September lagen die Verbündeten bei Regensburg. Der Feind war nahe. Und schon in der Nacht ließ Maximilian aufbrechen. Anfangs zurückgehend stellten sich die Böhmen schließlich auf dem Wenzenberge. Und hier erreichte sie das Geschick. Ueber die Hälfte der Tapfern, die kämpften, bis ihnen der Atem ausging, fand ihren Tod. Es waren über 1600 Mann, die man in neun Gräbern zur Ruhe legte. Maximilian, Albrecht und Herzog Erich von Braunschweig waren unter den ersten im Kampfe. Aber es zeigte sich, daß sich die Tendenz des Krieges langsam verschob. Drei Tage nach der Schlacht bei Wenzenbach (vom 14. auf 15. September 1504) verschied die junge Pfalzgräfin Elisabeth in Landshut. Zwei ihrer Knaben waren ihr und ihrem Gemahle bereits vorangegangen. Es blieben nur Otto Heinrich und Philipp, für welche die pfälzischen Räte in Landshut die Regierung weiterführten. Das waren harte Schläge. Ebenso neigte sich in der Pfalz der Kampf zum Ende. Ruprechts Vater Philipp, dem namentlich der Württemberger zugesetzt hatte, schloß am 10. September einen Waffenstillstand. In Bayern dagegen wütete der Krieg fort. Aber mit dem Erscheinen Maximilians auf dem Schlachtfelde nahm er eine andere Richtung. Aus einem Kampfe für Bayern-München ward ein Kampf für das habsburgische Interesse. Da rief der schwäbische Bund seine Mannschaften ab. Der König wandte sich gegen Kufstein, und hierhin zog ihm anfangs Oktober auch Albrecht zu Hilfe. Hans von Pienzenau waltete hier in Georgs Namen als Pfleger. Im Juni hatte er das Schloß dem Könige übergeben; aber im August kamen die Pfälzer, und Pienzenau trat wieder zu ihnen über. Jetzt am 1. Oktober nahte der König und begann die Belagerung. Die Tiroler Bauern standen

für ihn auf. Eine neue Zeit bricht an. Die überaus starke Burg von Kufstein sank von Maximilians Artillerie in Trümmer. Wenzenbach und Kufstein! Es sind die beiden großen Erfolge Maximilians und seiner militärischen Neubildungen. Der Ruf der Unbesiegbarkeit des böhmischen Fußvolks hatte einen Riß bekommen, des Königs Artillerie zeigte sich stärker als die Festungen einer vergangenen Zeit. An diese positiven Thaten knüpfte sich Maximilians Ruhm, an ihnen belebte sich seine Popularität. Aber auch eine andere Erinnerung verbindet sich mit dem Falle Kufsteins. Um Gnade hatten die tapfern Verteidiger gebeten. Der König verweigerte sie. Die Gefangenen, unter ihnen Pienzenau und Wambolt, wurden der Hinrichtung bestimmt. Das traurige Werk begann. An dem Blute des Pienzenauers entzündete sich die Phantasie der Bayern. An seinem Tode setzten Sage und Volkslied an, das ihn „um aller Bayern willen" — tapfer sterben läßt. Laut und vernehmlich spricht da wieder einmal ein wärmeres Gefühl, der Pienzenauer erscheint als vaterländischer Held. Von pfälzischer Seite hat man Maximilian sein Vorgehen gegen die Gefangenen vorgeworfen. Der König suchte sich dagegen zu rechtfertigen, aber wie für ihn der lebendige Brunnen des Rechtes floß, haben wir bereits erkannt. Es ist die Persönlichkeit, welche in die Geschichte eintrat und nun ihre bisherige Knechtung in roher Leidenschaftlichkeit zu brechen begann. Das kann man verstehen und als eine notwendige Folge der bisherigen Entwicklung betrachten, wenn auch bei den einzelnen Thaten oft das Blut erstarren möchte.



Landsknechte eine Hakenbüchse abfeuernd.

Die Büchse war ca. 2 Meter lang und nahezu 30 Kilo schwer, sie wurde auf einen in 4 Teile zerlegbaren Bock gelegt und schoß Kugeln bis 116 Gramm schwer. Zur Bedienung waren 2 Mann nötig.

Der Krieg wütete fort, auch nördlich der Donau in der Oberpfalz und um Nürnberg. München und Rosenheim sogar wurden von den Pfälzern bedroht. Aber eine Erscheinung im niederbayerischen Lande fesselt unsere Aufmerksamkeit vor allem. Da geht eine Bewegung durch das Landvolk, von der wir in Oberbayern fast nichts verspüren. Die Bauern rotten sich zusammen bald hier, bald dort und ergreifen die Waffen für ihre Herrschaft. Sie sind im Bunde mit dem Adel. Auch jetzt, als Maximilian von Kufstein abzog, fand er bei Markwartstein einen Heerhaufen von 5000 Bauern sich gegenüber. Er zersprengte denselben, aber wir erkennen, wie man hier wohl fühlte, daß die bisherige Entwicklung, in welcher unbestreitbar Adel und Bauern das Uebergewicht behauptet, bedroht war, wenn es zu einer innigeren Verbindung mit Bayern-München kam. Trat doch der Widerwille dieser Vertreter einer alten Kultur gegen die Städter bei der Weigerung der Schärdinger Bauern, die Stadt Braunau zu schützen, offen zu Tage. Wir verstehen nun das wütende Fortwogen des Krieges auch nach dem Tode Ruprechts, auch nach dem Tode Elisabeths. Es ist ein Kampf zweier Kulturen, der da ausgefochten wird, und wir erkennen aus der Resultatlosigkeit des Krieges, der keine Unterwerfung des einen Teiles unter den andern, sondern nur gegenseitige Verwüstung und mit der allgemeinen Erschöpfung dann den Ausgleich brachte, daß die Entscheidung dieses Kampfes der

Zukunft abermals vorbehalten blieb. Es zeigt sich dies namentlich in dem letzteren größeren Zusammentreffen beider Parteien, in dem Kampfe um Vilshofen im Dezember 1504. Da gelang es den Pfälzern wohl unter ihren tapfern und kundigen Führer Wißpeck, die Mauern der Stadt mit ihren Geschossen zu demolieren und eine Pforte für die Stürmenden zu öffnen, aber die Städter schlugen dennoch den Sturm ab. Die Belagerung blieb erfolglos.



Die Enthauptung Johanns von Pienzenau.
Nach einem Holzschnitt von Hans Burgkmair aus „Der Weißkunig“.

Das neue Jahr brachte den Waffenstillstand. Am 9. Februar 1505 ward derselbe verkündigt. „Nach neun Monaten der zerstörendsten Kriegführung ward endlich Ruhe im Lande. Für ganz Niederbayern, die Oberpfalz und große Striche von Oberbayern die Ruhe des Kirchhofs! Viele Ortschaften waren im Verlauf des langen Feldzugs zuerst von den Pfälzern und Böhmen, dann, nachdem sie angefangen sich ein wenig zu erholen,

von den bayerischen und königlichen Truppen nochmals ausgeplündert worden. Abt Rumpler von Formbach hat uns ein erschütterndes Gemälde von den Leiden des Kriegs hinterlassen. Vom Zillerthal bis zum Fichtelgebirge wandelte eine verarmte und verzweifelnde Bevölkerung über Brandstätten und Fluren, zu deren Bestellung Kraft und Mittel fehlten. Seit den letzten Ungarneinfällen vor 550 Jahren hatte Bayern ein solches Maß der Leiden nicht mehr gekostet und noch war der Friede nicht gesichert, noch immer mußte sich das Volk auf neue Drangsal gefaßt halten." So schließt Riezler die Darstellung des furchtbaren Bruderkampfes. Wenn er aber hier zurückweist auf die Zeiten, welche mit der großen Katastrophe auf dem Lechfelde (955) ihren vorläufigen Abschluß fanden, so möchten wir noch weiter zurückgreifen und auf die Niederlage des bayerischen Adels im Jahre 907 hinweisen. Damals ward die offensive Kraft des bayerischen Stammes durch die Vernichtung seines Adels gebrochen. Bayern trat dann zurück von der Mitbewerbung um die Hegemonie in Deutschland. Der königliche Hof wandte sich nordwärts und überließ Bayern seinem Schicksal. Damals verlor Bayern die Initiative, die Macht, sein Leben selbständig zu bestimmen und selbstthätig zu entwickeln. Jetzt war es nicht anders. Der Kampf um die Vereinigung Bayerns kostete dem Volke seine besten Kräfte in dem Augenblick, da Deutschlands geistiges Selbstleben neu erwachte. In diese neue Zeit tritt Bayern vollkommen geschwächt ein. Niederbayern, das hart getroffene Land, hängt sich der Entwicklung Oberbayerns abermals hemmend an die Ferse, wie einstens zu Kaiser Ludwigs Zeiten, und wir erwarten für die nächste Folgezeit das in sich gekehrte und erst nach und nach wieder erwachende Leben eines Rekonvalescenten.

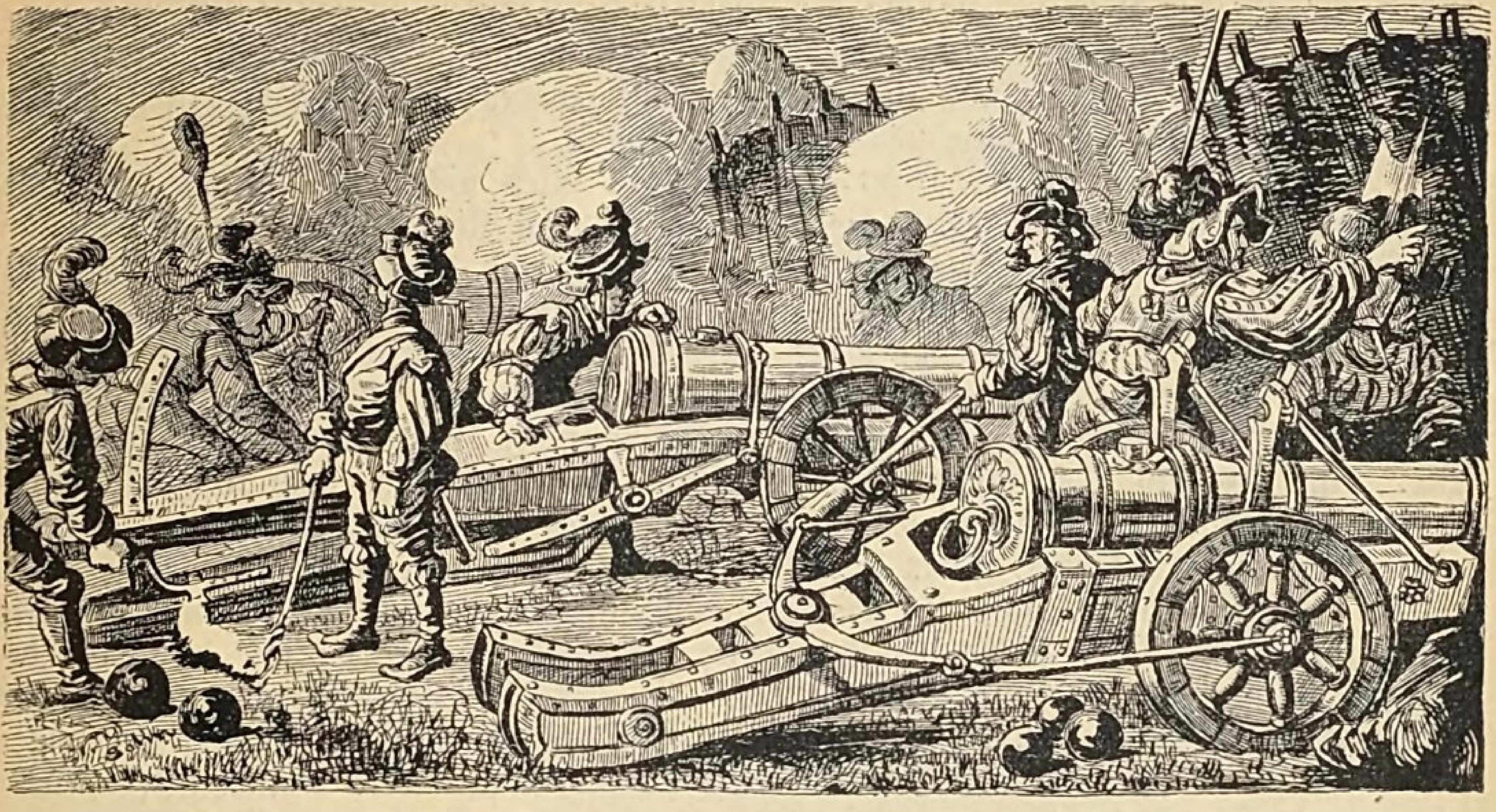
Bei dem Friedensschlusse zeigte es sich, wer in diesem Kriege gewonnen hatte. Albrecht hatte sich gerüstet gehalten, da er Maximilians kostbare Freundschaft kannte. Am 10. Februar bewilligte ihm die Landschaft abermals 4000 Streiter, die Albrecht aber aus dem Lande selbst nehmen sollte. Das Bewußtsein von der gemeinsamen, unlösbaren Existenz von Volk und Fürsten beginnt zu erwachen. Pfalzgraf Friedrich hatte für seine Neffen in Landshut die Huldigung entgegengenommen. Albrecht war entschlossen, den Usurpator hinauszujagen. Da schritt Maximilian ein. Er zeigte Albrecht an, daß er die bayerische Frage selbst entscheiden wolle. Und Albrecht mußte nachgeben, denn nichts anderes als der Kampf auf Leben und Tod mit Habsburg wäre ihm außerdem übrig geblieben.

Im Juni 1505 trat der Reichstag zu Köln zusammen. Die Landshuter Sache wurde Reichssache und mit ihr schob sich Maxilimian über alle empor. Er war der Besieger der böhmischen Ketzer; er hatte eine Popularität gewonnen, wie kaum je zuvor; um ihn standen die ritterlichen Vertreter einer jüngeren Generation; der größte Gegner der jungfürstlichen Mächte, das altfürstliche Haus Wittelsbach, war in sich zerrissen und gedemütigt. Es mußte sich widerspruchslos in die Entscheidungen des Königs fügen. Und der bestimmte den Söhnen Ruprechts die junge Pfalz nördlich der Donau. Das ganze Gebiet sollte ihnen eine jährliche Rente von 24 000 Gulden abwerfen. Nach diesem rein persönlichen und dynastischen Gesichtspunkte wurde Georgs Erbschaft behandelt. Zu den Herzogtümern Neuburg und Sulzbach wurde also der Grund gelegt. Aber wir müssen weiter sehen und uns den großen Gegensatz der Wittelsbacher gegen die jungfürstlichen Geschlechter in das Gedächtnis zurückrufen; wir müssen uns daran erinnern, daß der Landshuter Erbfolgekrieg kein Krieg zweier Wittelsbacher blieb, sondern im wahren Sinne ein Reichskrieg wurde. Und hören wir nun, daß außer dem „königlichen Interesse", außer der Ausstattung der Söhne Ruprechts im Norden der Donau, den Nürnbergern alle eroberten Orte zugesprochen wurden, daß Hessen, Württemberg, Zweibrücken, Veldenz, das Werk Friedrichs des Siegreichen fast vernichteten und sich an seinen Eroberungen schadlos hielten, daß selbst die Grafen von Leiningen, Oettingen, Ortenburg und noch viel kleinere Adelige sich an wittelsbachischem Gebiete vergreifen durften; betrachtet man so die Besitztümer der beiden wittelsbachischen Häuser als eine Einheit, so wird man gestehen, daß nur Wittelsbach verloren hatte und zwar so viel verloren, wie seit langer Zeit kein deutsches Haus. Und das alles infolge der inneren Zwietracht! Die Söhne der Sieger von Giengen und Seckenheim, die einst Bayerns und Wittelsbachs



Kampf und Sieg der Pfälzer vor Landshut, geführt von Elisabeth, der Gemahlin Pfalzgraf Ruperts, Erbtochter Georg des Reichen 1504.

Nach dem Gemälde von Barth.



Bayerische Landsknechte mit schwerem Geschütz im Feuer.
Nach Zeichnungen von Hans Burgkmair und nach dem Kriegsbuch von Fronsperger. (Georg von Frundsberg.)

Recht zum Selbstleben so nachdrücklich dargethan, vernichteten nun der Väter Werk, und es that sich jene furchtbare Kluft auf, welche von nun an die Politik der Wittelsbacher spaltete und sie für eine allgemeine positive und schöpferische Arbeit unfruchtbar machte. Bayern ist auf einen Punkt zurückgeworfen, von dem aus sein eigenes Vorwärtsstreben fast wie eine stete Negation des deutschen Gesamtlebens erscheinen muß. In der Zukunft werden wir dieses schwere Ringen bis zu seiner Wiedervereinigung mit dem allgemeinen deutschen Leben zu entwickeln und zu verfolgen haben.

Wer aber gewann? — Habsburg und immer wieder Habsburg. Maximilian konnte alles wagen. Eine Vereinigung der Wittelsbacher, die Einsicht, daß sie in einem Kampfe gegen einander die allein Geschädigten seien, war nicht zu befürchten. Und so forderte er denn von Albrecht eine Erweiterung des „königlichen Interesse“, da seine Kosten auch größere gewesen seien. Vogtei und Kloster Mondsee, Schloß Wildeneck und das ganze Landgericht Kitzbühel mit seinen reichen Bergwerken schienen dem Könige eine billige Vergütung seiner Anstrengungen. Und Albrecht mußte auch darauf eingehen. Am 8. Februar 1506 ward die Abtretungsurkunde ausgestellt. Hat man Maximilian den „letzten Ritter“ genannt, man hätte ihn ebenso gut den letzten „Raubritter“ nennen können. Aber auch ihn zwang das Wachstum Habsburgs zu dieser Rücksichtslosigkeit; sie allein vermochte damals das Uebergewicht einer deutschen Macht, und damit die Möglichkeit einer Neugestaltung zu geben. Indem jedoch Maximilian für Habsburg sorgte, sorgte er damit noch nicht für das Reich. Er selbst zerstörte jene Grundlage, von der aus eine Neugestaltung hätte vorgenommen werden können. Dies zeigte sich ebenso sofort auf dem Reichstage zu Köln. Seinen Entwurf eines Reichsregiments, welches nichts weiter als ein königlicher Hofrat gewesen wäre, lehnten die Stände ab. Man bewilligte ihm die Reichshilfe gegen Ungarn. „Aber der patriotische Hauch der reformatorischen Bewegung war bereits verflogen: man griff bei der Aufstellung der Kontingente zu den alten Reichsmatrikeln der husitischen Zeit zurück; auf die Durchführung allgemeiner Reichsauflagen hatte man bereits verzichtet.“

Bei der Betrachtung dieser Erfolge müssen wir erwähnen, daß der König keiner geschlossenen Opposition mehr gegenüberstand. Die Union der Kurfürsten war gesprengt. In Trier war 1503 durch des Königs Vermittlung Markgraf Jakob von Baden zum Erzbischof erhoben worden; in Mainz starb am 21. Dezember 1504 das Haupt der Opposition, Berthold von Henneberg; Maximilians Sohn Philipp trat in demselben Jahre

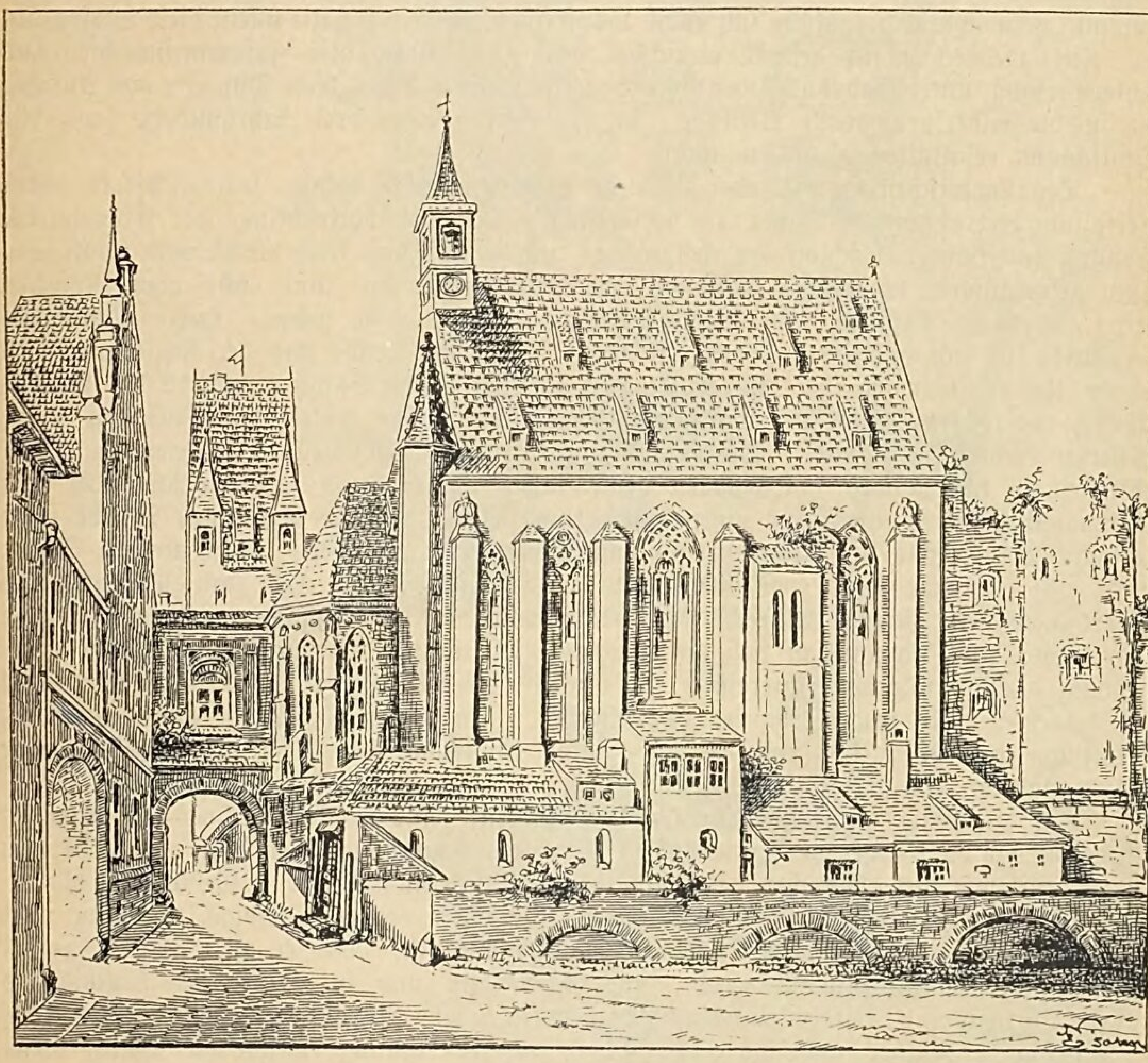
nach dem Tode der Königin Isabella die Erbfolge in Spanien an. Die Stellung Habsburgs ward fester und fester, jedoch die Mittel, durch welche Maximilian in Deutschland zu einer dominierenden Stellung zu gelangen suchte, waren nicht geeignet, ihm das so notwendige Vertrauen der Einzelmächte zu erwerben.

Der Feldzug des Jahres 1506 gegen Ungarn blieb nicht ohne Erfolg. Die Geburt eines Sohnes änderte jedoch die Lage zu Gunsten König Wladislaws. Es kam zum Frieden, in dem Habsburgs Erbfolge in Böhmen und Ungarn abermals anerkannt wurde. In demselben Jahre starb Philipp von Kastilien mit Hinterlassung zweier unmündigen Söhne. Der Untergang dieses emporsteigenden Gestirns befreite die deutschen Fürsten von einer unbehaglichen und mißtrauischen Stimmung, welche sich ihrer allmählich infolge der Besorgnis vor einer deutsch-römisch-spanischen Universalmonarchie bemächtigt hatte. Und als nun Maximilian im April 1507 einen Reichstag nach Konstanz berief, der über die Mittel zur Romfahrt beraten und beschließen sollte, fand er ein weit größeres Entgegenkommen, als bisher. Man bewilligte ihm 3000 Mann zu Pferde und 9000 Mann zu Fuß. Hochbezeichnend aber für die Stimmung im Reiche und die romantischen Anschauungen Maximilians ist die der Forderung beigefügte Erklärung: mit dem Rat der deutschen Nation soll bestimmt werden, „wie die eroberten Herrschaften und Leute bei dem Reich zu handhaben und zu erhalten seien, damit dadurch die Bürden in ewigen Zeiten von den Deutschen und der Billigkeit nach auf eine andere Nation gelegt, auch ein jeder römische König ehrlich und stattlich ohne besondere Beschwerung deutscher Nation erhalten werden möge." Die Ehre des römischen Königtums also wollte man noch behalten, aber der Lasten dafür war man längst satt. Es ist eine naive Ansicht, daß ein Volk etwas erlangen und behaupten könne, ohne mit seinem Gut und Blut dafür einzustehen, daß es ein deutsches Kaisertum, eine deutsche Hegemonie in Europa geben könne, ohne daß die Deutschen dafür die Lasten auf sich nähmen. Auch anderweitig zeigte sich Maximilian den Ständen willig. Er genehmigte die Wiederherstellung des Kammergerichts nach den Wormser Beschlüssen. Aber auch hierbei zeigte sich die Divergenz der Anschauungen. Maximilian meinte, man werde am besten thun, jeden Beisitzer am Kammergericht betreffs seines Unterhalts an seine Herrschaft zu verweisen, während die Stände betonten, „es sei not, daß Kammergerichte als ein Gesamtwesen von Einem Wesen unterhalten und die Unterhaltung derselben nicht zerteilt würden." Wer erscheint nun hier als Partikularist? — Das Endresultat der Beratungen war, daß man zwischen beiden Anschauungen stehen blieb. Ein Kammergericht und Matrikularbeiträge — dort die Einheit betont, hier die Partikularinteressen berücksichtigt — zu einem Ganzen kam es nicht. Dabei sollte es nun drei Jahrhunderte bleiben.

Es wäre nun vor allen Dingen darauf angekommen, die bewilligten Mittel zusammenzuhalten, ihre Kraft und Tragweite genau zu berechnen und so durch glückliche Erfolge das Vertrauen in Maximilians äußere Politik zu befestigen. Nur so wären die Deutschen zu größerer Aktivität auf dem Gebiete der äußeren Politik vielleicht fortzureißen gewesen. Doch Maximilian dachte nicht nur, mit seinen bewilligten 12 000 Mann in Italien alles zu reformieren und zum Reiche zurückzuführen, seine Phantasie schlug sich bereits mit Türken und Ungläubigen herum. So bemeisterten die realen Verhältnisse ihn. Als er sich im Jahre 1508 mit den Venezianern in unglückliche Händel verwickelte und ernstlich in Not geriet, da war es mit diesem Vertrauen in sein politisches Können alsbald zu Ende. Abgesehen davon, daß ein Krieg mit Venedig den süddeutschen Handel ernstlich gefährdete und dem Könige die schwäbischen Städte entfremden mußte, zeigte er zugleich, nach welcher Richtung die Entwicklung der habsburgischen Macht hinausdrängte, wie diese Entwicklung bewußt oder unbewußt stets des Königs Handlungen beeinflußte. Nur eine positive Errungenschaft brachte Maximilian von diesem Zuge heim. Er hatte in Trient den Titel eines römischen Kaisers angenommen; das bedeutete die Emanzipation der deutschen Krone vom Papsttum. Und wie neben diesen idealen Bestrebungen sich stets wieder die Macht der realen Verhältnisse geltend machte, zeigt sich in dem Umstande, „daß Maximilian um die nämliche Zeit auch den Titel eines Königs von Germanien wieder hervorsuchte, der seit Jahrhunderten nicht gehört worden war."

Dieser Weg führte in die Zukunft. Auf ihm drang das nationale Prinzip empor und brachte sich zur Geltung. Es wird eines langen Kampfes bedürfen, um ihm den endlichen Sieg über die alten Theorien zu verschaffen, um es aus der mystischen Umhüllung loszulösen, in welche es durch das Fehlschlagen der politischen Reformarbeit naturgemäß hineingedrängt wurde.

All diesen Ansätzen stand Albrecht IV von Bayern mit einer gewissen Zurückhaltung gegenüber. Wenn der Krieg gegen Venedig seine Sympathien hatte, so mußte der unglückliche Anfang ihn bald wieder in seine reservierte Stellung zurücktreiben. Und in



Die St. Lorenzkirche im alten Hofe zu München mit einem Teile der alten Burgmauer.
(15. und 16. Jahrhundert.)
Erbaut bezw. erweitert wurde die Kirche im 14. Jahrhundert, niedergerissen im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts.

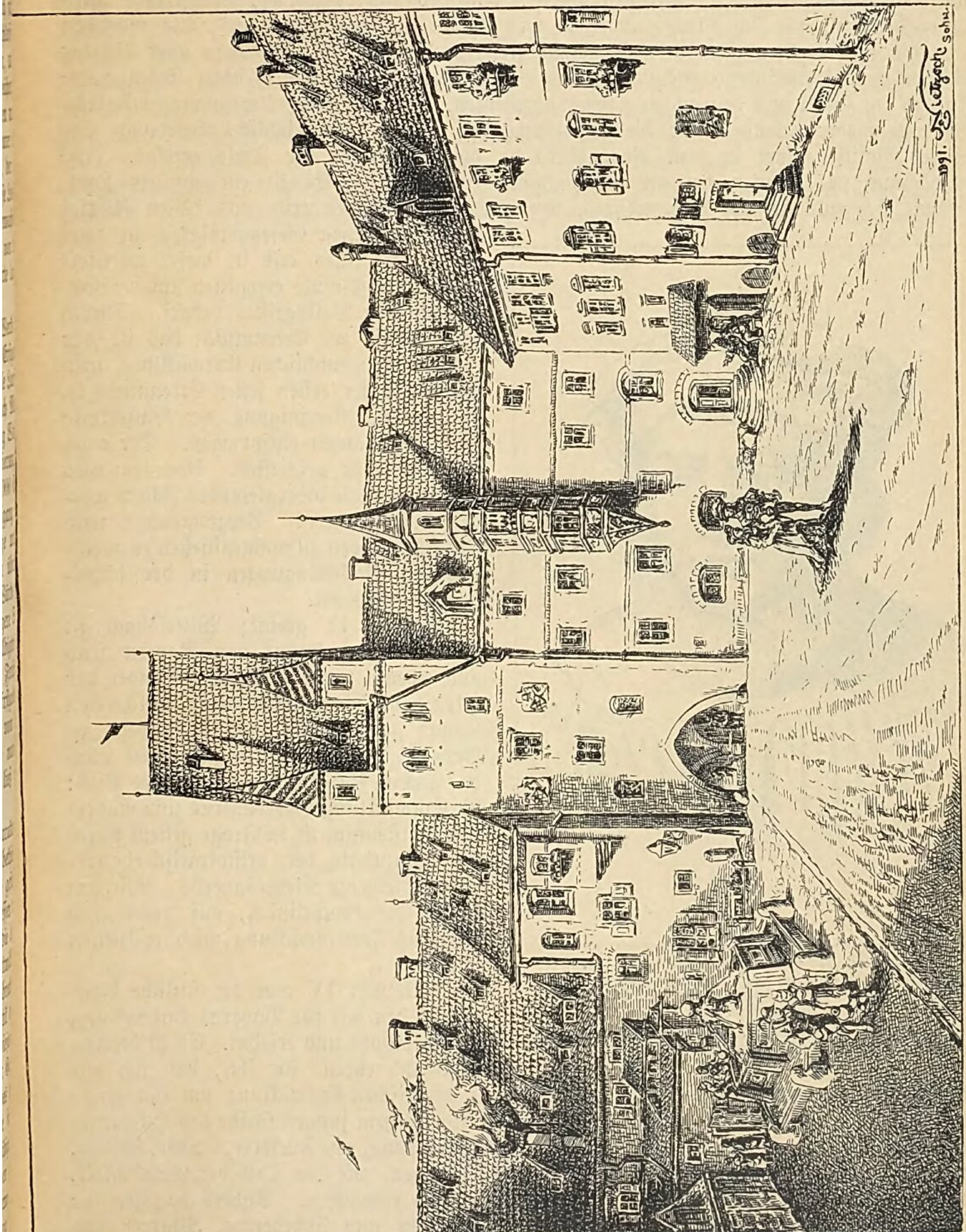
seinem Lande gab es einstweilen der Arbeit genug. In derselben Zeit, da sich in Deutschland das Streben nach einer Zusammenfassung abermals in so wunderbarer Weise bemerkbar machte und in oft ganz merkwürdigen Windungen emportrieb, traten die einzelnen Teile des engeren Bayerns zu einem neuen Gesamtwesen zusammen; in derselben Zeit, da sich die Begriffe „Reich", „Königtum", „Deutsches Volk" in die Diskussion schoben und von neuem beleben zu wollen schienen, erhielt der Name „Bayern" eine einheitliche Bedeutung. Und wie einst der Untergang des staufischen Königtums die sogenannte „erste" Teilung Bayerns, die wir als eine Fortsetzung der vorangegangenen Lostrennungen erkannten, zur Folge hatte, so ward diesen Teilungen nunmehr eine Grenze gesetzt, als

sich das deutsche Königtum unter Maximilians Führung von neuem belebte und sich anschickte, festere Gestaltung anzunehmen. Es ist ersichtlich, wie das allgemeine Leben das bayerische beeinflußte, wie eine lebendige Wechselwirkung zwischen beiden sich fortpflanzte und fortwährend in Aktion blieb. Nur auf dem Wege des Zusammenschlusses seiner Teile hätte das Reich zu einer starken Existenz zurückgeführt werden können, und wenn das letzte auch das Ziel Maximilians war, so stand doch gerade der Erreichung dieses Zieles die Entwicklung Habsburgs wie keine andere im Wege. Wir verstehen nun, was diese interessante Persönlichkeit der deutschen Königsgeschichte zum Abenteurer machte. Aus dem Boden, dem er entsprungen, aus der territorialen Vergangenheit, der er entstammt, vermochte Maximilian sich nicht loszureißen, und doch hätte allein diese Lossagung das Ziel, welches er sich gesteckt, erreichbar gemacht. Indem also Zusammenwachsen und Unterwerfung unter Habsburg identische Begriffe wurden, trat diese Dynastie von Anfang an in die widerspruchsvolle Stellung, in der sie sich dann drei Jahrhunderte lang für Deutschland resultatlos abquälen mußte.

Den bayerischen Herzog aber trieb es nun von selbst dahin, seinem Werke durch Verfassungsverordnungen Dauer zu verschaffen. Mit der Aufrichtung der Erstgeburtsordnung für Bayern beschloß der thatkräftige und weise Fürst seine wechselvolle Laufbahn. Dem gemeinsamen bayerischen Landtage, welchen Albrecht im Juni 1506 nach München berief, ward die Aufgabe, dem Werke Abschluß und Dauer zu geben. Herzog Wolfgang verzichtete für sich und seine Erben auf einen Anteil am Lande und der Regierung. Zu seinem Unterhalte ward ihm eine Reihe von Schlössern und Städten und 12000 Gulden jährlich zugewiesen. Aus der staatlichen Gemeinschaft aber traten die Wolfgang überwiesenen Gebiete nicht aus. Die Beteiligung an den Landtagen, am Kriege und der „Befriedung des Landes“ blieb allen gemeinsam. Ein Herzog sollte fortan über den vereinigten Ländern, über dem einen Herzogtum stehen, und die herzogliche Würde sollte sich nach dem Rechte der Erstgeburt in männlicher Linie vererben. Für jüngere Söhne ward eine jährliche Rente von 4000 Gulden festgesetzt. Am 15. Juli huldigten die Unterthanen dem Herzoge Albrecht, am 20. erhielten sie die Bestätigung ihrer Freiheiten und Rechte, und Maximilian ließ die sofortige Bestätigung der eingeführten Erstgeburtsordnung alsbald folgen. Interessant für uns ist die Mitteilung, daß einige vom Adel sich weigerten, die neue Ordnung zu besiegeln. In diesen Kreisen erkannte man die Bedeutung des Wechsels, und der kurzsichtige Egoismus der Privilegierten ließ keine andere Haltung erwarten.

Am 18. März 1508 ist Albrecht IV gestorben. Aus Riezlers schöner Charakteristik heben wir die Worte hervor: „wie anders hätte sein staatsmännischer Geist sich bethätigen können, um wie viel glücklicher hätte sich wahrscheinlich auch Bayerns Geschichte gestaltet, wäre Albrecht der Weise als unmittelbarer Nachfolger Kaiser Ludwigs in dessen volle Erbschaft getreten.“ Es ist dies ja ein frommer Wunsch, aber er zeigt auf die lebendigen Faktoren, welche in Bayerns Geschichte wirkten und im Laufe der Entwicklung sich eine fortwährende Verdunkelung mußten gefallen lassen. Wir schauen zurück: Albrecht IV — Ludwig der Bayer — Ludwig I. Es ist dieselbe Ahnung, welche die Politik dieser Wittelsbacher belebt. Aber stärker als die Entwicklungstriebe Bayerns waren diejenigen der Mächte um Bayern her. Nur der Ausgleich, die allmähliche Abschleifung der Gegensätze vermochte das Resultat zu bringen. War Bayern einst eine Vormacht des deutschen Elements im Südosten, so ging dieser Charakter an die jungen Kräfte seines Volkstums, an die Völkerschaften Oesterreichs, über. Bayern verlor damit die Befähigung, eine deutsche Vormacht zu sein, es ward zurückgeworfen in das Schwanken zwischen zwei Entwicklungszonen, denjenigen des Ostens und Westens. Aus eigener Macht vermochte es die abgetrennten östlichen Stammesteile sich nicht wieder zu verbinden. Dazu bedurfte Bayern der Verstärkung im Westen. Den Weg nach Westen aber und in die Gebiete der städtischen Entwicklung fand es sich durch andere Entwicklungen fortwährend verlegt. Erst wenn es dereinst hier wird Fuß gefaßt haben, wird es auch als deutsche Macht seine Stellung wieder einzunehmen vermögen. Dann schließt sich zusammen zu einem einheitlichen, sich selbst fördernden und erhaltenden Gesamtwesen, was bisher in

der Einzelentwicklung sich beständig im Wege stand. Wie lebendig aber verknüpft sich nun Glied mit Glied in der langen Kette! Wie anders erscheint uns nun Heinrichs II



Die alte Residenz (Alter Hof) zu München. Nach Urkunden und Aquarellen im K. Nationalmuseum in München.

Bestreben, im Westen Einfluß zu gewinnen, wie anders die Anstrengungen des Nordheimers, Lothars, der Welfen, Bayern mit in die Opposition gegen die romanisch durchsetzte Entwicklung des Westens und zur Offensive gegen Osten fortzureißen; wie anders

Ottos II Schwanken und sein endlicher Entschluß zur Uebernahme der staufischen Erbschaft; wie anders Kaiser Ludwigs thatenkühnes Vorgehen, das doch immer von zwei einander entgegenstehenden Prinzipien getragen wurde: Positives und Negatives, Hemmendes und Förderndes schlingen sich durcheinander in wildem Wechsel und zeigen uns, wir möchten sagen die zum System gewordene Systemlosigkeit, welche sich in dem Leben aller Völker und Volksteile fortwährend offenbart. Die Bedingungen der eigenen Existenz liegen fortwährend im Hader mit denjenigen anderer Existenzen, es scheint keine Vereinigung möglich. und doch wieder erkennen wir die Erstarkung des Ganzen, die plötzliche Belebung der äußeren Politik sofort in dem Augenblick, da die Erstarkung der Teile erfolgt, eine Schwächung des Ganzen bei der Schwächung seiner Teile. Es ist ein einziger fortwährend sich entwickelnder Organismus, der uns da vor Augen tritt und dessen Rätsel zu lösen, dessen Gesetzmäßigkeit zu verstehen, es eines erst in dieser wechselvollen Lebensschule erzogenen und emporgewachsenen Volksgeistes bedarf. Durch den Irrtum zur Erkenntnis: das ist der Gang aller menschlichen Entwicklung, und wir sehen der ersten festen Erkenntnis in Bayern die Vereinigung der Einzelteile zu einem Ganzen entspringen. Der erste feste Punkt ist geschaffen. Von ihm aus werden uns die divergierenden Fäden wieder hinausführen. Vergangenheit und Zukunft werden zusammenfließen zu wechselvollen Verschlingungen in der jeweiligen Gegenwart.



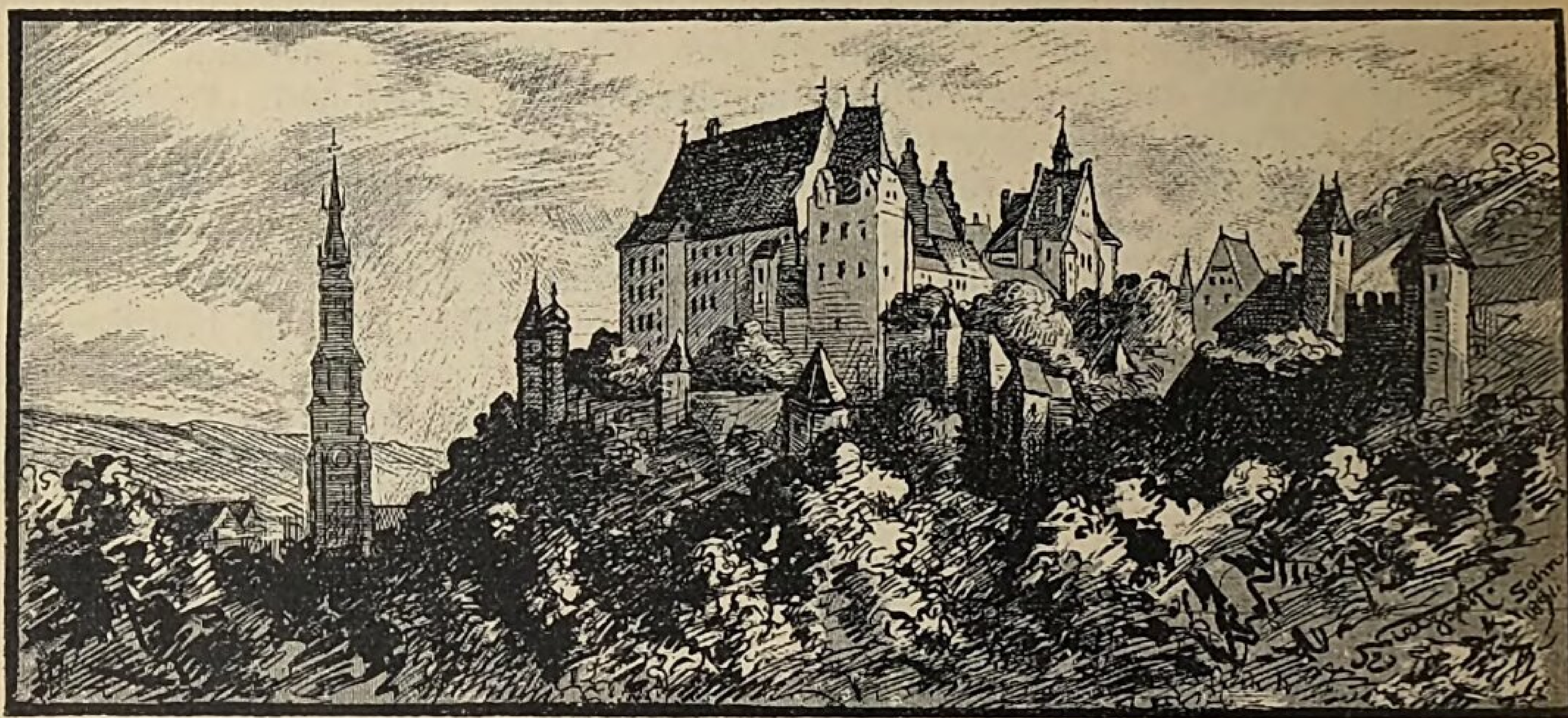
Johannes Aventinus, eigentlich Turmair, geb. 4. Juli 1477 zu Abensberg (Aventinum), gest. 9. Januar 1534 zu Regensburg. Hofmeister der Prinzen Ludwig und Ernst, Brüder Herzog Wilhelms IV von Bayern.

Berühmt als Geschichtsschreiber. Hauptwerk „Annales Bojorum". Nach einem Holzschnitt von Tobias Stimmer gezeichnet.

Bayern ist geeint; Wittelsbach ist getrennt; losgetrennt von Bayern sind auch ebenso noch die östlichen Länder der alten bayerischen Kolonisation, welche den Kampf gegen Osten noch keineswegs zu Ende geführt haben; in sich bietet auch das geeinte Bayern kein einheitliches Bild: die Entwickelung Oberbayerns zum modernen Fürstentum ist in Frage gestellt durch den Hinzutritt der aristokratisch-bäuerlichen Elemente Niederbayerns. Wir erkennen die Hauptlinien, auf denen sich Bayerns Fortentwicklung wird vollziehen müssen.

Albrecht IV war der sittliche Charakter, den wir für Bayerns Entwicklung längst erhofft und ersehnt. Es ist bezeichnend und ehrend für ihn, daß sich alle lebenskräftigen und jungen Elemente der damaligen bayerischen Entwicklung um ihn scharten. Nicht nur die Litteraten und Künstler, welche sich zu dem jungen Geiste des Humanismus bekannten, hingen an ihm und verdankten ihm Förderung, wie Füeterer, Locher, Kölner, Aventin, sondern auch die Bürgerschaft war ihm gewogen, wie der Teil der Geistlichkeit, dem ein wirklich priesterlicher Ernst und Charakter noch einwohnte. Anders dagegen die Elemente einer vergangenen Zeit, der Adel, die Prälaten und Chorherren, Pfarrer und Mönche, welche auf den Lorbeeren ihrer Vorgänger ausruhen zu dürfen glaubten. Und selbst die Habsburgerin, deren Geschlecht Albrecht so schwere Opfer hatte bringen müssen, blieb ihm ein treues Gemahl. In man möchte sagen kameradschaftlicher Mitarbeit lebte sie an Albrechts Seite, Mitwisserin seiner politischen wie persönlichen Geheimnisse und Pläne.

Nach Albrechts Tod verließ Kunigunde die herzogliche Residenz und suchte Unterkunft im Pütrichkloster. Von hier aus waltete sie sorgend und segensreich, nachdem sie außer einer jährlichen Rente von tausend Gulden auf alles Verzicht geleistet hatte, bis zu ihrem Tode (1520). Sie überlebte ihren Gemahl um zwölf Jahre, und wohl drang auch noch in ihre stille Behausung die Kunde von dem Kampfe, in den damals ein niederdeutscher Bauernsohn das deutsche Volk hineinzuführen sich anschickte. Wie eine Erinnerung dringt uns Riezlers warme Schilderung ans Ohr, eine Erinnerung an die Zeiten, da die Ottonen mit ihrer Ahnfrau Mathilde in die deutsche Geschichte eintraten, da das deutsche Volk in dem Deutschtum des Sachsenstammes eine Neugeburt seines Wesens erstrebte und erwirkte. Und auch diese bayerischen Charaktere an der Wende der Zeiten sind uns ein Zeichen, daß die deutsche Entwicklung die Bahn zurückstrebt, zurück zu deutschem Wesen und Denken.



Schloß Trausnitz, früher des Landes Hut genannt, alte herzogliche Residenz zu Landshut.

Um- und Rückblick.

Eine bewegte Zeit liegt hinter uns. Aber dieses Ringen und Kämpfen in engeren Kreisen hinterließ uns den Eindruck, daß wir nicht durch das Fernrohr die Bewegungen der großen Welt betrachteten, sondern durch das Mikroskop das Leben kleiner Welten. Nicht die gewaltige Arbeit altdeutscher Helden verfolgten wir, sondern das kleinbürgerliche Treiben einer sich neu sammelnden Zeit. Und wie kraus auch die Windungen waren, wie schwer es uns auch wurde, den mannigfachen Erscheinungen dieser Epoche feste Eindrücke abzugewinnen, wie oft wir auch fast verzagen mußten, zu einem Ziele zu gelangen, ein Ziel ward sichtbar, als Albrecht IV die Führung in Bayern übernahm.

Kaiser Heinrich II, der bayerische Herzog, hatte einst versucht, das Leben Bayerns wieder in das Leben des Reiches hineinzuführen; er hinterließ den Saliern Bayern als ein Kernland der deutschen Monarchie. Aber da kamen die Sachsen, Otto von Nordheim, Lothar, die Welfen, und um Bayern begann in der staufischen Zeit das gewaltige Ringen der sächsischen Opposition gegen das vom Westen getragene römische Kaisertum. Heinrich der Löwe verlor im Kampfe gegen den Staufer, und Bayern fiel dem Wittelsbacher zu, einem der herzhaftesten Vertreter der staufischen Politik. Ihm aber ward es nicht mehr vergönnt, das neu erworbene Herzogtum einer festen, einheitlichen Politik zuzuführen, und bereits sein unmündiger Sohn Ludwig I erwuchs unter dem ungebrochenen Einfluß der bisherigen doppelten Entwicklung Bayerns. Als er dann die Zügel der Regierung selbständig ergriff, sah er nicht nur Bayerns Machtstellung nach allen Seiten beschnitten, so daß ihm die Möglichkeit zu einer gesunden und natürlichen Fortentwicklung geraubt schien, sondern auch im Reiche begann der letzte wilde Kampf der Staufer mit den Welfen, und Ludwig sollte Stellung nehmen. Wie konnte er das? Er war Nachfolger der Welfen in Bayern, deren Politik sich in einem Teile des Landes fest eingefahren hatte, und dieser Politik gegenüber sollte er diejenige der Staufer vertreten. Er schwankte zwischen beiden Parteien, trat bald zu der einen, bald zu der andern über. Und als

dann der Kampf zu Gunsten der Staufer endete, drängte es die Wittelsbacher von selbst in die Bahnen der Welfen zurück. In der Rheinpfalz wurden sie die Nachfolger der Welfen wie in Bayern, und dieser Zwiespalt fand erst ein vorläufiges Ende, als Staufer und Welfen sich auf dem Reichstage zu Mainz (1235) versöhnten. Ludwig I war ein Opfer dieses Zwiespaltes geworden, er hatte sich gegen die Uebernahme der staufischen Politik mit allen Kräften zur Wehre gesetzt, und wie ein Wittelsbacher den Staufer Philipp von Schwaben erschlug, so fiel nun Ludwig von dem Mordstahl des Staufers Friedrich II. In Ludwigs Sohn, Otto II, brach die Widerstandskraft zusammen, er fügte sich und lenkte in die Bahnen der Staufer ein. Da aber vernichtete das Schicksal die Machtstellung des staufischen Königsgeschlechts. Wittelsbach war sein Erbe, aber noch immer nicht hatte es zur Herrschaft über das natürliche Werden Bayerns, über sein Streben nach dem Osten gelangen können, und während einerseits die Erwerbung der staufischen Erbschaft gegen Westen lockte, trieb die Lockerung der Verhältnisse in Oesterreich und Steiermark gegen Osten. Bayern folgte dem entgegengesetzten Drucke und spaltete sich in ein östliches und westliches Land (1255). Oberbayern suchte eine Verständigung mit der Entwicklung des Westens, Niederbayern trat hinaus in die Entwicklung der östlichen Fürstentümer. Staufische Erbschaft und natürliches Werden, die Entwicklung des von romanischen Ideen durchsetzten Westens und des germanischen Ostens waren die lebendigen Gegensätze, welche die Entwicklung Bayerns beherrschten und allmählich zum Stillstand brachten. Ludwig der Bayer versuchte diesem doppelten Drucke auszuweichen, aber von allen Seiten ward er festgehalten, seine im Norden errungene Machtstellung vermochte sich nicht zu befestigen, Niederbayern und Tirol zerrten ihn in den alten unlösbaren Gegensatz zurück, während er sich gleichzeitig gezwungen sah, den Kampf mit dem Papsttum noch einmal aufzunehmen. Dieser Kampf war fast das einzige, was den Wittelsbachern von der staufischen Erbschaft zugefallen war. Bayerns Entwicklung begann nach Ludwigs Tode den alten Krebsgang, und seine Fürsten fanden den Ausweg nicht mehr. Immer mehr verwickelten sich die wirren Fäden, bis endlich die Natur dem Lande zu Hilfe kam und die widerspruchsvollen Elemente im bayerischen Fürstenhause in langsamem Kampfe verzehrte. Geeint zwar, aber auch in allen seinen Lebenskreisen erschüttert trat Bayern in den Kampf um die neue Zeit, und wie einst die Uebernahme der pfälzischen Herrschaft in Bayern selbst die Tendenz der Auflösung abermals wachrief, so vollzog sich nun die Wiedervereinigung der bayerischen Landesteile in dem Kampfe der bayerischen gegen die pfälzischen Wittelsbacher. Bayern stieß die Pfalz ab. Es ist nun klar, daß Bayerns Politik in der nächsten Zukunft keine andere wie eine Politik der Defensive sein kann. Ein jugendliches Selbstwollen, eine Offensive und Initiative ist dem Volke durch die im Kampfe erlittene Schwächung wie durch den Beitritt Niederbayerns zu Oberbayern abermals versagt.

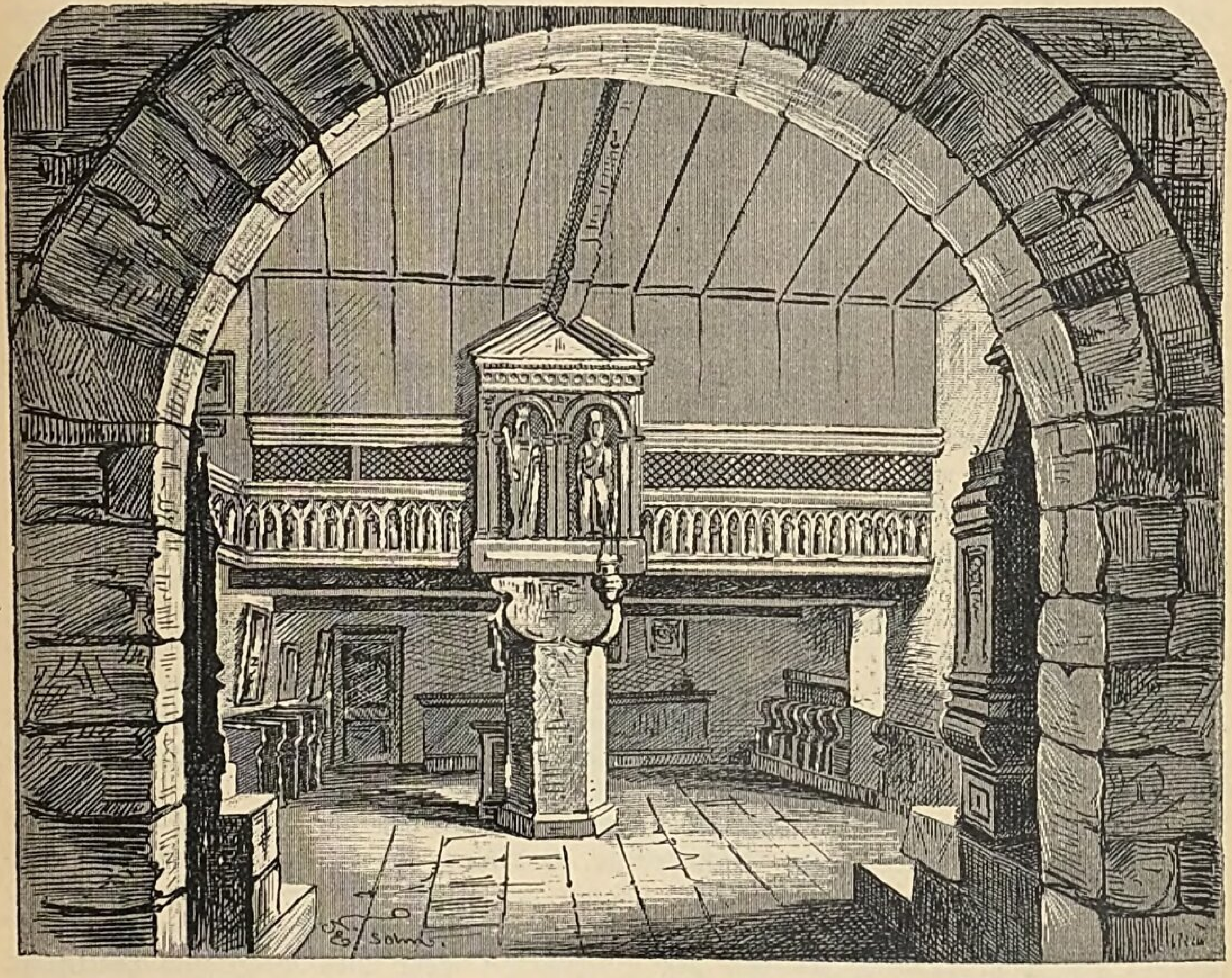
Sehen wir nun zurück auf das geistige Leben Deutschlands in der durchlaufenen Periode und versuchen wir darzustellen, welchen Anteil Bayern an demselben nahm, wie es durch etwaige eigene Arbeit dieses Leben beeinflußte und andererseits wieder in seinem Leben durch die allgemeine Entwicklung beeinflußt wurde!

Den Untergang des Geschlechts und der Herrschaft der Hohenstaufen erkannten wir als eine Folge der Abwendung des deutschen Volkes von einem allgemeinen zum individuellen Leben. Diese Abwendung zeitigte auf geistigem Gebiete die deutsche Mystik. In ihr verrät sich der Uebertritt des deutschen Geistes aus der kindlichen Periode des Lernens und Empfangens in diejenige des Selbstdenkens, und es ist natürlich, daß dieses Selbstdenken nun auch die deutsche Sprache durchdrang und beseelte und sie aus der kindlichen Periode der Darstellungsfähigkeit in diejenige der Ausdrucksfähigkeit und der selbstthätigen schöpferischen Gestaltung hinüberführte. Von Sachsen und Thüringen ausgehend hatte die Mystik den Weg gefunden rheinaufwärts bis tief ins Alamannen- und Frankenland; die Städte Köln, Straßburg, Basel sind die bedeutendsten Centren für die deutsche Mystik geworden, während im Süden die Donau eine Grenze bildete. Nur das schwäbische Augsburg wurde von einer auslaufenden Welle der Bewegung noch überspült. Es ist immer wieder die alte Straße der germanischen Wanderung von der Elbe zum

Rhein und südwärts in jene Spitze, die von dem Quellgebiete der Donau und des Rheins bei Basel gebildet wird. Aber die Träger der mystischen Richtung hatten gewechselt. An die Stelle der Franziskaner der älteren Mystik traten die Dominikaner. Sie führten die Mystik zur Höhe, aber auch zur Unproduktivität. Zwei Bewegungen machen sich gleichzeitig bemerkbar. Wir brauchen nur die beiden Namen Wilhelm von Occam (gest. 1347) und Eckhart (gest. 1327) zu nennen. Die beiden Männer sind Zeitgenossen, der eine Franziskaner, der andere Dominikaner, beide sind Zeitgenossen Kaiser Ludwigs des Bayers, in dessen Leben Occam sowohl wie die mystische Zeitrichtung eine große Rolle spielten. Auch hier schwankte der Kaiser sein Leben lang zwischen zwei Anschauungen, ohne über eine derselben innerlich Herr werden zu können.

Occam wird als Erneuerer des Nominalismus genannt; das Allgemeine, als solches, hatte für ihn keine Realität, nur die Individuen existierten für ihn. Daß allgemeine Begriffe uns zur Erkenntnis führen, bewog ihn nicht, dieselben anders als wie Abstraktionen von den einzelnen realen Dingen aufzufassen. Die Anschauung der Dinge belehrt uns über ihre Existenz. Ihm ist es nicht erweisbar, daß nicht eine Reihe von Ursachen existieren könne und man Gott als erste Ursache voraussetzen müsse; Gottes Dasein sei nur wahrscheinlich, es wird ihm zum Glaubensartikel. Zeigt sich schon darin das Auseinandergehen der Philosophie und Theologie, welches zur Annahme zweier Wahrheiten führte, so erst recht in der Fortentwicklung dieser Gedanken. Es mußte zu der Verwerfung einer Wissenschaft kommen, welche also dem Glauben in den Weg trat, und dieser Prozeß vollzog sich in der Mystik, welche die Glaubenssätze nun spekulativ zu beleben versuchte. Aber auch dieser Versuch führte zum Ketzertum. Es zeigte sich eben, daß das Dogma der Kirche durch keine Fortentwicklung, sondern nur durch eine Unterdrückung derselben, durch starre Reaktion, durch ein bewußt gewolltes geistiges Eunuchentum zu halten war. Schon Meister Eckhart, der die deutsche Mystik zum Höhepunkt hinaufführte, machte Bekanntschaft mit der richterlichen Strafgewalt der Kirche. Das ganze Vorgehen der Mystiker verwickelte in unlösbare Widersprüche. Individuelles Leben und Schauen war der Urboden, aus dem die Mystik emporkeimte, und ihr letztes Resultat war Verleugnung des Individuellen, das Verlangen der Aufgabe alles Persönlichen. In diesen unlösbaren Gedankenkreis geriet die Mystik durch ihr Festankern an dem Pol des Absoluten. Eckhart stieg aus der Endlichkeit und Bestimmtheit hinaus zur unmittelbaren Anschauung, d. h. zum ewigen, stillstehenden Anfang aller Begriffsbildung. Schon dieses Vorgehen allein war ein revolutionäres und nach der damaligen Auffassung ketzerisches. Charakteristisch für ihn, der die religiöse Wahrheit der Einsichtnahme der Vernunft zugänglich machen wollte, war es, daß sich von vornherein die Notwendigkeit ergab, der Lehre der Kirche in unbefangenster Weise gegenüberzutreten, sie zu deuten, umzudeuten und zu erweitern. „Eckhart hat weder gegen die Kirche noch gegen die Scholastik Opposition machen wollen; aber in der That hat er sich von ihrem Boden losgerissen.“ Die Vereinigung mit Gott ist sein Ziel. Es wird erreicht durch das Erkennen der Seele. Dieses Erkennen beruht auf dem immer weiter schreitenden Drange, alle Vielheit und Materialität abzuscheiden, und so führt über die einfache sinnliche Wahrnehmung und die Vernunfterkenntnis das übervernünftige Erkennen hinaus. Das letztere entbehrt der Worte und Begriffe, es ist unmittelbare Anschauung, Vereinigung der formlosen Seelenkräfte mit dem ewig Formlosen, dem Fließenden, dem Geist. Dieses Erkennen führt über Raum und Zeit hinaus, es ist darum zugleich ein Nichterkennen, ein Zustand der Blindheit und des Nichtwissens. Wem diese Erkenntnis zu hoch ist, der glaube! Auf diesem Wege der Abstraktion gelangte Eckhart ins Bodenlose. Wohl ahnte er den ewigen Prozeß: aus dem All durch das Individuum ins All, er suchte ihn durch die Unterscheidung zwischen Gottheit und Gott klarzumachen, von denen die erste ewig unveränderlich bleibt und nicht wirkt, während Gott wird und vergeht, aber indem er der Gottheit jede Bestimmtheit abspricht, auch die Bestimmtheit des Seins, da dasselbe die Unendlichkeit begrenzt, zerstört er den Begriff der Gottheit, sie ward ihm zum Nichts, zum Nichts des Nichts u. s. w. Wir können seine Gedanken hier nicht weiter verfolgen, erkennen aber bereits klar, daß die kirchliche Lehre, mag er nun in der Lehre von der Dreieinig-

keit und dem Wesen der Seele sich der kirchlichen Anschauung nähern, durchbrochen ist. Er gerät mit sich in unlösbare Widersprüche, indem er einerseits die Gottheit als ewigen Prozeß erkennt, andrerseits davon spricht, daß Gott das Seine aus den Kreaturen hinwegnehmen könne, die dann in das Nichts zurückfallen. Mit diesem Aufheben der Dinge aber kommt der Prozeß zum Stillstand, und Gott wird ebenfalls zu Nichts. Eckhart ahnt die Gegenseitigkeit im Weltleben, er ahnt, daß die Weltschöpfung nicht in der Zeit geschehen, sondern immer stattgefunden und immer stattfindet in dem ewigen „Nun", dem der jüngste Tag so nahe ist, wie der gestrige Tag, indem er aber doch an dem Begriff einer „Schöpfung" festhält, schwindet ihm das Resultat seiner Erkenntnis dahin, und diese verschiebt sich so vollkommen, daß ihm schließlich das Individuelle zum Zufall wird, der zu überwinden sei, daß er den Menschen aus der Thätigkeit zum Erleiden verurteilt;



Kapelle mit der Emporkirche zu Seeligenthal. In der Klosterkirche befand sich die Fürstengruft.

freilich kommt er auf diesem Wege auch zu der Erkenntnis, daß die Tugend ein Sein, nicht ein Haben ist, daß jede Handlung um Zwecke willen keine tugendhafte Handlung ist, und daß er die äußeren Werke, wie Fasten, Wachen, Kasteiungen nur als Mittel zum Zwecke der Selbsteinkehr betrachtet. Aehnlich urteilt Eckhart über die Sakramente. „Wohl ist das Abendmahl das größte Geschenk Gottes an die Menschheit; aber doch ist es größere Seligkeit, daß Gott in uns geistlich geboren werde, als die leibliche Vereinigung mit Christo. Wer geistig recht bereit wäre, dem würde jede Speise ein Sakrament. Sakrament bedeutet Zeichen. Wer an Zeichen haften bleibt, kommt nicht zu der inwendigen Wahrheit, auf die jenes bloß hindeutet."

In Eckharts Lehre zeigt sich die jugendliche Kraft, welche das Christentum mit der Bekehrung des germanischen Geistes gewonnen, aber naturgemäß wächst mit dieser geistigen Kraftzufuhr auch die Lehre über das bisherige romanische Dogma hinaus. Er machte

wirklich Ernst mit dem Verstehenwollen der kirchlichen Lehrsätze, und in seinem Geiste ward der Glaube das, als was ihn die Scholastiker verkündigt hatten: der Weg zur Erkenntnis. So kam es von selbst, daß er die Schlangenwindungen der Scholastik übersprang und zur ursprünglichen Quelle zurückkehrte, aus der einst alle diese Glaubenssätze geflossen waren, von der aus sie sich historisch entwickelt hatten. Insofern nun dieses Zurückgehen den natürlichen Drang in sich trägt, auch seine Erfahrungen wieder förmlich festzulegen, kann man Eckharts Lehre als den Grundboden der deutschen Reformation ansehen. Mit dem Erfassen der Glaubenssätze im eigenen Geiste, mit ihrer Zurückführung in ihr einstiges flüssiges Stadium ist der Punkt erreicht, von dem eine Neubildung kommen muß, und diese muß sich in ebenso eigentümlicher, nicht schulmäßiger Weise vollziehen. Wirkte also Eckharts Lehre an sich nicht positiv, so bewies sie doch die Unmöglichkeit, auf der bisherigen Grundlage fortzubauen. Mit der vollen Durchdringung der bisherigen Lehre, die Eckhart positiv anstrebte, erreichte er ein durchaus negatives Resultat, indem er darthat, daß auch die Mystik so wenig wie die Scholastik imstande war, die Unproduktivität des starren Dogmas zu durchbrechen. Und infolge dieser Negation wirkte Eckharts Denken positiv fördernd, indem seine Ethik den Weg zur Reformation, seine Metaphysik denjenigen zur späteren deutschen Spekulation eröffnete.

Schon Eckharts Lehrsätze wurden von der Kirche zum Teil verworfen. Das nützte, wie immer, auch diesmal nichts. In orthodoxen Kreisen mußte man die Vermischung des Unglaubens mit dem Glauben, wie sie hier wenn auch unbewußt angestrebt wurde, herausfühlen, und daß Eckhart noch vor seinem Tode sich zu einem etwaigen Widerruf bereit erklärte, zeigte die Einseitigkeit seines Denkens. Aber wir fragen, wie es kommen konnte, daß ein Eckhart, dem Gott und Mensch auf der höchsten Stufe zusammenwuchsen und eins wurden und zwar so, daß der Gerechte zu sagen vermag, „wäre ich nicht, so wäre Gott nicht; er kann meiner so wenig entbehren, als ich seiner," die Thüre nicht fand, die aus dem engumschlossenen Raume hinausführte? Nun, die Sonne drehte sich noch immer um die Erde, die ganze kosmische Natur um den Menschen als ihren Mittelpunkt. Und so zog Eckhart nur die letzte und äußerste Konsequenz einer solchen Anschauung, er zog sie kühn und unerschrocken, da er die Kenntnisse nicht hatte, welche ihm die Falschheit seiner Grundanschauung klar gemacht hätten. Er fand die Thüre nicht, weil er sie nicht suchte, er konnte sie nicht suchen, weil erst nach ihm der Ruf nach Oeffnung des Bannkreises laut und vernehmlich und immer lauter und vernehmlicher erscholl. Die immer dringender werdende geistige Not trieb den Menschengeist die Bahn weiter zur Erforschung und Erkenntnis der Natur, nachdem sich gezeigt hatte, daß auch die Mystik nicht imstande war, diese geistige Not zu heben.

Mit Eckhart erreichte, wie gesagt, die deutsche Mystik den Höhepunkt. Weiter konnte man nicht. Wer weiter ging, gelangte ins Bodenlose, wie die „freien Geister" dies bewiesen, deren Lebensführung hier und da mit der der böhmischen Adamiten eine verzweifelte Aehnlichkeit erlangte. Als noch kirchliche Denkweise wandte sich die Mystik also bei den Schülern Eckharts von der Spekulation mehr und mehr zum praktischen Leben zurück. Schon in Johannes Tauler von Straßburg, dem berühmten Prediger (1300—1361), und in Heinrich Suso (1300—1365), dem Dichter der Gottesliebe, bei denen sich das spekulative Element noch erhielt, machte sich dieses Streben ins Leben zurück vollauf bemerkbar. Ueber Eckhart hinaus gab es nur zwei Konsequenzen: Gott ist die Welt — diese ward von der pantheistischen Sekte der „Brüder des freien Geistes" auch schon vor Eckhart gezogen, sie taucht dann in jedem pantheistischen Denken wieder auf — und Gott ist entbehrlich, er existiert überhaupt nicht, und diese Lehre vermochte nicht eher zu einer inneren Berechtigung zu gelangen, bis man sagen konnte, was denn sei, bis man an die Stelle des Glaubens ein Erkennen und Wissen zu erheben imstande war. Aber der Weg der Trennung zwischen Philosophie und Theologie ist damit gewiesen. Das wissenschaftliche Denken strebt nach Freiheit.

Die beiden eben genannten Mystiker übergreift mit seinem Leben Johannes Ruysbroek, ein Niederländer, der um 1293 geboren, in seinem 88. Lebensjahre (1381) in dem Kloster Grünthal bei Brüssel starb. Schon er zieht zurück von jener äußersten

Grenze Eckhartischer Lehre und sondert genau zwischen Mensch und Gott; der Mensch soll gottförmig werden, aber das kann er nur, soweit es möglich ist, und das ist nur möglich, soweit er nicht aufhört Mensch und Geschöpf zu sein. Gott bleibt immer Gott und wird nie Geschöpf, das Geschöpf bleibt immer Geschöpf und verliert nie seine Wesenheit. Auch Ruysbroek ist der Ketzerei beschuldigt worden, und zwar von dem uns bekannten Kanzler Gerson der Pariser Universität, allein diese gegenseitigen Anschuldigungen zeigen nur, daß man auch innerhalb der Kirche nicht mehr wußte, was zu glauben und was zu verwerfen war. Mehr als die mystische Tendenz seiner Lehre, die wir immer wieder als das Streben betrachten müssen, von der Veräußerlichung der kirchlichen Heilswahrheiten zu ihrem inneren Geiste zu gelangen, berührt uns der Reformeifer Ruysbroeks, der sich zunächst in seinem Kloster zur That umsetzte, dann aber auch über die Klostergrenzen hinausgriff und weiterwirkte. Betrachten wir diese Veräußerlichung, diesen Handel mit allen Gnadengaben, welche der Kirche zur Verfügung standen, wie das Geld auch in diesen Kreisen alles regierte, und man zu dem Punkte gekommen war, wo man sich mit Geld Rechtschaffenheit, mit einer äußerlichen Kulthandlung sich Priestertum zu erwerben glaubte, so wird uns jene Auffassung bei Eckhart und andern klar, die selbst die Menschheit Christi als ein Hindernis betrachteten, Trost an seiner Gottheit zu suchen. Von der Menschheit Christi ging für diese Anschauung über Maria, die Engel und Heiligen die ununterbrochene Stufenleiter der Veräußerlichung hinab bis zu „den hübschen Paternostern und schönen Bildlein, an denen die Andacht der veräußerlichten Kirche haften blieb" und die so, statt als Vermittlung der Phantasie zu dienen, zum Hindernisse wurden, zur Gottheit vorzubringen. Mönche, Priester, Prälaten, Bischöfe und selbst die Päpste haben den christlichen Geist nicht mehr; auf allen Stufen bedarf es nach Ruysbroek der Reformation, der Rückkehr zur alten Kirche, zu dem innern Geiste in den Regeln der Kirchenbegründer und Ordensstifter. Und hier stehen wir nun vor einer merkwürdigen Erscheinung. Während in Deutschland die Mystik ihr theoretisches Wesen behält, während sie hier vorzugsweise Kontemplation bleibt und erst in zweiter Linie als Predigt einen ungewissen schöpferischen Drang verrät, also nur indirekt reformatorisch wirkend auftritt, tritt in den Niederlanden der Drang zur Reformation immer deutlicher und nachdrücklicher ins Leben. Zwei Männer, die beide mit Ruysbroek in inniger Verbindung standen, zeigen uns dieses Auseinandergehen: Tauler und Gerhard Groot von Deventer. Der letztere, 1340 geboren, machte seine Studien in damals üblicher Weise. Er kam nach Paris und später nach Köln und fand von hier seinen Weg in die Heimat zurück. In der Utrechter Diöcese entfaltete er zuerst, gleich den deutschen Mystikern, eine große Wirksamkeit als Prediger und Lehrer des Volks. Seine für das Volk und in seiner Sprache abgefaßten Predigten wirkten und durchdrangen das ganze Denken der Niederländer, und nur so konnte es ihm gelingen, als der Neid der eingesessenen Pfaffen seine allgemeine Thätigkeit zu hemmen begann, in kleinerem Kreise um so festere Wurzel zu schlagen. Er widmete sich dem Unterricht der Jugend in seiner Vaterstadt. Bald wuchs der Kreis seiner Anhänger, Mitarbeiter und Schüler, eine Organisation ward notwendig, und so entstand auf Anraten des Florentius, eines jüngeren Freundes, die Stiftung des Vereins vom „gemeinsamen Leben". Gütergemeinschaft bildete wie bei den Orden die ökonomische Grundlage der Gesellschaft, Freiheit und Liebe, also innerer Beruf das Gesetz, welches alle regierte; Bruderhäuser entstanden, deren Mitglieder sich nicht von der Welt abschlossen, sondern einen innigen Verkehr mit ihr unterhielten und sich die Begründung und Verbreitung eines christlichen Geistes und aus ihm fließenden praktisch-christlichen Lebens zur Aufgabe stellten. Auf den Jugendunterricht behielten sie ihr besonderes Augenmerk gerichtet, und hier war es die Begründung einer besseren und reineren „Lebensweisheit", welche in erster Linie angestrebt wurde. In Holland, Geldern, Brabant, Friesland, Westfalen und selbst in Sachsen fanden bald die Bruderhäuser Aufnahme. Eine merkwürdige Erscheinung in dieser Zeit des Egoismus, ein kräftiger Protest gegen denselben bleibt das Leben und Streben dieser der Selbstliebe entsagenden christlichen Gemeinschaft. Als Gerhard starb, übernahm sein Schüler Florentius Radewin die oberste Leitung der Gesellschaft. Ihm fehlte es noch mehr an der Neigung zur Erörterung spitzfindiger

Thesen. Sein ganzes Denken war ein praktisches. Dem praktischen Leben entstammt, wendete er ihm seine Aufmerksamkeit zu. Es ist eine Art Spruchweisheit, die von Gerhard und Florentius ausging, jedem verständlich und leicht faßbar und darum für das Leben verwertbar und wirksam. Florentius ist Stifter eines Klosters regulierter Kanoniker, welche von nun an die Vermittlung dieser halb dem Laienstande angehörigen Brüderschaften mit der Geistlichkeit übernahmen. Aber gerade diese rein geistliche Stiftung geriet bald in Verfall, während die Brüdergemeinden frische Kraft und Lebensfähigkeit behielten. Aus kleinen Anfängen wuchsen sie zu Größerem empor, und hoch bezeichnend ist es, daß ein Gerhard Zerbold nicht nur auf den Nutzen des Bibellesens in der Landessprache hinweisen und für dasselbe wirken konnte, sondern daß man zugleich der alten philologischen Verzerrung sich entwand und mit dem Erfassen des Geistes der Alten eine reinere und bessere Latinität erstrebte und erkämpfte. Mit dieser Durchdringung der Landessprache in Predigt, Mystik, Gebet und Lesen ward die Grundlage allmählich geschaffen, von der aus dann eine eigentümliche Entwicklung auszugehen vermochte. Ist die Reformation im wesentlichen eine Emanzipation der Nationalität von der universellen mittelalterlich römischen Einheit, und beruht die Nationalität in erster Linie auf der Sprache, so verstehen wir, wie hier einer Zeit vorgearbeitet wurde, die kommen mußte und zu der inneren Loslösung von Rom, die eben in der deutschen Predigt, in der deutschen Bibel, in der deutschen Theologie, im deutschen Gebet sich längst vollzogen hatte, die äußere brachte. Zeigt uns nun auf der einen Seite das Festhalten und die Erhebung der deutschen Sprache bereits den Drang ins Allgemeine, der notwendig mit dem Gemütsleben des Volkes in Fühlung bleiben mußte, so tritt in den wissenschaftlichen Ansätzen und Förderungen neben die erbauliche eine fortschreitende Tendenz nach wissenschaftlicher Erkenntnis. So bereitete sich von selbst der Boden, aus dem dann zwei Männer hervorgingen, welche, so verschieden auch ihre Charaktere und Richtungen waren, dennoch das gemeinsame Leben verraten, dem sie entstammten: Thomas von Kempen und Johann Wessel. „In allen Schriften des ersteren lebt eine eigentümliche Seele des in sich ruhenden und befriedigten Seins, ein stiller Pulsschlag der inneren Freudigkeit und des heiteren Genügens, der mild erwärmend durch alles hindurchgeht; man fühlt: es ist ihm nur in diesem Kreise, in ihm ist es ihm aber auch ganz wohl; die enge, aber von der Liebe Gottes und Christi erleuchtete Zelle ist ihm ein Himmel, den er nur mit dem wirklichen Himmel vertauschen möchte.“ Thomas war 1380 zu Kempen geboren als der Sohn schlichter Bürgersleute. Er ward Mönch in dem von der Brüdergemeinde gestifteten Kloster Agnetenberg bei Zwolle. Florentius, sein Lehrer, hatte ihm diesen Weg gezeigt, und wie die Zeit auch den einstigen Schimmer von dem Mönchshabit hinweggenommen haben mochte, Thomas verlieh ihm neuen Glanz. In seinen Schriften zeigt er sich nicht als Gelehrten oder auch nur als Lehrer von neuen und umfassenden Ideen, sondern eine praktische Spruchweisheit dringt in ihnen empor und entfaltete sich namentlich in seinem vollendetsten Buche von der Nachfolge Christi, welches seinem Namen Weltklang verlieh, zu der reinsten und schönsten Blüte. Es ist kein neuer Pfadfinder, aber er zeigt, was sich mit dem Vorhandenen in schlichtem Gemüte machen ließ. Diesem Vorhandenen hauchte er eine Seele ein, eine lebendige Seele, die in der Beschränkung und Einseitigkeit, welche sie umgab, sich um so kräftiger und wahrer zu entfalten vermochte. Aus der Welt, aus Kunst und Natur, aus Wissenschaft, bürgerlichem und politischem Leben klingt in diese abgeschlossene Welt nichts herein, und doch war er noch Zeitgenosse eines Hubert und Johann van Eyk, und die gotische Baukunst strebte in seiner Zeit zur Höhe empor. Das alles kümmert ihn nicht, er ist Asket und sucht gerade in der Negation des äußeren Lebens die Kräftigung des inneren. Trotzdem verwies er seine Schüler auf die Erwerbung klassischer Bildung, und wenn wir hören, daß aus seiner Schule ein Rudolf Lange, ein Graf Moritz von Spiegelberg, Ludwig Dringenberg, Antonius Liber, ein Rudolf Agricola und Alexander Hegius hervorgingen, so sehen wir nicht nur die Bedeutung des Mönches als Lehrer, sondern wir erkennen auch, wie hier in den Niederlanden in langer und schwerer Arbeit das Bett gegraben ward, welches die frischen Fluten eines neuen Geistes, der von Italien nordwärts strömenden humanistischen Bildung aufzunehmen

befähigt war. Thomas von Kempen wird von den Katholiken verehrt, von den Protestanten gepriesen, ein Beweis, daß er ein Mensch war, der über beiden Kategorien stand. Dogma und Kultus sind ihm an sich nur Vehikel seines christlichen Geistes, des Geistes der Verinnerlichung, mit diesen Aeußerlichkeiten beschäftigte er sich nicht, wie er ebenso an der Hierarchie stillschweigend vorüberging. Das innere Leben, die Gesinnung ist ihm alles, die Freiheit des Geistes das oberste Gut. Er steht mit festgefügtem Charakter mitten im Leben, ein Produkt desselben, aber er steht in der Zeit, da der reformatorische Geist zu leben begann, und dieser Geist verleugnet sich in seinem Grundwesen nicht. Ob man Thomas im engeren Sinne als einen Vorläufer der lutherischen Reformation betrachten darf, wollen wir unentschieden lassen, aber ein Vorläufer jenes geistigen Erwachens des deutschen Volkes zum Selbstdenken und Selbstleben ist der Mystiker Thomas von Kempen ganz gewiß. Er ist 1471 in einem Alter von 91 Jahren gestorben. — Johannes Wessel, 1419 zu Gröningen geboren, ward Schüler des Thomas in Zwolle. Er ist die Doppelnatur, einerseits reich an klassischer und humanistischer Bildung, andererseits erfüllt von dem Gedanken, daß das Christentum etwas rein Innerliches sei. So geriet er in Konflikt mit Scholastik und Kirche, und nach seinem Tod 1489 rächten die Dogmatisten die Leuchtkraft des „Weltlichtes“ an seinen Schriften. Sie wurden als ketzerisch verbrannt.

Hier haben wir den Widerspruch, und es ist uns ja vollkommen klar, daß eine so neue geistige Bewegung nicht unangefochten bleiben konnte. Stets und immer wieder haben die Kämpfer um eine geistige Verjüngung und Regeneration die Pächter der Geistesbildung als natürliche Gegner gegen sich. Gerät doch jede geistige Bewegung, sobald sie dem ewigen Fluß entrissen nnd in den Besitz einer Kaste gebracht wird, aufs Trockene, sie wird vergröbert und schließlich vollkommen unproduktiv. Und so waren es denn die Orden, welche den Kampf gegen die jüngere Geistergemeinde erhoben und auf dem Konstanzer Konzil ihren ersten wuchtigen Angriffsstoß gegen dieselbe unternahmen. Gerson und Peter d'Ailly schlugen den Angriff der Dominikaner ab. Es ist aber ebenso klar, daß auch dieser jüngeren Bewegung einmal eine Zeit kommen wird, in der sie nicht mehr mitzugehen, in der diese auf mystischer Grundlage beruhende Schule den Bedürfnissen nach einer freieren Entwicklung nicht mehr zu genügen vermag. Schon Erasmus sah diese Zeit nahen. Zudem machte die Erfindung der Buchdruckerkunst diesen fleißigen Bücherabschreibern alsbald die ernsteste Konkurrenz, aber die Brüdergemeinde hatte die ihr gewordene Aufgabe gelöst, und konnte abtreten.

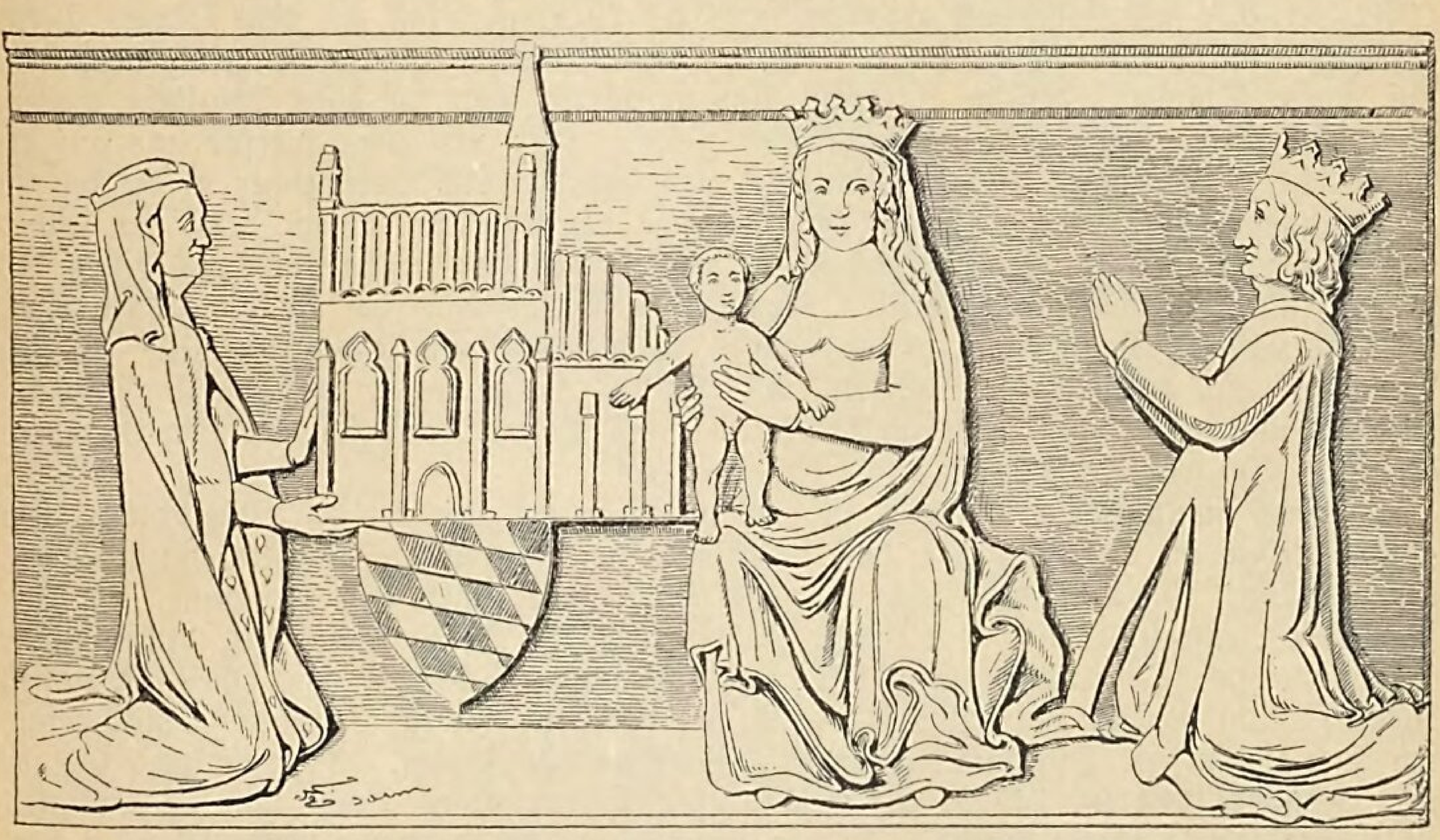
Wir verfolgten diesen Ausläufer der Mystik und erkannten, wie er den Boden bereitete zur Aufnahme einer größeren und allgemeineren Bewegung. Wir kehren nun zu den Schülern Eckharts zurück. Dominikaner wie der Meister war Heinrich Suso, aus schwäbischem Geschlecht. In Köln verbrachte er unter dem Meister einen Teil seiner Studienzeit. Erkenntnis und Heiligung war sein Streben, und sein weiches Gemüt bahnte ihm den Weg zum Lehrer der süddeutschen Klosterfrauen. Eine geistige Bewegung vollendet sich erst, wenn das Weib sie erfaßt und durchlebt. „Das unter dem Unfrieden der Zeit in den Frauenklöstern sich bergende religiöse Leben hatte, von Mönchen namentlich des Dominikanerordens geleitet, vorherrschend die Richtung der Mystik genommen, und wie in Thüringen und Sachsen am Ende des 13. Jahrhunderts Frauenhände uns von diesem Leben Kunde geben, so geschieht dies nun noch häufiger und angeregt von dorther in Süddeutschland in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Da lassen uns nun die Aufzeichnungen der Christine von Engelthal, der Elsbeth Stagel und anderer den eigentlichen Boden der geistlichen Minnepoesie, in die sich die weltliche mehr und mehr umsetzt, wohl erkennen.“ Wir erinnern auch hier an die lokale Ausdehnung. Thüringen, Erfurt sind als Hauptsitz der jüngeren Mystik zu betrachten, daneben Köln, und von hier aus findet diese Denkweise ihre Verbreitung rheinaufwärts bis Straßburg und Basel, zum Bodensee, ins Schwaben- und Frankenland bis hinab zum Nordufer der Donau. In Oberdeutschland aber kam es nicht zu einer so festen Einigung der Mystiker, wie in den Niederlanden. Wohl bildete sich in Basel namentlich durch Susos Wirken die Gemeinde der „Gottesfreunde“, allein die beschauliche Richtung behielt hier das Uebergewicht über die Tendenz, ins Leben hinauszuwirken, und so kam es naturgemäß zu keiner festeren

Organisation. Hier sei noch auf einige Momente, welche diese ganze Bewegung charakterisieren, aufmerksam gemacht. Zunächst ist die Energie und jugendliche Begeisterung all dieser Leute hervorzuheben, welche dem Egoismus der Zeit gegenüber sich in Selbstpeinigung und Selbstentsagung nicht genug thun kann. Heinrich Suso namentlich zeigt darin eine Stärke, die auf eine stark sinnliche Natur zurückschließen läßt. Das sinnliche Element bringt denn auch trotz der Negation und den oftmals geradezu merkwürdigen Verzerrungen immer wieder empor. Ekstatische Zustände werden als erstrebenswertes Ziel angesehen, körperliche Schwäche ist die Vorstufe zu denselben, wie ja auch die Unwissenheit von den realen Dingen und die Freiheit von der sinnlichen und begrifflichen Wahrnehmung als Vorbedingung des Wissens angepriesen wird. Erkennen wir hierin die erste und furchtbarste Verirrung, so aber auch die Grundlage, auf welcher allein eine Mystik damals und zu allen Zeiten sich aufbauen konnte. Es ist die Unkenntnis und die Verkennung der Natur, welche ja an und für sich mystifizierend wirkt, indem die Natur dem Denken als direktes und unmittelbares Objekt entweicht und so an die Stelle der Erkenntnis die Phantasie geschoben wird. Diese aber ist wiederum das Vehikel zurück zu allem Aberglauben. Hatte noch Eckhart gemahnt: „Leute, was suchet ihr an dem toten Gebeine? Warum suchet ihr nicht das lebende Heiltum, das euch mag geben ewiges Leben? Denn der Tote hat weder zu geben noch zu nehmen!“, so sehen wir seine Schüler bereits wieder emsig mit der Sammlung von Reliquien beschäftigt. — Ein anderes Moment ist die Stellungnahme der einzelnen Mystiker gegenüber der bestehenden Ordnung und den Zeitverhältnissen. Margaretha Ebner in dem Kloster Medingen bei Donauwörth, die Freundin Heinrichs von Nördlingen, hielt trotz dem Bannfluche an Kaiser Ludwig fest. Heinrich von Nördlingen war Gegner des Kaisers und mußte nach Basel entweichen. Die Dominikaner standen der Mehrzahl nach dem Kaiser gegenüber, der in den Franziskanern seine Helfer und Verteidiger gefunden hatte. So mußte auch Tauler in Straßburg zum Wanderstab greifen, als er den Gottesdienst einzustellen wagte, obgleich er innerlich mit Margaretha Ebner auf des Kaisers Seite stand. Ihr blieb das Urteil des Papstes ein menschliches, das oft betrogen wird, und da sie ihre Anschauung direkt von Christus ableitete, setzte sie sich über den Befehl des Papstes hinweg und empfing auch von papstfeindlichen Priestern das Abendmahl. Ja, die innere Heiligung, so meinten viele der Gottesfreunde, enthebe die einzelnen von dem Gehorsam gegen das Gesetz, „denn die Gebote werden gegeben und gemacht für die, welche unterthänig sein sollen,“ nicht für die, welche mit dem Könige, mit Christus zu regieren berufen sind. In der gleichen Verfassung sehen wir Suso, als er die Verteidigung der von Eckhart aufgestellten und vom Papste verdammten Sätze unternahm. Ein weittragenderes Element, als all diese Spekulationen, ist die Vertiefung und Beseelung der deutschen Sprache, und auch hier ist es in erster Linie Suso, der mit seiner geistlichen Minnepoesie die Schätze der lyrischen Periode des vergangenen Jahrhunderts von neuem hob und belebte. Die Minne hat ihr Objekt vertauscht und sucht ihre Stätte in den Regionen des himmlischen Paradieses. Preger schildert uns in seinem schönen Werke von deutscher Mystik diesen Wandel bei Suso mit folgenden Worten: „Wie Musik umrauscht uns da seine Sprache, die wie kaum die eines andern in ihrem Rhythmus, in ihrem sanften und doch ungemein lebendigen Flusse, in ihrer Herzlichkeit die Empfindungen der rein bewegten Seele in unmittelbarster Weise in die des Lesers hinüberzuspielen weiß.“ In seinem Buch der Weisheit bricht Susos evangelische Grundrichtung durch; da ist es allein das Verdienst des Leidens Christi, in dem er Vergebung der Sünden und Frieden suchen heißt; die teilnehmende Hingabe, das Mitleiden wird als das Mittel bezeichnet, welches dieses Verdienst Christi zu uns herüberleitet. Ein Griff in diesen Schatz der Verdienste Christi giebt mehr Genugthuung, als alle Werke, die, gegen die Sünden gehalten, sind „als ein kleines Tröpflein gen dem tiefen Meere.“ Es ist klar, daß die christliche Lehre von der Wiedervereinigung mit Gott nach dem Tode des Menschen sich in dieser Weise auswachsen mußte, sobald man dieses Ziel des Lebens in das Leben selbst verlegte. Es konnte dann dieses Aufgehen in Gott nur durch Selbst*tötung*, durch Selbstentwerdung, durch Aufgabe des Individuellen, durch Vernichtung des eigenen körperlichen Seins erreicht werden, und so

erhielt die Mystik von selbst jenes ihr eigentümliche Element, welches sich in der Sehnsucht, die Schranken des Leibes zu durchbrechen, als das höchste Ziel der göttlichen Minne darstellte. Alle und jede Mystik sucht die Bestimmung des Menschen jenseits des Menschenlebens, in seinem Tode. Erkannten wir die Mystik selbst als die Folge des Erwachens zum Selbstdenken und Selbstleben, so ist diese konsequente Selbstentsagung in Leben und Wissen als die Folge ihres Festhaltens an dem unfruchtbaren Pol des Absoluten, ebenso aber auch als eine naturgemäße Absage an jenen Egoismus zu betrachten, der die Zeit beherrschte und verwüstend durchdrang.

In Johann Tauler, dem Dominikaner zu Köln und Straßburg, suchte und fand die oberdeutsche Mystik ihre Vermittlung mit der niederländischen. Freund Susos und Ruysbroeks, wandte er sich ganz der Volkspredigt zu und errang sich so den Ruf als eines der besten Redner seiner Zeit.

Indem wir nun diesem Entwicklungsgange der Mystik zu folgen suchten, fühlten wir, wie der feste Boden unter unseren Füßen zu wanken begann, wie die Begriffe und festen Normen sich löſten und zerfielen, bis sie zerstieben in unendliche Atome. Wir sind



Denkmal aus der St. Lorenz-Kirche im alten Hof zu München. Nach dem Original im K. Nationalmuseum in München.

Kaiser Ludwig und Kaiserin Margaretha knieen zu beiden Seiten der Jungfrau Maria, welche das Jesuskind auf dem Schoße hält. Die Kaiserin reicht das Kirchenmodell dar, auf welches das Kind die Hand legt; hierdurch wird die Kaiserin augenscheinlich als Urheberin des Erweiterungsbaues bezeichnet. Nach einem urkundlichen Bericht im K. Nationalmuseum zu München.

in vollem Flusse. Ueberall, bald hier bald dort griffen wir zu in der Meinung, ein festes Gebilde wiederum zu erhaschen, aber auch dieses zerrann uns wieder unter den Händen. Es wundert uns die Nachricht nicht, daß bei den Predigten der Mystiker die Leute oft wie tot zusammenstürzten und in ekstatische Zustände verfielen, und wir erkennen, wie eine feste Begriffswelt zerspringt und sich auflöst, wie sie sich gleichsam den Luftatomen mitteilt und also die Atmosphäre bilden hilft, in welcher die nachfolgenden Generationen erwachsen. Und diese Atmosphäre war die Amme, an welcher sich der junge Geist der Allgemeinheit vollsog. Erst hierdurch ward der Boden bereitet, aus dem der reformatorische Gedanke zur reformatorischen That sich zu entwickeln vermochte. Unendliche Fäden ziehen sich aus der Zeit Eckharts in diejenige Luthers, aber in dieser Zwischenzeit war ein Neues hinzugetreten, der von Italien über Europa sich ausbreitende Geist des Humanismus. Oben nannten wir bereits eine Reihe von Männern aus der Schule der Brüdergemeinde, deren Meister nicht nur Thomas von Kempen war, sondern welche ebenso als Schüler und Vertreter des deutschen Humanismus in erster Reihe stehen.

Reformation! Es war der Ruf im ganzen vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert. Dieser eine Gedanke war der letzte aller geistig hervorragenden Männer. Aber die alten Machthaber schlugen denselben zurück, zurück in der Zeit Ludwigs des Bayers, zurück in den Zeiten Wiclifs, der großen Konzilien, Husens, Savonarolas! Reformation! So klang es fort trotz aller Zurückweisung. Es klang fort bis in die höchsten kirchlichen Kreise, und wir hörten bereits von dem Reformator Nikolaus von Cusa, dem deutschen Kardinal. Mit dem Hinausschieben der Reformation wuchs natürlich die Not der Zeit, es mußte zur Revolution kommen, wenn man die Reformation versagte. Schon begannen Wissenschaft und Kunst ihre Wege unabhängig und rücksichtslos zu suchen und statt das Papsttum mit fortzureißen und die Kirche, erfaßte die Bewegung die Päpste, die Persönlichkeiten. Damit aber gerieten diese in eine dem von ihnen vertretenen System starrster Reaktion gegenüber ganz unhaltbare und vollkommen unsittliche Stellung, und das war es, woran dann schließlich auch das System scheitern mußte. Diese innere Halt- und Charakterlosigkeit trat bereits in Pius II zu Tage. Sie steigerte sich über Sixtus IV (1471—1484) und Innocenz VIII (1484—1492), bis sie in Alexander VI, Borgia (1492—1503) den Höhepunkt erreichte.*) Das Verbrechen saß auf dem Stuhle Petri, geschmückt mit der dreifachen Krone. Diese höchste Blüte der Verworfenheit gedeiht nur auf einem Stamme, der in sich faul und morsch ist, und für diese Thatsache weitere Zeugnisse beizubringen, ist hier nicht der Platz. Wir verweisen hierfür nur auf die Schriften des Wormser Bischofs Matthäus von Cracow, des Sponheimer Abtes Johann von Tritheim, auf Peter d'Ailly, Johann Gerson, den Karthäusermönch Jakob von Jüterbock und viele andere. Dem gegenüber ist es nur natürlich, wenn auch das Leben des Volkes einer Verrohung anheimfiel. Weniger die Bosheit an sich, als die Folgen einer nicht verwerteten Kraftfülle tritt uns indes in diesem Kreise entgegen. Und wie die Volkspoesie sich auswuchs in Schwank und Satire, so zeigte der maßlose Unabhängigkeitssinn und der Drang zur Sinnlichkeit, wie des Volkes Kraft sich selbst zu verzehren begann. Wo war ein Ausweg? — Reformation!

Eines merkwürdigen Mannes ist hier kurz zu erwähnen, der es fertig brachte, sein ganzes Leben im Streite gegen das Papsttum für die deutsche Freiheit hinzubringen, der das Wort führte in der Sache des Baseler Konzils gegen das Papsttum, der kurfürstlichen Neutralität in den vierziger Jahren des 15. Jahrhunderts, in dem Kampfe Sigmunds von Oesterreich gegen Nikolaus von Cusa, Diethers von Isenburg gegen Adolf II von Nassau und Pius II, und der dann zu Georg Podiebrad hinüberging, um auch ihn in der Opposition gegen das Papsttum zu stärken. Es war dies Gregor von Heimburg (1410—1472), ein kerndeutscher Mann, dessen Treue und Freimütigkeit zu allen Zeiten gerühmt wurde. In der Entwickelung des deutschen Geisteslebens gehört Heimburg zu den Vorläufern des Humanismus. Neben ihm steht Felix Hemmerlin von Zürich (c. 1398—1460), der mit ihm die Verderbtheit der Geistlichkeit und des Papsttums geißelt und die Gleichheit innerhalb der menschlichen Gesellschaft trotz der äußerlichen Verschiedenheit ahnt, indem er in seinem Dialog vom Adel dem „Du" das Wort redet, denn so spreche der Papst zum Kaiser, Gott zu Moses und umgekehrt. Neben beiden steht trotz der Gegnerschaft Heimburgs auch der mehrmals erwähnte Nikolaus von Cusa. Wir müssen bei ihm verweilen. Wie schon bemerkt, stellt Janssen ihn an den Anfang seiner Geschichte. Er schildert ihn mit den Worten des Abtes Johann von Tritheim: „Sein Geist umfaßte alle Gebiete des menschlichen Wissens, aber all sein Wissen ging von Gott aus und hatte kein anderes Ziel, als die Verherrlichung Gottes

*) Dieser Papst wird in dem Geschichtswerke Schreibers, des bayerischen Hofkaplans, zuerst als ein Scheusal hingestellt, dann wird gesagt, es sei viel gelogen worden über ihn und zuletzt stirbt er als „katholischer Christ". Das genügt vollkommen, um festzustellen, in welche Sackgasse der Niedertracht das katholische Christentum damaliger Zeit hineingeraten war. Eine Reform war notwendig, denn mit solchen „katholischen Christen" fortzuwirtschaften vermag vielleicht ein Hofkaplan, nicht aber die Entwicklung der Menschheit und des Menschengeistes. Sie wirft derartige Charaktere auf den Misthaufen, auf den sie gehören. Solche Darstellungen übrigens charakterisieren nur den Darsteller und seine Zeit, nicht die Zeit, welche er darzustellen sucht. Ein Buch für Leute, die von Geschichte nichts wissen und nichts wissen wollen!

und die Erbauung und Besserung des Menschen. Man kann darum aus seiner Wissenschaft wahre Weisheit lernen.“ Nikolaus von Cusa erhielt seine Jugendbildung bei den Brüdern des gemeinsamen Lebens zu Deventer, studierte dann weiter in Italien. So kam es zu einem sonderbaren Gemisch mystischer, scholastischer und neuplatonischer Anschauungen in ihm. Einerseits erhebt er sich mit den Mystikern zu einer unmittelbaren Anschauung Gottes, andrerseits kommt er durch Beobachtung und Mathematik zu einer mechanischen und astronomischen Forschung. Von dem Boden, dem er entstammte, greift er ahnungsvoll hinaus in die Zukunft. Wir wiesen oben darauf hin, daß es über Eckhart hinaus nur zwei Konsequenzen gab. Die erste war: Gott ist die Welt. Nikolaus von Cusa zog sie. Aus dem Dualismus drängte es ihn zur Einheit, die intellektuelle Anschauung geht ihm auf die Einheit des Entgegengesetzten zurück. „Gott und die Kreatur ist ein und dasselbe.“ „Alle Kreatur ist wie begrenzte Unendlichkeit oder geschaffener Gott.“ „Die Welt ist der sinnlich faßbare Gott.“ „Der Mensch ist der menschliche Gott.“ Wir stehen am Schlusse. Die Welt ist der endliche Gott. Die Welt aber ist unendlich und nicht endlich. Was nun? — Wohl ist Gott die absolute Einheit ohne Gegensatz, nachdem die Welt mit ihm identisch ward, der Gegensatz von Welt und Gott, an dem man bisher stets hängen blieb, ist beseitigt, aber mit dem Augenblicke, wo man sah, daß die Welt das Unendliche sei, wird Gott eliminiert. Jeder Schritt über Nikolaus von Cusa hinaus mußte antikirchlich sein. Gottes Wesen verschwamm immer mehr, es löste sich die kirchliche, festbegrenzte Formel auf zu einem Formlosen, Unendlichen und Unfaßbaren, dem Uebereinen, dem Sein des Seins oder dem Nichts des Nichts. Und diesen Prozeß der Auflösung hat Nikolaus von Cusa gefördert.*) Eckhart fand die Thüre nicht, welche aus dem engumschlossenen Raum hinausführte, Nikolaus von Cusa pochte an dieselbe; er faßte den Gedanken einer Achsendrehung der Erde und ward also ein Vorläufer des Kopernikus. Die neue Naturwissenschaft erst schlug diese Thüre auf.

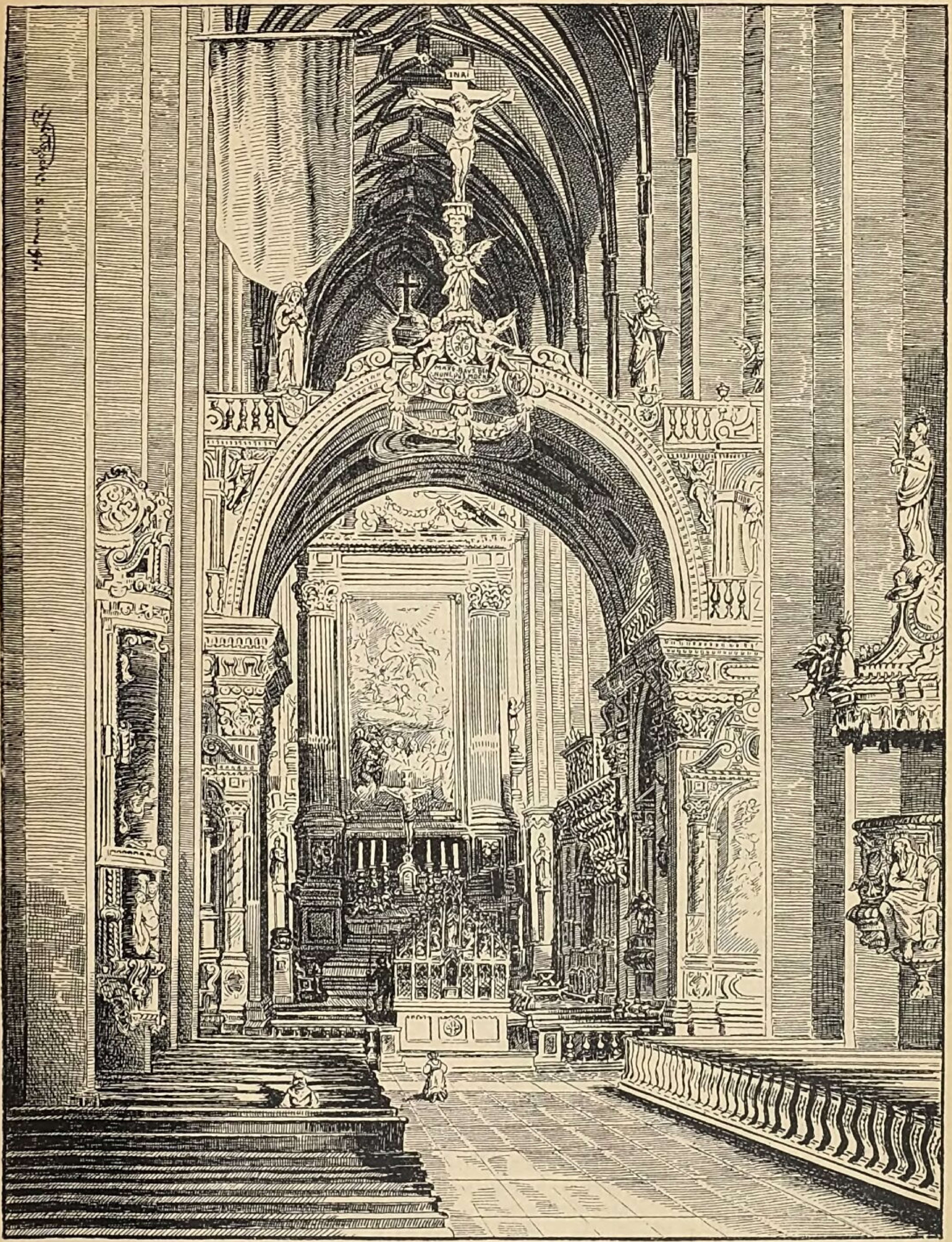
Die geistige und materielle Not waren die Triebfedern der Zeit. Sie zeigte den Weg zur Erfindung des Schießpulvers, der Druckerpresse und des Kompasses, und mit diesen Erfindungen wird die Möglichkeit gegeben, den oberen Gesellschaftsklassen das Schwert unbeschränkter Macht aus der Hand zu winden. Geistlichkeit und Juristen mußten ihre Wissenschaft mit größeren Volkskreisen teilen, der Adel, der längst wie eine schwere und hemmende Last auf dem Leben des deutschen Volkes lag, mußte sich der Feuerwaffe unterwerfen und wurde also aus seiner privilegierten Stellung in die Reihe der Staatsunterthanen gepreßt. Es ist hochbezeichnend, daß in Italien, wo Adel und Geistlichkeit längst aus ihren privilegierten Stellungen herausgetrieben waren, der Humanismus nicht zur Waffe gegen ein verrottetes System wurde, wie in Deutschland, sondern daß man dort ästhetische Befriedigung in diesen Studien suchte. Die Entdeckung eines neuen Weltteils brachte eine große Aufregung in die Gemüter und erweiterte die Kenntnis der Erdoberfläche, während gleichzeitig das Vordringen der Türken die noch erhaltenen Schätze der antiken Geisteskultur dem Abendlande zutrieb. Diese vielfache und mannigfaltige Erweiterung des Gesichtskreises nach innen und außen konnte nicht ohne große Folgen bleiben. Die Dinge gerieten in neuen Fluß, es erwachte ein lebendiges, geistiges Streben, wie es seit Jahrhunderten, ja wir dürfen sagen seit dem Eintreten der Germanen in die Geschichte nicht mehr stattgefunden hatte. Die abendländische Menschheit streifte den Traum der Jünglingszeit ab und erhob sich zu männlichem Denken. In erster Linie erkennen wir dies an dem Auftauchen staatswissenschaftlicher Theorien. Auch in dieser

*) Wenn Janssen das nicht erkannt hat, so liegt das wohl daran, weil der Maßstab zu klein war, mit dem er den „deutschen Kardinal“ gemessen. Vor ihm hat ein anderer von katholischer Tendenz getriebener Geschichtsforscher denselben zu einem Halbketzer gemacht, der den Glauben zu einer untergeordneten Art der Erkenntnis degradiere. Sie mögen beide recht haben, indem der eine an der pantheistischen Neigung Cusas zu sehr hängen blieb, der andere das Festhalten des Kardinals an dem mittelalterlich-kirchlichen Prinzip betont. Cusa war eben Kardinal und Philosoph, und so schillert sein Charakter wie sein Denken, womit übereinstimmt, daß er zunächst keine Nachfolger fand, und man erst dann an ihn anknüpfte, als diese Zweideutigkeit seiner Lebenshaltung in Vergessenheit geraten war, und nur seine Schriften vorlagen. Der dann an ihn anknüpfte und seine Anschauungen wieder aufnahm, heißt Giordano Bruno, den man als Ganzketzer verbrannte.

Beziehung kündigt sich das Nahen einer neuen Zeit mit sehr langsamen und leisen Schlägen an. Schon der litterarische Streit in den Tagen Ludwigs des Bayers enthielt derartige Anklänge, dann ist auch Nikolaus von Cusa unter den politischen Reformatoren zu nennen, eigentlich aber ist Macchiavelli ziemlich der einzige geblieben, der in Betracht kommt. Er war Florentiner, geboren 1469, und ragt mit seinem Leben bereits in die sogenannte neue Zeit herein, da er 1527 starb. Bürgerliche Freiheit ist sein Ideal, sie aber ist ihm nur erreichbar durch eine starke Staatsgewalt, und diese hat sich zu bilden und ihre Aufgabe zu erfüllen mit welchen Mitteln auch immer. Neben ihm steht in England Thomas Morus (1480—1535), der in seiner Utopia ein Staatsideal darzustellen versuchte. Das sind Anfänge, aber sie zeigen das Erwachen des politischen Geistes, der vornehmlichsten Charaktereigenschaft der neuen Zeit, welche das Staatsprinzip über alles emporhebt und dasselbe demgemäß auch der Kirche, der Formel einer jugendlichen Völkerentwicklung, überordnet.

Ein ferneres Mittel der umfassenderen geistigen Entwicklung war das Wachstum des städtischen Wohlstandes. Die finanzielle Macht erst verschaffte dem Bürgertum ein größeres Gewicht, und mit dem Können stieg sein Wollen. Luxus und Schwelgerei befriedigen nicht immer und nicht alle, das Vorhanden nach höherer, nach geistiger Nahrung ist in größeren Kreisen stets vorhanden, und so ist es natürlich, daß erst die materielle Grundlage in den städtischen Kreisen auch einer breiteren Grundlegung aufgeklärter Denkweise zugute kam. Bekanntlich hat die neue klassische Bildung an dem Hofe der Kaufmannsfürsten zu Florenz, der Mediceerstadt, ihre erste Aufnahme und bedeutendste Pflege gefunden. Und nicht an letzter Stelle sei des Eindringens des römischen Rechts und mit ihm der Ausbildung einer rein weltlichen Jurisprudenz Erwähnung gethan. „Gerade die höheren Gesellschaftselemente, denen vornehmlich die Staatsämter unter wachsendem Ausschluß der Geistlichen anheimgefallen waren, wurden durch das neue Bildungselement thatsächlich über die Beschränktheiten der früher allein herrschenden spirituellen Auffassungsweise hinausgeführt." Freilich was dann später mit diesem Rechte alles gemacht wurde, ist eine andere Sache, aber für die damalige Zeit gab es eben kein anderes Ersatzmittel. Es war dies die letzte romanische Formel, welche der germanische Geist zu lernen, zu verstehen und zu überwältigen hatte, und wie einst in Geschichtschreibung, Baukunst, Malerei, Musik, Philosophie und vielem anderem die römische Welt die Vorlage geliefert hatte, so jetzt in der Rechtswissenschaft. Ist erst diese Formel bewältigt, dann ist die Zeit reif zum wirklichen Ausbau des germanischen Staates, und wie wir auf allen andern Gebieten die Germanisten kommen sahen, so erwarten wir sie auch auf diesem, zumal das römische Recht an den Gebieten des Sachsenspiegels bei diesem ersten Anprall zurückflutete, also ein Grundstock erhalten blieb, von dem aus dereinst eine Regeneration des germanischen Rechts ausgehen konnte. Ist uns diese Erscheinung wohl noch wunderbar? Ist sie nicht nach allem, was wir bisher von der Entwicklung des deutschen Volkes und der deutschen Stämme sahen, eine durchaus natürliche?

Der Humanismus erhielt in Deutschland seinen eigenen Charakter im Gegensatz zum italienischen, aber der deutsche Humanismus entwickelte sich zugleich selbst in doppelter Richtung. Wir sahen das aus sich selbst emportreibende Leben der Mystik, wir sahen ihre Uebersetzung ins Praktische bei den Brüdern des „gemeinsamen Lebens" in den Niederlanden, wir erkannten hier ein Einlenken in humanistische Studien noch bevor sich ein tieferer Einfluß von Italien bemerkbar machte. Also eine Richtung war bestimmt — gegen die Scholastik, gegen das überlieferte kirchliche System, für die Heranbildung der Jugend und für das gründliche Studium der Bibel. Von Italien kamen mit dem Studium der griechischen Sprache in diese litterarisch angeregten bürgerlichen Kreise neues Material und neue Gedanken. „Aber die ursprünglich theologische und pädagogische Richtung blieb auch dann noch den Hauptvertretern des niederrheinischen Humanismus eigentümlich. Johann Wessel und Rudolf Husmann, beide von Gröningen, Alexander Heck (Hegius) aus Westfalen, welcher die Schule von Deventer leitete, sahen in der Pflege der klassischen Studien vor allem das wirksamste Mittel zur Erziehung und zur Lösung theologischer Fragen." Dieser Richtung stand eine andere gegenüber, welche einfach Wachstum der



Das Innere der Frauenkirche in München zur Zeit Maximilians I (1604). Nach Urkunden und Zeichnungen im K. Nationalmuseum zu München.

Wissenschaften wollte ohne Rücksicht auf Theologie und Kirche. Natürlich lassen sich die Grenzen zwischen beiden nie genau ziehen.

Der Unterschied zwischen Deutschland und Italien beruhte in der Verschiedenheit der Lebensbildung. In Italien kam es so weit, daß man vielfach die Unsterblichkeit der Seele leugnete. Schon Boccaccio gestand der christlichen Religion nur relative Wahrheit

zu, sie stand auch andern nur neben, nicht über den übrigen Religionen. Gleichgültigkeit gegen die kirchlichen Angelegenheiten war in Italien an der Tagesordnung. Das aber führte hier durchaus nicht zum Eklat. Man kümmerte sich eben nicht um die Verschiedenheit der Weltanschauungen. Geistliche und Laien arbeiteten hier in gleicher Richtung. In Deutschland kommt sofort der Unterschied zwischen Theologisten und Sophisten, während in Italien dieser Gegensatz verdeckt bleibt. Der Humanismus in Italien ist eben ein Gebilde des modernen Lebens. Diese eine große, städtisch gebildete Gesellschaft Italiens empfing den Humanismus mit offenen Armen; eine große humanistische Bildung herrschte dort allenthalben. Daran war in Deutschland gar nicht zu denken. Hier gab es keine eigentliche Gesellschaft; die Stände standen weit auseinander, und von einer allgemeinen Bildung konnte man hier nicht reden. Die Städte waren wohl auf dem Wege, aber noch weit vom Ziele, und so empfing der deutsche Humanismus zu gleicher Zeit neben seiner wissenschaftlichen Aufgabe eine soziale, die Umgestaltung der allgemeinen Lebensführung. Die Universitäten in Deutschland waren alte Korporationen, welche ihre bewußte Selbständigkeit besaßen und sich nicht gern etwas Neues wollten bieten lassen. Die theologischen Fakultäten beherrschten diese Universitäten, und die Mönchsprofessoren hingen an ihrem scholastischen Talmischatze, den sie in einem gotteslästerlichen Latein an den Mann zu bringen suchten. Da kamen nun alle diese jungen Leute, die in Italien gewesen waren, ihre Studien zu vollenden, und boten ihre echten Schätze an. Man wies sie zurück, und der Streit war da. Man rief zum Schutz und zur Verteidigung gegen die Neuerer auf, und diese nahmen den Kampf an und führten ihn mit der Waffe ihrer göttlichen Grobheit.

Wir haben eine ungefähre Vorstellung gewonnen, wie sich mit steigender Lebhaftigkeit das geistige Leben Deutschlands seit den Tagen Ludwigs des Bayern entwickelte. Der Zug zum Selbstdenken, zum Reformieren, zum Anpassen alter oder neuer Lebensformen an das Leben selbst ist ein allgemeiner, überall tritt er in der einen oder andern Weise hervor. Schon oben wurde darauf aufmerksam gemacht, daß die Thätigkeit des mehrerwähnten Kardinals Nikolaus von Cusa auch nach Bayern hereingriff. Hier hatte, wie gleichfalls bemerkt, die husitische Bewegung nur sehr schwachen und vereinzelten Widerhall geweckt. War in Böhmen, Mähren, Schlesien, Oesterreich die Sekte der Waldenser bereits im 13. und 14. Jahrhundert sehr verbreitet, so daß die Inquisition fast fortwährend gegen die Ketzer in Thätigkeit blieb, so erfahren wir in Bayern nur hie und da einmal von einem notwendig gewordenen Einschreiten, so namentlich in den Diöcesen Eichstätt, Passau, Regensburg und Salzburg, und zwar sind es auch hier meist die östlich gelegenen Ortschaften, welche als angesteckt erscheinen. Größere Aufnahme fand dagegen das Ketzertum in Franken und zumal in Nürnberg, was uns für die spätere Entwicklung dieser Stadt nicht ohne Einfluß gewesen zu sein scheint. Eine Initiative oder auch nur eine stärkere Anteilnahme an antiklerikalen Bestrebungen ist also in Bayern nicht zu suchen. Wohl ist auch hier der Klerus allgemein verhaßt, wie der Abt Konrad von Tegernsee im Jahre 1461 bezeugt, aber es verhält sich das Volk ihm gegenüber mehr indifferent und passiv als angreifend. Gegen die Verkommenheit des Klerus in Kirche und Kloster sah sich indes die bayerische Staatsgewalt seit der Mitte des 15. Jahrhunderts genötigt, eine schärfere Tonart anzuschlagen. Schon Herzog Wilhelm und sein natürlicher Bruder Johann Grünwalder, der „Kardinal von Bayern", hatten mit einer Reformarbeit begonnen. Albrecht III folgte und gewann an Johann von Indersdorf einen praktischen Gehilfen. Tegernsee ward durch Kaspar Aindorfer reformiert und erhob sich noch einmal zu einer Nachblüte. Als Reformator durchzog ebenso Johann Slitpacher von Schongau eine Reihe bayerischer Klöster, aber wie die Reformarbeit bei den Alteingesessenen der Klöster vielfach auf heftigen Widerstand stieß, so trat in ihr auch nirgendwo ein lebendiger, fruchttragender Gedanke hervor. Also auch hier keine Initiative, nur Wiederherstellung des Alten, Neubelebung des Ueberlebten war die Tendenz, die an sich unfruchtbar war. Im Jahre 1451 durchreiste Nikolaus von Cusa mit päpstlicher Vollmacht die bayerischen Diöcesen. Aber auch jetzt fanden nur sehr wenige den Weg zu dem Geiste der Kloster- und Ordensgründer zurück. Es blieb bei äußerlichen Versuchen, die alte Zucht und Sittenstrenge wiederherzustellen, aber zu einer Vertiefung, zu einer Beseitigung

des alten abergläubischen und unwissenschaftlichen Sinnes, kurz zu einer Wiedergeburt kam es nicht. Der Reliquienfund von Andechs und die Einrichtung des Münchener „Gnadenjahres“ zu Ende des 14. Jahrhunderts zeigen den Geist der kirchlichen Kreise in Bayern, zugleich aber auch die in Unproduktivität und Wundersucht versunkene Denkweise des Volkes. Wo dieses nach keinen Reliquien verlangt, da werden auch keine gefunden. „Vom 14. April bis nach Jakobi 1392 — sagt Riezler — ward in München das sogenannte Gnadenjahr gefeiert (eine Nachbildung des römischen Jubeljahres), das erste der Feste, durch welches die Isarstadt von Zeit zu Zeit Anziehungskraft auf die Fremden übt, dem Zeitgeist entsprechend ein kirchlicher Vorläufer unserer Kunst- und Gewerbeausstellungen, Musterbühnenspiele, Schützen-, Turner- und Sängerfeste.“ Es ist bezeichnend, daß diese für das Wachstum Münchens sehr bedeutsame Einrichtung alsbald die Kritik in dem benachbarten Augsburg wachrief, und zwar die Kritik der Mißgunst. An den Andechser Reliquienfund schließt sich dann unter Albrecht III die Stiftung des Klosters Andechs im Jahre 1439, wohin die Reliquien aus München zurückkehrten. So ward Andechs einer der besuchtesten Wallfahrtsorte in Bayern. Auch Ludwig der Reiche von Landshut und Albrecht IV setzten die Reformarbeit fort; sie erreichten, was sich erreichen ließ — eine augenblickliche Abstellung der schreiendsten Mißbräuche. Weiter nichts! Zu einer wirklichen Reform hätte das Volk mithelfen müssen, das aber war geistig tot, und zu seiner Erweckung ward kaum ein Anfang gemacht. Schon gegen Ende des 15. Jahrhunderts frug also der Abt von Tritheim, wo die Reform des Nikolaus von Cusa geblieben sei? Und der Abt Angelus Rumpler von Formbach meint, die Einmischung der Landesfürsten in das kirchliche und klösterliche Leben sei nur eine Folge der Verkommenheit desselben. Der klerikale Einfluß auf die Fürsten sank, das Volk stand den Geistlichen mit Haß und Widerwillen gegenüber, aber aus dem Volke heraus schlug keine verzehrende und läuternde Flamme. Indifferentismus und Passivität sind immer wieder die Kennzeichen dieses aus jedem positiven Selbstleben herausgeworfenen Volksteiles, welcher von seinen östlichen Stammesbrüdern an jeder freien und natürlichen Entwicklung gehindert wurde. Wir sahen, wie sich zuletzt gar der österreichische Einfluß in Salzburg und Regensburg festsetzte, und eine gleichwertige Erscheinung ist die Zurückdrängung der Passauer Bischofsgewalt von österreichischem Gebiete, wie sie 1468 erfolgte. Das neubegründete Bistum Wien löste hier Passau ab. Das letzte Band zerriß, welches die alte Ostmark noch mit dem Mutterlande verknüpfte. So charakterisiert Riezler den gelungenen Schachzug Kaiser Friedrichs.

„Wenn sie lieber Pferde und Hunde haben wollen als Dichter, werden sie auch ruhmlos wie Pferde und Hunde hinsterben.“ Der das sagt, ist Aeneas Sylvius, und den er meint, das sind die deutschen Fürsten. Wie weit liegt die Zeit hinter uns, da der Dichter neben dem Fürsten durchs Leben wandelte als unzertrennlicher Begleiter! Der Adel hatte das Recht verloren, Minne- und Heldenlieder zu dichten. Er verstand sie nicht mehr. Mit seinem sittlichen und sozialen Verfall war sein geistiger eingetreten. Wohl las man hie und da noch die alten Lieder und Ritterbücher, und wie in allen Zeiten des Verfalls stellte sich der Sammler ein. Neben den Manessen in Zürich steht da der bayerische Edelmann, Jakob Pütrich von Reichertshausen. Abschreiber und Illustratoren waren vollauf beschäftigt, und ihrer Arbeit haben wir die Erhaltung der Dichtungen und litterarischen Erzeugnisse früherer Zeiten in erster Linie zu danken. Das Bürgertum hatte die Erbschaft des Adels und der Geistlichkeit angetreten, deren geistiges Leben, gleich ihrem politischen, für die Nation langsam erstarb. Aber das Bürgertum war noch zu schwach, um selbständig erzeugen zu können. Nachbildung und Nachahmung der äußeren Formen blieb vorher alles, was es zu leisten vermochte. Bald aber floß aus dem eigenen Leben Neues hinzu, die allmähliche Verbreitung der allgemeinen Bildung half dazu in gleicher Weise, wie es die Ausbildung und Festlegung eines eigenen Charakters, des demokratischen that, den die Lebensnot dem Bürgertum zu erwecken begann. Volkslied und Meistergesang mit ihrer dunklen Empfindung und Unbeholfenheit erstanden als Früchte dieses Lebens, und die vielfache Roheit desselben drang denn auch in der Poesie empor. Lehrhaftigkeit, Symbolik, Allegorie zeigen den Verfall der Poesie, der Uebertritt in eine

neue Zeit wird ersichtlich durch die lebhaftere Hinneigung zum Drama. An erster Stelle ist es natürlich die dramatisierte Satire, welche gepflegt und in roher Form gehandhabt wird, und gerade dieser rohe Spott, diese Verhöhnung auch des Heiligsten ist, wie ein Zeichen eines wiedererwachenden gesunden Gefühls, so ein solches künstlerischer Impotenz.

Auch die Sprache trat in eine neue Bewegung, und zwar war es zunächst auch hier eine rückgängige Bewegung von einer höfischen und Schriftsprache in die Verschiedenheit der Mundarten. Es dringt da aus den nordöstlichen Landen das Obersächsische herein nach Deutschland, getragen namentlich von den Vertretern der Mystik, jene Mundart, in welcher die Handschriften des Sachsenspiegels und zahlreicher Land- und Stadtrechte abgefaßt waren; aus Magdeburg, den meißnischen und schlesischen Städten bricht diese Mundart hervor und gewinnt nach und nach an Einfluß und Verbreitung, aber auch von Süden her machte es sich bemerkbar, daß ein Bayer über dreißig Jahre die Krone des Reiches trug, und Ludwigs Urkunden führten die Lautsteigerung ei, eu, ew, ou, au in die deutsche Schriftsprache ein. Allgemeine Zersetzung des Lebens, wie der Sprache, wie der Verskunst und Reimes. Wo war Hilfe? — Reformation!

Die Zeit des Epos ist vorüber. Roman und Novelle werden geboren und bilden von nun an die wesentliche Form der epischen Erzählung. Und während man hier das äußere Gewand der Dichtung abstreift, zieht man es einer anderen Gattung an: man reimt die Landes- und Zeitgeschichte. Ahnte man, so möchte man ironisch fragen, daß auch das Ungereimteste sich reimen, daß auch dieses wilde Durcheinander scheinbarer Willkür und des Zufalls sich in einer höheren Harmonie vereinigen ließ? Auch die Geistlichkeit gewann wieder Platz in der Dichtung, sie wendete sich der Erfindung und Ausarbeitung der Legenden zu. Es ist der Verstand, der allmählich die Phantasie überwältigt und zeitweise ganz verdrängt, es sind die praktischen Richtungen, welche, von der Zeitnot bedingt, Leben und Denken beherrschen, es ist die Vermehrung positiver Kenntnisse, welche zunächst das alte Fabelgewand abstreifen läßt und die Prosa zu einer kräftigen Entfaltung vorwärts drängt. Die Tendenz eines umfassenderen praktischen Vorstellungsvermögens zeigt sich bereits in dem ausgedehnteren Gebrauch der Zusammensetzung von Wörtern, während der realistische Trieb zugleich zu einem kühnen Griffe in die Mundarten drängt, um aus ihnen der Schriftsprache Bezeichnungen zuzuführen, deren sie bisher hatte entbehren müssen. Wir sehen also Neues eindringen, aber bis das Neue seine geschmeidige und schöne Form gefunden hat, bis aus den rohen Blöcken die kunstmäßigen Gebilde gemeißelt sind, welche sich fördernd und helfend zu einer großen und schönen Schriftsprache zusammenfügen, bedarf es eben der Arbeit. Und so macht diese Periode trotz des Einströmens neuer Elemente auch in der Sprache den Eindruck der Zersetzung. Und diese Erscheinung macht sich weit mehr in der Poesie, wo es eben die kunstgemäße Form ist, welche zunächst in die Augen fällt, also in der Entartung des Vers- und Strophenbaues und der Reime bemerkbar, als in der Prosa, welche im Gegenteil schon im 14. Jahrhundert manchmal einen hohen Grad der Vollendung erreicht.

Das deutsche Volk löste sich von seinen alten Helden los; die Gestalten, welche die Träume seiner Jugend mit so hellem Glanze durchwoben, traten nun mehr und mehr in ein Halbdunkel und dann gänzlich ins Dunkel zurück. Man erzählte sich noch vom alten Hildebrand, dem Hörnen Siegfried, Etzel und manchen andern Heldengestalten, aber ein Blick in das Heldenbuch eines Kaspar von der Rhön, der in Münnerstadt seine Heimat hatte, zeigt uns die volle Entartung der alten Sage und Dichtung. Und wie immer in der Zeit des Verfalls einer überlebten Gesellschaftsordnung die zurückblickenden Leute auftreten, welche glauben, mit romantischen Darstellungen das Ueberlebte wieder erwecken zu können, so erschienen in der Zeit, da das alte Rittertum endgültig dem Grabe zuwankte, die Ritterromane. Bayern nimmt unter Albrecht IV an dieser Dichtungsart durch Ulrich Füeterer, der zugleich Maler, Dichter und Historiker war, Anteil. In Landshut geboren, kam Füeterer später nach München (um 1465), wo er an Jakob Pütrich, dem berühmten Sammler alter Heldenlieder, seinen Wegweiser fand. Auf Wunsch Herzog Albrechts verfaßte Füeterer sein „Buch der Abenteuer", eine große cyklische Darstellung von dem Ursprung der Helden- und Ritterorden, dem Argonautenzug, dem trojanischen Krieg und

den Helden des bretonischen Sagenkreises in der Strophe des jüngeren Titurel. Die Dichtung ward Albrecht IV gewidmet. Sie ist ein letzter Sprößling der mittelalterlichen Kunst, und in ihr laufen die Fäden aus, welche in den Sagen vom Gral und von König Artus' Tafelrunde sich einst zu so kunstvollem Gewebe verschlungen hatten. Der rückblickende Charakter dieser Leute zeigt sich noch mehr bei den sogenannten Wappendichtern, die gereimte Wappenbeschreibungen anfertigten und über die Kunst des Turnierens schrieben. Hans Rosenplüt, der Schnepperer, ein Nürnberger, erreichte als Heraldiker einen hohen Ruf. Johann Holland aus Eggenfelden, der Herold Herzog Ludwigs des Bärtigen, schrieb einen solchen Adelskatalog für Bayern. Dieser Niederbayer gesteht mit behäbiger Aufrichtigkeit: Mit neurung ist mir nit woll, ich wurd die Woch ehe achtmal voll. — Wichtiger als Sammler, denn als Schriftsteller, finde hier der bereits genannte Ritter Jakob Pütrich von Reichertshausen seinen Platz. In seinem „Ehrenbrief", der zugleich auch einen Katalog des bayerischen Adels darstellte, nennt er die Ritterbücher, welche er besaß. Er war ein unermüdlicher Sammler, ein Romantiker der entschwundenen Zeit, aber merkwürdig und bezeichnend ist der Spott, den er seiner Leidenschaft wegen von den Hofleuten erdulden mußte. Jakob entstammte einer Münchener Patrizierfamilie, und in die Zeiten Albrechts III und seiner Söhne Sigismund und Albrecht fallen die Jahre seiner Thätigkeit. Wie merkwürdig sich die Fäden in der Entwicklung einzelner Menschen und Volksteile verschlingen, zeigt sich in folgenden Angaben. Pütrich stand mit einer Wittelsbacherin in freundschaftlichem Verkehr. Mechthild war die Tochter des Kurfürsten Ludwig III von der Pfalz, vermählt in erster Ehe mit Ludwig von Württemberg, in zweiter mit Erzherzog Albrecht IV von Oesterreich. Aus ihrer pfälzischen Heimat nahm sie die Liebe zu geistigen Bestrebungen mit hinaus; sie veranlaßte bei ihrem Gemahl Albrecht die Stiftung der Universität Freiburg (1459), bei ihrem Sohn erster Ehe die Stiftung der Universität Tübingen (1477), und dieser Sohn war Eberhard im Bart, an dessen Sarge Maximilian die Worte gesprochen haben soll: „Das ist ein Fürst, dem ich im ganzen römischen Reiche an Verstand und Kunst keinen zu vergleichen weiß", es ist derselbe Mann, dem die italienischen Humanisten in Marsilio Ficino ihre Huldigung darbrachten, als er ihn „die Sonne unter den Sternen" nannte. Was sein Regiment für Württemberg bedeutete, ist hier nicht zu erörtern, aber daß eine Wittelsbacherin seine Mutter war, ist für uns eine ebenso merkwürdige und belehrende Thatsache, wie die doppelte, daß eine Wittelsbacherin die Stammmutter der brandenburgischen Hohenzollern, eine Wittelsbacherin die Stammmutter der ernestinischen Sachsenherzoge wurde. Wo die Wittelsbacher aus ihrem bayerischen Bannkreise heraustraten, erblühte, wie wir das auch später noch mehrmals zu beobachten Gelegenheit haben werden, ein frisches Leben, ein Zeichen, daß der bayerische Boden selbst das eigentliche Hindernis einer größeren Fruchtbarkeit bildete.

Der Vorliebe der Zeit für gereimte Geschichte trug Bayern Rechnung in der Reimchronik Heinrichs von München, eines jüngeren Zeitgenossen Kaiser Ludwigs. So wenig wirkte dieser Mann auf seine direkten Landsleute, daß er diesen Geschichtsdichter nicht von seinen alten Scharteken und aus einer vergangenen Welt herauszulocken vermochte. Auch andere Reimchroniken haben sich erhalten, so eine Regensburger, die ihren Ursprung wohl in dem dortigen Schottenkloster fand. Die Umwandlung vollzog sich langsam und führte im „Theuerdank" zu jener Darstellung rein persönlicher Abenteuer, welche dem Kaiser Maximilian, den wir neben seinem Geheimschreiber Melchior Pfinzing als Autor anzusehen haben, auf seiner Brautreise nach Burgund und anderswo begegneten. Die Ritter- und Abenteuerpoesie läuft in diesem ärmlichen Werke aus, die Hof- und Fürstendichtung setzt bei ihr an.

Die Dichtung des Mittelalters, die höfische Poesie, ward allerdings zum Erbteil des Volkes und in erster Linie der Bürgerschaft, allein nicht in Deutschland zunächst, sondern in Italien fand sie jene kunstgemäße Ausbildung in bürgerlichen Kreisen, die ihr in Deutschland versagt blieb. Die italienische Dichtung hebt am sizilischen Hofe der Hohenstaufen an, sie klingt fort, bis sie in jenem gewaltigen Dreiklang Dante, Petrarca, Boccaccio ihren wunderbaren Schlußakkord findet, und von hier aus dann nachklingend

und wiedererweckend forttönt bis in ferne Zeiten hinein. Und neben diesen Sängern der deutsche Meistergesang! Die Kunst ward zum Handwerk. Noch Konrad von Würzburg meinte zwar, nur diese eine Kunst von allen, die Dichtkunst könne nicht gelehrt und gelernt werden, sie sei ein Ausfluß göttlicher Gnadengabe. Die Meistersänger waren andrer Meinung. Mit dem Beginn des 14. Jahrhunderts begegnen wir den Vereinen der Meistersinger in den Städten Oberdeutschlands, in denen wie in Schulen Dicht- und Sangeskunst gelehrt wurde. Der Name des Meisters ward dem Erfinder eines neuen Tones, der diesen zugleich fehlerfrei vorzutragen verstand. Die Merker urteilten darüber, daß alles nach der Regel gemacht sei, und die Gesetzestafeln dieser neuen Dichtkunst bildete die Tabulatur, deren



Illustration aus dem Theuerdank.

Regelinhalt im wesentlichen allerdings als eine Abstraktion der von den höfischen Dichtern beobachteten Kunstweisen zu betrachten ist, also eine Aesthetik, welche die grammatikalischen Regeln einer bereits vorhandenen Kunst aufstellt und zusammenfaßt. Der Fehler war nur der — er kann aber nicht nur den Meistersingern zur Last gelegt werden —, daß man glaubte, ein Künstler habe zuerst diese Regeln zu lernen, bevor er zur Kunstausübung schreiten dürfe. Daß alle Kunst nur eine solche ist, wenn sie dem Leben direkt entspringt und die von der Natur bereits harmonisch gebildete Natur des Künstlers in harmonischem Bilde wiederspiegelt, daß sie dem schöpferischen Drange der Künstlerseele entfließen muß, der von selbst die wogenden Gedanken, Ideen und Gefühle in Formen drängt, und daß dieser künstlerische Drang nicht durch Regeln und Lernen wachgerufen und erworben werden kann, so wenig etwa wie die Liebe durch ein kunstvolles Regel-

buch über die Kunst zu lieben, sahen diese poetischen Spießbürger nicht. Und so erreichten sie denn, was sich erreichen ließ: die äußere Form, und von der Jagd nach neuen Formen gerieten sie in die Ueberform und Ueberkünstelei, und in diese überkünstelten Formen ergoß sich der vertrocknete Inhalt reiner Lehrhaftigkeit.

Wie uns die Aufzeichnung der vom Volke ausgebildeten Rechtsbegriffe und Rechtsgrundsätze im Sachsen- und Schwabenspiegel darauf aufmerksam machte, daß die fortbildende Thätigkeit des Volkes auf diesem Gebiete langsam erlosch, so sehen wir nun auch mit dem 14. und immer mehr im 15. Jahrhundert die Neigung auftreten, die Lieder des Volkes, welche einst mit den Hauptgrund abgegeben hatten, aus denen die Lyrik der Höfe emporwuchs, aufzuzeichnen. Auch hier ist es der unbewußte Drang, das allmählich Verklingende, aus dem ewigen Fluß aufs Trockene Geratende, vor gänzlichem Untergang zu bewahren. Auch hier vollzieht sich der Wechsel, und wie bei den Meistersingern die Form alles war, so ist es bei den Volkssängern Empfinden und Denken, dem die Kunst der Rede und des Ausdrucks noch fehlt. Aber auch diese Volkspoesie that ihre Wirkung, und wenn wir weiter keine Zeugnisse hätten, als das eine, daß der Spott der Ritter über das Bauernvolk nun auch bei den bürgerlichen Meistersingern sich einbürgerte, so wäre dies schon genug. Zwei Volkskreise, die aufeinander angewiesen waren, standen sich fremd und unverstanden gegenüber. Aber wir haben andere Zeugnisse: es zieht die Edlen am Ende des Mittelalters ins Volk zurück. Schon Neidhart zeigte diesen Weg. Und auch in der Folge sank die Bildung des Adels wieder mehr und mehr in die Atmosphäre des Volksdenkens zurück. Das gesunde Naturleben streckte die Hand aus, um die Gebilde einer überkünstelten und überlebten Zeit wiederum zu kassieren und für sich einzuziehen. Tirol hat seinen Oswald von Wolkenstein, „der das Leben seiner Bauern und Hirten, ihr niederes Tagwerk, ihr Tanzen und ihr Buhlen darstellt", in Bayern schlägt diese derbhumoristische Weise bei Hans dem Hesselloher 'an. Er war der Sohn eines Richters zu Wolfratshausen, und bei München an der Isar stand die Stammburg seiner Familie. Die alte Neidhartpoesie klingt bei ihm noch einmal durch.

In all dieser Poesie aber lebt kein neues Element. In Bezug auf Stoff und Form zehrt diese Litteratur von der Vergangenheit. Nur eines einzigen Fortschritts hat sich die deutsche Dichtkunst in dieser Zeit zu rühmen. Die geistliche Lyrik des Volkes drang in die Kirche hinein. Wie diese Lieder bisher im Kriege und zur See, bei Bittgängen und Wallfahrten, selbst bei den Bettelgängen armer Schüler und anderer vor den Häusern der Reichen erklungen waren, wie sich dann die Geißler und Ketzer derselben bemächtigten und also den Widerhall in den weitesten Volkskreisen erweckten, wie dann die deutsche Predigt immer mächtiger und reicher sich entfaltete, so drang nun auch das deutsche Lied in die Kirche und den Gottesdienst. Wir wissen bereits, daß die Lieder der Mystiker, namentlich Susos und Taulers, in dem Kreise der Gottesfreunde, namentlich aber bei den Klosterfrauen, Aufnahme und Pflege fanden. Auch Bayern nahm an dieser Dichtung oder Umdichtung deutscher Kirchenlieder teil. Dem Mönche von Salzburg, der auf Wunsch Erzbischofs Pilgrim (gest. 1396) solche Lieder dichtete, folgte ein Schulmeister Jakob zu Mühldorf. Was den poetischen Gehalt dieser Volkslieder anbelangt, so ist auch er sehr gering, wenn er sich nicht auf ältere lateinische Dichtungen zurückführen läßt.

Eine andere Gattung des Volksliedes ist das historische. Es ward bereits bemerkt, daß dasselbe in den Zeiten Ludwigs des Bayern nicht erwachte. Zwar glauben andere, daß es auf der Ungunst des Schicksals beruhe, wenn von historischen Volksliedern dieser Zeit aus Bayern fast nichts bekannt ist. Wir halten dagegen daran fest, daß der politische Sinn der Bayern damals noch schlummerte, daß er noch kaum erwacht sein konnte, denn erst mit dem Bewußtwerden des Gegensatzes Habsburg-Wittelsbach, der sich eben damals zuerst offen dokumentierte, und der Vertiefung desselben zu dem Gegensatz Oesterreich-Bayern vermochte sich eine politische Gedankenrichtung zu befestigen. Und dieses politische Erwachen rankte sich nur sehr langsam an dem vorhandenen Gegensatze empor. Das Zusammenwachsen des bayerischen Volkes mit seinem Herrscherhause vollzog sich dann, wie wir sahen, am ruhigsten und festesten in Bayern-München, und so waren es denn

auch Ereignisse, welche diese Linie betrafen, die zuerst in Volksliedern besungen wurden. Namentlich die Schlacht bei Alling, die Ermordung der Agnes Bernauerin, der Untergang des letzten Abensbergers, die Sammlung des kaiserlichen Heeres auf dem Lechfelde (1492) lösten die Zungen der Sänger. Auch die Judenmorde waren beliebte Stoffe; der zu Deggendorf fand, wie der zu Passau seinen Sänger. Meister Hans Schneider von Augsburg sang Lieder auf die Meerfahrt und den Tod Herzog Christofs. Aber solche Hofdichter verrichteten ihr Amt wie Lakaien und können nicht zu den Stimmen des Volkes gerechnet werden. Erst der zweite Kampf der Fürsten mit den Städten belebte die Volksdichtung wieder, aber da war es schon die Satire, der Hohn und Spott, der diese Lieder meist durchzog, so von Augsburg aus auf Ludwig den Reichen, von Regensburg aus auf Albrecht IV. Dann kam der Landshuter Erbfolgekrieg, der das Leben der Bayern wieder einmal durchschüttelte bis auf den letzten Bauern. Und da hoben denn auch die Lieder an; siebzehn behandeln allein den Krieg; der Gegensatz gegen Oesterreich erwachte, an dem Blute des Pienzenauers entzündete sich das vaterländische Volkslied; der Geist der neuen Zeit, das Erwachen zu politischem Denken kündete sich auch hier in den ersten verschwommenen Lauten. — Es ist natürlich, daß wir in Nürnberg, dem Mittelpunkt des fränkischen Städtekriegs, auch das politische Lied in hervorragender Weise vertreten finden. Hans Rosenplüt dichtete hier seine politischen wie seine Wein- und Zechlieder. Aber auch ein geistliches Element mischte sich in diesen Kampf der Bürger mit dem Adel. Ein Geistlicher dichtete über diese Zwietracht und schrieb auf Augsburg die charakteristischen Verse:

Augspurg hat ain weisen rat!
Das brüft man an ir kecken tat
Mit singen, tichten und claffen.
Sy hand gemacht ain singschul
Und setzen oben uf den stul
Wer übel redt von pfaffen.

Zum Schlusse wünscht der Dichter voll echter Nächstenliebe den Bürgern, die er Bauern nennt, daß sie sich vor dem Adel schmiegen und nicht gewinnen an den Kriegen, denn Reue, Leid und Schmerzen. — Rosenplüt steht mitten in der Bewegung der Zeit. In seinen Sprüchen giebt er ein Bild der die damalige bürgerliche Welt erfüllenden Gedanken. Er war mit dem Reichsheere gegen die Husiten gezogen und schilderte die Niederlagen von Tachau und Tauß; er beschrieb die Kämpfe des Markgrafen Albrecht Achilles mit den Nürnbergern, und wie Ludwigs des Reichen humane Kriegführung auf ihn wirkte, zeigen seine Verse zu dessen Lob. Neunzig Tage ist dieser Herr zu Feld gelegen und hat Krieg geführt, ohne eines Bauern Scheune oder Haus abzubrennen, er nahm von den gefangenen Bauern keine andere Schatzung, als daß er sie in die Heimat entließ und ihre Felder wieder zu bauen hieß. Rosenplüt ruft den Kaiser auf zum Kampf gegen die Türken, dann dichtet er seinen Lobspruch auf die Stadt Nürnberg, welcher uns in das menschliche Denken und in die sozialen Verhältnisse damaliger Zeit einen klaren Einblick thun läßt. Als besondere Vorzüge der Stadt werden da die fünf Almosen genannt, das der zwölf Brüder, die beiden Findelhäuser (!), die Kleidung und Speisung der Sondersiechen in der Marterwoche, die Aussteuer armer braver Jungfrauen, die sonntägliche Speisung von 156 Hausarmen mit 312 Laib Brot und 624 Pfund Fleisch. Zu den sieben Kleinoden der Stadt gehören der Graben und die Mauer mit ihren 187 Türmen, der Wald, der Steinbruch, das Kornhaus, der schöne Brunnen, die Pegnitz, die 67 Mühlräder treibt, und die Reliquien vom Kreuze Christi. In seiner Vaterstadt finden sich alle Künste vertreten, die irgendwo auf der Welt ausgeübt werden, der Handel erstreckt sich über alles, die Erzgießer und Messingschmiede stehen denen aller Welt voran. In diesem Spruch auf Nürnberg wird auch des Meisters Konrad Paumann, des Musikers, erwähnt, dessen wir noch zu gedenken haben. Wenn man die Kunst mit einer Krone ehren würde, so rühmt Rosenplüt von Paumann, müsse diesem eine goldene zuteil werden. Es ist kaum eine Stadt in Deutschland, in welcher sich das Leben allseitiger und beweglicher darstellt,

als das damalige Nürnberg, und hier treibt denn auch das sogenannte Fastnachtsspiel bereits einer höheren Gattung der Litteratur, dem Drama, zu.

Die dramatische Dichtung bezeichnet den Höhepunkt in jeder Volkslitteratur, in ihr vereinigen sich Erzählung und Empfindung, Epos und Lyrik; sie ist die Poesiegattung des männlichen Zeitalters in dem Leben eines Volkes. Und wenn wir den langen Weg betrachten, den diese Dichtungsart zu ihrer Höhe zu durchlaufen hatte, wie sich einerseits aus den heidnischen, natürlichen und vom Augenblick eingegebenen Festzügen und Spielen ihre Wurzeln herleiten lassen, andrerseits aus den geistlichen Spielen, die sich, wenn auch in lateinischer Sprache, als wirkliche Dramen innerhalb der Kirche darstellen und ihre Verbindung mit der Antike erkennen lassen, wie gerade durch diese religiösen Aufführungen zur Verherrlichung der kirchlichen Feste Weihnachten und Ostern mit ihren Stoffen, meist aus der Leidensgeschichte Christi entnommen, die Empfindungen des Volkes geweckt und zum Mitspielen angeregt wurden: so begreifen wir, daß eine Vollendung dieser Dichtungsart erst in sehr später Zeit erfolgen konnte. Schon im Beginn des 14. Jahrhunderts aber ward der Versuch gemacht, ein deutsches Drama von nicht kirchlichem Gehalt und Sinne zu entwickeln. Es war der „Krieg von Wartburg“. Der Versuch mißlang und blieb ohne Erfolg. Man that einige Schritte zurück und entwickelte aus den lateinischen Kirchendramen zunächst geistliche Spiele in deutscher Sprache. Von der Geistlichkeit lernte auch hier das Volk, und es war natürlich, daß die Laien, welche die Geistlichkeit aus allen Poesiegattungen bereits verdrängt hatten, sich nun auch dieser Art bemächtigten. Damit aber drang auch die Verweltlichung in dieselbe ein, der Haß gegen die Geistlichkeit und die Juden reizte zu derbem Hohn und Spott, und gerade dieses Eingehen auf die Gesinnungen breiterer Volkskreise war es, welches das geistliche Drama volksmäßig machte. Die geistlichen Dichter und Schauspieler traten zurück, ja es kam zu kirchlichen Verboten



Illustration aus dem Narrenschiff. Erste Ausgabe 1494.

der Anteilnahme von dieser Seite. Damit gerieten diese Schauspieler aus der Kirche hinaus auf die Straße, den Markt und die freien Plätze, wo man nun auf einfacher Bühne zu agieren begann. Es ist klar, daß die allbeliebten Fastnachtsspiele bald auch nach dieser Form des Dramas strebten, und hierin ging Nürnberg mit dem Schnepperer Hans Rosenplüt und Hans Folz voran. Von ihnen stammen eine Menge Fastnachtsspiele, welche „in der durchgehends satirischen Anzüglichkeit, in der Bevorzugung, die schon hieraus folgt, frisch aus dem Leben gegriffener Stoffe, in der Einfachheit, man kann sagen Roheit der Komposition, in der Beschränkung auf einen geringen Umfang und wenige Handelnde, in der nicht ungern schmutzigen Derbheit des Witzes und der Laune, in der Vorliebe wiederum für die Form des gerichtlichen Streites und zuletzt darin übereinkommen, daß sie nicht öffentlich und nicht im Freien, sondern von umherziehenden munteren Gesellen in den Räumen befreundeter Häuser und somit wohl auch ohne eigentliche Bühnenzurüstung sind aufgeführt worden." Daß Rosenplüt der Tagespolitik seine Aufmerksamkeit zuwandte, ist mit ein Zeichen des Erwachens zu neuem Leben. So war es in Nürnberg, in andern Städten stand man darin zurück. Wackernagel schildert diese Errungenschaft des Mittelalters mit folgenden Worten: „Tragik, aber nur in geistlichen Spielen und da zu doppelter Ungebühr reich mit Komik zersetzt und die geschmack- und sittenlose Komik des Fastnachtsspiels; geistliche Spiele, in denen die Handlung nie recht mit dem endlos lang gedehnten Gespräche verwuchs, und handlungsarme, ja oft ganz handlungslose Fastnachtsspiele: das also war es, was der nicht unfruchtbare Fleiß zweier Jahrhunderte auf dem Gebiet des Dramas errungen hatte; recht ein Beweis, wie wenig Kraft in sich selbst die Litteratur des sinkenden Mittelalters trug, um ein Ziel zu erreichen, das vor sich aufzustellen sie gleichwohl durch eine innere Notwendigkeit gedrungen ward." Woher sollte diese Kraft kommen, woher die Meisterschaft, das reale Leben in künstlerische Form zu bringen? Der Humanismus, die Wiedererweckung der klassischen Studien, das Zurückgehen des bürgerlich-exklusiven Geistes an den ewig fließenden Quell des rein menschlichen Geistes allein konnte diesen Trieb zu kunstgemäßer Entfaltung bringen, aber auch erst dann, nachdem das Schulmäßige überwältigt, nachdem die formliche Verfeinerung zur Natur geworden war. Also auch hier führt der Weg zunächst wieder durch das Aeußerliche hindurch, durch das Zeitalter der Etikette und Höflichkeit zur Erfassung des inneren bildenden Geistes.



Sebastian Brant.

Symbolik und Allegorie sind die Formen der Verdunkelung, aber nicht nur der Verdunkelung eines bereits Erkannten, sondern ebenso eines in seinem Wesen noch nicht Erfaßten. Wo sie uns begegnen, können wir sicher sein, daß der Menschengeist nach einem Ausdruck dessen ringt, was sich als Ahnung eines Neuen vor ihn hinstellte. An der Spitze einer großen Reihe allegorischer Darstellungen aus der Liebeskunst steht „die Jagd" Hadamars von Laber. Er war Zeitgenosse Kaiser Ludwigs und entstammte einer nordgauischen freiherrlichen Familie. Wir erwähnen der episch-allegorischen Dichtung

nur, weil sie ihrer Zeit als Muster und Vorbild benutzt worden ist und schließen den kurzen Rundblick über das poetische Getriebe der Zeit mit der Nennnng des „Renners“ von Hugo von Trimberg und des „Narrenschiffes“ von Sebastian Brant. Am Uebergang vom 13. zum 14. Jahrhundert steht Hugo von Trimberg, Brant am Uebergang vom 15. zum 16. Jahrhundert. Der erstere war Schulmeister in Theuerstadt, einer Vorstadt von Bamberg, und stammte aus dem Städtchen Wernfeld. Christliche Weisheit ist die höchste aller Weisheit, das ist der Grundgedanke seines Lehrgedichts, aber man erfährt nicht, was denn christliche Weisheit eigentlich ist, sondern vielmehr, was sie nicht ist. Das positive Element vermag sich aus dieser negativen Kritik des Bestehenden nicht zu selbständigem Leben zu erheben. So spiegelt sich auch in diesem Buche das damalige gesellschaftliche und geistige Leben, welch letzteres wohl sich abwandte von den verrotteten Zuständen der Gegenwart, aber neue Formen, neue Gedanken an die Stelle des Ueberlebten noch nicht zu erheben vermochte. Das Werk blieb beliebt bis ins 16. Jahrhundert. — Der Straßburger Sebastian Brant, 1457 geboren, ward Professor in Basel, dann 1500 Stadtschreiber in seiner Vaterstadt. Er vereinigte alle möglichen Arten von Narren in seinem Narrenschiff und geißelte nun frisch auf die zusammengetriebene Masse los. Aber von Poesie ist in diesem Werke wenig mehr zu finden. Es ist gereimte Prosa. „Um so unverhohlener aber und durch die Nacktheit um so erschreckender tritt uns nun das Bild jener Tage entgegen, jenes gärende Ringen des Alten mit dem Neuen, jenes Gewirr von Aberglauben und Unglauben und frisch erwecktem Glaubenseifer, jenes Zusammenstoßen frevelhaften Leichtsinns und angst- und ahnungsvoller Freudlosigkeit“. Er sieht den Antichrist kommen und die Zeichen der herannahenden Revolution wetterleuchten bereits in seinem Buche empor. Man kann sich denken, daß es sich einer ungeheuren Beliebtheit alsbald erfreute, vielfach in andere Sprachen übersetzt und von Geiler von Kaisersberg als Anknüpfungspunkt für seine Predigten benützt wurde. Jakob Locher, der später zu erwähnende bayerische Humanist, übersetzte Brants Narrenschiff ins Lateinische.

Aus dem elften Jahrhundert hatte sich eine Prosa der deutschen Predigt erhalten auch im zwölften. Der Stoff aber, der ein begrenzter war und sich nicht zu erweitern vermochte, hielt auch diese deutsche Prosaart im Banne, bis endlich die Predigt mit dem Auftreten der Franziskaner und Dominikaner und deren Aufnahme des Kampfes gegen die Ketzer sich zu freierer Entfaltung und breiterer Ausführung emporschwang. Die Subjektivität drang hier seit der Mitte des 13. Jahrhunderts ebenso durch, wie es in der lyrischen Poesie geschehen war. Den Bruder Berthold von Regensburg und David von Augsburg kennen wir bereits, nach ihnen bemächtigten sich die Mystiker der deutschen Predigt, durch sie die deutsche Prosasprache vertiefend und erweiternd. Zu gleicher Zeit entwickelte sich die Rechtsprosa in den berühmten Sachsen- und Schwabenspiegeln und den sich daran anknüpfenden Aufzeichnungen der Stadtrechte. Seit Rudolf von Habsburg drang ebenso die deutsche Sprache mehr und mehr in den Urkundenverkehr ein. Die geistliche Prosa nahm, von diesen Anfängen ausgehend, im 14. und 15. Jahrhundert den mächtigsten Aufschwung, aber auch die „Pfaffheit“ begann bereits zu fühlen, daß mit dieser Vermittlung geistlicher Dinge an die Laien, wie sie durch Uebersetzungen, deutsche Predigten u. s. w. bezweckt und erreicht wurde, die alten eng gezogenen Grenzen zu wanken begannen, und nicht bloß einmal hören wir den Protest erklingen gegen diese Art der deutschen Prosa, welche den Laien allerdings nicht nur in das kirchliche Denken tiefer hereinzog, sondern auch die Ursache ward, daß der kirchliche Gedankenstoff durch dieses Denken der Laienwelt erweitert, aus den Schranken sicherer Umgrenzung herausgehoben und aus dem Alleinbesitz der Geistlichkeit in denjenigen der Allgemeinheit hinübergeführt wurde. Die Dinge gerieten in neuen Fluß und diesen Fluß fürchteten alle geistlichen Machthaber. So trat die geistliche Prosa im 15. Jahrhundert noch einmal zurück, um dann an der Wende der Zeiten abermals aufzuflammen in alter Schönheit in den Predigten des berühmten Johann Geiler von Kaisersberg. Nach seinem Tode (1510) aber ging das Schwert der deutschen Predigtsprache hinüber in den Besitz anderer, jüngerer Gewalten.

Die Ausbildung der geistlichen Prosa blieb nicht ohne Früchte für andere Gebiete. Auch hier vermochte nur die Sprache des Volkes die Vermittlerin zum Volke zu bilden.

Und dieser Drang, einen immer größeren Volkskreis zu erwecken, auf ihn zu wirken, tritt allmählich auf allen Gebieten zu Tage. Bereits um die Mitte des 14. Jahrhunderts verfaßte der Regensburger Konrad von Megenberg, Magister und Domherr, für das Volk sein „Buch der Natur", welchem er das lateinische gleichnamige Werk des Dominikaners Thomas von Cantimpré zu Grunde legte. In demselben handelte er vom menschlichen Körper, von der Erde, den Planeten, Tieren, Pflanzen und sonst noch vielem. Es verband die Naturgeschichte zugleich mit der Heilkunde, und wenn auch von naturwissenschaftlichen Forschungen und Gesetzen nichts darin zu finden ist, so zeigt die Inangriffnahme dieses Gebietes dennoch, welcher Zeit wir uns nähern. Daß Konrads Buch einen großen Leserkreis gewann, war natürlich, und aus dieser Thatsache erkennen wir, welchem Gedankenkreise das geistige Leben sich langsam aber unaufhaltsam zuwandte. Einem inneren Triebe folgend, zeigt sich hier Konrad von Megenberg als Fortschrittler, wie er sich bewußt als Reaktionär an dem Kampfe der fremden Franziskaner mit dem Papsttum beteiligte. Wir wissen, welcher litterarische Streit sich am Hofe Kaiser Ludwigs erhoben hatte, wie hier Wilhelm von Occam, Marsiglio von Padua, Johann von Jandun, Michael von Cesena theoretisierend und polemisierend in den Streit Ludwigs mit der Kurie eintraten, wie sie zum ersten Mal kühn und selbstbewußt der mittelalterlichen hierarchischen Verfassungsform ein Neues entgegenzusetzen versuchten, wie eine politische Denkweise zuerst in ihnen hervorbrach. Ihnen gegenüber stellte sich nun der Regensburger Domherr, und gerade diese mehr einheimische Stimme zeigt uns, daß für das Verständnis der importierten Litteratur in Bayern noch jeder Grund und Boden fehlte. Nach einer bayerischen Litteratur, die charakteristisch für Zeit und Volk wäre, werden wir daher überhaupt nicht suchen, da wir seine politische Entwickelung kennen und sahen, wie selbst ein Ludwig der Bayer, dessen Beiname einen üblen Beigeschmack hat, aus diesem Volksteil kein Feuer mehr zu schlagen vermochte. So dürften wir eigentlich eine Reihe von Namen, welche erst von der jüngeren Forschung ausgegraben sind, ruhig wieder mit dem Erdreich des Vergessens bedecken, da ihre Schriften heute nicht mehr gelesen und auch nicht mehr lesenswert sind, und doch nicht der Umstand der maßgebende ist, daß es Litteraten gab, sondern daß sie wirkten, daß diese von ihnen vertretene Litteratur im Volke wurzelte und Wurzel faßte. Das aber ist vor Ende dieser Epoche nur sehr wenig und ausnahmsweise der Fall. Charakteristisch bei einzelnen Schriftstellern ist vielmehr ein anderer Umstand, nicht daß und was sie schrieben, sondern daß sie auf so vielerlei Gebieten sich tummelten. Das giebt uns den Beweis, daß der Horizont der einzelnen wächst. Es ist ein stilles Wachstum vorhanden und nach dem suchen wir. Wenn wir z. B. hören, daß ein Doktor Johann Hartlieb zugleich Mediziner und als solcher Leibarzt der Herzoge Albrecht III und Sigmund, Uebersetzer, Kompilator, Gedächtniskunst-, Minnekunstlehrer und Astrologe war, daß er romantischer Historienschreiber (Historie von dem großen Alexander, Brandanslegende), Chiromant und Gynäkologe war, daß er über warme Bäder wie über die Kriegskunst geschrieben, so sagt uns das allein schon, daß die zeitbewegenden Gedanken bei ihm verwandte Saiten zum Tönen brachten. Daß nun aus den Tönen gleich eine Harmonie werde, darf man nicht verlangen. Die Mystik fand ihren Vertreter in Otto von Passau. Er war Franziskaner und kam von Basel her, wo er vor 1386 Lesemeister war. Eine Tugendlehre „die vierundzwanzig alten oder der goldene Thron" stammt von ihm. Nikolaus von Cusa fand seinen Verehrer und Verteidiger in dem Tegernseer Prior Bernhard von Waging (gest. 1472). Ein Ingolstädter Franziskaner Peter Keschinger schrieb zur „Summa" des Alexander von Hales einen „Schlüssel der Theologie".

„Wie in einer Traumwelt lebten die Geister dahin. Bald beschäftigt mit Fabeln und Märchen, Wunder- und Aberglauben, bald erfüllt von einer ungesunden Gelehrsamkeit, deren Dünste nur den Verstand auftrockneten, empfanden sie keinen Trieb, das Nächstliegende, die Gesetze der Natur durch scharfe Beobachtung zu ergründen, das geringe wissenschaftliche Interesse, das sich in dieser Richtung regte, ward durch die Schulmeinungen der Alten befriedigt." So schildert Riezler, dessen ausführlicher Darstellung wir hier folgen, den geistigen Zustand im damaligen Bayern. Es ist klar, daß die medizinische Wissenschaft bei solcher Grundlage sich über den Rang eines Handwerks und aus der Reihe

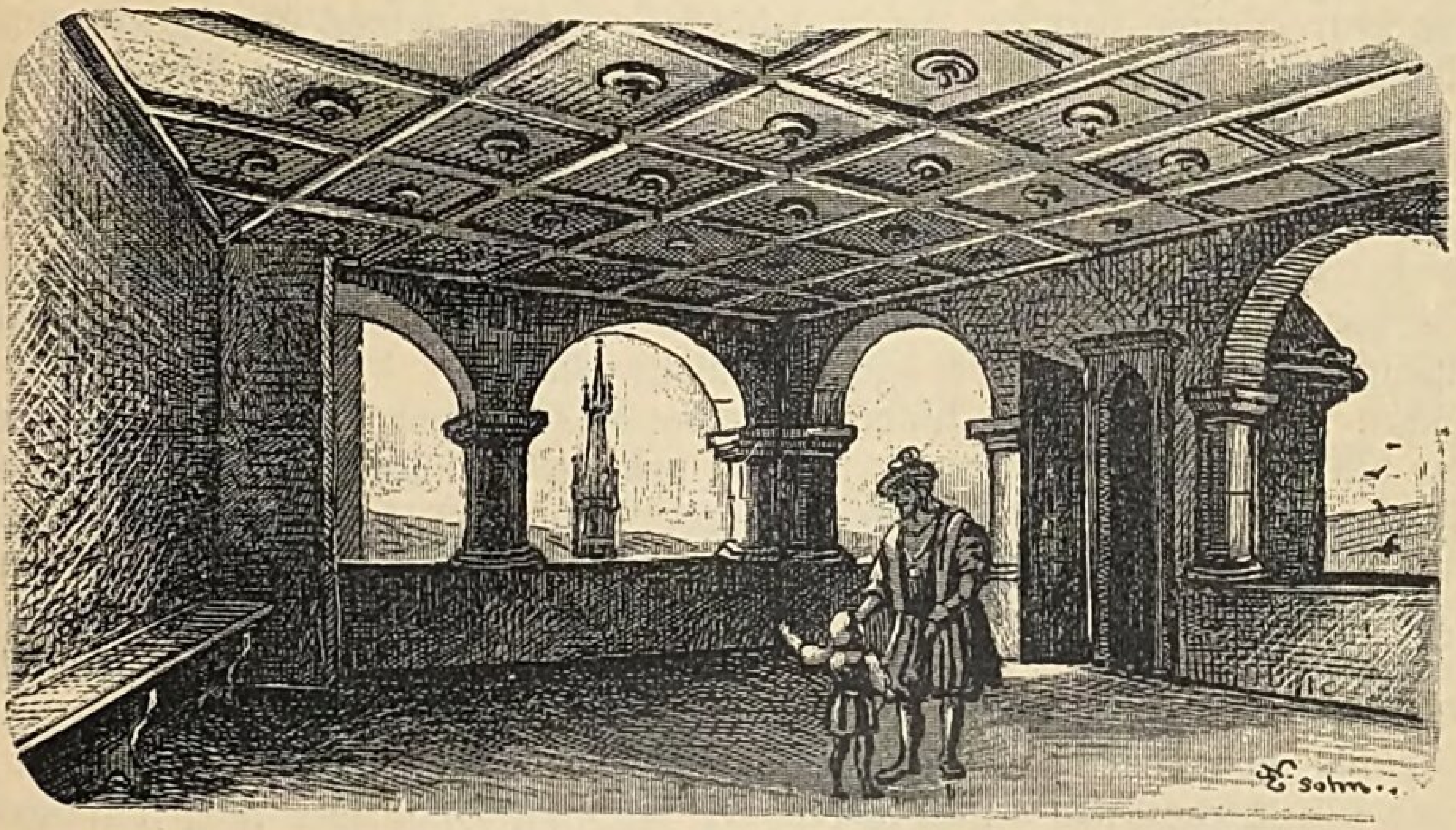
der Geheimkünste nicht zu erheben vermochte. Trotzdem verfaßte im 15. Jahrhundert ein „Ortolf aus Baierland" sein „Arztbuch", welches, wenn auch eine Kompilation, wissenschaftlich gemeint war. Aus dem heutigen Pfalzpaint an der Altmühl stammte Heinrich, der in der „Bünd-Ertznei" das älteste Werk Oberdeutschlands über die Kunst des Verbindens vor uns hinstellte. Von Anatomie weiß er nichts, aber die praktischen Griffe des Wundarztes sind bei ihm in deutlicher Klarheit verzeichnet.

Auch auf dem Gebiete der Geschichtschreibung ist es kein neuer Zug, der dieselbe charakterisiert. Wohl trieb das städtische Leben und im 15. Jahrhundert auch das Leben einzelner hervorragenden Fürsten zur Geschichtschreibung, allein es blieb bei der Lokalgeschichte, und auch da begegnet uns die seltsame Thatsache, daß geistige Bewegungen, so die Mystik, kaum erwähnt werden. Selten, daß einmal ein Geschichtswerk Quelle wird für ein größeres Gebiet des Reiches, selten, daß man in ihm wirklich die allseitige Teilnahme findet, welche wir heute auch unscheinbaren Bewegungen entgegenbringen! Freilich fand Ludwig der Bayer seinen Biographen, aber was für einen! Immerhin ist die Thatsache an sich bedeutsam, denn diese Biographie ist die erste bayerische, welche einen Bayernfürsten, die erste, welche einen Nichtkleriker zum Helden hat. Besser als alle Darlegungen belehrt uns dieser Umstand über die Beschränktheit des bayerischen Gesichtskreises. Aber wenn auch noch kein Loch gerissen ward, so hat doch die Hitze des Lebens die Fugen des Bretterzauns selbst gedehnt, und die ersten dünnen Sonnenstrahlen brechen durch. Langsam entfaltet sich unter dem durch die Lücken einströmenden Licht ein neuer Keim. In Eichstädt schrieb der Chorherr und Kaplan am Willibaldschor, Heinrich Taub, Kaiser- und Papstannalen. Sein Werk bildet eine Fortsetzung des Martinus Minorita und behandelt die Jahre von 1294 bis 1363. Dem Kaiser aus Bayerland ist er nicht sehr günstig gesinnt, doch bringt er manchmal eine selbständige Nachricht. Im übrigen beschäftigte man sich in Eichstätt mit Legenden. In Bamberg und Würzburg ging die Geschichtschreibung ebenfalls zurück, dagegen trieb Albrecht Achilles einen Ludwig von Eyb empor, einen der unvergleichlichsten Quellenschriftsteller für die gesamtfränkische Geschichte im 15. Jahrhundert. Nürnberg fand gleichfalls seine Chronisten in Ulman Stromer, Erhart Schürstab (Markgrafenkrieg) und Endres Tucher (Memorialbuch), während der Mönch Meisterlin sich in seiner deutschen Chronik von Nürnberg anstrengte, einen Wust unverdauter Gelehrsamkeit unterzubringen. Um ungefähr dieselbe Zeit mit dem letzteren (letztes Drittel des 15. Jahrhunderts) entwickelte in Augsburg der berühmteste seiner Geschichtschreiber, Burkhard Zink, seine Thätigkeit. In den bayerischen Klöstern sieht es ziemlich öde aus. In Niederaltaich starb 1275 der Abt Hermann. In seinem großen Annalenwerk vollzog sich die Schwenkung seines Klosters von der kaiserlichen zur päpstlichen Partei. Albert Behaim scheint dies bewirkt zu haben. Mit dieser Schwenkung aber erlischt auch die Geschichtschreibung. In Tegernsee und Schliersee ist alles stumm. In Regensburg lebte der bereits genannte Konrad von Megenberg, dessen Weltchronik Riezler in einer Regensburger Fortsetzung der Flores temporum vermutet. Von dem berühmtesten Regensburger Geschichtschreiber des 15. Jahrhunderts wird unten die Rede sein.

Mit dem Emporstreben der beiden Orden der Franziskaner und Dominikaner kam in die Geschichtschreibung ein anderer Charakter. Sie wandten sich dem Volksunterrichte zu. Zu dem Ende mußten sie ihre Aufmerksamkeit darauf richten, eine möglichst große Menge von Menschen über ihre Vergangenheit zu unterrichten. Sie schrieben und studierten Geschichte, um zu belehren, um Handbücher für ihre Disputationen und Vorratskammern für ihre Predigten zu haben. Kompendien und große Encyklopädien waren ihnen dazu notwendig. Aus den Bürgersöhnen erhielten die beiden Orden ihren Nachwuchs, und damit strömte jenes Element in sie hinein, welches sie zurückhielt im städtischen Leben. So wurden die Bettelmönche die eigentlichen Lehrmeister der Geschichte in den Städten, und aus diesem Geschichtsunterricht gingen die Verfasser der ersten Städtechroniken hervor. Ein solches von einem Dominikaner verfaßtes Kompendium ward das Lehrbuch des späteren Mittelalters. Martin von Troppau, genannt der Pole (Polonus) war Kaplan und Pönitentiar in Rom und wurde von Papst Nikolaus III zum Erzbischof von Gnesen

ernannt (1278). Er erreichte sein Erzstift nicht mehr, da er auf der Reise starb, aber sein Handbuch fand, trotzdem es eine ganz oberflächliche Kompilation war, eine ungeheure Aufnahme und Verbreitung. Päpste und Kaiser stehen darin auf je zwei Seiten einander gegenüber, und schon diese Einteilung mußte dem praktischen Bedürfnis sehr willkommen erscheinen. Im Anfang unserer Epoche trat nun das 1265 von Ludwig II gestiftete Kloster Fürstenfeld besonders hervor. Es übernahm so recht die Rolle einer wittelsbachischen Familienstiftung. Vom Kloster Aldersbach wurde Fürstenfeld mit Mönchen besetzt, und mit diesen kam auch ein „Martinus Polonus" ins neue Stift. An diesen lehnte sich die Geschichtschreibung an. Ein reger litterarischer Eifer belebte die ersten Zeiten des neuen Klosters, und schon die Aebte Volkmar und Heinrich (1284—1324) verfaßten ein Annalenwerk, welches indes verloren ist. Aber schon in diesen Annalen zeigte sich, daß die Stiftung eine bayerische war. Sie setzten nach Aventin mit dem Jahre 508 an, dem fabelhaften Jahre der bayerischen Einwanderung. Zugleich charakterisiert sich die hier anhebende Geschichtschreibung als eine wittelsbachische in einem der bedeutendsten Werke des 14. Jahrhunderts, „der Chronik von den Thaten der Fürsten" (Cronica de gestis principum). Der Verfasser war ein Bayer von Geburt und seine Vorliebe für Kaiser Ludwig wie seine Gegnerschaft gegen die Oesterreicher lassen ihn als warmen Patrioten erscheinen. Aber auch in Fürstenfeld kam man über diesen verheißungsvollen Anfang nicht weit hinaus. Von den langsam absterbenden Annalenwerken anderer Klöster sehen wir hier ab und erwähnen nur noch des deutsch geschriebenen Berichtes von der Mühldorfer Schlacht. Wir erwähnten oben (S. 279) der ersten deutsch geschriebenen sächsischen Weltchronik. Mit dieser Arbeit drang die deutsche Sprache in die Geschichtschreibung ein, und wie einst die Chronik des Franken Eckehard (vgl. Bd. I S. 774 f.) in Sachsen ihre Nachfolger und Fortsetzer fand, so jetzt diese sächsische Chronik die ihrigen in Bayern. Vier Fortsetzungen derselben stammen aus Bayern. Der erste der Schreiber entfaltete seine Thätigkeit zur Zeit Kaiser Ludwigs. Sein Werk ist das älteste Geschichtswerk in deutscher Sprache, welches Bayern zur Heimat hat. Es behandelt die Zeiten von Kaiser Friedrich II bis zur Königswahl Ludwigs. Eine zweite und dritte Fortsetzung behandelt die Zeiten Kaiser Ludwigs, und Riezler hält für wahrscheinlich, daß die Verfasser Laien waren. Eine vierte Fortsetzung aus dem 15. Jahrhundert von einem Untergebenen der Ingolstädter Herzoge umfaßt die Zeit von der Wahl Kaiser Ludwigs bis zum Jahre 1454. Eines aber ist auch hier festzuhalten, diese Art Geschichtschreibung erreichte keinen Höhepunkt. Kaiser Ludwig selbst scheint auch für diese Arbeiten kein eingehenderes Interesse und Verständnis gehabt zu haben. Sein mächtiger Kampf mit dem Papsttum lockte die Geschichtschreibung nicht aus ihrem lokalen Bannkreise heraus, kein zweiter Lambert, kein Adam von Bremen, kein Eckehard kam wieder. Wohl zeigte sich dann ein theoretischer Anfang an dem Hofe Karls IV. Er selbst verfaßte seine Biographie, an seinem Hofe arbeiteten ausländische Gelehrte auch in Geschichte, allein ihre Arbeiten blieben ohne Einfluß. Sie führten so wenig einen Umschwung in der Geschichtschreibung herbei, wie die philosophischen und politischen Theoretiker am Hofe Ludwigs das philosophische und politische Denken der Bayern befruchteten. Es fehlte da an zwei Punkten. Wir kennen sie. In erster Linie trat ein wirklich Neues nicht in den Gesichtskreis dieser Leute. Die reale Forschung ward nicht gepflegt und vermochte infolgedessen auch nicht klärend und neugestaltend auf die immer mehr in ein mystisches und phantastisches Halbdunkel geratende Allgemeinanschauung zu wirken, und andrerseits hatte die geistige Not die Seele des Volkes noch nicht so durchweicht, um sie für neue und unabweisbare Forderungen zu beleben und empfänglich zu machen. So fehlte es an Lehrern, an wirklich kühnen und die Gemüter von selbst durch die Macht der Thatsachen bewegenden Forschern, und es fehlte diesen Forschern der volksmäßige Boden, von dem allein ihre Arbeiten gesunde Kraft und Förderung hätten erhalten können. Neben diesen Versuchen, Ansätzen und Ausläufern „ging der Strom städtischer Geschichtschreibung ununterbrochen und in demselben monotonen Gleichmaße der Bewegung in seinen bisherigen engen Rinnsalen weiter. Nur ganz vorübergehend wirkten die großen Erschütterungen in den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts auf ihn ein."

Das Konstanzer Konzil war es, welches in dem Chorherrn Andreas von St. Mang, genannt Andreas von Regensburg (gest. bald nach 1439) den Geschichtschreiber weckte. Ehe wir ihm weiter folgen, geschehe eines Chronikenschreibers aus fürstlichem Kreise Erwähnung, Albrechts von Hohenberg, des Bischofs von Freising, der uns bereits unter Ludwig dem Bayer ein Exemplar jener Diplomaten vorführt, welche ihre Dienste wie ihre Röcke tauschen. Ein wohlbewanderter und vielgewanderter Mann, legte er in seiner Chronik, die dann von Mathias von Neuenburg benützt und fortgeführt wurde, die Erfahrungen seines Lebens nieder. Trotz seiner Sympathie für Wittelsbach trat er zu Karl IV über, und trotzdem er sich in Avignon zum Abfall von Ludwigs Sache bewegen ließ, entwarf er von den Päpsten Johann XXII und Clemens VI kein schmeichelhaftes Bild. Den Ruhm Freisings erneuerte er doch nur in geringem Grade, denn wenn er auch die europäischen Ereignisse wieder einmal ins Auge faßte, zu jener Einheit der Konzeption, wie sie uns in den Geschichtswerken Ottos von Freising entgegentrat, brachte auch er es nicht wieder. — Mit Andreas von Regensburg nun berühren wir die Zeit des Uebergangs aus einer alten Schablone in die lebendiger Anteilnahme an den zeitgenössischen und heimatlichen Ereignissen. Neben und nach den Lateinern, wie Andreas selbst, Ulrich Onsorg, Veit Arnpeck und Veit von Ebersberg treten die deutschen Geschicht-



Söller des Schlosses Trausnitz, von welchem man aus schwindelnder Höhe in den Löwenzwinger hinabsah.

schreiber auf, die Bürgersleute wie Jörg Kazmair und Ulrich Füeterer und noch einmal ein Ritter, Hans Ebran von Wildenberg. Von Andreas von Regensburg gehen die erneuten Anläufe einer Gesamtgeschichte des bayerischen Hauses und Staates aus. Er sammelte, was er an Akten und Nachrichten über das Konstanzer Konzil bekommen konnte und erreichte mit dieser Sammlung das Jahr 1429. Namentlich die Husitenkriege interessierten den orthodoxen Kleriker und aus seiner wertvollen Aktensammlung über diesen Stoff zog er seinen „Dialog über die Husiten" (1430). In der Weise des Martin von Troppau verfaßte er sein Hauptwerk, das Chronicon generale, welches indes erst von seiner Zeit an (1410) größeren historischen Wert beanspruchen darf. Bis zum Jahre 1438 ist die Chronik fortgeführt. Von größerem Interesse ist eine Art Tagebuch, welches die Jahre 1422—1427 umfaßt und uns eingehend mitteilt, was dem Chorherrn nur bekannt wurde. Von seiner Weltchronik schwenkte Andreas zu dem Plane einer bayerischen Chronik ein und schon 1427 konnte er dieselbe dem Herzog Ludwig im Barte widmen. „Diese bayerische Chronik (Chronicon de ducibus Bavariae bis 1439) des Andreas eröffnet die lange Reihe bayerischer Geschichtswerke von ganz- oder halboffiziösem Charakter, die sich nun bis in die Zeit des Kurfürsten Max I fortzieht." So Riezler, und wir erkennen aus dieser Angabe, wie das bayerische Stammesgefühl sich langsam zu regen

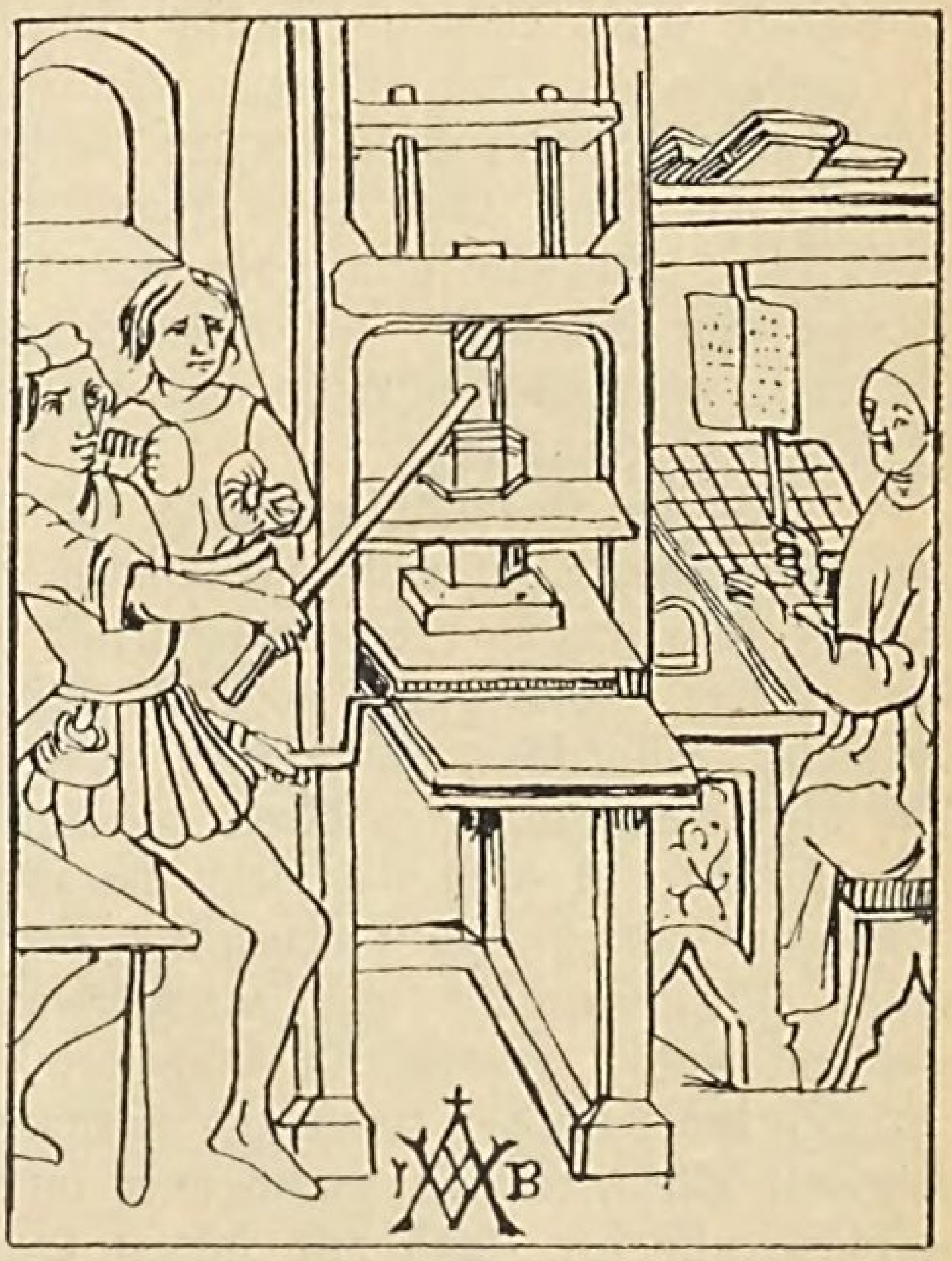
begann, wie es gleichsam vorahnend auf die lebhaft bewegten Zeiten eines Ludwig des Reichen und eines Albrecht IV hindeutete, wie aber auch dieses Stammesgefühl schon bei seinem Erwachen verwuchs — schon der Titel der bayerischen Chronik allein sagt uns das — mit dem Gefühl der Zusammengehörigkeit von Volk und Fürstenhaus. Aventin hat Andreas den bayerischen Livius genannt, allein wenn auch beide sich in Sammelfleiß und Kritiklosigkeit gleichen, ein schwerwiegender Unterschied bleibt: das Werk des Römers wurzelte in dem Leben des römischen Volkes und wirkte auf dasselbe zurück, das Werk des Andreas blieb einstweilen nur für seine litterarischen Nachfolger bedeutsam. Erst gegen Ende unserer Epoche scheint man den volkstümlichen Wert der Weltchronik erkannt zu haben, denn ein Lienhard Hefft aus Eichstätt übersetzte dieselbe um 1471 ins Deutsche. Die bayerische Chronik soll schon früher übersetzt worden sein. Von den weniger selbständigen Fortsetzern des Andreas seien Johann Crafft aus Cham und Ulrich Onsorg erwähnt; sie waren beide Geistliche. — Es war das Interesse, welches die Fürsten allmählich wieder an der Geschichte zeigten, das jetzt langsam befruchtend wirkte. Georg Hauer schrieb eine philosophisch-moralisch-historische Abhandlung unter dem Namen „die Thaten der erlauchten Herzoge von Bayern“ (Gesta illustrium ducum Bavariae). Schon das „illustrium“ deutet auf den Charakter und den Zweck der Schrift. Auf Wunsch Herzog Georgs schrieb der Mönch aus Niederaltaich, doch trotz der fürstlichen Berufung war er nicht berufen, die geschichtlichen Schätze seines Klosters zu heben und seinen Ruhm noch einmal zu erneuern. Mehr als das Interesse der Fürsten riefen ihre Thaten, das wieder erwachende politische Leben eine Belebung der bayerischen Geschichtschreibung in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts hervor. Und allmählich fließt denn auch hier diese aus dem Volksleben selbst hervortreibende Richtung mit derjenigen des Humanismus zusammen, bis aus ihrer Verschmelzung gerade in Bayern der größte Historiker hervorgeht, welchen das ausgehende Mittelalter hervorgebracht hat — Aventin. Ein hellleuchtender Abendstern vor einer sternlosen Nacht!

Schon Hans Ebran von Wildenberg, um 1430 geboren, ward durch seine Teilnahme an den Feldzügen Ludwigs des Reichen und die Erkenntnis des tüchtigen Charakters dieses Fürsten zur Geschichtschreibung bestimmt. Im Jahre 1480 unternahm er in Gesellschaft anderer Ritter und Kleriker eine Pilgerfahrt nach dem gelobten Land, welche Felix Fabri sehr originell und mit vielem Humor beschrieben hat. In Burghausen weilte Wildenberg als Pfleger und Hofmeister der Gemahlin Herzog Georgs und vollendete hier sein geschichtliches Hauptwerk nach 1484. Einzelne Teile waren indes schon vor 1480 entstanden und von Ulrich Füeterer benützt worden. Die Tendenz der Chronik ist Bewunderung der Kriegsthaten seines Herrn; er beschränkte sich aber nicht auf seine Zeit, sondern benützte für die früheren Zeiten selbst den Otto von Freising. Aber indem er sich mit diesen älteren Werken einließ, kam seine eigene Zeit zu kurz. Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit, dem eigenen Charakter entstammend, sind die vorzüglichsten und bei hofmännischen Schreibern nicht gerade allzu oft begegnenden Züge seiner Chronik.

Neben dem Ritter steht der Bürgerliche, der bereits öfters erwähnte Ulrich Füeterer mit einem gleichfalls deutsch geschriebenen Geschichtswerk. Füeterer lebte unter Albrecht IV, stammte aus Landshut, wo sein Vater in dem Bürgeraufstand von 1410 sein Vermögen verloren hatte. Ulrich war Maler, Dichter und Historiker. Die Tradition schreibt ihm ein Gemälde in Schleißheim zu. Auch anderswo, so in Tegernsee und im Münchener Rathaus war er als Maler thätig. Zur Geschichtschreibung bestimmte ihn Herzog Albrecht selbst, und so entstand 1481 seine „Historie, Gesta und Getat von den edlen Fürsten des löblichen Haus von Bayern und Noriskau.“ Der historische Wert ist ein äußerst geringer. Für Märchen und Sagen schwärmte der Dichter, und seine Kritik stand nicht auf der höchsten Stufe. Des Vinzenz von Beauvais Geschichtsspiegel (Speculum historiale) war sein Lieblingsbuch. Das Werk Füeterers fand eine Fortsetzung bis zum Jahre 1508, und in dieser Fortsetzung tritt ein Geschichtschreiber vor uns hin, der sich ebenso durch merkwürdigen Drang nach Wahrheit und Gerechtigkeit auszeichnet, wie Füeterer durch Vorliebe für Fabeln. Volle Selbständigkeit ist der Charakter dieser Fortsetzung, und sie bietet das wertvollste Material für die Münchener und Landshuter Herzogs-

linie. Man hat den altgewordenen Füeterer selbst für den Fortsetzer gehalten, aber bewiesen ist das nicht und kaum zu beweisen. Ulrichs Werk ward in seiner Zeit gerade wegen seines dichterischen Aufputzes ungeheuer beliebt, und wir erkennen, wie mit dem politischen Leben auch wieder das Interesse für die Landesgeschichte mehr erwachte.

Die Wiedererweckung der klassischen Studien und Litteratur wirkte auf die deutsche Geschichtschreibung zunächst äußerst ungünstig, und merkwürdig ist es, zu sehen, wie diese Wirkung hier und dort sich bemerkbar machte. Zwei Schriftsteller behandelten denselben Stoff — der Priester Josef Grünpeck aus Burghausen und Aeneas Sylvius; beide schrieben eine Geschichte Friedrichs III. Der Italiener schuf ein litterarisches Meisterwerk, der Bayer ein Buch, das für nichts zu gebrauchen ist; der Italiener ward Papst, der Bayer flanierte durch die Welt, und obgleich Humanist wie jener, erging er sich in Aberglauben, Astrologie, Weissagung und quacksalberisch-astrologischen Traktaten über die Syphilis und ihre Heilung, bis er schließlich selbst seine Methode an sich zu probieren Gelegenheit fand. So äußerte sich eine eingewachsene und eine aufgepfropfte Bildung, und vom Bauer zum Humanisten war eben ein sehr weiter Weg.


Aelteste Abbildung einer Buchdruckerpresse.
Nach Faulmann.

Wie weit dieser Weg war, erkennen wir an Veit Arnpeck. Ihm kam, wie Riezler mitteilt, einmal der Gedanke an den Fortschritt der Kultur, aber er tauchte wieder unter in dem Taglöhnerhandwerk, welches er vollbringen mußte. Veit Arnpeck muß als Humanist bezeichnet werden. Aber er steht auf der Grenze, er war einer der wenigen Humanisten, welche sich mit mittelalterlicher Geschichte beschäftigten. In dem Wuste, der da zu durchbringen und fortzuschaffen war, blieb sein Humanismus stecken. Etwa um 1440 geboren, studierte er in Amberg und Wien und fungierte später als Geistlicher in Landshut und Freising. Er schrieb eine österreichische Chronik, ein Buch über die Thaten der Freisinger Bischöfe und eine bayerische Chronik in lateinischer Sprache. Die beiden letzten Werke reichen bis zum Jahre 1495. Seine eigene Zeit von 1460 an ist sehr anschaulich und genau ausgearbeitet und darum Quelle. Bei Aventin stand der scharfe und freimütige Arnpeck in hohem Ansehen. Von der bayerischen Chronik ist eine Uebersetzung aus damaliger Zeit vorhanden, über deren Autor die Gelehrten streiten. Sie ist ein echtes und gutes Volksbuch, mit Abenteuern und Sagen untermischt. Die Charakteristik der Herzoge des 15. Jahrhunderts ist sehr plastisch und auch kulturgeschichtlich besitzt die Chronik hohen Wert. Wertvoller für die politische Geschichte ist die später angeführte Fortsetzung bis 1506, in welcher der Landshuter Erbfolgekrieg noch behandelt ist, so daß sie eine wichtige Quelle für denselben bildet. Veit Arnpeck verdankt die bayerische Geschichtschreibung die Einführung der Fabel von der keltischen Herkunft der Bayern. Er folgte darin dem Aeneas Sylvius, der den Bayern die Bojer zu Stammeltern gab. Es ist bedeutsam für Bayerns fernere Entwicklung, daß dieses Märchen einer nicht deutschen Abstammung gerade damals sich einbürgerte, daß es Aufnahme und hartnäckigen Glauben fand in einer Zeit, wo das deutsche Element sich von neuem Luft zu machen suchte und nach Anerkennung und Gleichberechtigung unter den Nationalitäten rang. Immer wieder klingt uns jener unheilvolle Urteilsspruch ins Ohr, welcher Bayern die Kurwürde raubte, welcher unter Karl IV Bayern von der lebhaften Beteiligung an der allgemeinen deutschen Entwicklung zurückwies. — In Passau führte der Domherr Johann Staindl die Geschichtschreibung in seiner Weltchronik wieder

an die besten Quellen des Mittelalters zurück. Seine eigene Zeit behandelte er indessen dürftig und sprunghaft. Mit Staindl befreundet war der Abt von Formbach, Angelus Rumpler, Humanist und asketischer Romantiker. Von 1501 bis 1513 war er Abt des genannten Klosters. Er schrieb unter manchem andern sechs Bücher über die Ereignisse in Bayern in lateinischer Sprache, in welchen namentlich das Elend des Landshuter Erbfolgekrieges geschildert ist. — Der Mönch Veit Stopfer aus dem Kloster Ebersberg schrieb eine bayerische Chronik in lateinischer Sprache für seinen Zögling Wilhelm, den Sohn Herzog Albrechts IV. Aus all diesen Ansätzen erkennt man, wie die Geschichtschreibung zugleich mit dem Eintreten Bayerns in eine lebhaftere politische Bewegung sich von neuem zu beleben begann, und oft macht es den Eindruck, als ob mit diesem historischen Schreibeifer sich die unbewußte Tendenz verbunden habe, etwas beweisen zu wollen und zu müssen. Dieser Eindruck tritt namentlich hervor, wenn wir den Gegensatz der bayerischen Genealogen zu dem österreichischen Hofhistoriographen Ladislaus Suntheim ins Auge fassen. Wie die Sage von der Abstammung der Bayern von den Bojen damals Aufnahme fand, so führte bereits Johann Trithemius, der Abt von Sponheim, Karl den Großen als Stammvater der bayerischen und pfälzischen Herzoge in die Geschichte ein. Ebenso entstand damals (um 1502) ein großer Stammbaum, der in Manneshöhe auf drei Blättern, mit Holzschnitten, Bildern und Wappen geziert über die Herkunft der bayerischen Herzoge berichten wollte. Zu diesem Stammbaum ward ein erläuternder Text „das Herkommen der Herzoge von Bayern" geschrieben. Und diesen mysteriösen Wurzeln gegenüber hielt sich Ladislaus Suntheim an die Wirklichkeit der Grafen von Scheiern. In Wien wie in Bayern zeigte man also für diese Forschungen Interesse, aber das Interesse war ein anders geartetes, es bewegte sich in einem unausgesprochenen Gegensatze.

Daß die Geschichtschreibung in den bayerischen Städten zu keiner besonderen Ausbildung gelangte, ist wohl verständlich. Das Leben der wenigen Städte war zu unselbständig, als daß hier eine eigenartige geistige Entwicklung hätte gedeihen können. Und daß es nur einmal und zwar in München über die sonst mit den Ratsregistern verkoppelten historischen Nachrichten zu einem Ansatz von Geschichtschreibung hinauskommt, daß diese Aufzeichnungen direkt aus dem Zwiste der Herzogsgewalt mit der Stadt München hervorgehen, ist nicht nur sehr charakteristisch, sondern zeigt auch, wie die selbständige Bewegung im politischen Leben erst den Drang zur Geschichtschreibung erweckt und hervorruft. Jörg Kazmair, aus patrizischem Geschlecht in München, seit 1396 Mitglied des inneren Rats, gehörte im folgenden Jahre jener Vermittlungskommission an, welche zwischen den Herzogen Ernst und Stephan den Ausgleich herbeizuführen suchte. 1398 ward Kazmair Bürgermeister, mußte aber im August dem Uebergewicht der demokratischen Partei weichen, und der Zwist mit Herzog Ernst loderte darauf, wie wir wissen, empor. Diese einzige Bewegung Münchens, in welcher die Frage einmal offen empordrang, ob Herzogsstadt, ob selbständige Bürgergemeinde, hat in dem Patrizier ihren Geschichtschreiber gefunden. Natürlich berichtet der Mann aus dem Leben heraus die eigenen Erlebnisse: Denkwürdigkeiten, in denen kein weiterer Horizont gesteckt ist, als der des städtischen Weichbildes, und der war damals sehr eng und beschränkt.

Wenn wir selbst heute noch bei sonst durchaus klar sehenden Männern die Anschauung vertreten finden, daß die Darstellung zeitgenössischer Geschichte streng genommen keine wissenschaftlichen Anforderungen stelle, wenn solche Männer es übersehen, daß allein schon die Massenhaftigkeit des zu bewältigenden Materials von dem zeitgenössischen Geschichtschreiber weit mehr reale Kenntnisse und sondierende Urteilskraft erfordert, will er den Stoff zu einem lebendigen Kunstwerk gestalten, als dies bei der Behandlung älterer Perioden der Fall ist, so wundern wir uns nicht, wenn das immer mehr auf scholastischen Boden geratende Mittelalter derartige zeitgenössische Geschichtswerke immer weniger aufzuweisen hat, daß aber auch, wo uns solche Werke begegnen, unsere Achtung an sich eine höhere und unsere Teilnahme eine lebendigere wird. Freilich gilt diese Achtung weit weniger der Form, dem Kunstwerk als solchem, als dem Inhalt. Und für den historischen Gehalt dieser Schriften ist nun die Nachricht bezeichnend, daß wir imstande sind, die

Repertorien der Bestände des innern, d. h. des alten Urkundenarchivs in München bis in das zweite Viertel des 15. Jahrhunderts zurückzuverfolgen, daß dann an der Wende der Zeiten ein Augustin Kölner von dieser Grundlage aus die Neuordnung der Archivschätze vorzunehmen vermochte, und daß dieser selbe Augustin Kölner, als Geheimsekretär und Archivar unter Albrecht IV sich daran machte, diese Schätze in schriftstellerischen Arbeiten zu verwerten. Zu Neustadt a. d. Donau geboren, studierte Kölner in Ingolstadt und fand dann Anstellung am herzoglichen Hofe. Von ihm stammt ein in deutscher Sprache geschriebenes Werk über den pfälzisch-bayerischen Erbfolgekrieg, in dessen zweitem Buche wir die Ereignisse fast von Tag zu Tag zu verfolgen vermögen. Nur dieses zweite Buch ist in ursprünglicher Gestalt vorhanden, das dritte ist verschollen, aber sein Nachfolger Erasmus Fend hat uns einen Auszug aus den drei Büchern Kölners hinterlassen, die Ephemerides belli palatino-boici. Auch andere Arbeiten Kölners sind auf uns gekommen, so eine Chronik, in welcher die Benützung des archivalischen Stoffes bereits zur Geltung kommt, wenn sie sich auch als Ganzes über die bisherigen Werke nicht erhebt. — Von dem humanistisch-gebildeten Andreas Zainer, dem Ingolstädter Stadtschreiber, stammt ein deutsch geschriebenes, auf Akten beruhendes „Memorialbuch", welches ebenfalls die Zeiten des Erbfolgekriegs behandelt. Aber über seine Stadtmauer hat der Stadtschreiber nicht weit hinweggesehen.

Aus alledem erkennen wir nun, daß auch das geistige Leben in Bayern eine Steigerung erfahren hatte, daß namentlich die Fürsten dieser geistigen Bewegung ihre Teilnahme zuwandten, daß aber diese geistige Bewegung keineswegs über gewisse Kreise hinaus in die Allgemeinheit drang, sondern das Volk nur erst wie von einer Ahnung des Erwachens ergriffen ward. Wenn nun Riezler seine Darstellung der humanistischen Bestrebungen in Bayern mit den Worten beginnt: „In der geistigen Entwicklung Bayerns hat es später mehr als zwei Jahrhunderte lang sich fühlbar gemacht, daß die humanistischen Studien hierzulande nicht so tiefe Wurzeln trieben wie anderwärts" — so kennen wir den Grund dieses Zurückbleibens. Es ist eine Reihe von Thatsachen, welche sich gegenseitig bedingen. Das bayerische Land war schon von Natur einer reicheren Entwicklung des Städtewesens nicht günstig, diese Ungunst der Natur ward vermehrt durch die Ungunst der in letzter Linie ebenso aus ihr fließenden politischen Entwicklung. Während anderswo das Städteleben sich ungehemmt und stark entfaltete, trat in Bayern zu der gleichen Zeit ein neues Herzogsgeschlecht an die Spitze, es mußte seine Aufmerksamkeit der eigenen Befestigung zuwenden, und diese ward hinausgezogen durch den eben damals entbrennenden Kampf zweier politischen und kulturellen Gegensätze, des staufischen und welfischen. In diesem Kampfe ward Bayern am ärgsten hin- und hergeworfen, und zwei Menschenalter vergingen, bevor sich Wittelsbach zu einer bestimmten Richtung zu erklären vermochte. Und selbst diese Erklärung war eine aufgenötigte, da zu Mainz im Jahre 1235 die Versöhnung zwischen Staufern und Welfen stattgefunden hatte. Diese keineswegs einem selbständigen bayerischen Leben und Entschlusse, in die staufische Bahn einzulenken, entstammende Entscheidung aber führte sofort bei dem Nachlassen des von außen geübten Druckes die Teilung Bayerns herbei. Dadurch blieb die Entwicklung des Städtelebens zurück. Alle späteren Versuche, die außerbayerische städtische Entwicklung mit der bayerischen zu verbinden und diese durch jene zu befruchten, blieben erfolglos, und so traf der neue Geist Bayern als ein Land an, welches im wesentlichen den Charakter eines Adels- und Bauernlandes trug und zum Empfange dieses Geistes keineswegs vorbereitet war. Und gerade an der Wende der Zeiten entbrannte in Bayern der Kampf zweier Kulturen noch einmal in fürchterlicher Weise und dezimierte die Kräfte des Landes und Volkes derart, daß an ein frisches und freies Eintreten in das allgemeine Leben nicht zu denken war. Wohl war die Einheit des bayerischen Landes der Erfolg des Kampfes, aber die gänzliche Lostrennung von dem städtisch-fortgeschritteneren Gebiete der pfälzischen Wittelsbacher sollte nicht ohne die übelsten Folgen für Bayern bleiben. Das Land ward nun erst recht auf einer Kulturstufe festgehalten, welche anderswo längst verlassen war.

Schließen wir nun von dieser schwachen Entwicklung des Städtewesens in Bayern zurück auf den Zustand der allgemeinen geistigen Vorbildung, die ja in erster Linie eben

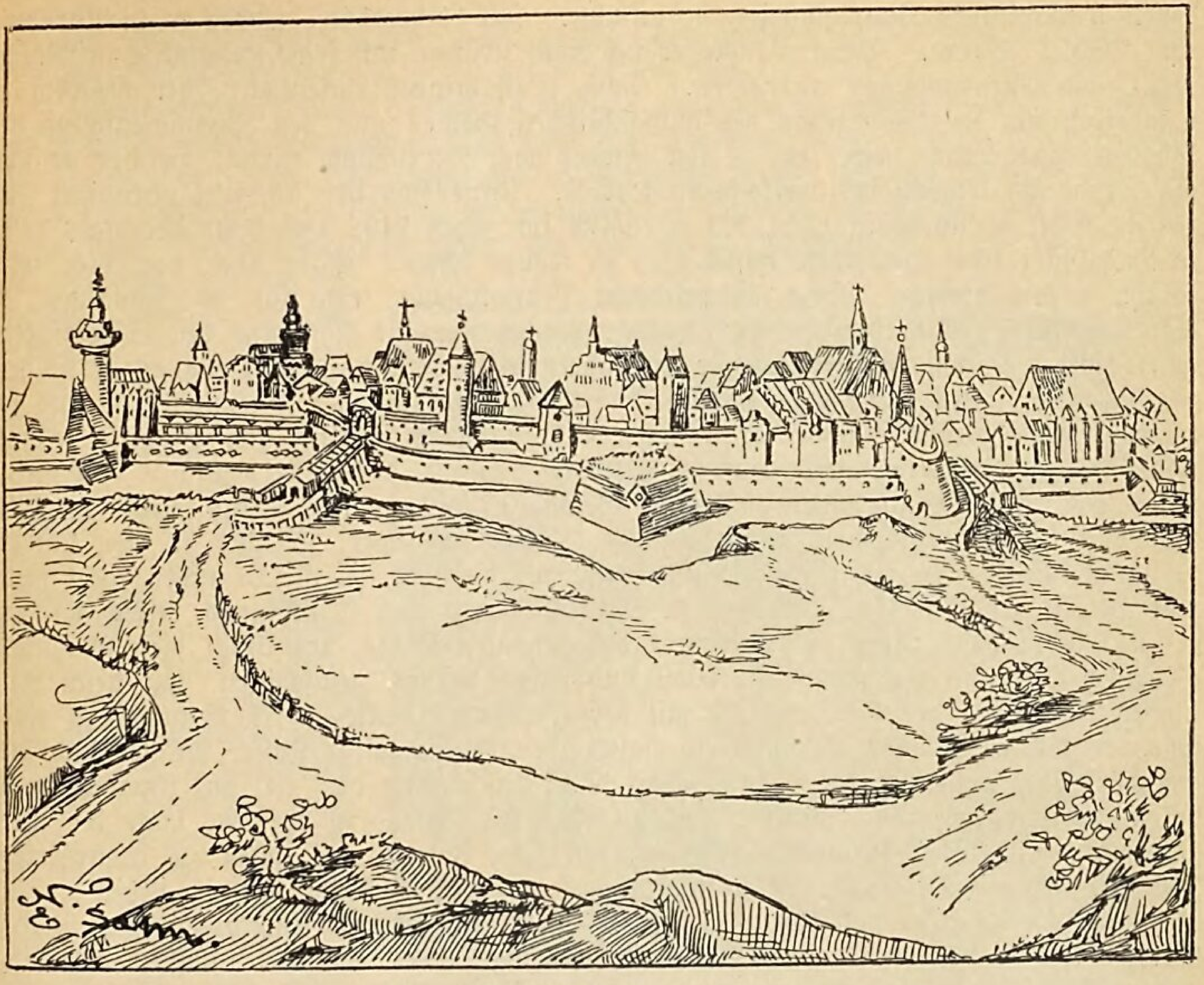
Frucht des städtischen Wesens war, so werden wir zu der Annahme geführt, daß diese Vorbildung in Bayern eine äußerst schwache und lückenhafte gewesen sein muß. Und diese Annahme wird nicht dadurch erschüttert, daß z. B. Janssen für Deutschland — und auch hier merkwürdigerweise nur für Franken- und Sachsenland — einige spärliche Zeugnisse von Schulen und Schulvorschriften beibringt; ja aus diesen Zeugnissen selbst geht zum Teil hervor, daß man zum Schulbesuch ermahnen mußte, also derselbe noch keineswegs als etwas Allgemeines und Natürliches, als Vorbedingung zu allem künftigen Leben angesehen wurde. Diese Anschauung wird auch nicht dadurch erschüttert, daß z. B. Riezler für Bayern die Elementarbildung am Ausgang des Mittelalters bei Adel und Bürgerstand als eine ziemlich allgemeine hinstellt. Die Städte hatten wohl ihre Schulen, aber von den fünfzig Märkten z. B. in der Diöcese Augsburg waren vor der Reformation höchstens zwanzig Prozent mit Schulen versehen. Und erst die Dörfer! Auch da werden vereinzelte Schulen nachgewiesen, aber wenn wir wirklich einmal hochgreifen und zehn Prozent der Gesamtbevölkerung als mit elementaren Kenntnissen, Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen ausgerüstet betrachten wollen, so blieben 90 Prozent als Hemmgewicht übrig, welches jeden größeren und energischen Fortschritt von selbst unmöglich machte. Ein zweiter wohl zu beachtender Punkt ist der, daß die Schulbildung auch in diesen vorgebildeten Kreisen eine äußerst minimale war, daß sie aber zudem ein neues Element im Volksleben bildete, welches zu kräftiger Entfaltung unbedingt einer langen, ausdauernden und umfassenden Pflege bedurfte. Sehen wir doch nur in unser heutiges Leben hinein und erkennen wir, wie wenig die allgemeine Vorbildung, die dann folgende weitere Beeinflussung durch die Fachschulen, durch die hochentwickelte Presse, durch alle die geistigen Bildungsmittel, welche unsere Zeit dem Volke bietet, auf den Fortschritt der allgemeinen Volksbildung zu wirken imstande sind, so müssen wir diese Thatsache für die damalige Zeit in noch weit höherem Grade als vorhanden annehmen. Nur sehr langsam vermag eine solche physische und psychische Umbildung sich zu vollziehen, einer ununterbrochenen Folge von Generationen bedarf es, bis solche neue Lebenselemente wirklich in Fleisch und Blut des Volkes übergehen, bis sie sich wirklich in jene bildende und formende Kraft umzusetzen vermögen, welche zur Erhaltung eines höheren Geisteslebens unumgänglich und notwendig ist. Diese mit Bildungselementen genährte und durchsetzte Folge von Generationen aber war in Bayern nirgendwo zu finden, nicht einmal in seinem Fürstenhaus, und die Ungunst der Zeiten brachte es mit sich, daß das kaum erst begonnene Werk alsbald in eine Richtung hinausgetrieben wurde, welche sich für das geistige Wachstum des Volkes nicht nur vollkommen unfruchtbar, sondern geradezu zurücktreibend erweisen sollte.

In diesen Kampf um die höhere geistige Erziehung des Volkes sprang nun der Humanismus ein. Der vorhandene Widerwille gegen die Schule mußte gebrochen werden. Bei den Rittern betrachtete man das Lernen als eine Beschimpfung ihrer Standesehre, bei den unteren Volksklassen drängte die Lebensnot zu frühzeitiger Hantierung in praktischer und brotgebender Arbeit, bei den Geistlichen hatte der höhere Unterricht bereits das Gefühl erweckt, daß damit ihrer Alleinherrschaft das Ende nahe, sie riefen gegen die „Erweckung und Stärkung der Irreligiosität“ die Kampf- und Gesinnungsgenossen ins Feld. Natürlich, daß der Humanismus sich seinerseits in erster Linie gerade gegen den Klerus wendete. Wir kennen die Abneigung des niederbayerischen Adels gegen den Federfuchser Albrecht IV. Gerade dieser Adel wird nicht das geringste Kontingent zu jener Gesellschaft gestellt haben, welche Bildung für schimpflich hielt. Diese Abneigung des Adels gegen geistige Bildung wird uns noch deutlicher aus den Worten Sigmunds von Heberstein (1486—1566): „Der Schul halben mußt ich aber von den Ungeschickten viel Spottwort anhören. Nannten mich einen Doktor, Bakkalaureum, Boßen, Schreiber, Schüler. Die mich ein Doktor nannten, den gab ich antwurt: mir wäre Leid, daß ich keiner wär; daß ich aber was gelernt und daß Schreiben und mehrers kund dann er, um so viel deucht ich mich bessers sein. Solches mir bei den Verständigen viel Ruhms bracht hat.“ Der Titel doctor et miles (Gelehrter und Ritter), den sich im Beginn des 16. Jahrhunderts mancher Vornehme beilegte, zeigt den langsamen Umschwung in dieser Auffassungsart.



In Bamberg wird im jetzigen bayerischen Lande die erste Buchdruckerei errichtet und das erste deutsche Buch gedruckt 1461.

Nach dem Gemälde von Rothbart.



Leipzig im Anfang des 16. Jahrhunderts.
Nach Münsters Kosmographie.

Jede aufkeimende geistige Bewegung bedarf des Rückhaltes und Schutzes. In Bayern ward dem Humanismus dieser Rückhalt an Albrecht IV selbst. Aeneas Sylvius, Nikolaus von Cusa, Celtes arbeiteten dem Humanismus in Bayern vor und führten das Land in die neue geistige Bewegung hinein. Für diese Anteilnahme Bayerns ist die Beteiligung an der neuen Kunst des Buchdrucks ungemein charakteristisch. Von damals bayerischen Städten beteiligten sich an der Ausübung dieser Kunst nur München und Ingolstadt. In den fränkischen und schwäbischen Städten der Nachbarschaft, in Bamberg, Nürnberg, Augsburg, Ulm blühte diese Kunst rasch empor, ebenso gleichzeitig mit Ulm in Lauingen (1473), derjenigen Stadt, deren Schicksal lange Zeit zwischen Reichsfreiheit und bayerischer Landesangehörigkeit unentschieden blieb. Die bayerischen Bischofstädte Eichstätt, Passau, Freising folgten bald nacheinander mit der Errichtung von Buchdruckereien, und ebenso bürgerten sich solche in Regensburg ein in jener Zeit (1485). Aus Bayern, namentlich Ingolstadt und Regensburg, gingen dann Buchdrucker nach Rom, Mailand, Venedig, wo sie in den siebziger Jahren bereits der deutschen Kunst eine Heimstätte bereiten halfen.

In jener gesegneten Maingegend, wo der Stamm der Franken die Kulturarbeit begonnen und zwischen Thüringen, Sachsen, Böhmen, Bayern und Schwaben den Vermittler gebildet hatte, liegt das Dorf Wipfeld auf der halben Linie, welche der Main von Schweinfurt bis Ochsenfurt gen Süden zieht, ziemlich in der Mitte. Dieses Dorf ist der Geburtsort des berühmten Humanisten und Dichters unter den Humanisten, Konrad Pickel („humanisiert“ Celtes Protucius). Ein Wanderapostel des Humanismus, der nach all jenen Richtungen schweifte, von denen aus wir namentlich unter den Saliern die Fäden in seiner engeren Heimat zusammenlaufen sahen. In Köln und Heidelberg studierte er, in Erfurt, Rostock, Leipzig begann er zu lehren, und dann zog es ihn nach Italien,

dessen humanistische Hauptquartiere er besuchte. Im Jahre 1487 wurde er in Nürnberg zum Dichter gekrönt. Dann wandte er sich nach Krakau, um seine Kenntnisse in Mathematik und Astronomie zu vermehren. Nach zweijährigem Aufenthalt, bei welchem er namentlich für die Verbreitung des humanistischen Geistes und den Zusammenschluß der Gleichgesinnten thätig war, zog es ihn wieder nach Deutschland zurück, welches er nun wandernd und lehrend fast vollkommen bereiste. Nirgendwo ließ sich sein unruhiger Fuß fesseln, selbst in Nürnberg nicht, bis er endlich im Jahre 1492 und dann abermals 1494 in Ingolstadt seine Heimstätte aufschlagen zu wollen schien. Allein auch von hier trieb es ihn wieder hinweg. Sein übertriebener Patriotismus, eine für die damalige Zeit charakteristische und notwendige Erscheinung, brachte ihn mit Rom und den Scholastikern in Konflikt, und wie tief erregend er in Ingolstadt gewirkt hat, zeigt sich allein in dem feindlichen Auftreten seiner herausgeforderten Kollegen gegen ihn. Wie mutet es uns an, wenn er die Vernachlässigung der geistigen Bildung durch Fürsten und Bischöfe beklagt, wenn er, der viel Gewanderte, auf die Schande hinweist, daß seine deutschen Landsleute weder von ihrem Lande noch von ihrer Geschichte etwas wissen. Und wenn er kühn hinausweist von den schönen Anfängen, die er hier und dort, so auch in den Landen der Wittelsbacher, zu sehen Gelegenheit hatte, auf die Zeit, da die Deutschen nicht mehr nach Italien, sondern die Italiener zu ihrer Bildung nach Deutschland reisen werden, dessen Kaiser doch Träger und Bewahrer des gesamten Rechts, wie klingt diese Mahnung an unser Ohr und wie mahnt sie selbst uns wieder daran, zuzuschauen, wie denn diese kühnen Phantasien der Patrioten sich mit der Wirklichkeit deckten! Die Entwicklung einer späteren Zeit wird wohl ahnungsvoll erfaßt, aber der damalige Kaiser Träger und Bewahrer des gesamten Rechts — wie greift diese Anschauung doch tief mit ihren Wurzeln in eine vergangene und überlebte Zeit zurück! In Zeiten, in welchen man die Vergangenheit nach alten Rechten durchgräbt, um sein eigenes aus ihnen zu konstruieren, kann nie und nimmer davon die Rede sein, daß dieses eigene Recht noch im Leben wurzelt und von ihm gehalten und befruchtet wird. Nach mehrmaligen Unterbrechungen begann Celtes 1497 in Ingolstadt abermals seine Lehrthätigkeit, aber der Unwille gegen ihn war gestiegen, er verließ Bayern auf den Ruf Maximilians und ging nach Wien, wo er nun die Seele der freien litterarischen Donaugesellschaft wurde, die „treibende Kraft der Universität“, die „leitende Hand“ des Mathematiker- und Dichterkollegiums. Bayerns Bildnis stand in seiner Erinnerung mit grellen Farben, aber ein Umstand ist zu beachten, den wittelsbachischen Fürsten hatte er seine Huldigung nicht versagt, dem bayerischen Volke widmete er seine Verachtung und seinen Hohn. Er gedenkt „der grobsinnlichen, rübenessenden Bayern mit ihrem faden Kohl und wässerigen Bier, ihrer wüsten Gelage, wo Roheit und Gemeinheit den Ton angäben, der häßlichen Kopftücher ihrer Weiber, ihres ausschweifenden Herzogs Georg und dessen aufgeblasenen Kanzlers Kolberger.“ Dieses Bild, von dem viel gewanderten und verwöhnten Frankensohne entworfen, mag trotzdem in seinen einzelnen Zügen auf Wahrheit beruhen, denn diese einzelnen Klagepunkte sind weder dem Inhalt nach neu, noch sind sie die letzten der Art. Allein wir sehen die Sache unbeteiligter an. Zunächst kann es kein Zufall sein, daß den niederbayerischen Fürsten sein Groll trifft, wie auch jene Beschreibung mehr nach Niederbayern weist. Dann aber ward die bayerische Universität von zwei Richtungen beherrscht, einer alten und einer neuen, welche erst emporzukommen suchte. Bayerns Gesamtwille lag im Banne eines unvereinten Widerspruchs, Landshut und München, wir stehen nicht nach, sondern vor der Wiedervereinigung Bayerns zu einem Gesamtleben. Und schon dieser Umstand zeigt uns, warum Ingolstadt nicht zu jener Kulturstätte für das Volk zu werden vermochte, wie es andere Universitäten unfehlbar wurden. Wie sehr sich die unbesiegbare stagnierende Kraft des bayerischen Geisteslebens schon damals bemerkbar machte, zeigt sich weiter darin, daß der Bayer Johann Turmaier von Abensberg seinem geschmähten und schmähenden Lehrer nach Wien folgte, daß dieser größte Sohn Bayerns, dieser wunderbare Beleber der historischen Wissenschaft auch späterhin trotz der Protektion durch die bayerischen Fürsten in seinem Lande zu einem eigentlichen, seinen Fähigkeiten angemessenen Wirkungskreise nicht zu kommen vermochte, daß man erst seinen Werken in viel späterer

Zeit jene allgemeine Anerkennung zollte, welche ihnen gebührte und in noch weit größerem Umfange gebührt, als sie ihm selbst heute zu teil wird.

Eine dieser parallelen Thatsache ist diejenige, daß auch die andern bayerischen Freunde und Schüler des Humanisten Celtes meist im Auslande ihren Wirkungskreis fanden. So stammte der Poet und Vorsteher der Donaugesellschaft Pierius Graccus (Johann Peter Krachenberger) aus Passau, der Mathematiker Johann Stabius in Ingolstadt folgte einem Rufe Maximilians nach Wien, der Münchener Heinrich Grüninger siedelte 1496 nach Nürnberg über, wo er die Leitung der von Johann Pirkheimer ins Leben gerufenen Schule für Beredsamkeit und Poesie übernahm. Andere Bayern treffen wir in Leipzig und Freiburg. Wien und Nürnberg waren wohl die beiden hervorragendsten Humanistenstädte des ausgehenden 15. Jahrhunderts. Trotzdem hielt sich Ingolstadt noch in bedeutendem Rufe namentlich durch die Thätigkeit des Humanisten Jakob Locher, „den deutschen Dichterfürsten“, der 1497 von Kaiser Maximilian zum Dichter gekrönt wurde. Er ward der Nachfolger Konrad Celtis, und wie dieser sich mit Horaz zu vergleichen liebte, so veranstaltete Locher die erste deutsche Horazausgabe. Seine Wirkungszeit in Ingolstadt fällt in die Jahre 1498—1503 und 1506—1528. Seine dichterische Thätigkeit aber rief ihm bereits die Sittlichkeitspolizei auf den Hals, und war auch seine „Tragödie“ von den Türken und dem Sultan mehr gut gemeint, als wirklich gelungen, so ist doch zu erwähnen, daß er sich wenigstens des Namens eines „Trauerspiels“ zu bemächtigen begonnen hatte. Er wollte doch, wenn auch das Können dem Wollen nicht entsprach. Die Anwendung schwieriger und seltener Versmaße, die Freude an schöner Form und rhetorischer Parade, die patriotische und religiöse Deklamationzeigen den gelehrten Mann, nicht den Dichter. Es ist eine merkwürdige Mischung von altgewohnten Anschauungen und humanen Bestrebungen, von religiösen und heidnischen, rein menschlichen Elementen, von patriotischem Fühlen und dunklem wissenschaftlichen Erkenntnistrieb, welche uns in dem Leben so vieler Humanisten begegnet, deren begeistertem Wollen gerade das Leben oft so tückische Streiche spielte, daß z. B. die damals auftretende und weit um sich greifende



Konrad Celtes.

„französische Krankheit“ einen Celtes zwang, nach Altötting zu wallfahren. Und nicht zum mindesten hat gerade dieses Schwankende und Schillernde in der Lebenshaltung der einzelnen den gegnerischen Tugendbolden von damals und heute die beste Handhabe zu ihren Angriffen geboten. Es ist die Ungebundenheit, das Zigeunerhafte einer erst geahnten neuen menschlichen Freiheit, welche die Reaktionäre in den Kampf rief gegen die Neuerer, den diese allerdings sofort aufnahmen mit der ganzen Derbheit, die ihnen das Zeitalter zur Verfügung stellte. Natürlich, daß diese Erneuerer alter, natürlicher Anschauungen vom Menschendasein gerade die erbittertsten Feinde der Männer der alten Schule wurden, daß bald der Kampf der Humanisten um ihre Ideale sich auswuchs in einen Kampf gegen die Theologen und Mönchslateiner. Das Zeitalter und seine ganze innere und äußere Beschaffenheit drängte zu diesem Hinüberspielen eigentlich rein litterarischer Bestrebungen auf das religiöse Gebiet. Hier mußte dieser Kampf zu Ende geführt werden, der in seinem Kerne ein Kampf des Christentums, als des reinen durchseelten Menschentums, gegen die verknöcherte Formalistik der Kirche war. Und da ist es denn bezeichnend, daß wie Celtes so auch sein Nachfolger Locher darüber klagen mußte, „daß die Ingolstädter theologischen Kreise Poesie und Eloquenz mit Acht und Bann belegten.“ Hier ist eine radikale Verneinung, der ebenso von anderer Seite eine radikale Bejahung entgegengesetzt wurde.

Wir halten im Auge, daß immer und zu allen Zeiten nicht alles Licht auf der einen, noch aller Schatten auf der andern Seite zu finden ist, wenn Parteien in Streit geraten. Das radikale Hinaustreten der Gegner aber bringt erst den Kampf, und es ist stets die radikale Hervorkehrung der Schwäche des Gegners, welche allein auf weitere Kreise zu wirken vermag. Eine Reformation war notwendig, aber sollte sie kommen, so ging das nicht auf dem freundlichen Wege gegenseitiger Abwägung und Ausgleichung, sondern es ging nur auf dem der radikalen Verneinung des einen Prinzips durch das andere. Ein Beispiel mag dies zeigen. Der Ingolstädter Professor Johann Eck verteidigte in Bologna im Jahre 1515 seine These, daß das Zinsennehmen erlaubt sei. Er geriet mit den Zeitgenossen in Kampf, welche ihm vorwarfen, er verteidige den Wucher. Es kommt nun gar nicht in Betracht, daß Eck den „Wucher“ nicht verteidigte, sondern daß seine Zeitgenossen seine Handlungsweise also auffaßten, ist der bewegende Punkt. Die Auffassung der Zeitgenossen war maßgebend für ihr Thun, nicht aber die Auffassung, welche wir heutzutage von den einzelnen Thatsachen gewinnen. Aehnlich erging es Locher mit seinem Gegner und Kollegen an der Ingolstädter Universität Georg Zingel. Auch hier ward das radikale Element sofort zur Beherrscherin des ganzen Streites. Dem letzteren war die Theologie Anfang und Ende jeder Wissenschaft. Und auch dieser Auffassung wird man eine bedingte Berechtigung nicht absprechen können, denn einst war die Theologie die Wissenschaft, welche durch die Erkenntnis Gottes zum Welterkennen führen wollte. Das letztere also blieb ihr Hauptziel, das Ziel, an welchem sich ihre befruchtende Wirkung für das allgemeine Leben ergeben sollte. Dann aber verschob sich diese Anschauung allmählich. Die Theologie stellte sich jeder anderen Art Erkenntnis in den Weg, sie verlangte für sich den Tribut aller Wissenschaft, sie trat als ein geschlossenes System auf und forderte das unbedingte Herrscher- und Richteramt, damit jeder weiteren Erkenntnis die Bahn verlegend und jedes Ergebnis verwerfend, welches über sie und ihren Gott hinaus zu einer anderen Weltanschauung führte. Damit trat die Theologie aus dem ewig fließenden Leben, sie geriet aufs Trockene, und ward natürlich von diesem Leben selbst beiseite geschoben, nachdem sie ihr eigenes lebendiges Prinzip, nach welchem jede Wissenschaft der allgemeinen Erkenntnis zu dienen hat, verleugnet hatte. Und so verwarf denn auch Georg Zingel alle humanistischen Bestrebungen, sofern sie sich nicht dieser Theologie unterordneten und verurteilte sie als unnütz und schädlich. Locher dagegen verwarf die Theologie Zingels als scholastischen Unsinn und forderte für die Poesie Gleichberechtigung, wie sie ihr einst von der Bibel und den Kirchenvätern zugestanden worden sei. Er betonte damit nur das gegnerische Prinzip, daß auch die Theologie im Leben stehen zu bleiben und aus ihm weiter zu schöpfen habe, auch wenn sich ein Teil der von ihr vertretenen Anschauungen als unhaltbar erwiesen, auch wenn sich die Notwendigkeit

ergäbe, den ganzen Schatz ihrer Erkenntnisse durch neue zu ersetzen. Der Streit war da. Von Freiburg aus, wohin er sich 1503 begeben hatte, richtete Locher eine Schmähschrift gegen Zingel, die Apologia, in der er die Person und Sache des Gegners miteinander vermischte und in derbster Weise losfuhr. Aber Zingel stand nicht allein. Die „Halbhumanisten" unter der Führung Jakob Wimphelings in Straßburg brachen gegen Locher los, der dann mit einer zweiten Schrift, der Comparatio Mulae et Musae (Vergleich des Maulesels mit der Muse) im Jahre 1506 von neuem in den Kampf eintrat. Aber diese zweite Schrift, in welcher die Mauleseltheologie der Poesie, dem göttlichen Geschenk der Musen gegenübergestellt wurde, erwarb ihm wenige Freunde, aber viele Gegner. Selbst Murner, Lochers Schüler, schlug sich auf die andere Seite, und Wimpheling ergriff in dem Streit nun selbst das Wort gegen das schändliche Libell des Philomusus, wie Locher genannt wurde. Wimphelings Partei hielt daran fest, daß die Dichtkunst unnütz und schädlich sei, und so war denn wieder eine Brücke hinweggerissen, über welche der ausgleichende Verkehr zwischen Theologen und Humanisten hätte fortgeführt werden können.

Ein anderer Streit, den wir der Charakteristik der Zeit wegen nicht übergehen wollen, zeigt uns Wimpheling als Radikaldeutschen. Er schrieb über den Elsaß, daß er deutsches Land sei, daß kein Gallier jemals die deutsche Kaiserkrone getragen, er wendete sich mit so entschiedenem Widerwillen von den Franzosen ab, daß Thomas Murner gegen die Einseitigkeit einzuschreiten sich veranlaßt fühlte und dem „Deutschland" Wimphelings sein „Neudeutschland" gegenüberstellte. In dieser Schrift ward dann behauptet, der Rhein sei Deutschlands Grenze, nicht Deutschlands Strom und der Elsaß gehöre zu Frankreich. Wir erkennen aus diesem theoretischen Streit, wie hier an der Westgrenze des Reichs die Grundlage zu wanken begann, auf der die bisherige Entwickelung geruht, aus welcher Straßburg als eine der schönsten deutschen Städte hatte emporblühen können. Das französische Uebergewicht machte seine natürliche Stärke fühlbar. Aber wir erinnern uns auch, wie im Beginn des 14. Jahrhunderts, als die Kurie ihren Sitz nach Avignon verlegt hatte, gerade durch ihre Mithilfe in diese Gegenden der französische Einfluß stärker einzudringen begann. Und jetzt steht ein deutscher Idealist, ein Theologe, an der Westgrenze des Reichs und fühlt sich berufen, zur Wiederherstellung der alten Einheit zwischen Kirche und Reich zu mahnen. Auf Franzosen und Türken fällt dabei sein besorgter Blick. Und Wimpheling steht in diesem Kampfe nicht allein. Ein Geiler von Kaisersberg, ein Sebastian Brant lassen zu gleicher Zeit die gleiche Mahnung erschallen, allein was half es? Das Zeitenrad macht keine Wendung zurück. Papsttum und Kaisertum nach der mittelalterlichen Anschauung waren überlebte Größen, mit ihnen war an keine Wiederherstellung des deutschen Reiches, der deutschen Macht zu denken. Jener Uebertritt des Papsttums in das französische Lager hatte diese Wiedererhebung Deutschlands zur Unmöglichkeit gemacht. Wer Deutschland erwecken wollte, mußte den Ruf erheben: Los von Rom — gegen Frankreich! Und dieser Ruf, der zum ersten Male deutlicher in der Zeit Ludwigs des Bayers erklungen war, wurde zum Schlachtruf der neuen Zeit, aber bis er die Geister einte, bis er der grund- und bodenlos gewordenen politischen Entwicklung des Reiches Einhalt gebot und sie von neuem auf realen Machtboden verpflanzte, bedurfte es einer langen, schweren Zeit, einer fanatischen Begeisterung, einer unabsehbaren Reihe von grausamen Erfahrungen und Leiden. Gerade jener demokratische Zug, der an der Wende der Zeiten den hervorragendsten Geistern eigen war, ist als eine direkte Reaktion gegen die von Frankreich sich mehr und mehr einbürgernde Fürstenallmacht zu erfassen. Erst wenn jener Ruf Geilers von Kaisersberg an die Herrscher, die zu „Gewaltnarren" geworden, nicht nur im Volke, sondern auch bei den Fürsten selbst Anerkennung gefunden, vermag sich ein neues starkes und geeintes politisches Leben wieder zu entwickeln. „Bist du nicht sowohl aus Lemen gemacht als der Unterthan? Oder bist du gewißlich mit köstlicherer Laugen gewaschen worden weder er? Oder bist du mit Malvasier, er aber mit Wasser getauft worden? O, du Gewaltnarr, meinest du, daß dir darum das Schwert in die Hand gegeben sei, die Unterthanen damit umzubringen, und nicht, daß du sie beschützest und beschirmst?" Mit diesen bei Janssen angeführten Worten aber stellte sich Geiler selbst auf die Seite des Volks, auf die Seite der Demokraten,

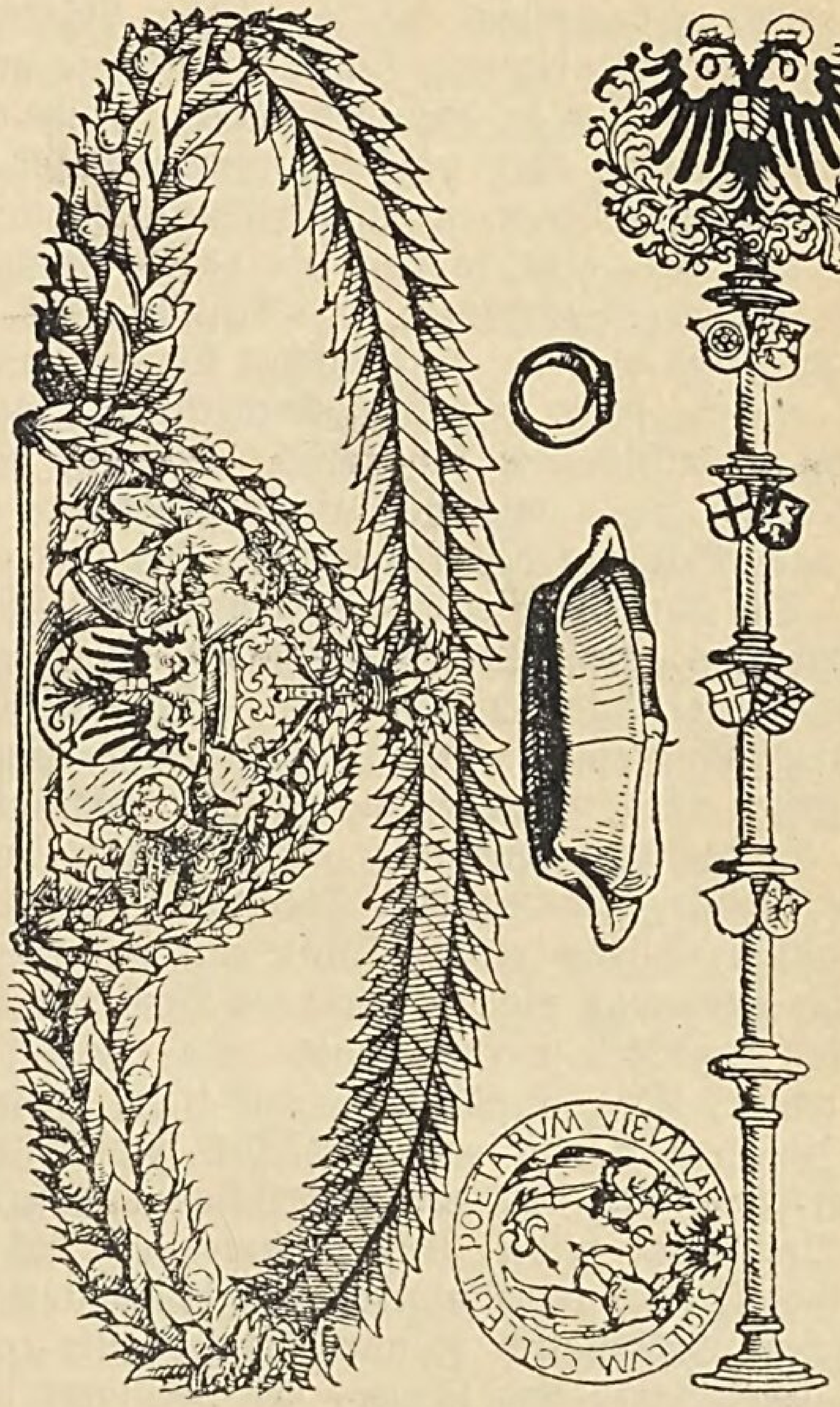
welche gegen die vom Papsttum in erster Linie aufgenommene Theorie von der fürstlichen Omnipotenz in Opposition traten. Diese Entwicklung zum fürstlichen Absolutismus aber war von der religiösen oder nicht religiösen Anschauung vollkommen unabhängig, sie vollzog sich als eine direkte Folge des Auseinandertretens der einzelnen Volksteile, als eine Folge der mittelalterlichen ständischen Entwicklung und der Entartung dieser Entwicklung zum krassesten Egoismus; sie vollzog sich, wie wir sehen werden, ebenso in katholischen Ländern, wie in protestantischen, und gerade in den letzteren trat der erste Umschwung ein, in dem Preußen Friedrichs des Großen ertönte zuerst das Wort wieder von dem ersten „Staatsdiener", welches einst Dante in seiner Schrift von der Monarchie bereits prophetisch ausgesprochen hatte. Kaisertum und Papsttum — ein Traum der Romantiker, der sich erst recht als solchen erweist, wenn wir hören, daß Geilers Schriften wie diejenigen andrer Ketzer auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt wurden. Das war ein Werk späterer Zeit, denn bei all diesen damals in der geistigen Bewegung stehenden Kämpfern war noch gar nicht die Rede davon, sich von der katholischen Kirche loszusagen, sondern es galt lediglich, die Lehre der Kirche einer neuen gehaltvolleren Entwicklung, einer energischen Verjüngung zuzudrängen. Namentlich gegen das sinkende Mönchtum richteten sich diese Angriffe einer menschlicheren Denkungsart, und gegen dieses Mönchtum kämpften auch Leute, wie Wimpheling, der „Halbhumanist". Es ist nicht das Dogma als solches, welches bekämpft wurde, ja man quälte sich gar nicht mit dem Gedanken, ob dies oder jenes Dogma sei, sondern mit einer gewissen naiven Herzhaftigkeit und oft in Mutwillen ausartenden jugendlichen Begeisterung stürmte man los und peitschte den Unfug, wo man ihn fand, mit oder ohne Begründung durch das Dogma. Man war zu einer Art Erkenntnis gekommen durch die sich mehrende geistige und materielle allgemeine Not, die Not trieb weiter, sie hüllte das tägliche Dasein in immer dichtere Wolken ein, und während die einen nach allen möglichen Arten von Licht suchten, verboten die andern dieses irdische Lichtmachen, da es der Sonne in ihr Amt greife. Aus jener Spaltung der Menschen und ihrer Trennung nach Klassen brach der Groll eines Geiler von Kaisersberg offen hervor, und die gleiche Not war es, welche den Blick zuerst auf die ökonomischen Grundlagen des Staatswesens lenkte. Aber wenn auch der Scholastiker Gabriel Biel von Tübingen heute als Nationalökonom hingestellt wird, so war sein Streben doch einerseits verspätet, andrerseits verfrüht. Verspätet, weil die Not da war und man erst nach Mitteln gegen sie suchen wollte, verfrüht, weil man vergessen hatte, die Zeitgenossen zu nationalökonomischer Einsicht zu führen. Für diese war das Zeitalter nicht reif, und es ist auch bei Biel die moralische Seite, welche da zuerst in die Augen springt. Die Moral aber ist erst die Folge einer festen wissenschaftlichen Einsichtnahme, nicht der Anfang einer solchen. An das Volk richtete Biel sich in seinen Predigten und im Volke weckte er den Widerhall, aber den Widerhall der Ahnung einer Erkenntnis, nicht den dieser selbst. Der Widerhall auf wissenschaftlichem Gebiete blieb aus, und so war von den Grundelementen einer Erneuerung auch hier nur eines vorhanden, das Bedürfnisgefühl in weiteren Kreisen. Bis neben diesem einen Elemente das andere, das der wissenschaftlichen, strengen Forschung emporzutauchen, bis es den alten Schutt, die alten scholastischen Maximen lebendig zu durchdringen und aus denselben selbst wieder das Lebendige und Lebensfähige zum Tageslichte emporzuheben vermochte, bedurfte es einer langen Zeit, einer ungeheuern Kraftanstrengung, einer Fülle von Entsagung und Leiden. Einstweilen ward gestritten und fortgestritten, bis der Streit selbst das Wort erweckte: „Los von den alten Autoritäten!" Aristoteles sank vom Stuhle der Unfehlbarkeit, auf den ihn das Mittelalter erhoben hatte.

An diesem so belebten geistigen Treiben nahm die Universität Ingolstadt herzhaften Anteil, aber sie erweckte ihrerseits nicht die Anteilnahme im Volke. Auch wuchs nicht etwa aus dem bayerischen Leben direkt diese Anteilnahme empor, sondern die ganze Bewegung war eine importierte, und wenn Celtes gerade auf Bayern seinen Hohn ergießt, so zeigt dies uns nur, daß der Mann für seine Bestrebungen hier einen absolut unempfänglichen Boden gefunden hatte.

Indem wir uns nun zu einem kurzen Referate über die damalige Bethätigung Bayerns auf dem künstlerischen Gebiete wenden, schicken wir voraus, daß da Vorarbeiten,

auf welche wir uns zu stützen vermöchten, lange nicht genügend vorhanden sind. Wohl besitzen wir Sigharts schönes Werk von bayerischer Kunst, allein es ist eine feste Grundlage, auf welcher wohl fortgearbeitet werden kann, noch aber nicht fortgearbeitet worden ist. Um ein bloßes Aufzählen der noch vorhandenen oder zu Grunde gegangenen Werke kann es uns hier nicht zu thun sein, und schon die Massenhaftigkeit des Stoffes verbietet uns von selbst, weiter auszugreifen. So halten wir denn die Rundschau in dem engeren Bayern ab und schweifen nur aus, um Vergleiche und für die Schätzung des Geleisteten einen etwaigen Maßstab zu gewinnen.

Zunächst sei darauf hingewiesen, daß das, was sich eben in der Welt der Begriffe und wissenschaftlichen Bestrebungen zu vollziehen begann, sich in der künstlerischen Welt damals bereits in weit höherem Grade vollzogen hatte. Nicht nur die Anteilnahme größerer Volkskreise an dem künstlerischen Leben war bereits erwacht, sondern die Kunst selbst brachte es auch zu weit höherer Vollendung ihrer Ideale, als die wissenschaftliche Welt. Der gotische Stil bedeutet für die Architektur dasselbe, was die spirituelle Erfassung der christlichen Religion durch die zum Selbstdenken erwachenden Völker für die katholische Kirche bedeutete. Und wenn die Mystik sich in der Durchbrechung der alten formalistischen Anschauungen charakterisiert und ihre Vertreter rücksichtslos und unbekümmert um romanische Form und die Vorschriften der Tradition sich zum Selbstschauen und Selbstdenken durchzuringen versuchten, so charakterisiert sich der gothische Stil direkt als eine Durchbrechung des romanischen Stils und als Schöpfung einer durchaus selbständigen künstlerischen Bethätigung. Wohl steht dieser Stil ebenso wie der romanische in Beziehung zum Christentum, ja er basiert in der christlichen Weltanschauung, aber er ist nicht der Stil der Schule für den Schüler, sondern derjenige der der Schule Entwachsenen für ihr eigenes Denken und Schaffen. Der gotische Stil entstammt demselben Boden, dem die deutsche Poesie, die deutsche Theologie, die deutsche Bibel entstammten, dem Drange, zu reden in eigener Sprache, zu denken in der vom Mutterlande empfangenen natürlichen Weise. Er ist eine Verneinung und Ablehnung des Romanismus, und wenn man heute dies allgemein anerkennt, wenn man den christlich-germanischen Baustil als den „architektonischen Gedanken des Christentums“ bezeichnet, so wissen wir, daß sich erfüllt hat, was einstens der Heliand prophetisch verkündete: das Christentum mit oder ohne Papst ist deutsch geworden. Mit dieser Vereinigung des germanischen und christlichen Elements aber ergibt sich von selbst die Thatsache, daß jenes nicht nur durch dieses umgewandelt wurde, sondern daß auch die christliche Weltanschauung eine Umwandlung durch den germanischen Geist erfahren hatte und erfahren mußte. Dieser Werdeprozeß aber spiegelt sich wider in der ganzen Geschichte des Mittelalters, in dem großen Jahrhunderte lang währenden Kampfe des deutschen Königtums mit dem römischen Papsttum, der bekanntlich in dem Augenblicke begann, als das Werk Kaiser Heinrichs III, als sein Versuch, die



Insignien der gekrönten Dichter.

deutsche Kirche bis zur Tiber auszudehnen, scheiterte. Seit jenem Momente setzt auch die immer bewußter hervortretende Divergenz der deutschen und romanischen Entwicklung ein. In großen Katastrophen kündigten sich immer wieder die mißlungenen Versuche an, diese doppelte Entwicklung von neuem zu vereinen. Es war unmöglich. Das deutsche Christentum entwickelte sich fort, es zeitigte als erste Frucht den gotischen Baustil, der seinem Wesen nach von dem romanischen so verschieden ist, wie die Mystik eines Eckhart von der Scholastik eines Thomas von Aquino. Und wie wir sahen, daß die Scholastik von den Deutschen, so von einem Albert dem Großen, durchgearbeitet wurde und durchgearbeitet werden mußte bis zum letzten Punkte, wie gerade diese scholastische Schulung die Fähigkeit des eigenen Denkens erweiterte und vervollkommnete; wie dann die Mystik nicht denkbar ist ohne diese Scholastik, so ist auch der gotische Stil nicht denkbar ohne den romanischen, aber wohl der romanische ohne ihn, d. h. der romanische Stil ist für sich zu einem vollkommen künstlerischen Abschlusse gekommen, und es ließe sich denken, „daß das Mittelalter in ihm sein volles Genügen gefunden hätte“. Nur eines übersieht Lübke bei diesem Gedanken: das deutsche Volk war christianisiert, aber nicht romanisiert worden, und weil es ein deutsches Element noch gab in der Welt, weil dieses deutsche Volk auch in seiner religiösen Entwicklung seine eigenen Wege zu gehen begonnen hatte, darum entwickelte sich der gotische Stil aus dem romanischen, wie die Mystik aus der Scholastik. Das nationale Prinzip behauptete sich in ihm. Es ist nur logisch, wenn es sich nach Ablegung der romanischen Schule auch auf allen andern Gebieten behauptet.

Die Kunst schafft keine Verbindlichkeit, erst der ausgesprochene Gedanke, das unumstoßbare mit festem Begriff verbundene Wort schafft eine solche. Und so sehen wir denn damals, wie heute, wie zu allen Zeiten dieselben Leute sich für eine Kunst und Kunstrichtung begeistern, die den in solcher Kunst eingehüllt liegenden Gedanken, wenn er ausgesprochen wird, wenn er als „Wort“ erscheint, fliehen wie die Pest. Und doch hätte man die deutschen Baumeister ebenso in Acht und Bann thun müssen, wie man die deutschen Mystiker, die deutschen Theologen, die deutsche Bibel in Acht und Bann that. Es ist dasselbe Wirken gleicher Kräfte nur auf verschiedenen Gebieten. Wie aber selbst diese geistige Bewegung nicht als fertiges System aus dem Haupte der Deutschen hervorsprang, sondern vermittelt werden mußte und gleich der Mystik ihre ersten Wurzeln außerhalb der rein deutschen Bevölkerungszone trieb, erkennen wir deutlich an dem einen Umstande, daß der neue Baustil vom nördlichen Frankreich ausging, von jener Zone, wo nicht nur romanisches Blut stark mit germanischem versetzt war, sondern wo auch in der Folgezeit die Berührung beider Volkselemente eine äußerst rege und lebhafte blieb. England, Deutschland und der übrige Norden bemächtigten sich alsbald der neuen Bauart, von den südlichen Ländern trat er nur dort lebhafter empor, wo einst das germanische Element sich niedergelassen und längere Zeit behauptet hatte. Es wäre eine interessante Aufgabe, die Ausdehnung dieses Stiles einmal mit der einstigen Ausdehnung der germanischen Völkerschaften zur Zeit der Völkerwanderung zu vergleichen. Schon im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts setzte diese Entwicklung des gotischen Stiles ein, um in raschem Emporblühen bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts ihre Höhe zu erreichen und dann langsam abzusterben, so daß seine letzten Ausläufer bereits in die Zeit fallen, da über die in das Fahrwasser der Einseitigkeit geratene Nationalität der humanistische Geist hinausgewiesen hatte auf das allgemein Menschliche, und aus der Antike heraus, aus der Kunst des naiv Menschlichen der Renaissancestil im 16. Jahrhundert seine mächtige Entwicklung begann.

Insofern nun die Gotik wie die Mystik nicht ein absolut Neues und in sich selbst Lebendes war, sondern nur eine neue und freie Behandlung eines vorhandenen Stoffes, insofern also auch hier der Volksgeist zunächst das Aeußerliche, die Form erfaßte und eben durch die Variationen und Durchbrechung der alten Grundformen mit dem Wechsel unversehens auch neue Gedanken, neuer Stoff sich zur Behandlung eindrängte, trug die Gotik ihr Ziel und Ende von Anfang an in sich. Die einfache, klare Wahrheit, die künstlerische Darstellung des Zweckmäßigen und Natürlichen, welche sich erst aus dieser verschwenderisch reichen Formenhülle heraus zu entwickeln vermochte, drängte die Gotik,

wie in diese grandiosen Formenphantasien und immer individueller sich gestaltende Behandlung hinein, so auch wieder hinaus. „Wir können nicht vergessen, daß der gotische Dom mit einem unermeßlichen Aufwand von Mitteln ein Ganzes darstellt, das beinahe der Natur und Zweckmäßigkeit zum Trotz errichtet zu sein scheint." Damit erfaßt Lübke den Kern der Sache: der Natur und Zweckmäßigkeit zum Trotz! So scheint es, und ist auch wenig damit gesagt, wenn man betont, die Aufgabe der Architektur bestehe nicht darin, Ideale zu realisieren, sondern das Reale zu idealisieren, da die Entwicklung auf irgend einem Gebiete, solange die Natur mit reinen Gemütsmenschen und Kindern zu thun hat, niemals so schematisch vor sich zu gehen pflegt, wie wir simplen Verstandesmenschen das denken, so zeigen diese Worte doch den Weg, welchen die mittelalterliche Geistesentwicklung einschlug, seitdem das Volksbewußtsein langsam zum Selbstdenken erwachte. Ein Ideal, das christliche, war dieser Entwicklung mit auf den Weg gegeben, und an diesem Ideale versuchte der jugendliche Geist der Völker seine erste realisierende Kraft. So in der Gotik, so in der Mystik. Aber da diese realisierende Kraft dem natürlichen frischen Leben entstammte, flossen mit der freien Behandlung eines gegebenen Stoffes frische freie Gedanken ein, und dieser reale Gedankenschatz ward dem Volke aus seiner Arbeit und blieb ihm, er aber führte Gotik wie Mystik zum Höhepunkt und über ihn hinaus zum Ende. Erkannten wir in der Mystik den mächtigen Trieb, die religiösen Wahrheiten in ihrem Wesen zu erkennen, in ihr innerstes Sein zu dringen, und sahen wir dann, wie diese Mystik über sich selbst hinauswies aus dem Gotterkennen in das Welterkennen, aus der Phantasie in die ernste Erforschung der Natur, so steht auch der gotische Dom einerseits vor uns als die „höchste Verkörperung des christlich-mittelalterlichen Geistes", andrerseits aber auch als Wegweiser aus diesem Geistesleben hinaus, aus der Menge rein individueller Empfindungen und rein subjektiv gewonnener Gedanken in die Objektivierung dieser errungenen Schätze und ihre naturgemäße Verkörperung. Drängte die individuelle Empfindung im gotischen Stil zum individuellen Gedanken, so trieb dieser aus dem gotischen Stil hinaus zur Auflösung, aus der strengen Gesetzmäßigkeit des Systems zur Prinziplosigkeit, und erst mit dem Verfall dieser ganzen Geistesrichtung ward der Drang zu klarer, nüchterner Erkenntnis, zur Forschung möglich und lebendig. Was man einst als Grundform willig mitgenommen hatte, ward in und durch den gotischen Stil erschüttert, durchbrochen, die freie Entwicklung ließ sich nicht mehr hemmen, sie kehrte das kritische Auge zuletzt selbst gegen diese Grundform, die Kirche, die christliche Religion, die ganze geistige Grundlage, auf der man bisher immer noch gestanden, ward der Untersuchung unterworfen, und damit erreichte man das Ende. Von Italien aus erhob sich der Protestruf gegen die „gotische" Kunst, gegen die von einer barbarischen Nation stammende Architektur. Das war der Weckruf des Romanismus, und indem wir diesen romanischen Protest in seinem Kerne fassen, als einen abermaligen Versuch, die Entwicklung der christlichen Völker unter das Gesetz des Romanismus zu beugen, wird uns der im Norden erfolgende Gegenschlag des Protestantismus ebenso klar. Der deutsche Bauernsohn trat gegen die kunstübenden Renaissancepäpste in die Schranken, der Humanismus fand seinen Gegner im deutschen Individualismus, das nationale Prinzip rang nach Anerkennung dem reinmenschlichen Prinzip gegenüber, und indem dieses Reinmenschliche, der Antike entnommen, sich den Formen des Katholizismus einfügen und unterwerfen sollte, der Humanismus dem Romanismus, ward umgekehrt der deutsche Protestantismus zum Befreier desselben und rettete die im Flusse befindlichen lebendigen Kräfte für eine dereinstige höhere Einheit. Hat man die spätere Kunstblüte und geistige Entwicklung vielfach als eine Frucht des Protestantismus hingestellt, so ist dieser Annahme der Boden doch einigermaßen zu entziehen. Nicht der Protestantismus in seiner religiösen Beschränktheit war der Boden, aus welchem diese Frucht emportrieb, sondern der Protestantismus, welcher sich mit seiner befreienden That als ein Gegengewicht gegen die Alleinherrschaft einer einzigen kirchlichen Autorität hinstellte, der sich selbst überwindende Protestantismus war der Boden zu dieser Entwicklung. Erst indem der Kampf zweier kirchlichen Autoritäten die störenden Kräfte für sich in Anspruch nahm und ablenkte, vermochten sich die höheren geistigen Kräfte emporzuringen und jene befreiende

That zur Wahrheit zu machen. Die absolut notwendige Konsolidierung der protestierenden Elemente zu einer religiösen und konfessionell streng umschlossenen Genossenschaft trug zunächst für die geistige Entwicklung keine Früchte, ja sie führte, indem auch die Reformatoren den Glauben und die Theologie der Kritik der Vernunft entzogen und den Glauben „als Inhalt einer außerhalb des allgemein Gesetzlichen stehenden Erkenntnisform“ darstellten, die bisherige lebhafte geistige Bewegung langsam zur Stagnation zurück und vermehrte die Uebel, die sie hatte beseitigen wollen. Mit dieser Degeneration wuchs der Mut der Gegenpartei wieder und nun brach der eigentliche Kampf los, ein Kampf, der mit einer allgemeinen Erschöpfung endete und keiner der beiden „Heilswahrheiten“ den Sieg brachte. In der Erschöpfung löſten sich die straffen Bande, die Skepsis fand breitere Aufnahme, und nach und nach brach langsam, dann schneller und schneller ein geistig frischeres Leben durch die vermodernde Pflanzendecke, welches allmählich all jene Prinzipien, die von der begeisterten Ahnung der Humanisten und Renaissanceleute einst am Anfang der neuen Zeit bereits erfaßt worden waren, zum Dasein emporführte und verwirklichte. Die Säkularisierung des europäischen Geistes begann, seitdem das Uebergewicht des Klerus gebrochen war, und dieses Uebergewicht brach, auf einer mehrhundertjährigen Entwicklung fußend, die deutsche Reformation.

Wir greifen von hier zurück in die gotische Epoche und erkennen sofort auf dem Gebiete der Architektur, wie die endgültige Zurückweisung des klerikalen Uebergewichts sich auch hier vorbereitete. Die alten geistlichen Baumeister traten allmählich zurück, und wie der neue Baustil sich nicht nur an Kirchen erprobte, sondern ebenso an Profanbauten, an Burgen, Rathäusern, Wohnhäusern, so waren es auch bald nur weltliche Baumeister, die sich der ganzen Ausübung der Architektur bemächtigten und sich in den sogenannten Bauhütten zu gemeinsamen Zünften vereinigten. Ueber den architektonischen Charakter des neuen Stils können wir uns hier nicht auslassen, nur eines seiner wesentlichen Merkmale sei angeführt, der Spitzbogen, der die Möglichkeit gab, jeden Raum in beliebiger Höhe mit einer Wölbung zu überspannen, sobald man den Radius des Rundbogens vergrößerte und nun mit diesem größeren Radius den Schneidepunkt der beiden Kreislinien von den beiden Stützen aus suchte.

Im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts hielt der neue Baustil auch in Bayern seinen Einzug. Es war die Zeit, da die beiden Mystiker Berthold von Regensburg und David von Augsburg dem Ende ihrer ruhmreichen Laufbahn nahten. Auch in Bayern durchlebte die neue Kunst ihre verschiedenen Entwicklungsstufen ganz, für deren erste wir mit Sighart an den Jahren von 1260—1300, für deren zweite, die Zeit der Blüte, wir an den Zeitraum von 1300—1400, für deren dritte, die Zeit, da an die Stelle der Konstruktion die Dekoration und andrerseits die Nüchternheit, an die Stelle der Phantasie der Kalkül trat, wir an der Zeit von 1400—1530 festhalten wollen. Schon Riezler weist darauf hin, daß das Eintreten der Gotik in Bayern sich fast um ein Jahrhundert verzögerte, wenn wir von ihrem ersten Auftreten in Frankreich zu rechnen beginnen, ebenso daß die Verbreitung derselben mit dem Auftreten der Bettelmönche in innigem Zusammenhange stand. Ihre Kirchen sind die ersten, welche den neuen Geist atmen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil diese Orden erst noch zu bauen hatten, während die andern älteren Orden bereits mit Kirchen vollauf versehen waren. Diese Kunst aber wie keine andere an die Naturbeschaffenheit des Landes gebunden, trägt denn auch wie keine andere den landschaftlichen Charakter vollkommen an sich. Auch hier ist es das Land in erster Linie, welches die Entfaltung der Gotik zu ihrem edelsten und reinsten Wesen nicht begünstigte. In der Ebene südlich der Donau fehlte der Haustein. Man mußte sich mit Backsteinen behelfen, und das allein schon war dem künstlerischen Schwunge ein gewaltiges Hindernis. Aber auch ein andrer Umstand gibt uns zu denken. Jene beiden Mystiker David und Berthold fanden in Bayern keine nennenswerten Nachfolger, und die neuere Mystik eines Eckhart und seiner Schüler blieb am Nordufer der Donau stehen. Schon die Thatsache, daß namentlich Bertholds Wirken sich nicht auf Bayern beschränkte, sondern ganz Ober- und Mitteldeutschland umfaßte, und die andere, daß David von

Regensburg sich nach Augsburg wandte, scheinen darauf hinzuweisen, daß beide auf rein bayerischem Boden den Boden nicht fanden, dessen sie zu ihrer gedeihlichen Arbeit bedurften.

Auch bei der Einführung des neuen Stiles steht noch einmal die alte Königs- und Herzogsstadt Regensburg obenan. Es wäre interessant, den geistigen Wandel dieser schönen Donaustadt zu verfolgen, zu sehen, wie hier, auf reichsstädtischen freieren Boden gestellt, der bayerische Volkscharakter in jeder Weise Schritt zu halten versuchte und lange Zeit Schritt hielt mit der geistigen Entwicklung der Zeit. Und etwas Schöneres kann man kaum erzählen, als es der mächtige und hingebende Wetteifer der Bischöfe und Bürgerschaft war, dieser ihrer geliebten Stadt ein Kleinod zu schenken, das weit hinausleuchtete in Land und Zeit und uns erzählt von jener ruhigen, in sich selbst gefesteten Entwicklung, die erst eine spätere Zeit, da Wittelsbach und Habsburg aufs neue in den Kampf traten um diese Stadt, zu erschüttern und aufzuhalten vermochte.

Im Jahre 1273 ward der alte romanische Dom durch Feuer verwüstet, und Bischof Leo der Thundorfer, ein geborener Regensburger, entschloß sich kurz zu neuem Werke. Nur bis 1277 vermochte er diesem seine Fürsorge zu widmen, aber er fand zwei begeisterte Nachfolger, den Grafen Heinrich von Rotheneck (1277—1296) und Konrad von Luppurg (1296—1312). Mit ihnen schließt die erste Bauperiode der Domes ab. Schon im Jahre 1275 war der Grundstein des neuen Domes gelegt worden, und als erster Meister wird ein Meister Ludwig genannt. Aber mehr als ein Jahrhundert ging dahin, bis der Bau bis auf die Türme fertig gestellt war. Noch viele Bischöfe und Meister arbeiteten in edelster Begeisterung an der Vollendung des Werks, aber erst unsere Zeit brachte dieselbe mit den von Denzinger kunstvoll ausgeführten Türmen wirklich. Es wäre interessant, die Verbindungen und Beeinflussungen, welche in den späteren Bauepochen sich bemerkbar machen, ins einzelne zu verfolgen, doch müssen wir uns dies hier versagen. Nur wenn wir hören, daß am Anfang des 15. Jahrhunderts Prager Baumeister in Regensburg erscheinen, dann wieder, daß die Regensburger Künstlerfamilie der Roritzer nicht bloß in Regensburg, sondern auch in Nürnberg (Chorbau von S. Lorenz), in Wien (Stephansdom), in Freiburg (Münster), in München (Frauenkirche), dann wieder Konrad Roritzers Sohn Matthäus in Straßburg, Magdeburg, entweder leitend oder helfend thätig war, so weitet sich unser Blick vom Regensburger Dom hinaus über die deutschen Länder, und wir ahnen, wie dieses herrliche Bauwerk nicht nur für Bayern, sondern für ganz Deutschland ein Ruhm und eine Zierde zu werden vermochte. Sighart weist namentlich auf den ungeheuern Reichtum der Ornamentik, welcher der zweiten bayerischen Epoche angehört, hin. „In sinniger Verbindung erblicken wir hier zuerst das Gestein (Edelstein) als Schmuck angewendet, dann die zierlichsten Gebilde der Pflanzenwelt, daran schließen sich Tiere in buntestem Spiele der Formen. Aber auch die Menschen, die wilden Kräfte der Natur und des Geisterreichs sind nicht ausgeschlossen vom Berufe, den Herrn zu verherrlichen. Als Träger, Konsolen und Wasserspeier sehen wir Ungetüme, stattliche Menschengestalten und selbst den Geist der Finsternis angebracht. Welch eine Erfindungsgabe, welche zarte Naturbeobachtung, welch ein Humor, welch ein Reichtum der Gestalten! Schwerlich wird eine Kathedrale Deutschlands unsern Dom übertreffen an dieser bunten Mannigfaltigkeit des Schnitzwerks!“ Es ist ein Stück Kulturgeschichte, welches uns hier in Stein gemeißelt vor Augen tritt, ein illustriertes Blatt zu jener geistigen Entwicklung der Deutschen und abendländischen Völker, welche uns fast vollkommen fremd geworden ist und nur mit diesen Fratzen eine Erinnerung wachruft, die wir gern mit dem Schleier des Vergessens bedecken. Denn hinter dieser ungehemmten Phantasie der Baukünstler qualmt aus brodelndem Kessel der Dampf der Hexenküchen empor, der Geister- und Teufelsglaube reckt sein verzerrtes Haupt hervor und erinnert uns an jene traurige Entartung des Volksglaubens, welche die furchtbarsten Ausschreitungen und Leiden zur Folge hatte. Die Auflehnung, der Zweifel auf der einen Seite — die unbeugsame Starrheit der Kirche auf der andern. Es ist die Zeit, da der Glaube des Volkes tiefer in den Fanatismus hineintauchte, da der gute Hirt, dessen freundlich jugendliche Erscheinung uns in den ersten Zeiten der christlichen Kunst das Herz gefangen nimmt, die furchtbare Gestalt

des Judengottes, Jehovahs, des Völkerzuchtmeisters anzunehmen begann. „Das Bild Christi wurde finsterer, älter und trauriger". Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts begann sich diese Umwandlung zu vollziehen. „Von dieser Zeit an erscheint Christus immer melancholischer und oft geradezu schrecklich. Er ist in der That der König von furchtbarer Majestät in unserem Dies irae." Die Geißelungen in den Klöstern und bei den Geißlerfahrten beginnen, die religiöse Verfolgung hebt an und wird wilder und wilder, je mehr der Zweifel wächst, je unbeugsamer die Kirche sich in ihr erstarrendes Sein hüllt. Fanatismus und Terrorismus sind zwei untrennbare Erscheinungen. Sie kehren immer wieder, wenn alte Formen zu wanken beginnen, für deren Ersatz durch neue keine Fürsorge getroffen ward, sie setzen an die Stelle des Glaubens an den Weltversöhner und Menschenerlöser den Teufelsglauben, an die Stelle des positiven Bewußtseins von einer menschlichen Fortentwicklung die pessimistische Verzweiflung. Wohl lebt in der Regensburger Ornamentik noch der Humor, wohl fühlt man noch jene alte gesunde Sicherheit heraus, „die mit dem Teufel beinahe gespielt und in der ganzen Fülle eines unbeugsamen Glaubens seiner Ränke gespottet hatte", aber auch hier webt dieser Satansglaube bereits seine furchtbaren Erscheinungen herein, und jene finstere und herbe, alles Menschendasein vergiftende Ascetik erhebt sich in seinem Gefolge vor unsern Augen. Der Dom blieb ein Torso, die Türme fehlten, jenes Symbol der Erhebung in ein unendliches Reich des Frohgeistigen ward dem Dome in jener Zeit nicht. Die Verhältnisse des Baues sind harmonisch und einheitlich, er steht vor uns in seiner inneren geschlossenen Vollkommenheit, wie wenige Bauten seiner Zeit. Die Entwicklung zur Höhe ist nicht in jener fast übertriebenen Weise gesteigert, wie sie z. B. der Dom der Stadt Köln, der rheinischen Mystikerstadt, aufweist. Im Innern zeigt der Regensburger Dom die stattliche Länge von 99 Metern, eine Höhe von 40 Metern und eine Breite von 38 Metern. Was von außen namentlich sein imponierendes Ansehen erhöht, ist die fast zehn Fuß hohe Terrasse, welche den Dom umzieht und sonst an deutschen Bauten in dieser ausgebildeten Weise nicht wiederkehrt. Kurz, ein Werk voll strahlender Schönheit, voll gesunder Kraft und ruhig eindrücklicher Wirkung.

Aus der frühgotischen Zeit stammt ferner in Regensburg die Dominikanerkirche. Ihre Entstehung fällt in die Zeit der ersten Anlage des Domes. Die beiden neuen Orden begannen zu bauen. „Da ihr Wirken hauptsächlich auf die Predigt in den volkreichen Städten hinzielte, bedurften sie großer, lichter, luftiger Kirchen, die ihnen der gotische Stil am besten herzustellen vermochte. Sie streiften ihm daher allen überflüssigen Schmuck ab und führten ihn auf die größte Einfachheit der Anlage zurück. Aber gerade durch diese Klarheit, praktische Uebersichtlichkeit und Schlichtheit empfahlen sich ihre stattlichen, hellen, geräumigen Bauten dem verständigen Sinne der Bürger, so daß nun bald auch städtische Pfarrkirchen den neuen Stil annahmen." Die Bauart spiegelt den einfachen, zweckdienlichen Geist wieder, welcher diese beiden Orden in ihrer Jugend beseelte. Von diesem Geiste giebt uns die Regensburger Dominikanerkirche ein durch spätere Zeiten und Zuthaten nicht entstelltes schönes Bild. Auch die Minoriten bauten in Regensburg ihr Gotteshaus fast gleichzeitig mit den Dominikanern. Der Wetteifer der beiden Orden, das Feld zu gewinnen und zu behaupten, zeigt sich in dieser Thatsache. Die Minoritenkirche erhielt ihren herrlichen Chor erst im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts (1300—1320). Aber der Dombau blieb der Mittelpunkt der Kunstbestrebungen in Regensburg bis zum Ende der Epoche. Es ist ein charakteristisches Zeichen für das allmähliche Ablaufen der gotischen Hochflut, daß der Architektenkongreß im Jahre 1459 in Regensburg den Beitritt dieser Stadt zur Vereinigung aller deutschen Bauhütten nicht zur Folge hatte; es ist ein ebenso sprechendes Zeugnis für das Erlöschen des gotischen Geistes, daß der Mann, welcher den Dom in der Gestalt fertigstellte, die er bis auf unsere Tage behalten hat, daß Wolfgang Roritzer, der Nachkomme jener hochverdienten Künstlerfamilie und selbst ein Künstler bester Art, am 12. Mai 1514 hingerichtet wurde, weil er sich an politischem Aufruhr beteiligt hatte. Ein Augsburger Meister Hans Hieber trug in den Verfall der Gotik bereits den neuen Geist der italienischen Renaissance, den Geist der Verweltlichung der Kunst hinein. Das religiöse Grundmotiv verklang allmählich und an seine Stelle

trat der Kultus des Schönen und Natürlichen. Dieser Wandel tritt bereits an der neuen Pfarrkirche zu Regensburg deutlich zu Tage.

In die Beeinflussung der Bauthätigkeit in der Oberpfalz teilten sich Regensburg und Nürnberg. Amberg stand da im Mittelpunkt. Diese betriebsame, kräftig aufstrebende Stadt trat namentlich mit der Erbauung der Frauenkirche, der Spitalkirche und der Georgskirche in die Richtung der Zeit hinein. Die Spitalkirche ist eine Stiftung Kaiser Ludwigs, die Georgskirche (1359) ein Ziegelbau von großartiger Anlage; im 15. Jahrhundert reihte sich diesen die prächtige Martinskirche, eine schöne Hallenkirche aus Haustein an. Die Einführung der Hallenkirche steht in engster Verbindung mit dem Wesen des gotischen Stiles und gegen Ende des 14. Jahrhunderts, also in der Blütezeit, wird sie fast allgemein. Die Hallenkirche steht insofern im Gegensatz zu dem alten Schema der Basilikenbauten, als sie dem Mittelschiffe sein Uebergewicht nimmt. Die Seitenschiffe steigen zu gleicher Höhe empor, sie werden allmählich breiter, und so verliert sich der alte Charakter. Das aber ward nur möglich durch die gesteigerte Kunst der Ueberbauung, durch die Fähigkeit, die verschiedensten Abstände in gleicher Höhe zu überwölben, welche mit der Ausbildung des Spitzbogens erreicht wurde. Zu erwähnen ist hier, daß auch in Nabburg eine schöne, wenn nicht die schönste Kirche der Oberpfalz entstand; die Pfarrkirche ist ein Bau von hoher Originalität, an dem namentlich die beiden Chöre im Osten und Westen bemerkenswert sind. In der Residenz der Oberpfälzer Wittelsbacher, in Neumarkt, erhob sich im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts die schöne Pfarrkirche, und so hier und dort noch manche andere, welche der Epoche angehören, von deren Aufzählung wir indes hier absehen müssen.

Wenden wir uns von Regensburg südlich gegen Niederbayern, so ist zuerst zu bemerken, daß wir in das Land der Ziegelbauten eintreten. Der ersten Epoche gehören vor allem die Dominikanerkirche in Landshut und die Michelskirche in Kehlheim an, der Zeit der Blüte die Jodokskirche in Landshut, Kirchen in Straubing und Neustadt. Aber erst in der letzten Zeit der Gotik, im 15. Jahrhundert, wird der Eifer größer. Und da sind es denn in erster Linie die bayerischen Fürstenstädte Landshut und Straubing, dann die Bischofsstadt Passau, welche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Da entstehen die prächtige Martinskirche und die Spitalkirche zum hl. Geist in Landshut, die Karmeliter- und Jakobskirche in Straubing und der Dom, die Salvator-, die Johannes- und die Spitalkirche in Passau. Sehen wir nur auf den unermüdlichen Eifer eines Hans Steinmetz von Landshut und der um ihn sich sammelnden Baugenossen, den Wetteifer der Fürsten und der Bürgerschaft, den Einfluß, den diese Landshuter Baumeister weit herum gewannen, so wird uns das Leben klar, welches sich hier zu entwickeln begann. Länger als ein Jahrhundert ward an der Martinskirche in Landshut, dieser stattlichen Hallenkirche, gearbeitet, und noch heute erregt dieser Bau mit seinen großen Dimensionen unsere Bewunderung. „Es ist eine dreischiffige Hallenkirche von Ziegel, mit eingezogenem Chore, 315 Fuß lang, 83 Fuß breit, in der Höhe 100 Fuß bis zum Dachstuhl, mit fünf ausladenden Portalen. . . . Das Muster eines kühnen, großartigen Ziegelbaues, weniger ideal, mannigfaltig, phantasiereich, mehr trocken, schematisch, einförmig, aber von schönen Verhältnissen, luftig, frei zum Himmel aufsteigend, ein treffliches Zeugnis von der Ausdauer, dem Mute und der Zirkelgewandtheit ohne Gleichen, die der altbayerische Meister besessen." Der Stolz Niederbayerns — er spiegelt sich allein wieder in der Höhe des schlanken Turmes, der sich bis zu 448 Fuß emporschwingt. Diesem Ziegelbau stellt sich in Passau der Sandsteinbau des Domes entgegen. Hans der Krumenauer, ein böhmischer Meister, war Leiter des Baues, der, was Reichtum der Formen anbelangt, unter den Prachtkirchen Bayerns mit in erster Reihe steht.

Der allgemeine sich bis zum Ende der Epoche fortwährend steigernde Wetteifer zwischen Bürgertum und Fürstentum ist das charakteristische Merkmal der Zeit. In Oberbayern begann diese Entwicklung bereits unter dem dritten Wittelsbacher, Otto II, dessen Mitwirkung das Katharinenspital in München seine Entstehung verdankt. Die junge Stadt gedieh unter der Fürsorge der Herzoge, und in ihrem trotz der politischen Wirren relativ raschen Wachstum verät sich der sichere Blick ihres Gründers, Heinrichs des Löwen,

für die Gunst der Lage. Auch in der Folge erhielt sich die Anteilnahme der wittelsbachischen Fürsten an dem Gedeihen der Stadt. So fallen in die Zeit Ludwigs des Strengen die Bauten der Augustiner-, Minoriten- und Peterskirche in München. Ebenso beteiligte sich Ludwig der Strenge an dem Baue der Franziskanerkirche in Ingolstadt, dem bedeutendsten Denkmal der Frühgotik in Bayern, während sich von seinen Bauten im Kloster Fürstenfeld nichts erhalten hat. Eine bewegtere Zeit kam mit dem Regierungsantritt Kaiser Ludwigs. Unter ihm ward die Peterskirche in München neu gebaut, während die romantische Gesinnung des Kaisers in dem Baue des Klosters und der Kirche zu Ettal zum Ausdruck kam. Eine Nachbildung des im jüngeren Titurel beschriebenen Gralstempels sollte sich hier erheben, um das Madonnenbild aufzunehmen, welches er aus Italien mitgebracht hatte. So entstand jene zwölfeckige Rotunde, auf Säulen gewölbt, an welcher über 30 Jahre gebaut wurde.

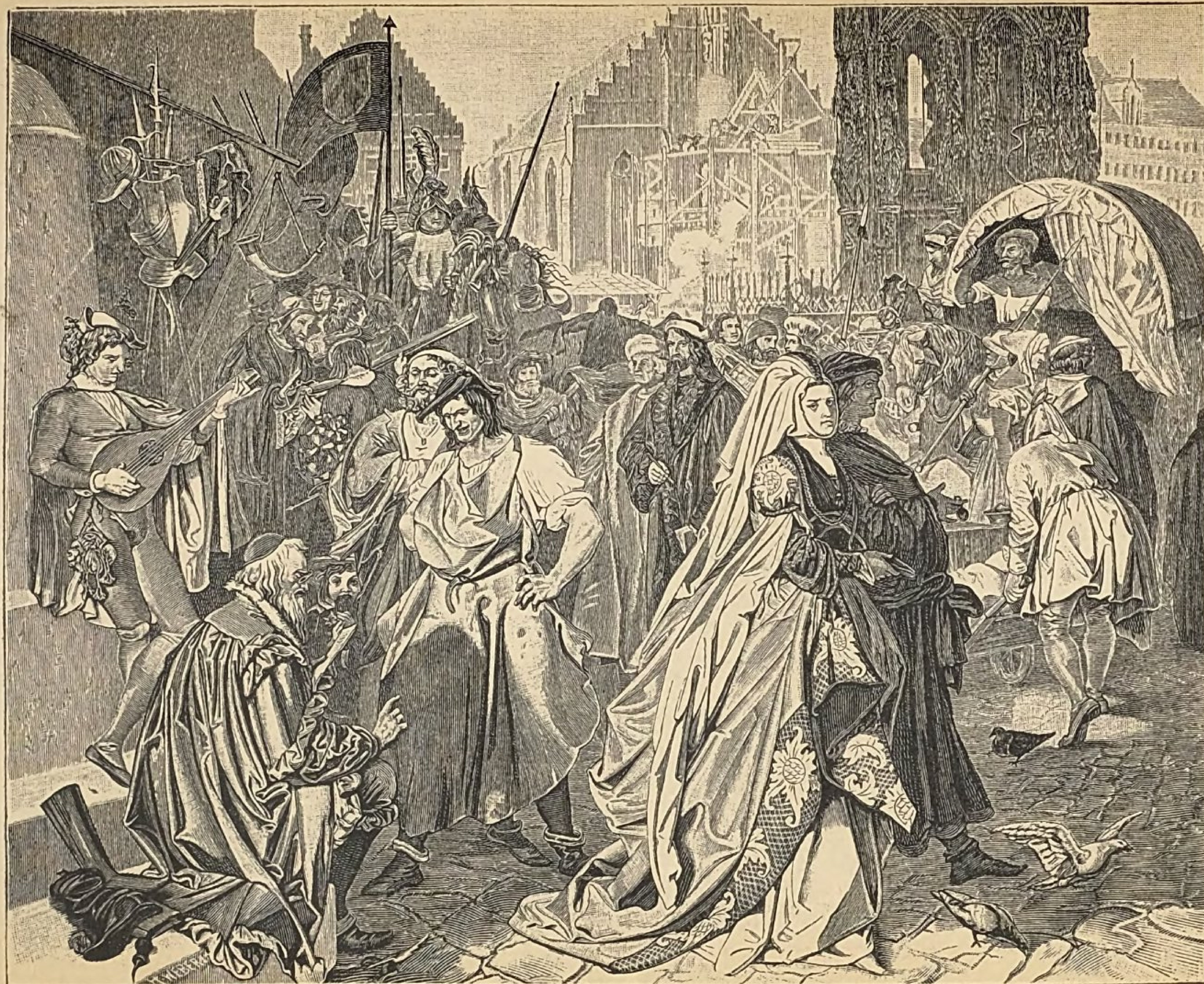
Auch in Freising erhob sich am Anfang des 14. Jahrhunderts manche Neuschöpfung, so die prächtige Vorhalle des Domes, die Johanneskirche, an deren Ausschmückung mit Bildwerken die Phantasie des bayerischen Volkes sich wiederum lebhaft bethätigte, dann die hohe und elegante Benediktskirche. Wollten wir nach Schwaben und namentlich ins Frankenland ausschweifen, so würde uns der rege Baueifer in Erstaunen setzen, welcher uns namentlich in den Städten Nürnberg, Bamberg, Würzburg, Eichstätt, Rotenburg begegnet. In Nürnberg, der voranschreitenden reinen Bürgerstadt, vor allem erkennen wir seit der Mitte des 14. Jahrhunderts eine Ernüchterung in Anlage und Formen, sowie eine größere Willkür in den Details. Auch auf diesem Gebiete zeigt sich das allmähliche Erlöschen der alten städtischen Produktivität, wie wir es auf dem politischen Gebiete bereits eintreten sahen. Und doch ist dies die Zeit, in der die Fürsten Bayerns sich dem allgemeinen Leben ihres Volkes mit größerer Anteilnahme zuwandten und namentlich in den Residenzstädten eine Steigerung der Lebensfunktionen hervorriefen. Herzog Ludwig der Bärtige, Sigmund, Albrecht III und Albrecht IV schufen den künstlerischen Ruf ihres Hauses. „In München tritt das Kunstleben nun ebenbürtig neben das Regensburgische.“ Auf die Bedeutung dieser Thatsache werden wir noch zu sprechen kommen. Sind auch die Hallenkirchen dieser letzten Epoche der Gotik in Bayern meist nüchterne und auf das Zweckmäßige zielende Bauten, so zeugen sie doch von dem regen Wetteifer, welcher hier Fürsten, Bischöfe, Klöster und Bürgerschaft beseelte. Im Jahre 1425 ward in Ingolstadt der Grundstein der neuen Frauenkirche gelegt, bei deren Bau sich namentlich die Freigebigkeit Herzog Ludwigs bethätigte. Die Vollendung des Baues zog sich über ein Jahrhundert hin, und Papst Innocenz erteilte 1487 mit den sogenannten Butterbriefen die Erlaubnis, in der Fastenzeit Milch, Butter und Käse gegen eine milde Gabe essen zu dürfen, von deren Ertrag ein Viertel nach Rom floß, während drei Vierteile zum Bau der Martinskirche in Landshut und der Frauenkirche in Ingolstadt verwendet werden sollten. Im Innern dieser Kirche setzt uns namentlich das Flechtwerk einer der fünf Kapellen in Erstaunen. Der Meißel hat hier eine wunderbare Arbeit vollendet. Das ganze Rippenwerk ist in ein freihängendes, künstlich verschlungenes Pflanzenwerk aufgelöst, wie wir das ähnlich nur wieder in Spanien und England finden. Nach diesen Vorgängen raffte man sich dann auch in München zu großem Werke auf. Herzog Sigmund verwendete sein Geld und seine Muße für die Verschönerung seines bayerischen Oberlandes. Er stiftete unter anderm die kleinen Kirchen zu Pipping, Blutenburg und anderswo in der Umgebung Münchens und legte im Jahre 1468 den Grundstein zur neuen Pfarrkirche Unserer lieben Frau. Die an derselben Stelle stehende alte Kirche wurde abgetragen, und bei der Freilegung beteiligte sich alles, was Hände hatte, um dem neuen Werke den Plan zu ebnen. Als Baumeister der neuen Kirche wird Jörg Gangkofer von Halsbach oder Polling genannt. Er ist als der Schöpfer jenes gewaltigen Baudenkmals zu betrachten, welches in der Münchener Stadt bis heute alle Bauten weit überragt und ein Wahrzeichen wurde für die kräftig aufstrebende Residenzstadt der bayerischen Wittelsbacher. Bis zum Tode Gangkofers (1488) ward der Außenbau vollendet. Jeder Bayer kennt die Kirche und hat den Eindruck an sich erfahren, den die ungeheuern Dimensionen der prächtigen Hallenkirche hervorrufen. Der Bau, ganz aus Ziegelsteinen aufgeführt, ist ein

Kunstwerk, wie sich ein solches in dieser derben Einfachheit des Stoffes wie der Form wohl kaum wieder finden dürfte. Die mächtigen Türme blieben unvollendet und fanden in der Renaissancezeit mit den Kuppeln ihren Abschluß, die sie noch heute tragen. Anmut, künstlerischer Schmuck sind an dem Baue nicht zu finden, selbst die achteckigen Pfeiler gehen ohne Abschluß direkt in das Rippengewölbe über. So steht an der Wende der Zeiten dieser Bau als Zeichen des kühnen Aufschwungs der Münchener Bürgergemeinde, als erstes Glied in jener langen Kette von Bauten, welche der Stadt den unverkennbaren Charakter der fürstlichen Residenz verliehen. Und überall im bayerischen Oberlande folgte man dem Beispiel der Hauptstadt. Wir können hier nicht ins einzelne gehen und die Menge von Kirchen aufzählen, welche sich aus dieser Zeit, so in Tölz, in Landsberg, Schrobenhausen und an vielen andern Orten erhalten haben, aber wir erkennen aus diesem Eifer das Erwachen des bayerischen Volkes, ein Erwachen, welches auf eine glückliche und bewegte Zukunft zu weisen schien und doch so bald erlöschen sollte infolge der furchtbaren Leiden, die der Krieg am Anfang des neuen Jahrhunderts über das bayerische Land brachte. Nur auf einen Umstand ist noch zu verweisen, in welchem sich die Verweltlichung der Baukunst namentlich ausspricht: es sind die in der gotischen Zeit so massenhaft und in fast allen Städten sich erhebenden Profanbauten, die Rathäuser, Thore, Burgen, Wohnhäuser, welche uns diese Thatsache darthun. Auch hier ging Ludwig der Bayer voran, der prachtvolle Hof mit seinem berühmten Erker stammen von ihm, und wir erwähnen der Innensäle des Münchener Rathauses, welche in die späteren Zeiten der Gotik zurückweisen. Von den Privathäusern dieser Zeit sind nicht mehr viele erhalten, aber was erhalten ist, zeigt, wie die Zweckmäßigkeit den Sinn für das Schöne, Trauliche und Elegante nicht zu erdrücken vermochte. In der Beziehung sind spätere Zeiten auf eine weit tiefere Stufe hinabgesunken.

Auch auf dem Gebiete der bildenden Künste zeigt sich seit der Mitte des 13. Jahrhunderts der Umschwung. Aber zu einer Befreiung von dem stofflich Ueberlieferten kam es hier ebensowenig wie auf anderem Gebiete. „Dieser neue Stil entstand nicht, weil man Neues zu sagen gehabt hätte, sondern weil man das Alte mit neuem Gefühl erfaßte und auch dieser Empfindung gemäß ausdrücken wollte. Das tiefer erregte Gemüt des Einzelnen wollte seinen selbständigen Anteil an den heiligen Dingen, an der großen Lehre von der Erlösung, in Formen aushauchen. Glühende Begeisterung, innige Sehnsucht, schwärmerische Hingebung soll sich in den gemeißelten und gemalten Gestalten aussprechen und spricht sich auch wirklich aus. Die Figuren verlieren die stattliche Würde, das an die Antike erinnernde Gepräge von erhabener Ruhe; sie werden schlank und schwank, zart aufgeschossen und mit schwärmerischer Neigung des Lockenhauptes dargestellt; sie biegen mit einem Schwunge, der den Schwerpunkt auf die eine Seite verlegt und die andere dagegen sich tief einziehen läßt, den ganzen Körper aus- und einwärts, wie wenn derselbe unmittelbar den leisesten Schwingungen des Empfindens folgte; sie sprechen diese Regungen des Seelenlebens durch einen Zug lächelnder Holdseligkeit aus, der fast ohne Ausnahme das Gesicht freundlich erhellt.“ (Lübke.) Indem also das Stimmungsleben jener Zeit in diesen künstlerischen Gestalten nach Ausdruck strebte, ist es klar, daß gerade hierdurch der neue Stil alsbald etwas Konventionelles annahm, da nach dem Erlöschen der Stimmung die Manier blieb, das Aeußerliche, welches von den Handwerkern begriffen und aufgefaßt wurde, während das seelisch künstlerische Element sich verflüchtigte. Und sehr viel, vielleicht das meiste, trug zu dieser Veräußerlichung, zu dieser Erstarrung im Typus die Unfreiheit bei, welche auch in dieser Periode die Grundlage der bildenden Künste blieb. Zweck und Stoff bestimmten von vornherein ihre Haltung, ihre Ausbildung und ihr Ende. Das architektonische Gesetz blieb wie der Stoff Meisterin dieser Künste, die wohl vorbereitend für eine spätere Zeit wirkten, aber ein selbständiges, entwicklungsfähiges Dasein nicht zu erlangen vermochten. „Trotz aller individuellen Empfindung bleiben diese Gestalten im Banne der großen allgemeinen Gedanken, denen sie zum Ausdruck dienen, und nur die Beziehungen werden lebendiger, klarer, dem menschlichen Empfinden näher gebracht.“ In innigem Zusammenhange mit der Entwicklung der Architektur des gotischen Stiles steht ebenso das Zurücktreten der Wandmalerei und das Emporstreben der Glas-

malerei, da an die Stelle der großen Wandflächen im romanischen Stil nun die großen Fenster des gotischen Stiles treten. Trotz dieser Beschränkung durch die Architektur ließ sich das natürliche Gesetz nicht ganz verdrängen, und der neue Geist des Realismus, der am Ende dieses Zeitraums einen vollen Umschwung in der Auffassung brachte und damit die mächtige Entwicklung der neuen Kunst anbahnte, zeigt sein erstes Erwachen hie und da bereits in den Gebilden der Gotik.

In der Frühzeit der gotischen Kunst behaupteten auf dem Gebiete der Skulptur Bamberg und Regensburg noch den alten Vorsprung, während der gotische Stil im eigentlichen Bayern erst in der zweiten Epoche vollkommen zum Durchbruch kam. Die Skulpturen des Bamberger Domes, dann das Muttergottesbild am Dome zu Eichstätt aus dem Jahre 1297 sind als die vornehmlichsten Repräsentanten dieser Kunst der Frühzeit anzusehen. In der späteren Zeit änderte sich das geographische Bild, und München trat für Oberbayern an die Spitze der künstlerischen Pflegestätten. Auch die Bildhauer gehörten nunmehr dem Laienstande an. Erwähnen wir des Steinaltars in der Peterskirche zu München, der Christus- und Corbiniansstatuen im Dome zu Freising, des prachtvollen Grabsteins der sel. Aurelia in St. Emmeram zu Regensburg, von denen namentlich der letztere die Figur der Verehrten in keuschester Form darstellt, so haben wir einige Beweise von der bedeutenden Kunstfertigkeit der Bildhauer jener Zeit. Unübertroffen an reicher Fülle und Schönheit steht auch hier das jugendliche Nürnberg mit seinem schönen Brunnen, den Figuren im Chorinnern der Frauenkirche, den Skulpturen in der Sebalduskirche, den Meisterstatuen in der Lorenzerkirche, welche wohl der Zeit Ludwigs des Bayern angehören. Auch dieser Städtefreund fand im Nürnberger Rathause seine Verewigung im Bilde. Auch die Metall- und Goldarbeit ward in dieser Zeit zu hoher Entwicklung geführt, und sind hier ebenfalls die Meister der Städte Augsburg, Nürnberg, Regensburg die bedeutendsten. Aus der dritten Epoche stammen unzählige Bildwerke in Stein, Holz und Metall. Aber ein Umschwung in der inneren Auffassung, welche zugleich auf den nahenden Verfall und das Emporstreben eines neuen Geistes hindeutet, hat sich zu vollziehen begonnen. Die Künstler ringen nach Befreiung vom architektonischen Gesetz, sie sehnen sich nach Selbständigkeit, geben ihren Bildwerken eine freiere Haltung und folgen dem natürlichen Drange ihrer an der Natur geschulten Kunst zu größerem Realismus. „In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts wirkt immer noch der idealistische Zug nach, bei aller Naturnachahmung fehlt es doch nicht an der höheren Vergeistigung und Verklärung. Von da an aber und besonders vom Beginne des 16. Jahrhunderts an werden, entsprechend dem aufgeregten politischen und religiösen Leben, die Gestalten immer bewegter, leidenschaftlicher, die Gewänder und Stellungen immer unruhiger, rauher und schroffer (eckige Faltenwürfe), bis endlich am Ende der Epoche die Kunst zur bloßen Wiedergabe der derben, gemeinen Wirklichkeit ohne Anmut und himmlische Verklärung herabsank. Der höhere religiöse Genius war der Plastik entwichen, aber eine feine Technik und Naturbeobachtung war geblieben, die uns immer in Erstaunen setzen wird." Diese wenn auch einseitige Charakterisierung der Skulptur durch Sighart zeigt uns, daß sich auf dem Gebiete der Kunst der lange angebahnte Umschwung vollständig vollzog, ein Umschwung, der früher oder später auf allen andern Gebieten des öffentlichen Lebens ebenso eintrat: es ist die Verweltlichung des menschlichen Lebens, welche uns hier begegnet, es ist das Erwachen des Verstandes und reinen Gedankens von den Träumen der Jugend, welches uns hier im Völkerleben Europas und von nun an immer mehr, immer bedeutender und umfassender entgegentritt. Dieses Heraustreten aus einem gemeinsamen Jugendleben zur Persönlichkeit, dieses Erwachen des Individualismus kündigt sich ebenso in dem einen Umstande an, daß nun immer mehr die Meister und Künstler selbst vor uns hintreten. München scheint in dieser Zeit die Führung in Bayern bereits vollkommen erreicht und an sich genommen zu haben. Waren doch die großen Architekten zumeist auch Bildhauer, wie wir unter den Bildhauern wiederum Maler finden. Von den Münchener Bildhauern verdienen in erster Reihe Erwähnung Hans der Steinmetz, Wolfgang Leeb, Erasmus Grasser. Von dem ersten stammt das schöne Hochgrab Kaiser Ludwigs in der Frauenkirche zu München, welches aus rotem Untersberger Marmor angefertigt wurde. Kaiser



Des alten Nürnbergs Blütezeit am Ende des 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts.

Nach dem Gemälde von Adamo.

Ludwig sitzt in vollem Ornat mit Krone und Scepter in der Mitte, zu seinen Füßen reichen sich zwei Fürsten, Herzog Ernst und sein Sohn Albrecht III, die Hand zur Versöhnung. Das Denkmal ward auf Befehl Herzog Albrechts III und seiner Gemahlin Anna von Braunschweig ausgeführt. Andere Arbeiten werden demselben Bildhauer zugeschrieben. In Ebersberg errichtete Wolfgang Leeb das prachtvolle Grabmal der Stifter, während auf Erasmus Grasser die sechzehn tanzenden Narren im Rathause zu München zurückzuführen sind. In ihnen kommt bereits der Realismus des ausgehenden Zeitalters zur vollen aber anmutlosen Darstellung. Auch Landshut war reich an Bildhauern in jener Zeit, und hier sind in erster Reihe die Meister der Martinskirche Hans von Burghausen und sein Sohn Hans Stettheimer zu nennen. In Straubing ist das prachtvolle und großartige Hochgrab des Herzogs Albrecht II erhalten, ebenso der schöne Grabstein der Agnes Bernauerin, in Landshut der Grabstein des Hans Steinmetz, der Hochaltar der Martinskirche, durchdrungen von christlicher Symbolik, wie die Skulpturen des Westportals dieser Kirche. Neben diesen Kunststätten im engeren Bayern erhielt sich das alte Regensburg. Eine Fülle von alten Skulpturen legt Zeugnis ab von dem regen Eifer in der Donaustadt. Nürnberg aber teilt sich bereits mit Regensburg in die Versorgung der heutigen Provinz Oberpfalz mit Bildwerken. In Schwaben war die Thätigkeit keine weniger lebhafte, und ist da namentlich die schöne Steinmadonna am alten Schlosse zu Dillingen zu nennen. Und wer könnte die Kunstwerke aufzählen, welche das Frankenland in jener Zeit erzeugte! Nürnberg und Würzburg herrschten im östlichen Franken, während das westliche sich an das schwäbische Städtegebiet anlehnte. Die Kunst jener Zeit war so recht eine Kunst des Volkes, sie wurzelte tief in den mittelalterlichen Anschauungen und löste sich erst langsam von denselben infolge des Hervortretens starker und geistesmächtiger Persönlichkeiten, deren Geburt hinwiederum erst durch eine Generationen umfassende technische Schulung ermöglicht wurde. Nürnberger Meister treffen wir allenthalben in deutschen Ländern, und deutsche Meister strömen von allen Seiten in Nürnberg zusammen. So aus dem lokalen Leben hervorgehend erhob sich die Nürnberger Kunst doch über das Lokale hinaus in jene universelle Atmosphäre, in der jede Kunst erst zur wahren Kunst, zur Darstellung des Reinmenschlichen gedeiht. Hören wir nun, daß um die Mitte des 15. Jahrhunderts bereits ein Vischer als Erzgießer, ein Ulrich Kraft als Steinmetz wirkte, daß ein Michael Stoß bereits 1418 zum Bürger in Nürnberg ernannt wurde, so erkennen wir, wie sich hier die Zeit vorbereitet, die in diesen drei und mehreren andern Namen eine Verherrlichung gefunden hat, wie sie Nürnberg damals zuerst und dann bis heute nicht wieder zu erfahren das Glück hatte. Wir müssen es uns versagen, hier die vielen Namen und Werke der Vor- und Mitarbeiter jener drei anzuführen, aber vollkommen deutlich zeigte sich uns die Verschiebung der treibenden Lebenskräfte zunächst an der Ablösung Bambergs durch Nürnberg, der Bischofsstadt durch die reine Bürgerstadt, dann aber an der Ablösung der Geistlichkeit durch die Laienkünstler. Eine neue Zeit bricht an. Der Verweltlichung der Kunst ward von all diesen tapfern Zunftmeistern und Bürgersöhnen vorgearbeitet.

Was namentlich die Holzskulptur angeht, so kann man sich ein ungefähres Bild von der regen Thätigkeit der Meister machen, wenn wir hören, daß sich noch jetzt in den beiden Bezirksämtern München gegen 300 Werke aus jener Zeit der Spätgotik nachweisen lassen. Eine ebenso unermeßliche Zahl ist von Metallarbeiten vorhanden. Da sind Monstranzen, Kelche, Reliquiengefäße, Gußwerke und Eisenarbeiten auf uns gekommen. Unter ihnen stehen die vergoldete Holzmonstranz und die Kupfermonstranz von Tegernsee (vom Jahre 1448) obenan. Es ist wohl anzunehmen, daß die französischen Schätze Ludwigs des Bärtigen, von denen das sogenannte „Goldene Rössel" in Altötting erhalten ist, auf die künstlerische Ausbildung der bayerischen Bildner befruchtend gewirkt haben. Ist dieses doch ein feinsinniges Muster französischer Emaillierkunst. In Landshut hatten die Goldarbeiter eine Heimstätte gefunden. Hier ist es immer noch der Wert des Materials, welcher zuerst zur künstlerischen Verarbeitung lockte. An fünfzig Landshuter Goldschmiede werden im Laufe des 15. Jahrhunderts genannt. Eine Fülle von Schätzen zeigen Passau, Regensburg und in Schwaben Augsburg. Die Erzgießerei aber trieb in Nürnberg ihre

höchste Blüte. Wir werden dieser Kunstgattung später zu erwähnen haben. Aus den wenigen Anführungen wird indes schon ersichtlich, welcher Eifer allenthalben emporloderte, wie der Genius der Kunst zum ersten Male in die Heimstätten des deutschen Bürgertums hineinleuchtete, und wir sehen klar, daß eine gedeihliche Fortentwicklung des deutschen Lebens nur zu hoffen ist, wenn die bisher rivalisierenden Mächte des Bürgertums, Adels und Fürstentums den Weg zur Versöhnung und zum Ausgleich, den Weg zu gegenseitiger höchster Befruchtung und Anregung erst werden gefunden haben. Arbeiten Kunst und Wissenschaft einer solchen Versöhnung stets vor, so bleibt es doch der Politik überlassen, sie zur Thatsache zu gestalten und als mächtige Triebkraft ins Leben einzuführen. So wird also erst die erfolgreiche politische Arbeit sich zugleich als fördernd und fruchtbringend für alle andere Arbeit erweisen.

Die Malerei des gotischen Stils entbehrte zunächst einer kräftigen Entwicklung und Entwicklungsfähigkeit, da ihr die Architektur jene großen Wandflächen entzog, welche der romanische Stil ihr einst gelassen hatte. Die Malerei ward mehr und mehr zur Kleinkunst, aber dieser räumlichen Begrenzung entsprang zugleich eine Vertiefung, „ein überwiegendes Betonen des zarten Empfindungslebens“, welches auf die fernere Entwicklung der Malerei nach dieser Seite nicht ungünstig wirkte, wenn auch nach der andern der Sinn für große Entwürfe und Vorlagen dadurch nicht geweckt und gestärkt wurde. Je mehr indes die Architektur der Wandmalerei ihr natürliches Feld entzog, umsomehr schuf sie ein solches der Glasmalerei, die gegen das Ende der Epoche mächtig aufzublühen begann. Von Wandgemälden der ersten Epoche werden im Nationalmuseum die Gemälde zur Geschichte des Propheten Daniel aus Kloster Rebdorf aufbewahrt. Von andern haben wir nur Kunde oder unscheinbare Reste. Dagegen haben sich merkwürdigerweise von alten Glasgemälden einige mehr erhalten, so in der Münchener Frauenkirche, im Dome zu Regensburg, dessen älteste Chorfenster dieser Epoche entstammen, so in Amberg und Freising. Von Miniaturen werden genannt das Chorbuch im hl. Kreuz in Regensburg, Miniaturen in München zu den Handschriften des Parcival und des Tristan, dann in Eichstätt und andere. Diese Art der illustrierenden Kunst steht indes für die Kunstgeschichte auf einer weniger bedeutenden Stufe als in früherer Zeit. Dagegen tritt die Teppichmalerei und Kunstweberei in dieser Zeit ihren Gang zur Höhe an. Im Regensburger Rathaussaal haben sich solche Teppiche aus jener Zeit erhalten. In der zweiten Epoche von der Mitte des 14. Jahrhunderts nimmt die Regsamkeit auf diesen Kunstgebieten bedeutend zu, wenn auch vieles zu Grunde gegangen ist, da die Wasser- und Leimfarben, mit denen man noch allenthalben hantierte, dem Verderben zu sehr ausgesetzt waren. Aber die Persönlichkeiten treten vor. Die Namen der Maler werden uns allmählich überliefert. Mit Bildhauern und Glasern bildeten die Maler eine Zunft, und schon dieser eine Umstand zeigt, wie sehr noch immer die Architektur die Herrscherin unter den Künsten war, wie unfrei die bildenden Künste ihr gegenüber dastanden. Daß Nürnberg in der Malerei den Vorsprung vor allen Städten Süddeutschlands errang und behauptete, erkennen wir allein aus der Menge von Malernamen, welche von da genannt werden. Großen Ruhm erwarb sich damals ein Maler Arnold von Würzburg. In Augsburg, Kempten, Regensburg haben sich Wandbilder aus dieser Zeit erhalten; vor allem aber sind hier die großen Wandgemälde des Freisinger Domes zu nennen, welche aus den Jahren 1400—1420 stammen. Phantasie und Gestaltungskraft waren dem Künstler in hohem Maße eigen. Gegen Ende der Epoche begannen sich in Nürnberg die einzelnen Kräfte zu konsolidieren. Es kam zur Begründung einer Schule, die dann namentlich in der folgenden Zeit ihren Einfluß bemerkbar machte. Als erstes Werk dieser Schule werden die Bilder des Imhof-Altares bezeichnet. Die Skulptur wirkte hier auf die Malerei zurück, welche nun durch „strenge Zeichnung, entschiedene Formgebung und Modellierung“ in den Wettstreit mit der Schwesterkunst eintrat, während sie ihr eigenes Wesen in einer kräftigeren Farbengebung zum Ausdruck brachte. Namentlich eine Marienkrönung (jetzt im germanischen Museum) erlangte als Denkmal der hohen Entwicklung der Malerei in Nürnberg bedeutenden Ruf. Dieses durch edlen Fluß der Gewänder, innigen Ausdruck und Anmut der Gestalten ausgezeichnete Bild wird noch dem Ausgange des 14. Jahr-

hunderts zugeschrieben. — Wie bereits erwähnt, nahm auch die Glasmalerei in dieser Zeit einen mächtigen Aufschwung, jedoch zeigen die Bilder immer noch ihre Herkunft aus der alten Teppichmalerei. „Sie sind durchaus klein, entweder Einzelfiguren unter Baldachinen oder kleine Scenen in Medaillons, welche aus sternbesätem blauem Grunde auftauchen. Gegen Ende der Epoche wird immer weniger Schwarzlot und Farbe angewendet, so daß die Glasgemälde immer heller und frischer werden und nur wie illuminierte Zeichnungen aussehen.“ Neben den Resten in den Nordfenstern der Münchener Frauenkirche ist da zunächst das mittlere Chorfenster der Benediktskirche in Freising zu nennen. Das Nationalmuseum bewahrt Glasbilder der vier Apostel, welche aus Landshut stammen. Obenan aber steht der Dom von Regensburg, dessen damals vollendeter Chor seinen herrlichen Fensterschmuck jener Zeit verdankt. Zeigt die Glasmalerei fast durchgehends mehr Einzelbilder als größere Kompositionen, so die prächtigen Teppiche im großen Rathaussaal zu Regensburg mehr Scenen, welche einerseits das Liebesleben schildern, andrerseits in allegorischer Darstellung den Kampf der Laster mit den Tugenden, wieder andere bringen Darstellungen über das Leben der „Waldmenschen“.

In der dritten Epoche der gotischen Malerei, im fünfzehnten Jahrhundert, wird die Malerei zu einer echt bürgerlichen Kunst. Ihre Entwicklung nach dieser Seite hängt innig mit der ganzen Entwicklung des allgemeinen Lebens zusammen, und wie auf der einen Seite die Verfeinerung der Lebensgewohnheiten und Lebensgenüsse Platz greift, so bringt auf der andern die Malerei in alle die Positionen ein, welche sie seitdem in der neuen Zeit zu behaupten gewußt hat. Verschönerung des Lebens scheint in erster Linie als der Beruf dieser Kunst. „Bei der stets steigenden Prachtliebe und dem wachsenden Luxus unter Fürsten, Herren und Bürgern mußte die Malerkunst auch immer häufiger Einkehr nehmen in die Wohnungen der Welt, sie mußte die Rathäuser, die Wohnungen der Fürsten und Patrizier mit Gemälden innen und außen zieren, die Porträts der vornehmen Personen aufnehmen und selbst ihre Hauseinrichtung, Tische, Standarten, Schilde, Pferdedecken mit kunstvoller Hand mit Bildern schmücken. Auch wuchs der Drang, die geliebten Heiligen, deren Schutz man besonders wünschte, immer vor Augen zu haben. Daher wird die Zahl der Einzelbilder in Zellen, Sälen und Refektorien immer größer, und besonders die Gebetbücher werden immer reichlicher mit Miniaturgemälden geziert.“ (Sighart). Natürlich, daß mit diesen erhöhten Ansprüchen an die Kunst die Zahl der Künstler sich vermehrte, so daß uns hier kaum gestattet ist, auch nur wenige der bedeutenderen zu nennen. Die Einteilung der Malerei nach ihrem inneren Charakter nun, wie sie Sighart vornimmt, ist ungemein charakteristisch. Er läßt die letzte Epoche der gotischen Malerei sich ausdehnen vom Jahre 1400 bis 1530 und teilt dieselbe wiederum in eine idealistische Gruppe von 1400 bis 1450 und eine realistische Gruppe von 1450 bis 1530, so den Anfang der neuen Kunst mit dem Ausgange der älteren vermischend. Das Charakteristische der neuen Kunst ist vor allem, daß in ihr die Natur zur Geltung kommt. Das geschah nun allerdings langsam, aber mit steten Schritten, und wenn ein solcher Versuch, in das Leben der Natur einzudringen und es künstlerisch wiederzugeben, auch in früheren Zeiten bereits hie und da gemacht wurde, so ist doch das unterscheidende Moment hier dasjenige, daß sich dieser Versuch diesmal zum Siege durchrang und sich zu behaupten wußte, was bei allen früheren Ansätzen eben nicht gelungen war. Und dieser Umstand ist bezeichnend für die Kunst der Neuzeit. Der neue Geist ist erwacht, er läßt sich nicht mehr verdrängen, und ganz falsch ist es, diesen Sieg als einen Sieg „der bloßen Natur über den Geist“ hinzustellen. Es ist vielmehr das natürliche Wachstum des Völkergeistes, welches in ihm zum Ausdruck kommt; die Natur siegt nicht über den Geist, sondern der natürliche Geist, die eigene Denk- und Gestaltungsfähigkeit siegt über den Geist der Schule, die Kunst tritt aus der rein geistlichen Atmosphäre, in welcher sie bisher geatmet und dann, da es an frischer Luftzufuhr fehlte, zu bleichen angefangen hatte, hinaus in die Welt, sie verweltlicht. War der gotische Stil nicht entstanden, weil man Neues zu sagen hatte, sondern weil man das Alte mit neuem Gefühl erfaßte, so ist der Umschwung in der inneren Auffassung seit der Mitte des 15. Jahrhunderts so bedeutsam, daß wir die ihm entspringenden Produkte unmöglich

als Anhängsel der Gotik betrachten können, sondern das Streben, Neues zu sagen, tritt so deutlich hervor, daß wir in dieser Zeit die Wurzel zu suchen haben, aus welcher der mächtige Baum der neuen Kunst sich erhob. Während nun die Werke der von Sighart bezeichneten idealistischen Gruppe sich noch ganz an die Gemälde der vorigen Epoche anschließen, und die hohen und schlanken Gestalten wie bisher aus goldenem oder einfarbigem Grunde herauszuschweben scheinen, während ihre Züge noch unberührt bleiben von dem Zeichen der Erkenntnis und paradiesische Jugend atmen, während ihre Körperformen sich nur nebenher geltend machen und ein Typus beibehalten wird, der wohl in der früheren gotischen Zeit seine natürliche Berechtigung hatte, änderte sich das alles nun, und an die Stelle des Jugendtraumes trat die realistische Erfassung des Lebens, der Natur und ihrer Gestalten. Es fließt zusammen, was bisher getrennt war, inneres Empfinden und natürliche Anschauung, und aus diesem Bunde erhebt sich die in Wahrheit modernste aller Künste zu ihrem mächtigen Siegeslauf. Einst war es ein Malen nach den Vorlagen der Antike, dann erwachte das eigene Empfinden und trieb im gotischen Stil zum Ausdruck, und erst dieses eigene Empfinden führte zum eigenen Sehen. Die Augen gingen auf, sie fingen an zu erkennen, nicht, was man bloß mehr oder weniger klar und deutlich empfunden hatte, wurde gemalt, sondern was man selbst und mit eigenen Augen gesehen hatte. Nicht nur eine Entwicklungsphase der europäischen Völker tritt uns in dieser Thatsache entgegen, sondern eine solche des menschlichen Geistes überhaupt. Wir dürfen das Altertum als die Schule der Menschheit betrachten, es ist die Jugendzeit, in welchem dem Typischen und Allgemeinen in erster Linie Verständnis und Aufmerksamkeit der Forscher und Künstler entgegengebracht wird. Daher behauptete im Altertum die Plastik ihre wunderbare Stellung als die Kunst der reinen äußeren Form. Die Darstellung des menschlichen Körpers erreichte in jener Zeit ihre kaum noch zu übertreffende Höhe. Mit dem Eintritt des christlichen Geistes in die Entwicklungsgeschichte der Menschheit begann indes die Entwicklung zur Persönlichkeit, zum Individuellen, dessen Wesen in der innern Verfassung des Einzelmenschen ruht. Hatte man früher die Gesamtschönheit des menschlichen Körpers darzustellen gesucht und so den seelenvollen Ausdruck des Gesichts, die Charakteristik des Kopfes, die ja auch in Wirklichkeit bei jugendlichen Völkern und Individuen zurücktreten, als ein nicht Vorhandenes nicht darzustellen vermocht, so trat nun die Persönlichkeit in den Vordergrund und drängte den allgemeinen Typus zurück. Damit aber verlor die Plastik das wesentlichste Element ihrer früheren Bedeutung, die Charakteristik drang in derselben empor, die äußere Gestalt, bisher ihr letztes Ziel, ward nun zum Medium, welches dieser Charakterdarstellung nur als sichtbare beseelte Form zu dienen hatte. Mit diesem Streben aber berührte die Skulptur das Gebiet der Malerei, und wir verstehen es nun, daß gerade diese Kunst den Vorsprung gewinnen mußte, da ihrem inneren Wesen der Drang zur Charakteristik nicht widersprach, sondern vollauf entsprach. In diesem Wechsel der Darstellungskünste aber offenbart sich uns das Wachstum des menschlichen Geistes, das Ringen nach Erfüllung der christlichen Botschaft, die Verlegung des Schwerpunktes des menschlichen Wesens aus dem Aeußerlichen und Körperlichen in das Innerliche und Seelische, das Heranreifen der Völker zur Mannbarkeit, als der natürlichen Form des Individuellen. „Die Malerei ist und bleibt demnach die Hauptkunst der modernen Epoche. Sie strebt nicht nach der vollen Schönheit des menschlichen Körpers. Sie giebt überhaupt nur eine Abbreviatur, einen täuschenden Schein der Wirklichkeit, aber indem sie nach der einen Seite auf so Wichtiges verzichtet, gewinnt sie auf der andern nicht minder Bedeutendes zum Ersatz. Durch die neuentdeckten Mittel der Perspektive, durch die ebenfalls nach größerer Vollkommenheit strebende Farbe kann sie in reicher Gruppierung eine Fülle von Gestalten auf weitem Plan ausbreiten, kann dieselben von dem idealen Goldgrund der mittelalterlichen Kunst erlösen und sie mitten in die lachende Schönheit der Natur, unter den blauen Himmel in üppig grünende Landschaft, oder in die prächtigen Hallen, in die ausgedehnten Prospekte einer festlich schmuckvollen Architektur hineinsetzen, und im fröhlich bunten Gewande der Zeit die alten heiligen Geschichten in neuem Sinn wieder vorführen. Alle Kraft und Tiefe der Charakteristik, alle leidenschaftliche Bewegung des Moments, alle freie Bethätigung des individuellen

Lebens nimmt sie mit jugendlicher Energie auf und weiß uns mit ihrem treuherzigen Ernst, ihrer liebevollen Kindlichkeit so hinzureißen und zu fesseln, daß wir an keinen Anachronismus mehr denken und mit frohem Dank uns in die unversiegliche Quelle von Daseinsluft tauchen, die in diesen Werken sprudelt.“ (Lübke.) Die Erlösung vom Goldgrund — die Natur zum Hintergrund — in diesem Momente spricht sich das neue Streben am deutlichsten aus; der menschliche Geist steigt vom Himmel der Phantasie herunter auf die Erde und in die Natur der Wirklichkeit, und wo uns dieses Streben begegnet, dürfen wir trotz aller Anlehnung an die Tradition, trotz allen Festhaltens an den alten Formen und Weisen nicht mehr von einer alten Kunst reden.

Der Beginn der neuen Malerei greift nun für Deutschland noch tief in die Zeit der auslaufenden Gotik zurück. Er knüpft sich an den Namen Huberts van Eyck. Der Einfluß dieses großen Künstlers und zukunftsfrohen Genius' machte sich bald bemerkbar. Aber wenn auch Jan van Eyck einige Jahre (1422—1424) im Dienste des Wittelsbachers Johann von Lüttich stand, so ist doch eine direkte Befruchtung der bayerischen Kunst durch die niederländische nicht nachzuweisen. Ein äußerer Umstand indes trat auch hier alsbald hervor: Das Aufkommen der Hofmaler. Damit ist ein Weg gewiesen, der in späterer Zeit an Bedeutung ungemein gewinnen sollte. Schon seit der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts behauptet München auch in der Malerei den Vorrang in Oberbayern vor Salzburg. Neben vielen andern finden wir da die Maler Gabriel Mächleskircher, Ulrich Füeterer und Hans Olmdorfer beschäftigt. Von ihnen allein haben sich Bilder erhalten, so von Mächleskircher eine Kreuzigung Christi in Schleißheim, dann eine solche ebenda von dem uns bereits bekannten Ulrich Füeterer. Stand dieser im Dienste Herzog Albrechts, so Hans Olmdorfer in dem Herzog Sigmunds. Von ihm besitzt die Kirche zu Blutenburg ihre Altargemälde. Auch noch andere Werke werden auf ihn zurückgeführt. In Ingolstadt war neben dem Maler Gabriel namentlich der Maler Melchior Feselen thätig, von dem eine Reihe Bilder stammen, die zum Teil weltliche Stoffe behandeln. Wandbilder unbekannter Hand befinden sich sodann in Indersdorf, in Hoflach bei Alling zum Andenken an den dort von den Münchener Herzogen Ernst und Albrecht über Ludwig den Bärtigen erfochtenen Sieg (1422). Dieses in Wasserfarben gemalte Bild ist mehr seines Alters und der dem Kulturhistoriker durch dasselbe gebotenen Zeitillustration wegen von Interesse, als seiner künstlerischen Eigenschaften halber. An der Pfarrkirche zu Wasserburg hat sich ebenfalls ein großes Wandgemälde erhalten, der Baum des Lebens, welches mehr den Charakter einer allegorischen Dichtung in Farben trägt. Eine mächtige Illustration zu gegebenem Text erhielt sich dieses Gemälde, wenn auch vielfach beschädigt, bis auf unsere Tage. Ebenso erhielten sich im alten Hof zu München die sogenannten Fürstenbilder, dann Wandgemälde in Pipping, Milbertshofen, Tölz. Wir dürfen die uninteressante Aufzählung hier schließen, da die bedeutenderen Künstler nicht mehr der Gotik angehören, wie ja auch die bereits Genannten, so namentlich Hans von Olmendorf, nicht mehr unbedingt der alten Schule zuzurechnen sind. Bevor nicht hier eine sichtende Hand vorsichtig Ordnung geschaffen, läßt sich ein bestimmtes Urteil über die bayerische Malerei jener Zeit nicht abgeben. Nur das eine ward uns bereits klar: weder ein hohes Denken, noch ein hervorragendes Können begegnet uns hier, ja die von andern vielfach betonte Roheit der Form und Empfindung lassen auf einen nicht allzu hohen Grad der künstlerischen Entwicklung zurückschließen. Nur eines Mannes sei hier noch gedacht, welcher der Zeit nach am Ende der Epoche, seinem Denken und Fühlen nach in der gotisch-mystischen, seiner Technik nach in der Neuzeit steht: Berthold Furtmayr. Derselbe war zwischen 1470 und 1501 Bürger in Regensburg. Zwei bedeutende Werke des trefflichen Miniaturmalers entzücken uns noch heute: das alte Testament in der Wallersteinischen Bibliothek zu Maihingen und ein Missale in der königlichen Bibliothek zu München. Daß die Glasmalerei auch in dieser letzten Zeit hervorragende Pflege fand, zeigen vor allem die Fenster des Regensburger Domes, dann einige der Münchener Frauenkirche, der Kirche zu Jenkofen, der Jakobskirche zu Straubing und an vielen andern Orten. Am deutlichsten aber spricht sich das Streben der Malerei, in die Allgemeinheit zu bringen und ein Gemeingut des Volkes zu werden, in der Thatsache aus, daß der Bilddruck seit dem Ende des 14. Jahr-

hunderts in Aufnahme kam und sich dann bis zum Ende der Epoche rasch entfaltete. Holzschnitte und Kupferstiche sollten die Bilder der Meister dem Volke vermitteln, und namentlich bedienten sich die Klöster derselben, um ihren religiösen Einfluß im Volke zu erhalten und zu stärken. Am Ende des Mittelalters steht die Kunst fest auf bayerischem Boden, und wenn sie auch noch keine Schulen gründete, wie im Schwaben- und Frankenlande, wie am Rhein und im deutschen Norden, wenn auch das Volk ihr noch viel ferner stand, als in den schönen und reichen Städten in Bayerns Nachbarschaft, so hat sie doch ihre Patrone gefunden, die ihr von nun an nicht mehr untreu werden sollten. Und diese Patrone fand sie im bayerischen Fürstenhause.

Wie nun in der Malerei sich der Fortschritt vollzog von der Außenkontur zur Innenkontur, zur Farbe und Perspektive, wie sie erst dadurch geschickt wurde, der Charakteristik, dem innern Seelenleben eine faßbare äußere Darstellung zu geben, so sehen wir in derselben Zeit, in der Zeit vom 12. bis zum 16. Jahrhundert die Musik eine gleiche innere Wandlung durchmachen. Sie bildete in dieser Zeit die Mittel aus, welche sie befähigte, eine Kunst der Stimmungen, die reine Stimme der Seelenzustände zu werden, zu der sie nachmals sich mit so wunderbarem Schwunge erhob. In der Ausbildung der Musik dokumentiert sich am offensten die Wirkung, welche das Eintreten des christlichen Geistes in die Völkerentwicklung hervorrief. Dieses bereits der körperlichen Faßbarkeit entschwindende Gemüts- und Stimmungsleben fand in der Musik seine eigene darstellende Kunst. Die Ausbildung der Mehrstimmigkeit ist, wie wir dies früher betonten (vgl. Bd. I. 761 f.), der entscheidende Moment in dem Entwicklungsgange der Musik. Wir schlossen unsere damaligen Bemerkungen mit dem Hinweis auf das seit dem 13. Jahrhundert eintretende Auseinandergehen der bisher allgemeinen Pflege der Musik in eine solche durch nationale Gruppen. Vom Anfang des 12. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts stellte sich dasselbe Land und dieselbe Stadt an die Spitze in der ferneren Ausbildung der Musik, wie in der Ausbildung der gotischen Architektur: das nördliche Frankreich und die Stadt Paris. Es ist dies in sofern nicht wunderbar, als Paris gewiß als der internationale Mittel- und Vermittlungspunkt aller geistigen Arbeit für die damalige Zeit zu betrachten ist. Hier begann denn auch die Entwicklung des Kontrapunktes, hier setzte jene Loslösung der Stimmen aus ihrem bisherigen Verhältnis, wonach eine Stimme (der Tenor) den „cantus firmus" übernahm, der dann die zweite Stimme in der gleichen rhythmischen Gliederung zu folgen hatte, zu freier Bewegung und Unabhängigkeit ein; die einzelnen Stimmen erhoben sich zu gleichberechtigten Faktoren im Tonsatz, das gotisch-mystische Prinzip rang auch in dieser Kunst nach Anerkennung und Durchführung. „Man empfand, daß eine wirkliche selbständige Oberstimme erst dann möglich sei, wenn man den Mut fasse, sich mit derselben von dem Gange der in der Unterstimme liegenden Melodie überhaupt loszusagen." Damit aber kam man von selbst dahin, solches auch mit mehr als zwei Stimmen zu versuchen, d. h. der Grund zur Polyphonie ward gefunden, auf dem sich unsere ganze moderne Musik aufzubauen vermochte. Auch in dieser Erfindung stellt sich uns, wie in der Gotik und Mystik, das unbewußte Streben zur Natur zurück offen bar, deren Leben sich als eine unendliche Summe individueller Einzelleben offenbart, von denen jedes durch die höchste Vollendung seiner natürlichen Anlagen zugleich zur höchsten Verwirklichung der Harmonie des Ganzen beiträgt. Die alte Schulform, der sich bisher alles hatte fügen müssen, Dogma und System wurden beiseite geschoben, und an ihre Stelle trat die Natur selbst. Es ist derselbe Geist, der sich später in der kühnen That ausspricht, welche die Menschheit aus dem Mittelpunkte des Kosmos herausriß und sie wenn auch als selbständiges, so doch nicht mehr als dominierendes Glied dem allgemeinen Weltleben einreihte. Und wie nun das damalige Frankreich aus dem bisherigen allgemeinen Entwicklungsgange der europäischen Menschheit sich zuerst zu nationalem Selbstleben erhob, so waren es auch seine Tonsetzer, namentlich die berühmten Organisten an der Kathedrale von Notre-Dame, welche ihrem Lande zuerst eine auf nationaler Grundlage beruhende Musikschule schufen. Aber zu jener wunderbaren Ausbildung, wie sie die aus gleichem Leben und Streben erwachsende gotische Architektur erreichte, brachte es die Musik damals noch nicht. Wohl aber läßt sich denken, daß eine Wirkung von Frankreich

und seiner Völkerschule Paris aus bald auch anderswo sich bemerkbar machte. Während sich in Paris ein ernster und strenger Vokalstil zu entwickeln begann, setzte seit dem 13. Jahrhundert die Pflege der Instrumentalmusik in Italien ein. Allein erst wenn es der Musik gelang, das Volksleben zu gewinnen und sich in ihm eine unversiegbare Quelle von Melodien zu eröffnen, war eine Fortleitung über die Anfänge der Theorie hinaus zu denken. Der Anfang dazu ward gemacht, als die Kunst der französischen Kontrapunktisten die Grenzen Frankreichs überschritt. Namentlich gegen Norden und Osten hin machte sich ihre Einwirkung fühlbar. In Hennegau und Flandern entstand, bereits mit deutschen Elementen untersetzt, jeno gallo-belgische Zwischenschule, welche die Errungenschaften der französischen Meister nach den Niederlanden und nach Deutschland zu vermitteln durchaus befähigt war. Es zeigt sich auch hier wieder der alte Gang des kulturellen Fortschritts vom Westen gegen Osten, und auch hier sind es jene Reste des alten lotharingischen Reiches, welche die Vermittlung übernahmen. Flandern und Hennegau, jene reichen und damals so viel umstrittenen Landschaften mit ihren volkreichen Städten, wurden in dem Jahrhundert von 1360–1460 zum Sitz einer musikalischen Hochschule für die Völker Europas. Und wie der Drang zum Selbstleben sich auf andern Gebieten in so mächtiger Weise bethätigte, so auch in der Musik. In die geistlichen Kompositionen bringen seit dem berühmten Belgier Dufay an die Stelle des durch die Kirche sanktionierten „cantus firmus“ die Melodien weltlicher Volkslieder. „In der Verschmelzung solcher Gesänge mit ihren Messen thut sich der Drang jener Meister kund, die Musik aus ihrer bisherigen klösterlichen Abgeschiedenheit zu erlösen, um sie mit dem Leben ihrer Nation in nähere Berührung zu bringen.“ (Naumann.) Diese belgischen Meister thaten ebenso auf der Bahn, auf welcher die Musik aus der Sphäre mathematisch-physikalischer Wissenschaft und theoretischer Spekulation in die der Kunst des Wohllautes vordrang, energische Schritte vorwärts. Und wie sehr es ihnen bereits gelang, die Musik ins Leben hineinzuführen, zeigt nicht nur die Errichtung von Sängerchören an den fürstlichen Höfen, so in erster Linie an demjenigen Karls des Kühnen von Burgund, sondern es tritt dies auch namentlich in dem Umstande zu Tage, daß ein gleichzeitiger Meister der Malerei, der Begründer der nordischen neuen Kunst, daß ein Hubert van Eyck auf seinem Genter Altarbild der Verherrlichung der Sangeskunst wie der Instrumentalmusik seine Kräfte widmete. Die Vermittlung der Belgier gelang. Sie gelang vor allem in den Niederlanden, die nun im 15. und 16. Jahrhundert die Führung in der Musik übernahmen. Wie sich hier ein selbständiges politisches Leben ausgebildet und die Grundlage seiner späteren Erhaltung und Befestigung geschaffen hatte, so trat nun auch in den künstlerischen Bestrebungen der Niederländer ein festes in sich geschlossenes Volksleben zu Tage. Wir haben hier abzubrechen, denn was sich da vorbereitete, gehört der Zeit des neuen Geistes an. Aus dem bereits Erwähnten ward uns klar, daß Deutschland zurückstand. Hier suchte man noch nach den Formen des so vielfach zerrissenen und gespaltenen Lebens. Eines aber müssen wir hier noch anführen. Wir berichteten bereits von dem Sängerchore des Herzogs Sigmund von Bayern, wir hörten ebenso bereits von jenem blinden Meister Konrad Paumann, „dem Organisten von St. Sebald in Nürnberg“, von dem Hans Rosenpluet in seinem Loblied unter anderm folgendes sagt:

Sein haubt ist ein solchs gradual
In gemessem cantum mit solcher zal
das got hat selbs genotirt dor ein
wo mag ein besser meister sein
dor umb ich nürnberg preis und lob
wan sie leit allen steten ob.

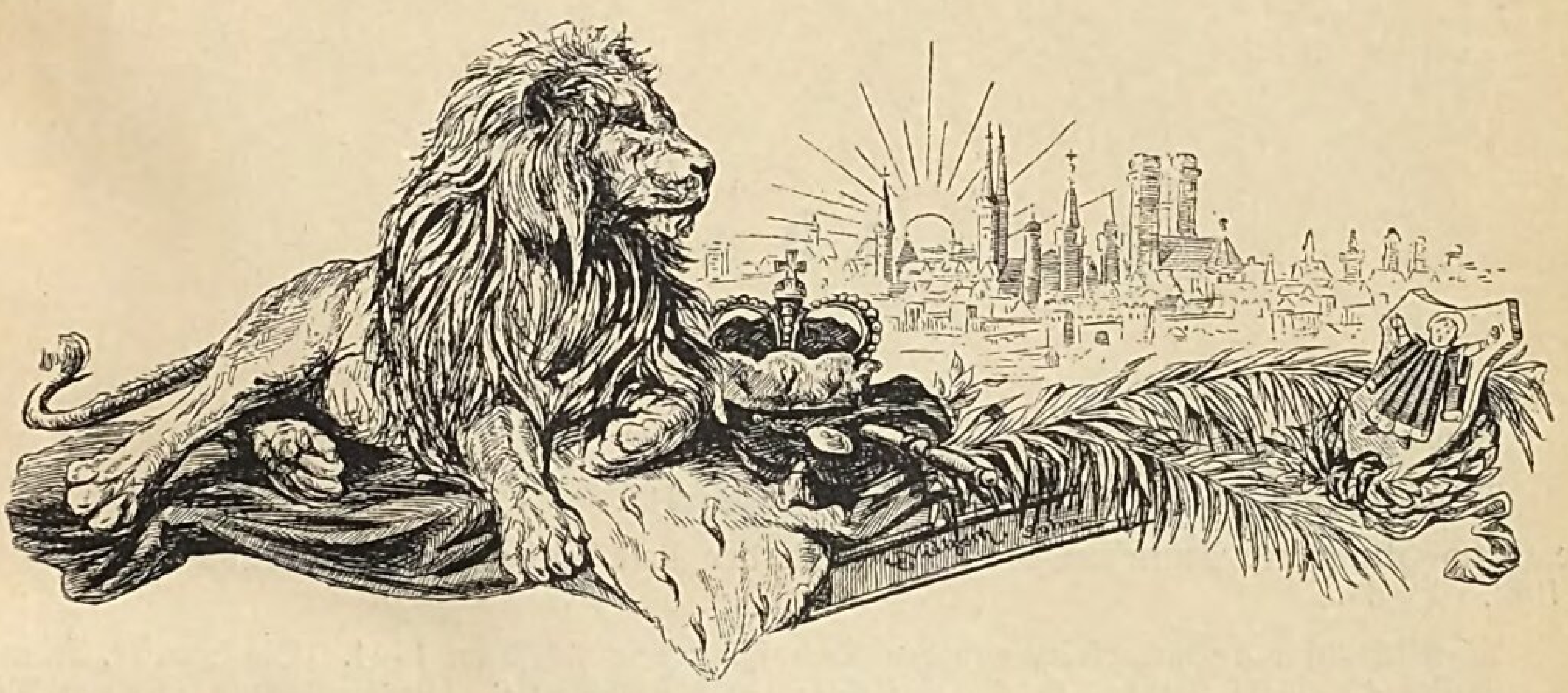
Konrad Paumann hatte sich dem Rat der Stadt Nürnberg verpflichtet, sich von seiner Vaterstadt, dieser ersten Stadt des südlichen Deutschlands, welche mit ihren Schwestern in den Niederlanden und Italien wohl einen Vergleich auszuhalten vermochte, nicht trennen zu wollen. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts aber sah der Rat von dieser Bedingung ab, Paumann bereiste Italien und trat schließlich in den Dienst der Herzoge von Bayern-

München. 1473 starb der verehrte Meister in der aufblühenden Residenz des bayerischen Landes. Sein Grabstein, eins der trefflichsten Grabmonumente aus der Zeit des gotischen Stiles, zeigt, wie hoch man den Meister in seiner neuen Vaterstadt geehrt.

Wir sind am Ende. Die Geschichte Bayerns in dem durchlaufenen Zeitraum zeigte uns viel Trauriges und Widerwärtiges. Und wenn wir das Leben und Streben des bayerischen Stammes in dieser Zeit insgesamt charakterisieren wollen, so müssen wir gestehen, daß die Erfolge desselben einen durchaus negativen Charakter tragen. Es ist eine Zeit, in der Altes zusammenbricht, während Neues aus dem eigenen Leben Bayerns sich nicht zu erheben vermag. Auf allen Gebieten, der Politik, wie der Kunst und Wissenschaften begegneten wir Anfängen, aber diese Anfänge erloschen, ehe sie ein selbständiges Leben erhielten. Die Initiative war dem bayerischen Stamme entrissen, als wir in diesen Zeitraum eintraten, alle Anstrengungen, sie wieder zu erlangen, zeigten sich als fruchtlos. Andere Mächte, andere Stämme gaben der deutschen Lebensentwicklung Haltung und Farbe, und Bayern arbeitete wohl mit, aber es arbeitete unter dem Drucke ihm fremder Mächte, daher die Arbeit denn auch gar zu oft versagte. Wohl sprach sich in den Werken der bayerischen Künstler die Natur ihres Stammescharakters aus, allein dieser selbst trägt das Gepräge der Ernüchterung und vielfach der Roheit, es fehlt an dem freudig-erhabenen Zuge, dem wir anderswo begegneten, es fehlt an der mystischen Durchgeistigung, die uns die Werke anderer Volksteile so anziehend machte. Die Ursachen dieser Wandlung haben wir im Verlauf der Darstellung genügend gekennzeichnet, und wenn wir zum Schluß der Epoche auf Thatsachen zu verweisen vermochten, welche eine Wendung zum Besseren zu verkündigen schienen, so sahen wir eben auch mit der lebhafteren Beteiligung des bayerischen Stammes an der wissenschaftlichen und künstlerischen Arbeit das Verlangen nach einer selbständigen Gestaltung eines politischen Lebens erwachen. Konrad Paumanns Grabstein ist ein Denkmal dieser Wandlung, er weist in die Zeiten, da mit einem Orlando di Lasso, dem der blinde Meister den Weg bereitete, München den ersten Ruf unter den musikalischen Städten Europas errang. Beschlossen wir den ersten Band mit dem Hinweis darauf, wie Bayern von seinen bisherigen Verbindungen losgerissen wurde, wie es vom völkerverbindenden Donaustrome südwärts lenkte und München an dem eigentlichen, dem schönsten Strome sich erhob, so schließen wir diesen zweiten Band abermals mit einem Hinweis auf München.

Damals nahten wir der Zeit, da der stolze Welfenfürst an den Ufern der Isar den Grund der neuen Stadt zu legen kam, nun hat diese Stadt ihre Rivalinnen eingeholt, sie steht auf dem Sprunge, die erste Stadt Bayerns zu werden. „In München tritt das Kunstleben nun ebenbürtig neben das Regensburgische.“ Mit diesem schwerwiegenden Satze eröffnet Riezler die Darstellung der späteren Zeit der gotischen Kunst. Er bestätigt uns, was wir so lange erwarteten. Und als ob noch einmal die alte Zeit und die alte natürliche Entwicklung sich aufgebäumt hätte gegen diese unabwendbare Thatsache einer neuen Entwicklung, so scheint es, wenn wir zurückblicken auf jenen Fürsten, dem München in erster Linie die Erhebung zur Residenz, zur Hauptstadt des ganzen bayerischen Landes verdankte, auf Herzog Albrecht IV. War es nicht derselbe Fürst, der den Besitz von Regensburg mit allen Mitteln anstrebte? War es nicht derselbe, in dessen Wirken wir eine Erneuerung und Wiederanknüpfung an die alte natürliche Entwicklung zu erkennen glaubten? Nicht die Wiederbelebung seiner alten Entwicklung war Bayerns Schicksal, sondern eine neue sollte ansetzen, die der Zeit und ihren Verhältnissen allmählich Rechnung trug, eine neue, die erst dann zur vollen Geltung gelangen konnte, nachdem alles, was Bayern mit seiner ältesten Zeit verknüpfte und an sie fesselte, abgestorben war, da auch jener Zweig der Wittelsbacher verdorrte, der aus dem Stamme Kaiser Ludwigs, des unglückseligen Erben des staufischen Geschlechtes und Verhängnisses, zum Dasein emporgetrieben war. Nicht Regensburg, nicht Bamberg, nicht eine der fränkischen oder schwäbischen Städte, sondern München war zu Landesmittelpunkt bestimmt, und je mehr sich diese Thatsache als eine unabwendbare erwies und in das Bewußtsein des bayerischen Volkes eindrang, umsomehr fand dieses Volk für sein Leben in seiner

Hauptstadt selbst den natürlichen Mittelpunkt. Das Herz ist gefunden, und wir erwarten, daß allmählich der ganze in tiefe Verwirrung geratene Organismus zu diesem leise pulsierenden Herzen in lebendige Verbindung trete. So schließen wir den zweiten Band und mit ihm die Zeit des alten Bayern. Albrechts IV Erstgeburtsordnung — die Erhebung Münchens zur alleinigen Landeshauptstadt — diese beiden Thatsachen eröffnen einen neuen Zeitraum der bayerischen Entwicklung, sie gaben dieser Entwicklung ihren vornehmlichsten Charakter.



Inhalt.

Verzeichnis der Vollbilder zum zweiten Bande.

Schwann, Mathieu,

Illustrierte Geschichte von Bayern mit sämtlichen Bildern der Königlichen Nationalgalerie in München in Holzschnitt und zahlreichen Original-Illustrationen
Bd.: 2

1891